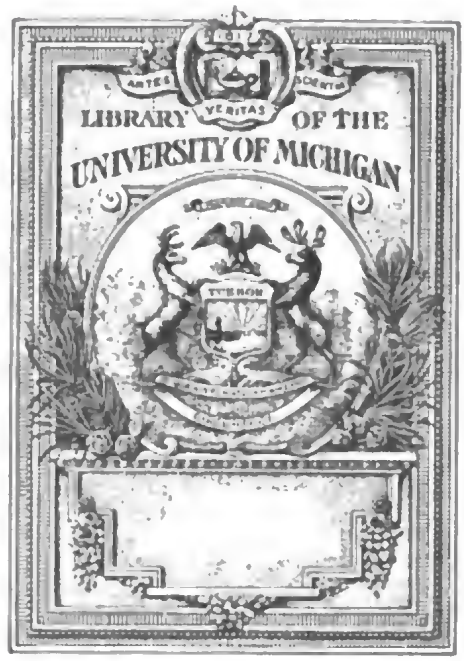
B 3 9015 00238 655 8
University of Michigan - BUHR

Digitized by Google



THE GIFT OF
Dorsch

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicolas Baudin,
geb. 1750.

Fred. Will. Beechey,
geb. 1796.

Louis Isidor Duperrey,
geb. 1780.

Jul. Sebast. Cesar Dumont d' Urville,
geb. 1790.

Digitized by Google

Malerische Reise um die Welt.

37322

Eine geordnete Zusammenstellung

des Wissenswerthesten von den Entdeckungsreisen

eines

Magellan, Tasman, Dampier, Anson, Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook, Laperouse, Bligh, Vancouver, d'Entrecasteaux, Wilson, Baudin, Freycinet, Flinders, Porter, Duperrey, Krusenstern, Kotzebue, Bellinghausen, Basil Hall, Paulding, Beechey, Dûmont d'Urville, Laplace, Lütke, Dillon, Morrell ꝛc. ꝛc.,

verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter

unter der Leitung des Herrn Dûmont d'Urville.

Ins Deutsche übertragen

von

Dr. A. DIEZMANN.

Mit Karten und über 500 Abbildungen.

Zweiter Band.

Leipzig,
im Industrie-Comptoir (Baumgärtner).
1837.

Digitized by Google

G
440
.D895
1835
v. 2

Digitized by Google

3436

Verzeichniß der Kapitel

im

Zweiten Bande.

Seite

Kapitel I.
Inseln Wawitu, Mangia, Tubuai ꝛc. — Fahrt von Taiti nach Tonga. 1

Kapitel II.
Fahrt von Taiti nach Tonga. — Die Hamoa Inseln. 7

Kapitel III.
Die Hamoa Inseln. — Geographie und Geschichte. 10

Kapitel IV.
Fahrt von den Hamoa Inseln nach den Tonga Inseln. — Niuha. — Tonga Inseln. 12

Kapitel V.
Archipel Tonga. — Geographie. 23

Kapitel VI.
Archipel Tonga. — Geschichte. 25

Kapitel VII.
Archipel Tonga. — Sitten, Gebräuche, Religion. 44

Kapitel VIII.
Der Archipel Witi. 49

Kapitel IX.
Der Archipel Witi. — Geographie. 52

Kapitel X.
Der Archipel Witi. — Geschichte. 55

Kapitel XI.
Der Archipel Witi. — Sitten, Gebräuche, Sprache. 60

Kapitel XII.
Die Neuen Hebriden. — Geographie. — Geschichte. 61

Kapitel XIII.
Die Neuen Hebriden. — Geographie. — Sitten. 68

Kapitel XIV.
Utopia. — Manicoro. 71

Kapitel XV.
Manicoro. — Geschichte. — Schiffbruch Laperouse's. 72

Seite

Kapitel XVI.
Manicoro. — Geographie. — Sitten. 77

Kapitel XVII.
Insel Ritendi oder Santa Cruz. — Inseln Tupua, Mindana, Duff, Taumako. 78

Kapitel XVIII.
Die Salomons Inseln. 84

Kapitel XIX.
Die Salomons Inseln. — Geographie. 90

Kapitel XX.
Die Salomons Inseln. — Mörder Inseln. 92

Kapitel XXI.
Neu Irland. — Neu Britanien und benachbarte Inseln. 95

Kapitel XXII.
Neu Guinea. — Louisiade und benachbarte Inseln. 102

Kapitel XXIII.
Malaisien. — Insel Celebes. 114

Kapitel XXIV.
Malaisien. — Die Molucken. 120

Kapitel XXV.
Malaisien. — Die Insel Timor. 126

Kapitel XXVI.
Malaisien. — Borneo. 132

Kapitel XXVII.
Malaisien. — Java. 135

Kapitel XXVIII.
Java. — Residenzschaften im Innern. 143

Kapitel XXIX.
Java. — Allgemeine Geographie. — Sitten, Religion. — Alterthümer. — Geschichte. 145

Kapitel XXX.
Australien (Neuholland). — König-Georgs-Hafen. 155

Digitized by Google

Kapitel XXXI. Seite
Australien. — Känguru Insel. — Port Western. 160

Kapitel XXXII.
Australien. — Neusüdwales. 162

Kapitel XXXIII.
Australien. — Entdeckung und Geographie. 170

Kapitel XXXIV.
Australien. — Naturgeschichte. 176

Kapitel XXXV.
Australien. — Eingeborene. 178

Kapitel XXXVI.
Australien. — Englische Colonien. 181

Kapitel XXXVII.
Tasmanien (Vandiemensland). — Hobart Town und seine Umgebungen. 184

Kapitel XXXVIII.
Tasmanien. — Entdeckung. — Colonisation. — Eingeborene. 186

Kapitel XXXIX.
Tasmanien. — Geographie und Erzeugnisse. 192

Kapitel XL.
Neuseeland. — Dusky Bai. — Canal der Königin Charlotte. 199

Kapitel XLI.
Neuseeland. — Entdeckung und Geschichte. 205

Kapitel XLII.
Neuseeland. — Geographie. — Erzeugnisse. 215

Kapitel XLIII.
Neuseeland. — Eingeborene. 216

Kapitel XLIV.
Inseln Macquarie, Auckland, Campbell, Chatam, Macauley und Norfolk. 224

Kapitel XLV. Seite
Neu Caledonien. 226

Kapitel XLVI.
Neu Caledonien. — Geschichte. — Bewohner. — Erzeugnisse. 229

Kapitel XLVII.
Inseln Onu Afu, Wallis, Allu Fatu und Rotuma. 232

Kapitel XLVIII.
Inseln Gilbert und Mulgrave. 239

Kapitel XLIX.
Inseln Marshall. 244

Kapitel L.
Oestliche Carolinen. — Insel Ualan. 247

Kapitel LI.
Carolinen. — Inseln Mac Askill, Duperrey, Hogoleu und Tamatam. 254

Kapitel LII.
Inseln Marianen. — Guaham. 259

Kapitel LIII.
Marianen. — Geschichte und Geographie. 264

Kapitel LIV.
Westliche Carolinen. — Inseln Eiewi, Guap und Pelew. 274

Kapitel LV.
Inseln Pelew. — Schiffbruch der Antelope. 277

Kapitel LVI.
Ueberfahrt. — Wallfischfang. — Galapagos. — Juan Fernandez. — Cap Horn. 287

Kapitel LVII.
Die Maluinen. 291

Kapitel LVIII.
Sanct Helena. — Ascension. 293

Kapitel LIX.
Die Azoren. — Frankreich. 296

Digitized by Google

Malerische Reise um die Welt.

Kapitel I.

Fortsetzung der Reise in Oceanien. — Die Insel Wawitu. — Mangia. — Waïtu Taki. — Tubuaï ꝛc. — Fahrt von den Taïti Inseln nach den Tonga Inseln.

Der neue Sturm, der uns am 29. April 1831 Abends in der Mitte des Archipels von Taïti überfiel, war nicht so heftig, wie der früher ausgestandene; nach achtundvierzig Stunden hatte der NW.-Wind nachgelassen und der „Oceanier" hätte, statt vor ihm zu fliehen, recht gut aushalten und die Rückkehr des regelmäßigen Südostwindes abwarten können. Pendleton wollte ihm aber diese Anstrengung ersparen; er hielt dieselbe Route bis auf die Höhe der Insel Wawitu, wo der Wind umsetzte und ihm erlaubte, in der Richtung nach Tonga hinzusteuern. Da ich den Mann und seinen mit großartigen Gedanken untermischten Handelsfatalismus kannte, wunderte ich mich nicht mehr über solche abwechselnde Pläne und über die für Philips und jeden Andern, der den Schlüssel zu dem seltsamen Benehmen nicht kannte, unerklärlichen Einfälle. Selbst die Mannschaft zweifelte, trotz ihrem blinden Vertrauen auf den Capitain, diesen Herrn nach Gott, bisweilen an ihm. „Er ist ein großes Genie oder ein großer Narr," sagten die Matrosen; „ein großes Genie, denn er ist nie falsch gekommen; ein großer Narr, denn er kam nie zu rechter Zeit."

Wie hätten auch diese einfachen Menschen anders sprechen sollen, da das Gesicht Pendletons immer mit dem folgerichtigsten Eindrucke im Widerspruche zu seyn schien. Diesmal z. B. war der Capitain ganz heiter so lange der NW.-Wind blies, und zog die Augenbraunen zusammen sobald ihn der Südost wieder auf den rechten Weg brachte. „Da unten unter 31° 25′ s. Br. und 132° 10′ w. L. soll, wie einige amerikanische Verzeichnisse angeben, eine Gruppe liegen; der Capitain J. Mitchell behauptet, sie 1823 gesehen zu haben und giebt ihr eine Ausdehnung von 48 Meilen von Westen nach Osten. Ich, Pendleton, zweifle an der Existenz dieser Inseln, ich glaube nicht daran und möchte mich gern überzeugen, daß ich Recht hatte, daran zu zweifeln." Das konnte Pendleton denken, aber er sagte es nicht.

Diese zweifelhaften Inseln waren nicht das einzige, was Pendleton gern untersucht hätte; in jener Richtung lagen auch die Insel Rapa und die Baßgruppe.

Die Baßgruppe besteht aus vier Inselchen unter 27° 40′ s. Br. und 145° 50′ w. L. Sie wurde 1803 von dem Seefahrer entdeckt, dessen Namen sie führt und 1826 von Paulding wiedergesehen. Das ist aber auch alles, was man davon weiß. Baß und einige Geographen mit ihm wollten darin die Coronados Quiros' wiederfinden, natürlicher aber ist es, diesen Namen auf die Gloucester Gruppe in dem Archipele Pomotu zu beziehen.

Rapa ist eine weit ansehnlichere Insel als Baß. Sie wurde zum erstenmale am 22. December 1771 von Vancouver entdeckt. Die Eingeborenen zeigten sich anfänglich diesem Seefahrer gegenüber schüchtern und mißtrauisch, als sie aber kecker wurden, gaben sie ebenfalls Beweise von jener unwiderstehlichen Neigung zum Stehlen, welche allen oceanischen Völkern gemein zu seyn scheint. Das Eisen besonders führte sie in Versuchung; sie suchten sogar die Nägel von den Schiffen zu entwenden. Diese Insulaner schienen dem Capitain Vancouver viel Aehnlichkeit mit denen von den Tonga Inseln zu haben und er glaubte zu hören, daß der Häuptling der Insel Koral und die Insel selbst Oparo heiße. Unter diesem Namen stand Rapa wirklich auf den Karten. Die Insel war wenig fruchtbar und bestand aus mit Grün eingefaßten Sandküsten, über welche einige dürre Felsenblöcke hinwegragten. Vancouver sah diese Felsen für Dörfer an und diese Dörfer schienen ihm, wie die pas der Neuseeländer, befestigt zu seyn. Die Insel hatte eine kleine Flotte von Piroguen; dreißig derselben fuhren um das Schiff herum. Es befanden sich 300 Eingeborene darauf. Die Eingeborenen waren von mittlerer Größe, ziemlich beleibt und gut gebaut. Ihr Gesicht hatte etwas Einnehmendes und Fröhliches. Sie gingen fast nackt und hatten die Haare glatt abgeschoren. Nur einige Vornehme hatten einen Gürtel von grünen Blättern.

Seit Vancouver legten ohne Zweifel viele Abenteurer an Rapa an, aber keiner von ihnen hat uns etwas von der Insel berichtet. Ellis war der zweite, der, zwanzig Jahre nach dem Entdecker, davon sprach. Indessen war selbst nach diesem Missionär ein Capitain Powell, der 1814 bei einer Windstille an diese Küste gerieth, der Gegenstand eines seltsamen Versuchs von Seiten der Bewohner. Da er sie nicht an Bord lassen wollte, so ergriffen sie ein von dem Schiffe herabhängendes Tau und versuchten, etwa 50 an der Zahl, das Fahrzeug an's Land zu ziehen. Man mußte drohen, um sie von diesem Unternehmen zurückzubringen.

Ellis erschien am 26. Januar 1817 vor Rapa. Kaum war sein Schiff sichtbar geworden, als auch zwanzig Piroguen an dasselbe kamen. Es waren noch dieselben Insulaner, braun, gut gewachsen, mit regelmäßigem Gesichte, mit schwarzem lockigen Haare und nackt bis auf einen Gürtel von Dracena, ohne irgend eine Spur von Tättowirung am Körper. Am Bord wurden sie bald so keck, daß man Gewalt gegen sie brauchen mußte. Sie

Digitized by Google

stahlen nicht blos Gegenstände, sondern sogar Menschen. Einer von ihnen, ein kraftvoller riesiger Mann, trieb die Sache so weit, daß er einen Schiffsjungen unter den Arm nahm und sich mit demselben ins Meer gestürzt haben würde, hätte sich der arme Junge nicht vorher freigemacht. Ein Bedienter kam nur mit Hilfe der Mannschaft davon. Das Verdeck zeigte da ganz seltsame Auftritte. Eine große muthige und böse, an einer Kette liegende Dogge wurde durch den Anblick dieser unbekannten Männer in einen unerklärlichen Schrecken versetzt. Statt zu bellen und sich auf sie zu stürzen, verkroch sich der Hund in seiner Hütte und zitterte an allen Gliedern. Die Furcht des Thieres steigerte sich noch, als ein Insulaner zu ihm trat, es ergriff und mit ihm ins Meer springen wollte. Aber der Hund hing an der Kette, die Kette an der Hütte und die Hütte am Verdecke. Der Wilde wollte alles mitnehmen, versuchte es auf zehnerlei Art und gab das Unternehmen erst auf, als er sich überzeugt hatte, daß er seine Kraft umsonst verschwende. Da warf er sein Auge auf eine Katze, stürzte mit einem Satze auf dieselbe, ergriff sie, sprang ins Meer und schwamm an eine Pirogue, wo man das Thier mit großer Verwunderung aufnahm. In Folge dieser kecken, unverschämten Diebereien mußte man eine entscheidende Maßregel ergreifen. Der Capitain gab Befehl, das Verdeck zu räumen, was man aber erst nach langer Anstrengung und mit Hilfe aller Matrosen ausführen konnte. Selbst die Dogge, die sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, trug zur Vollziehung dieses Befehls durch fürchterliches Bellen bei. Nachdem das Schiff von seinen zudringlichen Gästen befreit war, ging es nach Taïti unter Segel. Ellis konnte den wirklichen Namen der Insel, den sie gegenwärtig führt, Rapa, ermitteln.

Rapa wurde 1825 von einem taïtischen Cutter besucht, der zwei Eingeborne mit nach Taïti brachte. Die Missionäre nahmen diese Wilden auf und behandelten sie gut, so daß sie bald Gefallen an dem Christenthume fanden und lesen lernten. Als man sie für gut vorbereitet hielt, schickte man sie mit zwei von den Missionären erzogenen Taïtiern auf ihre Insel zurück. Ihre Ankunft zu Rapa war die Gelegenheit zu einem Triumphe. Man trug das Boot, worauf sich die Neuangekommenen befanden, auf den Armen fort und setzte es an dem Ufer nieder. Es entwickelten sich freundschaftliche Verbindungen; man vertauschte Sandelholz gegen einige Waaren und der Capitain des Cutters wurde gebeten, wiederzukommen. Es geschah. Im folgenden Januar erschienen die beiden taïtischen Missionäre auf Rapa, diesmal aber mit dem Entschlusse, daselbst zu bleiben. Sie hatten ihre Frauen und zwei Landsleute mitgenommen, außerdem noch taïtische Drucksachen und evangelische Bücher, Ackergeräthe, nützliche Sämereien und Bauholz, um eine Kapelle erreichen zu können. Einer der ältesten englischen Missionäre auf Taïti, Davis, hatte sie begleitet. Trotz einiger individueller Abneigung gründete er eine Missionsanstalt, die ihre Früchte zu tragen anfing. Es waren bereits viele Eingeborene zum Christenthume bekehrt worden, als der „Delphin" im Juni 1826 vor der Insel ankerte. Seit Vancouver hatten sich das Land und die Sitten der Bewohner wenig geändert. Eine Bevölkerung von 2000 Personen wohnte in armseligen Hütten und nährte sich von Taro und Fischen. Nach Paulding besuchte kein angesehener Seefahrer Rapa; nur die Missionäre von Taïti unterhielten einige Verbindungen mit diesem gegenwärtig ganz christlichen Lande. Durch sie weis man, daß eine schreckliche Seuche die Bewohnerzahl von 2000 auf 500 herabgebracht hat. — Rapa liegt unter 27° 36′ s. Br. und 146° 32′ w. L. und ist eine bergige, hohe Insel von 10 bis 12 Meil. im Umfange. Das Innere wird von 12 bis 1800 Fuß hohen theils kegelförmigen, theils Basaltsäulen ähnlichen Bergen beherrscht. Ihrem Aussehen nach kann man sie von weitem für befestigte Dörfchen halten, und Vancouver verfiel wirklich, wie bereits erwähnt, in diesen Irrthum. Dieser bergige Theil ist indeß unbewohnt. Die Bevölkerung der Insel hat sich gänzlich auf der Küste des Ankerplatzes, im Osten, zusammengedrängt, und baut hier auf einigen Feldern Taro, die zum Unterhalte dieser kleinen Colonie hinreichen. Der Hafen, welcher Aùraï heißt, bildet einen Einschnitt von mehrern Meilen; die Einfahrt ist schwierig, aber das geräumige Innere gewährt überall einen guten Ankergrund. Die Vegetation der Insel besteht aus vereinzelten Bäumen und Sträuchern auf dem Abhange der Berge. In dieser Breite findet man bereits die Gewächse der gemäßigten Zone.

In WNW. von Rapa, 40 Stunden davon entfernt, setzen die amerikanischen Karten, unter 27° 2′ s. Br. und 148° 47′ w. L., eine Klippe von zehn Meilen (milles) im Umfange, welche 1830 von dem Capitain des „New Bedfort", Weeks, entdeckt wurde, der sie Lancaster nannte. Bis zu genauerer und neuerer Untersuchung kann man indeß an dem Daseyn dieser Gefahr zweifeln. Dieselbe Ungewißheit herrscht über eine 1824 von dem Capitain Kemin unter 26° s. Br. und 153° 19′ w. L. angegebene Insel, welche vielleicht nur eine Wolke war, gleich so vielen andern, welche nach genauerer Untersuchung von den Karten weggestrichen werden müssen.

Nach diesen Klippen und Inseln, über welche Pendleton zu seinem großen Bedauern nicht in Gewißheit kommen konnte, kam Wawitu. Diese Insel schien, aus der Ferne gesehen, von mittlerer Höhe, fruchtbar und bewaldet zu seyn und eine ähnliche Vegetation, wie die auf Taïti zu haben. Wir fuhren auf ihre südliche Spitze zu, als eine Pirogue an uns kam. Es befanden sich drei Eingeborne darauf, von denen einer wahrscheinlich ein Häuptling war. An ihrem sanften Wesen, an ihrem ganzen Benehmen und besonders an der zurückgehaltenen Stehlsucht konnte man leicht erkennen, daß die Missionäre dieses Land bereits civilisirt und unterrichtet hatten. Und wirklich, Wawitu ist ganz christlich. Die Abgeordneten wünschten sehr, „der Oceanier" möchte an ihrer Insel anlegen, Pendleton hielt sie aber für zu unbedeutend, um sich von ihr von seinem Wege abbringen zu lassen. Uebrigens hauste auch noch eine Epidemie daselbst, welche die Einwohnerzahl von 3000 auf 700 herabgebracht hatte. Wir machten unsern Gästen blos einige Geschenke und segelten nach Tubuaï, wo wir anlegen wollten.

Der Entdecker von Wawitu oder vielmehr von Raïwawaï war der Spanier Gayangos, der diese Insel am 5. Febr. 1775 sah. Er hielt die Eingeborenen für streitsüchtig und diebisch. Damals waren sie nicht tättowirt und kleideten sich wie die Taïtier. Sie hatten schöne Piroguen und vortrefflich gearbeitete Waffen. Broughton sah sie 1791 und dann 1811 Henry wieder, der sie entdeckt zu haben glaubte. Seitdem haben sie mehrere Handelsschiffe nacheinander besucht; aber erst 1822 legten bekehrte Taïtier hier ein Filial der christlichen Propaganda an, und sie hatten viel Glück. Wawitu liegt unter 23° 50′ s. Br. und 150° 12′ w. L. und hat zwölf bis funfzehn Meilen im Umfange.

Wawitu war schon entschwunden, als wir am 4. Mai früh Tubuaï bemerkten, und bald ankerte „der Oceanier" bei fünf Klaftern Wasser innerhalb der Riffe des westlichen Streifens. Auf dieser Küste haben sich alle Bewohner der Insel, 300 ungefähr an der Zahl, niedergelassen. Sie haben zwei Dörfchen, hier und da mit einigen geweißten steinernen Häuschen, wie man sie auch auf der taïtischen Gruppe sieht, die mehr zierlich als bequem, minder gesund und minder sicher sind als die ursprünglichen Hütten der Wilden. Kaum stand unser Schiff, als das Boot uns an's Land trug, wo wir zwischen zwei Reihen Eingeborener ausstiegen. Es fand ein wahrer Wetteifer statt, uns Gefälligkeiten zu erweisen und uns in der polynesischen Sprache anzureden, mit der ich nun völlig vertraut war. Es boten sich Mehrere an, uns in das Dorf zu führen, das nichts Merkwürdiges enthielt. Die Hütten glichen denen der Bewohner von Nuka Hiwa. Ich wollte, trotz dem Rathe Pendletons, diese Recognoscirung noch weiter treiben und das Innere der Insel besuchen. „Wenden Sie sich wenigstens an einen Häuptling," sagte mir der Capitain. Man zeigte mir den angesehensten von allen, das Onodezköniglein von Tubuaï. Se. Majestät kauerte, bis an die halbe Wade im Wasser, auf einem Felsen und fischte, um den Tag über etwas zu essen zu haben. Als ich ihn fragte, ob er mir als Führer dienen wolle, schüttelte er den Kopf und sah nach seiner Angelschnur. Ich begriff seine Bedenklichkeiten, nahm also ein hübsches Messer aus der Tasche und bot es ihm als Entschädigung an. Dieser Grund wirkte Wunder; der Fischer warf seine Angel weg, ging vor mir her und wiederholte fortwährend, er sey mein Freund, mein wahrer Freund.

Mein Freund, mein wilder König, führte mich zuerst nach einer sumpfigen Stelle, wo er, wie ein Kameel, niederkniete und mir andeutete, ich

Digitized by Google

möge auf seinen Rücken steigen. Ich ritt also auf den königlichen Schultern und kam so über dreihundert Klaftern sumpfigen Wassers hinweg. Der Weg war schlüpfrig und die Last nicht leicht; mein Freund gelangte deshalb keuchend und mit schwarzem, stinkendem Schlamme bedeckt an das andere Ufer. Der nahe Bach befreite ihn davon und seine Kleider hatten nicht gelitten, denn er ging nackt. Jenseits des Morastes dehnte sich eine mit Cocuspalmen, Bananen und Brodbäumen und hier und da mit verfallenen Hütten bedeckte Ebene aus. Uebrigens war das ganze Thal schön von Ansehen, fruchtbar und lachend. Wir gingen seit drei Viertelstunden darin, als mein Begleiter plötzlich einen durchdringenden Schrei ausstieß, der mich gegen meinen Willen durchbebte. Einen Augenblick glaubte ich, Pendleton habe nicht Unrecht gehabt, als er mir Vorsicht anrieth. Es war indeß nichts. Es erschien auf diesen Ruf des Häuptlings ein Eingeborener in der Ferne vor uns, der wie ein Gespenst aus dem nahen Gebüsch trat; statt aber eine feindselige Absicht kund zu geben, kletterte er auf ein zweites Signal auf eine Cocuspalme, brach Nüsse los und warf sie uns zu. Ich trank mit großem Vergnügen die Milch daraus. Darauf hieß mich der König, mein Freund, in eine Hütte treten, wo man uns getrockneten Teig und Brodfrüchte vorsetzte. Trotz meinem Wunsche, dem gastfreundlich Gebotenen zuzusprechen, war mir es doch unmöglich, nur einen Mund voll dieser Speise hinunterzubringen.

Nach diesem Aufenthalte kehrten wir auf einem andern Wege, neben wildem Zuckerrohre hin, nach dem Ankerplatze zurück. Am Beginne des Dörfchens befand sich eine Art Gottesacker mit zwei oder drei dem Fallen nahen plumpen Figuren. An der Küste wollte ich mich sogleich wieder einschiffen, aber der König hielt mich zum Essen zurück, um meine Erinnerung an die schlechte Mahlzeit zu verwischen, welche mir auf der Wanderung geboten worden war. Diesmal waren die Lebensmittel wirklich zahlreicher und appetitlicher. Der gegorene Teig, das nothwendige Zubehör, fehlte allerdings auch nicht, aber es gab außerdem von königlicher Hand gefangene Fische, gebratene Hühner, Taro, Brodfrüchte und andere nicht minder wohlschmeckende Früchte. Alle diese Speisen waren in Bananenblätter eingewikkelt und lagen auf Decken auf dem Fußboden; in ihrer Anordnung herrschte eine gewisse Symmetrie und zahlreiche Diener standen bereit, die Befehle meines Wirthes zu vollziehen. Es kamen noch mehrere Gäste, andere Häuptlinge ohne Zweifel, wenn auch meinem Freunde untergeordnete. Man kauerte sich nieder, nahm die Speisen mit der Hand, aß und trank in der Runde. Dem Könige machte es Vergnügen, mich selbst zu bedienen, was er bei keinem andern that. Um dafür erkenntlich zu seyn, reichte ich ihm meine volle Rumflasche, aus der wir gemeinschaftlich tranken. Als ich aber sah, daß er zu häufig ihren Inhalt kostete und da ich nicht wußte, wie er sich im Zustande der Trunkenheit benehme, so forderte ich ihn auf, seinen Gästen etwas von diesem geistigen Getränke zu geben, und deutete selbst auf zwei alte Häuptlinge, welche mir die höchsten nach ihm zu seyn schienen. Meine Andeutung erschreckte ihn; er nahm die Flasche, versteckte sie zwischen seinen Beinen und sagte dann in halb unwilligem, zornigem Tone: „nein, nein, für diese Leute nichts; es ist zu gut für sie.“ Indeß es war nur eine Wolke, die über unsere Freundschaft hinzog; sobald ich den Rum vergessen zu haben schien, kehrten seine Liebkosungen, seine Anerbietungen zurück. Er wollte mir alles geben, seine Hütte, seine Unterthanen, seine Frau. Mein Geschenk hatte ihn aufs Tiefste bewegt. Wenn es mir in den Kopf gekommen wäre, König der Insel zu werden, so würde ich es diesen Tag gewesen seyn. Mein Freund hätte gewiß zu meinen Gunsten abgedankt; der Rum hatte ihn übermäßig zärtlich und freigebig gemacht. Als Pendleton mich seinen Armen entriß, mußte ich fünf, sechsmal meine Nase an die seinige stoßen; er weinte wie ein Kind und schwamm uns nach, als er sah, daß das Boot nach der hohen See zu fuhr. Mein Besuch macht gewiß Epoche in seinem Leben; es gehört so wenig dazu, auf Tubuai Epoche zu machen!

Tubuai wurde im August 1777 von Cook entdeckt. Er ankerte zwar nicht daselbst, sprach aber mit den Eingeborenen, welche in 30 Fuß langen Piroguen, auf deren jeder sich sieben bis acht Personen befanden, an das Schiff kamen. Diese Insulaner waren kräftig, hatten eine kupferige Hautfarbe, schwarzes und schlichtes Haar und runde, volle, Wildheit verrathende Gesichter. Die, welche zu Cook kamen, waren nackt, aber man sah am Lande einige, welche sich in weiße Zeuge gehüllt hatten; Perlenmuscheln hingen ihnen als Halsband auf die Brust herab.

Nach Cook erschienen zu Tubuai die Meuterer von dem „Bounty“, die, wie man gesehen hat, mehrmals vergebens sich hier niederzulassen suchten. Dann kamen 1821 die Missionäre, die trotz einem lebhaften Widerstande von Seiten der Eingeborenen endlich dahin gelangten, den christlichen Einfluß auf der Insel herrschend zu machen. Als sich 1826 Paulding dort befand, waren die Bewohner noch immer zwischen den beiden Arten der Gottesverehrung getheilt; gegenwärtig scheint aber der Götzendienst ganz verschwunden zu seyn.

Tubuai hat mit dem sie umziehenden Riffe nur drei bis vier Meilen in der Breite, aber dennoch hohe bewaldete Berge. Die Thäler und der Küstenstrich sind mit einer Vegetation geschmückt, die einen fruchtbaren Boden verräth. Schon zur Zeit der Entdeckung nährte die Insel Schweine und Geflügel; auch fand man alle tropischen Erzeugnisse. Wie die umliegenden Gruppen entvölkert sich Tubuai immer mehr. Man zählte sonst darauf 1000 Seelen; gegenwärtig ist diese Zahl auf 300 herabgebracht. Die Insel liegt unter 23° 24′ s. Br. und 151° 41′ w. L.

Während wir nach Rimetara steuerten, konnten wir in einer Entfernung von einigen Stunden Rurutu oder Ohiteroa sehen. Diese Insel wurde 1769 von Cook entdeckt, der sie wenig fruchtbar und fast öde fand. Die Eingeborenen waren indeß kräftig, gut gewachsen und nur an den Achseln und auf den Beinen tättowirt. Ihre Kleidung bestand in gut gewebten und gut gefärbten Zeugen. Ihre Waffen waren von Holz und ebenfalls schön gearbeitet. Ihre zierlich geschnitzten Piroguen zeigten außen einen Gürtel von weißen Federn. Die Insel wurde bis 1811 vergessen und erst 1822 von den taitischen Missionären genau besichtigt. Sie ist gegenwärtig ganz christlich, liegt unter 23° 27′ s. Br. und 153° 6′ w. L. und hat 12 bis 13 Meilen im Umfange.

Als wir quer vor Rimetara uns befanden, setzte „der Oceanier“ ein Boot aus. Pendleton hatte hier einen Landsmann, einen Freund. Er stieg allein hinab, um sich mit ihm zu besprechen, und brauchte nur drei Stunden zu diesem Besuche. Während der Zeit blieb das Schiff auf der hohen See, da die Inselriffe nicht sicher sind. Dieser kleine Punkt ist wegen der Fruchtbarkeit des Bodens interessant geworden. Auch wurde eine christliche Mission daselbst begründet, welche den Mittelpunkt für alle kleinen umliegenden Gruppen bildet. Rimetara wurde 1811 von Henry entdeckt und blieb bis 1821 vergessen, zu welcher Zeit die Missionäre sich dahin begaben. Paulding, der sie 1826 sah, fand die Einwohner in der Zahl von etwa 300 Seelen in einem kleinen Dorfe an der Meeresküste um ein großes gewirktes Haus herum vereinigt. In diesem wohnten die Prediger, die Könige und Apostel der Insel. Man sah Umzäunungen mit Pataten und Tabak und kleine Yams- oder Tarofelder. An Lebensmitteln schien Ueberfluß zu seyn und in wenigen Stunden konnte sich der englische Seefahrer dreißig Schweine nebst einer großen Menge Gemüse verschaffen. Der Götzendienst scheint gänzlich ausgerottet zu seyn; nur Ueberreste von Säulen, die sechszig Fuß hoch gewesen waren, zeigten noch den Ort an, wo sich der ehemalige Morai befunden hatte. Das Gebäude hatte der Stimme der Missionäre nicht widerstehen können. Rimetara, das nicht sehr hoch, drei Meilen lang und von einem Riffgürtel umgeben ist, liegt unter 22° 38′ s. Br. und 154° 22′ w. L.

Ueber Rimetara und zwar unter 21° 48′ s. Br. und 157° 14′ w. L. fuhr „der Oceanier“ an einem korallinischen mit Riffen umgebenen Inselchen hin, das eine Meile lang und etwa 300 Ruthen breit war. Seine Oberfläche war mit Gebüsch bewachsen. Diese Klippe wurde 1826 von dem Capitain Paulding entdeckt, der sie im Besitze der Seevögel fand. Sie waren die Herrn des Ortes und ließen sich von den Matrosen nicht stören. Die Küste war buchstäblich von ihren Eiern bedeckt.

Digitized by Google

Diese Fahrt von Insel zu Insel dauerte noch mehrere Tage lang. Jenseits der Klippe Paulding's wendete sich „der Oceanier" ein wenig weiter nordwärts und fuhr dicht an Maùti, Miti Aro, Watiu, Manual und Waitu Taki, lachenden, grünen Inseln, vorbei, welche zu einer und derselben Gruppe gehören und in den Ephemeriden der Missionäre unter der Benennung der Harvey Inseln bekannt sind. „Der Oceanier" sah sie nur von weitem; was man von ihnen weiß, ist Folgendes:

Die südlichste aller dieser Inseln, Mangia, wurde 1777 von Cook entdeckt, der damals den wilden Taitier Mai am Bord hatte. Mai diente dem englischen Capitain als Dolmetscher. Er forderte die Eingeborenen, welche auf Piroguen herbeigeeilt waren, auf, an Bord der Schiffe zu kommen. Sie zögerten anfänglich, endlich aber wurden sie kühner und thaten es. Die Insulaner von Mangia waren ein schöner Schlag kräftiger, verhältnißmäßig gebauter, wenn gleich kleiner Menschen. Ihr Gesicht war angenehm und ihr Charakter fröhlich. Sie hatten ihr schwarzes Haar auf dem Wirbel des Kopfes mit einem Zeugstücke zusammengebunden. Ihr Bart war lang und auf ihren Armen, so wie auf andern Theilen ihres Körpers sah man Tättowirungen. In die breiten Löcher in ihren Ohrläppchen steckten sie bald Zierrathen, bald kleine nützliche Werkzeuge. Einer der Eingeborenen, dem Cook ein Messer gab, steckte es in sein Ohr, wie in eine Scheide. (Taf. I. Abbild.) Die andern steckten Glasperlen oder Zeugstücke hinein. Diese aus der Rinde der broussonetia verfertigten Zeuge sahen eben so glänzend aus, wie jene, welche zu Tonga gemacht werden. Die gut gebauten Piroguen endigten sich hinten gabelförmig. Cook blieb nur kurze Zeit bei der Insel; er wollte landen, aber die an der Küste versammelten Eingeborenen verriethen so feindselige Absichten, daß er dem Plane entsagte. Die taitischen Missionäre waren ausdauernder und glücklicher; sie gründeten hier 1823 eine Mission und bekehrten trotz zahlreichen Hindernissen die ganze Bevölkerung. Mangia oder Manaia ist ein ziemlich hohes Land von einem Umfange von ungefähr 5 Stunden. Ihre Vegetation ist bald niedrig, dicht und mattgrün, bald hoch, dünn und von minder düsterer Farbe. Einige Hügel sehen röthlich, sind unfruchtbar und mit Farrenkraut bewachsen. Man zählte 1823 auf der Insel 1500 Bewohner; die Spitze liegt unter 21° 55′ s. Br. und 160° 18′ w. L.

Sechsunddreißig Stunden im NzNO. von Mangia zeigt sich die Insel Maùti, die erst 1821 zu der Zeit entdeckt wurde, als die taitischen Heidenbekehrer sich in dem bis dahin wenig besuchten Archipele verbreiteten, um das Evangelium zu predigen. Der Capitain Byron, der 1825 an Maùti ankerte, war von der gastlichen Aufnahme, die er bei diesen Insulanern fand, entzückt. Kein Land ist nach ihm reicher an schönen Landschaften, kein Volk hat sanftere und unschuldigere Sitten. Maùti ist gegenwärtig, Dank seiner Bekehrung, deren Geschichte sehr interessant ist, ein kleines Eden.

Im Jahre 1821 stand diese Insel unter der Herrschaft des Königs von Watiu, der den Götzendienst abgeschworen und den christlichen Glauben angenommen hatte. Der König selbst, der Neubekehrte, wollte bei der Bekehrung Maùti's behilflich seyn. Er begab sich deshalb mit zwei Missionären auf die Insel und landete in der Mitte einer zahlreichen Volksmenge. Sogleich verlangte er zu sprechen. „Bis jetzt," sagte er zu dem Volke, „habt Ihr Holzstücke angebetet, welche weder Gefühl noch Macht haben, Götzen, Werke Euerer Hände. Ihr waret im Irrthume; Ihr sollt den wahren Gott kennen lernen; diese Männer, welche mit mir gekommen sind, werden Euch über ihn unterrichten." Nach dieser kurzen Anrede, gebot er, alle Bildsäulen in den Moraïs sollten zerstört werden, und das Volk gehorchte. Früh stand der Götzendienst auf Maùti in voller Kraft und Abends war er bereits verschwunden. Wenige Monate nachher war die ganze Insel christlich. Maùti hat acht Meilen im Umfange, ist fruchtbar und bewaldet, zählt 200 Einwohner und liegt unter 20° 6′ s. Br. und 159° 35′ w. L.

Fünfundzwanzig Meilen nördlich von Maùti befindet sich Miti Aro, ein anderes niedriges, bewaldetes und von etwa hundert Personen bewohntes Inselchen, dessen unfruchtbarer Boden dieselben aber kaum zu nähren vermag. Auch dies gehört zu dem Königreiche Watiu, und wurde zu gleicher Zeit mit Maùti entdeckt und zum Christenthume bekehrt. Miti Aro liegt unter 19° 54′ s. Br. und 160° 4′ w. L., ist 3 bis 4 Meilen lang und eine Meile breit.

Die Insel Watiu, das Atui der Missionäre, liegt 28 Meilen im NW. von Miti Aro. Sie wurde 1777 von Cook entdeckt, der drei seiner Officiere mit dem Taitier Mai an's Land schickte. Die Eingeborenen empfingen diese Fremden anfänglich recht gut; man gab ihnen zu Ehren ein Schauspiel und bot ihnen einige Lebensmittel an. Aber diese gute Stimmung währte nicht lange; die Insulaner kehrten bald zu ihrem Diebesinstinkte zurück, plünderten ihre Gäste aus und behielten sie sogar als Gefangene zurück. Ohne die Drohungen Mais, der ihnen die Kanonen der Fregatte schrecklich schilderte und ihnen die mörderische Kraft des Pulvers an einigen Feuerwerksstücken zeigte, wäre diese Gefangenschaft wahrscheinlich länger und gefahrvoller gewesen. Mai fand auf Watiu drei seiner Landsleute, die alleinigen Ueberbleibsel von zwanzig Personen, deren Pirogue auf offenen Meere umgestürzt war. Diese Taitier lebten bereits seit zwölf Jahren auf Watiu und wollten, da sie von den Eingeborenen gut behandelt wurden, auf den englischen Schiffen in ihre Heimath nicht zurückkehren. Cook entfernte sich und Niemand besuchte Watiu, bis 1821 die Missionäre auf der Insel erschienen, um sie zum Christenthume zu bekehren. Die Fortschritte der Bekehrung, die Anfangs langsam gingen, scheinen gegenwärtig vollständig zu seyn; Watiu ist ein christliches Land. Die Insel ist von mittlerer Höhe, von Riffen umgeben, von einigen hundert Menschen bewohnt, hat sechs Stunden im Umfange und ihr Gipfel liegt unter 20° 3′ s. Br. und 160° 28′ w. L.

Zehn Meilen im NW. von Watiu liegt die kleine Insel Fenua Iti oder Oka Tutala nach Cook, der sie 1777 entdeckte. Es ist ein niedriges Land mit einer weißen Sandküste und im Innern bewaldet. Cook fand sie öde, aber noch mit verfallenden Hütten, Gräbern und eingehägten Feldern bedeckt. Die Missionäre führen diese Insel unter den Harvey Inseln nicht mit auf, wahrscheinlich weil sie noch immer unbewohnt und deshalb für sie von keiner Wichtigkeit ist. Sie liegt unter 19° 5′ s. Br. und 160° 38′ w. L.

Ungefähr 20 Stunden im NW. von Watiu kommt die Insel Manual, welche Cook 1773 zum erstenmale sah und Harvey Insel nannte. Auf dieser Reise hielt sie der Capitain für öde, als er sie aber 1777 wieder besuchte, fand er sie von Eingeborenen von wildem und ungastlichem Sinne bewohnt, die sich der Landung widersetzten. Diese Insulaner näherten sich in ihren Gesichtszügen und ihrem Wuchse den Neuseeländern, aber sie waren nicht tättowirt. Nach ihren Andeutungen mußte man glauben, die Insel nähre keine Schweine und bringe weder Bananen noch Brodbaumfrüchte hervor. Manual schien damals dem Könige von Watiu zu gehören. Obgleich sich annehmen läßt, daß sie dem Schicksale des Archipels in der Bekehrung gefolgt ist, so sprechen doch die Missionäre an keinem Orte bestimmt davon. Sollte die Insel wieder verödet oder dem Götzendienste ergeben geblieben seyn? Sie besteht aus einer Gruppe von drei oder vier niedrigen Inselchen mit einem gemeinschaftlichen sechs Stunden im Umfange haltenden Riffe. Die Südspitze liegt unter 19° 23′ s. Br. und 161° 18′ w. L.

Die Insel Waitu Taki, das Aitu Taki der Missionäre, liegt 20 Stunden nordwestlich von der vorigen. Bligh entdeckte diese Gruppe 1789 und hatte Verbindungen mit den Eingeborenen, welche dabei viel Vertrauen und Aufrichtigkeit zeigten. Bligh erfuhr von ihnen, daß die Insel weder Schweine, noch Hunde, noch Yams, noch Taro, aber viel Cocusnüsse, Geflügel, Brodbäume und Bananen habe. Bligh konnte trotz den Bitten der Insulaner nicht an's Land gehen und machte ihnen einige Geschenke, zwei Schweine und andere Gegenstände. Die Leute schienen gebildeter und sanfter zu seyn als ihre Nachbarn auf Manual, und waren auf den Beinen und Armen tättowirt, aber nicht auf dem Rücken und dem Hintern, wie die Taitier. Nach Bligh kam Edwards, der die Insel zwei Jahre darauf sah, worauf sie bis 1821 vergessen wurde, zu welcher Zeit der Missionär

Digitized by Google

Williams ankam, der zwei taitische Prediger daselbst ließ. Ihre Arbeiten hatten schnellen und glücklichen Erfolg; der König Tamatoa wurde ein eifriger Christ und alle seine Unterthanen folgten seinem Beispiele. Der Missionär Bournes, der 1825 nach Waitu Taki kam, entwirft eine reizende Schilderung von dem Lande und den Sitten der Bewohner desselben. „Die Kapelle ist vollendet," sagt er, „die Eingeborenen haben mit Korallenblöcken einen 600 Fuß langen und 8 F. breiten Damm gebaut; 144 sämmtlich geweißte Häuser stehen der Reihe nach an der Küste, mehrere haben Sophas ꝛc.; 600 Personen sind getauft." Die ganze Bevölkerung betrug damals 1500 Personen. Waitu Taki bildet eine kleine Gruppe niedriger Inselchen mit einer höhern in der Mitte. Ein Riffband von 30 bis 40 Meil. im Umfange umzieht sie rings herum. Die Nordspitze liegt unter 18° 47′ s. Br. und 162° 8′ w. L.

Die wichtigste Insel dieses ganzen Archipels, Raro Tonga, wurde erst 1814 von einem kleinen Schiffe der Missionäre entdeckt und der König von Waitu wies sie 1823 dahin. Man ließ zwei Prediger, Eingeborene von Taiti, daselbst, welche die Eingeborenen bekehren sollten. In weniger als einem Jahre war das Werk vollendet. Der König Makea, seine Familie und die vornehmsten Häuptlinge lasen in dem taitischen Elementarbuche; über 1500 Insulaner wurden getauft. Die Fortschritte im Ackerbaue folgten den religiösen und die ganze Insel bedeckte sich mit reichen Pflanzungen. Die Bevölkerung belief sich auf ungefähr 7000 Einwohner, wie auf Taiti. Die Wichtigkeit des Ortes bestimmte deshalb auch einen englischen Missionär, sich 1827 dort niederzulassen. Sonst war die Gewalt zwischen drei Häuptlingen getheilt, welche fortwährend mit einander in Feindschaft und im Kriege lebten; seit das Christenthum dahin gedrungen ist, wurde Makea als alleiniger Souverain anerkannt. Raro Tonga ist in geographischer Hinsicht wenig gekannt; man weiß blos, daß es unter 21° 11′ s. Br. und 162° 33′ w. L. liegt.

In der Nähe von Raro Tonga geben die Karten noch drei Inseln an, nämlich Rosburgh, die 1824 der Capitain White vom „Medway" entdeckte, ein hohes, von Osten nach Westen 20 Meil. langes Land unter 21° 69′ s. Br. und 163° 0′ w. L. (Mitte); Armstrong, in einem andern Verzeichnisse unter 21° 22′ s. Br. und 163° 23′ w. L. angeführt, und endlich Ruruti, eine kleine 1811 von Henry entdeckte Insel unter 20° 20′ s. Br. und 162° 20′ w. L. Man weiß nichts Genaueres über diese Inseln, und selbst ihre Existenz ist nicht bewiesen. Auch die Missionäre, welche doch in diesen Gewässern genau bekannt sind, erwähnen sie unter den Harvey Inseln nicht.

„Der Oceanier" hatte, begünstigt von einem guten SO.-Winde, diese ganze Reihe von Inseln und Inselchen hinter sich. Am 10. früh befand er sich vor der Gruppe Palmerston, niedrigen und bewaldeten Klippen, die Pomare in dem letzten Jahre seiner Regierung zu einem taitischen Botany Bay hatte machen wollen. Sein Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes und Palmerston blieb, wie es immer gewesen ist, öde und unbewohnt. Cook sah sie zweimal, im Juni 1774 und im April 1777, und nahm von dort Cocusnüsse, Palmenkohl, zarte Zweige vom Pandanus, Fische und Vogeleier mit. Er überzeugte sich, daß die Gruppe aus neun bis zehn niedrigen, schmalen, mehr oder weniger bewaldeten Inselchen auf einem fast kreisrunden Riffe bestehe, das 6 M. von Norden nach Süden mißt. In der Mitte befand sich ein großer Binnensee. Palmerston war unbewohnt und man sah nichts als Trümmer einer Pirogue und eine Pagaie, die Zeugen der Anwesenheit einiger Fischer von den benachbarten Inseln. Edwards sah die Gruppe 1791 und nach ihm mehrere neuere Seefahrer. Sie liegt unter 18° 4′ s. Br. und 165° 30′ w. L.

Der gerade Weg von Palmerston nach Tonga würde uns nur Unbedeutendes zu sehen gegeben haben: die Klippen Beveridge und Nicholson, deren Existenz sogar noch zweifelhaft ist, und sodann die Insel Savage, die seit der Aufnahme, welche Cook da fand, von allen Seefahrern vernachlässigt worden ist. Cook entdeckte diese Insel 1774, den 20. Juni, und wollte an's Land gehen. Er versuchte zweimal an verschiedenen Punkten eine Landung, aber jedesmal widersetzten sich die Eingeborenen mit unglaublicher Wuth und Erbitterung. Als sie endlich durch Kugeln zurückgetrieben wurden, flüchteten sie in die nahen Wälder, aus denen sie Cook nicht zu verdrängen wagte. Eben so wenig versuchte er es, in das Innere zu dringen, wo seine Gegner den Vortheil der Terrainkenntniß gehabt haben würden. Die Eingeborenen gingen nackt und hatten nur um den Kopf und die Hüften ein weißes Zeugstück gewunden; ihr brauner Körper sah von den Tättowirungen ganz zebraartig aus; ihre Waffen waren die Lanze, die Keule und die Zagaie. Die Schnitzereien an ihren Piroguen zeugten von einer gewissen Industrie. Die Insel war auf der Seite, wo man die Landung versuchte, nicht sehr hoch und mit Farrnkräutern und Gesträuchen bedeckt. Die Küste bestand aus vertikalen Felsen, die ihre Korallenwände 40 Fuß hoch emportrieben und an der Basis von den Wogen ausgewaschen waren. Forster glaubte, daß das Innere, wo sich früher ein Binnensee befunden, in Folge vulkanischer Erhöhung des Bodens ein fruchtbares Thal geworden sey. Diese Hypothese ist seitdem weder widerlegt noch bestätigt worden. Cook schätzte den Umfang der Insel Savage auf 11 Stunden. Der Capitain Duperrey, der 1823 in einiger Entfernung längs an derselben hinfuhr, fand, daß sie sich von 80° 58′ bis 19° 10′ s. Br. und 172° 2′ bis 172° 14′ w. L. erstrecke.

Wir selbst sollten weder die Insel Savage, noch die Klippen Nicholson und Beveridge sehen. Der nördliche Weg war fruchtbarer und interessanter; Pendleton zog ihn vor und wollte erst nach Tonga gelangen, nachdem er die bis dahin so unbestimmt und unvollkommen beschriebenen Hamoa Inseln untersucht haben würde. „Der Oceanier" richtete sich also nach NNW., nachdem er vor Palmerston vorbei war; der Wind war so gut, das Meer so schön, daß dieser kleine Abstecher keine Verzögerung seyn konnte. Philips grollte übrigens weniger als gewöhnlich, weil er durch den Handel auf den Hamoa Inseln etwas zu verdienen hoffte. Es war ein wilder Archipel, wie er sich beklagte keinen weiter in Oceanien zu finden.

Auch ich für meinen Theil sah nicht ohne Vergnügen diese Länder kommen, welche das Christenthum noch nicht umgebildet hat. Oceanien hatte zwei Theile, einen für sanfte Gefühle, den wir bald verlassen sollten, und einen andern für dramatische Eindrücke, für Katastrophen aller Art; nach diesem zu steuerten wir und bald sollten wir die Grenze erreichen. Die Gruppen Hamoa und Tonga waren, obgleich noch polynesisch, schon Grenznachbarn von Melanesien und die Sitten, Gebräuche und das Leben der Eingeborenen hatten etwas von dieser Nachbarschaft angenommen. Einige Meilen davon lag der Archipel Witi mit seinen ungeselligen Bewohnern. Unsere bis dahin so ruhige Reise unter halb civilisirten Völkerschaften sollte sich vielleicht nun dramatischer gestalten; wenigstens änderte sich das Aussehen der Oerter und der Menschen. Ich war bezaubert. Jeden Tag schlug ich die Karte auseinander und machte meine nautischen Berechnungen immer wieder von neuem. Ich war in der Schule Pendletons, der sich meiner Fortschritte rühmte, ein leidlicher Geograph geworden und vervollständigte meine theoretischen Studien durch Erfahrungen und Beobachtungen. „Capitain," sagte ich eines Tages zu ihm, als die Karte von Oceanien vor uns ausgebreitet lag, „das da wird uns entgehen." Und ich zeigte ihm alle die kleinen polynesischen Inseln, welche zwischen dem Hawaii Archipele und der Hamoa Gruppe in einer Ausdehnung von ungefähr 700 St. verstreut liegen. „Allerdings," antwortete er; „aber dabei ist nichts verloren. Es sind unbedeutende, größtentheils zweifelhafte und fast sämmtlich wüste Punkte. Es ist ein trockenes und kurzes Namenverzeichniß, das man in wenigen Worten abfertigen kann." — „Ich bin ganz Ohr," entgegnete ich. Und er fing an, indem er jede Insel auf der Karte zeigte.

„Da ist zuerst eine Klippe, Manuel Rodriguez, welche von den alten spanischen Karten auf alle übrigen übergegangen ist. Niemand hat sie in unsern Tagen gesehen und ich glaube, sie muß weggestrichen werden. Dasselbe verdient wohl auch eine angebliche Insel Mallen, die ein Amerikaner angegeben hat, so wie die beiden Klippen und die Insel, welche man südlich von den Smith Inseln anführt. Diese sind wenigstens authentisch. Sie wurden 1807 von dem Capitain Johnson von der englischen Fregatte „Cornwallis" entdeckt und 1815 von dem Capitain

Digitized by Google

Davot von dem spanischen Schiffe „Fernando" wiedergesehen. Es ist eine Gruppe unbewohnter, korallinischer und mit verkrüppelter Vegetation bedeckter Inselchen. Man schätzt ihren Umfang von NW. nach SO. auf 9 M. (milles). Sie liegen unter 16° 59′ n. Br. und 171° 52′ w. L.

„Weiter hin kommen noch andere zweifelhafte Inseln, San Pedro und Barker, so wie zwei oder drei Riffe nahe am Aequator, welche man nicht weit nach Osten von der Gilbert-Gruppe gesetzt hat. New Nantucket, das 1824 oder 1825 der Wallfischjäger „Coper" angab und unter 0° 11′ n. Br. und 176° 40′ w. L. stellte, muß nochmals gesehen werden, ehe es auf den Karten angegeben werden darf.

„Palmyra existirt wirklich. Diese Insel wurde zuerst von dem Amerikaner Fanning am 14. Juni 1798 gesehen und einige Jahre darauf von dem Capitain Mackay wiedergefunden. Es ist eine niedrige Insel von 3 Stunden Ausdehnung mit zwei Binnenseen und Riffen außen, deren westliches sich drei Stunden weit in die hohe See hinaus erstreckt. Ihr Ankerplatz mit 18 Klaftern Wasser befindet sich im Norden. Den Namen erhielt sie von dem Capitain Sawle von der „Palmyra", der sie 1802 wiedersah. Diese wüste Insel liegt unter 5° 50′ n. Br. und 164° 45′ w. L. Vier bis fünf Stunden davon im Norden befindet sich eine gefährliche Klippe, welche der Capitain Fanning entdeckte und bestimmte. Sie hat die Gestalt eines Halbmondes und erstreckt sich sechs Stunden von N. nach S.

„Fanning verdankt man auch die Entdeckung der Insel Washington, des New Year auf den Karten Arrowsmith's. Sie ist ein hohes, mit Grün bedecktes, aber wüstes und von Riffen starrendes Land unter 4° 45′ n. Br. und 162° 28′ w. L. Näher an dem Aequator liegt die Gruppe Fanning, nach ihrem Entdecker so genannt. Sie besteht aus drei bewaldeten und mit Riffen umzogenen Inselchen, die einen guten Ankerplatz haben. Die beiden nördlichen Inselchen sind jede 9 Meil. lang, die östliche mißt aber nur 6 M. Als Fanning da landete, war die Insel mit so kirren Seevögeln bedeckt, daß sie sich mit der Hand fangen ließen. Fanning fand sie wüst und glaubte, sie sey es immer gewesen. Mackay aber, der einige Jahre später daselbst ankam, um Holothurien und Schildkrötenschalen zu sammeln, fand auf dem Boden regelmäßig behauene Steine, und als er zwei Fuß tief graben ließ, einen mit Asche, Stücken von Menschenknochen, steinernen Werkzeugen, verschiedenen Zierrathen und Spitzen von Lanzen und Pfeilen gefüllten gemauerten Keller. Im J. 1828 legte Le Goarant dort an und traf 25 Fahrzeuge, die sich mit dem Fange von Holothurien beschäftigten. Fanning liegt unter 3° 48′ n. Br. und 161° 25′ w. L. Es ist das Amerika einiger Seefahrer.

„Hier weiter südlich haben Sie die Insel Christmas, welche Cook im December 1777 entdeckte. Er blieb mehrere Tage auf der Rhede liegen und sammelte Schildkröten und Fische. Es ist eine niedrige, bewaldete und wüste Insel von ungefähr 15 St. im Umfange, mit einem ziemlich guten Ankerplatze an der westlichen Küste, der so tief einschneidet, daß die Insel vollkommen wie ein Halbmond aussieht. Sie liegt unter 1° 59′ n. Br. und 159° 50′ w. L.

„Alles, was man von der Insel Jarvis (nach Arrowsmith) weiß, ist, daß sie von dem Capitain Brown entdeckt und 1822 von dem Capitain Lock wiedergesehen wurde. Man giebt ihre Lage zu 0° 30′ s. Br. und 162° 18′ w. L. an. Die Insel Broke, welche auf dem amerikanischen Verzeichnisse nur wenig entfernt nach SO. von der vorigen angegeben wird, scheint dieselbe zu seyn.

„Die Insel Malden wurde am 29. Juli 1825 von dem Capitain Byron entdeckt. Sie ist ein niedriges, bewaldetes und in einem Umfange von 12 bis 15 M. von Riffen umgebenes Land, für jetzt wüst, scheint aber früher bewohnt gewesen zu seyn. Man sah daselbst große mit behauenen Korallenblöcken gemauerte viereckige Erhöhungen, die sich absatzweise erhoben und einen Stein in der Mitte hatten, welcher wahrscheinlich den Altar vorstellte. (Taf. 1. Abbild.) Ihre Form erinnerte an die Morais von Nuka Hiwa und Taiti. Die Insel liegt unter 4° s. Br. und 157° 20′ w. L. Ein amerikanisches Verzeichniß giebt auf dem halben Wege zwischen Malden und Nuka Hiwa eine Insel an, deren Daseyn zweifelhaft ist.

„Wir kommen nun zu der Insel Starbuck, welche der Capitain dieses Namens 1823 entdeckte, als er den König Rio Rio und dessen Frau nach Europa brachte. Byron sah sie 1825 wieder. Der letztere schildert sie noch unfruchtbarer als Malden und sagt, man sähe nicht einen Baum auf ihr. Sie liegt unter 5° 58′ s. Br. und 157° 26′ w. L.

„Die kleine Insel Caroline wurde 1795 von Broughton entdeckt und nach Arrowsmith wenige Jahre nachher von Baß wiedergesehen; am besten aber beschrieb sie Paulding, der sie 1825 besuchte. Die Insel Caroline ist ein niedriges, von Riffen umgebenes Land von 6 bis 7 M. Länge und ähnlicher Breite. Man sieht auf ihr große Bäume, aber viel mehr Gebüsch. Sie ist zwar wüst, man findet aber Spuren von Industrie auf ihr. Lage: 9° 55′ s. Br. und 152° 20′ w. L. Sie ist dieselbe Insel, welche einige Wallfischjäger mit dem Namen Thornton Insel bezeichnen.

„Ueber die Insel Flint weiß man nichts, als daß Krusenstern glaubt, sie sey 1801 entdeckt worden und sie unter 11° 30′ s. Br. und 154° 30′ w. L. setzt. Einige Geographen glaubten, es sey das alte Peregrino des Quiros.

„Die Penrhyn Inseln wurden zuerst von weitem von dem Capitain Sever von der „Lady Penrhyn" gesehen, Kotzebue aber besuchte sie 1816 und stand mit den Eingeborenen in Verbindung. Sie glichen den Bewohnern von Nuka Hiwa, waren zwar nicht tättowirt, hatten aber den Körper mit regelmäßigen Narben durchfurcht. Sie gingen nackt, mit Ausnahme einiger wenigen, die Gürtel von geobem Zeuche trugen. Ihre Nägel waren sehr lang, besonders bei den Häuptlingen; bisweilen ragten sie drei Zoll über den Finger hinaus. Die Verhältnisse mit ihnen blieben nicht ganz friedlich. Im Anfange waren sie zwar schüchtern, allmälig aber wurden sie kecker und fingen an mit der größten Unverschämtheit zu stehlen. Man drohete und sie droheten wieder. Kotzebue sah, daß er den Spitzbuben imponiren müsse; er ließ eine Flinte abschießen und bei diesem Knalle erschraken sie alle so, daß sie in das Meer sprangen, zu ihren Piroguen schwammen und nur nach und nach längs dem Schiffe sich aufstellten. Aber der Befehl zum Aufbruche war bereits gegeben. Das Schiff fuhr auf die hohe See und mehrere der Pireguen, die sich vor ihm befanden, wurden umgestürzt. Die Penrhyn Gruppe besteht aus verschiedenen niedrigen mit Cocuspalmen und andern Bäumen bedeckten Inseln auf korallinischer Unterlage. Kotzebue bestimmte ihre Mitte zu 9° 2′ s. Br. und 159° 55′ w. L.

„Hier haben wir die Insel Pescabo, die Arrowsmith zwar aufgenommen hat, die aber von Andern für zweifelhaft gehalten wird; dann die Inseln Humphrey und Rearson, welche mit der erstern verwechselt worden seyn können. Rearson und Humphrey wurden von Patrickson entdeckt, der sie 1822 sah und als niedrige und bewohnte Inseln beschrieb. Sie liegen unter 10° 32′ s. Br. und 163° 10′ w. L. Dann kommen die Suwarow Inseln, denen der Lieutenant Lazareff den Namen seines Schiffes gab, eine Gruppe kleiner Inseln unter 13° 2′ s. Br. und 165° 5′ w. L. Die Danger Inseln, die Byron 1765 sah, scheinen mit der Insel Solitaria, welche Mindana 1595 angab, identisch zu seyn. Nach Byron bilden sie eine Gruppe von drei niedrigen, gut bewaldeten, bewohnten und von gefährlichen Riffen umgebene Inseln; die Riffe sollen sich über vier Stunden weit von dem Lande aus an der Westseite erstrecken. Byron sah eine Pirogue, konnte aber mit den Eingeborenen sich nicht in Verbindung setzen. Die Breite der Inseln ist 10° 15′ n. und ihre angebliche Länge 168° 18′ w., was aber zweifelhaft ist.

„Mehr Gewißheit hat man von der Insel Clarence, welche der Capitain Edwards 1791 entdeckte, ohne an's Land zu gehen und die Paulding 1825 besuchte. „Der Delphin" legte vor dieser Insel bei und sah sich bald von einer Menge Pirogen umgeben, von denen jede vier bis acht Personen trug. Man warf einer ein Tau zu, damit sich die Wilden an Bord begeben könnten. Sie ergriffen das Tau, statt sich aber desselben zu dem angedeuteten Zwecke zu bedienen, zogen sie daran aus aller ihrer Kraft und schnitten es endlich ab. Das war ein sehr kühner Stehlanfang. Ohne sich darum zu bekümmern, wie man dies Unterfangen aufnehmen werde, fuhren

Digitized by Google

sie fort, um das Schiff herumzurudern, forderten ein anderes Tau und da man diese Forderung rund abschlug, stieg einer der Wilden, ein starker und unerschrockener Mann, auf das Verdeck. Man umringte ihn und wollte mit ihm reden; er aber hörte auf nichts, sondern ging auf sein Ziel los, als wäre das Schiff verlassen gewesen, winkte einer Pirogue, die an das Hintertheil kam, ergriff alles, was er sah, Käfige, Taue, Eisen, Lebensmittel, Instrumente und warf alles ohne Umstände seinen Landsleuten zu, welche es aufhaben und in die Pirogue legten. Einige Matrosen wollten den unverschämten Dieb zurückhalten, aber er wurde darüber im höchsten Grade zornig und fuhr in seiner Thätigkeit fort, wie vorher. Da glaubte Paulding einschreiten zu müssen; er schlug den kecken Insulaner leicht mit seiner Flinte, aber ohne die Fassung zu verlieren, ergriff dieser das Rohr des Gewehrs, und als Paulding nicht nachgab, faßte er ihn um den Leib und würde den Mann und die Flinte in das Meer hinabgeworfen haben, wenn die Mannschaft nicht Gewalt gebraucht hätte. Der Dieb entkam indeß, stürzte sich in das Wasser und gelangte in seine Pirogue, wo er sich triumphirend seiner Beute bemächtigte.

„Dieses Beispiel gab auch den andern Insulanern Muth. Die keckste Diebere wurde auf allen Punkten begangen. Hier nahm man von dem Boote das eiserne Steuer weg; der Capitain erhielt es zwar zurück und legte es neben sich, im Augenblicke aber, als er sich umdrehte, wurde es von neuem gestohlen und der Eingeborene sprang mit seiner Beute ins Meer. Man bedrohte übrigens auch das Senkblei, das man von Zeit zu Zeit der Sicherheit wegen auswerfen mußte. Weder Drohungen noch Bitten vermochten etwas.

„Der ganze Morgen verging unter solchen Umständen. Hundert Pirogen umgaben fortwährend das Fahrzeug und die Insulaner darauf schleuderten von Zeit zu Zeit Wurfwoffen, Keulen, Cocusnüsse ꝛc. an Bord und stießen dann gellende, betäubende Töne aus. Eine sehr schwere Cocusnuß traf den Wundarzt an den Kopf. Hätte er den Hut nicht aufgehabt, so würde er schwer verwundet worden seyn. Die Menge der Feinde entfernte sich nur eine Stunde lang; ein Boot, das die Umgegend untersuchen und einen Ankerplatz suchen sollte, wurde ausgesetzt und bei seinem Anblicke woren die Pirogen nach verschiedenen Richtungen hin entflohen. Die Operation wurde nicht gestört, als aber das Boot wieder nach dem Schiffe zuruderte, wurde es von einer Menge Pirogen umringt und die Insulaner schwangen drohend ihre Keulen. Die Lage war kritisch; ein Pistolenschuß führte die Entwickelung herbei. Ein Wilder wurde in die Hand verwundet und der Knall reichte hin, die andern zu entfernen. Das Boot kom ohne weitern Unfall an das Schiff zurück.

„Trotz dieser Gewaltthat kehrte das Vertrauen zurück. Die Pirogen kamen von neuem; der Verwundete kam an Bord, wo er verbunden und mit Geschenken überhäuft wurde. Nun entstand ein kleiner Tauschhandel. Die Wilden goben zierlich gearbeitete Decken, Zierrathen von Muscheln und Knochen gegen Eisenstücke und alte Nägel. Treue und Redlichkeit herrschten dabei indeß nicht vor und mehr als ein Insulaner hatte Gelegenheit, seine Gewandtheit im Entwenden zu bethätigen.

„Die Eingeborenen waren fast alle bewaffnet, theils mit langen Lanzen, theils mit einer kürzern, leicht gebogenen Waffe, wie ein Säbel. Die Lanzen waren acht bis zwölf Fuß lang; einige hatten zwei oder drei Spitzen und waren ein bis zwei Fuß lang mit Haifischzähnen besetzt, die man mit Cocusnußfasern festgebunden hatte. Die Säbel waren eben so besetzt, was die mit denselben gemachten Wunden gefährlich und oft tödtlich machte. Eine geringe Anzahl dieser Insulaner trug auf dem Kopfe Guirlanden von dürren Cocusblättern. Ihre Kleidung bestand aus einem Gürtel geflochtener Blätter und einer 2 bis 3 Fuß breiten und 4 F. langen Decke. Diese Decke endigte sich in Fransen, die zu gleicher Zeit zum Schmucke und zum Schutze gegen die Muskitos dienten, welche auf diesen Inseln sehr häufig sind. Die kräftigen, gut gebouten, kupferfarbigen Eingeborenen sind mit Narben bedeckt, welche davon zeugen, daß die Lanzen und der Säbel häufig gebraucht werden. Sie tragen ihr Haor long und in unangenehm aussehende Zöpfe geflochten. Ihr Bart ist im Allgemeinen weder lang noch dicht.

„Clarence ist nach Paulding eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inselchen auf einem Riffe, das eine große Ausdehnung haben muß. Der Capitain berichtet, daß er im Augenblicke der Landung an der Insel, der er am nächsten war, die entferntern Inseln kaum sah. Die Gruppe liegt unter 9° 12′ s. Br. und 173° 50′ w. L.

„Vierzig Meilen in NO. von der vorigen liegt die Insel York, die Byron 1765 entdeckte. Dieser Seefahrer fond sie wüst und sammelte Cocusnüsse daselbst ein. Nach ihm sah sie Edwards 1791 und Paulding 1825. Sie war damals von einem Volke bewohnt, das Aehnlichkeit mit dem von Clarence hatte, aber weniger thätig, weniger kraftvoll, schüchterner, ärmer und kränklicher war. Die Gruppe ist eine Kette niedriger und bewaldeter Inselchen, umzogen von einem gemeinschaftlichen Riffe, das ungefähr 30 M. im Umfange hat. Sie liegt unter 8° 33′ s. Br. und 174° 20′ w. L.

„Wir kommen nun zu Ende," setzte Pendleton hinzu, der mich von dieser langen Namenreihe erschöpft sah. „Do ist noch die Insel Sydney, die nach Purdy 1823 Emmant entdeckte und 1828 Le Goarant wiedersah, eine kleine unbewohnte, ziemlich niedrige und unter 4° 27′ s. Br. und 173° 4′ w. L. gelegene Insel; dann Birnie, welche derselbe Seefahrer zu derselben Zeit entdeckte und die unter 3° 21′ s. Br. und 173° 50′ w. L. liegt, und endlich Mory, die erst neuerdings von einem Schiffe dieses Namens entdeckt wurde, ein Inselchenhaufen von 20 Stund. im Umfange mit einem Binnensee unter 2° 48′ s. Br. und 174° 30′ w. L. Nun sind nur noch die zweifelhaften Gardner- und Arthur Inseln übrig, von denen die eine unter 4° 30′ s. Br. und 176° 42′ w. L. und die andere unter 3° 33′ s. Br. und 178° 20′ w. L. liegen soll."

Kapitel II.

Ueberfahrt von Taïti nach den Tonga Inseln. — Die Hamoa Inseln

Während mir so Pendleton die Schätze seiner geographischen Kenntnisse erschloß, ruhte unser flinkes Schiffchen nicht auf dem Oceane. Es steuerte nach der Hamoa Gruppe in solcher gleichförmigen, sanften Bewegung hin, daß man es kaum bemerkte. Doch machten wir 9 bis 10 Knoten. Am 13. Mai Abends verriethen Schaaren von Tölpeln und Möven die Nähe von Land. Mit Tagesanbruche lag es vor uns. Wir gelangten an ein von einem sechs M. im Umfange haltenden Riffe umgebenes Inselchen mit einigen magern Gesträuchen in der Mitte. „Es ist die Insel Rosa", sagte Pendleton, die einzige Entdeckung Ihres Landsmannes, des Capitains Freycinet; er gab ihr den Namen seiner Frau, die ihn auf der Reise um die Welt begleitete." Diese Insel Rosa erinnert indeß nicht an diese Farbe. Die traurige, arme, nur von Möven bewohnte Klippe liegt unter 14° 33′ s. Br. und 170° 26′ w. L. Kotzebue sah sie im Jahre 1824 wieder.

Nachdem wir an der Nordseite um diese Klippe herumgefahren waren, sahen wir den Gipfel der Insel Opun, an deren südlicher Küste wir hinfuhren. Sie ist ein ungefähr 1200 F. hohes, spitz zulaufendes und bis an den Gipfel mit schönen Bäumen, besonders Cocospalmen, bedecktes Land. Gegen die Gewohnheit auf den andern Inseln Oceaniens, welche ihre Dörfer am Strande haben, schienen dieselben hier in der halben Höhe zu hängen unter Yams- und Patatenpflanzungen. Als wir sichtbar wurden, kamen Pirogen von der Küste her nach uns zu, aber wir waren zu weit entfernt und segelten zu schnell, als daß sie uns hätten erreichen können. Nach Opun zeigten sich die kleinern und niedrigern Inseln Leone und Fanfue.

Wir segelten jetzt direct auf Moüna, wo der arme Capitain de Langle, der Gefährte von Lapérouse, mit den von ihm befehligten Matrosen unbarmherzig ermordet wurde. Ich sah am nächsten Tage diese Insel nicht ohne eine gewisse Herzbeklemmung. „Der Oceanier" war damals vier bis fünf Meilen davon entfernt; er fuhr um die nördliche Spitze herum und dann an der nördlichen Küste ein oder zwei Meilen hin. Man konnte vom Schiffe aus eine lange Reihe von Klippen erkennen, auf denen das Meer sich in

Digitized by Google

weißen Schaum brach. Hier und da öffnete sich das Riff, um kleine Buchten, Zufluchtsörter für die Piroguen der Eingeborenen, zu bilden. Die Küste zeigte eine Reihe entzückender Ansichten; bald einen wilden tiefen Wald, bald einzelne Baumgruppen auf grünen Rasenplätzen, dort ein Dörfchen unter Bäumen, dort Bergbäche, die in das Meer stürzten, oder Cascaden, die in Schaumregen von der Felsenküste herabfielen, und überall Zeichen von Wohlstand und Bevölkerung, Dörfchen, Piroguen, urbar gemachtes Land, reich tragende Obstgärten und hübsch gebaute Häuschen. Nachdem wir uns eine Zeitlang an diesem Anblicke erfreut hatten, gelangten wir vor die berüchtigte Bucht, wo de Langle mit seinen Gefährten umkam. (Taf. 1. Abbild.)

Es war eine köstliche ruhige Küste, wie die, an welcher wir hingesegelt waren, ein so stiller, so dicht bewachsener Ort, daß man ihn vom hohen Meere aus kaum für bewohnt halten konnte. Ueber diesen grünen Baumdom erhob sich kein Rauch, in der Bucht schaukelte sich keine Pirogue, keine lag auf dem Strande. Bei dieser Oede und Stille konnte man kaum eine Küste wieder erkennen, wo sich Laperouse plötzlich von hundert mit Lebensmitteln beladenen Backen umgeben gesehen hatte. „Der Oceanier" legte vor der Bucht bei und wir warteten lange, ohne etwas zu sehen. Endlich kam eine kleine Pirogue mit drei Männern hinter einem geschützten kleinen Busen hervor und ruderte auf uns zu. Einer der Eingebornen stieg an Bord, schüchtern, mißtrauisch und um sich blickend, als fürchte er eine Falle. Er wagte nicht, von dem Geländer wegzugehen und bot von da einige Cocusnüsse an, für die man ihn ein Stück Eisen gab, welches er zum Danke an die Stirn hielt. Nach diesem Tausche nahm sein Argwohn wieder überhand, dann nahm er eine Art Anlauf und fing eine lange Rede an, die nach und nach bis zum kräftigsten Tone stieg. An gewissen Stellen kam die Geberde der Stimme zu Hilfe; der Redner zeigte abwechselnd auf das Land und auf das Schiff. Er lud uns ohne Zweifel ein, die Gastfreundschaft der Eingeborenen zu prüfen. Wir hörten ihn alle aufmerksam an, aber Niemand verstand ihn; selbst die Kenntniß des in den polynesischen Sprachen so erfahrenen Pendleton reichte hier nicht aus, kaum verstand er den Sinn einiger Worte. Der Redner seinerseits fuhr fort zu reden und zu gesticuliren, da er die ganze Gesellschaft schweigend zuhören sah; er würde ohne Zweifel noch lange gesprochen und gesticulirt haben, hätten sich nicht andere Piroguen der erstern angeschlossen.

Dann wurde das Schiff von Anfangs schüchternen, bald aber unruhigen, wilden und unverschämt stehlenden Gästen umringt. Ohne die Vorsichtsmaßregeln Pendletons würden diese Spitzbuben den „Oceanier" mit Sturm genommen haben. Man mußte endlich sogar auf dem Schiffe die mit Lanzen bewaffneten Matrosen aufstellen, und doch gelangten noch einige Eingeborene an Bord. Waren sie einmal auf dem Verdecke, so fielen sie wie Raubvögel über alle Gegenstände her, die sie erreichen konnten; hätte man nicht die ganze Mannschaft aufgeboten, um sie über Bord zu werfen, so würden sie keinen Nagel in dem Schiffe gelassen haben.

Uebrigens hatten diese Insulaner nichts bei sich, was zum Tausche hätte angenommen werden können. Nur einige Cocusnüsse lagen in ihren Barken. Als man sie nach andern Lebensmitteln fragte, zeigten sie auf das Land und gaben zu verstehen, daß man dort mehr und bessere Vorräthe finden würde. Ihr Benehmen war indeß nicht von der Art, daß man eine Landung wagen konnte. So wenig zahlreich sie auch am Schiffe waren, so schien es doch, als sey „der Oceanier" ihr Eigenthum; statt die kleinen Geschenke, welche man ihnen geben wollte, mit Freude und Dank anzunehmen, rissen sie uns dieselben grob aus den Händen. Diejenigen, welche auf das Verdeck gelangt waren und die mit Gewalt aber List etwas erhalten konnten, einen Nagel, ein Beil ꝛc., zeigten es ihren Gefährten in den Piroguen, und diese wiesen aus Wuth und Neid die Zähne, schäumten und drohten den Matrosen mit den Spießen, damit man sie auf das Schiff und sich dort auch etwas holen lasse. Alle diese Köpfe hatten ein häßliches, wildes Aussehen; von den zehn Eingeborenen auf dem Schiffe zeichnete sich nur ein einziger, ein junger Mann, ein Häuptling oder der Sohn eines Häuptlings, vor den andern durch glücklichere Züge und ein einnehmenderes Aeußere aus. Er allein fuhr die Engländer, die ihm Geschenke anboten, nicht an; statt auf die Gegenstände zuzuspringen und sie aus der Hand zu reißen, empfing er sie bescheiden und hielt sie dann mehrmals an seine Stirn. Als er zu seinen Freunden in den Piroguen zurückkehrte, machte er über das, was er gesehen hatte, lustige Bemerkungen, welche in der Ferne lautes Lachen erregten. Er war mit einer Worte ein jovialer, geselliger und sanfter junger Mann. Seine Cameraden dagegen, sie mochten mit ihm gleich oder unter ihm stehen, hatten fast nichts Menschliches an sich. Sie brüllten wie die Thiere und folgten, wie diese, mehr einem Instincte als der Vernunft. Beim Anblicke des nackten Armes eines Matrosen machte einer derselben eine gräßliche Geberde, die anzeigte, mit wie vielem Vergnügen seine schönen Zähne ein so schmackhaftes Stück Fleisch verzehren würden. Wir schauderten alle bei der Naivetät dieses Cannibalismus, ich fühlte mich von dem Dämon der Neugierde geheilt und sprach diesmal nicht von dem Wunsche, an's Land zu gehen.

Alle diese Insulaner waren groß, schlank und auffallend muskulös; der Charakter ihrer Physiognomie sprach Wildheit aus, ohne daß ihre Züge gerade unregelmäßig gewesen wären. Ihre Farbe war ziemlich dunkel und ihre Hauptsorge schienen sie auf ihren Haarputz zu verwenden. Einige ließen ihre langen schlichten und schwarzen Haare frei um den Hals und auf die Schultern fließen; andere dagegen trugen sie entweder zusammengebunden, oder mittelst der Wärme gekräuselt und bildeten daraus eine Art Kugel, welche sie oft gelb färbten. Andere färbten sie roth und frisirten sie in lange Locken, welche respectablen Perücken ziemlich ähnlich sahen. Dieser Theil der Toilette der Eingeborenen mochte ohne Zweifel eine sehr lange und sorgfältige Unterhaltung nöthig. Die übrige bestand in Schurzen, welche den Unterleib bedeckten, bis auf die Mitte der Schenkel herabfielen und aus einem dem Lande eigenthümlichen Zeuge verfertigt werden. Bisweilen hatten sie auch statt dieses Schurzes eine Art Beinkleider, welche von den Hüften bis auf die Füße glinzen. Halsbänder von Glasperlen schmückten die Brust einiger wenigen. Ihre Tättowirung war unbedeutend, aber zahlreiche Narben legten das Zeugniß ab, daß die Kriege unter ihnen häufig und blutig seyen. Frauen sahen wir wenig in den Piroguen und fast alle waren sehr häßlich. Am Lande befanden sich ohne Zweifel hübschere, da sich die vorzüglichsten Häuptlinge der Insel mit ihren Frauen und Kindern wahrscheinlich nicht so weit auf das Meer hinaus an ein europäisches Schiff gewagt hatten.

Unterdessen vermehrte sich von Stunde zu Stunde die Zahl der Piroguen und trotz der Aufmerksamkeit füllte sich das Verdeck mit zudringlichen Gästen. Mit der Zahl nahm auch ihre Kühnheit zu. Unsere Gäste wurden immer diebischer und ihre Gefährten in den Piroguen immer drohender. Man wechselte von einer zur andern Reden, die gleichsam Kriegsvorspiele zu seyn schienen; man wies mit den Fingern auf das Schiff und schien es selbst für eine leichte und sichere Beute anzusehen. Endlich griffen in einem und demselben Augenblicke alle Eingeborenen zu den Waffen und schwangen ihre Spieße gegen den „Oceanier". — „Oh, oh," sagte Pendleton; „da sind wir also bei der Krise. Die Leute mißbrauchen unsere Geduld; das muß ein Ende haben." Und auf einen Befehl des Capitains fing man an, das Verdeck von allen den ungelegenen Gästen zu reinigen; trotz einem lebhaften Widerstande kam man durch Hiebe mit Taustücken und Lanzenenden bald zum Zwecke. Als dies geschehen war, sagte Pendleton: „nun rasch über diese Canaille hinweg!" Dann gab er Befehl, die Segel anzusetzen. Sobald unser rasches Schiff wieder losgekettet war und der die Segel schwellende Wind ihm seine gewöhnliche Kraft zurückgegeben hatte, befand sich die Menge dieser Piroguen unter unserm Kiel. Ohne vom Wege abzulenken, kehrte „der Oceanier" die dreihundert Piroguen weg, welche ihm den Weg versperrten. Funfzig davon wurden umgeworfen und sanken, eine weit größere Anzahl erhielt bedeutende Beschädigungen. Vielleicht hatte diese Flotte geglaubt, uns den Weg versperren zu können, aber diese Anmaßung wurde streng bestraft. Das Meer gewährte einen schrecklichen Anblick. Ueberall schwammen Ruder, Masten, Raaen ꝛc.; das Wasser war mit Trümmern und Menschenköpfen bedeckt. In der ersten

Digitized by Google

Ueberraschung dachte man nur daran, die sinkenden Böte zu retten, die Masten wieder zu befestigen und die Beschädigungen auszubessern, dann aber begann die ganze Menge, weil sie sich nicht wirksamer rächen konnte, Drohungen und Verwünschungen gegen den „Oceanier" auszustoßen, der diesen Zorn verachtete und mit vollen Segeln dahinflog. Einige ganz kühne Eingeborne hatten sich an ihn angeklammert und suchten in das Schiff hinein zu gelangen, aber einige Stöße und Schläge stürzten sie in das Meer und wir setzten unsere Fahrt, triumphirend und gerächt, fort.

In der Nacht legte „der Oceanier" den Raum zurück, welcher Maüna von Diolawa trennt. Am 14. Mai bei Tagesanbruche war er nur noch zwei Meilen von einem nahe an der Ostspitze der letztern Insel gelegenen Inselchen. Hier kamen einige Piroguen an uns mit Männern, die friedlicher aussahen als die, welche wir zuletzt kennen gelernt hatten, wahrscheinlich weil sie in geringerer Anzahl dawaren. Sie schienen uns Fischer zu seyn und tauschten Fische gegen einige Kleinigkeiten aus. Das Schiff hielt sich indeß ihretwegen nicht auf, sondern fuhr an der südlichen Küste Diolawa's hin, eines lachenden und von dem Strande bis auf die Gipfel der Berge fruchtbaren Landes. Kein anderes oceanisches Land, selbst nicht das frische Taiti, bot ein schöneres Amphitheater von Grün, eine reichere Folge stufenförmiger und fruchtbarer Flächen. Zum Unglücke ist an der Insel noch kein Ankerplatz gefunden worden, die europäischen Schiffe konnten sich deshalb nicht lange da aufhalten und sie ist bis diesen Tag ziemlich unbekannt geblieben.

Je länger wir an dieser Küste hinfuhren, um so mehr Piroguen sahen wir vom Lande in See stechen, um zu uns zu kommen. Pendleton wollte sie nicht erwarten; er legte erst der Insel Plate gegenüber bei, die nahe an der Westspitze von Diolawa liegt und mit derselben durch ein an dem Wasserspiegel reichendes Riff vereinigt ist.

Die Insel Plate ist der Diamant der Hamoa Gruppe, die von der Natur so sehr begünstigt wurde. Sie ist ein sehr kleines nur in der Mitte von einem oben abgeplatteten Hügelchen beherrschtes Inselchen. Nach der ungeheuern Menge von Piroguen, die von da auf uns zu kamen, muß dieses Ländchen ungemein bevölkert seyn. Es war eine schwimmende Stadt, eine Ebene von Böten, ein ungeheurer Bazar von Früchten, Gemüse, Wurzeln, Schweinen, der sich auf dem Wasser schaukelte wie ein chinesischer Markt auf dem Tiger. Das Meer war unter diesen Böten und diesen Menschenköpfen ganz verschwunden. Die Insulaner schienen weder wild noch unverschämt zu seyn. Sie drohten nicht und stahlen nicht wie die Eingebornen von Maüna. Im Gegentheile ihr Benehmen war freundschaftlich und wohlwollend; sie zeigten sich bescheiden und rechtschaffen. Ihre Fröhlichkeit wurde bisweilen sogar lärmend, aber außerdem konnte man ihnen nichts vorwerfen. Als man ihnen verbot an Bord zu kommen, gehorchten sie, banden ihre Waare an Taue und empfinden mit Freude das, was man ihnen dafür gab. Als eines dieser Gegengeschenke, ein Packet mit Reifstücken, ins Meer fiel, bot sich uns ein seltsamer Anblick dar. Obgleich das Wasser tief war, stürzten sich doch zehn Wilde hinunter, ergriffen das Packet noch im Wasser, kämpften darum wie Fische und stritten sich noch lange um einzelne Eisenstückchen. Nicht eines davon ging verloren.

Das war ein Handel wie ihn Philips wünschte. Für einen Werth von höchstens zwei Piastern, für alte Eisenstücke, Glasperlen und ein Dutzend alter Nägel hatte er funfzig Schweine und eine ungeheuere Menge Geflügel, Früchte und Wurzeln erhalten. Die blauen Glasperlen wurden von diesen Insulanern am höchsten geschätzt. Die Lebensmittel, welche wir dafür erhielten, waren ausgezeichnet, Gemüse, Wurzeln und Früchte. Einige Arten davon kannten wir nicht. Beim Anblicke dieser Massen von Lebensmitteln in den das Meer bedeckenden Piroguen hätte man kaum glauben sollen, daß eine so kleine Insel soviel hervorbringe und soviel Ueberfluß habe. Es war fast ein Wunder zu nennen.

Der Tauschhandel dauerte noch fort, als die Ankunft einer großen Piroque ihn plötzlich unterbrach. „Egui! ia egui!" (der Häuptling! da ist der Häuptling!) riefen mit einem male alle um das Schiff versammelte Insulaner, und zu gleicher Zeit entfernten sich alle und machten Platz. Die große Pirogue kam näher. Sie war sehr groß, mit Perlenmuscheln verziert und mit zehn Mann besetzt, welche ruderten. Der Häuptling, welcher das Steuer hielt, und die Ruderer selbst hatten auf dem Kopfe grüne Zweige, was von ihrer Seite freundschaftliche Gesinnungen anzeigte. Auf dem Vordertheile und einer mit Decken belegten Erhöhung kauerte ein schon bejahrter Mann und hielt über sich einen europäischen Sonnenschirm, der indeß für ihn nur ein Schmuck war, denn sein Teint brauchte die Sonne nicht mehr zu fürchten. Um seine Schultern hing eine feine Decke; ein Zeuggürtel umschlang seinen Körper und ein Turban bedeckte seine Stirn. Als er nahe gekommen war, sprach er mit den Leuten in den Piroguen, öffnete sich so einen Weg, ergriff die Leiter des „Oceaniers" und stieg mit noch zwei Andern an Bord.

Er war ein Mann von 5 F. 6 Z. (engl.), mager, aber noch gewandt und kräftig. Sein Gesicht hatte nichts Abstoßendes, seine Züge waren ernst und klug. Keine Tättowirung zeichnete ihn aus. Als er das Verdeck betreten hatte, fragte er nach dem Egui. Philips, der ihn empfangen hatte, zeigte ihm den Capitain, welcher auf einer Bank saß. Der Häuptling ging nun auf denselben zu, neigte das Haupt und sagte einige Worte in seiner Muttersprache; dann ergriff er die beiden Einbogen Pendletons, hob sie zwei- oder dreimal empor und sagte englisch: sehr gut (very good)! Nach diesem halb wilden, halb europäischen Gruße gab er zu verstehen, er sey der Egui (König) der Insel Plate, und befahl seinen Dienern, Pendleton die Geschenke, welche er ihm bestimmt hatte, zu Füßen zu legen — drei schöne Schweine, welche er boaka nannte, Yams und Früchte. Pendleton reichte ihm dafür ein Beil, zwei Schnuren blaue Glasperlen und ein buntes seidenes Tuch, das ihm der Capitain selbst um den Turban schlang. Der Insulaner war von so viel Reichthümern ganz geblendet und schien kaum seinen Augen zu trauen; er zweifelte, ob sie ihm wirklich angehörten, und seine noch mißtrauische und schüchterne Dankbarkeit zeigte sich nur durch die leise gesprochenen und oft wiederholten Worte: very good! Endlich wagte er zu fragen, ob dies alles wirklich sein Eigenthum sey, ob das Tuch, das Beil, die Glasperlen ihm angehörten. Und als man ihn davon überzeugt hatte, ach! da kannte seine Freude keine Grenzen mehr, da vergaß er seine Rückhaltung, legte sein würdevolles Wesen ab, ging entzückt auf dem Verdecke umher, suchte die Wirkung zu errathen, welche das Tuch auf seinem Kopfe machen werde, schwenkte seine beiden Glasperlenhalsbänder, sprang umher wie ein kleiner Knabe, der ein Spielzeug erhalten hat, rief jeden Augenblick: very good! very good! streichelte die Einbogen Pendleton's und rieb seine Nase an der Philips', der ihm diese so häufigen Freundschafts- und Dankbarkeitsbezeigungen gern erlassen hätte. Bei dem Anblicke ihres so erfreuten Herrn konnten die Diener unmöglich gleichgiltig bleiben. Sie ahmten wirklich hinter dem Egui alle seine Bewegungen nach, besonders sein Secretair oder Schatzmeister, ein dicker Bursche, ähnlich einem Flußpferde, dem dabei der Schweiß in großen Tropfen vom Gesichte rann. Endlich beruhigte sich diese Freudetrunkenheit; man sammelte alle Geschenke, legte sie sorgfältig in ein Körbchen, und die beiden Eguis, der der Insel und jener des Schiffes, suchten mit einander zu sprechen und sich einander verständlich zu machen.

Der König der Insel Plate hatte schon Europäer gesehen, wie es sein seidener Sonnenschirm und ein Paar Piaster bezeugten, die er sorgfältig aufbewahrte. Als ihn Pendleton darüber befragte, sagte er, vor wenigen Jahren habe er in seiner Pirogue eine weit in Süden liegende Insel besucht und dort von einem Egui, einem Häuptlinge eines Schiffes, die zwei Piaster und den Sonnenschirm erhalten. Als wolle er einen Beweis von seiner Erzählung geben, zeigte er auf die Kanonen des „Oceaniers", ahmte deren Donner nach und gab zu verstehen, daß er diese Mordwerkzeuge habe spielen hören; dann schloß er die Augen und ließ den Kopf hängen wie ein Todter, um die Wirkung der Kanonen zu veranschaulichen. Die Pantomime war so anschaulich, daß sich seine Begleiter mit Schrecken von den Stücken entfernten. In dem Augenblicke, als diese Erörterung stattfand, beunruhigten einige Eingeborenen die wachehaltenden Matrosen. „Man schieße mit den puns (Kanonen) auf die Unruhestifter," meinte der Egui.

Digitized by Google

Der Gegenstand, welcher diesem Manne am meisten auffiel, war ein großes Fernrohr des Capitains. Im Anfange hielt er es für eine kleine Kanone, und schien es zu vermeiden, dem Rohre sich gegenüber zu befinden. Pendleton bemerkte seine Furcht und deutete ihm an, er möge das Auge an das Glas halten. Er that es, aber das optische Phänomen war so unerwartet und so seltsam, daß er das Instrument wegwarf. Das Fernrohr würde zerbrochen worden seyn, hätte es Pendleton nicht im Fluge noch erhascht. Der Capitain suchte den Egui zu beruhigen und sah selbst mehrmals durch das Fernrohr; aber alle Mühe war vergebens. Der König der Insel Piate hielt es für Zauberei; diese wunderbare Maschine hatte ihm Freunde und Bekannte, die sich am Ufer, zwei Meilen entfernt, befanden, so nahe gezeigt, als könne er sie berühren. Wie dies erklären?

Uebrigens bewies sich der Eguí außerordentlich wohlwollend gegen den „Oceanier" und dessen Capitain. Offenbar wollte er ihn gern an's Land haben, vielleicht um dann anders aufzutreten. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, sparte er nichts, weder Liebkosungen, noch verführerische Anerbietungen, noch Versprechungen aller Art. Er versprach ihm soviel Yams, soviel Pataten, soviel Früchte und soviel Schweine als er haben wolle; er sprach von seiner prächtigen Wohnung, von seinen Decken, seinen Piroguen u. s. w. Pendleton aber blieb unerschütterlich, denn er traute nicht. Endlich ersann der Eguí noch ein Mittel, die Reserve. Er nahm den Capitain am Arme, führte ihn an das Deckgeländer und zeigte ihm auf den dichtgeschaarten Piroguen einige Frauen, welche er in seiner Sprache Waraki nannte, schüttelte aber dabei den Kopf mit einem Ausdrucke der Verachtung und sagte no good (nicht gut). Als er glaubte, man habe verstanden, was er meinte, kehrte er sich gegen die Insel und sagte wie ein Kaufmann, der seine Waare anpreist, mehrmals: very good waraki (sehr gute Frauen). Der Eguí gab sich dabei so viel Mühe, daß Pendleton ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Philips," sagte er zu seinem Lieutenant, „das ist etwas für Sie. Der alte Eguí hat ohne Zweifel auf diese Weise schon einen Abenteurer gefangen, denn er scheint mir in diesem Stücke zu erfahren." Trotz seinem Mißtrauen hätte indeß der Capitain doch wohl eine Landung versucht, aber man sah keinen Ankerplatz, und sich in einer Schaluppe an das Land zu wagen, wäre eine undankbare Unklugheit gewesen. Uebrigens zog die Strömung bei der Windstille den „Oceanier" bereits in die Nähe der Riffe, und es wurde nothwendig, sich von dieser Küste zu entfernen. Man setzte also alle Segel an, und bei einem sanften und klagenden Abschiedsgesange der Eingeborenen machte sich unser Schiffchen von der Flotille frei, die es umringte, und setzte seine gewöhnliche schnelle Fahrt fort. Der Eguí hatte uns mit den Worten verlassen: Maruа! maruа! und die Piroguenmenge verfolgte uns lange mit demselben Abschiedsgruße: maruа! maruа!

Am folgenden Tage fuhren wir an der südlichen Küste der großen und schönen Insel Pola hin. Flockige Wolken verhüllten ihren Gipfel, aber an den Seiten ihrer Berge, die amphitheatralisch sich erhoben, zeigten sich Dörfer mitten in reichen Anpflanzungen. Pola ist ohne Zweifel eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Seewelt, und ohne Zweifel auch eines der bevölkertsten. Von dem Verdecke des „Oceaniers" aus konnte man Tausende von Köpfen erkennen, die an die Küste eilten, um das Schiff vorbeifahren zu sehen. Ungefähr vierzig Piroguen kamen noch den Vormittag an uns, aber das Verdeck war bereits mit Lebensmitteln bedeckt und übrigens drängte die Witterung. Der Wind nahm zu und bot uns die Aussicht zu einer kurzen Ueberfahrt nach den Tonga Inseln. Den 12. Mai um sechs Uhr Abends wendete sich „der Oceanier" nach dieser kurzen Musterung der Hamoa Gruppe nach Süden zu.

Kapitel III.

Die Inseln Hamoa. — Geographie und Geschichte.

Die Kette der Hamoa Inseln umfaßt einen Raum von ungefähr 100 Stunden von O. nach W. bei dem 14° s. Br. Die westlichsten sind die größten; die mittlere, Maùna, ist weniger groß und die drei östlichen sind die kleinsten. Die Insel Rosa [illegible] nur eine Klippe.

Opun, Leone und Fanfue, die von einander durch schmale Fahrwasser getrennt, sind hohe bewaldete Länder, die in der Ferne nur eine Insel zu bilden scheinen. Sie liegen unter 14° 5′ und 14° 13′ s. Br. und 171° 42′ bis 172° 2′ w. L.

Maùna ist bergig, bewaldet und fruchtbar und hat eine Ausdehnung von 17 Meilen (milles) von ONO. nach WSW. bei einer mittleren Breite von sechs bis sieben Meilen. Zwei Inselchen liegen an ihr im Osten und Westen. Ihre westliche Spitze liegt unter 14° 21′ s. Br. und 173° 7′ w. L.

Oiolawa von noch reizendern Ansehen und noch fruchtbarer, hat 40 Meil. in der Länge und 10 M. in der größten Breite. Einige Inselchen liegen neben ihr an der Ost- und Westseite. Dazu gehört die so fruchtbare und volkreiche Insel Piate. Der Gipfel der Insel Piate liegt unter 13° 59′ s. Br. und 174° 25′ w. L.

Pola, die letzte im W., ist eine herrliche Insel. Die wunderbaren Erzählungen Lapeyrouse's und Kotzebue's lassen es bedauern, daß sie nicht genauer bekannt ist. Die Schönheit der Landschaften und die unbestreitbare Fruchtbarkeit des Bodens machen sie zu einer Art oceanischen Elysiums. Die ganze Masse bildet einen ungeheuern Kegel, den Kotzebue der Form nach mit dem Muna Roa zu Hawaii und der Höhe nach mit dem Pic von Teneriffa vergleicht. Diese Insel, welche nicht weniger als 100 Meil. im Umfange hat, erstreckt sich von 13° 26′ bis 13° 48′ s. Br. und von 174° 30′ bis 175° 8′ w. L.

Allem Anscheine nach ist die Hamoa Gruppe derselbe Archipel, den der Holländer Roggewein 1722 entdeckte und Baumanns Inseln nannte. „Unter 12° s. Br.," sagt dieser Seefahrer, „entdeckte man mehrere freundlich aussehende, mit Brodfruchtbäumen und Gemüsen bedeckte Inseln. Sie waren von Bergen und lachenden Thälern durchschnitten; einige hatten 10, 15 bis 20 St. im Umfange. Jede Familie schien für sich zu herrschen und die Stämme sind eingetheilt wie auf der Osterinsel." Die Insulaner kamen zu den Holländern auf dem hohen Meere und boten ihnen Fische, Cocusnüsse, Bananen und andere vortreffliche Früchte an, wofür man ihnen einige europäische Kleinigkeiten gab. Man hielt die Inseln wegen der Menge Männer und Frauen an der Küste für sehr bevölkert. Die Männer waren weiß und unterschieden sich von den Europäern nur durch die von der Sonne mehr gebräunte Haut. Ihr Körper war mit verschiedenen Farben bemalt; ihre Waffen waren Pfeil und Bogen. Ein künstlich gewebter und mit Fransen verzierter Zeug bedeckte sie von dem Gürtel bis zu den Fersen; außerdem trugen sie einen Hut von demselben Zeuge und um den Hals Blumenkränze. Ihr Gesicht war sanft und wohlwollend. „Es ist," setzt der Bericht hinzu, „das ehrlichste und gebildetste Volk in der Südsee. Sie hielten uns für Götter und weinten, als wir uns entfernten."

Das ist der Bericht Roggeweins, verwirrt wie alle seine Erzählungen, verwirrter noch, seit der gelehrte Fleurieu sich zu seinem Commentator gemacht. Die Verwirrung in den geographischen Lagen, die Irrthümer, die Ungewißheit in den beobachteten Thatsachen haben die Einzelnheiten dieser Reise unter die bestrittenen Dinge gebracht und ihr einen großen Theil ihres Ansehens genommen.

Daraus folge, daß dem Rechte, wenn auch nicht der Wirklichkeit nach, Bougainville der Entdecker der Hamoa Gruppe ist. Er gerieth 1768 an diese Inseln wenige Tage nachdem er Taiti verlassen hatte, fuhr an Opun, Leone, Fanfue und besonders Maùna hin, sah von weitem Oiolawa, bemerkte aber Pola nicht. Bougainville hatte auch einige Verbindungen mit den Eingeborenen, aber die Schilderung, welche er von ihnen entwirft, gleicht jener Roggewein's nicht. „Diese Menschen," sagt er, „sind nicht so sanft wie die von Taiti; ihre Physiognomie ist wilder, ihr Charakter falscher und schlauer und sie suchten fortwährend bei dem Tauschhandel uns zu übervortheilen." Das Auffallendste bei diesem Volke war damals seine Geschicklichkeit in der Schifffahrt. Die Piroguen waren besser gebaut als die der andern oceanischen Völkerschaften und flogen mit großer Schnelligkeit auf

Digitized by Google

dem Wasser hin. Aus diesem Grunde nannte Bougainville diese Gruppe die Schifferinseln, und diesen Namen führten sie lange auf den Karten, aber er muß davon weggestrichen werden und der einheimischen Benennung Hamoa Inseln weichen.

Im Plane Laperouse's lag die vollständige Erforschung dieser Gruppe, welche Bougainville unvollendet gelassen hatte. Er erschien hier am 6. December 1787, und während seines zehntägigen Aufenthalts daselbst ereignete sich die Katastrophe, welche der Expedition einen der besten Officiere raubte.

In den ersten Tagen hatte Laperouse mit den Eingeborenen der östlichen Inseln einige ruhige und unbedeutende Verbindungen, dann ankerte er am 9. Decbr. vor Maüna bei dreißig Klaftern Wasser. Noch denselben Abend wollte der Capitain Delangle, der sich mit mehrern Officieren in drei bewaffneten Böten einschiffte, ein volkreiches Dorf kennen lernen, wo er die freundschaftlichste Aufnahme fand. Da die Zeit schon weit vorgerückt war, so zündeten die Eingeborenen sogar ein großes Feuer an, um ihren Gästen zu leuchten. Alles ging sehr gut und die Böte kamen an die Schiffe zurück.

Dieselbe Ruhe herrschte am andern Tage bei Sonnenaufgange. Die Eingebornen kamen des Tauschhandels wegen an Bord und gaben Lebensmittel für Eisenstücke, besonders aber gegen Glosperlen, die sie sehr in Versuchung führten; die Schaluppen gingen an's Land, um Wasser einzunehmen, und die beiden Capitaine folgten in ihren Böten. Die Verhältnisse waren diesen Tag minder ruhig und friedlich. Die Matrosen, welche die Schaluppen bewachen sollten, ließen sich von den Frauen verführen, und ein Wilder, der sich in das Boot geschlichen hatte, schlug einen Matrosen mit der Keule. Statt den Mann streng zu bestrafen, begnügte sich Laperouse, ihn in das Wasser werfen zu lassen. Er hätte strenger seyn müssen, um einem kräftigen Riesenvolke zu imponiren, welches sich auf seine Körperkraft verließ. Er hätte die Macht der Franzosen und die Wirkung der Feuerwaffen anders als durch das Schießen einiger Tauben zeigen sollen.

Unterdeß ging Laperouse, begleitet von einigen Bewaffneten, in das unter Brodfruchtbäumen versteckte Dorf. Die Hütten standen um einen sehr schönen Rasenplatz herum, der 50 Ruthen im Durchmesser halten konnte. Die Wilden, Männer, Weiber, Kinder und Greise, standen an den Thüren ihrer Häuser und baten Laperouse, sie mit seinem Besuche zu beehren. Er ging in mehrere Häuser hinein. Sie hatten alle einen Fußboden von ausgesuchten Kieseln, der mit hübsch gearbeiteten Decken belegt war. Ihre Form war im Allgemeinen elliptisch und eine Reihe von Baumstämmen stützte ein Dach von Cocusblättern. Im Innern herrschten in den meisten Zierlichkeit und Reinlichkeit. Um die Hitze in den heißen Tagen zu mäßigen, hatte man in einigen Decken angebracht, die aufgezogen und niedergelassen werden konnten. Luxusgegenstände, wie junge Turtteltauben oder hübsche Papageis, vervollständigten das Mobiliar dieser Wohnungen. Alles schien ein glückliches, sanftes und friedliches Volk zu verrathen, und doch zeugten breite Wunden, die bereits vernarbt waren oder noch bluteten, auch von kriegerischen Gewohnheiten.

Am Bord der Fregatten und während der Abwesenheit der Befehlshaber verrieth sich dieser unruhige, streitsüchtige Charakter deutlicher. Trotz der Wachsamkeit waren Wilde auf das Verdeck gekommen und hatten hier und da etwas gestohlen, so daß man zur Gewalt greifen mußte. Die kleinen schwächlichen Franzosen flößten diesen Herculessen keinen Respect ein. Sie hätten ihre Ueberlegenheit durch Blut zeigen sollen. Laperouse mußte erst eine bittere Erfahrung machen, die den Fregatten theuer zu stehen kam.

Am 10. hatte der Capitain de Langle ein hübsches Dorf an einer nahen Bucht bemerkt und wollte den nächsten Tag dahin zurückkehren trotz den Vorstellungen Laperouse's. Am 11. gegen Mittag verließen die beiden Schaluppen der Fregatten und die beiden großen Böte mit 61 M. unter der Anführung de Langle's den Ankerplatz, um an jenem Orte Wasser zu holen. Die Fahrzeuge waren mit Steinmörsern bewaffnet. Die Seesoldaten hatten Flinten und Säbel. An der Stelle, wo der Capitain den Tag vorher an's Land gegangen war, fand er zu seinem Erstaunen statt der schönen Bucht nur einen Haufen Korallen mit einem schmalen und krummen Canale. Die Ebbe und Fluth änderte das Aussehen des Ortes ganz. De Langle wollte im Anfange wieder umkehren und anderswo Wasser suchen, aber die Freundschaftlichkeit der Eingebornen beruhigte ihn. Er blieb. Man brachte die Wasserfässer an's Land, stellte Soldaten zum Schutze der Arbeiter auf und die Arbeit begann ruhig. In der ersten Stunde belief sich die Zahl der Eingebornen auf nicht mehr als etwa 200 und es war also nichts zu besorgen für de Langle, der so bedeutende Vertheidigungsmittel hatte; aber nach und nach kamen von allen Seiten Piroguen herbei und bald bedeckten 1500 Insulaner das Ufer und die kleine Bucht. Es begannen nun Unordnung und Verwirrung. Um sie zu beendigen, kam de Langle auf den übeln Einfall, an die Männer, welche er für Häuptlinge hielt, Geschenke zu vertheilen. Diese Männer wurden nun bis zur Raserei neidisch und eifersüchtig gegen einander und der Kampf war nicht mehr zu vermeiden.

De Langle hatte die Rückkehr zu den Schaluppen geboten und die Wilden hinderten dieselbe nicht, sie gingen blos in das Wasser und folgten den Franzosen, die so genöthigt waren, ebenfalls einige Zeit in dem Meere zu waden, um zu ihren Fahrzeugen zu gelangen. Dabei wurden die Flinten und Patronen naß. Indeß blieb noch alles ruhig, bis der Befehl gegeben war, die Schaluppen wieder flott zu machen. In diesem Augenblicke wurden einige Steine geschleudert; de Langle antwortete darauf mit einem Schusse in die Luft und dieser wurde das Signal zu einem allgemeinen Angriffe von Seiten der Eingeborenen.

De Langle befand sich damals auf einer der Schaluppen; kaum hatte er aber zweimal geschossen, so stürzten 50 Wilde auf ihn; ein Keulenschlag warf ihn zu Boden und die andern Feinde erschlugen ihn vollends. Noch im Tode erhielt er zweihundert Keulenschläge, worauf die Wüthenden seinen Leichnam an die Schaluppe befestigten. Neben dem Commandanten fielen in demselben Augenblicke der Naturforscher Lamanon, der Seesoldatencapitain Talin und mehrere Matrosen. Von allen Seiten kamen auf dem Meere Schaaren von Wilden herbei, vereinzelt, so daß die Steinmörser und die Flinten nicht kräftig auf sie wirken konnten. Die Mannschaft, welche von der rechten und linken Seite, von vorn und von hinten angegriffen wurde, wußte nicht mehr, wem sie gehorchen, wie sie sich vertheidigen sollte. Es war ein gräßlicher Kampf, ein blutiges Gemetzel, wobei der Vortheil der Lage die Waffenüberlegenheit vernichtete. (Taf. 1. Abbild.)

Man konnte nicht zu gleicher Zeit die Schaluppen losmachen und auch sich gegen die Angriffe der Eingeborenen vertheidigen. Man verließ deshalb die Schaluppen und gelangte an die zum Glück schon freischwimmenden Böte. Diese Bewegung machte eine heilsame Diversion. Die Wilden wurden durch ihre Stehlsucht zum Plündern angetrieben, stürzten sich auf die Fahrzeuge, welche man ihnen überließ und stritten sich untereinander um die geringsten Kleinigkeiten. Sie glichen Raubvögeln, welche über einen todten Körper herfallen. In wenigen Minuten waren die Schaluppen zerbrochen. Bei diesem Werke der Zerstörung vergaßen die Wilden die fliehende Mannschaft. Diese hatte alle Wassergefäße ins Meer geworfen, um die Böte zu erleichtern und für Alle Platz zu machen; dann fuhr man nach dem hohen Meere zu. In dem engsten Theile des Canals hätte beinahe ein anderer Unfall die Rettung der Unglücklichen gehindert. Das Boot vom „Astrolabe" stieß auf. Die Lage war im höchsten Grade kritisch; von zwei Seiten das Fahrwasser und bis auf zehn Schritte erlaubte die Korallenbank den Insulanern heranzukommen und einem neuen Angriff gegen die Flüchtigen zu beginnen. Die Zerstörung und Plünderung der Schaluppen war überdies vollendet und die ganze vom Siege trunkene Menge wieder frei. Sie eilte wirklich unter gräßlichem Geschreie herbei und hoffte neue Beute zu machen, wenn sie den Franzosen die Rückkehr abschneide; aber mehrere wirkende Schüsse retteten die Unglücklichen diesmal. Die Böte machten sich frei und gelangten zu den Fregatten. Indeß auch dieser Rückzug war nicht ganz ohne Glück, denn die der Führer und Hauptfahrzeuge beraubten Leute konnten leicht bis auf den letzten Mann erschlagen werden.

Digitized by Google

Als man die mit Verwundeten gefüllten Böte kommen sah, besonders als man den Tod des Capitains de Langle und seiner Unglücksgefährten erfuhr, ertönte ein langer Schrei des Unwillens von einem Bord zum andern. Man wollte die Opfer augenblicklich rächen. Hundert Piroguen befanden sich an den Schiffen, gefüllt mit Männern, Weibern und Kindern — eine schöne Hekatombe für die Manen de Langle's. Die Mannschaft wollte sie ihm durchaus bringen, und vielleicht wäre eine so auffallende That damals eine kluge Maßregel gewesen. Uebrigens mußte man die Leichname zurückfordern, welche die Cannibalen ohne Zweifel verzehren wollten. Laperouse glaubte indeß, dem Andringen seiner Leute nicht nachgeben zu dürfen; er zügelte ihren Zorn, mußte aber dazu sein ganzes Ansehen verwenden. Ein blinder Kanonenschuß zerstreute die Piroguenflotte. Es kam dem Capitain wahrscheinlich schwer an, sich so mild zu zeigen und seinen Freund nicht so rächen zu dürfen, wie sein Herz vielleicht wünschte. Aber die Katastrophe gab ihm doch eine gute Lehre und von nun an ging er mit den Wilden nicht mehr so schonend um wie bisher.

Trotz der Metzelei kamen am nächsten Tage wieder einige Piroguen an die Schiffe Laperouse's. Die französischen Mannschaften waren wüthend und selbst der Commandant konnte sich kaum halten; wenn er einen sichern Ankerplatz gefunden, hätte er sich vielleicht näher an die Küste gelegt und die Dörfer zusammengeschossen, aber er zog es vor, diese traurigen Gewässer zu verlassen. Er gab Befehl, den Anker zu lichten und fuhr am 14. December an der Küste von Ololawa hin, wo andere Fahrzeuge der Eingeborenen ihm entgegen kamen. Diese Wilden hatten ganz das Aeußere wie die Insulaner von Maùna, aber ihre Sitten waren sanfter und friedlicher. Ihre Frauen und Kinder begleiteten sie. Abends legten sich die Fregatten vor ein herrliches Dorf. „Es war," sagt Laperouse, „ein weiter mit Häusern bedeckter Raum von dem Gipfel der Berge bis an den Rand des Meeres. Diese Berge nehmen beinahe die Mitte der Insel ein; ein sanft abhängendes Terrain zeigt den Augen der Schiffer ein mit Bäumen, Hütten und Grün bedecktes Amphitheater; Rauchsäulen stiegen aus dem Dorfe empor wie aus einer großen Stadt, und das Meer war mit zahllosen Piroguen überdeckt, die zum Theil nur die Neugierde, zum Theil auch der Wunsch herbeigelockt hatte, einen Tauschhandel zu eröffnen."

Nachdem Laperouse auch die Insel Pola gesehen hatte, verließ er diesen Archipel. Der Engländer Edwards durchsegelte ihn 1791 und gab ihn andere Namen. Von da bis 1824 zeigte sich dort kein wichtiger Seefahrer; in diesem Jahre kam Kotzebue. Seine Beobachtung hat die Angaben Laperouse's zum Theil bestätigt, zum Theil berichtigt, und das Resultat scheint zu seyn, daß die Bewohner der westlichen Inseln, Ollawa, der Insel Plate und Pola sanfter und geselliger sind als die von Maùna. Woher kommt diese Verschiedenheit zwischen diesen benachbarten Völkerschaften? Liegt die Ursache derselben tief? Oder folgt sie nur aus einer andern Regierungsform, die auf den westlichen Inseln regelmäßiger und auf den östlichen anarchischer ist? Hier sieht man wirklich Häuptlinge, deren Ansehen geachtet wird, während man dort keine findet, das Volk Herr ist und das Recht hat, alles zu wagen.

Uebrigens gehört das Volk, welches die Hamoa Inseln bewohnt, unbestreitbar noch zu der polynesischen Familie, obgleich es durch die melanesische Nachbarschaft etwas verändert ist. Die Sprache besonders scheint einen sehr markirten Dialect der großen polynesischen zu bilden. Nach Laperouse sind die Männer gewöhnlich 6 F. 10 Z. lang und haben colossale Glieder. Sie gingen nackt, bis auf einen Gürtel von Gras, der bis auf die Knie herabfiel, und schienen ein Tättowirungsgewand auf dem Körper zu tragen. Ihre langen und zurückgeschlagenen Haare steigerten noch das wilde Aussehen ihrer Züge. Der Wuchs der Frauen war verhältnißmäßig nicht minder vortheilhaft als der der Männer. Sie waren groß, schlank, anmuthig, bisweilen hübsch, aber in ihrem Benehmen und ihren Geberden außerordentlich frech. Jedes Gefühl der Zurückhaltung und Scham schien diesen Frauen fremd zu seyn; während des kurzen Aufenthalts der Franzosen standen ihnen alle zu Diensten, und gefällige, geschäftige alte Weiber suchten solche Liebeshändel abzuschließen.

Es fehlt diesen Insulanern nicht an Industrie; sie bearbeiten geschickt das Holz mit Beilen aus feinem und hartem Basalt, verfertigen drei Fuß große Schüsseln und bauen Piroguen, welche sie mit Segeln gewandt zu leiten wissen. Außer den papierähnlichen Stoffen und den gewöhnlichen Decken arbeitet man auch auf diesen Inseln weiche, seidenartige Zeuge, die Aehnlichkeit mit jenen haben, welche die Neuseeländer aus ihrem Flachse verfertigen. Man weiß noch nicht, aus welcher Pflanze die Eingeborenen von Hamoa die ihrigen bereiten.

Ueber die Zahl der Einwohner hat man nur Vermuthungen. Wollte man indeß eine Berechnung nach den Erzählungen Laperouse's und Kotzebue's nach der Musterung der volkreichen Dörfer und der zahllosen Menge Piroguen, welche sie sahen, anstellen, so müßte man die Bewohner der Hamoa Inseln auf wenigstens 50,000 Seelen anschlagen. Sie sind also ein wichtiger Punkt in der oceanischen Geographie. Hoffen wir, daß die neuere Wissenschaft bald genauere Angaben geben wird. Nachdem die Missionäre ihre evangelischen Arbeiten in dem östlichen Polynesien beendet haben, denken sie wahrscheinlich auch an diese westlichen Länder, die ohne Zweifel wilder, aber auch reicher und wichtiger sind. Hier findet das Christenthum wahrscheinlich einige Märtyrer, aber ist die Aufgabe einmal gelöst, so wird sie auch mehr Nutzen und Ruhm bringen. Ihnen ist die Ehre vorbehalten, wichtige geographische Fragen zu lösen, die zur Aufhellung den festen Apostelglauben und die Wissenschaft des Gelehrten bedürfen. Möchten sie diese Sendung begreifen, wobei ein doppelter Kranz zu gewinnen ist, wobei sie sich zugleich um den Himmel und um die Erde verdient machen werden.

Kapitel IV.

Ueberfahrt von den Hamoa Inseln nach den Tonga Inseln. — Niuha. — Tonga Inseln.

Am 13. Mai zeigte sich wieder Land. Es war die Gruppe Niuha, die wir unter dem Winde ließen. Schouten entdeckte diese Inseln und ankerte an denselben am 11. Mai 1616. Die Eingeborenen waren ihm in kleinen leichten Pieoguen aus einer Art rothen Holzes entgegengekommen. Sie tauschten Wurzeln und Früchte gegen Nägel und Glasperlen aus. Bis dahin ging alles gut, als die Schaluppe losgemacht wurde und den Ankerplatz untersuchen sollte. Zwanzig Piroguen umringten sie und bedrohten die Mannschaft mit ihren Lanzen. Man mußte Feuer geben und eine Kugel streckte einen Eingeborenen nieder. Seine Freunde wollten die ganze Insel zur Rache aufbieten, aber die Eingeborenen, welche am Bord gewesen, waren mit der Aufnahme zufrieden, die sie dort gefunden hatten. Sie wollten sich nicht in eine Sache mischen, welche übel für sie ausfallen konnte.

Diese Insulaner waren, wie die von Hamoa, unverschämte Diebe; sie stürzten sich auf die Gegenstände wie Raubthiere und sprangen dann ins Meer. Sie versuchten sogar die Nägel aus dem Schiffe zu entwenden. Sie waren groß und kräftig und gingen nackt bis auf einen dem Maro ähnlichen kleinen Gürtel. Ihr Körper war tättowirt, das Ohrläppchen durchbohrt und hing bis auf die Achsel herab. Ihr Haar hatten sie wie die Eingeborenen der Hamoa Inseln kunstvoll geordnet. An ihrem Halse hingen Muscheln, Zähne und Vogelfedern. Auf den Segeln ihrer Piroguen war ein Hahn gemalt. Die an der Küste hin in einer Reihe stehenden Hütten schienen sehr stark bevölkert zu seyn.

Schouten blieb mehrere Tage vor Niuha zur großen Freude der verwunderten Wilden. Sie konnten nicht müde werden, das Schiff zu bewundern, und um sich von der Festigkeit desselben zu überzeugen, tauchten einige unter den Kiel und schlugen mit Steinen daran. Es lag ihnen übrigens viel am Tausche und sie füllten das Verdeck mit Schweinen, Geflügel, Gemüse und Früchten und waren mit wenigem zufrieden. Bald empfing der holländische Seefahrer auch die Geschenke und den Besuch eines Königs

Digitized by Google

oder latu einer benachbarten Insel. Er befand sich auf einer großen Piroque, die von einer Menge kleiner begleitet war. Als er unten am Schiffe erschien, empfing man ihn mit den Tönen der Trommeln und Trompeten, die ihn ganz bezauberten. Darauf nahm der König das Wort und hielt eine Rede, welche die Holländer für sehr wohlwollend und ehrerbietig hielten; dann schickte er drei Männer an Bord, welche dem Capitain eine sehr schöne Decke überbringen sollten. Die Abgeordneten überreichten sie kniernd. Schouten gab ihnen dafür ein altes Beil, einige Glasperlen, alte Nägel und ein Zeugstück, Geschenke, welche den König entzückten. Dieser Fürst schien strengen Gehorsam zu finden; einige Pieoguen hatten sich so aufgestellt, daß sie die Holländer incommodirten; sie beklagten sich darüber bei der wilden Majestät und der Fürst rief sogleich: fanu! fanu! worauf die Piroguen augenblicklich sich entfernten. Trotz den Bitten des Capitains wollte der König nicht an Bord kommen; er schickte seinen Sohn dahin, der seinerseits die Holländer ersuchte, an der Insel zu landen.

Dieser friedliche Tag ließ den folgenden nicht errathen. Ohne Zweifel war dieser wohlwollende Empfang, dies freundliche Benehmen nur eine Lockung, die Europäer an die Küste zu ziehen. Als die Insulaner sahen, daß ihre List nichts nütze, griffen sie zur Gewalt. Am 13. Mai früh umringte eine ganze Flotte das Schiff. Sie bestand aus dreiundzwanzig Doppelpiroguen, auf deren jeder sich ungefähr 23 M. befanden, und aus fünfundvierzig einfachen mit fünf Personen auf jeder. Der König selbst kam auf einer Doppelpirogue, um die Stellung des Schiffes zu recognosciren; als er sich endlich von seiner Stärke überzeugt hatte, schlug ein Eingeborener heftig auf eine Art Trommel und die Andern antworteten auf diese Aufforderung durch ein durchdringendes Geschrei. Es war das Signal zum Kampfe. Die Doppelpirogue des Königs begann ihn zuerst; sie ruderte mit aller Kraft gegen das Schiff, aber zersplitterte selbst, statt jenes zu zertrümmern, und Se. wilde Majestät sah sich genöthigt, an das Land zurückzuschwimmen. Die übrigen Angreifenden hielten Stand und schleuderten einige Steine, bis das Flintenfeuer und einige kleine mit Kugeln und alten Nägeln geladene Kanonen die Menge zerstreuten. „Man zweifelte nicht," sagt der Geschichtschreiber der Expedition, „daß es einige Verwundete und Todte gegeben. Die Indianer zogen sich zurück, da sie solche Salven nicht erwartet, von denen sie nie sprechen gehört und welche auf so unbegreifliche Weise einige ihrer Freunde getödtet hatten. Offenbar hatte der König seine Streitkräfte zu diesem Unternehmen aufgeboten, denn es befanden sich über 1000 M. da, unter denen wir auch einen ganz Weißen sahen." Am folgenden Tage verließ Schouten diese Inseln, welche er Cocos- und Verraders (Verräther) Inseln nannte.

Wallis sah sie 1767 wieder, aber ohne sich aufzuhalten, da er keinen passenden Ankerplatz fand. Nur seine Böte hatten Verbindungen mit der niedrigen Insel. Dieser Seefahrer fand die Eingeborenen den Taitiern sehr ähnlich und bemerkte, daß sie das erste Glied des kleinen Fingers abgeschnitten hatten. Der holländische Name der Inseln wurde damals in die: Boscawen und Keppel umgeändert. Im April 1781 kam der Spanier Maurello, dem es an allem fehlte, der sich hier wieder mit Lebensmitteln versehen konnte und die Inseln deshalb Consolacion nannte. Er behauptet, die Eingeborenen sprächen dieselbe Sprache wie die von Wawao. Sie benahmen sich gegen ihn sanft und ehrlich. Nach ihm, im Jahre 1787, kam Laperouse, der nur die hohe Insel, Schoutens Verrätherinsel, sah. Er handelte mit den Eingeborenen, die nach ihm viel Aehnlichkeit mit denen von Hamoa hatten, und bestätigte, daß sie ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers sich abschnitten. Seit diesem Capitain hat Niemand die Niuha Inseln genau untersucht, von denen indeß in den Abenteuern Mariner's, der die Tonga Inseln so genau schilderte, die Rede ist.

Die kleine Niuhagruppe besteht nach Laperouse aus zwei von einem 3 Meil. breiten Canale getrennten kleinen Inseln. Die nördliche Insel hat die Gestalt eines Zuckerhuts und ist bei einem Durchmesser von ungefähr 3 Meil. von der Spitze bis an den Fuß mit Bäumen bewachsen. Die andere Insel ist niedrig und flach, mit einem Hügel in der Mitte. Ein 150 Klaftern breiter Canal zerschneidet sie in zwei Theile; ihre Länge beträgt 3½ und ihre Breite nur 2 Meilen. Riffe treiben ihre Zweige in dem südlichen Theile in das hohe Meer hinaus und bilden bei 20 bis 25 Klaftern einen Ankerplatz. Die nördliche Insel liegt unter 15° 50′ s. Br. und 176° 25′? w. L.

Pendleton hatte Befehl gegeben, den Wind von Hamoa aus zu kneipen, und diese Klugheitsmaßregel wurde durch das Resultat gerechtfertigt. Eine Strömung trieb den „Oceanier" 30 M. nach Westen. Alles, was wir am folgenden Tage thun konnten, war, zwischen Amorgura und Wawao, 3 bis 4 Meilen davon, unter dem Winde der letztern hinzusegeln. Endlich am 15., nachdem wir mit Tagesanbruche an den niedrigen Hapai Inseln hingefahren und zur Rechten die vulkanischen Spitzberge von Kao und Tofua gelassen hatten, ankerten wir noch vor Mittage auf der Rhede von Namuka an dem nördlichen Streifen dieser Insel.

Unsere Ankunft belebte bald die Anfangs öde scheinende Bucht. Von allen Felsen, allen Landecken, allen Busen kamen mit verschiedenen Lebensmitteln, Schweinen, Wurzeln und Früchten beladene Piroguen herbei. Diese zierlichen Fahrzeuge trugen bis vierzig und funfzig Mann. Eine Stunde nach unserer Ankunft zählten wir bereits hundert um den „Oceanier". — „Achtung!" rief Pendleton. „Man lasse nicht alle an Bord und stelle überall Wachen auf." Die Befehle des Capitains waren eben vollzogen, als ein schrecklicher Lärm uns an das Deckgeländer zog. „Capitain!" sagte der Bootsmann, „es ist ein Wilder, der heraufklettern will. Er achtet nicht auf das Verbot und nennt sich einen Häuptling der Insel, einen Egui, einen König." — „Ay, wenn es ein König ist, Respect vor den Königen!" entgegnete Pendleton lachend; „so unterhandeln wir wenigstens Macht gegen Macht." Man ging also von den ersten Instructionen ab; der angebliche König stieg herauf, aber ihm nach kletterten so viele seiner Unterthanen, daß man das Verbot erneuern mußte. Mehr als sechzig Insulaner waren schon heraufgekommen und es wurde Zeit, gut Wache zu halten.

„Der Oceanier" hatte Ueberfluß an Lebensmitteln, die Neuangekommenen aber gaben die ihrigen so wohlfeil, daß das Verdeck bald von Schweinen und Haufen von Yams gefüllt war. Dafür gaben die Matrosen einige Eisenstückchen oder blaue Glasperlen, welche die Insulaner über alles schätzten. Glasperlen von anderer Farbe waren nicht so gesucht. Uebrigens kamen mir die Wilden nach dem ersten Anblicke geselliger vor als alle andern polynesischen Völker, welche ich bis dahin kennen gelernt hatte. Man fand allerdings bei ihnen weder die Handelsbetrügerei, welche sich bei den Hawaiern einschleicht, noch die kindliche Einfalt der Taitier, aber sie zeigten mehr Verstand, mehr persönliche Würde und mehr Bewußtseyn ihrer Stärke. Sie waren zurückhaltend und man sah es ihnen an, daß sie nicht zudringlich erscheinen und nicht lästig werden wollten; sie forderten weder ungenügsam, noch stahlen sie unverschämt. Ich war entzückt von ihnen. „Das sind doch wenigstens Menschen, mit denen man umgehen kann," sagte ich zu Pendleton. — „Ja, für einen oder zwei Tage," antwortete dieser. „Sie haben zu jeder Zeit eine gute Außenseite gezeigt und selbst den strengen Cook verführt, der ihre Inseln die Freundschaftsinseln nannte. Aber seitdem haben andere Berichte diesen Namen derb Lügen gestraft. Wir wissen jetzt, was wir von diesen ersten Freundschaftsbezeugungen zu halten haben. Der Engländer Mariner und die Capitaine d'Urville und Dillon haben uns gelehrt, daß darin mehr Verstellung und Kunst, als Naturantrieb, mehr Berechnung als Wahrheit liegt. Diese Wilden kommen mit dem Oelzweige in der Hand, haben aber den Dolch im Gürtel. Sie schmeicheln und liebkosen, um die Stelle ausfindig zu machen, wo sie am sichersten verwunden können. Hier sind sie ehrlich, zuvorkommend, fast liebevoll, weil sie sich auf unserm Gebiete befinden, weil sie uns für die Stärkern halten; wenn uns aber der Schiffbruch an ihre Küsten werfen sollte, würden sie uns nicht das Hemd auf dem Leibe lassen. Ihre Ehrlichkeit ist nichts als Verrath. Sie sind noch schlauer als boshaft. Man hat sie nie Gewalt üben sehen, bevor sie den Nutzen derselben und die Gelegenheit dazu genau erforschten. Man darf diesen Wilden nicht zu sehr trauen; sie haben Krallen wie ihre Nachbarn auf Viti; sie verbergen sie blos."

Digitized by Google

Pendleton zerstörte meine Träume und die Reaction war bei mir so vollständig, daß sie selbst den physischen Eindruck veränderte. In den Gesichtern der Eingeborenen, in denen ich bis dahin nur Wohlwollen und Schüchternheit gefunden hatte, las ich nun Schlauheit und Treulosigkeit; ich sah die Seitenblicke, welche freundschaftlich und liebevoll seyn sollten, und ich erkannte das schlaue Spioniren in ihrer Mäßigung und Zurückhaltung; so mächtig ist das Vorurtheil, so gewaltigen Einfluß übt es auf das menschliche Urtheil.

Pendleton seinerseits begnügte sich diesen Insulanern gegenüber nicht blos mit dem Mißtrauen. Er mußte seine Tonnen wieder mit Wasser füllen und Namuka hielt er dazu für einen günstigen Ort. Aber der Vorfall mit de Langle war uns zu nahe, als daß er sich an das Land gewagt hätte, ohne erst einige Sicherheit zu haben. Er trat zu dem Egui und fragte ihn, ob er am Bord des „Oceaniers" als Geißel bleiben wolle, während seine Schaluppen sich an der Insel befänden. Diese Frage wurde mittelst eines auf Namuka eingebürgerten englischen Deserteurs an ihn gerichtet. Als der Egui sie hörte, lächelte er und antwortete sodann ernsthaft: „sage dem europäischen Egui, ja sage dem Egui, der das Schiff befehligt, daß die Bewohner von Hapaï seit einem Jahre Christen sind und ihren Brüdern nichts Böses thun." Pendleton sah ihn erstaunt an; er kannte diese plötzliche Bekehrung nicht, wollte ihr aber auch nicht trauen, denn er wiederholte die Frage, ob der König, er möge Christ seyn oder nicht, als Geißel bleiben wolle. „Ohne Zweifel," entgegnete der Egui, „wenn das unsere europäischen Brüder beruhigen kann." Man wies also den wilden Häuptling mit etwa sechs seiner Officiere in die Kajüte, und Pendleton befahl, um ihnen die Zeit zu vertreiben, die besten Speisen und Weine vorzusetzen. Um diesen Preis kam ihnen das Geißelseyn sehr angenehm vor.

Unterdeß verließ die Schaluppe das Schiff unter dem Befehle des zweiten Lieutenants. Pendleton und Philips blieben auf dem „Oceanier", der erste aus Klugheit und der zweite in Folge eines noch immer fortdauernden kränklichen Zustandes. Ich für meine Person konnte das Boot nicht landen lassen, ohne dabei zu seyn. Ich erhielt auch diese Begünstigung: Pendleton konnte mir nichts abschlagen. Wir fuhren dem Ufer zu, umgeben von einer Menge Segel- oder Ruderpirogen. An der Küste erwartete uns eine zahlreiche Menge (Taf. 3. Abbild.); statt des lärmenden und belästigenden Empfangs auf andern Inseln fanden wir eine bescheidene freundliche Aufnahme. Unter dem Volke gingen einige ernstere und gesetztere Männer umher, welche die Aufsicht zu führen schienen und ihm an diesem Tage gute Lehren über höfliches Benehmen gegen Fremde gaben. Ich errieth in ihnen eingeborene Geistliche, Schüler der Missionäre, welche dieselben in allen bekehrten Ländern zu bilden suchen.

Unterdessen beschäftigten sich die Matrosen damit, die Wasserfässer in einem nicht weit entfernten Teiche zu füllen, der sechszig Klaftern lang und zwanzig bis dreißig breit war. Da das Wasser salziger und minder gut war, als Pendleton geglaubt hatte, so nahm der Officier nicht so viel als man eigentlich brauchte und ließ einige Tonnen leer. Während dieser Arbeit besah ich mir die Insel, anfangs vorsichtig und in der Nähe unserer Leute, allmälig aber kühner und ermuthigt durch das Anerbieten eines Missionärzöglings, der selbst mein Führer seyn wollte und mit dem ich mich in das Innere wagte, ohne selbst den Lieutenant Rainbow davon zu benachrichtigen.

Das erste, was mir auffiel, war das seltsame Aussehen der weißen Hütten. Sie waren nur acht bis neun Fuß hoch und die Wände erweiterten sich nach außen, statt wie auf den andern Archipeln vertikal zu seyn, und das Dach lief spitz zu. Die ganze Gestalt derselben war ein Fünfeck. Die größten dieser Hütten hatten eine Länge von 20 bis 30 und eine Breite von 8 bis 9 Fuß; die zwei Fuß im Quadrat betragende Oeffnung befand sich an der einen Seite etwa 18 Zoll vom Boden. Nach den ungeheuern Yamshaufen, welche das Innere dieser Gebäude füllten, hätte man sie für bloße Niederlagen halten können, wenn die dicken und hölzernen Kissenblöckchen ihre Bestimmung als Schlafgemächer nicht verrathen hätten. Einige dieser Hütten sahen zierlicher und bequemer aus, hatten von Pfählen getragene Dächer, waren von allen Seiten frei und auf dem Boden ganz mit Decken belegt. Anfangs sah ich darin die Wohnungen der Häuptlinge, aber sie gehörten gewöhnlichen Eingeborenen, die sich den Tag über darin aufhielten, während die andern blos als Schlafgemächer dienten.

Um diese, bald in Gruppen zusammen, bald vereinzelt stehenden Wohnungen her erstreckten sich die schönsten Felder, die ich noch in dieser Zone gesehen hatte, sorgfältig unterhaltene Pflanzungen von Yams, Taro und besonders von Kawa. Das Land war geharkt, gereinigt und gejätet und jedes Feld gegen Menschen und Thiere durch einen hübschen Zaun von Rohr ꝛc. geschützt und umschlossen. Ich ging entzückt unter diesen Zeugen von Fruchtbarkeit und Ueberfluß hin; meine Vorurtheile waren verschwunden; in einem so guten Lande konnte der Mensch unmöglich böse seyn. Der Blutdurst treibt ja nur die vom Hunger gequälten Thiere; sind sie gesättigt, so verhalten sich die wildesten ruhig. Die Natur war so schön, die frische, glänzende Vegetation beugte sich vor mir in so anmuthigen grünen Bogen!

So gelangte ich nach einem halbstündigen Spaziergange bis an das Ufer eines großen von dem Meere durch eine schmale Landzunge getrennten Binnensees von etwa 3 Meil. Länge und 1 M. Breite. Drei schattige Inselchen schienen auf seinen Wellen zu schlummern wie grüne Oasen auf dem Sandmeere, und spiegelten sich in dem durchsichtigen klaren Gewässer, welches der Flügel einiger Seevögel kaum runzelte. Von einem blätterreichen Rasenplatze aus überblickte ich diese ganze Landschaft, ein entzückendes Stückchen von jenem Namuka, für das sich der Naturforscher Forster mit so vielem Rechte begeisterte. Von hier aus folgte ich den Bewegungen des niedrigen und bewaldeten, von einigen Hügelchen unterbrochenen, von Hecken und Gebüschen staffirten Bodens. In der Mitte der Insel ragte ein Berg empor, der basaltischen Ursprungs zu seyn schien, während das Uebrige unbestreitbar korallinisch ist. Als ich von dem Allgemeinen zu dem Einzelnen überging, welche entzückenden Aussichten! Wie viele neue und farbenreiche Blumen! Wie viele Vögel mit glänzendem Federschmucke, Tauben, Papageien, ohne die kleinern Arten zu zählen!

Meine Begeisterung wurde durch die Stimme einiger Menschen gestört, die sich lebhaft mit meinem Führer zu streiten schienen. Bei dieser Bewegung kam Einer auf mich zu und das Mißtrauen Pendletons fiel mir wieder ein. Ich hätte eher mich in einen Kampf eingelassen, als mich berauben lassen. Zum Glück kam ich mit diesen Demonstrationen davon. Die Neuangekommenen zankten sich mit meinem Führer nur um die Ehre, mich zu geleiten, da sie wohl vermutheten, ich würde das Gefecht mit einigen europäischen Geschenken vergelten. Ich schlichtete den Streit dadurch, daß ich allen erlaubte, mir zu folgen, und kehrte nach der Küste zurück, um nicht etwa eine dramatische Entwickelung herbeizuführen. Die Leute nahmen dankend an, was ich ihnen gab, aber sie forderten nichts. Der Missionärgehilfe, der einige Worte Englisch verstand, diente mir bei den Uebrigen als Dolmetscher. Schon aus diesen Gesprächen konnte ich abnehmen, daß die Nationalsprache allerdings ein polynesischer Dialect sey, aber zwischen dem Taitischen und Tonga eben so viele Verschiedenheiten stattfänden, wie zwischen dem Italienischen und Spanischen. Die beiden Worte z. B., welche diese Völker am häufigsten im Munde führen, wenn sie mit Europäern sprechen, womit sie das, was sie kaufen oder verkaufen wollen, bezeichnen die nothwendigen Präliminarien jedes Handels, die Worte gut und schlecht, heißen in der taitischen Sprache maitaï und kino, in jener von Tonga aber lelei und kovi. Man sieht, daß der Unterschied ziemlich bedeutend ist.

Im Gespräche mit meinen Führern gelangte ich an die Küste, von welcher die Schaluppe verschwunden war. Der Lieutenant Rainbow hatte nicht länger auf mich warten wollen, saß aber mit dem Perspective auf dem Hintertheile und schien meine Rückkunft zu erwarten, um wieder an's Ufer zu kommen. Meine Angst währete deshalb nicht lange. Aus dem geheimnißvollen Flüstern der Eingeborenen, an ihrem begehrlichen Wesen, welches an das offene Benehmen trat, konnte ich wohl abnehmen, daß, wäre ich dagelassen worden, meine Lage schrecklich genug gewesen seyn würde. „Sie sind sehr unklug," sagte Rainbow zu mir; „die Abfahrtsflagge weht

Digitized by Google

seit länger als einer Stunde am Maste und ich bin so viel als möglich ungehorsam gewesen. Pendleton wird böse seyn. In Rücksicht auf Disciplin ist er ein Cato." Ich schwieg, denn ich hatte Unrecht. Ich stieg zuerst auf den „Oceanier" und erzählte alles dem Capitain, der mir eine Predigt hielt, als sey ich sein Kind. Doch wurde sein Zorn dadurch gestillt, der brave Lieutenant hatte meinetwegen nichts zu leiden. Es war ein großes Opfer, das mir Pendleton brachte.

Wir verließen noch denselben Abend die Rhede von Namuka und am folgenden Tage, am 26. Mai, als ich bei Sonnenaufgange auf dem Verdecke stand, sah ich zwei ungeheuere Massen ungefähr eine Stunde auseinander, emporsteigen, schwarze, steile, scheinbar unzugängliche Massen, von denen jede eine halbe Meile in der Breite haben konnte. „Das sind gute Lotsen," sagte Pendleton, indem er sie mir zeigte, „vortreffliche Bojen, welche die Natur auf das Meer geworfen hat, um die Schiffe in den gewundenen Fahrwassern von Tonga Tabu zu leiten." Diese Worte waren kaum gesagt, als sich ein Ruf aus dem Mastkorbe hören ließ. „Gut!" fuhr der Capitain fort und er nahm mathematisch die Lage der beiden Klippen Hunga Tonga und Hunga Hapai auf, wandte sich dann gegen den Mastkorb und empfahl der Wache darin, auf ein neues Land in SW. zu achten. Es war die Insel Atata. Eine halbe Stunde nachher, als sie signalisirt wurde, gab Pendleton dem Bootsmann seine Befehle; die ganze Mannschaft war auf dem Posten und der Capitain entfernte sich nicht mehr von dem Steuer. „Der Oceanier" gelangte in ein schmales, zu beiden Seiten von Riffen eingeschlossenes Fahrwasser, wo das Meer schäumend und tosend emporschlug; jenseits folgte eine ruhigere, aber noch gefährlichere Stelle — ein mit Korallenbänken von lebhafter Farbe bestreuter Boden, die bald sichtbar, bald in ungleichen Tiefen verborgen waren, unterseeische Dolche, welche jeden Augenblick ihre tausend Spitzen in unser Schiffchen stoßen und es zum Tode verwundet auf ein Felsenbett werfen konnten. In diesem feierlichen Augenblicke herrschte das tiefste Schweigen auf dem Verdecke; die in breite Falten gefurchte Stirn des Capitains verrieth eine mögliche und drohende Gefahr; jeder Theil des Schiffs funkelte von Augen, welche sich auf das Meer richteten; man untersuchte die Tiefe, strebte die Klippen darin aufzufinden und suchte eine Karte von diesem Schlunde zu entwerfen, um einen schiffbaren Gang zu finden und einen für den „Oceanier" genügenden Raum zu gewinnen.

Die Erde war für unser Schiff der Tod. Ein Schiff ist ein Fisch; fehlt es ihm an Wasser, so legt es sich um und stirbt. Der größte Feind eines Schiffes ist das Land; das Schiff wurde für das weite, tiefe Wasser geschaffen; sieht es das Land, an dem es anlegen soll, so fürchtet es sich und wird mißtrauisch. Keine Prüfung, deren Namen schon uns erbleichen macht, ist gefährlicher für dasselbe als diese. Ein Schiff kann den Stürmen der Antillen, den Typongs der chinesischen Meere, den Wettern des Caps und den Windstößen der eisigen Zonen getrotzt haben; es sah vielleicht den Blitz seine Masten entzünden, die Wasserhose sein Verdeck überschwemmen, den Wind seine Segel zerreißen; es ertrug eine Beschießung und eine Enterung; es hielt lange und beschwerliche Reisen aus bei Mangel an Brod und Wasser, bei Scorbut und gelbem Fieber; es mußte vielleicht zwanzig Tage lang seinen Kiel andohren lassen, als habe es die Wassersucht — von allem dem kam es nicht um, es begiebt sich auf ein Werft und wird da gerettet, ausgebessert, verjüngt; es erhält neue Rippen, einen neuen glänzenden Gürtel, nettere Masten und festere Segel als die verlorenen waren; es verwirklicht die Fabel vom Phönix, es ersteht neu und schöner. Aber was bleibt ihm von einem Schiffbruche an der Küste, von einem Auflaufen auf Korallenriffen? Trümmer ohne Namen, zerrissene Stücke, Splitter!

Und hier war es noch grausiger. Das Bergen an unsern europäischen Küsten hat allerdings auch eine traurige Aussicht mit unsern Zollbeamten ꝛc., ist man aber einmal darüber hinweg, so ist man doch frei, man athmet wieder leicht und kann sich für gerettet halten. Für uns war das nicht der Fall; wir mußten im Falle des Schiffsbruchs fürchten, geopfert zu werden; wir hatten vor uns verschieden beurtheilte, argwöhnische und aus Berechnung, wenn nicht aus Instinct grausame Völkerschaften. Es war wahrhaftig schrecklich.

Einen Augenblick glaubte ich, das Schiff sey aufgelaufen; es fuhr um vieles langsamer, es erbebte, es schien unruhig und schüttelte sich wie der Wallfisch, der die Harpune los werden will. Hätte man den „Oceanier" untersuchen können, so würde man eine lange Ritzwunde gefunden haben; eine Korallenspitze hatte sein Holz geritzt, wie der Diamant das Glas. Aber es dauerte nicht lange; die Stirne Pendleton's faltete sich nicht weiter; das Sprachrohr des Capitains blieb liegen. Die gefährliche Stelle war zurückgelegt und Tonga Tabu enthüllte allmälig vor unsern Blicken seine Wunder, seinen begrünten Boden, seine einzelnen Hütten, seine Dörfer und seine absatzweise emporsteigenden Faïtokas. Wir waren dem Hafen nahe und gerettet. Um zwei Uhr ließen wir den Anker vor der kleinen Insel Pangai Modu fallen, welchen Ort die europäischen Schiffe vorziehen.

Eben so viele Eingeborene kamen uns hier entgegen. Wir waren noch mit dem Ankern beschäftigt, als wir gegen sechszig Piroguen um uns sahen. Die Eingeborenen auf denselben unterschieden sich nicht von denen, welche wir den Tag vorher gesehen hatten. Pendleton schien auch keinen Unterschied zwischen ihnen zu machen, denn er ordnete dieselben Vorsichtsmaßregeln an. Drei zierlichere, geräumigere Piroguen drängten indeß die gemeinen Fahrzeuge bei Seite. Es waren die von drei Häuptlingen der Insel, drei großen Eguis. Man ließ sie mit ihrem Gefolge an Bord. Als Dolmetscher und Gesandter befand sich bei ihnen ein Engländer, Namens Singleton, ein Matrose, der dem Unglücke des Schiffes „Port au Prince", das 1804 von den Insulanern überrumpelt wurde, entgangen war. Zwei andere auf diesen Inseln eingebürgerte Engländer, John Read und Ritchett, folgten ebenfalls den Eguis.

Wir erfuhren bald die Geschichte der drei Häuptlinge. Sonst stand Tonga Tabu unter einem Einzigen, unter der Herrschaft des Tuï Tonga, aber in Folge einer Revolution war dieser Fürst gezwungen worden, nach Wawao zu flüchten, und die Herrschaft den vornehmsten Häuptlingen zugefallen. Unsere Gäste, Tahofa, der Häuptling von Bea, Palu, der Häuptling von Mua, und Lawaka, ein reicher Landbesitzer, gehörten dazu. Man nannte noch mehrere andere: Hata, welcher den Bezirk Hifo regierte, den lange die Missionäre bewohnt hatten; Tudo, der Christ geworden war und in der Meinung seiner Unterthanen viel verloren hatte; Awaï Matua, Hula Kai, Ma Fu, Wei Hala, Ohila ꝛc. ꝛc.

Die Souverainetät dieser Küste der Insel schien indeß vornehmlich unsern Gästen anzugehören. Lawaka, ein alberner und ganz gewöhnlicher Mensch, war nur wegen seiner großen Besitzungen wichtig und einflußreich. Die wahren Oberhäupter dieses Reichs waren Tahofa und Palu, der eine tapfer wie Achill, der andere beredt und schlau wie Odysseus; der erste mächtig durch die Waffen und der zweite einflußreich durch sein Wort.

Tahofa konnte funfundvierzig Jahre zählen. Er maß nicht mehr als 5 Fuß 3 Zoll, aber sein Körper verrieth eine große Muskelkraft. Sein Gesicht war edel und ernst, seine Stirn breit und charakteristisch, sein Auge lebhaft und keck, seine Lippen dünn und roth, sein Haar lockig und braun. Beim ersten Anblicke ließ sich seine unternehmende Tapferkeit ihm nicht ansehen, denn es lag nichts Rohes in seinem Wesen, nichts Wildes in seinem Benehmen. Er war zu gleicher Zeit Krieger und Diplomat, Feldherr an der Spitze von 2000 Kriegern, einer imposanten Macht auf Tonga Tabu, und ein schlauer Politiker. Die Tracht Tahofa's unterschied sich in nichts von der der übrigen Insulaner; er trug um die Hüften einen breiten Schurz oder Rock von Hibiscus und ging übrigens barfuß und barhäuptig. (Taf. 6. Abbild.)

Palu war eine runde Fettmasse, die sich kaum bewegen konnte, sein Gesicht aber war sanft, angenehm, ruhig und hatte einen gewissen Ausdruck von Schlauheit und Würde. Seine Haare waren kurz und schlicht, sein Gesicht rund und voll, sein Hals fleischig, seine Stirn groß und breit. (Taf. 6. Abbild.) Er allein hatte die englische Sprache begriffen und radebrechen lernen. Singleton und John Read, die in seinem Dienste stan-

Digitized by Google

den, hatten ihn darin unterrichtet. Uebrigens schien dieser Häuptling von der Anglomanie völlig besessen zu seyn; er bildete sich ein, die europäischen Sitten zu kennen, aß auf englische Art, trank Rum wie die Engländer, brachte eine Menge Toasts aus, alles nach englischer Sitte und Art.

Diese drei Häuptlinge waren nicht allein an Bord gekommen; jeder hatte in seinem Gefolge eine Art Hof oder vielmehr ein Piquet Leibwache. Man nannte diese Leute Mata Bulais. Dieser Hof oder diese Garde ist der Zahl nach verschieden und steigt mit dem Range und dem Reichthume. Palu, Tahofa und Lawaka waren von einer Menge Mata Boulais begleitet, welche die Pirogen füllten. Man ließ sie nicht alle auf das Verdeck und doch befanden sich da über funfzig.

Pendleton wollte gleich den ersten Tag ins Klare kommen. Er erklärte dem Dolmetscher Singleton, daß der Tauschhandel nicht eher beginnen könne, bis eine Uebereinkunft mit den Häuptlingen getroffen sey. Er verlangte, einer solle beständig als Geißel auf dem Schiffe bleiben, damit die Schaluppen am Ufer sicher seyen. Als Singleton dies Verlangen des amerikanischen Capitains bekannt machte, zeigte sich eine wahre oder erheuchelte Bewegung des Erstaunens unter den drei Potentaten. Tahofa zog die Augenbraunen zusammen, Palu biß sich in die Lippe und nur Lawaka blieb gleichgiltig; er hatte kaum begriffen, was man wolle. Palu glaubte der Sache eine andere Wendung geben zu müssen; er stellte sich in seine Rednerposition und sprach eine Viertelstunde zierlich und würdevoll. Sein Wort schien voll überzeugender Salbung und beredter Energie zu seyn, Eigenschaften, welche die Dolmetscher ohne Zweifel nicht vollständig wiedergaben. „Was!" sagte er; „ihr mißtraut uns? uns, den besten Freunden der Europäer? und warum sollten wir euch Uebles thun? Ihr bringt uns Gegenstände, welche wir gern haben: Eisen, Zeuge und blaue Glasperlen. Wenn wir euch übel behandelten, würdet ihr nicht wiederkommen, und wir bekämen kein Eisen, keine Zeuge, keine Halsbänder mehr. Dann haben euere Schiffe Kanonen und euere Leute Flinten, und sollten auch die, welche hier sind, nicht hinreichen, so hat euer großer König andere, und er würde Tonga Tabu vernichten. Ihr seht also, daß ihr nichts zu fürchten habt. Kommt an's Land, die Eguis werden euch schützen; vertraut auf unsere Versprechungen." Als Pendleton den Sinn der Rede begriffen hatte, ließ er den Dolmetschern nicht Zeit, sie zu beendigen. „Bah, bah!" entgegnete er, „wir kennen die List von Tonga. Wir wissen, was den Capitainen d'Urville und Dillon begegnet ist. Im Anfange freundliche Gesichter und dann Verrath und Hinterhalt. Die Erfahrung soll uns Nutzen bringen. Sagt euern Eguis, daß dies mein letztes Wort, mein unerschütterlicher Beschluß ist: ein Häuptling als Geißel an Bord. Kommt dies nicht zu Stande, so lichtet der „Oceanier" augenblicklich die Anker und verläßt die Rhede von Pangai Modu." Als die wilden Häuptlinge diese Energie und Festigkeit sahen, gaben sie nach. Palu willigte ein, mit einigen Matu Bulais seiner Begleitung am Bord zu bleiben, und es wurde ausgemacht, daß Tahofa und Lawaka ihn ersetzten, wenn er genöthigt sey, an das Land zu gehen.

Nachdem dieser Vertrag geschlossen war, eröffnete man den Tauschhandel. Die Zahl der Eingeborenen auf dem Verdecke sollte nie dreißig übersteigen; die andern reichten ihre Waaren hin und empfingen dafür den Werth. Die voluminösen Artikel wurden mit Hilfe von Tauen ꝛc. emporgezogen. Die Pirogen waren mit Schweinen, Geflügel, Gemüsen und Früchten überladen. Man erhielt von allem diesen viel für eine Kleinigkeit; die blauen Glasperlen aber wurden immer vorgezogen. Sie waren die Mode oder Wuth auf Tonga, wie die Tressen auf Taiti. Für fünf kleine blaue Glasperlen erhielt man eine Henne, für funfzig ein Schwein. Ich bekam für zwanzig Perlen fast ein ganzes naturhistorisches Cabinet, Muscheln, Korallen ꝛc. und für funfzig ein vollständiges Museum von einheimischen Waffen, Dolch, Keule, Lanze, Schild. Auch die andern europäischen Producte wurden gesucht, wenn auch minder eifrig. Die Messer, Ringe, Scheeren, Spiegel fanden ihre Käufer. Eisen war weniger gesucht. Flinten und Pulver würden mehr abgegangen seyn, aber zum Unglücke für die Wilden war „der Oceanier" mit allem reichlich versehen; seit einer Woche speiste der Matrose königlich, alle Tage frisches Schweinefleisch und eine oder zwei Hühner; die Bananen, Yams ꝛc. bedeckten das Verdeck. Man handelte deshalb mehr und erhielt die Waaren fast geschenkt. Trotz dieser ungeheuern Preisherniedrigung sah es von früh bis Abends um den „Oceanier" wie Jahrmarkt. Mehrere hundert Männer und Frauen klammerten sich an, suchten durch die Maschen der Netzwand zu kommen, schwatzten, lärmten und gestikulirten, blieben aber gut und ehrlich und fürchteten, lästig zu seyn. Die Polynesier von Hawaii, Nuka Hiwa und Taiti waren nicht so zurückhaltend gewesen.

Die drei Häuptlinge verließen uns am ersten Tage nicht. Sie aßen an unserm Tische und schliefen in unsern Gemächern. Nach dem oceanischen Gebrauche wollte sich jeder einen ofa oder Freund wählen, der dieselben Rechte und Pflichten hat, wie der Taio der Taitier. Pendleton mußte der Ofa Palu's werden, Tahofa wurde der meinige und Lawaka der Philips'; die vornehmsten Mata Bulais wählten sich ihre Freunde unter den Officieren und die andern ließen sich zu den Matrosen herab. Jeder tauschte die Namen und der Freundschaftsbund wurde mit einigen Gläsern Grog noch fester besiegelt.

Pendleton wollte den nächsten Tag an's Land gehen und dem Häuptlinge von Hifo, Hata, der ihn bei einem kurzen Besuche versprochen hatte, ihm zwei Lotsen für die gefährliche Fahrt in dem Archipele Witi zu verschaffen, einen Besuch machen. Der „Oceanier" wurde dem Befehle Philips übergeben und ihm die strengste Vorsicht wegen der Pirogen zur Pflicht gemacht. Das mit zehn Bewaffneten besetzte Boot sollte den Capitain an die Küste bringen. Ich war dabei, wie gewöhnlich. Bei Tagesanbruch fuhren wir ab; Hifo lag funfzehn Meilen vom Ankerplatze und man mußte derb rudern, um durch das Korallenlabirinth bis zur Westspitze zu gelangen. Die Ueberfahrt ging erträglich, obgleich die Matrosen mehrmals in das Wasser springen mußten, um das Boot wieder flott zu machen. Ja es kam vor, daß wir auf einer langen Riffbarre das Boot ziehen mußten. Doch waren wir noch weit von der Küste entfernt und um dahin zu gelangen, mußte man auf diesen Korallen, woran sich die Wogen brachen, oft bis an die Achseln im Wasser hinwaten.

Müde und durchnäßt kamen wir endlich auf dem trockenen Sande des Ufers an. Der Anblick des Ortes war allerdings geeignet, uns zu trösten. Auf allen Punkten blickten reizende Häuschen mit Umzäunungen unter Baumgruppen hervor. Das frische, lebhafte Grün, das Aussehen von Glück und Wohlstand, diese Natur, diese Sonne, dieses Wasser, diese Bäume, alles ließ uns die Langeweile und Beschwerlichkeit der Fahrt vergessen. Keine Ebene ist mir fruchtbarer und besser bebaut vorgekommen als die von Namuka. Die Kawafelder (piper methysticum) waren wahre sorgfältig unterhaltene nette Gärten. Man würde vergebens nach einem Hälmchen Unkraut gesucht haben.

Nach einigen hundert Schritten an der Küste gelangte unsere Caravane vor Hifo. Dieses Dorf hatte einige sogenannte Befestigungen, Barrieren und Wassergraben, die in den frühern Kriegen ohne Zweifel von Nutzen gewesen waren. Etwa hundere in dem Walde bald einzeln, bald in Gruppen verstreute Häuser zeigten sich allmälig vor uns. Sie hatten alle ihren frühern wilden Charakter noch, nur ein einziges hatte eine europäische Gestalt, von denen man auf Taiti so viele findet. Es war ein Häuschen mit einem Stockwerke über dem Erdgeschosse, von Holz erbaut, grün angestrichen und von drei Fenstern an der Vorderseite erhellt. (Taf. 8. Abbild.) Ein kleiner sorgfältig palissadirter Garten gehörte dazu. Hier hatten die englischen Missionäre, die Apostel Tonga Tabu's, Thomas, Hutchinson und Andere gelebt; in diesem Augenblicke aber stand das Häuschen leer. Die Missionäre hatten nach langen Bemühungen die Hoffnung aufgegeben, Hata, den Häuptling von Hifo, zu bekehren, und ihre Nachfolger, statt sich dem fruchtlosen Predigen in Hifo zu widmen, ihre Wohnung zu Niuku Lafa, dem Aufenthalte des frommen Tubo, genommen.

Hata wollte, obgleich er unerschütterlicher Götzendiener geblieben war, von uns nicht für einen rohen Wilden gehalten seyn. Er gab uns sogar zu verstehen, eine politische Reform würde seine Zustimmung leichter erhal-

Digitized by Google

ten, als eine religiöse. Er war fast ein Tongalischer Philosoph. Unser Empfang fand mit einem gewissen Pompe statt. Die Eguis der Familie, die Mata Bulais und die Diener hatten sich im Kreise auf dem malai (Platze) aufgestellt, der eine Esplanade vor dem Hause bildete. Das neugierig und bescheiden dastehende Volk lauerte auf die Ankunft seines Oberhauptes. Er ging nach der Spitze der kreisförmigen Gruppe zu und war leicht an seinem prächtigen Halsbande von Caschalotzähnen, dem Attribute seiner Würde als Oberfeldherr, kenntlich. (Taf. 7. Abbild.) Als er uns bemerkte, reichte er uns die Hand, ließ uns an seiner Seite niedersitzen und gab dann ein Zeichen. Es war die Eröffnung des Kawa, eine auf den oceanischen Inseln wichtige Ceremonie, eine Art bald religiöse, bald rein bürgerliche Libation, die einmal eine Feierlichkeit bildet und das nächstemal zu einer Höflichkeit oder einer Orgie unter den Eingeborenen wird.

Auf das Zeichen nahm einer der vornehmsten Mata Bulais, der am andern Ende des Kreises saß, ein großes Gefäß, eine Art Dreifuß, dessen von dem Bodensatze des Getränks lackirte innere Fläche von einem langen Gebrauche zeugte, und empfing sodann aus den Händen eines Eingeborenen eine ungeheuere Kawaknolle, die zur Bereitung des heutigen Trankes bestimmt war, vertheilte Wurzel nach Wurzel an das die Gäste umgebende Volk und wählte die jüngsten Männer und die frischesten Frauen aus. Diese sollten die Stelle der Presse vertreten und den Kawa kauen, damit dann das Wasser den Gährungsstoff in den Wurzeln schneller und besser ausziehe. In fünf Minuten war das Kauen geschehen; der Mata Bulai brachte alles Getränk in das Gefäß, ließ Wasser auf die Fasern gießen und rührte sie unterdeß untereinander, drückte und stampfte sie, um den Saft daraus zu ziehen. Endlich legte er sie in ein gr. maschiges Netz und drückte sie zum letztenmale. Uebrigens mußte der Mata Bulai, der die Bereitung übernahm, seiner Sache recht gewiß seyn, denn wenn er bei einer wichtigen Gelegenheit mißlang, war es für den Verfertiger eine ewige Schande.

Derjenige, welcher ihn jetzt bereitete, machte seine Sache vortrefflich. Der Mata Bulai war der geschickteste Künstler seines Stammes. Jeder hatte vorher seinen Becher bereit gemacht — nämlich ein natürliches Trinkgefäß aus Cocusblättern. Jeder Becher dient nur einmal. Hat man den Kawa getrunken, so wirft man ihn weg. Die Anwesenden saßen um das Gefäß herum und der Mata Bulai füllte einen Becher nach dem andern. Hata sagte ihm jedesmal, welchen Becher er zu füllen habe und er fing dabei bei den höchsten Häuptlingen an. Wir wurden stets zuerst bedient. Wenn Hata einen der Anwesenden nannte, so schlug dieser in die Hände, um seinen Platz anzuzeigen, schluckte ernsthaft den Kawa hinter und warf den Becher weit von uns. Das um den Kreis herumstehende Volk bekam nichts von dem Tranke. Ich machte indeß einen davon glücklich; da ich meine Portion nicht überwältigen konnte, denn der Trank brannte mir im Halse, so reichte ich ihn einem Eingeborenen. Er schlürfte ihn mit Entzücken. Pendleton, der daran gewöhnt war, trank ihn, als sey es Rum.

Diese Kawogesellschaft hatte doch nicht die Wichtigkeit der großen Nationalkawas, jener politischen und religiösen Gesellschaften, bei denen sich die größten Häuptlinge der Insel einfinden und wo man oft hitzig um den Vorrang streitet. Der Engländer Mariner hat diese Ceremonie zuerst mit allen ihren Formen- und Etikettedetails beschrieben.

Bei diesen großen Festen sitzt der Vorsitzende, was jedesmal der höchste dem Range nach ist, zwei oder drei Fuß vom Hause auf einer die Dielen verhüllenden Decke mit dem Gesichte nach dem Malai zu gewandt, wo sich der Kreis der Geladenen entwickelt. Neben dem Präsidenten befinden sich zwei Mata Bulais, die Ceremonienmeister des Kawa. Dann kommen die Häuptlinge nach ihrem Range, sodann die Mata Bulais und endlich die Muas, wenn dergleichen zugegen sind, eine den beiden andern untergeordnete Classe. Bisweilen nehmen sie indeß auch nach Ordnung der Ankunft Platz, weil darauf weniger ankommt, als auf die Austheilung des Kawa. Mitten im Kreise und vor dem Präsidenten steht der Bereiter des Getränks, ein Mata Bulai, ein Mua, oder ein Tua und bisweilen selbst ein Egui. (Taf. 5. Abbild.)

Man kann diesen Kawacirkel in zwei Theile scheiden, einen obern, an dessen Spitze sich der Präsident befindet, und in einen untern, zu dem die geringern Häuptlinge und die andern Gäste gehören. Um diesen letztern steht das Volk herum, und bildet so einen Außenkreis.

Diese Theilung des Kawakreises ist nicht etwas Eingebildetes, sondern sie bedingt sogar eine neue Art von Kategorien. So kann sich ein Mann, wie hoch auch sein Rang seyn mag, nicht in den obern Kreis setzen, wenn sich sein Vater oder ein über ihm stehender Verwandter in demselben befindet. Hat er, wenn sein Vater komme, schon Platz dort genommen, so muß er sich auf der Stelle zurückziehen und in den untern Kreis sich begeben.

Sitzen alle, so ruft ein Ceremonienmeister einen Diener, der von unten in den Kreis hereintritt, die nöthige Quantität Kawa bringt, sie vor dem Präsidenten niedersetzt und auf ein zweites Zeichen sie dem Verfertiger übergiebt. Nun beginnt das Amt desselben; er zerbricht die Kawawurzel in kleine Stücke, reinigt sie mit scharfen Muscheln und überläßt sie denen, welche sie kauen wollen. Bis dahin herrscht tiefes Schweigen, sobald aber der Kawabrauer seinen Nachbarn einige Stücken gegeben hat, erhebt sich ein allgemeines Geschrei: mai ma kawa! mai, mai ma kawa! (gieb mir Kawa! gieb mir Kawa!) Man wählt dazu die besten Gebisse in der Gesellschaft, die gesündesten und jüngsten Zähne aus. So wird der Kawa in der Runde gekaut und auf Bananenblätter gelegt, von wo man ihn in das große Gefäß bringt. Ist diese Arbeit gethan, so tritt wieder das tiefste Schweigen ein.

Der Verfertiger neigt die Schüssel ein wenig nach dem Vorsitzenden zu und sagt: koe kawa heni gua ma (das ist der gekaute Kawa), worauf der Häuptling, wenn er die Quantität für hinreichend hält, antwortet: palu (mische ihn). Da stellen sich zwei Gehülfen neben den Verfertiger; der eine gießt Wasser hinzu und der andere jagt die Fliegen hinweg. Der Mata Bulai Ceremonienmeister, welcher neben dem Präsidenten sitzt, commandirt die Operation in zwölf Tempos: lingui a wai (gieße Wasser zu); maù a wai (genug Wasser); palu guer tataù, ben faka maù (mische es hübsch überall gleichmäßig und streiche es wieder zusammen). Alle diese Commandos werden vollzogen. Endlich sagt der Mata Bulai: ai e fu (thue es in den Fu). Der Fu ist das Netz, das bereits erwähnt worden ist. Nun beginnt das schwierigste Geschäft, das, welches den Ruhm oder die Schande des Verfertigers entscheidet, nämlich die ganze Quantität in den Fu zu bringen, und allen Saft in die Schüssel zu drücken. Die Kraft, Geschicklichkeit und Grazie des Kawabrauers werden besonders von der Versammlung beobachtet und besprochen. Man folgt ihm mit der höchsten Aufmerksamkeit, belauscht seine geringsten Geberden und interessirt sich für das Resultat mit unruhiger Aengstlichkeit.

Endlich ist der Kawa fertig, die Fasern sind weggeworfen und der Mann an der Schüssel hat gesagt: gua ma e kawa mei (der Kawa ist fertig). Der Mata Bulai antwortet: faka taù (schenke ihn ein). Darauf kommen zwei oder drei Personen aus dem untern Kreise mit mehrern Bechern in der Hand. Der Brauer taucht ein zusammengerolltes Stück des Fu in die Flüssigkeit, wie einen Schwamm und drückt ihn dann in das dargereichte Gefäß aus. Ein Diener ruft sodann: kawa gua bo ka (der Kawa ist eingeschenkt!) und der Mata Bulai antwortet: angui ma . . (gieb es . .) und nennt den obersten Häuptling mit Namen. Der Diener geht auf den Genannten zu und reicht ihm den Becher. Und so geht es weiter.

Diese vor allem wichtige Ceremonie wird von dem Mata Bulai genau beobachtet. Bei den großen Kawapartien, wo mehrere hundert ausgezeichnete Personen, außer der Volksmenge, zugegen sind, wird es unmöglich, einem jedem etwas von dem Getränke zu geben. Man bedient in diesem Falle nur die Personen im obern Kreise und ihre Verwandten im untern, nach ihrem Range. Ist die erste Bowle leer, so läßt der Häuptling oft eine zweite, dann eine dritte und wohl auch eine vierte vertheilen. Auch bei diesen bleibt das Ceremoniel ganz dasselbe. Die religiösen Kawas haben keinen andern Charakter, außer daß bei diesen der Priester den Vorsitz führt und daß man völliges Schweigen dabei beobachtet.

Digitized by Google

Die kleine Kawagesellschaft welche uns der Häuptling von Hifo gab, war allerdings ziemlich unbedeutend, konnte uns aber doch eine genaue Vorstellung von diesen Ceremonien geben. Es blieb dies den Tag nicht das einzige Schauspiel. Der Kawa war kaum beendigt, als die Diener mit fast feierlicher Gravität dem Häuptlinge ein lebendiges Schwein überreichten. Hata sprach nur einige Worte und das Schwein wurde wieder fortgetragen. Es sollte für uns zubereitet werden. Ich hatte oft mit großen Lobeserhebungen von der Kochkunst der Eingeborenen reden hören und es bot sich jetzt eine Gelegenheit dar, sie selbst zu beurtheilen. Pendleton erbot sich, mich zu begleiten und Hata selbst führte uns.

Das Thier wurde erst erschlagen, dann mit dem Safte eines Bananenastes gerieben, über ein Rohrfeuer geworfen, endlich mit scharfen Muscheln abgeschabt und gewaschen. Nach diesen Vorbereitungen machte man ein rundes Loch in den Bauch und zog daraus die Gedärme, den Magen, die Leber ꝛc. heraus. Den Mastdarm unterband man vorher. Die Leber wurde abgewaschen und wieder hineingesteckt; der Magen und die Gedärme sollten für sich auf glühenden Kohlen gebraten werden. (Taf. 10. Abbild.)

Unterdeß war der Ofen geheizt worden, der nur ein kreisrundes Loch in der Erde von zwei Fuß Tiefe war. Um sich desselben zu bedienen, füllte man ihn zum Theil mit Steinen, welche die Wärme sehr zusammenhalten, und machte dann darauf ein großes Feuer an. Sind diese Steine hinlänglich heiß, so nimmt man die Brände weg und läßt nur die Kohlen und Asche zurück, umgiebt sie mit benäßten Zweigen und bedeckt sie mit einer Schicht grüner Blätter. Mitten in die glühenden Steine hinein legt man das Schwein, umhüllt von Brodbaumblättern, und verstopft die Oeffnungen des Körpers, welche man gemacht hat, mit Blätterstöpseln. Neben ihm liegen die Yams und Pataten, welche man zu gleicher Zeit kochen will. Das Ganze wird mit einer Schicht Erde belegt, damit kein Dampf entweichen kann. Bei diesem Verfahren wird ein Schwein von mittlerer Größe in einer Stunde gebraten; ist das Thier zu groß, so zerschneidet man es in Viertel, das übrige Verfahren bleibt aber ganz dasselbe.

Als unser Schwein eßbar war, brachten es uns die Diener in Prozession in das Haus Hata's. Man setzte sich zu Tische, die Eingebornen kauernd auf den Boden und wir auf die mitgebrachten Torniſter. Das Fleisch dieses Thieres, so zubereitet, schien uns ein delikates Gericht, das dem Schweinefleische, welches wir in Europa essen, weit vorzuziehen sey. Es ist weniger fett und weniger unverdaulich, und hat einen feinern und zartern Geschmack. Vielleicht tragen auch die Bananen- und Brodbaumblätter etwas zu diesem Wohlgeschmacke bei.

Nach der Mahlzeit sprach man von Geschäften. Pendleton mußte sich mit dem Häuptlinge Hata wegen der ihm versprochenen Lotsen verständigen und wollte auch nach einigen commerziellen Gegenständen fragen, die dem Capitain von großer Wichtigkeit waren, mich aber sehr wenig interessirten. Ich ließ ihn also mit dem Dolmetscher Singleton bei dem Häuptlinge, um mit einem andern Engländer einen kurzen Spaziergang in der Umgegend zu machen. Ich begab mich unter das frische, dunkle Gewölbe des benachbarten Waldes und bewunderte jeden dieser im Ganzen so schön aussehenden Bäume im Einzelnen. Da erschien der elegante Bananenbaum, der den Eingeborenen so viele nutzbare Dinge giebt, eine vortreffliche Frucht, große Servietten für ihre Tische, Becher für den Kawa und zu den Abwaschungen nach den Festmahlen ein klares Wasser, welches aus den offenen Blattrippen herausläuft; neben ihm erhoben sich der Melonenbaum mit bunten wohlriechenden Früchten, die Fächerpalme, von welcher man Fächer für die Häuptlinge macht; der dünne und nützliche Hibiscus, dessen klebrige Rinde zu Zeugen verwebt wird; die schönen Farrnkeräuter, und über der ganzen Vegetation, gleich einem Herrn und Meister, schwankte die schlanke und kühne Cocuspalme, bald gerade, bald leicht gebogen, ein in diesen Gegenden höchst wohlthätiger Baum, der zu allem gut und brauchbar ist, zwanzigerlei Gegenstände für die Eingebornen giebt, Milch zur Nahrung oder Stillung des Durstes, Oel zum Putze, Holz zum Bauen, Blätter zum Decken der Wohnungen und Seile für die Piroguen.

Hier und da mitten in diesem Walde, umgeben von einer Art Quincunx, zeigten sich den Geistern gewidmete Kapellen, Betplätze, die gut unterhalten waren, und häufiger noch Faïtokas, in dem Lande sehr geehrte Grabdenkmäler. Die Faïtokas von Hifo hatten nicht die Größe derer zu Mua. Es waren keine Denkmäler von breiten absatzartig übereinander geschichteten Steinblöcken, sondern einfache Rasenhügel mit einem kleinen Schoppen oben darauf, worin sich, wie man glaubte, der Geist des Verstorbenen aufhielt. (Taf. 6. Abbild.) Die Bäume, welche diesen Grabmälern Schatten geben, sind gewöhnlich Casuarinas, welche heilig gehalten werden, wie die Gräber selbst. An den Zweigen dieser Casuarinas hängen zu Hunderten große Vampyre. Diese Thiere sehen, so wie man sie aufgehängt sieht, wie längliche und schwarze Trauben, eine Art Früchte an den Zweigen aus. Alle Reisende haben so getäuscht werden können. Würfe man aber einen Stein darunter, so würde die Täuschung verschwinden, und eine Schaar ungeheuerer Fledermäuse unter gellendem Geschrei davonfliegen, dann bald allmälig zurückkommen und sich wie vorher anhängen. Außer diesen garstigen Thieren fliegen hier und da in diesem Walde hübsche Turteltauben mit grünen Federn und amaranthfarbigem Kopfe, glänzende Königsfischer, schillernde Papageis und zierliche Phyledons umher.

Die Nacht kam; Pendleton hatte Abschied genommen von dem Häuptlinge von Hifo und wir gingen zu unserm Fahrzeuge zurück. Auf dem Wege an der Küste machte Singleton den Capitain mitten unter Korallen auf weite und regelmäßige Höhlen aufmerksam. „Hier," sagte der Engländer, „haben die Insulaner die ungeheuern Blöcke zu den Bauen von Mua gebrochen. Einige dieser Stücke waren zwölf Fuß lang und verhältnißmäßig breit. Man machte sie zur Zeit der Ebbe los, legte sie dann auf hölzerne Walzen und stieß sie so weit als möglich ins Meer hinaus. Zur Fluthzeit luden sie Piroguen auf. Bisweilen kamen aber diese Blöcke noch weiter her; denn man holte sie von den Hapaï Inseln oder Wawao."

Unsern gewandten Ruderern hatten wir es zu verdanken, daß wir diesmal nicht bis an den Gürtel im Wasser gehen mußten; das Boot glitt schnell bei vollem Wasser mitten unter Fischerpiroguen hin, die theils Segel hatten, theils gerudert wurden. Die Leute darin sangen und schlugen den Tact mit den Rudern; der Refrain war gereimt, sanft, langsam und leicht zu behalten. Ich schrieb ihn damals nieder, ohne eine Erklärung weiter erhalten zu können. Die Engländer, welche die Tongasprache sehr gut sprachen, sagten mir, das Lied bestehe aus Worten, die sich durchaus nicht übersetzen ließen, wie es deren in allen Sprachen giebt:

Iho koïa
Otu wual mabuna;
An-hi-ha-he,
Otu wual taffe.

Ein Theil der Ruderer sang den ersten Vers: iho koïa; der andere antwortete: otu wual mabuna, worauf der erstere wieder sang: an-hi-ha-he und dann der andere endigte: otu wual taffe. Und so geht es abwechselnd ganze Stunden, ja ganze Tage fort.

Unter diesem Gesange kamen wir an Bord. Alles war hier während unserer Abwesenheit gut gegangen; der Geißel Palu und Philips verstanden sich vortrefflich mit einander und hatten ihre Muße durch einige Pfeifchen und eine halbe Flasche Rum verschönert. Der Tauschhandel zwischen der Mannschaft und den Piroguen hatte ohne unangenehmen Vorfall fortgedauert und jeder Häuptling auf dem Verdecke bescheiden sich betragen. Kein Anschein von Complott, kein Keim von Uneinigkeit schien strengeres Mißtrauen und größere Vorsicht zu rechtfertigen. Obgleich beruhigt, wollte Pendleton doch am folgenden Tage das Schiff selbst hüten. Ich allein sollte nach Niuku Lafa gehen, der Wohnung des christlichen Häuptlings Tubo. Niuku Lafa war ein in den Kriegen Tonga Tabu's berühmter und ein heiliger Ort.

Da Niuku Lafa nur zwei Meilen von dem Ankerplatze Pangai Modu entfernt lag, so brauchten wir nur eine halbe Stunde zur Ueberfahrt. Singleton begleitete mich als Führer. Sobald wir gelandet waren, brachte

Digitized by Google

er mich zu zwei an das Land gezogenen und unter großen Schoppen geschützten Piroguen. Sie waren sehr groß. Die größte, 86 Fuß lang, trug eine Platform von 41 F. Länge und 18 F. Breite, die 200 Menschen fassen konnte. Die andere war nur einen Fuß kleiner. Beide schienen alt und dienstunfähig zu seyn und man ließ sie nur als Reliquien der alten Zeit stehen. Die Eingeborenen rühmten noch immer die Kraft und Schnelligkeit dieser Fahrzeuge. Kleinere, anscheinend gewandtere, zierlichere Piroguen waren von diesen alten Matronen geschlagen worden. Gegenwärtig baut man keine mehr von dieser Größe. Die größten sind 60 F. lang.

Auf mit reichen Pflanzungen besetzten Wegen gelangten wir in die Bezirkskapelle, ein kleines reinliches, gut unterhaltenes und nach dem Muster der taitischen Kirchen erbautes Gebäude, das wirklich von zwei Taitiern, Tafeta und Hapa, und einer Frau, Tai, errichtet worden war. Diesen drei Evangelisten gelang ein Werk, bei dem verschiedene Missionäre gescheitert waren. Es war im Jahre 1826. Die drei Apostel hatten ihre Heimath verlassen, um sich nach Witi zu begeben, und wollten Tonga Tabu nur im Vorbeigehen besuchen. Tubo aber bat sie so dringend, bei ihm zu bleiben, zeigte sich als so eifriger Neubekehrter, daß sie die Fortsetzung ihrer Reise aufgaben und zu Niuku Lafa sich niederließen. Ihre Mission war glücklich; fast alle Verwandte des Häuptlings, seine Freunde und ein Theil seiner Unterthanen ließen sich bekehren; es ließ sich hoffen, daß die ganze Insel diesem Beispiele folgen werde. Das geschah indeß nicht. Der Häuptling von Hifo widerstand, wie man gesehen hat, den Predigten der Missionäre Thomas und Hutchinson, und Tubo verlor durch seinen Uebertritt zum Christenthume einen Theil seines Einflusses im Lande. Seit kurzem hatte indeß die Metropole Verstärkung nach Tonga Tabu geschickt; Turner, Watkins und Woon waren zu Niuku Lafa an's Land gegangen und suchten mit Unterstützung des Egui Tubo das Licht des christlichen Glaubens zu verbreiten. Singleton, der mir diese Einzelnheiten erzählte, führte mich nach der Wohnung dieser Pastoren. Sie war leer, denn sie hatten sich entfernt, um dem Capitain des „Oceaniers" einen Besuch zu machen. Der von ihnen unzertrennliche Tubo begleitete sie.

Niuku Lafa besaß weiter nichts, was mich zurückhalten konnte und die Sonne stieg noch. „Wir wollen nach Mafanga gehen," sagte Singleton; „das ist der heilige Ort für die Götzendiener, ihr immer geachtetes Heiligthum, selbst wann der Bürgerkrieg wüthet." Wir gingen unter grünen Bogen hin, denn Tonga Tabu ist ein immerwährender Garten, ohne Erhöhung und Vertiefung des Bodens, blos mit einem Plateau in der Mitte, ein Boden von vegetabilischen Ueberresten, der sich langsam auf der Korallengrundlage gesammelt hat. Je näher wir an Mafanga kamen, ein um so großartigeres und reicheres Aussehen nahmen die Hütten, die Kapellen, die Felder und die Malais an. Es war der heilige Kreis der Insel, ein im höchsten Grade tabuirter Ort, der für die heiligsten Tempel, die edelsten Faitokas und die erlauchtesten Gräber aufgesparte Bezirk. Auf diesem Boden erlosch der Haß, auf ihm mußten die unversöhnlichsten Feinde einander achten; Blut zu Mafanga zu vergießen, hieße die ganze Insel entweihen. Singleton erklärte mir alles dies, erzählte mir, besser als ich es vermag, alle die an den Boden, auf welchem wir gingen, haftenden Vorrechte und setzte dann hinzu: „Sie sind Franzose, mein Herr! Nun, ein französischer Commandant wagte Mafanga zu beschießen, hatte aber vollkommen Recht dazu. Ohne diesen kühnen Entschluß würden sechs Matrosen von seiner Corvette, von dem listigen Tahofa zurückbehalten, auf Tonga Tabu geblieben seyn. Einige schlechte Subjecte hatten den Handstreich gerathen. Man entführte die Mannschaft einer Schaluppe und tödtete einen auf Entdeckung ausgesandten Mann. Da hätten Sie den Commandanten des „Astrolabe" sehen sollen! Er legte seine Corvette hierher dicht an das Korallenriff, beschoß den heiligen Ort, das mit Palisaden und Gräben versehene Mafanga, mit Kartätschen, hielt fünf Tage in dieser gefährlichen Stellung aus und verließ sie nicht eher, bis er seine Leute zurückerhalten hatte. Der Capitain d'Urville that wohl daran, denn es war dies das einzige Mittel, die Insel zur Vernunft zu bringen. Tahofa wollte aushalten, aber die andern Häuptlinge stimmten ihm nicht bei. Die Kugeln hatten nur wenige Personen, höchstens drei bis vier, getödtet, aber er schoß auf die Faitokas und die Kapellen der hotuas (Götter), und diese Entweihung mußte um jeden Preis abgewendet werden."

Auf unserm Wege konnte man, obgleich seitdem vier Jahre vergangen waren, noch Spuren von diesem Kriege bemerken; umgeschossene Cocuspalmen und durchlöcherte Hüttendächer zeugten von der Rache des „Astrolabe".

Unter solchen Gesprächen gelangte ich mit meinem Führer bis zur Wohnung des braven Faka Fanua, des obersten Aufsehers und Häuptlings des heiligen Ortes. Der Greis nahm mich mit vollkommener Herzlichkeit auf, führte mich selbst zu den Kapellen der Hotuas und bestand besonders darauf, daß ich sorgfältig das Betgemach Tui Faka Nuk's untersuche, dem er eine große Wichtigkeit beizulegen schien. Hielt sich hier sein Familiengott oder der große Schutzgott Mafanga's auf?

Alle diese Kapellen, Betgemächer, Faitokas glichen den analogen Gebäuden von Hifo, nur daß sie grandioser und prächtiger waren. In den Wohnungen, welche ich besuchte, fand ich einige Zeuge, Seile und Gefäße, welche die Rolle von Votivgaben zu spielen schienen. Eine enthielt einige Menschenbüsten von grob geschnitztem Holze. Ich nahm und begriff sie, ohne daß sich Faka Fanua widersetzte, weshalb ich glaubte, man verbinde keine religiöse Idee mit diesen kleinen Statuen.

Wir befanden uns auf dem öffentlichen Platze, auf dem Malai von Mafanga (Taf. 8. Abbild.), einem wunderschönen von herrlichen Bäumen beschatteten Rasenplatze, welcher bei festlichen Gelegenheiten die ganze Bevölkerung von Tonga Tabu aufnimmt. Als der „Astrolabe" Mafanga angriff, war das Hauptquartier Tahofa's auf diesem Platze; seine besten Krieger hatten sich hinter einem monströsen Feigenbaume aufgestellt, sich aber unter lautem Geschrei zurückgezogen, als die erste Kugel von dem Schiffe einen sehr großen Ast des Baumes herunterwarf.

Mafanga war gesehen; ich nahm Abschied von Faka Fanua, nachdem ich seine Gefälligkeit mit einigen Kleinigkeiten vergolten hatte, und folgte von neuem Singleton, der mir noch das Dorf Nugu Nugu, die Wohnung der Tui Tonga Fasine, zeigen wollte. Dieselbe Vegetation begleitete uns auf diesem Wege. Im dichtesten Gebüsche blieb Singleton stehen und sagte: „hier wurde der Franzose, ein Corporal vom „Astrolabe", von den Eingeborenen ermordet. Aber auch welche Unklugheit! Neunzehn Männer wagen sich in einen solchen Wald, wo 500 Feinde sich versteckt halten konnten."

Nugu Nugu, wohin wir gelangten, besaß auch noch einige Andenken an die Gegenwart des „Astrolabe". Die Franzosen hatten das Dorf zur Wiedervergeltung in Brand gesteckt. Seitdem war der Ort vollständig wieder aufgebaut worden und er sah wohlhabend und glücklich aus. Ohne Zweifel trug der Aufenthalt der alten Tui Tonga Fasine viel mit dazu bei. Von Zeit zu Zeit besuchte der schlaue Tahofa diese Frau, die alleinige Erbin der kirchlichen Macht, welche den Tui Tongas zugefallen war. Er hatte sie sogar dahin zu bringen gewußt, daß sie seinen Sohn an Kindes Statt annahm.

Das Kind befand sich bei der alten Tui Tonga Fasine, als Singleton mich in ihre Hütte führte. Es war ein kleines hübsches Kind, bekleidet mit einem Zeugstücke, das ihm die Arme und die Brust frei ließ, mit einem Halsbande von blauen Glasperlen statt alles Luxus und alles Putzes, hatte nach der Sitte zu Tonga den Kopf ganz glatt geschoren und nur an den Seiten befanden sich gelockte und von Cocusnußöl glänzende Haarbüschel. (Taf. 6. Abbild.) Ich war kaum einige Minuten da, als Tahofa kam. Mein Freund hatte nicht mehr das wohlwollende, freundliche Gesicht, wie an dem Tage, als ich mit ihm den Namen tauschte. Er trat mit mehrern seiner Mata Bulais in die Hütte, beachtete mich kaum, ging gerade auf seinen Sohn zu, warf sich mit dem Gesichte auf den Boden, ergriff den Fuß des Kindes, hielt sich denselben an den Hinterkopf und blieb in dieser Stellung mehrere Minuten lang. Das war die Ceremonie des moë moë oder Fußkusses, eine Huldigung, auf welche nur der Tui Tonga ein Recht hat. Nach dem Egui kamen die Mata Bulais, und das Kind,

Digitized by Google

welches in der Hütte spielte, wurde jeden Augenblick durch neue moë moë gestört.

So wollte es die Politik Tahofa's, und damit sie in den Augen Aller recht heilig scheine, unterwarf er sich ihr zuerst. Er, der Napoleon der Insel, der mächtigste Krieger, unterzog sich einer lächerlichen und demüthigenden Ceremonie, weil er wußte, daß ein solches Verfahren mächtig auf die Massen wirke und zur feierlichsten Investitur werde. Deshalb war Niemand von der strengen Pflicht ausgenommen, außer der Tuï Tonga Fasine, der Adoptivmutter des Kindes, die dem Titel nach über ihm stand. Die wirkliche Mutter, die Tochter Palu's und die Frau Tahofa's, war ihrem Kinde gegenüber zu der Begrüßung genöthigt. Sie kam kurze Zeit nach ihrem Gatten und unterwarf sich sogleich und mit Freuden dem Ceremoniel. Sie war übrigens ein hübsches Weib, nackt bis an den Gürtel, trug einen ziemlich weiten um den übrigen Körper gewundenen Mantel oder Decke und ihr starkes Haar glänzte von Cocusnußöl. (Taf. 6. Abbild.)

Die Absicht Tahofa's war nicht zu verkennen. Er wollte Tonga Tabu von einer Art republikanischen Föderalismus zu einer religiösen Autokratie bringen, einen Tuï Tonga wieder einführen, dessen Macht die Ansprüche der Häuptlinge beherrsche und der Regierung die verlorene Einheit wiedergeben. In seinen Augen waren sein Kind, die Tuï Tonga Fasine, seine Mata Bulais, seine Frau und seine Krieger Werkzeuge, die ihn langsam aber sicher an sein Ziel bringen sollten. Er hatte alles berechnet und vorhergesehen. Um Palu zu entwaffnen, den einflußreichsten der nebenbuhlerischen Häuptlinge, hatte er die Tochter desselben geheirathet und ihre Interessen waren nun gleich geworden. Der dumme Lawaka und der schüchterne Tubo hatten weder Verstand noch Kraft genug, um ihm hinderlich zu seyn. Nur Hata, der Häuptling von Hifo, Hata, ein guter Krieger und geschickter Politiker, konnte diesem Vergrößerungssysteme entgegentreten. Aber Hata herrschte am andern Ende der Insel, ruhig und nur um seine Unabhängigkeit besorgt, nicht über die Grenzen seines Bezirks hinausblickend, übrigens alt und ohne einen andern Wunsch, als die bestehende Ordnung aufrecht zu erhalten. Tahofa wußte und fühlte das alles und übereilte nichts. Der Einfluß der andern Häuptlinge war unbedeutend.

Auf diese Weise wird der junge Tahofa ohne Zweifel in einigen Jahren in Folge der ausdauernden Klugheit seines Vaters jene Würde des Tuï Tonga wieder aufleben sehen, mit welcher so viele Vorrechte verbunden waren. Kein Localhinderniß scheint dieses Resultat zu hindern, es müßte denn die allmälige Verbreitung des Christenthums seyn. Bekehrt sich Tonga wie Taïti, so verschwindet die Würde des Oberpriesters, die Ceremonie des moë moë, die Kapellen der Hotuas, die politische Einrichtung des Landes, alles modifizirt sich und ändert seine Form und sein Aussehen. Diese von Tahofa geträumte und langsam vorbereitete Familienerhebung würde jener halb wilden und halb christlichen Einrichtung weichen, welche in den Archipelen des östlichen Polynesiens vorherrscht. Tahofa fürchtet diese Reaction und sucht sie zu verhindern; er ist einer der thätigsten Gegner des neuen Glaubens, weist alle Eröffnungen der Missionäre zurück und wird sie verfolgen, sobald er es wagen kann. Wenn die Apostel Tonga's ihre Rolle begreifen, so werden sie sich eher an den ehrgeizigen Instinct dieses Häuptlings wenden, als an irgend etwas anderes; Tahofa ist vielleicht zu gewinnen, schwerlich aber zu bekehren. Er ist ein Mann, der sich einer Berechnung, aber nicht der Ueberredung fügen wird.

Meine Wanderung war vollbracht. Da die Fluth fiel, so ging ich im Wasser bis an die halbe Wade auf die kleine Insel Oneata, auf Manima und endlich auf Pangaï Modu, wo mich das Boot abholte. Ich aß mit Singleton am Bord.

Pendleton war während meiner Abwesenheit sehr beschäftigt gewesen. Der Besuch der Missionäre und ein außerordentliches Mahl für seinen Ofa oder Freund Palu hatten den Tag ausgefüllt. Der Egui war so bezaubert, daß er am nächsten Tage seinerseits ein Fest geben wollte. Ich wurde ebenfalls dazu eingeladen. Wir sollten alle Arten von Freuden und Unterhaltungen haben. Der Lieutenant Rainbow gehörte auch mit zur Partie, aber Philips blieb am Bord. Pendleton fürchtete noch immer eine Ueberrumpelung. Für Palu sollte nach der Uebereinkunft Tahofa sich als Geißel stellen.

Früh um acht Uhr ruderten wir nach Mua zu und gelangten in die große Lagune, welche das nördliche Gebiet von Tonga Tabu ausschweift. Sie gewährt eine sanfte und ruhige Fahrt in einem mit grünen Inseln bestreuten und mit einem Kranze von Cocuspalmen eingefaßten Becken. Man kam an ein lange von dem Missionär Lowry bewohntes Haus an einem großen Feigenbaume, der als Schoppen diente, unter welchem die Piroguen aufgestellt zu werden pflegten. (Taf. 5. Abbild.)

Palu empfing uns an der Thüre seiner Hütte ernst und würdevoll. Neben ihm standen seine Mata Bulais, er ließ den unvermeidlichen Kawa bringen und bis zu dem großen Festmahle war jeder frei. „Wir wollen die Faïtoka's besuchen," sagte Pendleton zu mir. „Mua besitzt die schönsten auf der Insel." Der Engländer Singleton führte uns dahin. Das erste, welches wir bemerkten, war das Grabmal des berühmten Finau, der durch die Erzählung Cook's bekannt geworden ist. Das folgende Faïtoka ist ein Familienmausoleum, das die Reste Tugu Aho's, seines Bruders Tubo Malohi und seines Sohnes Tubo Toa birgt; dann, ein wenig weiter hin, erhob sich das Grab Tafoa's, des Großvaters Mu Muï's und seiner Schwester Futschi Pala. So lagen die Notabilitäten der Insel hier neben einander und diese Votivgebäude bewahrten unter ihren Steinplatten die Geschichte des Landes. Trotz der sorgfältigen Unterhaltung greift die Vegetation jeden Tag weiter in diesen Bauen um sich und zerstört sie. In einigen dieser Grabmäler standen kleine hölzerne Figuren, sie hatten aber, wie bereits bemerkt, nichts Heiliges an sich.

Weiter hin kamen die Faïtokas der Fata Fals, der alten geistlichen Oberhäupter der Insel. Diese Oerter wurden sonst sorgfältig unterhalten, mit Bäumen bepflanzt und mit dem schönsten Rasen bedeckt, seit aber der Tui Tonga Tonga Tabu verlassen hat, vernachlässigt man sie. Alle Hütten, welche die Gräber umgeben, fallen ein und alle eingezäunten Gärten oder Felder werden von Wuchervegetation überzogen. Einige Monumente sind ganz mit Gebüsch bedeckt und andere halb verschüttet; keines kann man in seiner ursprünglichen Gestalt sehen. Eins der am besten erhaltenen zeigt noch einen rechtwinkeligen absatzweise bis zu einer kleinen Nische aufsteigenden Bau, in welcher die Seele des Tuï Tonga sich aufhält. (Taf. 6. Abbild.) Die Steine, aus denen dieser Grabaltar besteht, sind bis 20 F. lang und 6 bis 8 F. breit. Das Innere ist mit Erde und Kiesen ausgefüllt. Die höchsten dieser Baue haben fünf Reihen Stufen, so daß sie eine Höhe von 20 F. erreichen. Ich maß ein Faïtoka, das einen rechten Winkel von 180 F. Länge und 120 F. Breite bildete. Ein ausgehöhlter Stein auf der Spitze diente, wie man sagte, der Taï Tonga Fasine zum Sitze, wenn sie dem Begräbnisse des Tuï Tonga beiwohnt. Einige der kleinern Grabmäler waren oval oder elliptisch.

Diese großen Bauwerke, welche Kenntnisse der Statik, Mechanik und Architectur voraussetzen, zeugen unwidersprechlich von einer sehr alten Civilisation. Seit der Errichtung derselben ist das Volk rückwärts gegangen. Man baut keine Faïtokas mehr, entweder weil der Geschmack an Kunstwerken aufgehört hat, oder weil durch die Auswanderung der geistlichen Oberhäupter der religiöse Enthusiasmus erloschen ist. Der letzte der Finau hat, wie man sagt, die königlichen Gräber nach Wawao gebracht und auf seinen Befehl wurden zwei Denkmäler aufgeführt, eins für den zuletzt verstorbenen Tuï Tonga und das andere für seinen Vater. Aber auf Tonga Tabu ist die Zeit dieser Dinge vorüber. Den berühmtesten Häuptlingen macht man kaum einige kleine Grabhügel oder große rechtwinkliche mit Rasen belegte und von Korallenblöcken eingefaßte Gräber.

Nach dieser Besichtigung kehrten wir in das Haus Palu's zurück. Das Mahl war bereit und man kauerte sich um die Tafel. Wie gewöhnlich machte das gebratene Schwein die Grundlage der Mahlzeit und wir aßen davon mit dem ganzen Appetite, den hungrige Spaziergänger haben können, und speisten gebratene Yams und Bananen als Brod dazu. Palu hatte uns indeß noch eine Ueberraschung aufgespart; der geschickteste Koch

Digitized by Google

der Insel war von ihm herbeigerufen worden und hatte der Tafel des Tui Tonga würdige Gerichte bereitet. Alle einheimischen Saucen und Gewürze gingen an uns vorüber. Da waren zuerst wai uñ, gekochte und in einer Emulsion von Cocusnüssen zerdrückte Yams; das wai tschi, eine Art Gelee aus dem wa und dem Safte der Wurzel des tschi; das bobol, eine andere Zurichtung desselben Substanzen; das lu lolol, das lu elleniu, Blätter des Taro mit dem Safte der Cocusnuß gekocht; das tao gutu, eine Art Kuchen aus der Wurzel des Mapoa und der Cocusnuß; das wo lalo, eine Zurichtung der jungen in ihrer Milch gekochten Nüsse, und endlich das aütaï, das Innere der jungen Cocusnüsse, der Saft der Tschiwurzel, gemischt mit der Cocusmilch ꝛc. ꝛc.

Alle diese Gerichte befanden sich auf Bananenblättern. Jeder erhielt seine Portion und aß, ohne Jemanden etwas davon anzubieten. Diener reichten den Gästen Kürbisse mit Wasser oder Cocuswasser. Um uns noch mehr zu ehren, brachte der alte Palu an diesem Tage eine Flasche alten Rum hervor, das Geschenk von irgend einem Europäer, bot aber nur Pendleton und mir davon.

Nach dem Festmahle ließ uns Palu frei und wir besuchten auf Anrathen Pendleton's die Tamaha. Dies war eine Schwester des verstorbenen Tui Tonga, die immer noch für eine der ersten Autoritäten der Insel angesehen wurde. Sie allein repräsentirte die edle und mächtige Familie Fata Faï. Ihr eigentlicher Name war Faka Kana. Sie bewohnte eine reizende Wohnung am Ufer des Meeres in dem kleinen Dorfe Palea Mahu, wo sie uns, umgeben von ihren Frauen und Verwandten, empfing. Sie sah noch hübsch aus, hatte ein wahrhaft ausgezeichnetes Gesicht, war sanft, gutmüthig und mittheilend. (Taf. 9. Abbild.)

Die Tamaha stand damals in ihrem sechzigsten Jahre und hatte alle Seefahrer, welche diese Gewässer besucht, gesehen und gekannt. Sie erinnerte sich Cook's, Wallis', Laperouse's, Bligh's und d'Entrecasteaux's. Drei Jahre vorher hatte sie einen Besuch von dem Capitain d'Urville erhalten, der von ihr erfuhr, daß Laperouse, ehe er auf den Riffen von Vanikoro verunglückte, und einige Tage nach seiner Abfahrt von Botany Bay zu Namuka geankert sey. Die Wittwe bestätigte auch uns diese Angabe, fügte die Geschichte des Kampfes der Franzosen mit den Insulanern hinzu und sagte, der getödtete Franzose habe im Tauschhandel betrogen.

Neben der Tamaha befanden sich zwei ihrer jüngern Brüder und ein noch jüngerer Mann, Latu, der Sohn ihrer ältern Schwester. Latu hatte aus diesem Grunde den Vorrang vor seinen ältern Oheimen, welche gegen ihn zu der Ceremonie des Moë Moë genöthigt waren.

Bei der Rückkehr aus der Wohnung der Tamaha und in der Nähe der Quelle des Tui Tonga bemerkten wir einen ungeheuern Baum, der im Lande mea hieß und zu dem Geschlechte der Feigen gehörte. Er erhebt sich ganz nahe am Rande des Meeres und streckt einen Theil seiner Aeste über dasselbe. Dieser riesenhafte Mea ist fast ein Wald. Er ist nicht sehr hoch, sein Stamm scheint aber aus mehreren Stämmen zu bestehen, die sich allmälig mit einander verflochten. Dieser Stamm hat nicht weniger als 100 Fuß im Umfange, nach der Messung d'Urville's. Der Baum kann eine Höhe von 120 F. haben und einer seiner Aeste, welche auf das Meer hängen, mißt im Umfange 18 F. (Taf. 9. Abbild.)

Dieser Baum war vorzüglich dem Tui Tonga gewidmet und riesenhaft wie die Macht dieses geistlichen Oberhauptes. Nach seiner Krönung setzte sich dieser Würdenträger in den Schatten desselben und vollzog, umgeben von seinen Beamten, das vorgeschriebene Ceremoniel, während die Tui Tonga Fafine sich in einer benachbarten Quelle mit einigen ihrer Frauen reinigte. Niemand durfte sich, bei Todesstrafe, in dieser Quelle baden. Gegenwärtig ist sie besudelt, denn die Gegenwart des Tui Tonga wehrt ihre allgemeine Benutzung nicht mehr.

In dem Dorfe Mua besuchten wir hierauf die Wohnungen, in denen Gruppen von Frauenzimmern an Zeugen arbeiteten. Die Einen machten geschickt die Rinde von jungen Stämmchen der broussonetia ab und reinigten sie mit Muscheln; andere beugten sie in der der natürlichen Krümmung entgegengesetzten Richtung und ließen sie in Wasser weichen. Dann breitete man sie auf einem Baumstamme aus, welcher die Stelle des Werktisches vertrat, und klopfte sie mit einem kleinen vierseitigen, bald glatten, bald gerieften Schlägel. Von Zeit zu Zeit bog man den Stoff wieder auf dem Baumstamme, um ihn dann von neuem zu klopfen, und ließ ihn endlich, wenn er die nöthige Feinheit und Festigkeit erlangt hatte, trocknen. Die Stücke schienen uns ungefähr fünf bis sechs Fuß lang und wenigstens halb so breit zu seyn; man sah aber auch viel größere. Im natürlichen Zustande ist der Zeug weiß und man muß ihn auf andere Weise glätten und färben. Dies geschieht, indem man ihn auf ein breites Bret legt, worauf sich eine Schicht sehr dichter faseriger Stoffe befindet. Die Arbeiterin benetzt einen Lappen mit einer aus der Rinde des Koka bereiteten Farbe und fährt damit über den Zeug hin, der davon eine glänzende braune Farbe annimmt. Die Operation dauert so lange, bis das ganze Zeugstück gefärbt ist. Gewöhnlich läßt man eine Sahlleiste an jedem Rande und eine breitere noch an den beiden nicht gefärbten Enden. Um die schwarze Farbe zu erhalten, mischen die Eingeborenen den Ruß, welchen sie aus der öligen Nuß des tui tui oder allurites triloba erhalten, mit dem Safte des Koka. Die so verfertigten Zeuge sind weit besser in Hinsicht der Dauer und Farbe als die taitischen. Die Engländer benutzten sie deshalb auch bei den Reisen Cook's als Tauschgegenstände mit den andern Polynesiern.

So ging ich von einer Wohnung zur andern und suchte die Sitten dieses Volks, seine Gebräuche, seine Lebensweise und seine Beschäftigungen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Bei jedem Schritte fiel mir eine Eigenthümlichkeit auf; da war es eine Mutter, welche den Kopf ihres Kindes mit einem Haifischzahne so glatt schor, als es ein orientalischer Barbier mit seinem Instrumente thun könnte; dort ein kleiner Familienkawa; weiterhin eine Ratteajagd, oder Verfertigung von Fischnetzen, überall eine bemerkenswerthe Merkwürdigkeit. Im Allgemeinen kamen mir die Frauen zurückhaltender und keuscher vor, als auf den bisher besuchten Archipelen. Sie widerstanden allerdings einem europäischen Geschenke nicht, aber sie boten sich doch nicht selbst an. Uebrigens hielt sie eine heilsame Furcht zurück; sie wußten aus Erfahrung, welches Gift die europäischen Matrosen nach Polynesien gebracht hatten.

Wie alle Reisende vor mir, bemerkte auch ich gar bald, daß fast alle diese Insulaner einen verstümmelten kleinen Finger hatten. Selten sah man alle Glieder an diesem Finger. Der hatte eins, der andere zwei Gelenke verloren. Diese so seltsame Operation ist hier sehr allgemein und man nennt sie tutu nima. Sie wird bei der Krankheit eines nahen Verwandten vollzogen, und dies Opfer soll den Zorn des Gottes entwaffnen und die Gesundheit herbeiführen. Ich war Zeuge eines dieser Opfer, das in einer Hütte gebracht wurde, in welcher ein Sterbender lag. Die weinend um sein Bett herumstehenden Kinder suchten seine heftigen Schmerzen zu lindern, und ein kleines siebenjähriges Mädchen rief einen jungen Mann mit einem Beile zu sich; sie wollte sogleich amputirt seyn, um den Vater zu retten. Der Jüngling gehorchte, legte den Finger des Mädchens auf den Block und hieb das erste Glied ab, das weit wegflog. Das Kind weinte nicht, sondern hielt blos, um das Blut zu stillen, den Finger in den Rauch eines gewissen brennenden Krautes. Gewöhnlich heilen die so behandelten Wunden nach Verlauf von zwei Tagen.

Solche Opfer können bei jeder schweren Krankheit eines nahen Verwandten stattfinden. Nach den zwei ersten Gliedern jeden kleinen Fingers kann man auch die der andern Finger darbringen. Ein solches Opfer ist übrigens bei diesen Insulanern eine ganz gewöhnliche und einfache Sache; sie geben ein Fingerglied nach dem andern ohne Klage, ohne Bedauern hin. Ehe sie das Eisen kannten, bedienten sie sich zu diesen Amputationen eines Steines oder einer sehr scharfen Muschelschale.

Weiter hin, auf dem Malal von Mua, sah ich zwei Eguis, welche eifrig laugui spielten, was eine Lieblingsunterhaltung der Häuptlinge ist. Der ernste Palu selbst war leidenschaftlich für dieses Spiel eingenommen. Als Geißel an Bord spielte er von Morgen bis Abend mit seinem Malo Bulai, der ewig von der Partie seyn mußte. Das laugui besteht in Folgendem: die beiden Spieler stellen sich gegen einander und jeder hat in der

Digitized by Google

linken Hand fünf kleine Holzstückchen. Der, welcher anfängt, macht mit der freien Hand eine der drei Bewegungen: er erhebt entweder die offene, oder die ganz geschlossene, oder die mit Ausnahme des Zeigefingers geschlossene Hand. Der andere muß diese Bewegung sogleich wiederholen. Irrt er sich, so verliert er einen Point; trifft er es, so ist die Reihe des Spiels an ihm. Sobald er einen Point verliert, legt er eines der fünf Stäbchen ab. Sind alle diese aus der Hand, so ist die Partie verloren. Bisweilen spielt man das Leagui auch unter Vieren, aber immer jeder nur mit seinem Bis-a-Bis. Man sieht, daß dieses Spiel große Aehnlichkeit mit der mourre in der Provence und der mora der Italiener hat.

Dies ist übrigens nicht der einzige Aehnlichkeitspunkt zwischen den Gebräuchen der Tonga Insulaner mit denen der südlichen Europäer. Das fana kalai ist eine Art Jagd mit an den Beinen angebundenen Lockvögeln. Der Jäger stellt sich mit seiner Waffe in eine Laubhütte, durch welche hindurch er das herbeikommende Wild sehen kann. Ueber diesem Aestchen befindet sich ein Männchen des kalai genannten Vogels, einer Art Wasserhuhn. Ein Band hält ihn am Beine fest. Der Vogel bewegt sich heftig, und schlägt mit den Flügeln, während ein Weibchen in einem Käfig im Dickicht dem Rufe des Männchens antwortet. Auf dieses Geräusch, auf diese bekannten Töne kommen andere Kalais herbei und der versteckte Jäger erlegt sie mit Bogen- oder Flintenschüssen.

Während ich mit dieser interessanten Beobachtung der Sitten und Gebräuche beschäftigt war, bereitete Palu ein Fest nach allen Regeln für uns. Ein zahlreicher Trupp war auf dem Malai versammelt, als ich den Ehrenplatz einnahm, den man für mich aufgespart hatte.

Die erste Unterhaltung hatte einen kriegerischen Charakter. Ungefähr dreißig mit Keulen bewaffnete Krieger traten in den Kreis und machten hier in Ordnung und mit Gewandtheit mancherlei Schwenkungen; dann zogen sie sich zurück und stellten sich auf jeder Seite der Scene auf. Hierauf trat von jeder Seite ein Kämpe hervor, der den Feind herausforderte; einer der Gegner nahm die Ausforderung an und beide wurden handgemein. Von Paar zu Paar gerieth so allmälig die ganze Schaar in Kampf. Der Sieger warf sich stets vor Palu nieder, stand dann auf und entfernte sich. Greise, eine Art Kampfrichter, riefen den Sieg der Parteien aus und die Versammlung nahm die Namen derselben mit enthusiastischem Beifalle auf.

Als Zwischenspiele in diesem Turniere sahen wir Faust- und Ringkämpfe, die nur kurze Zeit dauerten und blos zur Unterhaltung der Anwesenden dienten. Bei allen diesen verschiedenen Kämpfen fiel uns besonders die gute Laune der Kämpfenden auf. Sie lachten immer, obgleich sie bisweilen tüchtige Hiebe bekamen und blutend die Schranken verließen. Die Sieger nahmen keine stolze, großsprecherische Miene an, sondern freuten sich bescheiden ihres Ruhms.

Ein weniger erbauliches Schauspiel gewährten zwei Mannweiber, die einen Faustkampf mit einander begannen. An den Händen hatten sie eine Art Cestus. (Taf. 3. Abbild.) Der Kampf dauerte nur einen Augenblick. Eine der Kämpfenden erklärte sich für besiegt und die andere ward von dem Jubel der Menge begrüßt.

Vom Kampfe ging man dann zum Tanze über. Palu befahl, man solle einen heiwa aufführen. Der Kampfplatz wurde ein Tanzsaal. Zwanzig Musiker erschienen mit ihren Bambusstücken als Instrumenten. Um den Tact zu bezeichnen, schlug jeder Musiker auf die Erde mit diesem Bambusstück, das einen um so stärkern Ton gab, je länger es war. Zum Contraste schlugen drei andere Musiker lebhaft ihre nafas, welche einen lauten lärmenden Ton gaben. Diese nafas sind eine Art Trommeln aus einem einzigen Holzblocke von zwei bis vier Fuß Länge, verhältnißmäßiger Stärke und durch einen Mittelschnitt, der über zwei Drittel der Länge hingeht, halb ausgehöhlt. Die Eingeborenen schlagen diese Instrumente mit zwei cylindrischen zwei Fuß langen Stäbchen von hartem Holze. Von den zwanzig Musikern hatte nur die Hälfte Bambus und Nafas; die übrigen waren Sänger.

Der Tanz begann. Vier Gruppen von je zwölf Männern traten auf. Jeder hatte in der Hand eine kleine Pagaie von dünnem leichten Holze, machte mit derselben zierliche und merkwürdige Figuren, indem er sie bald zur Rechten, bald zur Linken stieß, den Körper auf dieselbe Seite neigte und dann schnell auf die andere überging, bald sie von Hand zu Hand mit wunderbarer Schnelligkeit fliegen ließ. Der Tanz war anfänglich ernst und ruhig, wurde aber allmälig lebhafter; dann fingen die Tänzer selbst an zu singen, das Chor der Musiker wiederholte ihr Recitativ und endlich vereinigten in einem Tutti die Tänzer, Musiker und Zuschauer ihre Stimmen. Es war zum Betäuben.

Die vier Tänzergruppen machten noch einige Figuren, bald einzeln, bald vereint. Sie mischten sich unter einander, wechselten ihre Plätze, theilten sich von neuem, führten einige Gänge aus, näherten sich und entfernten sich von einander und schlossen endlich mit einer Art Rundtanz.

Bei dem zweiten Tanze bestand das Orchester nur aus zwei Tambours und zwanzig Musikern. Die Tänzer waren diesmal in zwei Reihen aufgestellt, von denen die eine aus dreizehn, die andere aber nur aus fünf bestand. Der älteste Sohn Palu's, ein schöner junger Mann, Namens Kanon Gata, nahm als Ehrenplatz die Mitte der ersten Reihe ein. Diese neue Truppe tanzte und sang eine Viertelstunde hindurch. Der Tact änderte sich jeden Augenblick, bald war er langsam und ernst, bald schnell und lärmend. Die Tänzer folgten ihm mit solcher Präcision, als wenn alle diese Körper von einem Willen bewegt worden wären. Nach dieser Gruppe erschien eine dritte, welche sich in drei Reihen aufstellte. Einer der Männer recitirte einen Proleg, den seine Gefährten beantworteten, wie im griechischen Chore. Dann wechselte das ganze Corps mit dem Orchester ab, indem es mehrere Strophen sang. Bei gewissen Stellen bewegten sie ihre Pagaien auf tausend verschiedene, graciöse Weisen. Die Anwesenden riefen immer: malie! malie! fai fogui! (gut! gut! Noch einmal!) Nach einigen neuen Schwenkungen und Stellungen stellten sich auch diese Tänzer an den Seiten des Theaters auf.

Die verschiedenen bisher aufgeführten Tänze waren unter dem allgemeinen Namen mei taú pagui bekannt, weil sie mit Pagaien ausgeführt wurden, die hier pagui heißen. Mariner sagt, diese Spiele stammten ursprünglich von den Inseln Niuha. Aber die Choreographie Tonga Tabu's war nicht minder berühmt und mannichfaltig. Wir sollten auch die bu mei oder nächtlichen Tänze sehen, welche der Insel ganz eigenthümlich sind. Es war Abends acht Uhr und bald erhellte man den Malai an allen Ecken mit Fackeln.

Das Orchester begann, verband wie immer die sanften, langsamen Töne des Bambus mit den schreienden des Nafa, und aus dieser Vereinigung entstand eine unerwartete wilde Harmonie. Auf diesen Ruf erschienen zwanzig junge, schöne, halbnackte Mädchen, die in dem Haare chinesische Rosen und andere prächtige Blumen und den Kopf und Körper mit Blätterguirlanden geschmückt hatten. Sie standen um die Musiker herum, sangen melancholische zärtliche Melodien, begleiteten sie mit anmuthigen Geberden, indem sie die Hände bald über die Köpfe hoben, bald sie wieder auf ihren entblößten Busen zurückführten. Bisweilen sprangen sie auf einem Fuße vorwärts und kehrten dann, die Bewegung der Wellen nachahmend, langsam zurück. Hierauf wendeten sie sich nach den Zuschauern hin, kamen gemessenen Schrittes auf uns zu und blieben in einiger Entfernung stehen. Zwei davon verließen die Gruppe und gingen in entgegengesetzter Richtung um die Bühne herum, bis sie sich wieder mit den übrigen vereinigten. Die andern folgten dieser Bewegung und endlich vereinigten sich alle wieder in einem Kreise um die Musiker. Da wurden die Figuren lebhafter. Die Coryphäen drehten sich um sich selbst herum, klatschten in die Hände, ließen ihre Finger knacken und sangen noch immer. Indessen hörte der Gesang in dem Maße allmälig auf, wie die Bewegungen schneller und lebhafter wurden. Die bis dahin ganz decenten Geberden wurden üppiger und wollüstiger. Das war das bu mei, der nächtliche Tanz, ganz dem ähnlich, welchen Cook sah und beschrieb. (Taf. 4. Abbild.)

Digitized by Google

Nach diesen Bajaderen erschienen etwa funfzehn Männer, theils junge, theils ältere, welche indeß nicht weniger gewandt und kräftig waren als die erstern. Diese neue Truppe wiederholte fast ganz die Gänge der Mädchen und gruppirte sich in zwei Abtheilungen um das Orchester, so daß die eine rechts, die andere links sah. Gesänge, Geberden, wellenförmige Bewegung, alles wurde, aber energischer und markirter, wiederholt. Die Schnelligkeit der Schlußbewegung war so groß, daß wir Zuschauer fast außer Athem kamen.

Wir waren mit unsern Genüssen und Freuden noch nicht zu Ende; Palu wollte uns ein vollständiges Verzeichniß der inländischen Feste geben. Nach dem Balle kam die Comödie. Zwölf Männer zeigten sich auf der Bühne; einer war der Hauptacteur, die andern waren Choristen; der erste stimmte an, die andern antworteten. Dann kam eine ziemlich unverständliche Scene. Neun Frauen hatten sich vor uns niedergesetzt; da stand ein Mann auf und schlug mit seinen beiden Fäusten die erste dieser Frauen, dann die zweite und dritte; die vierte erhielt den Schlag auf die Brust. Bei diesem Anblicke stürzte einer der Zuschauer mit seiner Keule herbei und versetzte dem Züchtiger einen so gewaltigen Schlag auf den Schädel, daß er zu Boden fiel. Man trug ihn gleichgiltig fort und ein anderer Insulaner setzte die Züchtigung der fünf andern Frauen fort, indem er sie auf den Rücken schlug. Darauf fingen sie an zu tanzen, aber so schlecht, daß man ihnen die Schande anthat und ihnen gebot, noch einmal von vorn anzufangen.

Diese seltsame und brutale Scene wurde durch die Ankunft eines Possenreißers unterbrochen, dessen Späße die Anwesenden in gute Laune versetzten. Aus dem Worte iurupi, das er oft im Munde führte, und aus den gegen uns gewendeten Geberden, konnten wir leicht abnehmen, daß er uns zur Zielscheibe seines Witzes machte.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle Spiele und alle Tänze schildern und beschreiben; die Auftretenden, Männer und Frauen, bildeten deutliche und concentrische Kreise, verflochten sich unter einander, zogen wie lange Schlangen hin und lösten sich immer mit Ordnung und Harmonie wieder auf. Ich komme zu dem letzten Tanze, einem aristokratischern, an dem Palu selbst und seine Mata Bulais mit den anwesenden Eguis Theil nahm. Die Bildung der Figuren war fast dieselbe, aber das Personal der Tänzer ganz geändert. Sie waren nicht minder flink und gewandt, wie die erstern, zeigten vielmehr eine solche Lebhaftigkeit, eine so große Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit, daß man fast glauben konnte, ihre Glieder hätten andere und mehr Gelenke als die anderer Personen. Nach ihnen trat ein Mann vor, sang ein Recitativ, aber mit noch ausdrucksvollern Geberden; selbst ein Fremder konnte in ihm den Virtuosen der ganzen Insel erkennen. Die adeligen Comparsen besaßen ebenfalls größeres Talent, als die gemeinen Figuranten. Es war dies der höchste Grad der Kunst auf Tonga, der Mustertanz, der Mustergesang. Der dicke und massive Palu that das Seinige so gut wie ein anderer; von Schweiß triefend, mit funkelnden Augen und keuchender Brust, schien er die Jüngsten und Gewandtesten herauszufordern. Deshalb begrüßte auch die Gesellschaft den würdigen Egui mit allgemeinem Beifalle.

Es war Abends elf Uhr; Pendleton hatte mich verlassen, denn wegen eines Festes vergaß er seinen „Oceanier" nicht. Ich aß noch mit meinem Wirthe Palu und richtete mich ein, so gut es gehen wollte, um die Nacht auf einer Decke zuzubringen. Statt des hölzernen Kissens aber, dessen sich die Eingeborenen bedienen, nahm ich meinen Tornister und legte ihn unter meinen Kopf. Trotz der Ermattung und einigen höchst zudringlichen Muskitos war die Nacht ruhig; ich schlief so gut, wie auf dem Schiffe. Die Leibwache Palu's schnarchte an meiner Seite. Der Egui selbst ruhte in seinem Harem, von dem uns nur eine Scheidewand von Decken trennte.

Den nächsten Morgen mit Tagesanbruche mußte ich mir noch einen Kawa gefallen lassen und darauf ließ Palu eine Pirogue fertig machen, um mich wieder an Bord zu bringen. Die Befehle wurden langsam und zögernd vollzogen, als hätten die Leute einen Vorwand zum Zurückbleiben gesucht. Vergebens drang ich in Singleton und in Palu; es wurde nichts fertig; man suchte Ausflüchte und kam nicht fort. Ich war noch keineswegs unruhig, denn Pendleton wollte erst den nächsten Tag unter Segel gehen, aber ich verlor die Geduld. Allmälig aber wurde meine Aufmerksamkeit durch das Herbeiströmen einer großen Volksmenge erregt. Der gestrige Tanz rechtfertigte allerdings die Anwesenheit einer großen Anzahl von Männern und Frauen, jetzt sah ich aber nur Krieger, die mit einer Art Disciplin in Gruppen zu marschiren schienen. Fast alle hatten ihre Keulen. Bald war das Becken von Mua mit Piroguen, die nach dem hohen Meere fuhren, bedeckt.

Ich fing jetzt an, irgend eine Treulosigkeit der Eingeborenen zu fürchten. Das frühere Benehmen der Eingebornen, ihre Wankelmüthigkeit, die Ueberrumpelung in ihren Gewässern ankernder Schiffe, der neuliche Krieg des „Astrolabe", alles fiel mir ein und ich begriff, daß ich entschlossen handeln müsse. Ich nahm Singleton fest am Kragen und sagte zu ihm: „Bist Du nicht ein Verräther?" — „Ich, Herr! Ach, nein, nein, Gott bewahre mich!" — „Nun, was soll diese Zögerung, was bedeutet die Bewegung dieser Krieger?" — „Es setzt mich in Erstaunen, ohne daß ich die Ursache davon weiß, vielleicht liege ein Verrath dahinter." — „Nun gut, so gehen wir zu Palu und Du übersetzest ihm meine Worte." Der Häuptling schritt nach der Küste zu und ich redete ihn so energisch an, daß er sich endlich fügte; die Pirogue wurde ausgerüstet und wir fuhren auf die hohe See. Es war Zeit; der „Oceanier" hatte den Abfahrtsschuß gelöst und ein bewaffnetes Baot stieß eben ab, um mich zu holen. Philips selbst befand sich auf demselben.

Man wollte den Anker lichten, wie man sich diesen Morgen erst entschlossen hatte. Der Geißel Tahofa war schwimmend entkommen, hatte den „Oceanier" vor Tagesanbruche verlassen und ohne Zweifel den Plan zu einer Ueberrumpelung ersonnen. Aus allen Buchten der Insel kamen bewaffnete Kriegspiroguen hervor, die nach einem gemeinschaftlichen Gedanken zu handeln schienen. Palu hatte nach dem Befehle des Häuptlings von Bea mich gefangen zurückhalten sollen, aber er überließ mich an Philips und entfernte sich, ohne sich in andere Erklärungen einzulassen. Singleton sagte blos beim Abschiede: „Gott sey gelobt!"

Wir kamen an Bord, ohne ein Wort zu sagen; das Boot wurde emporgezogen und der Anker gelichtet. Unser Schiffchen war so flink, die Mannschaft so thätig, daß wir nicht nöthig hatten, Gewalt zu brauchen. Wir waren aus dem Canale hinaus, ehe sich die verbündeten Piroguen vereinigt hatten. Tahafu konnte mit den Augen unserm raschen „Oceanier" folgen, der seine Segel ausspannte und wie durch Zauberei dem ohnmächtigen Verrathe entging.

Kapitel V.

Archipel von Tonga. — Geographie.

Wir würden nahe an Hundert hinauskommen, wollten wir alle Inseln und Inselchen des Archipels von Tonga in dessen Ausdehnung von 200 M. vom Norden nach Süden in einer mittlern Breite von 50 bis 60 M., d. h. vom 18° bis 20° s. Br. und vom 176° bis 178° w. L. aufzählen.

Der Archipel muß indeß in drei unterschiedene Gruppen getheilt werden, südlich in die eigentlich sogenannten Tonga Inseln; in der Mitte in die Hapai Inseln und im Norden in die Inseln Hafulu Hu, wozu noch einige zerstreute Inseln kommen.

Die südlichste dieser Inseln ist E o a, die 1643 von Tasmann entdeckt wurde, der sie Middelburg nannte. Sie ist von mittlerer Höhe, ziemlich bevölkert, hat eine Länge von 11 M. von NNW. nach SSO. und 6 bis 7 M. Breite. Forster, der Eoa 1773 besuchte, entwirft eine reizende Schilderung von den Gegenden und den gastfreundlichen Sitten der Bewohner dieser Insel. Es fehlt ihr an guten Ankerplätzen und sie ist deshalb seit Cook weniger besucht worden. Eoa stand sonst unter dem Tui Tonga, seit Erlöschung dieser Macht aber hatte sie einen eigenen Häuptling. Die

Digitized by Google

Spitze der Insel liegt unter 21° 25′ s. Br. und 175° 17′ w. L. Einige Meilen nach SW. liegt ein Inselchen Katao.

Tonga Tabu, die Metropole des Archipels, ist ein fruchtbares, nicht sehr hohes, aber mit reicher Vegetation bedecktes Land. Tasman war ebenfalls der Entdecker und nannte die Insel Amsterdam. Tonga Tabu hat eine Länge von 18 Meilen von O. nach W. und eine Breite von 12 M. Eine große Lagune dringt im Norden weit in sie hinein und sie erhält dadurch das Aussehen eines Halbmondes. An der ganzen nördlichen Küste geht übrigens ein ungeheueres Riff mit grünenden Inselchen hin. Die bemerkenswerthesten sind Atata, Pangai Modu, Oncata, Nugu Nugu, Fasaa, Malinoa, Onewei, Nogu und Tau. Hinter diesen Klippen giebt es sichere Ankerplätze, aber die Einfahrt ist sehr schwierig und gefährlich. Dem östlichen Fahrwasser gegenüber und ganz abgesondert von Tonga Tabu liegt eine kleine niedrige Insel Koa Tschi, von einer oder zwei Meilen Länge.

Das süße Wasser ist auf dieser ganz flachen Insel selten, gräbt man aber in einer gewissen Tiefe, so findet man trinkbares. Die Flora des Landes ist reich, hat schon eine Aehnlichkeit mit der malanesischen und Arten, welche dem westlichen Polynesien fehlen.

Die Haupteintheilungen der Insel waren sonst: Hifo im Westen, Mua in der Mitte, Hagui im Osten und Lego, ein Collectivname für den ganzen Süden, ein unbebauter und weniger bewohnter Theil. Seit der Vertreibung des Tui Tonga sind diese alten Eintheilungen abgekommen. Jeder Bezirk hat seinen Häuptling und diese Häuptlinge leben unter einander in gutem Vernehmen. Die Bevölkerung der Insel ist verschieden geschätzt worden. Der Engländer Singleton schlug sie zu 20,000, der Capitain d'Urville zu 15,000, Waldegrave zu 12,000 Seelen an. Die Missionäre zählen 4000 Einwohner allein in dem Bezirke Hifo. Gewiß ist, daß Tonga Tabu 5000 Krieger ins Feld stellen kann. Der Ankerplatz von Pangaï Modu liegt unter 21° 8′ s. Br. und 177° 33′ w. L.

Fünfundzwanzig Meilen nördlich von Tonga Tabu finden sich die beiden Klippen Hunga Tabu und Hunga Hapai, die zwei Meilen auseinander liegen, eine Art Leuchtthürme, welche die große Insel signalisiren, unzugängliche und hohe, von Gebüsch starrende Adlerhorste. Wie die vulkanischen Inseln Kao und Tofua sind diese Felsen der Schifffahrt in diesen Gewässern sehr nützlich. Das südliche Inselchen liegt unter 20° 36′ s. Br. und 177° 44′ w. L.

Wir sind nun bei der Hapai Gruppe, die von NNO. nach SSW. sechszig Meil. lang und fünfundzwanzig bis dreißig Meil. breit ist. Diese Gruppe besteht aus niedrigen, unter einander durch eine ununterbrochene Rifflette verbundenen Inseln. Diese Inselmenge stand sonst unter dem Tui Tonga; gegenwärtig hat jede einzelne ihren eigenen König, mit einer von der Hauptinsel verschiedenen Regierung. Das Christenthum soll dort blühen und sich immer weiter verbreiten. Diese sämmtlich fruchtbaren und bewaldeten Inseln sind mehr oder weniger volkreich. Man unterscheidet unter ihnen:

Lefuga, die Hauptinsel der Gruppe, Hauptort des Königreichs Finau's I., eine Insel von sechs Meil. Länge von NNO. nach SSW. bei drei Meil. Breite. Lage: 19° 50′ s. Br., 176° 46 w. L.

Namuka, entdeckt 1643 von Tasman, der sie die Insel Rotterdam nannte. Man hat gesehen, wie reich sie an entzückenden Gegenden ist. Sie hat zehn bis zwölf Meil. im Umfange. Lage: 20° 15′ s. Br., 177° 19′ w. L.

Dann kommen Koa, Wiha, Haano, Niniva und Futuna, kleine niedrige und bewaldete Inseln von einem Umfange von 4 bis 7 Meil. Das Uebrige besteht aus unbedeutenden Inselchen.

Die Bevölkerung der Hapai Gruppe läßt sich nicht bestimmt angeben, nach dem Herre aber, mit dem sich Finau I. zur Unterwerfung Tonga Tabu's einschiffte, kann man sie auf 10,000 Seelen anschlagen. Bei dieser Zahl muß man aber auch die folgenden Oerter mit berücksichtigen:

Tofua, entdeckt 1774 von Cook, der sie 1777 wiedersah, dann von Maurello 1781 wiedergefunden, der sie San Christoval nannte, und endlich von Laperouse, Bligh und Edwards gesehen. Es ist eine hohe, bewaldete, bevölkerte und mit einem thätigen Vulkane gekrönte Insel. Sie lieferte sonst dem ganzen Archipele den Basalt und Obsidian, welche die Insulaner zu schneidenden Werkzeugen schärften. Tofua war ein heiliges Land, der Aufenthaltsort der Meeresgötter. Die Eingeborenen glaubten auch deshalb, die Haifische würden die an der Küste sich Badenden verschonen. Mariner besuchte den Vulkan der Insel und giebt ihm einen Durchmesser von dreißig Fuß. Seine mehr oder minder häufigen Ausbrüche finden bald wöchentlich dreimal, bald monatlich zweimal statt. Die Besteigung des Pic ist wegen der seine Seiten bedeckenden Steine sehr schwierig.

An Tofua legte Bligh mit seinem Boote an, als ihn die Meuterei von seinem Schiffe vertrieben hatte. Statt ihm Lebensmittel zu liefern, schienen die Eingeborenen geneigt, Gewalt gegen ihn brauchen zu wollen. Sie wollten ihn und seine Leute zurückhalten, nur mit vieler Mühe und mit Zurücklassung eines Matrosen in ihren Händen konnte sich Bligh retten. Der arme Matrose wurde auf der Stelle ermordet, und dann auf den nahen Malaï geschleppt, um dort begraben zu werden. Als Mariner sich auf Tofua befand, zeigte man ihm den Ort, wo jene barbarische That geschehen war, und die Eingeborenen fügten hinzu, auf dem ganzen Wege, über den man den Leichnam des Engländers geschleppt habe sey das Gras verdorrt und nie wieder grün geworden. Tofua hat 12 M. im Umfange und liegt unter 19° 46′ s. Br. und 177° 33′ w. L.

Kao, 1774 von Cook entdeckt, von ihm 1777 wiedergesehen, dann von Maurello, der sie Monte Hermosa nannte, und von Laperouse 1787 gefunden. Es ist eine sehr hohe, bevölkerte Insel, von 9 M. im Umfange. Lage: 19° 42′ s. Br. und 177° 30′ w. L.

Latai, entdeckt von Maurella 1781, wiedergefunden 1787 von Laperouse und 1791 von Edwards, der sie Insel Bicerton nannte. Auch sie ist hoch, bevölkert und fast kreisrund, bei einem Umfange von 6 bis 7 Meilen. Lage: 18° 47′ s. Br. und 177° 30′ w. L.

Die letzte Gruppe dieses Archipels ist die von Hafutu Hu, welche aus den zwei großen Inseln Wawao und Pangaï Modu und etwa zehn um diese herumliegenden Inselchen besteht.

Wawao, entdeckt 1781 von Maurello, der sie Maporga nannte, wurde von Laperouse, von Edwards, der ihr den Namen J. Howe gab, und von Malespina wiedergesehen. Diese Insel, die größte des Archipels, hat 20 M. von NNO. nach SSW. und eine Breite von zehn bis zwölf Meilen. Wie bei Tonga Tabu giebt ihr ein Meerarm, der in das Land hineindringt, gute Ankerplätze. Wawao besitzt köstliche Landschaften, das Innere aber hat nach dem Capitain Waldegrave, der es besuchte, ganz unbebaute, nur mit Baumstämmen, wilden Yams und Lianen bedeckte Theile. Auch ist sie minder bevölkert als Tonga Tabu. Die Grundlage der Insel ist korallinisch, obgleich man Spuren von Feuer bemerkt. Diese Insel hatte sonst eigene Häuptlinge, welche die Oberherrschaft des Tui Tonga anerkannten; im Anfange dieses Jahrhunderts aber wurde sie von Finau I. erobert, der sie mit seinem Reiche Hapai vereinigte. Sein Sohn, Finau II., entsagte dem Besitze dieser letztern Inseln und begnügte sich mit der Herrschaft über Wawao. Im Jahre 1830 fand sie Waldegrave noch von einem unumschränkten Häuptlinge, Namens Finau, regiert, einem jungen Manne von dreißig Jahren, ohne Zweifel dem Sohne oder Enkel Finau's II. Dieser Seefahrer schätzt die Bewohner von Wawao auf 6000, andere halten sie aber für beträchtlicher. Ihre Mitte liegt unter 18° 41′ s. Br. und 176° 20′ w. L.

Paagaï Modu ist eine sieben bis acht Meilen lange, aber schmale und von Wawao durch einen engen Canal getrennte Insel, in dem man gute Ankerplätze findet.

Von den kleinen Inseln in der Nähe von Wawao müssen erwähnt werden Taonga, Leka-Leka, und besonders Hunga, die als der Zufluchtsort eines von einem grausamen Häuptlinge verfolgten Liebespaares berühmt ist. Es ist eine Grotte von 40 Fuß Höhe und einer fast gleichen Breite, in die man aber nur durch eine 8 bis 9 F. lange Oeffnung mehrere Fuß unter dem Spiegel des Meeres gelangen kann. Dies Local dient noch heut zu Tage zu großen Kawagesellschaften.

Digitized by Google

In einiger Entfernung in NW. von Wawao findet sich Amargura, die letzte der Inseln, welche wir zu dem Tonga Archipele rechnen. Sie ist hoch, bewohnt und nicht sehr ausgedehnt. Entdeckt wurde sie von dem Spanier Maurello, der ihr den oben angeführten Namen gab, und dann 1791 von Edwards wiedergesehen, der sie Gardner nannte. Ihren einheimischen Namen kennt man nicht. Sie liegt unter 17° 57′ s. B. und 177° 20′ w. L.

Einige Geographen haben zu dem Tonga Archipele auch die kleine Insel Pylstart gerechnet, welche über 30 Lieues südlich von Tonga Tabu liegt, hoch und bewaldet ist und drei bis vier Meil. im Umfange hat. Sie wurde 1643 von Tasman entdeckt, 1773 von Cook und 1781 von dem erwähnten Spanier wiedergesehen, der sie la Sola nannte. Bis 1819 hielt man sie für unbewohnt; Freycinet, der sehr nahe an sie kam, bemerkte indeß damals an der Küste Eingeborene und Piroguen. Diese Menschen gehörten ohne Zweifel zu der Tonga-Race, vielleicht waren es aber nur Fischer von dort, oder durch contraires Wind von ihrem Wege abgekommene Schiffer. Die Insel liegt unter 22° 30′ s. Br. und 178° 24′ w. L.

Der Tonga Archipel bildet im Westen die Grenze Polynesiens. In einiger Entfernung davon im Westen liegt die Witi Gruppe, das erste melanesische Gebiet. Indeß zeigt sich der polynesische Typus auch darüber hinaus, wie wir sehen werden. Er verräth sich auf einigen der Neuen Hebriden, auf den kleinen Inseln Rotuma, Tikopia, Duff ꝛc., aber blos bei kleinen Völkerschaften und mit allen Charakteren, welche eine Auswanderung bezeugen. In dieser Zone herrscht die melanesische Race vor, welche alle großen westlichen Inseln inne hat, bis die malaiische Race erscheint. Die Tonga Inseln haben ihren Nachbarinnen, den Witi Inseln, eher gegeben, als von ihnen empfangen; sie haben jene Barbaren halb civilisirt, ohne sich selbst von der Barbarei anstecken zu lassen. Der Witi-Typus wurde von dem Tonga-Typus beherrscht.

Der Tonga Archipel und besonders die Insel Tonga Tabu, an den Grenzen der heißen Zone, besitzt eine gleichförmige und gemäßigte Temperatur. In den Monaten April und Mai hielt sich der Thermometer auf dem „Astrolabe" zwischen 23° und 26° und regelmäßige Winde mäßigten die Wärme sehr. Nach den Aussagen der Missionäre ist die Luft der Insel gesund und rein; im Winter, wenn der Wind aus Süden weht, wird das Clima fast kalt.

Die Passatwinde dieser Gewässer sind der SSO- und der OSO-Wind. Indessen herrschen im Februar, März und April der NW- und der Westwind bisweilen. Sie veranlassen stürmische Witterung mit Regen und heftigen Windstößen. Um diese Jahreszeit litten Laperouse und d'Urville viel von Stürmen. Fast immer veranlaßt der südwestliche Wellenschlag, welcher von Stürmen in den hohen südlichen Breiten herkömmt, eine heftige Brandung an den südlichen Küsten von Tonga Tabu. Die Erdbeben müssen auf diesen Inseln sehr häufig seyn, weil die ersten Missionäre, welche sich daselbst 1797 niederließen, in drei Monaten drei solche Erscheinungen erlebten. Die Nähe des feuerspeienden Kraters von Tofua hat ohne Zweifel auf diese Erschütterungen Einfluß.

Kapitel VI.

Der Tonga Archipel. — Geschichte.

Der Entdecker der Tonga Inseln war der Holländer Tasman. Am 19. Januar 1643 bemerkte er die Insel Pylstart und sah den folgenden Tag Eoa zuerst, dann Tonga Tabu, von denen er die erstere Middelburg, die andere Amsterdam nannte. Er ankerte auf der offenen Bai von Hifo (Bai Macia der Holländer) und erhielt den Besuch der Eingeborenen, welche in ihren Piroguen herbeikamen. Diese Wilden waren ohne Waffen und ihr Benehmen ganz freundschaftlich und ehrlich. Ohne ihre unwiderstehliche Stehlsucht würde man sie nur haben loben können. Ein alter Häuptling, der mit besonderer Gewalt bekleidet zu seyn schien, kam häufig an Bord, war zuvorkommend und freundschaftlich und nahm mit außerordentlichem Danke die ihm gebotenen Geschenke an. Darunter befand sich auch eine hölzerne Schüssel, die, von den Souverainen der Insel sorgsam aufbewahrt, seitdem ein seltsames Geschick hatte, nämlich bei der Verurtheilung der Verbrecher als Probebecher zu dienen. Später stieg dies Gefäß zu noch größeren Ehren: es ersetzte den Tui Tonga bei dessen Abwesenheit und man brachte ihm dieselben Huldigungen, wie dem geistlichen Oberhaupte. Vielleicht verdankt man diesem Umstande die Erinnerung an die Anwesenheit der Holländer. Als Cook hier 1774 erschien, erwähnten Eingeborene den Besuch Tasman's und fügten, um die Zeit genau zu bestimmen, hinzu, der eben lebende Tui Tonga, Pulaho, sey der fünfte Nachfolger des Fata Fal von 1643.

Von Tonga Tabu segelte Tasman nach Rumaka, das er Rotterdam nannte. „Die Insulaner von Rotterdam," sagt der Bericht, „gleichen denen der vorigen Insel. Sie sind sanft und haben keine Waffen, sind aber große Diebe. Man nahm hier Wasser ein und fand auch einige andere Erfrischungen. Wir kamen von einem Ende der Insel bis zum andern und sahen daselbst eine Menge sehr regelmäßig gepflanzte Cocuspalmen und sehr schöne Gärten von Obstbäumen, die sämmtlich in gerader Reihe standen, was vortrefflich aussah. Nachdem man Rotterdam verlassen hatte, entdeckte man noch einige andere Inseln."

Im Monat October 1773 ankerte Cook unter dem Winde von Eoa. Die Eingeborenen schienen sehr freundlich und gesellig zu seyn. Einer ihrer Häuptlinge, Tal One, erschöpfte sich besonders in gastfreundlichen Anerbietungen; er führte die Engländer in seine Hütte, empfing sie dort nach seinen Kräften und unterhielt sie mit Musik und Kawa. Der Naturforscher Forster befand sich unter den Gästen, trennte sich aber davon, um die Umgegend zu besehen, und traf auf dem Wege überall Wohlwollen und Freundlichkeit. „Alt und Jung," sagt er, „Männer und Weiber überhäuften uns mit den zärtlichsten Liebkosungen; sie küßten unsere Hände mit der herzlichsten Liebe, legten sie auf ihre Busen und sahen uns mit den zärtlichsten Blicken an." Trotz dieser friedlichen Außenseite waren die Insulaner fast alle bewaffnet; sie hatten Keulen von jeder Gestalt, Bogen, Lanzen und Pfeile. Diese Waffen waren auf keinen Fall zu steter Ruhe bestimmt.

Nichts störte indeß das gute Vernehmen der Engländer und ihrer Wirthe. Forster durchwanderte die Umgegend des Ankerplatzes, sah und beschrieb das Innere. „Wir stiegen auf den Hügel," sagt der Naturforscher, „um das Innere des Landes zu betrachten, und gingen durch reiche Pflanzungen oder Gärten, zwischen Zäunen von Bambus oder grünen Hecken von erythrina corallodendron. Endlich fanden wir einen kleinen Fußweg zwischen zwei Einzäunungen und sahen zu beiden Seiten Yams und Bananen mit eben so viel Ordnung und Regelmäßigkeit gepflanzt, wie man in unsern Gärten bemerkt. Dieser Weg führt auf eine ausgedehnte Ebene mit reicher Weide. Am andern Ende zog sich ein ungefähr eine Meile langer Spaziergang von vier Reihen Cocuspalmen hin, welche an einen andern Weg stießen, zwischen regelmäßigen Anpflanzungen ꝛc. Dieser Weg führte in ein angebautes Thal, an einen Ort, wo sich mehrere Wege kreuzten. Wir sahen hier eine schöne Wiese mit herrlichem grünen Grase, auf allen Seiten von großen dichtbelaubten Bäumen umgeben. An der einen Seite stand ein Haus ohne Einwohner; dieselben befanden sich wahrscheinlich an der Küste. Hodges setzte sich nieder, um diese reizende Landschaft zu zeichnen; wir athmeten eine herrliche duftreiche Luft; die Seeluft spielte mit unserm Haar und unsern Kleidern; sie mäßigte und kühlte die Temperatur; eine Menge Vögel zwitscherte und die Tauben girrten auf den Zweigen. Die Wurzeln des Baumes, unter dem wir saßen, waren höchst merkwürdig; sie erhoben sich vom Stamme ungefähr acht Fuß über dem Boden; ihre Schößlinge waren bereits über eine Klafter lang und zwei bis drei Zoll stark. Dieser fruchtbare einsame Ort gab uns eine Vorstellung von den Zaubergärten, welche die Dichter mit allen imaginären Schönheiten ausschmücken. Es würde wirklich unmöglich seyn, einen zum einsamen zurückgezogenen Leben besser geeigneten Ort zu finden, wenn es eine klare Quelle oder einen Bach daselbst gäbe, aber zum Unglücke ist das Wasser das Einzige, was dieser herrlichen Insel fehlt. Uns zur Rechten fand ich einen be-

Digitized by Google

deckten Spaziergang, der auf eine andere Wieſe führte, an deren Ende wir einen kleinen Berg und darauf zwei Hütten bemerkten. Einen Fuß auseinander in die Erde getriebene Bambusſtöcke umgaben den Hügel und an der Vorderſeite ſah man mehrere Caſuarinas. Die Eingeborenen, welche uns begleiteten, wollten nicht an jenen Ort hinangehen. Wir gingen allein und es gelang uns mit vieler Mühe in die Hütten hineinzuſehen, da das Ende des Daches höchſtens eine Handbreit über dem Boden war. Eine der Hütten enthielt einen erſt kürzlich da niedergelegten Leichnam, die andere war leer."

Den andern Tag wollte Cook vor Hifo zu Tonga Tabu ankern. Die Eingeborenen von dort eilten eben ſo ſchnell zu dem Schiffe und brachten Lebensmittel aller Art, die ſie mit Freude gegen die ſchlechteſten europäiſchen Lumpen austauſchten. Einer der Häuptlinge des Ortes, den Cook Attago, Forſter Attaha nannte, der aber eigentlich Taha hieß, wurde der beſondere Freund des berühmten Seefahrers (Taf. 3. Abbild.), den er mit Freundſchaftsbezeigungen überhäufte.

Der erſte Ausflug brachte Cook nach dem vorzüglichſten Faï Toka, einer Art Hügel, auf deſſen Gipfel eine Kapelle ſtand. Aus dieſem Heiligthume kamen drei Greiſe, welche vor den Fremden eine Rede oder ein Gebet herſagten. Die ganze Inſel war mit äyptiſchen Bauwerken bedeckt. Auf dem Wege ins Innere, wohin Taha Cook und deſſen Begleiter führte, trafen ſie ein zweites Faï Toka, das noch größer als das vorige war. Es ſtieß auch eine Wohnung daran, worin ſich ein bejahrter Häuptling befand, der die Fremden aufforderte, auszuruhen und eine beſcheidene Mahlzeit von Früchten und Yams mit ihm zu theilen. Das Redenhalten war ohne Zweifel eine nothwendige Pflicht bei ſolchen Beſuchen der heiligen Oerter, denn der älteſte Prieſter begann auch hier ſogleich die ſeinige, wobei er ſich bald nach den Götzen des Faï Toka, bald gegen Cook wendete, bis dieſer eine zuſtimmende Bewegung mit dem Kopfe gemacht hatte. Der Prieſter ſchien kein eben großer Redner zu ſeyn, denn von Zeit zu Zeit hielt er mit einemmale inne und fragte einen neben ihn ſtehenden Prieſter, der den Souffleur machte, nach dem Ende des Redeſatzes. Cook verſtand übrigens kein Wort von dieſer langweiligen Anrede. Das dabei gegenwärtige Volk ſchwieg, verhielt ſich aber ganz gleichgiltig; der Anblick der Engländer intereſſirte ſie viel mehr als die Ceremonie.

Nach einem kurzen Aufenthalte kehrte Cook, begleitet von Taha, an Bord zurück. Es war die Mittagszeit; man ſetzte den Inſulaner an den Tiſch des Capitains und ſchon wollte er von dieſer Ehre Genuß ziehen, als man den Beſuch eines faſt blinden Greiſes, des Egui des Landes, ankündigte. Der Neuangekommene wurde eingeführt und wie Taha eingeladen; aber wie groß war das Erſtaunen der Anweſenden, als ſie den Letztern den Tiſch verlaſſen und ſich ſogleich in ein kleines Gemach begeben ſahen, wo er von dem Egui nicht geſehen werden konnte. Dies geſchah, weil Taha ein niederer Häuptling war und der blinde Greis zu den geiſtlichen Notabilitäten der Inſel gehörte. An einem Tiſche mit dieſem Obern zu eſſen, wäre von Seiten Tahas ein ſchreckliches Verbrechen geweſen. Der von dem Volke ſo geachtete Egui war indeß nichts weniger als achtungswerth. Nach der Ausſage Cooks führte er ſeine Würde kaum; er war kindiſch und blödſinnig geworden. Der Capitain hatte ihn eines Tags um eine Zuſammenkunft gebeten und dieſelbe auch erhalten, und er erzählt nun: „ich fand ihn mit ſo dummem und düſterm Ernſte daſitzen, daß ich ihn trotz dem, was man mir davon geſagt hatte, für einen Blödſinnigen hielt, den das Volk in Folge abergläubiſcher Vorſtellungen verehre. Ich grüßte ihn und ſprach mit ihm, aber er antwortete mir nicht und achtete gar nicht auf mich. Uebrigens war in ſeiner Phyſiognomie nichts geändert. Ich wollte ihn verlaſſen, als ein junger und verſtändiger Eingeborener es unternahm, mich zu enttäuſchen und mir auf eine Art, daß mir kein Zweifel übrig bleiben konnte, erklärte, daß es der König und die Hauptperſon der Inſel ſey. Ich reichte ihm darauf als Geſchenk ein Hemd, ein Beil, ein Stück rothen Zeugs, einen Spiegel, einige Nägel, Medaillen und Glasperlen. Er nahm ſie oder ließ ſie vielmehr auf und neben ſich legen, ohne etwas von ſeinem Ernſte zu verlieren, ohne ein Wort zu ſagen, ohne den Kopf zur Rechten oder Linken zu wenden. Er blieb die ganze Zeit über unbeweglich wie eine Bildſäule, und ich ließ ihn in derſelben Stellung, als ich an Bord zurückkehrte, worauf er ſich bald zurückzog. Kaum war ich auf dem Schiffe angekommen, als man mir ſagte, der Häuptling habe eine Quantität Lebensmittel an die Küſte bringen laſſen. Meine Schaluppe fuhr ab, um ſie zu holen; ſie beſtanden in zwanzig Körben geröſteter Bananen, in Yams, Brodbaumfrüchten und einem ungefähr 20 Pf. wiegenden gebratenen Schweine. Edgecombe und die Matroſen wollten an's Land gehen, als man die Lebensmittel an den Rand des Waſſers brachte und die Inſulaner ſagten, ſie ſeyen ein Geſchenk des Ariki oder Königs der Inſel an den Ariki des Schiffes. Nun war ich von der Würde des blödſinnigen Königs überzeugt."

Später wurde dieſe geheimnißvolle Perſon beſſer bekannt. Sie hieß Latu Lidulu und war ein Glied der göttlichen Familie der Faka Faïs, denen die Geburt große Ehrenrechte gab, obgleich ihre wirkliche Macht ſehr beſchränkt war.

Dieſer erſte Aufenthalt Cooks an den Küſten von Tonga Tabu wurde übrigens von keiner traurigen Scene bezeichnet. Bis auf einige kecke Diebſtähle ging alles ſehr gut ab. Man ſtrafte die Diebe ſehr, ohne daß dadurch ein allgemeiner Conflict entſtanden wäre. Einer dieſer kühnen Diebe, der einen Matroſen die Jacke geſtohlen hatte, ſprang ins Meer, entging acht ihm nachgeſchickten Flintenſchüſſen und wurde erſt an der Küſte von andeen Matroſen feſtgenommen. Ein anderer hatte ſich in die Kajüte des Bootsmanns geſchlichen, daſelbſt einige Bücher und Sachen geraubt und war darauf ebenfalls über Bord geſprungen, um ſchwimmend das Ufer zu erreichen. Man bemerkte ihn und verfolgte ihn in einem Boote. Ihn zu erwiſchen, war nicht leicht, denn er kam nur von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe übee das Waſſer und tauchte unter wie ein Fiſch, wenn man ihm nahe kam. In einem Augenblicke, als er erreicht werden konnte, ſtieß ihm ein Matroſe den Bootshaken in die Seite und zog ihn ſo bis an das Schiff, hier aber hatte der Mann trotz dem Schmerze und der Blutung den Muth, ſich den Haken aus der Seite zu ziehen und ſich von Neuem auf den Weg nach dem Lande zu zu machen. Man verfolgte ihn von neuem. Da tauchte der Unglückliche unter das Boot und riß das Steuer los Nun war er gerettet, denn man konnte die Jagd auf ihn nicht weiter fortſetzen.

Trotz dieſen einzelnen Conflicten herrſchte zwiſchen der Küſte und dem Schiffe das beſte Vernehmen. Man trennte ſich in guter Freundſchaft und unter den Ergüſſen der äußerſten Zärtlichkeit. Der alte Latu Lidulu trat allerdings aus ſeinem apathiſchen Kretinismus nicht heraus, aber der gute Taha vergoß faſt Thränen. Er bat Cook, bald wieder zu kommen und ihm eine vollſtändige Uniform mitzubringen. Dafür verſprach er ihm eine ganze Ladung Schweine, Geflügel, Wurzeln und Früchte.

Das nächſte Jahr kam Cook wieder in dieſen Archipel und ankerte an der Nordküſte Namukas. Die Naturforſcher durchwanderten die Inſel und entwarfen ein köſtliches Gemälde von ihren zauberiſchen Landſchaften; das Wohlwollen und die Freundlichkeit der Inſulaner diente allen denen, welche den Fuß an's Land ſetzten, als Bedeckung und Sicherheitswache. Ein einziger, der Schiffschirurg, war weniger glücklich. Er blieb am Ufer und wurde von einer Schaar Eingeborener überfallen, die ihm ſeine Flinte, ſein Hals- und Schnupftuch nahmen. Die Angreifenden ſchienen ihm nichts auf dem Leibe laſſen zu wollen, als er ſein Etui ſtatt der Waffe nahm und es anlegte, als wolle er damit ſchießen. Dieſe Bewegung vereitelte den Angriff, aber die Uebelthäter würden ihren Muth bald wiedergefunden haben und der ermattete Chirurg ihnen überlaſſen geweſen ſeyn ohne die Dazwiſchenkunft eines jungen Mädchens, eines Engels mit langem Lockenhaar, welches den Engländer unter ihren Schutz nahm. Sie vertheidigte ihn gegen Alle, gab ihm zur Löſchung ſeines Durſtes Früchte und wachte bei ihm, bis die Schaluppen herbeikamen und ihn retteten.

Uebrigens ſtörten von Zeit zu Zeit einige Diebereien von neuem den Frieden, bald an Bord, bald am Ufer. Cook war nicht der Mann, ſolche Sachen zu verzeihen; er antwortete darauf mit ſtrengen Züchtigungen. Nach einem Waffendiebſtahle ließ er an der Küſte zwei große Doppelpiroguen

Digitized by Google

wegnehmen, und als sich dem ein einzelner Insulaner widersetzen wollte, befahl er, mit Schroten aus großer Nähe auf ihn zu schießen. Der fast nackte Unglückliche wurde entsetzlich zugerichtet. Seine Thränen, seine Wehklagen rührten sogar den unbeugsamen Capitän. Der Chirurg erhielt den Auftrag, den Verwundeten zu verbinden. Er wollte anfänglich auf die Wunden einen Umschlag von Bananen legen; aber die Insulaner brachten ihm Zuckerrohr, aus dem sie das Mark auszogen, welches sie als wirksameres Heilmittel empfahlen. Als dies geschehen war, verdoppelten die Eingeborenen ihre Liebkosungen gegen die Europäer. Forster war Zeuge dieser Scene und beschreibt sie: „Die Frauen, welche dem Verbinden ihres verwundeten Landsmanns beiwohnten, schienen sehr eifrig, den Frieden wieder herzustellen, und ihre schüchternen Blicke warfen uns unser stolzes und gewaltthätiges Benehmen vor. Sie setzten sich auf einen schönen Rasenplatz nieder, bildeten eine Gruppe von wohl funfzig und luden uns ein, uns neben sie zu setzen, indem sie alle möglichen Zeichen von Zärtlichkeit und Zuneigung an uns verschwendeten. Die Geliebte des Chirurgen war eine der zärtlichsten; sie nahm eine der ersten Stellen unter den Schönheiten der Insel ein; ihr Wuchs war graciös und ihre Formen in glücklichem Ebenmaaße gebaut; ihre vollkommen regelmäßigen Züge waren voll Sanftmuth und Liebreiz; ihre großen schwarzen Augen funkelten und ihre Hautfarbe war weißer als die des gemeinen Volkes. Sie trug einen braunen Zeug, der den Körper unter dem Busen umschloß und sich unten erweiterte. Diese Kleidung sah weit graciöser aus, als ein elegantes europäisches Damenkleid."

Diesem zweiten Aufenthalte folgte eine Musterung der Hapai Inseln, nördlich von Namuka. Cook fuhr zwischen Kao und Tofua durch und überzeugte sich, daß die letztere Insel einen thätigen Vulkan habe. Es kam ein Gewitter, als sich die Schiffe unter dem Winde des Kraters befanden, und man konnte bemerken, daß das herabfallende Wasser einen scharfen beißenden Stoff enthalte; die Augen brannten, wenn es dieselben traf. Der Regen war wahrscheinlich mit bituminösen Theilen geschwängert. Auf der zweiten Reise nannte Cook diese Gruppe die Freundschaftsinseln, ein Name, der seitdem von dem einheimischen Namen Tonga verdrängt worden und der in jeder Beziehung genauer ist.

Die dritte Reise Cook's an diesen Inseln, 1777, war die fruchtbarste und wichtigste von allen. Kaum war er auf der Rhede von Namuka vor Anker gegangen, als er einen Besuch von einem Häuptlinge, Tubo, erhielt, und nach drei Tagen kam von Tonga Tabu ein noch weit mächtigerer Egui. Es war Finau, ein Mann von hohem, aber schmächtigem Wuchse mit ziemlich europäischen Zügen. Er gab sich für den König von allen Tonga Inseln aus, und wirklich konnte man ihn nach seinem stolzen Aussehen, seinem despotischen Benehmen und besonders nach der tiefen Ehrfurcht der Eingeborenen vor ihm, für den wahren Souverain ansehen. Niemand redete ihn an, ohne sich bis auf die Erde zu neigen und seine Fußsohlen mit den Händen zu berühren. Die geringste Mißachtung dieser Formalitäten brachte dem Fehlenden derbe Stockschläge. Uebrigens erklärte sich Finau für den Freund und Tischgenossen Cook's; jeden Tag kam er an Bord zu Tische, eine Ehre, welche den englischen Capitain von den zudringlichen Subalternen befreite, die nicht an demselben Tische mit ihrem Oberhaupte sitzen durften. Deshalb verminderten sich auch die Diebstähle und die Nothwendigkeit, dieselben zu bestrafen. Cook wagte nicht immer, die Flinte anzuwenden; er nahm seine Zuflucht auch zu Peitschenhieben oder zu sehr starker Ausbildung in Lebensmitteln, und wenn diese Strafen nicht hinreichten, ließ er den Kopf des auf der That ergriffenen Schuldigen von den Schiffsbarbieren glatt abrasiren. Die Scham hielt dann die Eingeborenen zurück.

Von Namuka wollte Cook nach Tonga Tabu gehen, was aber Finau nicht gelegen zu seyn schien. Er wußte soviel zu Gunsten eines vorhergehenden Aufenthalts an den Hapai Inseln vorzubringen, daß sich Cook wirklich überreden ließ. Am 17. Mai ankerten die Schiffe unter dem Winde von Lafuga, umgeben von einer Menge Piroguen, welche Lebensmittel gegen europäische Artikel austauschen wollten. Auf die Einladung Finau's begab sich Cook an's Land, wo er ihm zu Ehren veranstaltete Kämpfe und Tänze sah und Concerte hörte. Die Hauptsache des Festes aber war ein mit königlicher Freigebigkeit zusammengesetztes Geschenk von Lebensmitteln. Zwei ungeheuere Pyramiden von Yams, Pataten, Früchten und Gemüsen, auf deren einer sich sechs Schweine und zwei Schildkröten und auf der andern zwei Schweine und sechs Stück Geflügel befanden, waren auf die malerischste Weise an der Küste aufgestellt. Diese Artigkeiten erwiederte Cook durch Exercitien im Feuer und durch Abbrennen von Feuerwerken. Diese Scene fand am Rande des Meeres, unter Bäumen vor vier bis fünftausend Zuschauern statt. Als die Nacht kam, ersetzten in gewissen Entfernungen aufgestellte Fackeln den Tag und schützten das Fest.

Mitten unter diesen Zeichen von Liebe und Zuneigung zettelte sich ein schreckliches Complott an, ein Complott, das durch Zufall verunglückte und das wir nie erfahren haben würden, hätte nicht Mariner später Kunde davon erhalten. Finau und die Häuptlinge von Hapai wollten, wenn man dem Erzähler Glauben beimessen darf, bei diesem bu mei (nächtlichen Tanze) Cook und die anwesenden Officiere ermorden und dann die Schiffe wegnehmen. Keiner der Häuptlinge fand die Handlung unpassend oder barbarisch, aber einige meinten, die Nacht sey zur Ausführung des Unternehmens geeigneter, während andere, und an ihrer Spitze Finau, behaupteten, es sey besser, an hellem Tage zu handeln. Dieser Uneinigkeit zu Folge verunglückte der Hinterhalt. Der Ball fand statt, aber es folgte keine Katastrophe.

Unterdeß nahete sich die Stunde, in welcher der schlaue Finau von seiner angenommenen Souverainetät entkleidet werden sollte. Die erste Schlappe erlitt er bei der Erscheinung des Häuptlings Latu Libulu, den Cook bei seiner frühern Reise für den König dieser Inseln gehalten hatte. Als geistlicher Oberer stand Latu Libulu über Finau, der letztere wußte aber der Unannehmlichkeit zu entgehen; als Latu am Bord erschien, blödsinniger als gewöhnlich, that Finau als sehe er ihn nicht und der blödsinnige Egui achtete nicht darauf.

Aber der wirkliche Tui Tonga, das Oberhaupt dieser Inseln, sollte in Person ankommen. Es war Pulaho Fata Faï. Als Finau Nachricht von der baldigen Ankunft desselben erhielt, wollte er das erste Zusammentreffen vermeiden; er reiste nach Wawao ab, und da Cook sich dahin begeben wollte, brachte er ihn durch die Versicherung davon ab, es gebe dort keinen Ankerplatz. Das war bei ihm nur Berechnung. Unterdeß kam Pulaho an den Hapai Inseln an, als sich Cook auf der Rhede von Hua Lewa befand. Man kündigte ihn am Bord als den wirklichen höchsten Oberherrn von Tonga an. Cook, obgleich anfänglich etwas ungläubig, nahm den neuen Prätendenten nicht minder wohl auf. Er war ein kleiner Mann von außerordentlicher Beleibtheit und schien etwa vierzig Jahre alt zu seyn. Er hatte glattes Haar, eine glückliche Gesichtsbildung, und ein verständiges, ernstes und gesetztes Aussehen. (Taf. 3. Abbild.) Er stieg gewandt an Bord, besichtigte aufmerksam das Schiff, stellte an Cook sehr scharfsinnige Fragen und wollte durchaus wissen, welche Absicht ihn nach diesen Inseln geführt habe. Nach einigen auf dem Verdecke gewechselten Artigkeiten, lud Cook den König ein, in die Kajüte hinabzukommen, aber da traten die zur Bedeckung mitgekommenen Eingeborenen dazwischen und erklärten, ihr König sey heilig, tabu und man dürfe nicht über seinem Kopfe gehen. Man wußte diese Schwierigkeit hinwegzuschaffen, indem man den Matrosen verbot, auf das Hintertheil zu gehen. Pulaho war übrigens gefügiger als sein Hof; er ging trotz der Etikette mit hinab, speiste mit Cook, aß und trank wie aus Vorsorge auf die nächsten Tage, und wollte durchaus für den wirklichen Souverain von Tonga angesehen seyn. Wirklich war es auch bald unmöglich, sich hierüber zu täuschen. Am Lande sprach Niemand vor Pulaho; trat ein Hofmann aus der Wohnung desselben oder in diese hinein, so stellte er seinen Kopf unter den Fuß des Monarchen; Niemand schien von diesem Zeichen der Unterwürfigkeit frei zu seyn.

Die Sache wurde eine Woche später noch mehr bestätigt, als Cook nach Namuka zurückkam, wohin ihm der König in seiner Pirogue folgte. Dort befand sich damals Finau, der stolze Finau, der angebliche König, der

Digitized by Google

Verschwörer von Hapaï, sehr verlegen über die Art, wie er seine kleinen Lügen entschuldigen könne. Als Pulaho mit ihm am Bord der englischen Schiffe zusammentraf, schien er sehr bestürzt und verlegen, wurde aber, nachdem er seinem Souverain einige Worte in das Ohr geflüstert hatte, ruhiger und gefaßter. Aber sein Sturz von der angemaßten Würde war entschieden; er durfte sich nicht zu gleicher Zeit mit Pulaho an den Tisch des Capitains setzen, und als er fortging, mußte er sich in das moë moë vor dem Tui Tonga fügen. Pulaho war also der wirkliche Oberherr dieser Inseln. Uebrigens waren solche Irrthümer und Täuschungen zu Cook's Zeiten leicht, da die politische und sociale Organisation des Landes zahllose Dunkelheiten und Widersprüche hatte. Die Sache ist sogar erst durch die neue Arbeit des Capitain d'Urville wirklich aufgeklärt worden, der alle frühern Bemerkungen sammelte und sie durch seine persönlichen Beobachtungen sichtete und aufhellte.

An der Spitze der Gesellschaft von Tonga stand seit undenklicher Zeit der Tui Tonga, dessen Name schon (tui, Herr) den Rang bestimmte. Dieser Tui Tonga hatte einen heiligen und religiösen Charakter, dessen Einfluß sich über den ganzen Archipel und noch darüber hinaus verbreitete, z. B. über die Inseln Niuha und über die Gruppen Hamoa und Witi. Obgleich seine weltliche Macht weniger unbeschränkt war, so geschah doch alles in seinem Namen und kein Häuptling, so mächtig er auch war, konnte sich der Huldigung oder des moë moë entziehen. Große Ehren und große Vorrechte knüpften sich an die Person dieses geistlichen Oberhauptes; er war von der Tättowirung und der Beschneidung frei; redete man mit ihm, so mußte man sich einer besondern Sprache bedienen; man hatte ein besonderes Ceremoniel für seine Verheirathung, sein Begräbniß und seine Trauer. Bei einem feierlichen Feste endlich, das natschi hieß, eilte der ganze Archipel herbei, um die Erstlinge der bis dahin tabuirten Bodenerzeugnisse zu seinen Füßen niederzulegen.

Diese Würde war erblich. Sie ging von den ältern auf die jüngern Söhne über, um dann wieder zu den Kindern der ältern zurückzukehren. Nur die Familie Fata Faï gab den Tui Tonga, eine Thatsache, die ebensowohl durch die Sagen, als durch die alten und großen Faï Tokas (Gräber) dieser Familie bestätigt wird. Der vor allen so verehrte Tui Tonga war selbst zu verschiedenen Zeichen der Demuth gezwungen; er warf sich vor den ältern Schwestern seines Vaters und seines Großvaters und selbst vor den Nachkommen dieser Personen nieder, welche bisweilen den Titel Tamaha annahmen.

Unter dem Tui Tonga kamen die großen Staatsämter, nämlich der Tui Hata Kalawa, der Tui Kana Kabolo und der Hata; die beiden ersten waren Civil-, das letztere ein Militäramt, ihre Gewalt aber ganz unbestimmt, denn sie hing fast immer von dem Ansehen und der Energie der Beamten ab.

Lange Zeit vor der Revolution, welche den Tui Tonga von Tonga Tabu vertrieb, schien der Titel Tui Hata Kalawa abgekommen zu seyn. Unter dem Tui Kana Kabolo hatte das Haupt der Familie Finau, der Finau Cook's, nach und nach alle Macht in sich vereinigt, die er auf seine Nachfolger, Mu Mui und Tugu Aho, übertrug. Dies ging so fort bis zur allgemeinen Revolution, als die Häuptlinge sich für unabhängig erklärten.

Fast in paralleler Linie mit der Familie Fata Faï ging die Familie Tubo, da sie allein zu den Graben des Tui Hata Kalawa und Tui Kana Kabolo Männer lieferte. In unsern Tagen würden der schüchterne Tubo, jener eifrige Christ, und seine Vettern Hula Kaï und Ohila Ansprüche auf diese hohen Aemter haben, wenn sie wieder eingeführt würden.

Aus wohlverstandener Politik verschmolzen diese beiden Familien ihre Interessen durch Verbindungen. Die erste Frau des Tui Tonga wurde aus der Familie Tubo gewählt. Indessen waren bisweilen der Ehrgeiz und die Eifersucht stärker als die Verwandtschaft, und allmälig führten diese Leidenschaften zu dem Sturze der beiden mächtigen Familien.

Zur Zeit, als der Capitain Cook zum drittenmale an diesen Inseln erschien, 1777, hatte der regierende Tui Tonga, Pulaho, die Tochter des Mari Wagui, des damaligen Oberhauptes der Familie Tubo, geheirathet. Mari Wagui hatte die Stelle des Tui Hata Kalawa geerbt, welche vor ihm sein älterer Bruder Tubo Lahi innegehabt hatte, während der älteste Sohn Tubo Lahis, der ehrgeizige Finau, mit der des Tui Kana Kabolo bekleidet war.

So waren die Ehren und Würden vertheilt, als Cook vor Tonga Tabu ankerte, um über einen Monat dort zu verweilen. Dieser Aufenthalt war ein langes Fest. Alle Häuptlinge wetteiferten in Pracht, um ihren Gast zu tractiren; Pulaho, Mari Wagui, dessen jüngerer Bruder Mu Mui und Finau bewirtheten nach einander den Capitain und dessen Officiere. Es war eine Reihe von Kämpfen, Gefechten, Tänzen, Gesängen und Mahlzeiten. (Taf. 4. Abbild.) Man überschüttete die Fremden mit periodischen Unterhaltungen, gleich den bereits beschriebenen. Aber nur eine einzige machte Epoche, nämlich die große Feierlichkeit des Natschi, welche seit Cook Niemand wieder gesehen hat und die wahrscheinlich auch nie wieder zu sehen seyn wird.

Das Fest fand am 8. Juli statt. Am Vormittage stieg Cook mit seinen Begleitern zu Mua an's Land, wo sie in einer ziemlich schlecht unterhaltenen Einzäunung Pulaho beim Vorsitze eines Kawa fanden. Erst gegen zehn Uhr begab man sich zu dem großen Malaï. Bald kamen auf allen Wegen Gruppen von mit Lanzen und Keulen bewaffneten Männern herbei, die sich auf dem Malaï aufstellten und einen klagenden sanften Gesang anstimmten. Während dieser Zeit zogen die übrigen Insulaner, einer nach dem andern vorüber; jeder trug an der Spitze einer Stange eine Yamswurzel und legte sie zu den Füßen der Sänger nieder. Dann erschien der Tui Tonga mit seinem zwölfjährigen Sohne und setzte sich auf dem Rasen nieder. Nun erst lud man die Engländer ein, sich neben diesen erlauchten Personen niederzusetzen, sie mußten aber als Zeichen der Huldigung ihre Schuhe ausziehen. Als alle Yamsträger angekommen waren, hob man jede Stange auf und legte sie auf die Achseln zweier Männer. Die Männer stellten sich in friedlicher Weise auf, gingen in Gruppen von zehn bis zwölf Personen und schritten so eilig über den Malaï hin. Jede Gruppe war von einem mit einer Keule oder einer Art Säbel bewaffneten Krieger angeführt und von andern Kriegern begleitet. Ein Eingeborener mit einer lebendigen Taube auf einer verzierten Stange folgte dieser Truppe, die aus ungefähr 250 Personen bestand. Diese Individuen schlugen den Weg nach dem bekannten Faï Toka ein, wo die Yams auf zwei Haufen gelegt wurden.

Nach Beendigung dieser Vorbereitungen ließ Pulaho Cook sagen, er möge seine Leute in ihren Booten zurückhalten, weil bald ein feierliches Tabu die ganze Insel treffen werde und die Personen, welche man dann am Lande fände, Fremde und Eingeborene, Gefahr liefen, erschlagen zu werden (mate). Der Capitain bestand darauf, allein oder mit schwacher Bedeckung der noch übrigen Ceremonie beiwohnen zu dürfen. Der Tui Tonga weigerte sich, dazu seine Einwilligung zu geben, suchte Ausflüchte und erst nach langen Bemühungen gelang es Cook, sich auf einen Ort begeben zu können, wo er die ganze Scene des Faï Toka mit ansehen konnte.

Eine große Anzahl Eingeborener befand sich bereits in dem Bezirke. Sie zogen noch immer in Prozession mit den Stangen umher, an denen ein Stück Holz hing, das eine Yamswurzel vorstellte, und sie thaten, als würden sie von der Last ganz niedergedrückt. So zogen sie vor den Engländern vorbei, ehe sie sich nach der großen Hütte Pulaho's begeben konnten. Hier zeigte sich ein neues Hinderniß für Cook und seine Gefährten; endlich erhielten sie aber doch einen Platz hinter den Palisaden, welche ihnen alle Aussicht verhüllt haben würden, hätten sie mit ihren Messern nicht große Löcher hineingeschnitten.

Der Malaï und die Zugänge desselben waren mit einer dichtgedrängten Menge bedeckt, durch welche sich Männer mit kleinen Stäben und Cocosblättern einen Weg bahnten. Ein Greis ging ihnen entgegen, setzte sich mitten auf dem Wege nieder, hielt eine lange Rede an sie und zog sich dann wieder zurück. Die Ankommenden bauten nun in aller Eile mitten auf

Digitized by Google

dem Malaï einen kleinen Schoppen kauerten sich nach der Vollendung desselben einen Augenblick nieder und verschwanden dann unter der Menge. Hierauf setzte sich der Sohn Pulaho's mit vier oder fünf andern Eingeborenen neben dem Schoppen nieder und ein Dutzend Frauen von hohem Range begaben sich paarweise zu ihm; jedes Paar hielt in den Händen ein zwei bis drei Ellen langes Stück weißen Zeuges, das in dem Raume ausgebreitet war, welcher je zwei Paare trennte. Dies bildete eine ungeheuere lebendige Draperie. Bei dem jungen Prinzen kauerten sie sich nieder, schlangen einige dieser Zeugstücke um seinen Körper und kehrten sodann wieder zurück.

Dann erschien Pulaho, mit vier Männern vor ihm, und setzte sich zur Linken des jungen Prinzen nieder, was diesen nöthigte, aufzustehen und einen Platz unter den Häuptlingen des Gefolges unter dem Schoppen einzunehmen. Diese Bewegung gab Veranlassung zu einigen seltsamen Manövern; Männer gingen an das Ende des Rasenplatzes und kehrten wieder zurück, während andere mit grünen Zweigen auf den Prinzen zustürzten und endlich ihre Plätze wieder einnahmen.

In diesem Augenblicke kam die große Prozession von Faï Toka in langen Umwegen an und richtete sich nach der rechten Seite des Schoppens, wo sich der junge Prinz befand, warf sich nieder, legte die Holzstücken ab, welche Yams vorstellen sollten, zog sich in andächtiger Haltung zurück und kauerte sich an der Seite des Malaï nieder. Während dieses langen Vorüberziehens sprachen drei neben dem Prinzen sitzende Männer eine Art Weihformel, langsam und eintönig. Nach einer neuen Pause hielt ein Redner eine lange Rede, welche er von Zeit zu Zeit unterbrach, um die Stäbchen zu zerbrechen, welche von den Männern der Prozession mitgebracht worden waren. Nach Beendigung dieser Rede oder dieses Gebetes stand der Prinz und sein Gefolge auf, schritt durch eine doppelte Reihe Anwesender hindurch und verschwand. Die Versammlung zerstreute sich ebenfalls; die zerbrochenen Stäbe blieben auf dem Grasplatze liegen. So endigte der erste Tag des Ratschi.

Am folgenden Tage begannen die Ceremonien bei guter Zeit und Cook wohnte ihnen trotz dem Widerstande der Eingeborenen wiederum bei; als er ankam, waren schon viele Leute versammelt, und auf dem Boden umher lagen kleine Packete von Cocusblättern an Stöcken. Der Capitain konnte weiter nichts erfahren, als daß sie tabu seyen. Allmälig vermehrte sich die Menge und so oft eine Gruppe ankam, hielt ein Anführer derselben eine Rede, worin häufig das Wort ariki vorkam.

Als endlich die feierliche Stunde kam, wollte man den englischen Capitain von neuem entfernen; mit seinem gewöhnlichen Eigensinne hielt er aber Stand und man duldete wiederum durch eine stillschweigende Uebereinkunft seine Gegenwart unter der Bedingung, daß er seine Schultern entblöße, wie die Eingeborenen. Cook wich vor der geforderten Formalität nicht zurück. Halbnackt durfte er bleiben und zusehen. Es war der Augenblick, als der Prinz, die Frauen und der König in dem Malaï ankamen. Man begann die Ceremonien vom vorigen Tage, den Aufzug der Frauen mit den Zeugen, die Gebete ꝛc. von neuem. In einem Augenblicke, als die Gruppe bis zwei oder drei Schritte von Cook kam, nöthigte man ihn, die Augen niederzuschlagen und das schüchterne und bescheidene Wesen eines jungen Mädchens anzunehmen. Das war für dieses gewöhnlich so stolze Auge ein etwas hartes Gesetz.

Die Prozession kam wie am vorigen Tage. Nur trugen die Männer jetzt Cocusblätter an ihren Stäben. Als diese Stäbe auf die Erde niedergelegt waren, kam eine andere Schaar, von der jedes Paar einen Korb mit Palmenblättern trug, dann eine dritte mit verschiedenen Arten kleiner Fische am Ende gabelförmiger Stöcke. Die Körbe wurden zu den Füßen eines Greises niedergelegt, der einen nach den andern nahm, und sie auf den Boden setzte, wozu er ein Gebet hermurmelte. Die Fische reichte man zwei mit grünen Zweigen versehenen Männern und legte den einen Fisch zur Rechten, den andern zur Linken derselben nieder. Dies geschah in Ordnung, bei dem dritten Fische aber stürzte ein hinter den beiden Officianten befindlicher Insulaner nach demselben, um ihn zu ergreifen; diese dagegen wehrten es ihm, und der Fisch wurde so in mehrere Stücke zerrissen. Der Angreifer warf alle Stücke, die er so finden konnte, hinter sich; die beiden andern dagegen fuhren fort, die Fische neben sich zu legen. Diese burleske Scene dauerte, bis der Fischdieb einen ganzen Fisch wegbringen konnte; da klatschte die Versammlung Beifall und rief: malie! malie! (gut! gut!), worauf das Vertheilen der Fische ohne Streit fortging.

Nach Beendigung dieser Operation kamen Gebete, um die Anwesenden zu der wesentlichsten Handlung des Festes vorzubereiten. Es war der Augenblick, in dem der König seinem Sohne die außerordentliche Gunst erwies, zu gleicher Zeit mit ihm zu essen, eine Ceremonie, die mit einem Stücke Yamswurzel geschah, die beiden zu gleicher Zeit gereicht wurde. In diesen feierlichen Minuten mußte sich Cook umkehren, damit er nichts sehe. Der Capitain übertrat wohl das Verbot, aber eine Mauer von Eingebornen trennte ihn von dem Orte des Schauspiels und er konnte nichts genau erkennen.

Neue Märsche, Gegenmärsche, Schwenkungen, Aufzüge, bald in tiefer Stille, bald begleitet von lärmenden Gesängen und Bewegungen der Hände und Füße folgten dieser Ceremonie des Ratschi zwischen dem Vater und dem Sohne. Das Fest endigte mit Scheinkämpfen zwischen Gruppen und einzelnen Streitern und mit Ring- und Faustkämpfen ꝛc., die zu allen Volksvergnügungen gehörten.

Offenbar mußte dieser für einen europäischen Zuschauer sinnlose Ratschi eine allegorische Bedeutung haben. Die Yams, die Klötzchen, welche sie vertraten, die Cocusblätter, die langen Stangen, die Gebete, die Gefechte, die Aufzüge, das Ceremoniel, die Vereinigung des Vaters und des Sohnes — alles dies waren so viele religiöse Embleme und Mythen. Nach dem andächtigen Aussehen der Anwesenden, nach der ernsten und geordneten Einrichtung des ganzen Festes, nach der Wahl der Zeugen und Handelnden, die sämmtlich aus den hohen Classen waren, und endlich nach der strengen Etikette, der sich selbst die anwesenden Europäer unterwerfen mußten, konnte man sich nicht täuschen. Die Engländer mußten sich, um ihre Neugierde befriedigen zu können, bis an den Gürtel entblößen, ihre Zöpfe aufmachen und die Haare frei um die Schultern spielen lassen sich mit gekreuzten Füßen niedersetzen und eine bescheidene, demüthige Haltung annehmen. Uebrigens war dieser Ratschi, nach den Aussagen der Insulaner, keiner der feierlichsten. Man sagte Cook, daß drei Monate später Tonga Tabu einen andern feiern werde, dem alle Eingeborene der Insel, so wie die von Hapaï und Wawao mit Tributgaben aller Art beiwohnen würden, eine schreckliche und imposante Ceremonie, die durch Menschenopfer geweiht werden müsse.

Am 10. Juli 1777 verließ Cook Tonga Tabu, nicht ohne an den Riffen in Osten in Gefahr gekommen zu seyn, und ankerte vor Eoa, wo er von dem Häuptlinge Tahofa, dem Taï One der zweiten Reise, empfangen wurde. Bei diesem Aufenthalte erfuhren die Engländer, daß Eoa fast gänzlich den großen Eguis von Tonga Tabu gehöre und das Land von den Untergebenen derselben bebaut werde. Uebrigens bezeichnete diesen Aufenthalt nichts Wesentliches. Man war Zeuge der Bestrafung eines Liebhabers, den man auf der That bei einer Tabufrau ertappt hatte. Er wurde mitten in den Kreis geführt, wo man ihm den Schädel öffnete und mit einer Keule einen Schenkel zerschlug. Hätten sich die Engländer nicht ins Mittel geschlagen, so würde man ihn ganz umgebracht haben. Die Frau, welche ihrer Geburt nach über dem Delinquenten stand, kam mit einigen Stockschlägen davon.

Nach dieser langen Musterung verließ endlich Cook diesen Archipel am 17. Juli 1777 ganz und ließ nichts zu besehen und zu beschreiben übrig, als die Insel Wawao und die benachbarten Klippen.

Diese Ehre war dem Spanier Maurello, dem Commandanten der Fregatte la Princesa, vorbehalten. Dieser Seefahrer befand sich in einem Zustande völliger Entblösung am 26. Februar 1781, als er die Insel Amargura entdeckte, an deren Küste er in einer Entfernung von etwa zwei Meilen hinfuhr. Er würde an ihr angelegt haben, hätte sie nicht so steil und unfruchtbar ausgesehen. Er setzte seinen Weg fort und bemerkte am

Digitized by Google

folgenden Tage ein Land mit einem hohen Plateau. Die Spitze schien kahl zu seyn, aber die Seiten bedeckte eine reiche und frische Vegetation. In der Entfernung von einer Stunde kamen Piroguen mit Cocusnüssen und Bananen, die für die Mannschaft gekauft wurden. Ein Häuptling stieg an Bord und lud den Capitain ein, an die Insel zu kommen, welche er Lataï nannte. Maurello weigerte sich, da er keinen Ankerplatz sah und übrigens in Osten größere und ohne Zweifel wichtigere Länder bemerkte.

Vier Tage nachher ankerte er an Wawao in einem schönen und sichern Hafen, den er Zufluchtshafen nannte.

Von seiner Erscheinung an der Küste an trat der Ueberfluß an die Stelle des Mangels; die Mannschaft hatte zu ihrer Verfügung Schweine, Hühner, Wurzeln und Früchte. In diesem Hafen erhielt er den Besuch eines Egui, den der Spanier den Tubu nannte, ohne Zweifel den Tubo Cook's, den Bruder des Tui Hata Kawala Mari Wagui und Oheim Finau's. Es war ein bejahrter, beleibter Mann; man mußte ihn fast an Bord hinaufziehen. Ihn begleitete seine Frau, ein so junges, so anmuthiges und regelmäßig schönes Weib, daß sie Maurello mit unsern verführerischesten Europäerinnen vergleicht. Auf dem Verdecke setzten sich die vornehmen Gäste auf einer Bank nieder, wo ihnen ihr Gefolge die Füße küßte. Nach dieser Ceremonie begannen die Höflichkeiten. Tubo bot dem Capitain eine mit Pataten beladene Pirogue an und Maurello antwortete darauf mit sehr schönen Geschenken. Man zeigte den erlauchten Insulanern die Fregatte im Einzelnen, empfing sie in der Kajüte und führte sie durch die Batterie, worauf sie sich ganz entzückt entfernten und den Capitain einluden, sie auf ihrer Insel zu besuchen. Der Spanier folgte dieser Einladung, landete am 7. März mit einem Detaschement Bewaffneter und erhielt die Ehren eines Kawa, welchen er beschrieb, ohne die Wichtigkeit zu ahnen.

„Der Tubu," sagt er, „verschwendete alle möglichen Liebkosungen an mich und umarmte mich hundert male. Sein Gefolge setzte sich nieder und bildete einen großen Kreis in derselben Ordnung, wie es angekommen war. Man brachte zwei Teppiche von Palmen; auf den einen setzte sich der König und auf den andern zu seiner Rechten hieß man mich setzen. Alle bewahrten ein tiefes Schweigen; nur die, welche bei dem Tubu waren und welche ihr hohes Alter wahrscheinlich am ehrwürdigsten und geachtetsten machte, wiederholten treu alle seine Worte. Bald brachte man Wurzeln, aus denen man in einer Art von Trögen ein Getränk bereitete, welches wahrscheinlich sehr bitter seyn mußte, wenn ich nach den Geberden derer urtheilen kann, welche davon tranken. Diese Erfrischung wurde in Gefäßen aus Bananenblättern herumgereicht. Drei oder vier junge Indianer boten mir und dem Tubu zuerst davon; ich kostete es nicht, denn schon das Aussehen war mir zuwider. Der zunächst bei dem Tubu sitzende Insulaner bezeichnete die, welche trinken sollten; die andern erhielten nichts. Dann setzte man vor mich gebratene Pataten und völlig reife Bananen; davon aß ich. Kurze Zeit darauf sah ich Böte mit ähnlichen Lebensmitteln ankommen, die unter meine Soldaten vertheilt werden sollten."

Maurello besuchte darauf Tubu in dessen eigener Wohnung. Die Königin erschien bei der Audienz mit acht bis zehn Dienerinnen von sechszehn bis achtzehn Jahren. Einige jagten die Fliegen fort und auf andere stützte sie sich, denn sie war in verschiedene Zeuge gehüllt und konnte nur mit Mühe gehen. Als sie den spanischen Capitain sah, lächelte sie und wiederholte mehrmals: lele, lele! (gut, gut!)

Tubu überhäufte seinen Gast mit Festen, wie er ihn mit Zärtlichkeit fast erdrückte. Diese Feste hat Maurello so einfach beschrieben, daß wir seine eigenen Worte beibehalten müssen. Der Spanier hat übrigens alles so gut gesehen, wie irgend ein anderer älterer oder neuerer Seefahrer; er erzählt nur einfacher.

„Der König lud mich zu einem Feste ein, das mir gegeben werden sollte. Als ich am 12. an's Land stieg, sah ich in dem dichten Gehölze am Hafen einen weiten kreisförmigen Raum, den man so rein gelichtet hatte, daß kein einziger Baumstamm mehr zu sehen war. Kurz darauf begaben sich die Indianer Paarweise in das Haus Tubu's und trugen auf ihren Achseln lange Stangen, an denen viele Pataten, Bananen, Cocusnüsse und Fische hingen. Der Tubu ließ diese Lebensmittel auf den neu gelichteten Platz bringen, wo man einen würfelförmigen Haufen daraus bildete.

„Die Eguis und ehrwürdigen Alten kamen, um den Tubu zu führen, der mich bei der Hand nahm, und wir begaben uns in den weiten Kreis, wo uns mehr als 2000 Indianer erwarteten. Wir setzten uns auf Palmenteppiche, die dazu dalagen; das Volk folgte dem Beispiele, bewahrte aber immer die Unterscheidung der Kasten und Familien, die sich nie mit einander vermischten.

„Der König bot mir nun alle seine Früchte an, und ließ sie nach der Schaluppe bringen, die davon ganz bedeckt wurde. Als die Träger wieder zurück waren, trat eine tiefe Stille ein, in der der König sprach; diejenigen, welche durch ihr Alter oder ihre Würde das Recht hatten, neben dem Könige zu sitzen, wiederholten alle Worte desselben.

„Ich wußte nicht, wohin dies alles führen werde und befahl meinen Soldaten, an deren Spitze der erste Lotse stand, sich bereit zu halten, Feuer zu geben, wenn sie irgend eine feindselige Bewegung bemerkten.

„Alsbald trat ein junger starker, kräftiger Mann aus der Reihe, legte die linke Hand auf die Brust und schlug mit der rechten auf den Eindogen. Er machte um den Platz herum vor den Gruppen, die nicht zu seinem Stamme gehörten, allerlei Sprünge. Nach einiger Zeit kam ein anderer, der jenes Geberden nachmachte, worauf sie mit einander zu ringen anfingen, sich am Leibe faßten, sich herumstießen und zerrten und alles mit so viel Eifer und Leidenschaft, daß ihre Adern hoch geschwollen hervortraten. Endlich fiel einer von ihnen so heftig nieder, daß ich glaubte, er werde nie wieder aufstehen. Dennoch stand er, ganz von Staube bedeckt, wieder auf und zog sich zurück, ohne zu wagen sich umzudrehen. Der Sieger brachte dem Könige seine Huldigung dar und die Leute seines Stammes sangen, ich weiß nicht ob zu Ehren des Siegers, oder zur Schande des Besiegten.

„Diese Ringekämpfe dauerten mehrere Stunden; einem der Ringenden wurde der Arm zerbrochen und andere erhielten fürchterliche Schläge. Während der Kampf noch fortdauerte, traten schon wieder andere auf, die Hände und Handgelenke mit Stricken umwickelt, welche ihnen als Cestus dienten. Der Kampf damit war weit schrecklicher als das Ringen; gleich bei den ersten Hieben schlugen sich die Kämpfenden an die Stirn, die Augenbraunen, die Wangen, an alle Theile des Gesichts, und die, welche solche Merkmale erhielten, wurden nur noch heftiger und eifriger. Ich sah einige mit dem ersten Schlage, den sie erhielten, zu Boden stürzen. Die Anwesenden sahen diesem Kampfe mit einer Art Ehrfurcht zu und es wurden nicht alle dazu gelassen.

„Es wohnten auch Frauen, besonders die, welche die Königin bedienten, diesem Feste bei. Ich fand sie ganz anders, als sie mir im Anfange erschienen waren. Ich hatte sie für nicht unangenehm gehalten, an diesem Tage aber hatten sie sich mit ihren schönsten Reizen geschmückt, ihre Mäntelchen gut drapirt und mit einer großen Schleife an der linken Seite zusammengehalten, trugen Halsbänder von großen Glasperlen, hatten die Haare hübsch geordnet, den Körper gewaschen und mit einem Oele bestrichen, dessen Geruch ziemlich angenehm war. Sie hielten meine ganze Aufmerksamkeit gefangen und kamen mir noch viel schöner vor.

„Der König befahl, die Frauen sollten einen Faustkampf beginnen, wie die Männer. Sie thaten es mit solchem Eifer und solcher Erbitterung gegen einander, daß sie einander gewiß keinen Zahn gelassen, hätte man sie nicht von Zeit zu Zeit getrennt. Dieses Schauspiel schnitt mir in die Seele; ich bat den König, dem Kampfe ein Ende zu machen; er gewährte meine Bitte und alle rühmten das Mitleid, das ich mit den jungen Mädchen gehabt hatte.

„Der Tubu ließ darauf eine alte Frau singen, die ihren Gesang mit Geberden begleitete, daß man sie für eine Schauspielerin auf dem Theater hätte halten können.

„Endlich ging das Spiel zu Ende und wir kehrten in das Haus des Königs zurück. Ich fand hier die Königin, welche mich mit großem Wohl-

Digitized by Google

wollen aufnahm. Ich fragte sie, warum sie dem Feste nicht beigewohnt habe, und sie antwortete mir, solche Kämpfe mißfielen ihr.

„Unsere Freundschaft war so fest geknüpft, daß mich der Tubu seinen hoxa, d. h. seinen Sohn (vielmehr ofa, Freund) nannte, mußte aber endlich Abschied nehmen und kehrte zurück, um mich einzuschiffen. Die ganze Küste war mit Indianern bedeckt, welche meine Leute mit tausend Liebkosungen bedeckten, weil sie ihrem Feste beigewohnt.

„Die Neger nahmen mich sogar auf die Achseln und trugen mich in die Schaluppe. Der Tubu, der von seinem Hause aus diese Menge sah und wußte, wie viel ich von der Zudringlichkeit der Leute leide, befahl seinen Hauptleuten, die Insulaner zu vertreiben, und gerieth selbst in einen solchen Zorn, daß er mit einem großen Stocke herauskam und die schlug, welche ihm vor die Hand kamen. Alle flüchteten sich in den Wald; zwei blieben für todt auf dem Platze liegen; ich weiß nicht, ob sie wieder aufgestanden sind."

Das ist die Erzählung des Spaniers, naiv, rührend, an manchen Stellen fast einem Hirtengedichte ähnlich. Indessen verriethen doch neben diesen Festen und Freundschaftsbetheuerungen einige Versuche zu stehlen den gewöhnlichen Instinct der Insulaner. Man mußte auf einen, der kecker als die andern war und zum zweitenmale die Kette des Steuers loszumachen suchte, ein Pistol abbrennen. Das gute Vernehmen dauerte indeß ununterbrochen fort und das Bedauern des Volks begleitete den Capitain, als er den Anker lichtete, um diese Inseln zu verlassen. Maurello gab dieser Gruppe den Namen Don Martin de Mayorga. Es ist die, welche auf unserer Karte den Namen Hafulu Hu führt und deren Hauptinsel Wawao ist. Der spanische Capitain sah darauf die Hapaï Inseln im Vorbeifahren und nahm einen Häuptling an Boed, der sich König von achtundvierzig Inseln nannte. Indem er nach Süden zu steuerte, traf er Tofua, welche er San Christoval nannte; die Klippen Hunga Tonga und Hunga Hapaï, denen er den Namen las Culebras beilegte; Pylstart, das er zu la Sola machte, und endlich eine Insel Velasquez, welche nach ihm Niemand wieder gesehen hat. Als er bis zum 30° s. B. gekommen war, kehrte er wieder um und steuerte nach Norden, in der Absicht, von neuem zu Wawao sich aufzuhalten; aber die Winde und Strömungen ließen ihn die Insel fehlen und er setzte seine Fahrt direct nach den Marianen fort.

Gegen das Ende des Decembers 1787 zeigte sich Laperouse in diesen Gewässern. Er nahm nach einander Wawao, Amargura, Lataï, Kao, Tofua und die Felsen Hunga Tonga und Hunga Hapaï auf. Am 31. kamen, als er an den Klippen von Tonga Tabu hinfuhr, sieben oder acht Pirogues heran und einer der Eingeborenen darauf gab sich für den Sohn Finau's aus. Diese Verbindungen, die freilich von sehr kurzer Dauer waren, blieben ganz freundschaftlich und Laperouse setzte, nachdem er Pylstart gesehen hatte, seinen Weg nach Botany Bay fort. Nachdem er diese Colonie wieder verlassen, erschien Laperouse, nach der Meinung der Capitaine d'Urville und Dillon, welche sich auf die aus den Quellen selbst geschöpften Nachrichten stützen, wahrscheinlich von neuem in dem Archipel Tonga, ehe er an den Riffen von Wanikoro Schiffbruch litt. Die Ansicht der beiden Seefahrer unterscheidet sich indeß in einem Punkte. Nach dem Capitain d'Urville, der die Sache aus dem Munde Tamaha's selbst erfuhr, hatte Laperouse zehn Tage zu Namuka zugebracht, und seine Gegenwart lebte in dem Gedächtnisse der Eingeborenen unter dem Namen Luadschi noch fort, wie sich später der d'Entrecasteaux's unter dem Namen Selenari in ihr Gedächtniß eingrub. Nach dem englischen Capitain wäre Laperouse gar nicht vor Anker gegangen und nur vierundzwanzig Stunden kreuzend vor der Insel geblieben.

Im Monat April 1789 erschien der Capitain Bligh in dem Tonga Archipele. Er blieb drei Tage zu Namuka, wo er zwei Häuptlinge Namens Tubo und einen Namens Taipa fand. Nach den Angaben derselben lebten Pulaho, Finau und Tubo noch. Zwei Tage nach der Abfahrt von dieser Insel brach auf dem „Bounty" die Meuterei aus, welche Bligh des Commandos beraubte und ihn mit einigen ihm treu gebliebenen Männern den Wogen des Oceans übergab. Diese Katastrophe ist bereits erzählt worden. Bligh konnte mit seiner Schaluppe zu Tofua anlegen, deren Bewohner aber, ob sie gleich anfänglich freundlich und wohlwollend waren, Gewalt gebrauchten, um ihn zurückzuhalten. Es entstand ein Kampf an der Küste und ein zurückgebliebener Matrose wurde erschlagen und verstümmelt. Nachdem sich die Schaluppe freigemacht hatte, wurde sie noch immer verfolgt, und hätte man nicht einige Gegenstände auf das Wasser geworfen, so wären die Engländer ihren hartnäckigen Feinden vielleicht nicht entgangen.

Nach Bligh finden wir 1791 den Capitain Edwards, der zweimal an Namuka anlegte und die leidenschaftliche Stehlsucht der Eingeborenen aus Erfahrung kennen lernte. Es fanden einige Angriffe statt, wobei einer der Diebe getödtet wurde. Die Häuptlinge zeigten übrigens die besten Absichten und der König, den Edwards Fetafi nennt (wahrscheinlich Fata Fal), willigte ein, mit einem der Tubo auf dem Schiffe nach Tofua zu fahren. War dieser Fata Fal Pulaho selbst oder dessen Bruder? Man weiß es nicht, aber Pulaho muß um diese Zeit gestorben seyn, denn d'Entrecasteaux fand ihn nicht mehr. Nach dem Capitain d'Urville und seinem Dolmetscher Singleton starb Pulaho zu Wawao und wurde dort begraben. Gewiß scheint zu seyn, daß Finau zur Zeit des Capitains Edwards nicht mehr existirte.

D'Entrecasteaux ankerte zu Tonga Tabu am 23. März 1793. Damals befand sich die höchste Macht in den Händen Tubo's oder Mu Mui's, des jüngern Bruders Tubo Lahi's und Mari Waguk's, der die Functionen des Tui Hata Kalawa geerbt hatte. Der junge Fata Fal, der Sohn Pulaho's, dessen eigentlicher Name Fua Nunni Hawa war und der damals ungefähr fünfundzwanzig Jahre zählte, war noch nicht mit dem Titel des Tui Tonga bekleidet. Seine Tante Nine, eine sehr einflußreiche Fürstin, empfing die Huldigungen der Häuptlinge, als Tamaha oder Tui Tonga Fasine. Ein gewisser Finau spielt eine große Rolle in dem Berichte d'Entrecasteaux's, aber man weiß nicht, ob es der Finau Luka Lato war, der während des Aufenthalts der ersten Missionäre starb, oder Finau Tugu Aho, der Vetter des Finau Cook's. Der Name Finau war übrigens in der Familie der Tubo sehr häufig.

Die ersten Verbindungen der französischen Seeleute mit den Eingeborenen wurden durch blutige Streitigkeiten gestört, woran die Stehlsucht Ursache war. Bei einem solchen Streite wurde ein Franzose schwer verwundet; Finau lieferte aber den Schuldigen aus und bat, man möge ihn ebenfalls tödten. D'Entrecasteaux begnügte sich, ihn mit einem Taue züchtigen zu lassen.

Dieser Aufenthalt blieb auch nicht ohne Feste, aber sie hatten weder den Glanz noch die Wichtigkeit jener, die Cook sah. Am 30. März begab sich d'Entrecasteaux zu einem derselben auf die Einladung Tubo's, aber alles war ärmlich, schmuzig und geschmacklos. Der Commandant dagegen gab schöne Geschenke, die gleichgiltig hingenommen wurden. Man antwortete kaum auf die Fragen, die er that; man suchte Ausflüchte, Winkelzüge, Vorwände; man schien verlegen zu seyn; der Tui Tonga, die Eguis, das Volk, kurz alle sahen mißtrauisch und ängstlich aus. Als d'Entrecasteaux dies bemerkte, zog er sich noch vor Beendigung des Festes zurück.

Wenn man den Nachrichten glauben darf, die der Capitain d'Urville erhielt, rettete diese schnelle Entfernung d'Entrecasteaux und seine Begleiter. Es war ein Complott angezettelt worden; das Fest verbarg einen Hinterhalt. Die Opfer entkamen, als die Verschwornen noch nicht bereit waren. Singleton hatte diese Geschichte von seinem sonstigen Beschützer Wea oft erzählen hören, der den Plan tadelte, ohne ihn hindern zu können.

Wie dem auch sey, d'Entrecasteaux sah ein, daß die Milde nicht immer der beste Weg sey, sich bei diesen Völkern Achtung zu verschaffen. Da die Diebstähle fortdauerten und seine Klagen nichts änderten, so ließ er eines Tags mit Kardätschen unter die Unverschämtesten schießen und tödtete drei davon. Ohne sich durch diese Lection abschrecken zu lassen, kamen die andern am nächsten Tage in ihren Pirogues wieder, um wie gewöhnlich Tauschhandel zu treiben. Die Diebe gehörten allerdings der niedrigsten

Digitized by Google

Volksclasse an, und die Häuptlinge, weit entfernt, den Tod derselben zu tadeln oder rächen zu wollen, wären vielleicht die ersten gewesen, die Diebe mit ihren Keulen zu erschlagen. Im Großen würden sie wohl auch eine Plünderung versucht haben, aber das Stehlen im Kleinen hielten sie für ein Verbrechen.

Die erhabene Nine, die Tamaha, kam bald auf die Insel Pangaï Modu, um ihre Gäste einige Tage lang zu tractiren. Am 3. April gab sie den französischen Officieren ein Fest, das besonders in Tänzen bestand. „Der Tact, der bald langsam, bald schnell war," sagt d'Entrecasteaux, „gab dem Tanze Leben und machte eine sehr gute Wirkung. Es herrscht in diesen Ballets ein so vollkommenes Ensemble, wie in unsern besten Schauspielen, und ich zweifle nicht, daß sie selbst in der großen Oper in Paris gefallen würden."

Zu verschiedenen Malen konnte d'Entrecasteaux bemerken, daß die tiefe Ehrfurcht der Eingeborenen vor gewissen Gliedern der heiligen Familie nicht immer die Idee einer großen Macht in sich schloß, und führt davon ein merkwürdiges Beispiel an, das am Bord seines Schiffes vorkam. Fata Faï befand sich mit seinem Schwiegervater in der Kajüte des Generals, von dem er einige Geschenke erhalten hatte. Als ein Bruder des Häuptlings Tubo hinzukam, suchte er die erhaltenen Geschenke den Blicken desselben zu entziehen, als fürchte er, derselben beraubt zu werden. Aber diese Vorsichtsmaßregel schützte ihn nicht. Als der Neuangekommene die Geschenke bemerkte, stürzte er auf den König zu und nahm sie ihm aus dem Gürtel. Fata Faï schien gutwillig nachzugeben, als sie aber mit einander fortgingen, blieb er auf der Schwelle stehen, streckte seinen Fuß nach hinten aus und der Bruder Tubo's war genöthigt, sich zum moè moè niederzuwerfen. So hatte der Erbe der Tui Tongas das Privilegium, sich den Fuß zu jeder Stunde, in jedem Augenblicke küssen zu lassen, ohne aber das Recht zu besitzen, sich gegen einen Verwandten zu vertheidigen, der ihm sein Eigenthum nahm. Seltsamer und unerklärlicher Widerspruch!

Nach einem Aufenthalte von ungefähr vierzehn Tagen verließ d'Entrecasteaux am 9. April Tonga Tabu. Die Erinnerung an seine Anwesenheit hat sich unter den Eingeborenen durch den Namen Selenari erhalten, der aus General gebildet wurde, unter welchem dieser Seefahrer am häufigsten bezeichnet wurde.

Nach ihm erschien auf der Rhede von Namuka ein amerikanisches Schiff, von welchem sechs Matrosen entflohen, die ersten, welche sich auf diesen Inseln niederließen. Vier von ihnen blieben nur eine kurze Zeit, aber die beiden andern, Connelly und Ambler, begaben sich nach Tonga Tabu und ließen sich daselbst nieder. Es waren sehr schlechte Subjecte, von denen die Insulaner nichts Gutes lernen konnten.

Darauf kam im April 1797 der Capitain Wilson vom „Duff", jenem mit Missionären beladenen Schiffe. Die Functionen des Tui Tonga gehörten damals Fua Nunui Hawa, den Wilson mit dem Geschlechtsnamen Fata Faï bezeichnet. Der alte Tubo Mu Mui besaß noch die weltliche Macht, überließ aber die Sorgen derselben, wegen seines hohen Alters, seinem Sohne Finau Tugu Aho, einem Manne von großer Tapferkeit, aber heftigem und grausamem Charakter. Es war ihm bereits gelungen, die Wittwe Pulaho's und ihre Anhänger von Tonga Tabu zu vertreiben.

Als „der Duff" seine Stellung auf dem Ankerplatze genommen hatte, begab sich Wilson an's Land, um die Stimmung der Häuptlinge kennen zu lernen. Diese antworteten auf die ersten Eröffnungen, sie würden sich glücklich schätzen, einige Europäer zu besitzen. Auf diese Versicherung landeten zehn Missionäre und ließen sich unter dem besondern Schutze Tugu Aho's zu Hifo nieder. Man wählte diesen Beschützer weniger wegen der Sicherheit, die er bot, als wegen des Schreckens, den er den andern Häuptlingen einflößte. „Es war," sagt Wilson, „ein Mann von etwa vierzig Jahren, düster und schweigsam. Er sprach wenig, wenn er aber in Zorn gerieth, klang seine Stimme wie das Brüllen des Löwen. Fata Faï dagegen, ein Mann von ungefähr gleichem Alter, ebenfalls kräftig und gut gebaut, hatte ein einnehmendes, freundliches, zuvorkommendes Benehmen; seine Haltung war edel und majestätisch und alles an ihm verrieth den Verstand und den Wunsch, sich zu unterrichten."

Diese Präliminarien über eine Niederlassung wurden durch einen unvorhergesehenen Sturm durchkreuzt. Eines Tags sah sich „der Duff" ohne vorhergegangene Drohung plötzlich von mehrern Hunderten von Pirogues umgeben, die wohl dreihundert Bewaffnete enthielten. Ambler, einer der auf der Insel lebenden Amerikaner, theilte Wilson mit, ein Complott, an dessen Spitze wiederum ein Finau stehe, werde nächstens ausbrechen und die Piroguenflotte, welche für diesen Augenblick nichts Böses wolle, gedenke das Schiff zu überrumpeln. Augenblicklich wurden Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Als die Pirogues sich längs dem Bord zeigten, ließ man nur die Häuptlinge als eine Art Geißeln zu und beobachtete fortwährend die Uebrigen. Finau, der Verschwörer, merkte, daß man Lunte rieche, bestellte den Angriff ab und betheuerte seine wohlwollenden Absichten.

Ein andermal in einer stürmischen Nacht entdeckte man gegen elf Uhr eine Pirogue, die nach dem Bugspriet hinglitt. Die darin befindlichen Eingeborenen hatten offenbar die Absicht, die Taue des Schiffes abzuschneiden, das, bei der dermaligen Richtung des Windes, auf den Korallen der Küste würde zertrümmert worden seyn. Als die Wache das Fahrzeug bemerkte, schoß sie darnach, worauf die Leute in der Pirogue in das Meer sprangen und sich durch Schwimmen retteten.

Am 15. April verließ „der Duff" diese Küste, wo er die Missionäre in den Händen der Eingeborenen zurückließ. Das Schicksal dieser Glaubensprediger war anfangs sehr gut; man achtete sie, man sorgte für ihre Bedürfnisse und sie konnten einen Augenblick glauben, mit Erfolg zu predigen.

Indessen wurde um diese Zeit der alte Mu Mui ernstlich krank. Um die Gefahr zu beschwören, sollte nach der Sitte ein Glied der Familie geopfert werden. Tugu Aho wählte dazu seinen jungen Bruder Koli Lalo. Man zog ihn in einen Hinterhalt zu Niuku Lafa. Er vertheidigte sich muthig, machte die mit dem Befehle Beauftragten kampfunfähig und wurde endlich durch drei Männer von Witi erwürgt, welche die eigene Schwester des Opfers dazu aufreizte. Tugu Aho, der Mörder seines Bruders, ließ den Leichnam desselben mit allen Ehren bestatten. Er ging sogar oft an das Grab, um zu weinen, wobei er die Ellbogen auf die Knie stützte und das Gesicht mit den Händen bedeckte. So saß er ganze Stunden, worauf er sich betrübt entfernte.

Trotz diesem beklagenswerthen Opfer starb der alte Mu Mui. Sein Leichnam sollte mit dem gewöhnlichen Pompe beerdigt werden und schon sah man, als Vorspiel der Ceremonie, die Männer sich den Körper zerreißen und den Schädel zerschlagen. Man sprach sogar davon, daß sich zwei Frauen des Gestorbenen auf dem Faï Toka opfern wollten. Der Rasenplatz, in dessen Mitte der Leichnam lag, wurde jeden Tag mit Opfergaben aller Art bedeckt.

Endlich am 2. Mai fanden die Begräbnißceremonien statt; die Tui Tonga Fafine und Fata Faï führten den Vorsitz dabei. Bei Tagesanbruche befanden sich bereits viertausend Personen um dem Faï Toka herum. Als sich der Kampfplatz unter dem betäubenden Geschrei von tausend Stimmen und der Muscheltrompeten öffnete, stürzten auf einmal hundert mit Lanzen und Keulen bewaffnete Männer hinein. Hier zerschnitten und zerfetzten sie sich und schlugen einander mit so gewaltigen Keulenschlägen auf die Köpfe, daß man es 15 bis 20 Klaftern weit hören konnte.

Der Rasen war mit Blut bedeckt. Hier liefen Wüthende, welche sich auf die Lanzen stürzten und sich die Spitzen derselben in das Fleisch zu stoßen suchten; einige durchbohrten sich den Schenkel, andere den Arm und alle richteten dabei an den Verstorbenen die zärtlichsten Worte, das liebevollste Lebewohl. Ein Eingeborener von Witi, ein Diener des Verstorbenen, ging so weit, sich den Körper und die Haare mit Oel zu bestreichen und dann Feuer daran zu halten. Er ging mit brennenden Haaren ernst in der Mitte des Platzes herum. Nach dieser ersten Märtyrergruppe erschien eine zweite, dann eine dritte, und jede suchte die frühere in freiwil-

Digitized by Google

tigen Strafen zu überbieten, jeder Einzelne in der Schaar suchte seine Gefährten durch seine Leiden zu übertreffen.

Melancholische angenehme Gesänge endeten diese schrecklichen Scenen, und man sah eine Schaar von etwa hundert und vierzig hintereinander gehenden Frauen ankommen, von denen jede ein Körbchen mit Sand trug; achtzig Männer folgten ihnen, von denen ebenfalls jeder ein Körbchen in der Hand hatte und die sangen: „das ist der Segen der Todten," worauf dies die Frauen wiederholten. Hierauf kam eine andere Schaar Frauen, die mit einer großen Masse von Zeugen beladen waren und denselben klagenden Gesang hören ließen. Diese drei vereinigten Gruppen wendeten sich nach dem Grabe zu und bedeckten mit schönen Decken und kostbaren Zeugen den Theil des Hügels in der Hütte, den Ort, wo der Leichnam und das Grab sich befand. Bald darauf wurde bei dem Tone der Muscheltrompeten und des ernsten klagenden Gesanges der Menge der Leichnam zu dem Fal Toka getragen, und zwar auf einem großen Ballen schwarzer Zeuge. Als dies geschehen war, begannen die Opfergaben; man bedeckte das Grab mit Zeugen, prächtigen Teppichen und kostbaren Gegenständen. Jeder Eingeborene, jeder Häuptling machte sein Geschenk in Verhältniß zu seinem Range und seinem Vermögen. Tugu Aho schickte fünfunddreißig Ballen Zeuge auf fünfunddreißig Trogen. Unterdessen hatten die Geißelungen und Selbstquälereien nicht aufgehört; einige Märtyrer ließen sich ein Fingerglied abschneiden, andere verstümmelten sich das Gesicht und verstellten sich dasselbe mittelst Cocusnußfasern, welche sie an ihre Hände befestigt hatten. Die Verwandten und die Diener des Verstorbenen zeichneten sich besonders durch die Uebertreibung dieser Trauerzeugnisse aus.

Man setzte den Körper in seinem letzten Asyle nieder. Es war dies eine Oeffnung an der Spitze des Fal Toka, die mit einem ungefähr acht Fuß langen und vier Fuß breiten und dicken Steine wieder verschlossen wurde. Um diesen Stein aufzuheben, hatte man zwei große Seile, einen Stützpunkt und hundert und funfzig Personen gebraucht. Als der Körper in das Grab hinuntergelassen wurde, ließ man den Stein langsam wieder nieder, während die Frauen und Kinder laut weinten und riefen: „mein Vater! mein Vater! der beste Häuptling!" Während der Stein sich senkte, warf man noch eine Menge von Zeugen und Teppichen in das Grab; einige ganz Tolle zerfetzten sich noch immer, um die wenige Zeit zu benutzen, welche ihnen noch übrig war. Endlich hörte diese Wuthwuth auf und als die Seile von der Spitze des Hügels losgemacht wurden, erhob sich ein langes Geschrei, dem alle Anwesenden durch Zerreißen der Kränze von Tschiblättern antworteten, welche jeder an dem Halse hängen hatte. So endigte der erste Tag der Trauer. Weniger heftig und weniger übertrieben dauerte sie fast einen Monat fort. Am 28. Mai endigte ein großer Bu Mei diese langen und blutigen Begräbnißfeierlichkeiten.

Unter einem solchen Volke lebten die Missionäre und mußten diese heidnischen Gebräuche dulden und mit ansehen, ohne eine Möglichkeit zu sehen, sie vernichten zu können. Ihre Lage verbesserte sich übrigens nicht. Die beiden Ausreißer, Connelly und Ambler, zu denen sich bald wieder ihr Gefährte Morgan gesellte, erregten ihnen alle Arten von Quälereien. Tugu Aho wollte allerdings den Rath dieser böswilligen Menschen nicht anhören, er erhielt den Missionären seinen Schutz, diese hielten es aber doch für ihre Sicherheit besser, nicht bei einem einzigen Häuptlinge zu bleiben, sondern sich auf der Insel zu zerstreuen. Nur zwei blieben bei Tugu Aho; die andern wurden die Schützlinge von vier Eguis, den einflußreichsten nach jenem.

Am 14. Mai änderte Tugu Aho, der feierlich mit dem Titel und den Functionen des Tui Kana Kabolo bekleidet worden war, seinen Namen Finau Tugu in Talai Tabu, Gott seiner Familie, um. Man durfte ihn bei Todesstrafe nicht anders nennen, und Tugu scherzte in solchen Stücken nicht. Seine Gäste, die Missionäre, hatten mehr als einmal Gelegenheit, sein System unversöhnlicher Strenge kennen zu lernen. Mißfiel ihm Jemand, so ließ er ihm ohne Grund und ohne Urtheil die Hand abhauen. Eines Tages beleidigte ihn ein armer Teufel und er befahl, man solle ihn ergreifen, ihm die Hände über dem Kopfe zusammenbinden und in diesem Zustande die Achselhöhlen mit Brändern brennen. Die Missionäre erlangten erst nach vielen Bitten seine Begnadigung.

Um diese Zeit wurde Tonga Tabu mehrmals von heftigen Erdbeben erschüttert, welche die ganze Bevölkerung in Schrecken versetzten. Die Eingeborenen glaubten, diese Phänomene verriethen den Zorn ihrer Hotuas und suchten sie durch Gesänge und Opfergaben zu besänftigen. Einige dieser Erschütterungen waren so stark, daß Häuser umgestürzt und Bäume entwurzelt wurden.

Nach einem nochmaligen Erscheinen des „Duff", der am 7. Septbr. 1797 nach Europa zurückfuhr und die Missionäre in den Händen der Eingeborenen ließ, wurde Tonga Tabu in einem Zeitraume von 30 Jahren nicht wieder besucht. Es erschien daselbst keine officielle Mission und die Abenteurer, welche wohl bisweilen an der Küste ankerten, fanden fast sämmtlich ein unglückliches Ende. Die Geschichte jener Zeit würde deshalb auch unbekannt geblieben seyn, wenn sie der Schiffbrüchige vom „Port-au-Prince", der Engländer Mariner, nicht aus dem Munde der Eingeborenen selbst erfahren und uns mitgetheilt hätte.

Der Häuptling, der Souverain, der Tyrann jener Zeit war Tugu Aho oder Talai Tabu. Er regierte als echter Metzger, indem er seine Unterthanen verstümmelte und zerfetzte, wie es nur irgend ein Pascha des Orients thun kann. Zum bloßen Zeitvertreibe ließ er zwölfen seiner Diener bei einer Kawagesellschaft den linken Arm abhauen. Jedem Gesichte, das ihm nicht gefiel, ließ er ohne Umstände die Nase oder ein Ohr abschneiden oder ein Auge ausreißen. Für ihn war dies ein Fürstenspiel.

Diese bis zum Wahnsinne getriebenen Grausamkeiten erbitterten bald die Häuptlinge der Insel, unter andern einen mächtigen Egui, Namens Tubo Niuha. Er verband sich mit seinem Bruder Finau, dem zinspflichtigen Häuptlinge aller Hapai Inseln. Beide beschlossen, den Archipel von dem wahnsinnigen Tyrannen zu befreien. Eines Abends, im Mai 1799, stiegen Finau und sein Bruder mit ihren Anhängern zu Hifo, der Residenz Tugu Aho's, an's Land. Der Vorwand zu diesem Besuche war der Wunsch, dem Tui Kana Kabolo zu huldigen und ihm Geschenke zu bringen. Da sie zu ungewöhnlicher Stunde kamen, mußte man sie die Nacht über behalten. Als alles im Schlafe lag, standen die Verschworenen auf; Finau sollte mit seinen Leuten die verschiedenen Ausgänge der königlichen Wohnung bewachen und Tubo Niuha nahm es über sich, in das Innere hineinzudringen und den Tyrannen mit eigener Hand zu ermorden. So geschah es. Der entschlossene Verschworene gelangte bis zu seinem Opfer, und damit Tugu Aho auch wisse, wer ihn erschlage, so weckte er ihn auf und sagte zu ihm: „ich bin es, Tubo Niuha", und mit einem Schlage seiner Keule streckte er ihn todt hin. Eine blutige Metzelei folgte diesem ersten Morde und die ganze Familie des Tugu Aho kam dabei um, bis auf ein dreijähriges Kind, den Adoptivsohn Tubo Niuha's, den der letztere rettete.

Diese Handvoll Männer war hinreichend gewesen, das Complott auszuführen, aber sie genügte nicht, um am Orte selbst den Angriff der Freunde und Verwandten des Opfers zu erwarten. Tubo Niuha und Finau zogen sich also in den Bezirk von Hagui zurück, um die Bewegungen ihrer Gegner zu beobachten. Bei der Nachricht von der Ermordung kam ganz Tonga Tabu in Bewegung. Von allen Seiten rief die Kriegstrompete die Streiter zu den Waffen. Man predigte sogar eine Art Kreuzzug gegen die Mörder. Diese brachten ihrer Seits ihre ganze Land- und Seemacht zusammen, überfielen und zerstreuten die feindliche Flotte, landeten zu Hifo und begannen den Kampf mit den am Ufer lagernden Truppen. Nach einer hartnäckigen Schlacht unterlagen Finau und sein Bruder; sie zogen sich von neuem nach Hagui zurück, wo ihnen der Zufall einen mächtigen Bundesgenossen zuführte. Es war Tui Hala Fatai, der Besieger der Witi Inseln, der größte Krieger von Tonga. Tui Hala Fatai hatte an der Spitze von kühnen Abenteurern gleich ihm zwei Jahre lang Krieg mit den Eingeborenen der Witi Inseln, wilden und muthigen Völkerschaften, geführt, die Ländereien derselben verwüstet, die Hütten zerstört und die Einwohner ermordet. Müde des Krieges und des Raubes kam er nach Tonga Tabu

Digitized by Google

in dem Augenblicke zurück, als Finau und sein Bruder der Stärke und der Zahl weichen mußten. Man denke sich die Freude der Besiegten, als sie Männer sich ihnen als Verbündete anbieten sahen, die nichts als Krieg dachten und entzückt waren, ihn auf dem heimathlichen Boden selbst zu finden. Der unerschrockene Häuptling dieser Abenteurer litt an einer tödtlichen Krankheit, aber es blieb ihm noch ein ganzer Tag zum Kampfe; er wollte ihn benutzen.

So begann also der Krieg am andern Tage, den 29. Mai, von neuem. Tui Hala Fatai, Finau und Tubo Niuha waadten sich auch Hifo und ihre nicht minder kampflustigen Gegner ersparten ihnen die Hälfte des Weges. Als man zusammentraf, ruhte man nach einem stillschweigenden Vertrage einen Augenblick aus, bis der ungeduldige Tui Hala Fatai sich mit seinen Kriegern auf einen feindlichen Haufen stürzte. Der Kampf wurde bald allgemein, erbittert und blutig, heldenmüthig und großartig von beiden Seiten. Die drei Häuptlinge Tui Hala Fatai, Tubo Niuha und Finau wetteiferten mit einander an Wundern der Tapferkeit. Der Abenteurer, der seinen Tod durch die Krankheit vor Augen sah, wollte ihn auf dem Schlachtfelde finden; er machte sich ein Bett von Leichen und auf dieses sank er erschöpft und von zwanzig Lanzenstichen durchbohrt. Der stärkere und kräftigere Tubo Niuha stand aufrecht in der Mitte von vierzig Kriegern, die unter seiner Keule gefallen waren; Finau, nicht minder tapfer, aber klüger, maß seine Schläge ab und gab nur solche, die sicher trafen. Ermuthigt durch solche Führer thaten ihre Krieger Wunder; der Feind wurde geschlagen.

Aber dieser theuer erkaufte Sieg bot Finau nicht so entscheidende Resultate, als daß er einen neuen Angriff der Anhänger des erschlagenen Hu hätte abwarten können. Er zog sich in seine Staaten von Hapai zurück, besiegte in zwei Schlachten zu Namuka die Krieger Tugu Aho's und befestigte so seine Herrschaft über diesen ganzen von nun an unabhängigen Archipel. Aber diese Revolution blieb nicht ohne Reaction gegen die Besiegten. Verschiedene Eguis oder Mata Bulais wurden der Gegenstand schrecklicher Rache. Man warf sie in Trupps in Pirogen, die man dann sinken ließ, oder man verließ sie auf dem hohen Meere, oder band sie nackt an Pfähle und ließ sie so den Hungertod sterben. Die Eingeborenen dieser Gegend glauben noch immer die Klagen dieser Opfer in dem Rauschen der Wogen zu hören.

Finau und Tubo Niuha dachten nun an die Unterwerfung Wawao's. Der Häuptling dieser Insel, Tugu Aho, wollte wohl anfänglich den Siegern widerstehen und ihre Geduld durch tägliche Scharmützel ermüden, aber dieser kleine Krieg dauerte nur zwei Wochen, dann war Finau Herr der großen Insel. Er ließ daselbst als zinspflichtigen Vicekönig seinen Bruder und Bundesgenossen Tubo Niuha und kehrte in seine Wohnung zu Hapai zurück, um über den Einfall in Tonga Tabu nachzudenken.

Tonga Tabu befand sich damals in beklagenswerther Anarchie. Da Tugu Aho keinen unmittelbaren Erben hinterlassen hatte, so stritten sich die Seitenverwandten um seine Macht. Die Insel war in zwanzig Parteien getheilt. Statt eines Königs hatte man zwölf Könige gewählt, die sich alle in Festungen verschanzten, einander bedrohten und angriffen, ohne daß einer das Uebergewicht erlangte. Die Missionäre, welche, zwischen diesen Königlein von einem Tage hin und hergeworfen, von der größten Anzahl bedrückt, kaum von einigen vertheidigt wurden, hatten gegen die Gefahren einer so kritischen Lage zu kämpfen. Drei dieser Unglücklichen wurden 1799 nach der Niederlage des Häuptlings, der sie schützte, Wea Tschi, ermordet. Fünf dagegen fanden zum Glück ein Schiff, das im Januar 1800 zu Tonga Tabu anlegte, und der letzte, der Pastor Veeson, der sich nach Wawao begeben hatte, war so glücklich, ein von der Küste aus sichtbares Schiff erreichen zu können, als ihn eben ein Todesurtheil treffen sollte.

Nach der Entfernung der Missionäre verschlimmerte sich die Anarchie immer mehr. Der Tui Tonga, der unter solchen Unordnungen für sein Leben fürchtete, zog sich nach Wawao zurück, wohin sich die Eingeborenen aller Gruppen von Zeit zu Zeit begaben, um seinem göttlichen Charakter die gebührende Ehre zu erweisen. Finau triumphirte; die Gegenwart des tonga'schen geistlichen Oberhauptes machte seine Rechte gesetzlich; er rühmte sich laut dieser auffallenden Anerkennung und nannte die Häuptlinge, seine Nebenbuhler, von nun an nur Gottlose und Rebellen.

Tonga Tabu war bei diesem Bürgerkriege kein Landungsort für die Europäer. Kurz nach der Ermordung der Missionäre erlag die Mannschaft von dem Schiffe „Argo", welche in der Witi Gruppe Schiffbruch gelitten und Toaga erreicht hatte, in den Kämpfen mit den Eingeborenen mit Ausnahme eines Einzigen, den ein Schiff aufnahm. Bald aber wurde ein noch ernsteres Attentat an diesen Küsten begangen. Bis dahin hatten es die Eingeborenen nur mit wohl bemannten und gut bewaffneten Kriegsschiffen zu thun gehabt und deshalb ihre Complotte scheitern sehen. Mit Handelsfahrzeugen würden sie leichter fertig geworden seyn. Der „Herzog von Portland", Cap. Meton, wurde ihr erstes Opfer und in Folge des Verraths eines Malaien und eines amerikanischen Deserteurs, Doyle, die ganze Mannschaft ermordet, außer einem Greise, vier Schiffsjungen und einer farbigen Frau, Elisa Mosey. Diese Individuen entgingen der Metzelei nur ihres Alters wegen; sie sollten bei der Ausleerung und Zerstörung des Schiffes behilflich seyn, und später geopfert werden, damit keine Spur von dem Verbrechen übrig bleibe. Doyle leitete die Arbeiten, war der rechte Arm und die Seele bei der Plünderung. Die Ausladung hatte seit mehrern Tagen gedauert, als eines Morgens der alte Mann und die vier Schiffsjungen über den Verräther herfielen, ihn tödteten, die Eingeborenen von dem Schiffe jagten, das Ankertau kappten und das Weite suchten, Elisa Mosey aber auf der Insel zurückließen. Man hat nichts wieder von diesen Unglücklichen erfahren, die ohne Zweifel an einer andern Küste untergingen.

Die „Union" von New York, Capitain Isaat Pendleton, erfuhr ihrerseits ebenfalls eine blutige Katastrophe. Sie hatte am 1. Octbr. 1804 an Tonga Tabu angelegt und schickte ein Boot ab, in welchem sich einige Matrosen, der Capitain und der Supercargo befanden. Der Tag und die Nacht vergingen und Niemand kam auf das Schiff zurück. Am nächsten Morgen fing der erste Lieutenant des Schiffs, Wright, an besorgt zu werden. Es war keine Pirogue an das Schiff gekommen, wie den vorigen Tag, und die Häuptlinge begnügten sich damit, durch Zeichen vom Lande aus zu verlangen, es solle ein anderes Boot abgeschickt werden. Sie suchten sich dahin verständlich zu machen, der Capitain habe Schweine und andere Lebensmittel gekauft, zu deren Transporte das Boot nicht hinreiche. Wright traute diesem seltsamen Benehmen nicht, und das aus um so sicherm Grunde, da allmälig Kriegspiroguen das Schiff umringten und bereits mehrere mit Keulen bewaffnete Eingeborene sich anschickten, an Bord zu kommen. Um ihren Eifer zu mäßigen, mußte man ihnen die Mündung der Kanonen zeigen. Sie entfernten sich darauf und hielten sich in einiger Entfernung. In demselben Augenblicke kam eine andere große Pirogue von der Küste her schnell auf das Schiff zu und that, als wolle sie den Amerikanern eine fremde Frau zeigen, die auf dem Hintertheile stand. Die erstaunte Mannschaft der „Union" suchte vergebens dies Räthsel zu lösen, als jene Frau, nach einem ziemlich lebhaften Wortwechsel mit dem Egui der Pirogue, sich plötzlich in das Meer stürzte und nach dem Schiffe zu schwamm. Während des Schwimmens bat sie den Officier um Hilfe. „Seyd auf euerer Hut!" rief sie; „der Capitain und seine Leute sind am Lande ermordet worden." Man schoß auf die Pirogue, um die Flucht dieser Frau zu sichern, welche an Bord genommen wurde. Aus Wuth darüber, daß ihre Beute ihnen entgehe, stürzten sich die Insulaner auf die „Union" und begannen einen allgemeinen Angriff. Kanonen-, Kartätschen-, Flintenkugeln, nichts hielt sie zurück. Das Meer war mit Leichen, mit Piroguentrümmern ꝛc. bedeckt; Verwundete und Sterbende füllten die Luft mit entsetzlichem Geschrei. Die übrigen Kämpfenden ließen sich doch nicht abschrecken, klammerten sich an die Seiten des Schiffes an und schienen entschlossen zu seyn, dasselbe zu nehmen oder dabei umzukommen. Ein schreckliches Schicksal wäre der „Union" geworden, hätte Wright nicht das Ankertau kappen lassen. Als das Schiff mit vollen Segen seinen Lauf nahm, die Angreifer

Digitized by Google

umgestürzt wurden und ihre Hoffnung auf Blut und Beute verging, erhoben die Wilden ein entsetzliches Geschrei, gleich dem Tiger, dem seine Beute entgeht.

Unterdessen hatte man bereits die an Bord genommene Frau gefragt. Es war, wie man leicht erräth, Elisa Mosey, die einzige, welche dem Unglück des „Herzog von Portland" entgangen war. Sie erzählte, in Folge eines höchst freundschaftlichen Benehmens habe sich der Capitain mit seinen Begleitern in das Innere der Insel, weit weg von der Küste verlocken lassen, wo man sie plötzlich umringt und ermordet habe. Man wollte noch ein Boot an's Land locken und ihm ein ähnliches Ende bereiten. Aber Elisa hatte sich aufgeopfert; sie hatte sich erboten, die Ausführung des zweiten Hinterhalts zu erleichtern und verlangt, man solle sie an das Schiff bringen, damit sie den Officier überreden und täuschen könne. Sie wollte ihn aber warnen und retten. Ihr Plan gelang; die „Union" schwamm wieder frei auf dem Oceane, wie durch ein Wunder den Wilden von Tonga Tabu entgangen. Leider nur, um in noch wildere Hände zu gerathen. Das Verderben war diesem Schiffe bestimmt; einige Tage nachher scheiterte es an den Witi Inseln und die Mannschaft wurde von den Kannibalen dieses Archipels gebraten und gegessen.

Seit dem Unglücke der „Union" hielten wenige Handelsschiffe an der verderblichen Insel an. Turnbull fuhr 1803 bei Coa vorbei; der Capitain Campbell vom „Harrington", der 1809 zu Tonga Tabu ankam, sah einen Angriff voraus, und lichtete den Anker ohne an das Land zu gehen; der Capitain Brown vom „Port-au-Prince" dagegen, der weniger klug war, wurde das Opfer einer schrecklichen Katastrophe.

Der „Port-au-Prince", ein sehr schönes Schiff mit fast 100 Mann, 24 Zwölfpfündern und acht Caronaden von demselben Caliber, ankerte am 29. Novbr. 1806 zu Lefuga an der Gruppe Hapaï. Verführt durch das freundschaftliche Entgegenkommen der Eingeborenen, ging der Capitain Brown am 1. Decbr. an's Land, und eine halbe Stunde nachher war es um ihn und sein Schiff geschehen. Man ermordete ihn an der Küste mit seinen Begleitern, während der Egui Tubo Toa das Schiff nahm. Von 62 Europäern kamen 36 um; sechsundzwanzig ließ man das Leben. Unter dieser Zahl war Mariner, von dem schon die Rede gewesen ist, ein verständiger und gebildeter junger Mann, dem wir die Einzelnheiten dieser Geschichte verdanken. (Taf. 5. Abbild.) Mariner befand sich, obgleich gerettet, in dem beklagenswerthesten Zustande, als sich der König Finau für ihn interessirte und ihn in seinen Dienst nahm. Seit dieser Adoption wurde Mariner ein wirklicher Tonga; er nahm die Tracht der Eingeborenen, ihre Sitten und Gebräuche an. Einer seiner Unglücksgefährten, Singleton, ergab sich ebenfalls in die neue Lage. Im Jahre 1806 hatte er Schiffbruch gelitten und 1831, als der Capitain Waldegrave bei Tonga Tabu war, lebte er noch immer daselbst.

Die Wegnahme des „Port-au-Prince" war das Werk Finau's. Für ihn hatte sie eine große politische Wichtigkeit; er wollte das Geschütz, die Munition, die Masten, die Taue, das Eisen besitzen. Er war nach allen diesen Dingen so begierig, daß er unbarmherzig alle Diebe umbringen ließ, indem er sagte, „es seyen nichtsnutzige Menschen, deren Leben von keinem Einflusse auf die übrige Gesellschaft sey."

Um das Eisen schneller und leichter aus dem Kiele zu ziehen, befahl Finau, das Schiff in Brand zu stecken, was denn auch geschah, und worauf man die Trümmer an's Ufer zog. Die Engländer mußten an der Zerstörung ihres eigenen Schiffes mitarbeiten; sie lehrten die Wilden die mechanischen Mittel, die Kanonen fortzuschaffen, zeigten ihnen, wie sie bedient werden müßten und wurden selbst die Artilleristen Finau's. Diese lange Arbeit war von merkwürdigen und scherzhaften Scenen bezeichnet. Die meisten Gegenstände, welche sich auf dem Schiffe befanden, waren neu für die Eingeborenen, sie kannten den Gebrauch derselben nicht und wunderten sich, wenn man sie damit bekannt machte. So versetzte sie eine Uhr mit ihrem fortdauernden Geräusche und ihrer unbemerklichen Bewegung in ein außerordentliches Staunen; sie drehten sie nach allen Seiten um, warfen sie erschrocken weg und nahmen sie wieder. Zuerst hielten sie dieselbe für ein Thier und sodann für ein Gewächs. Endlich wendeten sie sich an Mariner, der ihnen so gut als es gehen wollte den Mechanismus dieses Gegenstandes erklärte. Als sie ihn verstanden hatten, riefen sie aus: tanua boto! (welches kluge Land!)

Ermuthigt durch diese Verstärkung an Waffen und Leuten dachte Finau von neuem an Tonga Tabu. Er organisirte seine Armee, bildete ein kleines englisches Artilleriecorps, machte einen kleinen Geschützpark, versammelte alle seine Truppen zu Namuka und musterte sie auf dem Matai. Man schiffte sich auf 170 Pirogen ein, welche am andern Tage zu Pangaï Modu anlangten. Mafanga, der heilige Ort, der von den beiden kriegführenden Parteien geachtet werden sollte, schickte Geschenke an den König von Hapaï und dieser verrichtete, begleitet von seinen Mata Bulais, die Ceremonie des Togui auf dem Grabe seines Vaters. Der König hatte seine gewöhnlichen Kleidungsstücke von gefärbten Zeugen abgelegt, sich in bloße Decken gewickelt und trug am Halse, als Zeichen der Demuth, Kränze von Ifidiättern. Die Beamteten seines Hauses hatten dieselbe Kleidung und dieselben Embleme. Sie setzten sich alle nach orientalischer Weise nieder, schlugen eine Minute lang mit ihren geballten Fäusten auf ihre Wangen, schweigend, ohne ein Wort, eine Klage hören zu lassen, worauf einer der vornehmsten Mata Bulais Finau's eine Anrufung des Geistes des Vaters Finau's begann. „Siehe diesen Häuptling," sagte er, „der nach Tonga gekommen ist, um seine Feinde anzugreifen; sey ihnen günstig; gewähre ihm deinen Schutz; er wird in dem Gedanken kämpfen, daß er nicht Unrecht hat; er hat immer den Tui Tonga mit der größten Ehrfurcht behandelt und sorgfältig alle religiösen Ceremonien vollbracht." Nach diesem Gebete wurden Kawastengel auf dem Fai Toka gelegt und Finau zog sich mit seinen Leuten zurück.

Der Krieg begann denselben Tag. Finau rückte gegen die Festung oder kolo von Niuku Lafa, eine der furchtbarsten der Insel. Diese hundert Klaftern ungefähr von der Küste liegende kreisförmige Citadelle nahm einen Raum von vier bis fünf Ackern ein und wurde durch eine doppelte Reihe neun Fuß hoher Palisaden und zwölf Fuß tiefe Graben vertheidigt. Von funfzehn zu funfzehn Klaftern war diese Einschließung von neun Fuß breiten Platforms flankirt, von wo die Belagerten Wurfwaffen auf die Angreifenden schleudern konnten. Außer verschiedenen kleinen Ausgängen hatte die Citadelle vier große Thore. Mit den gewöhnlichen Waffen der Eingeborenen war dieser Ort uneinnehmbar; aber den Caronaden des „Port-au-Prince", der Artillerie Finau's, mußte er sich in wenigen Stunden ergeben. Das Kleingewehrfeuer reinigte zuerst die Platforms und dann begannen die Kanonen. Finau saß auf einem von dem Schiffe entwendeten großen Stuhle und folgte mit dem Auge der Wirkung des Geschützes. Da kein sichtbares Uebel daraus erfolgte, so wurde er anfänglich unwillig, als er aber in den geräumten Platz hineinkam und 400 Todte oder Verwundete auf dem Kampfplatze liegen sah, becomplimentirte er Mariner und dessen Gefährten wegen ihrer mörderischen Geschicklichkeit und dankte ihnen für ihre Mitwirkung. Von nun an wurde das Schicksal derselben ruhiger und erträglicher.

In dem Siegesrausche wurde die Festung von Niuku Lafa anfänglich in Brand gesteckt, nach wenigen Tagen aber, auf den Rath der Priester, welche sich Organe der Götter nannten, wieder aufgebaut. Man benutzte die Armee Finau's dazu.

Der Krieg ging indeß nicht so, wie es der König von Hapaï gewünscht hatte. Der Feind vermied ein allgemeines Zusammentreffen, wobei die Kanonen über Zahl und Muth triumphirten; er legte aber Hinterhalte, mezzelte ganze Trupps nieder und organisirte einen Buschkleppekrieg. Bei einer solchen Gelegenheit fiel Mariner in einen Graben und würde ohne die Aufopferung vier seiner Begleiter verloren gewesen seyn. Dreißig Wilde von Hapaï fielen neben ihm nach einem hartnäckigen Widerstande. Was unserm Europäer dabei am meisten auffiel, war ein Zweikampf zwischen einem Hapaï- und einem Tonga-Häuptlinge. Bei dem ersten Angriffe zerbrachen ihre Kenien; sie begannen darauf den Faustkampf und endlich rangen sie mit einander; keuchend, erschöpft, halb todt fielen sie neben einan-

Digitized by Google

der nieder, bissen einander, so lange sie noch die Kraft dazu hatten, und blieben dann unbeweglich liegen, ohne ein Glied rühren zu können. Als sie sich allmälig erholt hatten, entsagten sie mit gegenseitiger Einwilligung der Fortsetzung des Kampfes und jeder begab sich zu den Seinigen.

Der Krieg, der sich so in Einzelkämpfe auflöste, brachte in seinem Gefolge schreckliches Elend. Die Felder blieben unbebaut liegen und es entstand Hungersnoth. Um dieser zu entgehen, tödtete, briet und aß man die Gefangenen. Einige verzehrten dies Fleisch aus Geschmack, andere aus Noth und noch andere aus einem gewissen Ehrgefühle. Hatte man so die Gefangenen einen nach dem andern aufgezehrt, so ermordeten sich die Krieger eines Lagers untereinander, um ihren Hunger zu stillen. Mariner erwähnt ein Beispiel von zwei Brüdern, die ihre Tante durch das Anbieten einer Yamswurzel zu sich lockten, die arme Frau dann erschlugen und ihren Körper theilten.

In dem tongaschen Lager war der Mangel nicht minder groß. Ein einziges Beispiel wird dies beweisen. Zwei Töchter eines Egui von Nugu Nugu begannen mit zwei jungen Häuptlingen eine Partie Lafo mit folgendem Einsatze: wenn die Mädchen verlieren, so theilen sie mit den Häuptlingen, ohne alle Entschädigung eine Yamswurzel, welche sie besitzen; wenn die Häuptlinge verlieren, so findet dieselbe Theilung statt, aber als Entschädigung und als Zukost müssen die Verlierenden den Körper eines Mannes schaffen und ihn mit den Mädchen theilen. Der Zufall begünstigte die letztern und die Häuptlinge legten einen so guten Hinterhalt vor einer feindlichen Feste, daß sie den Körper bald erhielten.

Finau, der lange aus seinen Staaten Hapai entfernt war, suchte nur einen Vorwand, um diesen blutigen und nutzlosen Krieg zu beendigen. Der Tod des Tui Tonga gab ihm denselben. Er mußte dem Begräbnisse dieses geistlichen Oberhauptes beiwohnen, der bereits vor mehrern Monaten gestorben war. Da er indeß die erlangten Vortheile nicht einbüßen wollte, so trat er die Feste von Niuku Lafa an Tarkál, den Häuptling von Bea, einen der berühmtesten Krieger von Tonga Tabu, ab, der sich für ihn erklärt und ihn als Ihu oder König des ganzen Archipels anerkannt hatte. Diese Unterwerfung war indeß nur erheuchelt, denn noch ehe Finau sich einschiffte, konnte er seine Festung von den Flammen verzehren sehen. Waren die Priester nicht, die auf seiner Abreise bestanden, so hätte er diesen Verrath gerächt und Tarkal mit der ganzen Familie desselben vernichtet, aber die religiöse Ceremonie ging dem politischen Hader voe. Finau kam nach Namuka zurück, dann nach Lefuga, wo eben feierlich das große Tabu wieder von den Erzeugnissen der Erde genommen wurde. Der neue Tui Tonga führte den Vorsitz bei diesem denkwürdigen Feste und fünf Tage nachher heirathete er eine Tochter Finau's von achtzehn Jahren. Dieser Tui Tonga, der damals nur 40 Jahre zählen konnte, mußte ein Bruder des vorigen seyn.

Wenige Tage nachher kam eine neue Anreizung zum Kriege hinzu. Einer der Söhne Tugu Aho's, Namens Tubo Toa, hatte in seinem Herzen geschworen, den Tod seines Vaters an der Person des Mörders Tubo Niuha, des Mitschuldigen Finau's, zu rächen. Bis zur Ausführung dieser Sühnungsthat wollte er keine Cocusmilch trinken. Er schloß sich seinem Plane zu Folge Finau an und suchte Tubo Niuha bei demselben anzuschwärzen und als einen gefährlichen Nebenbuhler darzustellen. Finau schenkte diesen Verleumdungen Gehör, wurde eifersüchtig auf seinen Bruder und dessen unbeschränkten Einfluß auf Wawao und ließ sogar den Wunsch errathen, von ihm befreit zu werden.

Dies genügte dem Tubo Toa. Entschlossen zum Morde, benutzte er den Augenblick, als Tubo Niuha sich zu Lefuga befand, und ließ ihn eines Abends von vier Vertrauten unter den Augen Finau's überfallen und umbringen. Dieser ließ das Verbrechen geschehen und begnügte sich, öffentlich dagegen zu protestiren. Die größten Ehren wurden dem Leichname des Opfers erwiesen und man begrub ihn in dem Grabe seiner Vorfahren mit allem seinem Range gebührenden Ceremoniel.

Um ein fernes Land besser unter Aufsicht zu erhalten, ernannte Finau damals zur Regentin über Wawao seine Tante Tui Umu. Die Häuptlinge schwuren dem Könige von Hapai den Eid der Treue auf das heilige Kawagefäß; aber drei Wochen nachher empörten sich Wawao und dessen neuer Souverain gegen Finau, den sie der Mitschuld an dem Morde Tubo Niuha's anklagten. Die Insel erklärte sich für unabhängig und zu Felle Toa erhob sich eine Festung.

Ein neuer Krieg brachte also Tonga Tabu Ruhe. Die Unterwerfung Wawao's war nun am dringendsten und Finau dachte vor allem daran. Er begab sich mit 4000 M. auf eine der Hapai Inseln, Hanao, und schiffte von da nur mit drei Pirogen, dem Vortrabe seines Heeres, nach Wawao. Die Landung fand zu Nai Afu, dem heiligen Orte Wawao's, statt. Von da aus begab sich Finau nach der feindlichen Citadelle und eröffnete vor den Verschanzungen derselben Unterhandlungen. Die Häuptlinge von Wawao zeigten sich nicht unfügsam, willigten vielmehr ein, Finau wieder als ihr Oberhaupt anzuerkennen, forderten aber, daß er sich auf ihrer Insel niederlasse, oder wollten, wenn ihm der Aufenthalt auf Wawao nicht zusage, seine Oberherrschaft durch einen jährlichen Tribut anerkennen, unter der Bedingung, daß die Insel von Eingeborenen und nicht von andern Häuptlingen regirt werde. „Wir sind der Kriege müde," sagten die Unterhandelnden, „und wollen einen guten und langen Frieden."

Finau hörte diese Eröffnungen nur mit Unwillen an, schiffte sich auf seiner Pirogue wieder ein und sprach nur von Rache. Auf Hanao sammelte er seine ganze Flotte und fuhr mit 150 Piroguen und 5000 M. nach dem aufrührischen Archipele ab. Die englischen Artilleristen waren ebenfalls dabei. Man landete am nächsten Tage zu Nai Afu und befand sich am darauffolgenden Tage vor der schrecklichen Citadelle mit drohenden Hilfsmitteln aller Art. Die Belagerten erschraken nicht und empfingen ihren Feind mit Pfeilschüssen. Finau antwortete anfangs nicht darauf; er verlangte einen Waffenstillstand. „Die Verwandten, die Freunde, welche in den entgegengesetzten Reihen kämpfen, mögen sich sehen und umarmen," sagte er. Und wirklich wurden drei Stunden lang zwischen den beiden Parteien viel Thränen vergossen. Die Freunde stürzten einander in die Arme und beklagten die harte Nothwendigkeit des Kriegs. Diese Scene hätte sich vielleicht mit einer Uebereinkunft geendet, wäre nicht ein einzelner Angriff vorgekommen. Einer von den Belagerten schoß einen Pfeil nach Mariner ab, der sich in der ersten Reihe befand, und fehlte ihn; der Engländer antwortete mit einem Flintenschusse und fehlte nicht. Dieser Knall wurde das Signal eines Kampfes, der den ganzen Tag bei großem Blutverluste von beiden Seiten fortdauerte. Fast alle Mörder Tubo Niuha's blieben auf dem Schlachtfelde; Tubo Toa selbst verlor seine Frau, welche in Gefangenschaft gerieth. Aber diesen kleinen Vortheil mußten die Belagerten grausam büßen; die Kanonen bedeckten ihre Verschanzungen mit Todten und ließen ihnen keine andere Wahl, als eine heldenmüthige, aber unnütze Vertheidigung. Statt vor den donnernden Schlünden furchtsam zu fliehen, spotteten ihnen mehr als ein Insulaner. Einer derselben hatte sich, um seine Cameraden zu beruhigen, gerühmt, sich mit einer Kanone im Zweikampfe zu schlagen und seine Lanze derselben in den Rachen zu stoßen. Wirklich ging er, als das Feuer eröffnet wurde, gerade auf die Kanone zu, welche Mariner bediente. Mariner richtete sie auf ihn, aber als der Schuß losgehen sollte, wich ihm der Insulaner dadurch aus, daß er sich platt auf den Bauch legte. Nachdem sie abgefeuert war, sprang er wieder auf, richtete einige herausfordernde Worte an das Geschütz, schwang seine Lanze und stieß sie gegen das mörderische Werkzeug. Mariner legte in diesem Augenblicke seine Flinte auf ihn an, aber ein Pfeil wendete den Schuß nochmals ab. Der unerschrockene Ritter konnte die Citadelle unter Triumphgeschrei erreichen. Von dieser Zeit an nannte man ihn Fana Fanua, was in der Landessprache Kanone heißt (Fana, Bogen, und Fanua, Erde).

Dieser hitzige Kampf endigte erst in der Nacht. Die Citadelle hielt sich trotz aller Macht Finau's. Dieser zog sich unwillig nach Nai Afu zurück, wo er sich seinerseits verschanzte. Von nun an nahm der Krieg einen Charakter von Scharmützeln und einzelnen Kämpfen an, in denen der Vortheil bald diesem, bald jenem Lager blieb. Einzelne Waffenthaten, Züge von individuellem Heldenmuthe zeichneten diesen Streit aus; er hatte seinen

Digitized by Google

Weiberraub, seine Menschenopfer, seine kriegerischen Episoden, seine Herausforderungen, seine Zweikämpfe wie eine Homerische Epopöe.

Endlich nach mehrern Monaten fruchtloser Anstrengungen kam Finau, der wohl einsah, daß mit Gewalt nichts auszurichten sey, auf friedlichere Mittel. Er verschaffte sich verschiedene Zusammenkünfte mit den Häuptlingen von Wawao und bearbeitete dieselben so gut, daß sie sich entschlossen, ihn wieder als ihren König anzuerkennen. Da er damals einmal gefügiger war, so scheute er sich nicht zu versprechen, daß er sich in Wawao niederlassen, nur eine ganz kleine Anzahl Matabulais bei sich behalten, die übrige Armee nach den Hapaï Inseln zurückschicken wolle, deren Regierung er von nun an Tubo Toa überlassen werde. Schon den andern Tag hielt Finau seinen Einzug in die Citadelle an der Spitze seiner ersten Officiere. Er brachte der Königin Tui Uma seine Huldigungen dar und unterzeichnete einen definitiven Frieden. Kaum war dieser Frieden unterzeichnet, so wurde er auch gebrochen. Finau verbrannte die Festung Felle Toa und behielt die von Naï Afu. So entwaffnete er seine Feinde und behielt doch seine eigenen Vortheile. Die wichtigsten Häuptlinge von Wawao, die durch dieses Benehmen mißtrauisch geworden waren, hielten es für gerathen, sich wieder mit Tarkaï und den Unzufriedenen von Tonga Tabu zu verbinden, statt auf ihrer Insel die Resultate der Milde des Siegers abzuwarten. Die Zukunft rechtfertigte diese Handlung der Vorsicht.

Um diese Zeit (1807—1808) brachte ein Schiff von Port Jackson einen Häuptling von Tonga Tabu und dessen Frau, Fata Foï, zurück, welche zwei Jahre in der englischen Colonie zu Sidney zugebracht hatten. Finau besprach sich mit diesen Emigranten, welche ihm kein geschmeicheltes Bild von dem Leben und der Gastfreundschaft der Europäer entwarfen. Sie erzählten, daß man in den Städten, welche sie gesehen, vor einer mit Lebensmitteln gefüllten Handlung verhungern könnte, daß nur Geld Equis mache und daß diese unglücklichen Leute von früh bis Abends arbeiteten, um sich dasselbe zu verschaffen.

Dieses Wort „Geld" beschäftigte Finau lange nach dem Besuche dieser tongaischen Reisenden. Er fragte auch alle Engländer darüber, namentlich Mariner. „Woraus ist das Geld gemacht?" fragte er. „Ist es von Eisen? Kann man nützliche Waffen oder Werkzeuge daraus verfertigen? Oder kann man sie sich dafür verschaffen? Wenn man sie daraus verfertigen kann, warum macht denn nicht jeder Geld, um es dann gegen die Gegenstände, die er wünscht, umzutauschen?" Auf diese Fragen erklärte Mariner so gut es ihm möglich war das Geldsystem Europas, die Beschaffenheit, die Anwendung des Geldes, seine Seltenheit, seinen innern Werth als Metall, das Privilegium der Könige Geld zu schlagen und es mit ihrem Bilde zu bezeichnen, und die wohlthätige Wirkung als Tauschmittel. Finau verstand alles dies nur zur Hälfte und gab seine bisherigen Ansichten den angeführten Gründen nicht gefangen. Ein anderer Häuptling, der gegenwärtig war, Fili Moë Atu, ging besser in den Gedanken des Erklärers ein. „Ja," sagte er zu Finau, „ich verstehe es; höre, wie es ist: das Geld ist bequemer als die Waaren; es ist leicht, seine Waaren gegen Geld auszutauschen, weil man wiederum das Geld gegen Waaren umtauschen kann, sobald man es wünscht. Die Waaren können verderben, besonders die Lebensmittel; das Geld verdirbt nie. Obgleich das Geld für sich keinen Werth hat, so besitzt es doch einen wirklichen, weil man etwas dafür erhalten kann, ohne etwas außerdem dazu zu geben. Es erhält diesen Werth so lange, als es gegen Waaren angenommen wird." So sprach Fili Moë Atu, ein für jene Gegenden gewiß sehr verständiger Mann, der mit seltenem Scharfsinne eine der nützlichen Seiten unserer Geldsystems erriethe; aber Finau gab sich noch nicht überwunden; er widerstand noch immer. „Nein," sagte er, „das kann nicht so seyn. Es ist unsinnig, einem Metalle, das keinen wesentlichen Nutzen hat, einen Werth beizulegen. Wenn man dazu Eisen nähme, so könnte man Scheeren, Messer, Beile daraus machen; aber Geld? wozu dient das Geld? Wenn ihr zuviel Yams habt, so tauscht ihr sie gegen Zeuge aus. Das Geld ist ohne Zweifel bequemer und leichter zu handhaben, aber eine Sache, die nicht verdirbt und sich nicht abnutzt. Und was folgt daraus? Man häuft es auf, statt es mit seinen Freunden und Nachbarn zu theilen, wie es einem edlen Häuptlinge geziemt. Man wird geizig und selbstsüchtig. Das kann man bei Lebensmitteln nicht werden, man muß sie für nützliche Gegenstände hingeben suchen, oder sie seinen Freunden, seinen Dienern, seinen Verwandten schenken. „Ach!" setzte Finau hinzu, „jetzt begreife ich, warum die Papa Languis (Europäer) so selbstsüchtig sind. Das Geld macht es!"

Doch bedauerte es Finau, trotz seiner Philosophie, als er den Werth der Dollars kennen lernte, mehrere Fässer solcher Geldstücke mit dem „Port-au-Prince" verbrannt zu haben. Er hatte sie für paangas, eine Art Steinscheiben bei einem Spiele, gehalten. „Jetzt begreife ich," sagte er zu Mariner, „die ganze Wichtigkeit dieser Wegnahme. Bis diesen Augenblick glaubte ich, euer Schiff gehöre einem armen Manne, irgend einem Koche des Königs Georg, denn das Schiff des Capitain Cook, das dem Könige gehörte, hatte an Bord eine Menge Halsbänder, Beile, Spiegel, während das eurige nur eiserne Haken, Oel, Farbe und 12,000 Paangas hatte, wie ich damals glaubte. Da aber diese Paangas Geld waren, so sehe ich wohl ein, daß euer Schiff irgend einem großen Häuptlinge angehört haben muß."

Die Unterwerfung Wawao's war die letzte kriegerische That des Königs von Hapaï. Die Niedermetzelung einiger Häuptlinge von Wawao und eine kleine Zahl diplomatischer Unterhandlungen beschäftigten allein seine Tage, welche er nicht den Vergnügungen widmete. Der Fischfang und die Jagd nahmen seine Zeit fast ganz allein in Anspruch. Mariner, der nun ruhig auf der Insel Wawao lebte, vergaß die Strapazen des Kriegs auf einer reizenden Besitzung, deren Benutzung Finau ihm bewilligt hatte. Dennoch sehnte er sich in sein Vaterland zurück und erhielt endlich von dem Könige die Erlaubniß, sich auf dem „Hope", Capitain Chase, von New York, einzuschiffen, der noch drei andere seiner Cameraden mitnahm; als er aber an das Schiff kam, verweigerte man ihm die Aufnahme. Das Fahrzeug habe zuviel Mäuler zu füttern, sagte man; er müsse auf eine andere Gelegenheit warten.

Finau, der ein eben so guter Staatsmann, als ausdauernder Krieger war, versäumte keine Gelegenheit, die mächtigsten Häuptlinge zu seiner Partei zu ziehen. So wurde ein Mata Bulaï von Tonga Tabu, Namens Ku Muala, der von einem Zuge nach den Witi Inseln zurückkam, von ihm aufgenommen und unterstützt; eben derselbe Häuptling, der gegen sein Heer die Feste Niuku Lafa vertheidigt hatte, ein gewisser Tubo Malohi, der Bruder Tubo Toa's, der sich unterwarf und um die Erlaubniß bat, ruhig mit seinen Leuten auf dem Archipel Hapaï leben zu dürfen.

Aber die Tage Finau's waren von nun an gezählt. Seine junge Tochter Sau Owal Langui (die vom Himmel Gegebene) ging ihm in das Grab voraus, nachdem sie fünf oder sechs Wochen gesiecht hatte, und den Tag nach ihrem mit dem größten Pompe begangenen Leichenbegängnisse wurde Finau selbst gefährlich krank. Vergebens wurde eines seiner eigenen Kinder geopfert, um die Götter zu beschwören; vergebens brachte man den Sterbenden von einem Tempel zum andern, von einer Kapelle zu einem Heiligthume der Hotuas und selbst in das Haus des Tui Tonga. Die Krankheit verschlimmerte sich immer mehr und Finau starb auf dem Mataï seines Hauses zu Naï Afu.

Es war zu fürchten, daß verschiedene Häuptlinge, Tubo Toa, Wuna Lahi und Finau Fidschi, die Regierung Wawao's seinem Sohne Moë Ngongo streitig machten. Aber der junge Fürst faßte unter Beirath seines Oheims Finau Fidschi die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand. Da er fürchtete, die Theilung seiner Macht möge sie schmälern und in Gefahr bringen, so entsagte er allen seinen Rechten auf die Hapaï Inseln und erklärte, er werde sich damit begnügen, die Gruppe Hafulu Hu zu regieren. Dieser Theil des Tonga Archipels paßte besser für einen Fürsten, der einen Theil seiner Jugend auf Samoa zugebracht und zwei Frauen von dort mitgebracht hatte. Auf seiner Rückkehr hatten zwei Frauen von Hapaï seinen Harem vervollständigt.

Entschlossen zu einer Trennung, welche durch eine kluge Politik geboten war, versammelte der neue König, der den Namen Finau II. angenom-

Digitized by Google

men hatte, ſeine Unterthanen auf dem Malaï von Naï Afu und hielt nach einem feierlichen Kawa folgende Anrede an ſie, ein wirkliches Muſter der Tongaberedtſamkeit: —

„Hört mich, Häuptlinge und Krieger!

„Wenn Jemand unter Euch unzufrieden iſt über den gegenwärtigen Zuſtand der Angelegenheiten von Wawao, ſo iſt es der rechte Augenblick, nach Hapaï zu gehen.

„Denn Niemand wird zu Hafulu Hu mit unzufriedenem und nach andern Orten gerichtetem Sinne bleiben.

„Mein Herz iſt betrübt, wenn es die Verwüſtungen ſieht, welche durch die fortwährenden Kriege des Häuptlings verurſacht worden ſind, deſſen Leichnam jetzt auf dem Malaï ruht.

„Wir haben allerdings viel gethan, aber was iſt die Folge davon? Das Land iſt entvölkert, der Boden mit Unkraut überwuchert und es fehlen die Hände zum Anbaue. Wenn wir im Frieden geblieben wären, würde es noch bevölkert ſeyn.

„Die angeſehenſten Häuptlinge und Krieger ſind nicht mehr und wir müſſen uns mit der Geſellſchaft der niedrigern Claſſen begnügen. Welcher Unſinn!

„Iſt das Leben nicht ſo ſchon zu kurz! . . .

„Iſt es nicht ein Beweis von edlem Charakter eines Mannes, Frieden zu halten und mit ſeiner Lage zufrieden zu ſeyn?

„Iſt es deshalb nicht eine Thorheit, das noch abzukürzen, was leider ſchon zu kurz iſt?

„Wer unter uns kann ſagen: „ich wünſche den Tod, ich bin des Lebens überdrüſſig?"

„Seht! Haben wir nicht gehandelt wie Unſinnige?

„Wir haben etwas geſucht, das uns alles raubte, was uns wirklich nothwendig war.

„Doch will ich Euch nicht ſagen: gebt jeden Wunſch zu kämpfen auf.

„Die Stirn des Krieges möge ſich unſerm Lande nahen, der Feind möge kommen, um unſere Beſitzungen zu verwüſten, wir werden ihm mit um ſo größerer Tapferkeit widerſtehen, als unſere Pflanzungen an Ausdehnung gewonnen haben.

„Beſchäftigen wir uns alſo mit dem Anbaue des Landes, weil dieſer allein unſer Vaterland retten kann.

„Warum ſollten wir nach einer Vergrößerung unſeres Gebiets ſtreben?

„Iſt das unſerige nicht groß genug, uns unſern Unterhalt zu geben? Wir werden nie alles verzehren können, was es hervorbringt . . .

„Aber vielleicht ſpreche ich zu Euch nicht mit gehöriger Weisheit. Die alten Mata Bulais ſitzen neben mir; ich bitte ſie zu ſagen, ob ich Unrecht habe.

„Ich bin nur ein junger Mann, ich weiß es, und ich würde nicht mit Weisheit handeln, wenn ich nach dem Beiſpiele des verſtorbenen Häuptlings nach meinen eigenen Gedanken regieren wollte und ohne den Rath der Erfahrenen zu hören.

„Empfangt meinen Dank für die Liebe und Treue, welche ihr für ihn gefühlt habt.

„Finau Fidſchi und die hier gegenwärtigen Mata Bulais wiſſen, wie ſehr ich mich bemüht habe, mich von dem zu unterrichten, was unſerm Lande nützlich ſeyn könnte.

„Sage nicht zu Euch ſelbſt: „warum hören wir das Geſchwätz eines Knaben an?"

„Erinnert Euch, wenn Ihr ſo ſprecht, daß meine Stimme der Widerhall der Anſichten Tuï Umu's und Ulu Walu's und Afu's und Futu's und Ulo's und aller Häuptlinge und Mata Bulais von Wawao iſt.

„Hört mich! Ich wiederhole es, hält es Jemand unter Euch mit einem andern Lande, iſt Jemand unzufrieden mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Angelegenheiten, ſo hat er jetzt die einzige Gelegenheit, die Inſel zu verlaſſen, denn nach dieſem Augenblicke werden wir keine Verbindung mehr mit Hapaï haben.

„Wählt alſo den Ort Eures Aufenthalts — Fidſchi, Hamoa, Hapaï, Fatuna und Lotuma.

„Diejenigen, deren Wunſch einmüthig iſt, diejenigen, welche in einem fortdauernden Frieden leben wollen, werden allein zu Hafulu Hu bleiben können.

„Indeß ich will keineswegs die Begeiſterung eines kriegeriſchen Herzen ganz unterdrücken.

„Seht! die Länder von Tonga und Fidſchi ſind fortwährend im Kriege mit einander. Wählt dasjenige, wohin ihr gehen wollt, um Euere Tapferkeit ſehen zu laſſen.

„Erhebt Euch! Ein jeder begebe ſich in ſeine Wohnung und denke ernſtlich über die Abfahrt der Piroguen nach, welche morgen nach Hapaï rudern werden."

Wie iſt alles ſo ernſt in dieſer Rede! Welcher Adel und welcher Verſtand! Welche Beredtſamkeit und welche Politik! Ohne Zweifel hatte der junge Finau dieſes Programm ſeiner Regierung nicht allein entworfen. Sein Oheim Finau Fidſchi, ein unerſchrockener und kluger Mann, und dann die weiſeſten Eguis von Wawao hatten gewiß Antheil an dieſer Thronrede; wer aber auch ihre Verfaſſer ſeyn mögen, die Rede iſt ein Meiſterſtück. Sie bildete das Corollarium der Entſcheidung Finau's, der Souveränetät Hapaïs zu entſagen; ſie enthielt eine förmliche Kritik der vorigen Regierung und die Ankündigung eines andern Syſtems. Gewiß, wenn der alte Finau aus dem Grabe hätte aufſtehen können, er, der durch den Krieg und die Diplomatie emporgekommen war, jener Ehrgeizige, dem nur die Zeit und die Macht zu den größten Reſultaten fehlten, wie würde er das friedliche und civiliſirende Wort ſeines Sohnes desavouirt haben! Welcher Abſtand zwiſchen dieſen beiden Männern und dieſen beiden Syſtemen: Finau I. beklagte aus Eroberungsſucht vor Mariner oft die Schwäche ſeiner Mittel und bedauerte, daß der Archipel für ſeine Plane nicht groß genug ſey. „Ach!" rief er, „warum haben mich die Götter nicht zum Könige von England gemacht! Jede Inſel in der ganzen Welt, ſo klein ſie auch wäre, würde meiner Macht unterworfen worden ſeyn. Der König von England verdient die Macht nicht, welche er beſitzt. Da er Gebieter über ſo viele Diener iſt, warum duldet er, daß kleine Inſeln, wie Tonga, ſeine Unterthanen fortwährend durch Verrath beleidigen? Wenn ich an ſeiner Stelle wäre, würde ich wohl in friedlichem Tone Schweine und Yams verlangen? Nein, ich würde mit der Stirn des Krieges kommen und mit dem Donner Beſotane's (Britaniens), ich würde ihnen zeigen, wer der Herr zu ſeyn verdient. Nur Männer von unternehmendem Geiſte ſollten Kanonen beſitzen und die Welt regieren; wer ſich beleidigen läßt, ohne ſich zu rächen, iſt zum Diener geboren."

Der junge Finau blieb bei ſeinem Vorſatze. Er ſchickte die Krieger auf ihre Beſitzungen zurück und gab dem Ackerbaue und den nützlichen Künſten neuen Antrieb. Er ließ die Citadelle von Felle Toa wieder bauen, um das Land gegen die Angriffe der Eingeborenen von Hapaï und Tonga Tabu zu ſichern. Kaum geſtattete er dem Häuptlinge von Hapaï im Jahre einmal, bei einem großen Natſchi, herzukommen, um ſeine religiöſen Pflichten auf dem Grabe des letzten Hu zu verrichten. Und bei dieſer Gelegenheit traf er alle Anſtalten, um einen etwaigen Ueberfall unmöglich zu machen. Er trieb die Vorſicht ſo weit, daß er dem jährlichen Tribute entſagte, den ihm Tubo Toa als Nachfolger Finau's zahlen wollte. Im Anfange hatte er es nicht hindern können, daß eine Pirogue, eine einzige, die Tonga Mana's, eines Gliedes der Familie des Tuï Tonga, einmal im Jahre ankam, um bei Gelegenheit des Natſchi dem geiſtlichen Oberhaupte das ſchuldige Opfer zu bringen; als aber der Tuï Tonga ſtarb, benutzte er dieſe Gelegenheit, dieſe Würde aufzuheben und ſo jeden Vorwand einer Verbindung zwiſchen den beiden Gruppen niederzuſchlagen. Die geiſtliche Autorität hatte ſo wenig politiſche Wichtigkeit, daß ein einfacher Grund zur Rechtfertigung dieſes Staatsſtreiches hinreichte. „Da die Bewohner von Tonga ohne Tuï Tonga leben, ſo brauchen ihn die Einwohner von Wawao ebenfalls nicht." So fiel das geiſtliche Oberhaupt und mit ihm die Ceremonie des Natſchi.

Digitized by Google

Diese Maßregel brachte Wawao einen tiefen Frieden. Während es auf den übrigen Gruppen nicht ruhig wurde, dachte man in den Staaten Finau's nur an friedliche Verbesserungen. Diese Ruhe, dieses Glück dauerte noch fort, als Mariner einen europäischen Capitain geneigt fand, ihn an Bord zu nehmen. Er nahm mit Thränen in den Augen Abschied von Finau und allen seinen guten Freunden auf der Insel und schiffte sich auf einem Perlenfischer, dem „Favorit", von Port Jackson, Cap. Fisk, ein. Finau, der den Engländer an Bord begleiten wollte, verlangte, bestochen von den Wundern des Schiffes, ebenfalls mitgenommen zu werden, aber der Capitain schlug ihm die Bitte ab, und segelte dann nach Haano und Lefugo, um die letzten Ueberreste vom „Port-au-Prince" aufzunehmen.

Mit der Abreise Mariner's, d. h. im Jahre 1810, hört die bestimmte authentische Geschichte dieses Archipels auf. Es scheint, daß der Bürgerkrieg nach langen und blutigen Kämpfen in Folge der Ermattung aller Parteien aufgehört habe. Tonga Tabu war damals unter verschiedene Häuptlinge getheilt, die unabhängig blieben und gegenseitig ihre Rechte achteten. Hata hielt sich als Häuptling von Hifo; Tarkai, der Häuptling von Bea, hinterließ bei seinem Tode diesen District seinem Bruder Tahofa, der tapfer und klug war, wie er; der Vater Palu's, dessen Namen man nicht kennt, setzte sich in dem Bezirke Mua fest, dem Eigenthume der alten Fata Faïs, und ließ den Nachkommen dieser alten Familie, Wea Tschi und Tamoha, nur die Ehrenrechte. In Niuku Lafa regierte der Nachfolger der alten und mächtigen Familie der Tubos. Der Tui Tonga selbst endlich, den Finau noch als Kind abgesetzt hatte, dieser von seinem Olymp vertriebene, von seinem Piedestal gestürzte Gott, Lafili Tonga, lebte, nach Wawao verwiesen, unbekannt, fast vergessen auf einer kleinen Familienbesitzung. Finau II. endlich starb kurze Zeit nach der Abreise Mariner's, und man erfuhr nicht, wer sein Nachfolger gewesen ist.

In dieser Periode legten wenig Schiffe in diesem Archipele an. Drei große Unfälle und eine Menge gescheiterter Versuche brachten diese Gegend als den europäischen Schiffen gefährlich in Verruf. Sie vermieden sie oder begaben sich voll Furcht dahin. Endlich im Jahre 1822 zeigten sich kühnere Missionäre. Der evangelische Eifer gab das Beispiel einer unerschrockenen Initiative. Die Gesellschaft Wesley's entschloß sich, eine Mission nach jenem Archipele zu senden. Walter Lawry, dessen Frau, zwei Handwerker, Tilly und Tyndall, kamen am 16. August auf dem „St. Michael" zu Tonga Tabu an. Der Häuptling Palu nahm sie freundschaftlich auf; sie ließen sich zu Mua nieder und konnten hier eine angenehme Wohnung an der Küste des Meeres erbauen. (Taf. 9. Abbild.) Sogleich beschäftigten sie sich mit der Bodencultur und religiösem Unterrichte. Aber ein Aufenthalt von 14 Monaten hatte diese doppelte Aufgabe noch nicht weiter gebracht, als die Gesundheit der Mad. Lawry eine Veränderung des Klimas erforderte. Der Missionär kehrte nach Port Jackson zurück; die beiden Handwerker blieben, wurden aber durch die Drohungen der Eingeborenen und den Befehl Palu's gezwungen, die Pfarrwohnung zu verlassen. Einer derselben, Tilly, schiffte sich ein; der andere, Tyndall, begab sich unter den Schutz Hata's, des Häuptlings von Hifo.

Andere Missionäre, welche später nach dem Archipele geschickt wurden, J. Thomas und J. Hutchinson, fanden im Monat Juni 1826 den Engländer Tyndall noch immer in Hifo. Sie ließen sich ebenfalls dort nieder und begannen das Werk der Bekehrung von neuem. Sie hatten nicht mehr Glück. Hata weigerte sich nicht blos, das Beispiel zu geben, sondern sah sogar die Bemühungen seiner Gäste, die Antipathie und Gleichgiltigkeit seiner Unterthanen zu beseitigen, mit ungünstigem Auge an. Zwei Eingeborene von Taïti, Christen und Apostel, waren bei Tubo, dem Häuptlinge von Niuku Lafa, glücklicher; sie tauften ihn, seine Familie und eine große Anzahl seiner Unterthanen. Aber dieses Beispiel hatte keinen Einfluß auf die hartnäckigern Häuptlinge, Tubo verlor vielmehr sein Ansehn vollends, das durch seine Schüchternheit bereits erschüttert war.

Das war die Lage Tonga Tabu's, als der „Astrolabe" im April 1827 daselbst erschien. Der Capitain d'Urville wollte sich daselbst nur eine kurze Zeit aufhalten, um seine Seeuhren zu stellen und sich einige Lebensmittel verschaffen, aber das Schicksal wollte es anders. Die französische Corvette kam am 9. April auf der Höhe von Eoa an und wollte den andern Tag vor Pangai Modu ankern, als ein gewaltiger Sturm aus NW. sie überfiel und sie aus ihrer Bahn warf. Sechs ganze Tage lang hatte der „Astrolabe" so gegen den Wind und die Strömungen zu kämpfen. Endlich den 20. um Mittag gelangte die Corvette in Folge eines heftigen Stoßwindes aus SO. in das östliche Fahrwasser. Noch ein Paar Stunden und sie erreichte den Ankerplatz; aber nun trat eine völlige Windstille ein, so daß das Schiff den Strömungen in einem von Riffen starrenden Canale überlassen war. Der „Astrolabe" stieß beinahe auf die nördlichen Klippen. Eine schnelle Schwenkung rettete ihn zwar, aber der Wind kam nun wieder aus SSO. und hielt die Corvette in diesem Meere voll unterirdischer Korallen, an einem vertikalen Walle, an dem man bei 80 Klaftern keinen Grund fand.

Die Lage war kritisch; der Capitain d'Urville that alles, was menschlicher Weise möglich war, um die Gefahr zu beschwören. Kein Anker hielt, außer zwei Ketten, die drei Tage und drei Nächte dauerten. Wenn ein einziger Ring gesprungen wäre, so war das Schiff verloren und eine leichte Beute der gierigen Insulaner.

Gleich nach dem Ankern erhielt das Schiff Besuche, zuerst von drei Engländern, die sich auf der Insel niedergelassen hatten, Singleton, Read und Ritchett. Sie boten dem Capitain ihre Dienste an, und sie waren ihm sehr nützlich. Nach den Europäern erschienen eingeborene Häuptlinge und Palu zuerst. Um sich vor einer Ueberrumpelung zu sichern, forderte der Capitain d'Urville, daß dieser Egui als Geißel an Bord bleibe und trat ihm seine eigene Kajüte ab. Der Häuptling Tahofa erschien erst den andern Tag.

Vierundzwanzig Stunden waren nun vergangen, seit sich die Corvette auf ihrem gefährlichen Platze hielt. Je länger die Gefahr dauerte, um so schrecklicher wurde sie; die Ketten hatten bereits nachgegeben und das Schiff senkte sich gegen die Korallenwand. Drei oder vier Stöße gegen di se Masse würden hingereicht haben, die Corvette zu zertrümmern. (Taf. 8. Abbild.) Wenn das Unglück in der Nacht geschah, war die Zahl der Opfer nicht zu berechnen. Der Capitain d'Urville dachte darüber nach und wollte wenigstens einen Theil seiner Mannschaft sicher stellen. Ermuthigt durch die Freundschaftsbetheuerungen der Häuptlinge, so wie durch die Berichte der Engländer, entschloß er sich, den größern Theil seiner Leute auf die kleine Insel Pangai Modu zu schicken, wo sie unter dem Schutze Tahofa's lagern sollten, während dieser selbst mit Palu und den übrigen Franzosen an Bord blieb. Es entschied ihn zu dieser Maßregel besonders der Umstand, daß kein Manöver zur allgemeinen Rettung möglich oder nützlich war. Man mußte, die Hände im Schooße, erwarten, was geschehen werde und das beste wünschen. Wenn die Anker die Corvette bis zu einer Aenderung des Windes hielten, so konnte man die Klippe mit der noch auf dem Schiffe befindlichen Mannschaft verlassen.

Der zur Landung bestimmte Theil der Mannschaft hatte sein Gepäck schon zurecht gemacht, als der Handwerker von der Niederlassung der Missionäre am Bord ankam. Beim Anblicke der Schaluppe, die zur Abfahrt bereit war, fragte er die Mateosen nach der Bestimmung, und als er sie erfahren hatte, entgegnete er dem Capitain d'Urville lebhaft: „Sie wollen also ihre Leute umkommen oder wenigstens gänzlich ausplündern lassen? So lange sie nicht nackend sind, steht ihr Leben in Gefahr." Der Capitain entgegnete darauf, er habe geglaubt, sich den freundlichen Aeußerungen Tahofa's und Palu's, so wie den günstigen Versicherungen der Engländer anvertrauen zu können. „Commandant," entgegnete der Handwerker, „trauen Sie diesen Leuten in keiner Hinsicht. Die Insulaner und ihre Häuptlinge sind meineidige Menschen und die Engländer sind nicht viel besser. Meinten es aber auch Tahofa und Palu wirklich gut, so würde sich doch das Volk nicht um sie kümmern. Man wird sie alle ausplündern, sage ich Ihnen, und sie todtschlagen, sobald sie sich vertheidigen." Der Mann schien gut unterrichtet zu seyn und der Capitain dachte über seine Worte nach. Uebrigens hatten die Eingeborenen bereits bei dem Anblicke des Gepäcks,

Digitized by Google

welches jede Schaluppe enthielt, ein langes Gemurmel hören lassen. Sie schienen soviel Reichthümer mit gierigem Auge anzusehen und die Furcht vor einer Gefahr war bei ihnen bei der Aussicht auf eine solche Beute von keiner Bedeutung. Der Capitain zögerte nun nicht mehr. Augenblicklich wurde Gegenbefehl gegeben. Die Matrosen, welche sich schon in den Schaluppen befanden, kamen wieder an Bord, und man zog das Gepäck empor. Die Mannschaft des „Astrolabe" sollte nun ein und dasselbe Schicksal haben. Doch ließ der Capitain, um für alles zu sorgen und die Arbeiten der Expedition vor einer traurigen Möglichkeit zu bewahren, die Papiere, die Tagebücher und die wissenschaftlichen Documente in eine Blechkiste packen. Ein Matrose vom Schiffe und der Agent der Missionäre entschlossen sich, dieselbe nach Hifo zu bringen, wo sie der Verwahrung der Herrn Thomas und Hutchitson übergeben werden sollten. So war also der Theil der Reise, welcher die gelehrte Welt interessirte, nicht verloren.

Die Kiste war kaum fortgeschickt, als der Wind sich verstärkte und die Brandung sich vermehrte. „Die Astrolabe" gewährte den traurigsten Anblick; die bis dahin vertrauungsvollen Matrosen mußten die Gefahr eines Schiffbruchs einsehen. Die nächste Nacht war eine Nacht des Entsetzens. Der Capitain fuhr fort, alle Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, welche die Klugheit gebot. Gegen Abend brachte man die Seeuhren, einige Instrumente, die officielle Instruction, die Empfehlungsschreiben an die verschiedenen Regierungen in die Polle und diese neue Ladung wurde unter dem Commando eines Officiers ebenfalls zu den Missionären gebracht. Zu gleicher Zeit wurde, um der Unordnung bei einer nächtlichen Landung zuvorzukommen, Befehl gegeben, daß sich die Hälfte der Mannschaft in die Böte begebe. Wenn das traurige Ereigniß geschah, waren alle Maßregeln genommen und alle Befehle gegeben.

Die schreckliche Nacht kam und der Tag trat wieder ein, ohne daß sich die Lage änderte. Mitten in dieser Krisis blieben die Häuptlinge Tahofa und Palu immer an Bord und sprachen dem Weine und Rum des Capitains tüchtig zu. Das Schicksal der Corvette schien sie nicht sehr zu bekümmern; im Gegentheile erwarteten sie wohl das Unglück derselben mit geheimer Freude, denn es gab dann etwas zu plündern. Aber nichts verrieth einen Wunsch oder eine Furcht bei ihnen; sie blieben immer liebreich, ernst, wohlwollend und bereit, die Eingeborenen zurückzuweisen, welche durchaus auf das Schiff kommen wollten. Ein dritter Häuptling, der dazu kam und den die Engländer als den mächtigsten der Insel vorstellten, zeigte eine noch größere Gleichgiltigkeit. Es war ein gewisser Lawaka, der nur durch seinen Reichthum Einfluß hatte.

Der Missionär Thomas, der seinerseits am 22. erschien, brachte Tubo, den einzigen christlichen Egui der Insel, mit sich. Tubo schien sich seinen drei Nebenbuhlern gegenüber gehemmt zu fühlen und schilderte sie fortwährend als höchst gefährliche Menschen. Der Capitain d'Urville sah wohl ein, daß, wenn er einen einzigen der Häuptlinge, die sich in Tonga Tabu getheilt hatten, für seine Sache interessiren könnte, er wohl im Stande seyn möchte, mit seinen Leuten, Flinten und Kanonen eine Partei auf der Insel sich zu gewinnen und dadurch den Sieg wohl möglich zu machen oder doch die andern Häuptlinge in Neutralität zu halten. Er schlug deshalb Tubo eine Offensiv- und Defensivallianz vor, erbot sich, für ihn zu kämpfen, ihn in seine Rechte als Tui Kana Kabolo wieder einzusetzen und ihm das Uebergewicht über seine Nachbarn zu sichern. Bei diesen Vorschlägen hätte man den armen Tubo und seinen Freund, den Missionär, sehen sollen. „Daran denken Sie nicht!" meinten sie; „Tahofa und Palu sind zu mächtig, als daß man ihnen trotzen könnte. Wir würden uns verderben, ohne Sie zu retten." — „Was soll ich aber thun, wenn ein Unglück geschieht?" fragte der Capitain. — „Keep your ship!" (Behalten Sie Ihr Schiff!), antwortete der Missionär, und weiter brachte man nichts heraus.

Als am 22. zwischen drei und vier Uhr der Wind sich ändern zu wollen schien, wurden alle Segel angesetzt. Die Böte zogen vorn und einen Augenblick glaubte man, der „Astrolabe" mache sich von dem Riffe frei, aber man hatte sich schrecklich verrechnet, denn in zehn Minuten stieß die Corvette auf die Klippe. Sie hatte nur noch vier Fuß Wasser. Diesmal war es um sie geschehen, die so lange erwartete Scheiterung war eingetreten, es handelte sich nur noch darum, die wilden Häuptlinge zu entscheidenden Erklärungen zu nöthigen. Der Capitain entschloß sich schnell und ließ die drei Häuptlinge Tahofa, Palu und Lawaka in die Kajüte hinunterkommen, verbarg ihnen die Lage nicht, in welcher sich sein Schiff befinde, fragte sie, was sie zu thun gedächten und beschwur sie, die Mannschaft, welche eine größere Macht an ihre Küsten treibe, in Schutz zu nehmen. Er versprach, ihnen die Gegenstände nicht streitig zu machen, welche das Schiff enthalte, sobald man den Franzosen das lasse, was sie brauchten, um in ihr Vaterland zurückzukommen. Die Häuptlinge hörten ihn aufmerksam an und dann nahm der Redner des Triumvirats, Palu, das Wort. Im Namen seiner Collegen und in dem seinigen nahm er diese Art Vertrag an, deutete aber darauf hin, daß ihn dabei mehr Wohlwollen als Habsucht leite, und daß sie eher umkommen als dulden würden, daß ihren Freunden, den Franzosen, etwas zu Leide gethan werde. Wirklich hatten sich im Augenblicke des Scheiterns eine Menge Piroguen auf den „Astrolabe" gestürzt, wie auf eine leichte Beute; aber Palu begab sich sogleich auf das Verdeck und zeigte ihnen an, daß sie sich zurückzuziehen hätten.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß die guten Absichten der drei Häuptlinge auf keine härtere Probe gestellt wurden. Während die Conferenz gehalten wurde, hatte die Mannschaft immer gearbeitet, und als der Capitain d'Urville auf dem Verdecke erschien, war die Corvette wieder flott in derselben Lage wie am vorigen Abende, immer noch in Gefahr, aber doch noch nicht verloren. Dieses erste Glück richtete Aller Muth wieder auf.

Die folgende Nacht verging, ohne daß die Lage des Schiffes schlimmer wurde; den 23. entfernte man sich einige Klaftern von den Riffen und endlich am 24. konnte die Corvette mittelst einiger starken Windstöße aus NO. und dem Bugsirtaue der Böte diese traurigen Riffe verlassen und langsam nach dem Ankerplatze hinfahren. Im Innern der Fahrwasser stieß sie zwar noch einmal auf, aber minder gefährlich; sie machte noch einige Male Halt und warf erst am 26. Abends vor der kleinen Insel Pangai Nodu Anker.

Die drei Häuptlinge schienen sich aufrichtig über die Rettung des Schiffes zu freuen und einige Geschenke, die man ihnen zu rechter Zeit gab, gewannen sie noch mehr. Dasselbe gute Vernehmen herrschte zwischen der Mannschaft und den Eingeborenen. Die Officiere und Naturforscher hatten sich mehrmals an's Land begeben und selbst die Nacht dort zugebracht, ohne daß man Ursache gehabt hätte, argwöhnisch zu seyn. Dennoch setzte der Capitain seine Vorsicht fort und die Wache zog regelmäßig auf.

Als diese Anordnungen getroffen waren, konnte der Capitain an andere Arbeiten denken. Sein Wunsch war, diese verderbliche Insel sobald als möglich zu verlassen, aber die kleinen Anker, die er auf dem Riffe verloren hatte, waren ein so unersetzlicher Verlust für die Corvette, daß er wenigstens einige aus dem Grunde herauszuholen suchen wollte. Mehrere Tage lang arbeiteten die Schaluppen mit mehr Anstrengung als Erfolg. Andere Fahrzeuge wurden zu geographischen Arbeiten aber zur Verproviantirung des Schiffes verwendet.

In der ersten Woche begaben sich die Officiere und Naturforscher allein an's Land, wo man sie ganz freundlich aufnahm. Der Capitain wollte durchaus das Verdeck nicht verlassen, damit man immer streng die gegebenen Vorsichtsmaßregeln befolge. Am 4. endlich stieg er in das große Boot, um den Missionären zu Hifo einen Besuch zu machen. Die Reise war lang und ermüdend. Ein Theil des Wegs mußte durchwaten werden. Die Missionäre zeigten sich zuvorkommend und freundlich; sie führten den Capitain in das Pangai, ein schönes großes öffentliches Gebäude, zu dem Faitoka Mu Mui's und in die Kapellen der Hotuas. Eine Zusammenkunft mit Hafa, dem Häuptlinge dieses Bezirks, endigte diesen Ausflug. An den folgenden Tagen besuchte der Capitain Niuku Lafa, Masanga und Muc. Diese letzte Wanderung wurde mit einer Art Ceremoniel gemacht. Der Häuptling Palu hatte zu verschiedenen Malen den Wunsch geäußert, den französischen Seefahrer bei sich zu sehen, und dieser Audienztag war mit einer Art Pracht gefeiert. Der Commandant und die Officiere schifften

Digitized by Google

sich, in Uniform, am 9. in dem großen Boote ein. Statt aber am Orte eine freundliche Volksmenge, einen fröhlichen Wirth, Spiele, Feste, Tänze und Mahlzeiten zu finden, trafen die Franzosen immer nur auf gemeine Leute, Frauen und Kinder. Palu empfing sie ernst und verlegen, bot ihnen einen kleinen Kawa und war äußerst zurückhaltend, da er bis daher herzlich und mittheilend gewesen. Um den schlechten Empfang zu entschuldigen, sagte der Dolmetscher dem Commondanten, Palu habe eines seiner Kinder verloren und müsse den Verlust eines zweiten fürchten. Diese wahre oder erdichtete Entschuldigung genügte dem Capitain. Er besuchte die Gräber Finau's, Tugo Ahe's und Tafoa's, schlecht unterhaltene und im Gebüsch versteckte Denkmäler. Uebrigens unterschieden sie sich wenig von denen von Hifo, und dieser Spaziergang am Lande würde wenig Interesse gehabt haben, hätte d'Urville die Tamaha nicht besucht. Wir lassen ihn diesen Besuch selbst erzählen.

„Von hier," sagt er, „wurde ich in die Wohnung der Tamaha geführt, welche sehr angenehm an dem Strande in dem kleinem Dorfe Palea Mahu lag. Die Tamaha, die eigentlich Fana Kana heißt, empfing mich, umgeben von ihren Frauen, mit der liebenswürdigsten Artigkeit. Sie ist eine Frau von 55 bis 60 Jahren, die in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen seyn muß, noch immer regelmäßige Züge, ein ungezwungenes Benehmen und selbst eine gewisse Grazie, Adel und Anstand besitzt, was unter einem wilden Volke gewiß sehr auffällt. (Taf. 9. Abbild.) Von ihr erwartete ich die wichtigsten Mittheilungen und wurde in meiner Erwartung nicht getäuscht.

„Sie erinnerte sich mit vieler Zufriedenheit der Anwesenheit der Schiffe d'Entrecasteaux', welche sie mit ihrer Mutter, der Wittwe des Tui Tonga Pulaho, besucht hatte. Der Name Tine, den jener Schiffer der ältern Schwester desselben Pulaho giebt, welcher damals den ersten Rang auf Tonga einnahm, war nicht blos der Tamaha, sondern auch allen bei derselben anwesenden Personen unbekannt.

„Der Schiffe Cook's erinnerte sich die Tamaha nur undeutlich, da sie zu jener Zeit nur neun oder zehn Jahre alt gewesen, was sie mir dadurch zu verstehen gab, daß sie mir ein junges Mädchen von diesem Alter zeigte.

„Dann wollte ich wissen, ob zwischen Cook und Entrecasteaux andere Europäer zu Tonga gewesen wären. Nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht, sagte sie sehr bestimmt, wenige Jahre vor der Anwesenheit d'Entrecasteaux's wären zwei große Schiffe mit Kanonen und vielen Europäern zu Namuka vor Anker gegangen und zehn Tage daselbst geblieben. Ihre Flagge sey ganz weiß und jener der Engländer ganz unähnlich gewesen. Die Fremden hätten sehr gut mit den Eingeborenen gestanden und man habe ihnen ein Haus am Lande gegeben, wo sie den Tauschhandel betrieben. Ein Eingeborener, der für ein Messer einem Officier ein hölzernes Kissenblöckchen verkauft habe, sey von dem Fremden erschossen worden, weil er das Messer und auch das Verkaufte habe forttragen wollen. Indessen habe dies die Eintracht nicht gestört, da der Eingeborene Unrecht gehabt ... Die Schiffe Laperouse's wurden von den Eingeborenen mit dem Namen Luadschi und die Entrecasteaux's mit dem „Selenari" bezeichnet.

„Nun blieb mir kein Zweifel mehr, daß Laperouse bei seiner Rückkehr von Botany Bay zu Namuka geankert habe, wie es seine Absicht war."

Während so der Capitain d'Urville seine Besuche am Lande nützlich anwandte, beschäftigten sich die Officiere, die Naturforscher, der Arzt und der Zeichner vom „Astrolabe" mit besondern Gegenständen und Untersuchungen. Sie blieben einen Theil des Tages auf Tonga Tabu und richteten sich auch oft ein, die Nacht bei einem ihrer Osas oder Freunde zuzubringen. Kein trauriges Ereigniß ließ dieses Vertrauen bedauern, aber bald stellten sich andere ernstere und allgemeinere Verlegenheiten ein.

Die Eingeborenen allein würden vielleicht bei ihrem erheuchelten Wohlwollen und der versteckten Habgier geblieben seyn, und der „Astrolabe" würde sie nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte mehr zu loben als zu tadeln gehabt haben, da aber der Verrath sich hineinmischte, so änderte sich ihr Benehmen und wurde feindselig.

Um diese Reaction erklären zu können, muß man wissen, daß die Mannschaft der Corvette, welche man in Toulon eilig zusammengerafft hatte, einige schlechte Subjecte zählte, die aus den Gefängnissen genommen worden waren und ihre noch übrige Strafzeit auf einer Entdeckungsreise abbüßen sollten. Unglücklicher Weise gab es darunter Männer, welche fähig waren, das Schiff zum Vortheile der Wilden zu verrathen wenn sie nur mit denselben die Beute theilen könnten. Der Capitain d'Urville wußte dies; er hatte, soviel als möglich, alle zu vertrauliche Verbindungen seiner Mannschaft mit den Häuptlingen der Insel vermeiden wollen und wünschte besonders seinen Aufenthalt abzukürzen, damit es zur Ausführung schlechter Plane an Zeit fehle, aber das Auffahren und die dadurch nothwendig gewordenen Arbeiten, das Heraussuchen der Anker und der Mangel an Munition und Lebensmitteln täuschte seine Berechnungen. Er mußte sich lange auf der Rhede von Pangal Modu aufhalten und diese Zögerung wurde von den Deserteuren und den Verräthern benutzt.

Es wurde ein Complott geschmiedet, das sich auf der Insel so verzweigte, daß der Capitain durch einen Boten der Missionäre davon benachrichtigt wurde. Sein Entschluß war gefaßt. Er erhielt die Nachricht am 12., und nahm sich vor, nicht erst den 14., sondern schon am 13. abzusegeln. Zugleich ließ er die Wachsamkeit bei Tag und Nacht verdoppeln, damit Niemand das Schiff verlassen könne. Am 13. früh um acht Uhr war alles zur Abfahrt bereit. Man hatte blos noch die Yolle an's Land zu schicken, um den Steuermann und einige Säcke Sand zu holen. Zu gleicher Zeit nahm der Capitain von den Häuptlingen Abschied und gab ihnen noch einige Geschenke. Man trennte sich mit allem Anscheine von gutem Vernehmen. Die Häuptlinge schienen die Franzosen nicht gern fortgehen zu sehen, aber nichts verrieth ihre Absicht, sie mit Gewalt zurückzuhalten.

So standen die Sachen um neun Uhr, als sich plötzlich ein verworrenes Geräusch an der Küste erhob. Die Insulaner griffen die Yolle an und suchten sich der Leute darin zu bemächtigen. Diese wurden von der überlegenen Anzahl der Feinde überwältigt. (Taf. 8. Abbild.) Da befahl der Capitain, das große Boot zu bewaffnen und es schifften sich dreiundzwanzig Mann unter dem Befehle der Officiere Gressien und Paris ein. Der Chirurg Gaimard wollte sich ihnen anschließen. Vergebens suchten sie den Räubern den Rückzug abzuschneiden. Die Wilden entkamen mit ihrer Beute. Uebrigens zog das große Boot zu viel Wasser, als daß man an's Land kommen konnte. In einiger Entfernung mußte die Mannschaft sich in das Wasser stürzen und einen Tirailleurkrieg gegen die Wilden an der Küste beginnen. (Taf. 9. Abbild.) Als diese kleine Schaar auf dem festen Lande angekommen, war alles verschwunden, Wilde und Europäer. Man konnte nichts thun, als drei Franzosen zurückbringen; die übrigen blieben gefangen. Der so schnell vollbrachte Auftritt war übrigens dadurch charakteristisch, daß man an der Mitwirkung Tafoa's bei dieser Ueberrumpelung nicht zweifeln konnte. Als er dem jungen Franzosen Dudemaine begegnete, gab er ihm einen gewaltigen Faustschlag. Der Gefangenen waren neun, ein Marinezögling und acht Matrosen.

Dieser plötzliche Angriff würde übrigens für die Franzosen ein Räthsel geblieben seyn, hätte man nicht bemerkt, daß ein gewisser Simonet von dem „Astrolabe" desertirt sey. Nach den Nachrichten, welche seitdem der Capitain Dillon gesammelt hat, schlüpfte Simonet, dessen Flucht längst schon vorbereitet war, am 12. früh in eine Pirogue Tafoa's, und ein anderer, Namens Rebout, folgte seinem Beispiele. Tafoa bekam auf diese Weise zwei Europäer in seine Dienste, was in diesem Lande ein seltener und hochgeschätzter Vortheil war. Auch hatte sich bereits die Eifersucht der andern Häuptlinge darüber gezeigt, denn sie wollten sich durch den Raub der Matrosen in der Yolle wieder gleichstellen mit Tafoa. Wenigstens entschuldigte man sich so gegen den englischen Capitain. Die Schuld Simonet's übrigens ist offenbar, er verheimlichte sie auch so wenig, daß der Marinezögling (Seecadett), Dudemaine, ihn bewaffnet und bekleidet unter den Eingeborenen bemerkte, während die andern Matrosen völlig ausgezogen worden waren.

Digitized by Google

Nachdem das große Boot die Häuser auf den Inseln Pangai Modu und Manima in Brand gesteckt hatte, kam es wieder an Bord, kehrte aber mit Officieren und lauter sichern, zuverlässigen Leuten fast augenblicklich von neuem an die Küste zurück. Da man Tahofa in dessen Feste Bea unmöglich angreifen konnte, so mußte die kleine Schaar von 20 Bewaffneten längs der Küste hinmarschiren, wo sie alle Häuser und Piroguen verbrannte, auf die schoß, welche sich widersetzten und nur die Greise und die Frauen schonte. Der Capitain d'Urville wollte die Gefangenen durch Schrecken zurückerhalten.

Dies Unternehmen wurde klug geleitet. Die Dörfer Nugu Nugu und Olewa wurden den Flammen übergeben und fünf schöne Piroguen zerstört; dann richtete sich die kleine Schaar gegen Mafanga. Aber je näher sie dem heiligen Orte kamen, um so eifriger sammelten sich die Eingeborenen, die bis dahin die Flucht ergriffen hatten, und leisteten Widerstand. Ein Franzose von dem Detaschement, der Corporal Richard, der sich hinter einem Wilden her in ein Dickicht gewagt hatte, wurde von acht Wilden überfallen, umringt, mit Keulenschlägen ermordet und mit Wunden bedeckt. Man begrub den Unglücklichen den nächsten Tag auf der Insel Pangai Modu. Dieser Verlust machte die Franzosen vorsichtiger. Uebrigens führte dieser Hinterhaltskrieg zu nichts. Die Einäscherung der Dörfer reichte vollkommen hin, Schrecken einzuflößen. Den ersten Tag war es eine nützliche Wiedervergeltungsmaßregel, den nächsten aber mußte man auf entscheidendere Maßregeln denken.

Der Capitain d'Urville wußte, daß Mafanga der heilige Ort der Insel sey und, wenn man ihn angreife, ganz Tonga Tabu bei dem Streite interessirt würde. Wahrscheinlich schritten dann die übrigen Häuptlinge ein, da bisher Tahofa allein der Schuldige gewesen, und die gegenseitige Eifersucht konnte ebenso, wie der Wunsch, das Heiligthum zu retten, zu einer baldigen Auslieferung der Gefangenen führen. Trotz der Gefahr an einer von Riffen starrenden Küste entschloß sich der Capitain, Mafanga zu beschießen.

Während man sich zu diesem Angriffe vorbereitete, dem der SO-Wind entgegen war, brachte eine Pirogue den Dolmetscher Singleton und den Seecadet Faraguet an Bord. Der französische Officier war der Gefangene Palu's gewesen, der ihn wieder zu dem „Astrolabe" schickte, da er ihn nicht hatte vermögen können, bei ihm zu bleiben. Nun blieb kein Zweifel mehr über das Haupt des Complotts. Die Ehre davon gehörte ganz Tahofa und dessen Mata Bulais. Singleton fügte sogar hinzu, daß die andern Häuptlinge ihn deshalb getadelt hätten. Aber Tahofa war der Napoleon, der Achilles von Tonga; er allein konnte Gesetze allen andern gegenüber machen. Singleton meinte übrigens, er habe Vollmacht zu versprechen, daß alle Matrosen zurückgegeben werden würden, die sich weigerten, auf der Insel zu bleiben. Der Capitain d'Urville hielt einen solchen Vertrag seiner nicht würdig; man erkannte darin die Hand Simonets, der fast eine persönliche Capitulation verlangte. „Es wird kein Mann auf Tonga Tabu bleiben," sagte d'Urville zu Singleton, „die mir der König anvertraut hat. Wenn morgen die Gefangenen der Insulaner nicht an Bord sind, wird Mafanga beschossen."

Wirklich legte sich am 15. die Corvette an, wie der Capitain gesagt hatte, zog die große Flagge auf und löste eine Kanone dazu. Die Eingeborenen antworteten darauf, indem sie mehrere weiße Fahnen an lange Stangen befestigten. In der Hoffnung, daß diese Fahnen ein Zeichen des Friedens seyen, schickte man ein Boot an's Land, aber ein Flintenschuß auf das Fahrzeug verrieth bald die wirkliche Absicht der Insulaner. Die Gewalt mußte so vieler Verrätherei ein Ende machen.

Die Kanonen donnerten den andern Morgen. Es wurden dreißig Schüsse, bald mit Kugeln, bald mit Kartätschen, abgefeuert. Der erste Schuß zerriß einen Ast eines großen Feigenbaumes, welcher den Malai, den Waffenplatz Tahofa's, beschattete. Dem Falle desselben folgte lautes durchdringendes Geschrei und diesem tiefes Schweigen. Die Wilden, die sich hinter Sandwällen oder in Gräben versteckt hielten, litten nicht viel von diesem Feuer, sie sammelten sogar einige der im Sande verschütteten Kugeln. (Taf. 10. Abbild.) Nachmittags befand sich die Corvette so nahe an dem Riffe, daß sich ihr die Eingeborenen bis auf zwanzig Ruthen nähern konnten.

In den drei folgenden Tagen hielt sich der „Astrolabe" auf diesem gefährlichen Posten. Die bis dahin schöne Witterung war nun unbestimmt und stürmisch geworden. Es traten heftige Windstöße ein, welche das Schiff auf die Riffe zu werfen drohten, wo das Meer sich wüthend brach. Es war eine nicht minder gefährliche Prüfung als die, welche man überstanden hatte. Diesmal hatte man bei einem Unglücke nicht einmal Hoffnung, das Leben zu erhalten. Man befand sich in offenem Kriege und vielleicht hatte der Feind Todte zu rächen. Die von der Brandung geschüttelte Corvette schien jeden Augenblick nahe daran, von den Ankern loszureißen, um gegen die Spitzen der Bank zu stoßen. Die Mannschaft schien unruhig und besorgt zu seyn. Es schien als beneide sie das Schicksal der gefangenen Cameraden, welche man bisweilen an der Küste sah. Jedermann dachte sich eine trübe Zukunft. Dieser Krieg, wenige Schritte von der Klippe, diese Kanonenschüsse, welche von Zeit zu Zeit die Stille auf dem Schiffe und an der Küste unterbrachen, die ungewisse Zukunft, die Hartnäckigkeit der Häuptlinge, alles machte einen trüben Eindruck auf die Gemüther. Es kam so weit, daß man ein Complott unter der Mannschaft fürchtete, und der Capitain d'Urville hätte vielleicht seinen Plan aufgegeben, als eine kleine Pirogue von der Küste bei Mafanga am 19. abfuhr. Sie trug einen Matrosen, der von Seiten Tahofa's kam und dem Capitain die Rückgabe der Gefangenen versprechen sollte, wenn er die Feindseligkeiten einstellen wolle. Es war den Abend vorher durch eine Kartätschenkugel ein niederer Häuptling getödtet worden und dies hatte die Eröffnung friedlicher Unterhandlungen veranlaßt.

Sie wurden zu einem glücklichen Ende geführt. Einer der Mata Bulais Tahofa's, Wai Total, (Taf. 10. Abbild.) kam zitternd an das Schiff und sagte, es sey unmöglich, die Deserteure Simonet und Rebout auszuliefern, weil sie entflohen seyen, aber die andern Franzosen sollten zurückgegeben werden. Der Capitain d'Urville, der gern aus der gefährlichen Stellung kam, übersah diese Schwierigkeit und schien auch die von der Volle geraubten Gegenstände zu vergessen. Es fuhr ein Boot nach Mafanga, um die Gefangenen abzuholen. Sie kamen in dem seltsamsten Aufputze, in einheimische Zeuge gekleidet, die ihnen Tahofa hatte geben lassen, als ihnen ihre Kleider genommen waren. Den 21. Mai verließ endlich der „Astrolabe" Tonga Tabu nach einem unglücklichen Aufenthalte von einem Monate, wo er allen Gefahren und jedem Elende preisgegeben war, Schiffbruche, Krieg und Aufruhr.

Drei Monate nach ihm kam der „Research", Capit. Dillon. Dieses Schiff, welches der ostindischen Compagnie gehörte, hatte anfangs zu Goa angelegt, ohne aber eine Landung zu wagen. Der Capitain wußte, was er von den Eingeborenen zu halten habe. Er erfuhr sogar glücklicherweise das Geheimniß einer List, die mehreremale angewendet und den Europäern verderblich geworden war. Die Insulaner von Goa hatten wirklich die Absicht gehabt, die Boote der Schiffe mittelst Piroguen anzulocken, in denen sich die schönsten Frauen des Landes befanden. Die Sirenen fuhren um das Schiff herum, bis sie einige Matrosen bezaubert und an das Ufer gelockt. Da umgaben sie mehrere hundert Männer, banden sie an nahe stehende Bäume und hielten sie zurück, bis sie das Schiff durch europäische Waaren auslöste. Dieser Kunstgriff war besser als offene Gewaltthat, denn es war damit weniger Gefahr verbunden. Doch begnügten sich die Insulaner von Goa nicht damit. Der „Supply", ein englisches Schiff, das die Unklugheit begangen hatte, zuviel Besucher an Bord zu nehmen, sah sich eines Tages plötzlich angegriffen. Der Bruder des Capitains und ein Matrose wurden mit Keulen niedergeschlagen und den Capitain selbst warf man ins Meer. Zufällig fiel der letztere in ein Boot, das am Schiffe lag, und fand darin ein Perspectiv. Er richtete sich wieder auf, ergriff das Instrument und wandte es gegen die Eingeborenen. Diese glaubten, es sey ein neuerfundenes Schießgewehr, flohen entsetzt und die Mannschaft ergriff Lanzen ꝛc.,

Digitized by Google

stürzte sich auf die Angreifenden, tödtete einige und trieb die andern über Bord. So wurde der „Supply" gerettet.

Der „Research" entging diesen Schlingen und Gefahren, ankerte den 15. August auf der Rhede von Pangai Modu und entfernte sich am 26. wieder. Belehrt durch das Unglück des „Astrolabe", nahm der Capitain Dillon alle nur erdenkliche Vorsichtsmaßregeln, um ein ähnliches Schicksal zu vermeiden; er ging nicht an's Land, ließ das Wasser und Holz von den Eingebornen holen und untersagte streng das Herankommen der Piroguen. Trotz diesen Vorsichtsmaßregeln wurde in der Nacht vom 19. zum 20. ein Versuch gemacht, das Schiff zu nehmen. Gegen drei Uhr früh wurde der Capitain Dillon plötzlich durch einen großen Lärm geweckt, welcher sich unter den Fenstern seiner Kajüte erhob. Er sah hinaus und bemerkte trotz der Dunkelheit eine große Pirogue mit mehrern andern. Sie schienen den „Research" mit einem Angriffe zu bedrohen. Um diesem Unternehmen zuvorzukommen, schoß der Capitain sogleich selbst sein Pistol auf die Pirogue ab und ließ durch einen Dolmetscher sagen, er würde mit Kanonen schießen lassen, wenn sich die Eingeborenen nicht entfernten. Da sie sich entdeckt sahen, zogen sie sich zurück. Dillon brachte übrigens nichts Neues über dieses Volk mit. Man erfuhr aber durch ihn, daß Rotuma, obgleich 600 Meilen von Tonga Tabu entfernt, die Oberherrschaft dieser Insel anerkenne. Als der ehrwürdige Faka Fanua, der Hüter von Mafanga, erfuhr, daß der „Research" bei Rotuma anlegen werde, bat er Dillon, seinen zweiten Sohn, seine vierzehnjährige Tochter und einen Diener mit dahin zu nehmen. Diese Abgesandten sollten dort den gewöhnlichen Tribut foedern, welchen die Priester von Rotuma denen von Tonga zahlten. Schon vor drei Jahren hatte Faka Fanua seinen ältesten Sohn dahin geschickt und er schien lebhaft Nachrichten von demselben zu wünschen.

Der letzte Seefahrer, der, soviel wir wissen, den Archipel von Tonga besucht hat, ist der englische Capitain Waldegrave von der Kriegssloop „Seringapatnam". Dieser Capitain ankerte zu Ende des Mai 1830 zu Pangai Modu und hatte mit den Eingeborenen nur freundschaftliche Verbindungen. Nach ihm war damals der Tui Tonga wieder auf Tonga Tabu erschienen, und obgleich Tahofa noch immer der mächtigste Häuptling war, hatte doch eine Art Reaction zu Gunsten Tubo's stattgefunden, der immer eifriger Christ geblieben war. Man hatte ihm seine Familienvorrechte zurückgegeben.

Wie die begünstigsten Seefahrer konnte Waldegrave einigen Festen beiwohnen, einem namentlich, welches ein Häuptling von Mori, Namens Parton, bei seiner Rückkehr von den Hapaï Inseln dem Tui Tonga gab. Er beschreibt es mit folgenden Worten:

„Früh um neun Uhr hatte sich der Tui Tonga unter ein großes Kawahaus gesetzt, ein ovales, auf allen Seiten offenes Gebäude, und seine Diener waren an den Seiten aufgestellt. Zu seiner Rechten befand sich eine bejahrte Frau, die ihn zu bedienen hatte. Das Gebäude war nicht ganz in der Mitte des Platzes. Vor ihm und ungefähr 25 Ruthen von dem Tui Tonga, standen auf der Erde zwei große Kawagefäße und auf jeder Seite im Halbkreise kauerten die Häuptlinge und die vornehmsten Personen. Hinter ihnen stand die übrige Gesellschaft. Eine Art Obermundschenk zur Linken des Tui Tonga kündigte mit lauter Stimme den Namen desjenigen an, dem der Kawabecher gebracht werden solle, und die Träger überreichten ihn kauernd. Nach Beendigung des Kawa fand zwischen zwei Theilen der Häuptlinge, von beiden Seiten zwanzig Personen, eine Art Spiel statt; der Tui Tonga befand sich bei der einen Partei. Das Spiel bestand darin, Lanzen perpendiculär auf einen ungefähr einen Fuß starken in dem Boden stehenden Pfahl zu stoßen. Der Erste warf seine Lanze horizontal, dann die Andern so, daß die Spitzen vertikal fielen. Es war ein sehr schwieriges Kunststück; von zwanzig Lanzen trafen es im Durchschnitt nur fünf. Die Partie bestand in dreißig Stößen, aber kein Theil erreichte diese Zahl, ob sie gleich mehrmals anfingen. Der Tui Tonga brachte eine Lanze an die bestimmte Stelle und Parton zwei. Der Spieler stellt sich ungefähr zwanzig Fuß von dem Ziele und zielt dann so, daß er diese Art Scheibe perpendiculär treffen kann. Als das Spiel beendigt war, brachte man Schweine, die man zählte und die der Tui Tonga sodann austheilte; wir erhielten vier Stück davon mit Yams im Verhältnisse. Nach dem Essen begannen die Tänze. Abends vereinigte man sich von neuem auf dem Platze, der durch Fackelträger erleuchtet wurde. Der Hof, welcher sich in der Mitte befand, bestand aus dreißig bis vierzig Personen. Der Dirigent des Orchesters hatte drei hohle Bambusstäbe auf der Erde liegen und auf diese schlug er; Andere bildeten den Baß, indem sie mit andern Bambusstöcken auf den Boden schlugen; noch Andere klaschten in die Hände dazu und der Dirigent ließ im Tenor einen Ton hören, der ohne Unterbrechung fortklang. Ich versuchte vergebens zu errathen, wie er diesen hervorbringe; der Tact war vollkommen und die Stimme völlig rein. In fünf Stunden wechselte das Chor nur zweimal. Der Tanz begann durch Frauen, die im Kreise standen, sich gegen das Chor wendeten, vollkommen Tact hielten und dazu sangen. Der Kopf und die Hände waren in fortwährender Bewegung und die Frauen zeigten sich in den graziösesten Stellungen, indem sie sich bald leicht wendeten, bald sich ganz oder halb um sich selbst herumdrehten. In jedem Tanze befanden sich 80 Frauen und eine jede bewegte den Kopf in demselben Augenblicke und auf dieselbe Weise. Der Anfangs langsame Tact wurde allmälig lebhafter und endlich reißend schnell. Der ganze Körper der Tänzerinnen schien krampfige Zuckungen zu haben, bis endlich der Tanz in einer allgemeinen Beifallsäußerung schloß.

„Ein anderer Tanz mit einer gleichen Anzahl von Frauen folgte dem erstern und nach ihm kamen vier Männertänze. Der einzige Unterschied bestand darin, daß die Männer ihre Füße sehr bewegten, während die Frauen sie kaum von dem Boden hoben. Dies bildete ein höchst angenehmes Schauspiel. Die Frauen waren nur von dem Gürtel bis zu den Füßen bekleidet, Arme und Busen blieben nackt und sie zeigten so ihren schönen Oberkörper ganz enthüllt. Die reiche und geschmackvoll drapirte Bekleidung bestand in Tapastreifen, mit Glasperlen und Blumen geschmückt. Wir wohnten besonders gern ihrer Toilette bei und unterhielten uns mit der Betrachtung der Verzierungen, wie man sie herbeibrachte. Wir bewunderten sie so eine nach der andern bis zu dem Augenblicke, wo man als letzten Putz mit Sandelholz wohlriechend gemachtes Cocusnußöl auf ihre Köpfe, ihre Schultern, ihren Hals und ihren ganzen übrigen Körper goß. Diese Frauen schienen uns züchtig, aber freundlich zu seyn. Die Tochter Parton's führte den einen Tanz an und ihre Schwester den andern. Es waren zwei reizende Geschöpfe von etwa funfzehn Jahren. Der Tui Tonga führte einen Männertanz, sein Sohn, ein Knabe von elf Jahren, einen andern. Es gehörte viel Kraft dazu, zu gleicher Zeit zu tanzen und zu singen, besonders zu Ende der Tänze. Ich versuchte den Gesang eine Viertelstunde zu begleiten, wurde aber müde davon, ob ich gleich saß. Die Männer waren gleichförmig gekleidet, außer den Häuptlingen oder Führern der einzelnen Parteien; nur ihre Arme blieben entblößt. Alles übrige war von Zeugen umhüllt. Die Menge des um den Gürtel geschlungenen Tapas war so beträchtlich, daß sie sechs Zoll vorstand und den Bau des Körpers ganz versteckte. Halb zwölf Uhr hörte der Tanz auf."

Von Tonga Tabu begab sich der Capitain Waldegrave nach Wawao, um Nachricht von zwei Wallfischjägern einzuziehen, deren Mannschaft neuerdings von den Eingeborenen angegriffen worden war. Der „Seringapatnam" erreichte die Gruppe den 4. Juni Abends; gleich den andern Tag ging der Capitain an's Land, um Genugthuung von den Häuptlingen wegen der der brittischen Flagge angethanen Beleidigung zu verlangen. Wir lassen den Capitain selbst sprechen: —

„Man führte mich," sagt er, „in ein großes Kawahaus, wo der König saß. Ein Engländer, Namens Brown, befand sich zu seiner Linken; zu beiden Seiten standen die vornehmsten Häuptlinge und vor ihm die minder hohen. Um das Haus herum auf einem grünen Platze zwischen dem Faitoka des verstorbenen Königs und dem Kawahause, hatten sich etwa 3000 Personen von dem Volke versammelt. Der König ersuchte mich, mich niederzusetzen. Ich blieb vor ihm mit bedecktem Haupte stehen, wie meine Officiere. „Der König Georg schickt mich, um Dich zu fragen, Finau, warum Ihr den Capitain von der „Elisabeth" und die Mannschaft von

Digitized by Google

dem „Rambler" umgebracht habt? Kann ich mich setzen, bevor Ihr mir gesagt habt, warum ihr diese gräßlichen Mordthaten begingt?" Bei diesen Worten begann Finau aus Furcht und Zorn zu zittern. Es war das erstemal, daß man ihn so vor seinem Volke fragte. „Seht diesen Priester (einen Missionär)," fügte ich hinzu, „er wird Euch sagen, daß ich nicht gekommen bin, um zu strafen, sondern um Nachricht von diesen Thaten einzuziehen." Da erklärte Finau mit starker Stimme, daß der Meister vom „Rambler" und er freundschaftlich gehandelt hätten, als zwei Männer von dem Schiffe entflohen seyen. Statt sie von ihm, dem Könige der Insel, zurückzuverlangen, habe der Meister mit Gewalt Rechenschaft fordern wollen und Feuer auf die Leute am Ufer gegeben. Die Flüchtigen wurden ausgeliefert, aber der Capitain beging darauf die Unklugheit, sich am Lande zu zeigen; da stand das Volk auf und ermordete ihn wie die Mannschaft seines Bootes. Was die „Elisabeth" betreffe, so wären ihre Verhältnisse mit den Eingeborenen der Insel anfänglich so ganz freundschaftlich gewesen, daß ihm der Meister aus Erkenntlichkeit eine Flinte zum Geschenk versprochen habe. Aber im Augenblicke der Abfahrt habe er die Flinte verweigert. Finau habe dann überlegt und zu sich selbst gesagt: „die „Elisabeth" wird wie der „Rambler" Feuer auf das Volk geben; besser sey es, dem zuvorzukommen, und er habe dem Meister und einige Matrosen getödtet. Uebrigens, setzte er hinzu, thue es ihm sehr leid, daß er so gehandelt habe, und er werde es nicht wieder thun. — „Gut!" entgegnete ich auf diese Erklärung, „ich werde dem Könige Georg mittheilen, was Ihr mir gesagt habt." — „Verzeiht Ihr?" fragte Finau dringend. — „Ich habe nicht das Recht zu verzeihen; ich bin blos gekommen, Nachrichten einzuziehen." — „Trinkt Ihr Kawa?" Ich nahm nun den Hut ab und kauerte mich neben ihm nieder. Das Volk begrüßte dies mit lautem Beifall; der Kawa wurde gebracht und ich nahm meinen Theil davon. Als Finau mich einlud, die Nacht am Lande zuzubringen, berathschlagte ich darüber mit meinen Officieren und nahm das Anerbieten an.

„Nach dem Kawa begaben wir uns in eine durch Reinlichkeit und hübsches Aussehen ausgezeichnete Hütte; eine doppelte Decke von Cocusfasern war über den Boden gebreitet. Der König ersuchte mich, meine Officiere abtreten zu lassen, und drei Stunden lang wiederholte er die Geschichte der Ermordung und sein Bedauern darüber. Nach der Mahlzeit sollte ich Zeuge von seiner Geschicklichkeit seyn; er nahm eine Flinte, fehlte alle Vögel, nach denen er schoß und traf endlich eine arme Henne, welche gerupft, gebraten und auch sogleich verzehrt wurde. Dann fand ein anderer Kawa statt. Während der Dauer desselben bat mich Finau so dringend um meinen Hut, daß ich ihm denselben gab. Abends sahen wir wieder einen Tanz in dem großen Kawahause und nach zwei andern Mahlzeiten begaben wir uns in die Hütte, wo wir die Nacht zubringen sollten. Am folgenden Tage nach dem Frühstücke schlug ich ihm vor, mit mir an Bord zu kommen; er willigte ein, aber sein Minister ersuchte mich, mein Wort zu geben, daß der König an's Land zurückkehren dürfe. Ich bot einen Geißel an und fügte hinzu: „mein Chirurg geht vier Meilen von hier in das Innere der Insel, um Euern Neffen zu besuchen; mein Geistlicher begleitet ihn; würde ich sie in Euern Händen lassen, wenn ich die Absicht hätte, dem Könige etwas zu Leide zu thun? Der König Georg würde mich hängen lassen, wenn ich Euch ein Leid anthäte, nachdem ich mein Wort gegeben." — „Es ist gut, gehen wir nun," sagte er. Wir stiegen in zwei Böte, begleitet von neunundzwanzig Personen. Als wir zwischen den Piroguen hinfuhren, erhoben die Eingeborenen ein Freudengeschrei. Als sich Finau an Bord befand, ließ er die Marinesoldaten manövriren und man reichte ihm zweimal Wein, wie auch den Häuptlingen, welche ihn begleiteten. Er durchlief das ganze Schiff, nannte alles und versuchte auf der Pfeife des Meisters zu pfeifen. Als er die Trommel hörte, welche die Officiere zur Tafel rief, folgte er den Dienern und setzte sich mit an den Tisch. Als er dort gegessen hatte, kam er in mein Zimmer, um an meiner Mahlzeit Theil zu nehmen. Die Marinesoldaten exercirten noch eine halbe Stunde und die entzückten Eingebornen erhoben von neuem lautes Freudengeschrei. Halb vier Uhr Nachmittags verließ Finau mit seinem Gefolge das Schiff in der Schaluppe und um neun Uhr kam dieselbe mit Yams beladen zurück, die der König uns schenkte.

„Finau ist ein unbeschränkter Herrscher; seine Befehle werden genau und augenblicklich vollzogen; er zählt weniger als dreißig Jahre und ist ein Heide. Er hat zwei Kinder und drei Frauen. Er darf nur Töchter von großen Häuptlingen heirathen. Sein Erbe ist das Kind derjenigen Frau, welche aus der vornehmsten Familie stammt. Seine Beischläferinnen sind zahlreich."

Das erfahren wir von dem Capitain Waldegrave, welcher übrigens sich mit dem Studium des Landes durchaus nicht beschäftigt hat. Was man Bestimmtes von den Arbeiten des Missionärs weiß, ist, daß die zu Hifo befindlichen Geistlichen, ermuthigt durch die Hartnäckigkeit Hata's, im Jahre 1830 sich auf die Hapai Inseln begaben, wo sie den König und die größte Anzahl der Unterthanen desselben bekehrten. In den folgenden Jahren erhielt man dasselbe Resultat von Wawao. Endlich scheint auch Tonga Tabu diesem religiösen Antriebe zu folgen. Drei Missionäre zu Niuka Lafa bei dem frommen Tubo gewinnen dem christlichen Glauben täglich neue Anhänger. Möge sich unter der Zahl dieser Apostel wenigstens ein Ellis befinden, um die Erinnerung der Sitten und des Cultus aufzubewahren, die sie zu stürzen sich bemühen, und möge uns der alte Zustand des Landes durch solche Arbeiten und unter der Form von Documenten zur allgemeinen Geschichte der Erde bleiben!

Kapitel VII.

Die Tonga Inseln. — Sitten. — Gebräuche. — Religion.

Die Tongagruppe, in der Nähe des Archipels Viti gelegen, welchen schwarze Volksstämme bewohnen, gehört offenbar noch jenem Geschlechte an, welches wir das polynesische genannt haben, und, seltsam genug, zeigt sich dieses Geschlecht hier edler, weniger vermischt, regelmäßiger, oft weißer als auf gewissen viel weiter von Melanesien entfernten Inseln. Das Körperliche der Tongas ist angenehm, ihre Haltung ernst und züchtig. Sie haben oft eine Adlernase, dünne Lippen, gewöhnlich schlichtes Haar und sind hoch und gut gewachsen. Dazu füge man noch eine wenig dunkle Hautfarbe, besonders bei den Frauen und Häuptlingen, und man wird ohne Mühe begreifen, wie ähnlich dieses Volk in seinem Aeußern den Bewohnern des südlichen Europas ist. Einige Frauen sind so schön und regelmäßig gebaut, daß sie unsern Künstlern als Modelle dienen könnten. Das Einzige kann man ihnen vorwerfen, daß sie zu dicke Beine und Füße haben.

Unter einem gemäßigten Clima, bei reichlicher und leichter Nahrung genießen die Eingeborenen im Allgemeinen eine gute Gesundheit. Doch sind sie der Elephantiasis, dem Marasmus, Erkältungen und einer Art Ausschlag an verschiedenen Theilen des Körpers ausgesetzt. Alte Leute sind hier häufiger als auf den andern polynesischen Gruppen, auch rüstiger und kräftiger.

Man hat den Charakter dieses Volks kennen gelernt, der Anfangs geschmeidig, einschmeichelnd, gefällig, aber eigennützig, habsüchtig, verrätherisch und grausam ist, sobald es die Gelegenheit bietet. So konnte sie jeder Seefahrer unter einer verschiedenen Ansicht sehen, so daß sie der eine übermäßig erhob, während sie der andere vielleicht wieder zu sehr erniedrigte. Gastfrei und die Gäste ermordend, wohlwollend und grausam, freigebig und habsüchtig, durchaus heuchlerisch und über alles muthig, ernst und gesprächig untereinander, verständig, schlau, reif für die Civilisation — das sind die Züge, welche sie auszeichnen. Die gesellschaftlichen Bande sind bei ihnen edel und schicklich. Die Familie wird gut regiert und die Frauen leben nicht in erniedrigender Unterdrückung; das Tabu ist nicht allzu streng. So scheut sich der Capitain d'Urville nicht, diese Wilden auf dieselbe Linie mit den Neuseeländern zu stellen. Sie haben vorzügliche Eigenschaften und besonders eine Macht über sich selbst, welche nur das Resultat eines starken und gebildeten Verstandes seyn kann.

Digitized by Google

Die Tonga-Gesellschafe läßt sich in fünf Classen theilen — den Tui Tonga, die Eguis, die Mata Bulais, die Muas und die Tuas.

Was der Tui Tonga und seine Familie war, ist bereits angeführt worden. Die Eguis oder Vornehmen (Adeligen) schienen die Classe der Grundbesitzer zu bilden. Sie nahmen die ersten Staatsämter ein, lieferten jedem Bezirke einen politischen, von dem Tui Tonga fast unabhängigen und nur zu Etikettenhuldigungen genöthigten Häuptling. Diese Unabhängigkeit scheint nicht gleich Anfangs dagewesen zu seyn, ist aber in unserer Zeit eine unbestrittene Thatsache geworden. Unter den mächtigsten Eguis, den Districtshäuptlingen, standen die andern Subaltern-Eguis, welche dem Schicksale ihres Schutzherrn sich anschlossen. Um die Oberherrschaft über eine Insel, einen Bezirk, ein Dorf zu bezeichnen, fügten sie dem Worte Tui (Herr) den Namen ihrer Besitzung bei. Daher kommen die Namen Tui-Wawao, Tui-Hapai, Tui-Namuka.

Nur die Frauen pflanzten den Adel fort; war die Mutter nicht adelig, so wurde es das Kind auch nicht. In keinem Falle erhob das Vermögen den Rang der Person. Auch heut zu Tage muß trotz der Revolution, die auf Tonga Tabu so vieles umgeändert hat, bei den Kawas und andern feierlichen Versammlungen der mächtige und gefürchtete Tahofa dem schüchternen Tubu, dem unbedeutenden Lawaka und andern Gliedern der Fata Fais nachstehen, die er kaum ansieht, wenn er ihnen später auf dem Wege begegnet.

Nach den Eguis kommen die Mata Bulais, eine weise und nützliche Einrichtung und wesentliche Verbesserung des Feudalwesens. Die Mata Bulais sind die geborenen Räthe und Vormünder der Eguis. Sie haben die Verwaltung der Besitzungen zu leiten, Aufsicht über die Ceremonien zu führen und für die Erhaltung der Gebräuche und Sitten zu wachen. Selten verrichtet ein Egui eine wichtige Handlung, ohne seine Mata Bulais zu Rathe zu ziehen. Die Mata Bulais sind die natürlichen Mittelspersonen zwischen dem Volke und den Großen, die Stufe, welche von dem Proletarier zu dem Adeligen führt.

Die Classe der Muas, eine gemischte Schöpfung, besteht fast ganz aus Verwandten der Mata Bulais. Ihnen sind die sogenannten freien Künste überlassen: der Bau der Piroguen und großen Häuser, die Verfertigung der Fischnetze ꝛc. Die andern Handwerke gehören den Tuas an, welche die letzte Classe bilden, die wiederum in Kategorien zerfällt je nach der größern oder geringern Gemeinheit der Beschäftigungen. Die niedrigsten sind Köche und Landbauer. Eigentliche Sclaven giebt es nicht; die Kriegsgefangenen wurden entweder umgebracht oder ausgetauscht, oder zurückgegeben, oder den Truppen des Siegers beigesellt.

Sonst, als der dem Tui Tonga unterworfene Archipel regelmäßige und geachtete Gewalten hatte, waren die Kriege selten und ohne Zweck nur partiell. Diejenigen, welche die Kampflust trieb, begaben sich auf die Witi Inseln, den Schauplatz schrecklicher immerwährender Kämpfe. Der Aufstand Finau's änderte diese friedliche Lage. Zehn Jahre lang wüthete der Krieg und die Aufregung auf allen Inseln. Heere von 2 bis 3000 Mann wurden mehrmals mit einander handgemein, und diese Kämpfe zeigten ebenfalls den unternehmenden und kriegerischen Geist der Eingeborenen. Jeder waffenfähige Mann stellte sich zur Verfügung des Egui und folgte ihm in die verschiedenen Feldzüge. Gewöhnlich vermied man regelmäßige Schlachten und dachte nur auf Scharmützel und Hinterhalte. Die besiegte Partei war der Gnade oder Ungnade des Siegers überlassen oder floh nach einer befreundeten Insel, wohin sie auf den Piroguen alles, ihre Frauen, Kinder, Greise und Kostbarkeiten mitnahm. Wie viele solcher Flüchtigen hat der Ocean verschlungen und so das Werk des Siegers vollendet!

Die Waffen dieser Völker waren Spieße und Keulen von jeder Form. Heut zu Tage haben sie überdieß noch einige Flinten und besonders viele Bajonnete an langen Stielen. (Taf. 7. Abbild.)

Bei diesen Insulanern beschränkt sich die Idee von Verbrechen fast ausschließlich auf das Brechen des Tabu und den Ungehorsam gegen die Häuptlinge, ein doppeltes aber ziemlich seltenes Vergehen. Stockschläge sind die gewöhnliche Strafe; in schweren Fällen wird der Schuldige zum Tode verurtheilt. Der Zweikampf ist den Tongas bekannt. Haben zwei Eguis gerechte Beschwerden gegen einander, so greifen sie sich in einem Zweikampfe an. Bisweilen endigt der Tod des Einen den Streit, aber am häufigsten folgt eine aufrichtige Versöhnung.

Die Verwaltung des Eigenthums, das Spiel, der Tanz, der Reiz einer Unterhaltung bilden die vorzüglichste Beschäftigung der Eguis und der Mata Bulais. Wir haben schon von dem leagui und dem fana kalai gesprochen. Wie die letztere Unterhaltung ist auch die dschialuba eine Jagd mittelst Lockvögeln. Die fana guna oder Rattenjagd bildet ein noch ausgezeichneteres Vergnügen, und nur die großen Eguis beschäftigen sich damit. Vor dem Beginne der Jagd verstreuen Diener Lockspeisen auf dem Boden, und um den Tuas anzuzeigen, daß sie den Platz vor ihren Herrn zu räumen haben, wirft man hier und da kleine Holzstückchen hin. Sind diese Vorbereitungen getroffen, so begeben sich die Jäger mit Pfeil und Bogen an den bestimmten Ort. Die in zwei gleiche Theile getrennte und von den zwei vornehmsten Häuptlingen angeführte Gesellschaft muß bei dieser seltsamen Uebung in Geschicklichkeit und Gewandtheit wetteifern. Die Schützen stellen sich in eine Reihe, immer ein Mann von der einen Partei neben einen von der andern. Zeigt sich eine Ratte, so schießt der vorderste Jäger nach ihr und schließt sich dann, er mag das Thier getroffen haben oder nicht, am untern Ende an. Auf diese Weise kommt einer nach dem andern an die Reihe, und die Partei, welche zehn Ratten erlegte, hat gewonnen.

Die andern Spiele oder Uebungen sind das alo oder der Bonitenfang das tolo oder das Lanzenwerfen, von dem bereits die Rede gewesen ist; das fanifo oder Schwimmen in der Brandung; das fanga tua, der Kampf mit Keulen; das fuhu oder der Faustkampf; das taupapa, ein Lanzenspiel; das lafo, ein Spiel mit Wurfsteinen; das hifo und das habo, Unterhaltungen der Frauen mit Kugeln, die in die Luft geworfen werden. Das Talent der Spielerin besteht darin, fortwährend fünf Kugeln in der Luft zu halten, indem sie dieselben beständig von einer Hand zur andern laufen läßt. (Taf. 7. Abbild.)

Die Unterhaltungen und Gespräche beziehen sich fast alle auf die Papa Languis oder Europäer. Gewisse Erzähler haben das Vorrecht, Aufmerksamkeit oder Lachen dadurch zu erregen, daß sie das, was sie von unsern Sitten und Gebräuchen wissen, mittheilen. Wie man wohl glaubt, werden unsinnige Hyperbeln und selbsterfundene Einzelnheiten dazugemischt, und diese Fabeln von den Anwesenden lieber gehört, als die Wahrheit und genaue Beobachtungen.

Die zahlreichen Gewerbe, welche in diesem Lande getrieben werden, zeugen von einer ziemlich fortgeschrittenen Industrie. Es gehört daher der Bau der Piroguen (fa waka), worin sich die Tongas auszeichnen; die Kunst, Halsbänder aus Wallfischzähnen zu verfertigen (fanna ie); der Bau der unterirdischen Gewölbe zum Begräbnisse der Häuptlinge (to funga ta maka); die Verfertigung von Fischnetzen (dschia kobenga); die Fischerei mit dem Netze und Hamen (to funga total ika); der Bau der Häuser (tanga fale); die Kunst zu tättowiren (ta tatu); die Kunst die Keulen zu schnitzen (tongui akao); die Rasirkunst (fai kewa), welche entweder mit zwei Muschelschalen oder mit einem Bimssteine vollzogen wird, und die Kostkunst (fai umu). Alle diese Stände sind erblich, während es die andern nicht sind, z. B. die Kunst des Wundarztes, der Bau von Befestigungen, die Verfertigung der Waffen und Stricke.

Die Bauern oder kai konuas bestellen das Land mit einer Art hölzernen Spatens, der haù heißt. Den Weibern ist die Verfertigung der Zeuge, der Decken und Körbe überlassen. In dem ursprünglichen Zustande heißt der Zeug tapa, ist er aber einmal zugerichtet und gefärbt, so nennt man ihn gnatu.

Die feinsten Decken (gnafi gnafi) werden aus den Blättern des Pandanus gemacht. Die Schlafdecken (fala) sind gefüttert und der Größe nach sehr verschieden. Manche haben eine Länge von 70 Fuß und 10 Fuß Breite. Die Segeldecken (la) sind eben so fest als leicht; die Decken zu Teppichen (takapu); die mit Mustern verzierten Decken (tataù); die Decken zu den Dächern (baula) vervollständigen die Nomenclatur dieser Fabrikation. Die

Digitized by Google

Körbchen sind ebenfalls von verschiedener Art. Alle diese Arbeiten gehören den Weibern zu, wie auch die Befestigung der Taue aus den Rippen der Cocusblätter, und des Zwirns aus der Rinde der olonga.

Die Mahlzeiten der Tongas Häuptlinge bestehen aus einem Frühstücke, dem gewöhnlich der Kawa folgt, dem Mittagsessen ungefähr in der Mitte des Tages und dem Abendessen bei Sonnenuntergange. Bei den größten Mahlzeiten hat jeder seinen Theil vor sich. Kein Gesetz schließt die Frauen von dem Essen der Männer aus, aber ein Niederer darf vor seinem Obern weder essen noch trinken. Niemand konnte vor dem Tui Tonga essen und dieser durfte es nicht vor den ältern Gliedern seiner Familie.

Jedes junge nicht verlobte Mädchen kann sich dem Liebhaber ergeben, der ihr gefällt. Diejenigen, welche versprochen sind, was bei den Töchtern der Häuptlinge fast immer der Fall ist, sind zu einer eben so strengen Treue verpflichtet, wie in der Ehe. Uebrigens gehen die freiesten Frauen immer mit einer Art Zurückhaltung zu Werke; es ist eine Schande für sie, den Besitzer oft zu wechseln.

Die verheiratheten Frauen sind gewöhnlich keusch und treu. Im Falle des Ehebruchs übergiebt das Gesetz die beiden Schuldigen dem beleidigten Gatten, der, als unumschränkter Herr seiner Frau, sie ohne Barmherzigkeit erschlagen kann; am häufigsten aber verstößt er sie und dann wird sie wieder frei und kann thun, was sie will. Die Eguis nehmen so viele Frauen als ihnen beliebt und diese haben den Rang unter einander nach ihrer Geburt. Die Ceremonie der Hochzeit begleiten wenig Formalitäten. Der Mann holt seine Zukünftige in dem Hause ihrer Eltern ab und giebt den Freunden der beiden Familien ein Gastmahl. Dies genügt als religiöse und bürgerliche Formalität.

Der Tui Tonga ist eine zu hohe Person, als daß ein Weib dem Namen nach seine Frau werden könnte. Dieser Oberpriester verlangt für seinen Harem die Töchter der ausgezeichnetsten Eguis, welche sich durch eine solche Wahl stets sehr geehrt fühlen, und der Erbe der geistlichen Macht ist das Kind der vornehmsten seiner Frauen. Gewisse Frauen aus der Familie Fata Fal, und unter andern die Tamaha, genießen ein ähnliches Privilegium. Sie können sich keinen Gatten wählen, dürfen sich aber mehrern Liebhabern ergeben und mit denselben wechseln, ohne daß einer Anspruch auf ihre Person machen kann.

In einem Lande, wo nur Abkunft von der Mutter adelt, verliert das Weib, wenn es sich verheirathet, weder seinen Rang noch seine Geburtsrechte. Sind die Gatten von ungleichem Stande, so muß sich der Niedere vor der Mahlzeit dem Moë Moë vor dem höhern Gliede der Familie unterwerfen, wenn er die Gesetze des Tabu nicht verletzen will. Die Frau, welche einen im Range höher stehenden Mann heirathet, gewinnt in persönlichem Ansehen, nicht aber der Mann, der eine vornehmere Frau nimmt.

Die Frauen, selbst Familienmütter, nehmen oft fremde Kinder an, die sie wie die ihrigen behandeln. Diese Adoptionen haben ohne Zweifel einen politischen Zweck. Die Kinder erben den Rang ihrer Mütter, man ist ihnen dieselben Ehrenbezeugungen, dieselben Etikettenformalitäten schuldig, auch wenn sie noch unmündig sind. Die Knaben unterwirft man einer Art Beschneidung. Die Tättowirung wird erst in reiferm Alter vorgenommen; die Zeichnungen sind eben so mannichfaltig als zierlich. Bei den Frauen findet die Operation nur in der hohlen Hand statt.

Die Häuser haben gewöhnlich eine ovale Form, sind dreißig Fuß lang, zwanzig breit und zwölf bis funfzehn hoch. Sie bestehen nur aus einem Dache, das von Pfählen und Balken getragen wird, die gut zusammengefügt sind. Der Fußboden besteht aus geschlagener Erde und ist mit einer Schicht dürren Grases bedeckt, über der man Decken von Cocusblättern ausbreitet. Das Innere kann durch Decken in mehrere Gemächer getheilt werden. Andere Decken, die am Dache aufgerollt sind, können herabgelassen werden, um das Haus vor dem Regen, dem Winde oder der Sonne zu schützen. (Taf. 7. Abbild.)

Nur die Hausherrn haben ein besonderes Gemach, die übrige Familie liegt so ziemlich gemischt in dem großen Saale. Doch sorgt man, die beiden Geschlechter zu trennen. Die Diener haben kleine Hütten an dem Hause inne. Die Betten sind Decken und die Kleider, welche man den Tag über trägt, das, womit man sich in der Nacht zudeckt. Das Geräthe in diesen Wohnungen ist bald aufgezählt: eine oder zwei Kawaschüsseln, Kürbisse zu Wasser, mit Oel gefüllte Cocusgefäße, Bänkchen und hölzerne Kissen oder Klötzchen. Diese Häuser sind von einem Gärtchen umgeben und stehen bei einander, so daß sie Dörfer bilden. Die Dörfer heißen kolo, wenn sie befestigt sind; das Wichtigste von allen nennt man mua. Es ist eine Art Hauptstadt. Die Dörfer sind übrigens sehr gut erhalten, Wege durchschneiden sie, Palisaden umgeben sie und Bäume beschatten sie.

Die Nahrung der Insulaner ist gesund und mannigfaltig und besteht aus den Stoffen wie in ganz Polynesien. Nur scheint die Kochkunst auf dem Tonga Archipele eine höhere Stufe erreicht zu haben, als auf den andern Gruppen. Mariner zählt dreißig verschiedene Gerichte auf. Die Kleidung besteht in einer feinen Decke oder in einem Zeugstücke, womit man den Körper umwickelt, indem man es anderthalb mal um die Hüften herumschlägt und es unter einem Gürtel festhält. Die Frauen bedecken gewöhnlich auch den Busen, die Männer aber tragen die Brust nackt. Die Männer aus dem gemeinen Volke begnügen sich oft mit einem Blätterschurze und einem dem Maro der Taitier ähnlichen Gürtel. Die kleinen Knaben laufen lange ganz nackt, die kleinen Mädchen werden aber weit eher bekleidet. Bisweilen tragen die Eingeborenen kleine Mützen oder Zeugstücke auf dem Kopfe, die turbanartig gewunden werden, oder auch bloße Schirme von geflochtenen Cocusblättern gegen die Sonnenstrahlen.

Der Haarputz ist das Wesentlichste bei dem Putze der Tongas. Nichts ist dabei gleichförmig. Einige tragen das Haar lang und flatternd, andere schneiden es glatt ab. Andere färben sich dasselbe durch Beizmittel weiß oder roth und locken es dann sehr sorgfältig. Gewisse Tongas Stutzer wagen den Kopf kaum zu bewegen, um ihren aufgethürmten Haarputz nicht zu verderben. Die Frauen dagegen tragen das Haar sehr kurz. Am meisten zeichnet beide Geschlechter eine außerordentliche Reinlichkeit des Körpers aus. Der Gebrauch der Bäder nebst den Einreibungen mit Cocusöl giebt ihrer Haut eine bemerkenswerthe Weichheit und Schönheit. Gehen die Frauen zu einem Feste, so sind sie, so gewaschen, gesalbt und parfümirt, mit ihren Halsbändern von Muscheln, Vogelknochen und Haifischzähnen, wirklich höchst anmuthig und verführerisch. Pandanusfrüchte, duftende Blumen umschlingen bisweilen ihre hübschen Köpfe oder ziehen sich in Guirlanden um ihre schöne Brust. In den von weiten Löchern durchbohrten Ohrläppchen hängen drei Zoll lange Cylinder und Rohrstücke, die mit geldem Pulver gefüllt sind.

Wir haben gesehen, welche musikalische Instrumente diese Insulaner hatten: das nafa, eine Art Trommel, Bambus von verschiedenen Dimensionen, das fango-fango, eine Art Flöte, die aus einem an beiden Enden geschlossenen Bambusstücke mit sechs Löchern besteht, in die mit den Nasenlöchern geblasen wird. Man kennt zu Tonga die Panflöte auch, die aus acht bis zehn parallel an einander gelegten Rohrstückchen besteht, aus denen man ziemlich unregelmäßige Töne zieht.

Wie Taiti und die Hawaï Inseln hat Tonga Tabu seine bestimmten Gesänge, von denen einige die geschichtlichen Ereignisse der ersten Zeit wiederholen, andere aber blos zur Begleitung der Tänze dienen. Wie zierlich, elegant, edel und mannichfaltig diese Tänze sind, haben wir bereits gesehen.

Die Tongas scheinen nicht die Fetische anzubeten, deren Cultus im östlichen Polynesien in Kraft steht. Ihr Götzendienst ist mehr emblematisch als wirklich; die hotuas finden eine ganz geistige Anbetung. Der hotua der Tongas ist so ziemlich der atua der Taitier, obgleich der religiöse Gedanke der ersten, das Symbol, das Dogma, der Ritus viel dunkler und weniger leicht begreiflich sind als bei den zweiten.

Es giebt Hotuas von jedem Range, die nach hierarchischer Ordnung classificirt sind, ohne die Hotuas oder Geister der Eguis und Mata Bulais zu rechnen, welche nach ihrem Tode zu dieser Ehre gelangen. Die hotuas pu sind Geister der Finsterniß, welche die Menschen zu quälen haben.

Digitized by Google

Nach Cook zählt man unter den Hauptgottheiten:

Kala Futonga, der die meiſten Dinge erſchuf, ein weiblicher Gott, der im Himmel wohnte, über die Elemente herrſchte und ſchrecklich in ſeinem Zorne iſt. (Es iſt der Kala Fita Tonga Wilſon's.)

Tali Ai Tubo, der Kriegsgott und Beſchützer des hu oder Königs von Wawao, dem er unmittelbar Rath ertheilt.

Tui Fua Bolotu oder Oberhaupt des Bolotu, der dem vorigen nachſteht, trotz ſeinem pomphaften Namen.

Higuleo, ein mächtiger und von der Familie des Tui Tonga verehrter Gott.

Tubo Tolai, wörtlich der See Tubo, Gott der Reiſenden, den man anruft, ehe man in eine Pirogue ſteigt.

Alai Walu, der Schutzgott der Familie des hu, der zu Ofu verehrt wurde.

Alo Alo, der Gott der Elemente, der von den Grundbeſitzern angerufen wurde.

Mawi, eine Art Atlas, der die Erde auf ſeinem Rücken trägt und die Erdbeben verurſacht, wenn er ſich bewegt.

Dann kommen Hala Api Api und Tui Bolotu, welche in zweitem Range dem Meere und den Reiſen vorſtehen; Togui Uku Mea und Tubo Buzu, welche mit ähnlichen Attributen bekleidet ſind; Tangaloa, der Gott der Künſte und Handwerke, welcher auch die Tonga Inſeln an die Oberfläche des Waſſers heraufbrachte, als er mit der Angel fiſchte.

Der letztere Gott ſcheint das Vorrecht der ſeltſamen und merkwürdigen Sagen zu haben. Mariner führt eine davon an, welche wir hier als religiöſes Document und als Probe von der Literatur der Tongas mittheilen.

„Der Gott Tangaloa und ſeine beiden Söhne begaben ſich nach Bolotu, um dort zu wohnen.

„Sie waren lange dort geweſen, als Tangaloa alſo zu ſeinen beiden Söhnen ſprach:

„Geht fort mit euern beiden Frauen und wohnt bei den Leuten zu Tonga.

„Theilt die Erde in zwei Theile und bewohnt ſie getrennt.“ Und ſie gingen.

„Der ältere hieß Tubo und der jüngere Waka Ako Uti.

„Der jüngere war ſehr geſchickt. Er machte zuerſt Beile, Glasperlenhalsbänder, Zeuge von Papa Langui und Spiegel.

„Tubo unterſchied ſich ſehr von ihm, denn er war ein Müßiggänger.

„Er that nichts, als daß er ſpazieren ging, ſchlief und die Arbeiten ſeines Bruders verlangte.

„Aus Unwillen über dieſe Forderungen gedachte jener ihn zu tödten, und verſteckte ſich wegen dieſer ſchlimmen That.

„Eines Tages traf er ſeinen Bruder, der herumwandelte, und erſchlug ihn.

„Da kam ihr Vater von Bolotu zornglühend.

„Und er fragte: „warum haſt du deinen Bruder erſchlagen? Konnteſt du nicht arbeiten wie er? Fliehe, Unglücklicher, fliehe!

‚Sage der Familie Waka Ako Uti's, daß ſie hierher komme.

„Dieſe kam und Tangaloa befahl ihr:

‚Geht und laßt dieſe Pirogurn ins Meer, ſteuert nach Oſten nach dem großen Lande und dort bleibet.

„Euere Haut ſoll weiß ſeyn wie euere Seelen, denn euere Seele iſt ſchön.

„Ihr werdet geſchickt ſeyn, ihr werdet Beile machen und alle Arten guter Dinge und große Pirogurn.

„Und ich werde dem Winde gebieten, daß er immer von euerm Lande nach Tonga weht.

„Und ſie werden in ihren ſchlechten Pirogurn nicht zu euch kommen können.“

Dann ſprach Tangaloa zu ſeinem älteſten Sohne: „du ſollſt ſchwarz ſeyn, denn deine Seele iſt ſchlecht, und ſollſt an allem Mangel leiden.

„Du ſollſt nichts Gutes haben und nicht in das Land deines Bruders können. Wie könnteſt du mit deinen ſchlechten Pirogurn dahin gelangen?

„Aber die Familie deines Bruders wird bisweilen nach Tonga kommen, um mit dir zu handeln.“ —

Es iſt merkwürdig, in dieſer oceaniſchen Legende die Geſchichte der Verſtreuung der Menſchen über die Erde und den Unterſchied der Menſchenracen, den Tod Abel's und die Strafe Kain's zu finden.*)

Nach dieſen urſprünglichen Gottheiten kommen lange Reihen von hotuas, Geiſtern der Eguis und Mata Bulais, welche die Macht haben, die Prieſter zu inſpiriren und ihren Freunden und Verwandten zu erſcheinen. Man ruft ſie auf den Faltokas an, welche ein Gegenſtand hoher Verehrung ſind. Die Verehrung iſt übrigens für alle Gottheiten gleich. Beiſpiele von Gottloſigkeit ſind ſelten, weil mit der ſtrengen Beobachtung der religiöſen Angelegenheiten ein körperliches Wohlſeyn verbunden iſt. Eine Uebertretung wird von den Göttern ſelbſt beſtraft, welche dem Schuldigen eine ſchwere Krankheit und ſelbſt den Tod ſenden. Dieſes Syſtem zeitlicher Strafen trägt nicht wenig dazu bei, den Gehorſam gegen die Gebräuche und den Glauben an die Sagen zu erhalten.

Die Götter geben ihre Gegenwart gewöhnlich durch eine Art Pfeifen zu erkennen, und deshalb enthalten ſich die Eingeborenen aus Achtung vor den Göttern zu pfeifen.

Auf den Tonga Inſeln bilden die Prieſter nicht, wie auf den übrigen polyneſiſchen Gruppen, eine privilegirte Caſte, eine beſtimmte Corporation. Die Natur macht hier den Prieſter, nicht die Berufung; die Prieſter müſſen die Fähigkeit beſitzen, inſpirirt, von Zeit zu Zeit von dem Gotte beſucht zu werden. Dann ſind ſie fahe guebe, d. h. unterſchieden, getrennt von den übrigen Menſchen und zu dem Zuſtande des reinen Seyns übergegangen. Iſt die Extaſe vorüber, ſo verlöſcht auch ihr prieſterlicher Charakter und ſie ſind nichts weiter als ganz gewöhnliche Geſchöpfe; ſie treten in die Zuſtände ihres geſellſchaftlichen Ranges zurück, der gewöhnlich ein niederer iſt. Die Eguis ſind ſelten Prieſter, beſonders diejenigen, welche einen etwas hohen Rang einnehmen.

Dieſer Zuſtand der Inſpiration hat ohne Zweifel ſeine Charlatane und ſeine Betrüger, aber Mariner neigt ſich zu dem Glauben, daß die Extaſe des Inſpirirten bisweilen nicht erdichtet, ſondern wirklich ſey. Die Prieſter von Tonga ſcheinen die organiſchen Phänomene zu empfinden, welche das Alterthum in den Sibillen und Tempelprieſterinnen bezeichnet hat, und welche der neuere Magnetismus auf eine Weiſe wieder zum Vorſchein gebracht, welche den Unglauben entwaffnet. Der Tonga Prieſter wird unter dem Einfluſſe des Gottes erſt düſter und melancholiſch, er ſcheint gegen eine unwiderſtehliche Macht zu kämpfen, die er überwinden möchte, wird aber ſelbſt beſiegt, giebt nach und ſpricht erſt mit dumpfer Stimme, wie gezwungen, mit Gewa'lt genöthigt, erhebt ſich dann allmälig zu krampfigen Paroxismen, preßt ſeine Worte heraus, wirft ſie vibrirend hervor und nimmt eine herausfordernde und drohende Stellung an. Dann beginnt eine Art epileptiſches und nervöſes Zittern, der Schweiß tropft von der Stirn des Prieſters, ſein Mund bewegt ſich in fortwährenden Zuckungen, ſeine Zähne klappern und ſeine Lippen werden ſchwarz. Sein Puls iſt kurz und ſchnell, ſeine Bruſt keucht und er würde ſterben, wenn nicht reichliche Thränen aus ſeinen Augen ſtrömten. Dieſe erleichtern ihn, er erhebt ſich von ſeinem ſchrecklichen Anfalle und iſt dann ſo viel, wie vier halb Verhungerte.

Bisweilen ſteigen die Götter vom Bolotu herab, um andere Perſonen als die Prieſter zu beſuchen. Dieſe Beſuche kündigen ſich ebenfalls durch Melancholie und Hypochondrie an. Dann muß ein großer Kawa veranſtaltet werden und den bei den Prieſtern üblichen Ceremonien folgen. Mariner erzählt die Geſchichte eines jungen und ſchönen Egui, der ſo inſpirirt wurde und nicht errathen konnte, welcher Gott ihn quälte. Man führte ihn zu einem alten Prieſter und dieſer ſagte ihm, eine ſeit zwei Jahren

*) Dieſe Legende ſcheint ziemlich neuern Urſprungs zu ſeyn, wenn ſie nicht gar untergeſchoben iſt. — D.

Digitized by Google

verstorbene Frau habe eine heftige Liebe zu ihm gefaßt und besuche ihn auf diese Weise. Der Priester fügte hinzu, sie wünsche ihn sterben zu sehen, um sich seiner Person zu erfreuen, und dieses Loos werde ihn binnen wenigen Tagen treffen. Mariner erwähnt nicht, ob diese seltsame Vorhersagung in Erfüllung gegangen sey.

Die Priester werden auch wegen der Kranken um Rath gefragt, die man von Kapelle zu Kapelle führt. Liegt ein Kind im Sterben, so bringt es seine Mutter vor das Haus des Priesters, begleitet von Freundinnen und Verwandten, deren Hals mit Tschiblättern verziert ist; sie kauert sich mitten in dem Kreise nieder und bittet für das Kind um austreibende Worte, welche die Krankheit verjagen sollen. (Taf. 10. Abbild.) Der Priester spricht sie aus und nimmt ein Geschenk als Belohnung an.

Das Tabu, dieses feierliche Verbot, welches alle polynesische Länder trifft, ist in dem Tonga Archipele eigenthümlich. Man hat gesehen, daß es sich den Frauen dieser Inseln gegenüber toleranter zeigte. Aber auch andere charakteristische Merkmale zeichnen es aus.

Wer eine viel höhere, vornehmere Person berührt, wird dieser einzigen Thatsache wegen tabu und darf sich von nun an seiner Hände nicht mehr bedienen. Um dies Verbot aufzuheben, muß er erst die Ceremonie des Moè Moè verrichten und dann dem Obern die Füße waschen. Ist kein Wasser in der Nähe, so begnügt man sich mit dem Safte aus dem Stamme des Bananenbaumes. Fürchtet Jemand, Speisen mit tabuirten Händen berührt zu haben, so wirft er sich, um den traurigen Folgen zuvorzukommen, vor einem vornehmen Häuptlinge nieder, ergreift einen Fuß desselben und stellt diesen auf seinen Leib. Diese Ceremonie heißt fata. Je höher im Range der Häuptling steht, um so wirksamer ist die Ceremonie. Deshalb suchte man vorzugsweise die Häuptlinge aus der Familie Fata Faï auf. War der Tui Tonga abwesend, so genügte das heilige zu diesem Zwecke bestimmte Gefäß, das Vergehen abzubüßen; man berührte es. Ein zinnernes Gefäß, das Cook zurückließ, diente lange zu diesee wichtigen Bestimmung. Nur der Kawa war von jeder Art Tabu ausgenommen.

Die schon beschriebene Ceremonie des Natschi veranlaßte einen so großen Verbrauch von Lebensmitteln, daß dann auf einige Zeit ein besonderes Tabu auf gewissen Nahrungsmitteln ruhte, ein Tabu, das durch eine andere Ceremonie, faka lahi genannt, wieder aufgehoben wuede. Diese Ceremonie bestand in einer großen Ausstellung von Lebensmitteln, gebratenen Schweinen, Yams und Pataten, welche man zu dem Motaï des Königs trug und unter die Eguis vertheilte, welche sie dann dem Volke zu übergeben hatten. Bei derjenigen, welche Mariner sah, waren nicht weniger als vierhundert Schweine und drei bis viertausend Yams vorhanden.

Ein anderes dem Natschi ähnliches Fest, das tao tao hieß, bestand in der Darbringung von Opfergaben für Alo Alo, den Gott der Elemente, um diesen zu bestimmen, die Erde fruchtbar zu machen. Ein Kampf dient zur Vervollständigung dieses Festes, einer Art Saturnalien, wobei aller Rangunterschied aufhörte und selbst der Tui Tonga einen Schlag von dem letzten der Tuas erhalten konnte, ohne daß es ihm erlaubt war, seiner Würde zur Bestrafung sich zu bedienen. Besonders zeichnete dieses Untereinander die gute Laune der Kämpfenden aus, selbst derer, welche am stärksten gemißhandelt wurden. Wollte man Zorn gegen einen Mann zeigen, der einem einen Arm oder ein Bein zerschlagen hat, so würde man Schwäche verrathen. Die einzige Abbüßung dieses Kampfs, bei dem alle Stände gleich werden, ist die Ceremonie des Moè Moè, wenn die Kampfbahn geschlossen wird.

Die Ceremonie des Raudschia ist jene schreckliche Gewohnheit, nach der ein Kind ermordet wird, um von den Göttern die Genesung eines kranken Häuptlings zu erlangen. Der Raudschia kommt auch in Anwendung, wenn ein Häuptling durch Versehen die Götter beleidigt hat. Bei dem Tode des Tui Tonga opferte man sonst seine erste Frau bei einem feierlichen Raudschia, damit ihr Körper zu gleicher Zeit mit dem ihres Gatten beerdigt werden konnte. Finau II. hob dieses Opfer auf. Uebrigens unterwerfen sich die Eingebornen der Ceremonie des Raudschia nur ungern. Sie weinen und beklagen das Opfer, betrachten dasselbe aber für nothwendig.

Die Begräbnißfeierlichkeiten sind bei Gelegenheit des Todes eines Gliedes der Familie Fata Faï bereits beschrieben worden. Die des Tui Tonga fanden nach einem noch größern Maßstabe statt. Man trug vier Monate um das geistliche Oberhaupt Trauer. Das Tabu, dessen man sich schuldig macht, wenn man seinen Körper berührt, dauert wenigstens zehn Monate und bei seinen nächsten Verwandten funfzehn. Einen Monat lang darf sich der Schuldige den Bart nicht scheeren und am Tage den Körper nicht salben. Bei dem Faïtoka standen Tag und Nacht zwei ganze Monate hindurch die Trauerweiber und entfernten sich kaum, um in aller Eile etwas in den benachbarten Häusern zu essen.

Am Begräbnißtage setzen sich die Bewohner, mehrere Tausende an der Zahl, in alte Gewänder gekleidet und ein jeder mit einer tome oder Fackel von Cocuspalmenholze und einem Stücke bolata oder einem Bananenzweige, vierzig Ruthen von dem Grabe herum nieder. Eine der Trauerfrauen fordert die Männer auf, heranzukommen und sie nähern sich. Dann blasen zwei hinter dem Faïtoka befindliche Personen auf der Muscheltrompete und sechs andere gehen im Kreise zwischen dem Volke und dem Faïtoka herum. Ist die Ceremonie beendigt, so zerbrechen die Anwesenden ihre bolatas, steigen auf eine Erhöhung und werfen dahin die tome und die bolatas.

Auch in der Nacht noch tönen die Muscheltrompeten, während die Chorführer eine Art Recitativ, theils in der Hamoa-Sprache, theils in einer unbekannten Mundart absingen. Dies ist das Vorspiel zu einer seltsamen und ziemlich unschicklichen Ceremonie, die sich schwer erklären läßt. Schweigen die Muscheltrompeten, so setzt sich eine der Trauerfrauen außerhalb des Faïtoka's nieder und sagt zu dem Volke: „o Männer! ihr seyd hier versammelt, um die Pflichten zu erfüllen, die euch obliegen; steht auf und sorgt, daß sie ganz erfüllt werden." Diese völlige Erfüllung besteht in einer allgemeinen Ausleerung, welche bald den heiligen Hügel bedeckt und verpestet.

Den nächsten Morgen mit Tagesanbruche kommen die Frauen vom höchsten Range, die Gattinnen und Töchter der höchsten Häuptlinge, mit ihren Dienerinnen in Prozession an. Sie tragen Körbchen und schaffen mittelst Muschelschalen den am vorigen Tage da niedergelegten Unrath fort. Wenige Frauen wagen es, sich von diesem Zeichen der Demüthigung auszuschließen. Vierzehn Nächte hindurch deginnt diese Beschäftigung von neuem. Am sechszehnten Tage endlich erscheinen diese Frauen wiederum, diesmal aber aufs Schönste geschmückt. Den Kopf zieren Blumenkränze, unter dem Arme tragen sie zierliche Blumenkörbchen und sie ahmen diesmal die ekelhaften Beschäftigungen der vorigen Tage nur durch Geberden nach. Nach den Eingeborenen bedeutet diese ganz symbolische Handlung, daß nichts erniedrigend und ekelhaft sey, wenn es sich um das geistliche Oberhaupt handelt.

Das tugu kawa ist eine Ceremonie, welche sich ebenfalls auf die Trauer bezieht. Sie besteht darin, daß man einen Kawazweig vor eine Kapelle oder ein Grab legt, wenn man an seiner Person die Handlung des tugui verrichten, d. h. sich zerkratzen will. Diese körperlichen Geißelungen sind weder selten, noch mild. Sie erinnern an die Geißelungen und Kasteiungen der Fakire und der Joghis Indiens. Jedes Gebet heißt lotu.

Die Zaubermittel und Weissagungen spielen unter diesen Insulanern eine wichtige Rolle. Die Träume, die Blitze, das Niesen, der schnelle Flug eines Königsfischers, alles wird eine Gelegenheit zur Wahrsagung und bisweilen zu einem Grund, halb ausgeführten Planen zu entsagen. Die hauptsächlichsten Zaubermittel sind das tatao, welches darin besteht, einen Gegenstand in einem Faïtoka zu verbergen, um den Eigenthümer desselben zu verderben; dem kabe, einer Art Inspiration, die nach gewissen Regeln geordnet wird, und endlich dem ta uiu, wobei man eine Cocusnuß um sich selbst herumdrehen läßt, um sich nach der Lage, in welcher sie liegen bleibt, Raths zu erholen.

Die Arzneikunde der Eingeborenen beschränkt sich häufig auf Zaubermittel, auf Sühnopfer und Gebete. Doch gebrauchen sie einige Pflanzenaufgüsse als innere Heilmittel, haben aber nur geringes Vertrauen darauf.

Digitized by Google

In der Wundarzneikunst sind sie weiter vorgeschritten. Bei gewissen Krankheiten machen sie Schröpfungen an den Beinen mit schneidenden Muschelschalen und nennen diese Operation das tafa. Das tapa ist eine Art Mora für langwierige und hartnäckige Geschwülste. Man bringt sie durch Ansetzung eines brennenden Zeugstückes hervor, welches die Haut cauterisirt und Eiterung veranlaßt. Das kaúso ist eine Einschneidung in die Brust, um das ausgetretene Blut zu entfernen oder auch die Widerhakenspitze eines abgebrochenen Pfeiles herauszuziehen. Maciner beschreibt eine solche mit der größten Geschicklichkeit unternommene Operation. Mit einem Bambusstücke und einer Muschelscherbe wurde die Herausziehung bewerkstelligt und der Kranke war nach sechs Wochen geheilt. Der Pfeil war zwischen der fünften und sechsten Rippe, einen Zoll unter der Brustwarze, eingedrungen, drei Zoll von der Spitze bei der dritten Widerhakenreihe abgebrochen und man konnte das Ende nicht fühlen. Das toko losi, welches man von den Witiern entlehnt hat, ist eine Art Haarseil, das man durch den Kanal der Harnröhre führt, und das bei guita oder Wundkrampf angewendet wird, der zu Tonga häufig vorkommt. Dasselbe Erleichterungsmittel wird bei Bauchwunden ꝛc. angewendet. Die Eingeborenen kennen endlich das boka oder die Castration; das tugui tugui, eine Art Reibung, welche mit einer Mischung aus Oel und Wasser gemacht wird, ein bei gewissen Schmerzen angewendetes Mittel. Sie behandeln mit Glück Verrenkungen und Beinbrüche und bekämpfen die Augenentzündung mit dem sauern Safte des spondias und dem bittern Safte des baulo. Die Schußwunden lassen sie offen, nicht blos um die Kugel herauszuziehen, sondern auch um eine Fistelwunde in eine lebhaftere und leichter zu heilende zu verwandeln.

Bei den häßlichen Krankheiten, welche sie kahi nad pala nennen, ekelhafte und fast unheilbare Geschwüre, brauchen sie zur Linderung einen bittern Pflanzensaft, der aber nur ein Palliativ ist.

Die Tongasprache ist, unserer Meinung nach, noch immer ein polynesisches Idiom. Reicher und wohllautender als die der östlichen Gruppen, hat sie auch mehr Charakter. Sie kennt alle Consonanten, und gewinnt dadurch an Kraft wie an Mannichfaltigkeit. Die Rede Finau's, die Geschichte Tongaloa's und seiner Söhne zeugen von ihren ernsten, strengen, präcisen Formen. Diese Proben von der Tonga-Literatur lassen es bedauern, daß man jenes Land bis jetzt nur unvollkommen und theilweise kennt. Oceanien ist eine kaum geöffnete Mine; einige Erzgänge sind zu Tage gekommen, aber wer weiß, ob uns die reichsten bisher nicht entgangen sind!

Die Erzeugnisse des Tonga Archipels nähern sich denen von Taïti und Nuka Hiwa; doch beginnen hier bereits einige Pflanzen der asiatischen Inseln sich zu zeigen, die sich weiter nach Osten zu verbreiten scheinen.

Unter den vegetabilischen Producten sind als Bäume zu erwähnen: corypha umbraculifera, mussaenda frondosa, pandanus odoratissimus, hernandia ovigera, die casuarinas, verschiedene Arten hibiscus und ficus, inocarpus edulis, abrus precatorius, gossypium religiosum, und als Pflanzen das melodinus scandens, tacca pinnatifida, saccharum spontaneum etc.

Außer dem Schweine und Hunde, der sehr selten ist, hat der Archipel kein vierfüßiges Thier als die Ratte, und kein anderes Säugethier als die Fledermaus. Die Vögel sind die Turteltaube, ein kleiner sehr schöner Papagai, der Königsfischer, ein Philedon. Es giebt zwei oder drei Arten Schlangen, eine Hydrophis und eine kleine Eidechse. Die Fische und Mollusken aber sind zahlreich und mannichfaltig.

Kapitel VIII.

Der Witi Archipel.

Nun sollte ich gewiß aus diesen polynesischen Gruppen mit so gleichförmigen und bereits von dem Christenthume so umgewandelten Sitten herauskommen. Als der „Oceanier" einmal aus den Ländern von Tonga Tabu heraus war, steuerte er gerade nach dem Archipele Witi zu wo Pendleton sich Sandelholz verschaffen zu können glaubte. Von Witi aus sollten dann nach einander die Neuen Hebriden, Wanikoro, der Salomon's Archipel, Neu Irland, Neu Britanien erforscht werden, Länder, die sämmtlich in dem wilden und noch so wenig besuchten Melanesien eingeschlossen sind.

Das war für mich eine schöne Aussicht. Ich, der ich so begierig nach Unbekannten war, glaubte auf diesen Gruppen, nach welchen wir hinsegelten, neue, stärkere, weniger vorhergesehene, weniger gleichförmige Erregungen zu finden; ich maß mit den Augen auf meiner Karte diese wichtigen Länder, neben denen mir Hawaï, Taïti, Tonga Tabu nur als mikroscopische und unbedeutende Inselchen vorkamen. „Welche schöne Ausflüge werden wir auf diesen Inseln machen!" rief ich begeistert. Pendleton hörte es und sah mich mit einem ironischen und schlauen Lächeln an. „Ja," antwortete er, „schöne Ausflüge und besonders lange, denn man kommt von denselben nie wieder zurück. Diesmal aber, werther Passagier, werden Sie allein gehen. Niemand an Bord des „Oceaniers" hat Lust, sich für irgend eine Witische Majestät beaten zu lassen. Auf allen diesen Inseln verzehrt man die Neugierigen und dies heilt selbst die Neugierigsten." — „Wie? man landet nicht einmal an der Küste?" — „So selten als möglich, denn die Gefahr ist immer groß. Man findet auf diesen Gruppen nicht mehr Völker, die denen ähnlich sind, welche wir verlassen haben, die allerdings bisweilen treulos, habsüchtig, diebisch, aber doch wenigstens gesellig und halb gastfreundschaftlich sind. Nein, Sie werden keine Insulaner mehr sehen, die in Sie dringen, an das Ufer zu kommen, ihren Mahlzeiten, ihren Ceremonien und ihren Festen beizuwohnen, mittheilende, geschwätzige Wilde, welche dem Fremden alles öffnen und zeigen, die Hütten und die Morais, die Privathäuser und die religiösen Heiligthümer. Alles dies ist für uns vorüber; Sie werden dies nur in Neu Seeland wiederfinden. Hier ist nichts dergleichen, sondern Menschen, die fast im Zustande der Thierheit geblieben sind, wild und scheu, welche die Europäer fliehen und nur mit ihnen zusammenzutreffen suchen, um sie zu ermorden. Das ist der allgemeine Charakter der melanesischen Völkerschaften. Sie können sich keine Vorstellung von dem Grade der Rohheit und Erniedrigung machen, worin sie sich befinden, wie sehr sie jede Art von Civilisation hassen, und welche schreckliche Anarchie sie aufreibt. Die Buschmänner in Afrika, die Bedahs auf Ceylon, die Negritos von Manilla stehen auf der Stufe der Menschengeschlechter nicht niedriger. Sie werden sehen. Wie wenige Schiffe haben deshalb, seit jene ungeheuern Länder bekannt sind, seit sie Tasman in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts entdeckte, in diesen Gewässern zu kreuzen gewagt! Wie kurz und unvollkommen waren die Verbindungen mit den Bewohnern! Es gab allerdings wenig zu beachten, denn die Physiologie des Wilden hat weder etwas Mannichfaltiges, noch Vorspringendes, aber hätte sich auch mehr Stoff gezeigt, wie sollte man in so ungeselligen Ländern Beobachtungen machen? Die kühnsten, die ausdauernsten Forscher scheiterten hier. Cook konnte bei den Neuen Hebriden nicht an das Land gehen, wenn er nicht mit Kanonen schießen ließ. Cartaret zu Santa Cruz, Bougainville und Surville bei den Salomon's Inseln, und noch neuerdings Morrell haben durch harte Erfahrungen die unnahbare Wildheit dieser Volksstämme kennen gelernt. Man wird sie vernichten, ausrotten, aber nicht civilisiren. Die kupferfarbige Race, die sich bereits an unsere europäischen Waffen gewöhnt hat, wird irgend einmal diese Länder erobern und den Negertypus allmälig abfordiren. Bis dahin ist es nutzlose Unklugheit und Gefahr, sich in das Innere dieser melanesischen Inseln zu wagen. Ich für meinen Theil habe sie immer nur vom Schiffe aus betrachtet und so einen Tauschhandel zu betreiben gesucht, aber immer vermieden, meine Mannschaft in häufige und unmittelbare Verbindungen in Gefahr zu bringen."

So zerstörte Pendleton unbarmherzig einen meiner Träume. Er beschränkte diese Reise, wobei ich Abenteuer und Katastrophen zu finden gehofft hatte, auf eine voesichtige und kluge Besichtigung. Doch wenn auch dies; ich hoffte noch, ich hoffte, der Zufall, dieser die menschliche Berechnung beherrschende Gott, werde die Vorsicht meines würdigen Capitains

Digitized by Google

täuschen, und sah in der Schwierigkeit des Unternehmens nur einen Grund mehr, es lebhaft zu wünschen.

Mitten unter diesen getäuschten Hoffnungen und diesen Wünschen schwebte der „Oceanier" dahin; in sechsunddreißig Stunden hatte er den Raum zurückgelegt, welcher die Tonga Inseln von den Witi Inseln trennt. Am 27. Mai früh ließen wir in großer Entfernung das niedrige Land der Insel Batoa liegen und fuhren in eine Straße, welche die Inseln Ong Hea und Bulang Ha trennt, Länder von mittlerer Höhe, offenbar unbewohnt und bis an's Ufer mit Wald bedeckt. Indem wir so unsern Lauf nach NNW. fortsetzten, ließen wir zur Rechten allmälig: Ang Hasa, Namuka, Komo, Holo Rua, und zur Linken: Marambo, Kambara, Wangara und Tabune Siki. Endlich am 28. Nachmittags legten wir unter dem Winde und eine halbe Stunde von Laguemba bei. Auf Laguemba wollte Pendleton einen oder zwei Lotsen mitnehmen und sich nach Wanua Lebu, in die Sandelholzbai begeben. Unsere schnelle Abfahrt von Pangaï Modu hatte zwei Tongas, welche mit diesen Gewässern vertraut waren, verhindert, an Bord zu kommen und uns mit ihrer Erfahrung beizustehen. Wir mußten deshalb dazu Witier nehmen, die minder verständig und treuloser sind. Alle Geschicklichkeit eines europäischen Schiffscapitains wird ihn schwerlich aus dem Korallenlabyrinthe heraushelfen, das die beiden großen Inseln dieses Archipels, Wanua Lebu und Witi Lewu trennt.

Der „Oceanier" befand sich kaum im Angesichte von Laguemba, als drei Piroguen an ihn herankamen; sie glichen denen von Tonga, obgleich sie kleiner, minder zierlich waren und mit geringerer Geschicklichkeit gehandhabt wurden. Die Leute darin waren zur Hälfte Tongas, zur Hälfte Witier, was den Unterschied der Gesichtsbildung noch deutlicher hervortreten ließ. Obgleich durch die Angaben Pendleton's vorbereitet, so sah ich diese Männer doch nicht ohne unangenehme Ueberraschung. Ihre rußige Farbe, ihre schwachen Glieder, ihr buschiges Haar, ihre wilden und unangenehmen Züge, ihr plattes Gesicht, ihre glanzlosen Augen, alles stach bedeutend von der regelmäßigen, offenen und fast edlen Physiognomie der polynesischen Eingebornen ab. Beide Theile kamen an Bord und bei den ersten Worten, die gesprochen wurden, konnte man leicht erkennen, daß sich die Sprache zugleich mit dem physischen Aussehen geändert hatte. Pendleton selbst, ein gewandter Sprachkenner, verstand kein Wort von dem Witischen Dialekte, und ohne die Unterstützung der Tonga'schen Dolmetscher würde es uns schwer geworden seyn, uns einander verständlich zu machen. Bald zeigte sich indeß ein neuer Gehülfe auf dem Verdecke des „Oceaniers". Es war ein Mann von weißerer Gesichtsfarbe als die ihn Umgebenden, mit Zügen und Manieren, die ihn außerhalb dieser wilden Horde stellten. Er kam in einer kleinen Pirogue, kletterte gewandt die Leiter empor und warf sich Pendleton zu Füßen. Von Schluchzen unterbrochen sprach er in spanischer Sprache: „Herr Capitain, im Namen der Jungfrau und aller Heiligen, retten Sie mich aus den Händen dieses Volks; ich bin ein Weißer, ein Christ wie Sie. Gott wird Ihnen den Liebesdienst in dieser oder jener Welt vergelten." — „Es ist gut, es ist gut," entgegnete Pendleton, indem er ihn aufhob. „Wer sind Sie und woher kommen Sie?" Der arme Teufel stand auf und erzählte seine Geschichte.

Er war aus Manilla, hieß Hernando, und war vor sieben oder acht Jahren auf dem spanischen Schiffe la Concepcion nach den Witi Inseln gekommen. Ein Schiffbruch in der Straße, welche die beiden großen Inseln trennt, hatte ihn mit vierzig seiner Gefährten an diese unwirthliche Küste geworfen. Ein Theil der Mannschaft ertrank und wurde von den Cannibalen verzehrt; die Uebrigen lebten zerstreut unter den verschiedenen Stämmen der Insel. Die Häuptlinge hatten sich aus ihnen eine Art Ehrenwache oder Stab gebildet; sie genossen in dieser Hinsicht große Vorrechte und konnten über ihre Lage nicht klagen. Nur waren sie, wenn Feindseligkeiten zwischen den Königleinen von Witi ausbrachen, derselben Gefahr, wie die andern Kriegsgefangenen ausgesetzt, — gebraten und verzehrt zu werden. Dies war das Schicksal des größten Theils gewesen. Hernando war ihm nur durch ein Wunder entgangen. „Vier meiner Unglücksgefährten," setzte der Spanier hinzu, „wurden vor kurzem vor Laguemba von einem Schiffe aufgenommen, das eine weiße Flagge führte. Dies hat mir Tumbua Rakoro gesagt, der Neffe des großen Orivo, des Häuptlings von Imbao, mein Herr und Beschützer. Seit ich diese glückliche Befreiung kenne, habe ich stets nach einer Gelegenheit gespäht; ich begab mich auf Laguemba und warte nun hier sechs Monate auf ein europäisches Schiff. Als ich Sie auf dem hohen Meere erblickte, fühlte ich den Stachel der Freiheit in mir; ich beschwur den Häuptling, mich als Dolmetscher an Bord zu führen, und versprach ihm, einige Geschenke für ihn zu erlangen. Jetzt bin ich hier; im Namen der Jungfrau und aller Heiligen beschwöre ich Sie, verstoßen Sie mich nicht und ziehen Sie mich aus einer Hölle, in der ich von diesen Teufeln früher oder später werde verzehrt werden." Pendleton beruhigte den Mann und willigte ein, ihn zu behalten. Hernando, der mit der Witisprache ganz vertraut war, konnte als Dolmetscher bei dem Einkaufe des Sandelholzes dienen und der Eigennutz ging diesmal mit der Menschlichkeit Hand in Hand. Man zahlte dem Häuptlinge der Pirogue eine Art Lösegeld, das in einem Beile und etwas Pulver bestand. Durch diese Geschenke wurde der Spanier frei. Man hätte sehen sollen, mit welcher lärmenden Ausgelassenheit der Unglückliche seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben suchte. Man hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten. Endlich beruhigte sich indeß die gewaltige Aufregung und Hernando wählte, um sich gleich am ersten Tage nützlich zu machen, unter den an Bord gekommenen Eingebornen die beiden geschicktesten Lotsen aus. Sie versprachen, das Schiff nach Wanua Lebu zu führen. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, verließen wir Laguemba.

In der Entfernung von einigen Meilen gesehen, schien uns diese Insel ziemlich hoch, sehr coupirt, fruchtbar und mit einer bewundernswerthen Vegetation bedeckt zu seyn. Die Dächer einiger großen Hütten ragten über die buschigen, dichten Bäume hervor; südlich schien ein Gürtel schrecklicher Riffe sie unzugänglich zu machen, obgleich Hernando uns versicherte, er habe eine den Piroguen und kleinen Schiffen zugängliche Straße.

Kaum war uns Laguemba aus dem Gesichte, so ließ „der Oceanier" zur Rechten Neaù, Dzizia und Batu Bara, Inseln von mittlerer Größe die minder dicht bewaldet und ziemlich hoch sind. Die letztere besonders zeichnete sich durch einen hohen Felsen aus, der die Mitte beherrschte. Dieser Felsen war an seinen verschiedenen Seiten wie abgeschliffen, glatt an der Spitze und glich so einem Diamanten. Er ist die Ursache, daß man die Insel sehr weit sieht und für die Schiffe zu einem Orientirungspunkte wird.

Unterdessen näherten wir uns den ungeheuern Riffketten, welche Wanua Lebu und Witi Lewu fast verbinden. Schon zeigte sich am Horizonte die Gipfelspitze der hohen Insel Koro, welche so ziemlich den Eingang in diese gefährlichen Stellen andeutet. Pendleton wollte sich eben hineinwagen, um nach Wuhia zu steuern, in die Sandelbai (Sandal's Bay), als der Wind, der bis jetzt sich in SO. gehalten hatte, plötzlich nach Norden umsprang und sich in heftige Stöße verwandelte. Der Capitain beharrte auf seinem Vorhaben; zwei Tage lang trotzte er den Windstößen mit Regen, hielt sich trotz der dunkeln stürmischen Nächte und einem schweren, hohlgehenden Meere. In diesen Gewässern, die mit nicht gut bekannten Klippen, mitten in Strömungen bestreut sind, welche die genauesten Berechnungen täuschen, befand sich unser Schiff in der größten Gefahr. Einen Augenblick befand es sich nur wenige Klaftern von den gefährlichen Inselchen Nugu Tolu, als man noch mehrere Meilen westlich davon entfernt zu seyn glaubte. Endlich änderte Pendleton die Richtung, da sich das Wetter nicht besserte. Die Fahrt nach Norden war unmöglich und er wollte also den Archipel von Süden aus umfahren. Die beiden Lotsen, welche er an Bord hatte, wurden nun nutzlos, und er entschloß sich, sie auf Muala auszusetzen, wo ihr Leben gesichert seyn würde, und nur den schiffbrüchigen Spanier an Bord zu behalten. Die Befehle wurden sogleich gegeben und man gab einen zu gefährlichen Kreuzzug auf, um eine leichtere Fahrt zu beginnen. Alles, was ich bei diesem zweitägigen Kampfe gegen Sturm und Meer gewann, war, daß ich die hohen Spitzberge gesehen hatte, welche theils Wanua Lebu, theils der großen Insel Tabe Uni anzugehören schienen. Tabe Uni ist das

Digitized by Google

Land, vor welchem der muthige Tasman ankerte, der Entdecker dieser Gruppe. Es war noch neuerlich der einzige davon bekannte Theil.

Die hohen Spitzen von Rhao waren uns zur Linken geblieben und wir näherten uns Muala, als die Wache von dem Vordertheile des Schiffes eine Pirogue signalisirte, die sich bald auf den Kamm der Wogen erhob, bald sich in das Wellenthal hinabsenkte. Als sie sich dem „Oceanier" näherte, stieß einer unserer Lotsen, der bis dahin unruhig und besorgt ausgesehen hatte, plötzlich einen Freudenschrei aus. „Er hat Freunde erkannt," sagte uns Hernando, „und fühlt sich nun frei von der Furcht, in die Hände eines feindlichen Stammes zu fallen." Die Pirogue gehörte wirklich nach Muala und schien sich nach Imbao hinzuwenden. Je mehr sich die Entfernung verminderte, um so deutlicher konnte man die Mannschaft in diesem gebrechlichen Fahrzeuge und dessen Führer auf dem Hintertheile erkennen. Man rief einander an und machte Bekanntschaft. Der Witische Häuptling war Niemand Geringeres, als der Neffe des mächtigen Oriwo, Häuptlings von Imbao, derselbe Tumbua Nakoro, den der Capitain d'Urville an Bord nahm und der einige Tage sich auf dem „Astrolabe" befand.

Tumbua Nakoro war für uns, was er für Herrn d'Urville gewesen, ein weit ausgezeichneterer Mann, als irgend Jemand aus seinem Stamme. Die Stunde, welche er an Bord war, behielt er eine anständige Haltung, eine natürliche und edle Ernsthaftigkeit; sein Betragen und seine Reden stimmten mit seinem geistreichen Gesichte überein. Dieses freundliche Wesen, diese Formalitäten eines Witischen Aristokraten schienen durch die Armseligkeit seines Anzugs noch mehr gehoben zu werden, denn Tumbua Nakoro hatte nur eine ziemlich fadenscheinige Matrosenjacke und einen Maro, welche fast seinen ganzen Körper nackt ließen. (Taf. 11. Abbild.)

Tumbua Nakoro sprach am Bord des „Oceaniers" mit dem Capitain. Er sagte, er habe zu Muala den seinem Oheime gebührenden Tribut erhoben und begebe sich jetzt nach Rhao. Als man ihn über diese Insel und die andern Länder des Archipels fragte, gab er einige ziemlich verworrene Nachweisungen, sprach von seinem frühern Aufenthalte auf einem Schiffe mit weißer Flagge (ohne Zweifel dem „Astrolabe") und war bereitwillig, allen unsern Fragen genugzuthun. Sobald Pendleton etwas gesagt hatte, nahm er mit Freuden die beiden Lotsen von Laguemba auf, zumal da es Leute von seinem Stamme waren, die er gut kannte. Einer gehörte zu einer ausgezeichneten Familie und seine Abwesenheit würde seine Frauen der Gefahr aussetzen, nach einer gewissen Zeit geopfert zu werden. Waren sie einmal zu Imbao, so würde es leicht seyn, sie nach Laguemka zu bringen oder wenigstens ihre Familien zu benachrichtigen, daß sie nicht umgekommen seyen und zurückkehren würden. Die beiden Lotsen stiegen also in die Pirogue mit Tumbua Nakoro, der seine Fahrt, entzückt über einige Geschenke, die er erhalten hatte, weiter fortsetzte.

In dem Augenblicke, in welchem diese Episode endete, befand sich der „Oceanier" in ganz geringer Entfernung von Muala. Diese Insel schien uns, von weitem gesehen, ein fruchtbares und lachendes Land zu seyn, dessen Küsten einen grünen Kranz von Cocuspalmen zeigten. Ein breites Riff, das es an dem Westtheile umkleidet, mußte ohne Zweifel einen guten Ankerplatz bieten, wenn sich Straßen zwischen den Korallen befinden.

Da der Wind sich wieder frisch aus SO. erhob, so konnten wir diese Besichtigung unter Segel nicht weiter fortsetzen. Das Schiff sah zuerst die Spitzberge von Tobua und Motogu am Horizonte sich verlieren; dann verschwand Muala bei Sonnenuntergange, aber am nächsten Tage zeigte sich von neuem ein Land. Es war Kandabon, eine weit beträchtlichere Insel als die vorhergehenden, aber so bergig und coupirt, daß ihre Bevölkerung unmöglich zahlreich seyn konnte. An der SW-Spitze erhob sich ein majestätischer Spitzberg mit steilen Seiten und abgestumpftem Gipfel. Dieser ungefähr 600 Toisen hohe Kegel war bis an die Spitze mit Grün bedeckt, und hier und da in offenen Schluchten zeigten sich reizende, mit Cocuspalmen, Bananen und andern Fruchtbäumen bekleidete Thäler. (Taf. 12. Abbild.)

Von Kandabon steuerten wir auf Watu Lele, indem wir die Klippen in der Nähe derselben vermieden; sie wurde neuerdings erst von dem Capitain d'Urville entdeckt. Der „Oceanier" fuhr in einer Entfernung von etwa zwei Meilen an der Westseite dieser Insel hin. Watu Lele schien, von da aus gesehen, fruchtbar und volkreich zu seyn; Tausende von Insulanern waren an die Küste geeilt; sie hüpften bei dem Anblicke des Schiffes und ahmten die Bewegungen desselben mit unermüdlicher Neugierde nach.

Endlich nach einem langen Herumtappen in dem Witischen Archipele, den 4. Juni mit Tagesanbruche, befanden wir uns etwa zwei Stunden von der großen Insel Witi Lewu. Seit Hawaii hatte kein so wichtiges Land meine Blicke auf sich gezogen. Witi Lewu mit seiner von der Küste bis zu den Spitzbergen im Innern etagenförmig aufsteigenden Terrassen, das grüne, schöne, mit Früchten und Blumen bedeckte Witi Lewu hatte überdies einen weit freundlichern Anblick, als das vulkanische Hawaii mit seiner zerrissenen, immer erschütterten Oberfläche. Dieser Anblick aus der Ferne, der so sehr zu Gunsten dieser Insel einnimmt, ist übrigens die einzige geographische, Thatsache, welche man davon hat. Der „Astrolabe" selbst, welcher diesen Archipel besser durchforschte, als es bisher geschehen war, und die Lage der Oerter durch eine Menge Messungen aufklärte und bestimmte, versuchte keine Landung an Witi Lewu, die zu erhaltenden Resultate würden mit der Gefahr eines solchen Unternehmens nicht in Verhältniß gestanden haben.

Pendleton war ebenfalls nicht so unklug. Drei Meilen in SW. von Witi Lewu befiel ihn eine Windstille und er legte bei, überzeugt, daß die Pirogurn so weit kommen würden. Wirklich sahen wir bald fünf oder sechs von der Küste abstoßen. Eine derselben, die größte, trug dreißig Eingeborene und auf dem Hintertheile saß ein Mann, in dem wir nach seinem Benehmen und seiner Sprache leicht einen hohen Häuptling erkannten. Die Mannschaft seiner Pirogue und die der andern Piroguen gehorchte seinen geringsten Zeichen mit einer Unterthänigkeit ohne Gleichen. Als die Fahrzeuge sich anschickten, an dem „Oceanier" anzulegen, entstand einen Augenblick Verwirrung unter ihnen, was einigen Lärm und Streit verursachte. Der Häuptling brauchte nur ein Wort zu sagen und alles hörte auf.

Pendleton erschien nach einigen Sicherheits- und Klugheitsmaßregeln mit unserm neuen Dolmetscher Hernando. Man ließ sich in Unterhandlungen ein und der Häuptling bat, entzückt von der Fähigkeit, sich verständlich zu machen, um die Erlaubniß, an Bord zu kommen. Als Pendleton seine Einwilligung gegeben hatte, sprang er mit unglaublicher Leichtigkeit und Sicherheit die Leiter herauf, grüßte den Capitain und die Officiere auf seine Art und setzte sich dann gravitätisch nieder. Er wollte von seinem Sitze aus alles auf den Piroguen beobachten können, um daselbst Ordnung zu erhalten. Wirklich stillte er mehrere Zänkereien mit einem Worte, einer Geberde und gab uns so eine sehr hohe Meinung von seinem Ansehen und seinem Einflusse. Bald konnten wir auch erfahren, wer er war.

Man nannte ihn Unong Lewu; er stand an der Spitze eines Stammes von Namrong Ha. Sein Körper, der 5 Fuß 9 Zoll maß, seine regelmäßigen Formen, sein trotz der Nußfarbe wahrhaft schönes Gesicht, sein gelassenes, würdevolles, freundliches Wesen, alles machte ihn zu einem ausgezeichneten Manne unter den Cannibalen von Witi. Bei dieser Gelegenheit, wie in den meisten andern, kann ich bestätigen, daß die oceanische Aristokratie aus den Familien stammt, die sich in physischer und geistiger Hinsicht am meisten auszeichneten. Die schönsten Leute, die verständigsten befehligten die andern, verheiratheten sich untereinander und setzten so in ihrer Familie die doppelte Ueberlegenheit der Natur und des Ranges fort. Unong Lewu fesselte uns alle; er nahm mit Zurückhaltung und Würde das an, was man ihm bot, aber er forderte nichts, weder direct, noch indirect. Die Piroguen, welche an das Schiff gekommen waren, enthielten nur sehr wenig Lebensmittel und Unong Lewu schien darüber verzweifelt zu seyn. Er konnte sich gegen uns nicht so groß und freigebig zeigen, als er wollte. Er bestand deshalb auch im Augenblicke, als er sich entfernte, lebhaft darauf, daß der Capitain vor seinem Dorfe vor Anker gehe. Man sollte nach ihm daselbst eine Menge vortrefflicher Sachen finden, und besonders hübsche Frauen, ein Umstand, den er durch ein sehr bezeichnendes Zeichen andeutete. Als er sah, daß Pendleton diesen Sirenen und ihrem Anpreiser nicht recht traute, fügte Unong Lewu hinzu, daß, wenn das Schiff lieber in die

Digitized by Google

ser Entfernung bleiben wolle, die Piroguen den andern Morgen bei guter Zeit mit Schweinen und Früchten zurückkommen würden. „Wenn die Windstille fortdauert," antwortete Pendleton, „so werdet Ihr mich wiederfinden; erhebt sich der Wind, so werde ich ihn benutzen, um meine Fahrt fortzusetzen."

Während dieser Zusammenkunft hatten wir alle Zeit, unsere physiologischen Beobachtungen fortzusetzen. Bei diesen Bewohnern von Witi Lewu zeigte sich der melanesische Typus mit allen seinen Charakteren. Das platte Gesicht, die stumpfe Nase, die dicken Lippen, die vorspringenden Backenknochen, das lockige Haar, die bronzeartige oder schwarze Farbe — das waren die Hauptzüge. Bei denen, welche wir sahen, war das Ohrläppchen mit einem übermäßig ausgedehnten Loche durchbohrt; sie trugen Hals- und Armbänder von Muscheln; ihre Waffen waren Bogen, Pfeile, Wurfspieße und besonders kleine Keulen von sehr hartem Holze, zwölf bis achtzehn Zoll lang, mit einem sehr schweren rundlichen Knopfe und bisweilen mit Menschenzähnen besetzt. Diese gefährliche Waffe hing an ihrem Gürtel. Unter den Geräthen, deren sie sich in ihren Piroguen bedienten, bemerkten wir einige plumpe Töpferwaaren, offenbar von einheimischer Fabrikation. Dieser Industriezweig muß durch die westlichen Völker zu ihnen gebracht worden seyn, denn die übrigens mehr civilisirten Polynesier und selbst die Tongas kannten ihn durchaus nicht.

Obgleich unter denen, welche uns besuchten, einige mit einer Art Ausschlag Behaftete sich befanden, waren diese Witier doch nicht sehr unreinlich. Groß und ziemlich gut gewachsen, trugen sie das Haar sorgfältig geordnet, gelockt, pomadisirt und weiß, roth, grau oder schwarz gepudert, je nach dem Einfalle eines Individuums. (Taf. 12. Abbild.) Tumbua Nakoro, der Häuptling von Imbao, hatte das Eigenthümliche, daß die beiden Seiten seines Haares schön schwarz waren, während der ganze hintere Theil eine dunkelrothe Farbe hatte. Die allgemeine Kleidung der Insulaner von Witi Lewu bestand in weiter nichts, als einem breiten Zeugstreifen gleich dem Maro. Wir sahen indeß, daß sie bisweilen auch Zeuge trugen, die den zu Tonga verfertigten ähnlich waren. Bei dem Tauschhandel verlangten sie vor allem Pulver und Flinten, und verheimlichten uns auch den Gebrauch nicht, den sie davon machen wollten: „unsere Feinde tödten," sagten sie, „und uns an ihrem Fleische laben, das wollen wir."

Die Verbindungen, welche wir mit den Bewohnern von Witi Lewu hatten, blieben übrigens ganz friedlich. Sie zeigten sich ehrlich in dem Handel, sanft und gefällig. Unsere Fragen beantworteten sie so bestimmt, als sie konnten, wurden bisweilen verlegen und suchten in einen Ideengang einzugehen, der nicht der ihrige war. Wir erfuhren von ihnen, daß das Volk von Nanrong Ha damals sich im Kriege mit dem von Imbao befand; Unong Lebu erklärte uns selbst, daß Tumbua Nakoro ein böser Mensch sey, tanata-tza, obgleich er gestand, Papa Languis (Weiße) an der Küste seiner Provinz freundlich aufgenommen und gepflegt zu haben.

Gegen zehn Uhr Abends erhob sich der Wind wieder aus SO., und welches Vergnügen wir auch an den Verbindungen mit den Witiern gefunden hätten, so stellte doch der „Oceanier" seine Segel und suchte wieder die hohe See. Am 6. Juni früh bemerkten wir die Inselkette Malolo, Bitonha und Biwua, welche die westliche Grenze des Witi Archipels bilden. Pendleton hatte es aufgegeben, Sandelholz in dem Archipele zu suchen; der Wind, die Gelegenheit, die von Unong Lebu erhalten Nachrichten Nachrichten, alles hatte ihn davon abgebracht. Er bestimmte also den Lauf des Schiffes nach SO., um nach dem südlichen Theile der Neuen Hebriden zu gelangen.

Kapitel IX.

Der Witi Archipel. — Geographie.

Der zwischen dem 16° und 20° s. Br. und dem 174° und 179° östl. L. vom Pariser Meridian liegende Archipel Witi zieht sich in einer Ausdehnung von 100 Lieues von Norden nach Süden und von 90 Lieues von Osten nach Westen. Man bemerkt daselbst zwei große Inseln, zwei andere minder bedeutende, und funfzehn andere von mittlerer Größe, und endlich eine unbestimmte Anzahl Inselchen, Klippen und Riffe. Obgleich die neuern Arbeiten des Capitains d'Urville die Kenntniß dieser Länder bedeutend gefördert haben, so hat man doch von den meisten derselben nur unvollständige Nachrichten. Hier ist das Neueste, was die Geographie von ihnen weiß:

Die beiden großen Inseln des Witi Archipels sind Witi Lewu und Wanua Lebu.

Witi Lewu, die wichtigste und größte hat eine Ausdehnung von 70 Meilen (milles) von Osten nach Westen und von fast 60 Meilen von Norden nach Süden. Der Boden ist sehr glücklich beschaffen und alles verräth große Fruchtbarkeit. Nach Dillon ist Witu Lewu in vier Bezirke getheilt: Rewa, Taüzara, Breta und Imbao. Der letztere und wichtigste von allen umfaßt den östlichen Theil der Insel und ihr Häuptling Orivo, welcher den Titel Abuni Walu angenommen, hat fast alle östlichen Inseln sich zinsbar gemacht. Witi Lewu soll nach Dillon 100,000 Bewohner haben, wovon die Hälfte auf die Provinz Imbao käme. Die geographischen Grenzen der Insel sind im Süden: 18° 16′ s. Br.; im Osten 176° 12′ östl. L.; im Westen 174° 46′ östl. L. Im Norden ist die Lage noch nicht genau bestimmt.

Wanua Lebu, welche fast eben so groß zu seyn scheint als Witi Lewu, ist noch sehr wenig bekannt. Man führt die Namen Poo, Dagon Nobe, Taka Nova und Bua als diejenigen eben so vielen Bezirke der Insel an. An dem letztern soll sich die Sandelholzbai, mit sicherm Ankerplatze, aber schwieriger Einfahrt befinden. Die verschiedenen Bezirke erkennen jeder einen Häuptling an und diese Häuptlinge führen unter einander blutige Kriege. Es gab eine Zeit, wo das Sandelholz auf dieser Insel und besonders an ihrer Westküste im Ueberflusse vorhanden war. In den ersten Jahren des Jahrhunderts fanden hier eine große Anzahl spanischer, amerikanischer und englischer Abenteurer kostbare Ladungen. Es scheint aber, als wären seitdem die schönen Bäume seltener geworden. Nach Krusenstern hätte Wanua Lebu einen Umgang von 50 Lieues und erstreckte sich vom 16° 18′ bis 17° s. Br. und von 176° 4′ bis 175° 11′ östl. L. Aber diese Angaben sind noch hypothetisch.

Zwischen den beiden beschriebenen Inseln zieht sich eine 12 bis 15 Stunden breite gefährliche, wenig befahrene und der ganzen Länge nach mit gefährlichen Riffen besäete Straße hin. Eine andere Straße von ziemlich gleicher Ausdehnung trennt Witi Lewu von

Kandabon. Kandabon, dessen Lage von dem „Astrolabe" bestimmt worden, ist eine hohe bergige und in SW. von einem sehr hohen Pic endigende Insel. Ihre Größe beträgt ungefähr 30 Meilen (milles) von ONO. nach WSW. bei einer zwischen vier und neun Meilen schwankenden Breite. Nach Tumbua Nakoro enthält sie 10,000 Einw., was aber übertrieben zu seyn scheint. Der westliche Pic liegt unter 19° 6′ s. Br. und 175° 30′ östl. L.

Das sind die drei Hauptinseln des Archipels Witi. Es möge nun eine Nomenclatur der andern folgen, wobei wir im Süden und Osten beginnen und nach Norden und Westen fortschreiten.

Insel Ono, entdeckt 1819 von dem Russen Bellinghausen. Ein hohes und bevölkertes Land von 15 Stunden (Lieues) im Umfange, mit einer Korallenbank in SW. und zwei kleinen unbewohnten Inseln von einer Lieue im Umfange. Die Spitze liegt unter 20° 39′ s. Br. und 178° 55′ östl. L.

Batoa, entdeckt 1773 von Cook, der sie Schildkröteninsel nannte, weil er viele Schildkröten daselbst sah, wurde 1793 von d'Entrecasteaux und 1827 von d'Urville gesehen. Es ist ein wenig hohes, schwach bevölkertes Land von ungefähr vier bis fünf Meilen im Umfange mit einem Riffe, welches sich bis zwei Meilen von der Küste erstreckt. Als Cook landete, ergriffen alle Eingeborene die Flucht. Als vor sechs oder sieben Jahren ein amerikanisches Schiff hier scheiterte, brachten die Eingeborenen einen Anker bis nach Laguemba. Lage: 19° 48′ s. Br., 179° 21′ östl. L. Wir

Digitized by Google

bis fünf Meilen in SW. dieser Insel zieht sich ein gefährliches Riff von 4 bis 5 St. im Umfange hin, das mit Korallenspitzen von der Form von Capitälern übersäet ist. Diese Korallenspitzen erheben sich bisweilen bis 15 F. über die Oberfläche des Meeres.

Onghea Lebu, von weitem gesehen 1797 von Wilson und in der Nähe betrachtet 1827 von d'Urville. Es ist ein hohes und sehr bewaldetes Land von 6 bis 7 Meilen im Umfange mit einer andern ebenfalls hohen, aber kleinern Insel Namens Ong Hea Riki und zwei Sandinselchen, Nugu Schonghia, sämmtlich von einem gemeinschaftlichen Riffe umgeben. Die Bewohner dieser verschiedenen Oerter wurden von den Tongas niedergemetzelt, welche aus dieser Gruppe eine Art Anfangspunkt für ihre Operationen gemacht haben. Länge: 19° 8′ s. Br. und 179° 10′ östl. L. (Spitze).

Bulang Ha scheint von den Schiffen „Harrington" und „Elisabeth" entdeckt worden zu seyn, welche sie Laqueda nannten. Wilson sah sie 1797 aus der Ferne und d'Urville beobachtete sie 1827 genau. Es ist eine hohe, gut bewaldete, sechs Meilen von NNW. nach SSO. lange, drei Meilen breite, von einem Riffe umgebene Insel von angenehmen Ansehen. Man giebt ihr 80 E. Lage: 19° 8′ s. Br. und 179° 1′ ö. L. (Spitze).

Ang Hafa wurde 1789 von Bligh bemerkt, 1797 von Wilson wiedergesehen und 1827 von d'Urville beobachtet. Die Gruppe besteht aus drei oder vier kleinen hohen, unbewohnten Inseln, von denen die wichtigste nur 3 bis 4 M. im Umfange hat und unter 18° 57′ s. Br. und 179° 7′ östl. L. liegt.

Namuka, entdeckt 1789 von Bligh, 1797 von Wilson wiedergesehen, der sie Neat's tongue nannte und 1827 von d'Urville beobachtet. Es ist eine hohe Insel, vier Meilen von Osten nach Westen lang, eine Meile breit und von einem ungeheuern Riffe umgeben. Sonst war sie sehr bevölkert, jetzt hat sie aber nur etwa 100 E., so viel Menschen haben ihr die häufigen Kriege mit Imdao und Laguemba gekostet. Sie ist fruchtbar an Schweinen und Yams. Lage: 18° 53′ s. Br., 178° 55′ östl. L. (Westspitze)

Marambo, von d'Urville 1827 beobachtet, eine kleine, bewaldete, unbewohnte Insel von 3 bis 4 M. im Umfange. Lage: 19° 1′ s. Br., 178° 48′ östl. L.

Kambara, von d'Urville beobachtet, eine hohe Insel von 9 bis 10 M. im Umfange. Es ist das Apollo Krusensterns, das nach ihm die Schiffe „Haerington" und „Elisabeth entdeckten. Man zählt daselbst etwa 100 E., Vasallen des Königs von Laguemba, welche Schildkröten fangen und Lanzen und Piroguen verfertigen. Lage: 18° 58′ s. Br., 178° 39′ östl. L. (Gipfel).

Wangara, von d'Urville 1827 beobachtet, eine hohe und unbewohnte Insel von 2½ M. Länge von NNO. nach SSW. Es ist die Insel Foocaffa auf der Karte Krusensterns. Lage: 18° 53′ s. Br., 178° 43′ östl. L. (NSpitze).

Moze, entdeckt von Bligh 1789, gesehen von Wilson 1797, der sie Danger nannte und beobachtet von d'Urville 1827, eine hohe Insel von etwa 10 M. im Umfange und von einem Riffe umgeben. Man giebt ihr etwa hundert Bewohner. Auf einem breiten Riffe im Osten der Insel ging das Schiff „Argo" unter und der Capitain Wilson selbst entkam nur erst nach großen Gefahren. Lage: 18° 41′ s. Br. und 179° 5′ östl. L.

Komo, entdeckt von Bligh 1789 und beobachtet von d'Urville 1827, eine hohe Insel von drei bis vier M. im Umfange mit etwa vierzig Bewohnern. Lage: 18° 44′ s. Br., 178° 58′ östl. L.

Holo Rua, entdeckt von Bligh und wiedergesehen von d'Urville 1827, eine kleine hohe und unbewohnte Insel. Lage: 18° 40′ s. Br, 178° 51′ östl. L.

Eihua, von Wilson 1797 von weitem bemerkt und von d'Urville 1827 ebenfalls von weitem beobachtet, eine hohe, unbewohnte Insel, deren Umfang nicht bestimmt ist. Lage: 18° 19′ s. Br., 178° 56′ ö. L. (Gipfel)

Laguemba, nach Krusenstern von den Schiffen „Harrington" und „Elisabeth" entdeckt, welche sie aus Irrthum Atalombo nannten, in der Nähe beobachtet von d'Urville 1827, eine hohe Insel von angenehmen Ansehen, fünf M. von N. nach S. und wenigstens eben so weit von O. nach W., von Riffen umgeben, die sich in O. in das hohe Meer hinaus erstrecken. Man zählt hier 1000 Einwohner. Der König von Laguemba erhält Tribut von allen im Süden gelegenen Inseln, ist aber selbst dem Könige von Imbao zinspflichtig. Lage: 18° 12′ s. Br., 178° 47′ östl. L. (Gipfel).

Tabune Siki, das Todunacello der Karte Krusensterns, von d'Urville 1827 beobachtet, eine kleine, unbewohnte Insel, von zwei bis drei M. im Umfange. Lage: 18° 46′ s. Br., 178° 33 östl. L.

Banue Batu, das Wanu Wadua der Karte Krusensterns, beobachtet von d'Urville 1827, eine hohe Insel mit etwa 50 Bewohnern und vier bis fünf Meilen im Umfange. Lage: 18° 22′ s. Br., 178° 20′ östl. L.

Neaù, beobachtet von d'Urville 1827 und auf der Karte Krusensterns Debida genannt, aus Verwechselung mit der folgenden, eine hohe Insel von sieben bis acht M. im Umfange und von etwa 100 Insulanern bewohnt. Lage: 17° 59′ s. Br., 178° 31′ östl. L.

Dzizia, die Favorite der Karte Krusensterns, beobachtet von d'Urville 1827, eine hohe Insel von neun bis zehn M. im Umfange mit etwa 1000 Bewohnern. Lage: 17° 46′ s. Br., 178° 14′ östl. L. (SW. Spitze).

Batu Bara, von d'Urville 1827 beobachtet, könnte wohl die Insel Haweis Wilson's seyn, die er 1797 sah, sehr hoch, nur drei bis vier M. im Umfange und hoch bewohnt. Lage: 17° 25′ s. Br, 178° östl. L.

Azata, entdeckt 1797 von Wilson, der sie Hamilton nannte, beobachtet 1827 von d'Urville, eine hohe, bevölkerte Insel von sechs M. im Umfange. Lage: 17° 15′ s. Br., 178° 3′ östl. L. (Gipfel). Im WSW von Azata ragen drei bewaldete und unbewohnte Inselchen, Nugu Tolu über ein Riff von einer Ausdehnung von drei M. hervor.

Mango, entdeckt 1797 von Wilson, der sie Cox nannte, von d'Urville 1827 in der Ferne gesehen, eine sehr hohe Insel von vier bis fünf M. im Umfange mit 400 Bewohnern Lage: 17° 24′ s. Br, 178° 18′ östl. L.

Kanazea, entdeckt 1797 von Wilson, der sie Sims nannte, 1827 von d'Urville von weitem gesehen, eine hohe Insel von drei bis vier M. im Umfange mit 100 E. Lage: 17° 17′ s. Br., 178° 18′? östl. L.

Insel Hadows, entdeckt von Wilson 1797, eine hohe Insel von zwei bis drei M. Ausdehnung von N. nach S., ohne Zweifel das Munia der Eingeborenen, mit 80 E. Lage: 17° 16′ s. Br., 178° 30′? östl. L.

I. Scott, entdeckt 1797 von Wilson, eine hohe Insel, zehn bis zwölf M. lang, wahrscheinlich das Banuan Balabu der Eingeborenen. Sie zählt 2000 E. Lage: 17° 12′ s. Br., 178° 26′ östl. L.? (Mitte).

I. Mibbleton, entdeckt von Wilson 1797, eine hohe Insel, 7 bis 8 Meil. lang. Sollte sie das Kadawa der Eingeborenen seyn? Lage: 17° 6′ s. Br., 178° 26′? östl. L. (Mitte). Diese Insel mit der frühern und einer dritten kleinen Insel, welche Wilson Curling nannte, sind von einem gemeinschaftlichen Riffe umgeben.

I. Shirbing, entdeckt 1797 von Wilson, hoch und fünf bis sechs Meil. im Umfange. Lage: 17° 10′ s. Br., 178° 38′? östl. L.

I. Three Brothers, entdeckt 1797 von Wilson, drei Inselchen auf einem Riffe, welche sich vier bis fünf Meilen nach WSW. erstrecken. Könnte es die Nogu Tolu der Eingeborenen seyn? Lage: 17° s. Br., 178° 40′ östl. L. (NO-Spitze).

I. Scars, entdeckt 1797 von Wilson, drei von einem Riffe von fünf oder zehn Meil. im Umfange umgebene Inselchen. Wäre es noch ein Nugu Tolu? Lage: 17° 6′? s. Br., 178° 24′? östl. L.

I. Bluff, entdeckt 1797 von Wilson, eine kleine unbewohnte und von einem Riffe umgebene Insel. Sie scheint das Matima der Eingeborenen zu seyn. Lage: 16° 56′? s. Br., 178° 32′? östl. L.

Neita Umba, entdeckt 1797 von Wilson, der sie Direction nannte, beobachtet von d'Urville 1827, eine hohe Insel von drei bis vier M. im Umfange und mit 60 E. Lage: 18° 2′ s. Br., 178° 18′? östl. L.

I. Low, entdeckt von Wilson 1797, kleine niedrige und unbewohnte Insel, begleitet von einem Riffe, das sich sechs bis acht Meil. von N. nach S. streckt. Sie ist das Wabiuna der Eingeborenen. Lage: 16° 44′ s. Br, 178° 24′ östl. L.

Digitized by Google

Rugu Laùdzala, entdeckt von Wilson 1797, beobachtet von Urville 1827, kleine niedrige und unbewohnte Insel mit einem Riffe von 10 bis 12 Meil. von N. nach S. Lage: 16° 43′ s. Br., 178° 3′ östl. L.

J. Sandy, entdeckt 1643 von Tasman, 1797 von Wilson wiedergesehen, kleine niedrige Insel mit einem Riffe von 12 bis 15 Meil. von N nach S. und von einigen Insulanern bewohnt. Sie ist wahrscheinlich das Renguele Lebu der Eingeborenen. Lage: 16° 20′ s. Br., 178° 4′ ö. L.

Ungeheuere Riffe, die 1797 von Wilson Charybd Reef und Scylla Reef genannt wurden, vereinigen fast vollständig diese Inseln mit den folgenden.

J. Farewell, entdeckt 1643 von Tasman, 1797 von Wilson wiedergesehen, hoch, 3 bis 4 Meil. im Umfange mit etwa 100 Bewohnern. Ohne Zweifel das Zigomdia der Eingeborenen. Lage: 15° 42′ s. Br., 177° 42′ östl. L.

J. Edwards, entdeckt 1643 von Tasman, von Wilson 1797 wiedergesehen, ein hohes und bedeutendes Land, aber nicht gut bekannt. Lage: 16° 16′ s. Br., 177° 27′ östl. L.

J. Janudza, entdeckt 1743 von Tasman, von Wilson 1797 wiedergesehen, der sie Clusters nannte, beobachtet 1827 von d'Urville, eine Gruppe von vier bis fünf hohen, unbewohnten Inselchen, die einen Raum von 4 bis 5 Meil. von N. nach S. einnehmen. Lage: 16° 36′ s. Br., 177° 51′ östl. L. (die südliche).

Rambe, entdeckt 1643 von Tasman, 1797 von Wilson wiedergesehen, der weit auf dem hohen Meere vorbeifuhr und sie Gillet und Tate nannte, von weitem von d'Urville 1827 bemerkt, ein hohes und beträchtliches Land, dessen wahre Größe aber noch unbekannt ist. Man weiß selbst nicht, ob es nur eine Insel oder eine Gruppe von mehrern ist. Lage: 16° 33′ s. Br., 177° 37′ östl. L. (Gipfel).

Tabe Uni, entdeckt 1643 von Tasman, wiedergesehen 1797 von Wilson, der sie Lamberts nannte, beobachtet 1827 von d'Urville, ein Land von unermeßlicher Höhe und einer Ausdehnung von wenigstens 22 Meil. von NO. nach SW. bei einer Breite von 10 bis 12 Meil. Man giebt ihm 1000 Bewohner. Lage: 17° 1′ s. Br., 177° 28′ östl. L. (SW. Spitze). An der NO. Spitze liegt eine kleine Insel Biumbani. Tabe Uni scheint von Wanua Lebu nur durch eine schmale Straße getrennt zu seyn.

Ongomea, entdeckt 1643 von Tasman, wiedergesehen 1797 von Wilson, der sie mit der folgenden J. Roß nannte, beobachtet 1827 von d'Urville, welcher die Trennung durch eine schmale Straße constatirte, eine hohe und bevölkerte Insel von einer 6 M. langen Ausdehnung von NO. nach WSW. bei 3 bis 4 Meil. Breite. Lage: 16° 48′ s. Br., 177° 41′ östl. L. (SW. Spitze).

Laùdzala, entdeckt 1643 von Tasman, wiedergesehen 1797 von Wilson und beobachtet 1827 von d'Urville, eine hohe Insel von etwa 5 bis 6 Meil. im Umfange mit etwa 100 Bewohnern. Als vor einigen Jahren eine Pirogue von Tonga hier scheiterte, ermordeten die Cannibalen die Mannschaft und verzehrten sie. Lage: 16° 46′ s. Br., 177° 53′ östl. L. (Ostspitze).

Koro, 1827 von d'Urville von weitem beobachtet, eine sehr hohe Insel, wenigstens 12 Meil. lang von NNO. nach SSW., 4 bis 5 Meil. breit mit einem Riffe an dem östlichen Theile. Man giebt ihr 1000 E. Es ist das Goru der Karte Kruſensterns und ihr wahrer Entdecker ist unbekannt. Lage: 17° 12′ bis 17° 26′ s. Br., 177° östl. L. (Gipfel).

Relral, entdeckt von Bligh 1789, beobachtet von d'Urville 1827, eine hohe Insel von 9 bis 10 Meil. im Umfange mit 1000 E. Lage: 17° 50′ s. Br., 176° 57′ östl. L. (Gipfel).

Rhao, entdeckt von Bligh 1789, beobachtet 1827 von d'Urville, eine sehr hohe Insel, die wenigstens 10 Meil. von NNW. nach SSO. lang und 4 bis 5 Meil. breit ist. Man schätzt ihre Bewohner auf 5000 Seelen. Lage: 18° 2′ s. Br., 176° 53′ östl. L. (Mitte). Im Osten und Süden dieser Insel zieht sich ein großes Riff hin, auf welchem die Brigg „Eliza" unterging.

Muala, entdeckt 1827 von d'Urville, eine hohe Insel von 7 Meil. Ausdehnung von ONO. nach WSW. bei einer Breite von 5 Meil. von N. nach S. Man giebt ihr 1000 Bewohner. Sie ist von gefährlichen Riffen umgeben. Vielleicht ist sie die Insel Merlz Eawu der Karte Kruſensterns. Lage: 18° 35′ s. Br., 177° 27′ östl. L.

Motugu, entdeckt 1827 von d'Urville, der sie von weitem sah, eine sehr hohe Inse von wenigstens 5 Meil. Ausdehnung und 1000 Einw. Lage: 19° 7′ s. Br., 177° 21′ östl. L. (Gipfel).

Fotua, entdeckt 1827 von d'Urville, der nur die Gipfel von ihr sah, eine hohe Insel von wenigstens 12 Meil. Länge von O. nach W. und 1000 E. Lage: 18° 55′ s. Br., 177° 45′ östl. L. (Mitte).

Batiguí, entdeckt 1789 von Bligh, beobachtet 1827 von d'Urville, der sie von weitem sah, eine hohe Insel von wenigstens 3 Meil. Ausdehnun und 1000 E. Es ist ohne Zweifel das Watega der Karte Kruſensterns. Lage: 17° 48′ s. Br., 176° 42′ östl. L.

Balaù, Bullu der Karte Kruſensterns, von weitem von d'Urville 1827 gesehen, eine hohe Insel von unbekannter Größe mit etwa 1000 Bewohnern. Lage: 17° 44′ s. Br., 176° 22′ östl. L.

Wakia der Karte Kruſensterns, Wakala der Eingeborenen, eine kleine Insel mit etwa 100 E. Lage: 17° 35′ s. Br., 176° 40′? östl. L.

J. Hummock der Karte Kruſensterns, vielleicht das Ringani der Insulaner, eine Insel von 1 oder 2 Meil. im Umfange. Lage: 17° 32′? s. Br., 176° 20′? östl. L.

J. Passage der Karte Kruſensterns, das Watu der Eingeborenen, 1 oder 2 Meil. im Umfange. Lage: 17° 24′ s. Br., 176° 22′? ö. L.

J. Mackanie der Karte Kruſensterns, das Magun Hai der Insulaner, 2 oder 3 Meil. im Umfange und etwa 50 E. Lage: 17° 29′ s. Br., 176° 40′? östl. L.

Motu Riki, entdeckt von Bligh 1789, beobachtet 1827 von d'Urville, auf der Karte Kruſensterns Werat genannt, eine hohe Insel von wenigstens 4 Meil. Länge mit 1000 E. Lage: 17° 48′ s. Br., 176° 17′ östl. L.

Lele Ubia, zwei niedrige und bewaldete, von d'Urville 1827 entdeckte Inselchen, jede von einer Meile im Umfange. Lage: 17° 58′ s. Br., 176° 19′ östl. L.

Rugu Lako und Rugu Lube, zwei bewaldete, nicht eben hohe Inseln, jede von mehr als einer M. im Umfange, entdeckt von d'Urville 1827. Lage: 18° 13′ s. Br., 175° 59′ östl. L.

Umbenga, entdeckt von d'Urville 1827, eine hohe Insel von wenigstens 9 bis 10 Meil. im Umfange mit 2000 E. Diese Insel ist von Kandabon durch eine schmale Straße getrennt und hat im Norden Riffe und zahlreiche Inselchen, deren Größe noch nicht bestimmt bekannt ist. Lage: 18° 55′ s. Br., 176° 2′ östl. L. (Mitte),

Watu Lele, entdeckt von d'Urville 1827, eine niedrige bewaldete Insel mit Riffen, die sich weit nach O. erstrecken. Ungefähr 2000 Einw. Länge von 9 Meil. von NNW. nach SSO. und 2 bis 3 Meil. Breite. Lage: 18° 33′ s. Br., 175° 11′ östl. L. (Mitte).

J. Malolo, entdeckt 1827 von d'Urville, eine Gruppe hoher, von Riffen umgebener Inseln, deren größte 7 bis 8 Meil. im Umfange hat. 1000 E. Lage: 17° 45′ s. Br., 174° 42′ östl. L. (die größte).

J. Nakoro, entdeckt 1827 von d'Urville, eine Gruppe von zehn hohen, bevölkerten Inseln, von denen die größten 2 bis 3 M. im Umfange haben. Lage: 17° 33 s. Br., 174° 37′ östl. L. (die nördliche).

J. Bitonho, entdeckt von d'Urville 1827, eine Gruppe von zwei hohen Inseln und vier Inselchen, von denen die bedeutendsten 2 bis 3 M. im Umfange haben. Lage: 17° 26′ s. Br., 174° 34′ östl. L. (die größte).

J. Biwua, von d'Urville 1827 von weitem beobachtet, eine Gruppe von 3 oder 4 hohen, bevölkerten Inseln, von denen die größte 7 bis 8 M. im Umfange hat. Diese Inseln scheinen der südwestliche Theil der 1794 vom Capitain Barber entdeckten Inseln zu bilden. Lage: 17° 16′ s. Br., 174° 38′ östl. L.

J. Matazua Lebu, Sara Lewu und Sara Nara. Nach den Angaben der Eingeborenen wären dies die Namen der bedeu-

Digitized by Google

tendsten von Barber 1794 entdeckten Inseln, welche undeutlich auf Krusensterns Karte angegeben sind. Die größten haben 7 bis 8 Meil. im Umfange. Die ganze Gruppe ist übrigens so wenig gekannt, daß man selbst die bestimmte Lage nicht weiß. Man muß sie zwischen 16° 38′ und 17° 4′ s. Br. und 174° 40′ und 175° östl. L. setzen.

J. Ronde auf der Karte Krusensterns, mit 3 bis 4 Meil. im Umfange. Lage: 16° 38′ s. Br., 175° 10′ östl. L.?

J. Anbua auf der Karte Krusensterns, mit 4 bis 5 Meil. im Umfange. Lage: 16° 50′ s. Br., 175° 54′? östl. L.

Wie lang auch diese Namenreihe ist, so umfaßt sie doch wahrscheinlich noch nicht alle Witi Inseln. Die Eingeborenen kennen und nennen noch eine Menge andere, wie man auf dem Verzeichnisse sehen kann, das die Häuptlinge Tumbua Nakoro und Unong Lebu dem Herrn Gaimard am Bord des „Astrolabe" gaben und das in dem Berichte dieser Reise abgedruckt worden ist. Bis aber nicht neue Forscher vollständigere Nachrichten gesammelt haben, wird das Vorstehende das Neueste und Vollständigste unserer Kenntnisse von dem Witi Archipele bleiben.

Kapitel X.

Archipel Witi. — Geschichte.

Es ist schon erwähnt worden, daß Tasman der Entdecker der Witi Gruppe war. Er bemerkte indeß nur einen Theil dieser großen und zahlreichen Länder. Die Erzählung des Holländers zeigt, daß seine Schiffe in den ersten Tagen des Februars 1643 sich in einem Labyrinthe von Inseln, Untiefen, Bänken und Felsen befanden, aus denen sie sich nur mit Mühe herauszogen. Tasman taufte diese Länder Inseln des Prinzen Wilhelm und Heemskerk's Untiefen. In unsern Tagen haben uns die Messungen d'Urville's die Gewißheit gegeben, daß die von Tasman bemerkten Inseln Janudza, Rambe, Tade Uni und Laúdzala waren, wie sie auf seiner Karte heißen.

Im Jahre 1774 entdeckte Cook die Insel Batoa; 1777 auf seiner dritten Reise erhielt er zu Tonga Tabu einige Nachrichten über die Fidschi Inseln, wie die Witi Inseln in der Sprache der Tongas heißen. Bligh fuhr 1789 durch diese Gruppen, als er flüchtig und seines Commandos beraubt, in seiner Schaluppe eine gastfreundliche Küste suchte. Man glaubt daß er damals zwischen den großen Inseln Witi Lewu und Wanua Lebu hindurchfuhr, in seiner Lage konnte er aber nichts genau bestimmen. Später, als er auf den Schiffen „Providence" und „Assistance" von Taïti kam, fuhr er an dem ganzen südlichen Theile des Archipels hin, aber aus Vergessen oder aus Nachlässigkeit wurden die Arbeiten dieser Reise nicht bekannt gemacht. Im Jahre 1793 sammelte indeß d'Entrecasteaux einige Details über die Witi Inseln und sah im Vorbeifahren Cooks Insel Batoa. Kurz nachher segelte auch der Capitain Maitland an ihnen vorbei und nannte sie Freiheitsländer; dann kam der Capitain Barber von dem „Arthur", der an dem westlichen Streifen hinfuhr; aber weder der eine, noch der andere zeichnete das Resultat seiner Entdeckungen auf. Der Capitain Wilson dagegen entwarf die Karte von seiner Reise in dem Nordosttheile, wo er 1797 zu verschiedenen Malen dem Untergange nahe war. Die Angaben dieses Capitains sind zwar nicht correct, haben aber doch wenigstens die Mittel angegeben, die von ihm bemerkten Inseln wiederzufinden.

In den ersten funfzehn Jahren dieses Jahrhunderts scheinen mehrere Handelsschiffe den Witi Archipel besucht zu haben. Der Sandelholzhandel zog Speculanten von den indischen und europäischen Häfen an und der Bezirk Imbao an der Westküste von Wanua Lebu war der Mittelpunkt dieses Tauschhandels. Hier befand sich eine Rhede, welche die englischen und amerikanischen Abenteurer die Sandelholzbai (Sandal Wood's Bay) genannt haben. Es war selten, daß nicht drei bis vier Briggs jährlich hier ankerten und dieses kostbare Holz einnahmen, das sich auf den chinesischen Märkten leicht und gewinnreich absetzen ließ. Nirgends war das Sandelholzöl schöner und gesunder und mancher von Witi bezogene Stamm gab den Sarg für einen reichen Mandarin. Solche Holzstücke wurden um so theuerer bezahlt, als die Bewohner des „himmlischen Reichs" einen sehr hohen Werth darauf legen, für ihre sterblichen Ueberreste ein glänzendes Häuschen zu erhalten.

Eine große Anzahl Handelsschiffe ankerte also nach und nach zu Witi in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, aber weit entfernt, dem Publikum das Geheimniß ihrer Fahrt mitzutheilen, bestrebten sich vielmehr alle, diese Reisen so geheim als möglich zu halten, um nicht gefährliche Nebenbuhler zu wecken. Sie schwiegen und hätten sie auch gesprochen, so würden sie ohne Zweifel außer Einzelnheiten über ihren kleinen Handel nicht viel haben sagen können. Es wurde von dem befolgten Wege, von den Klippen, die sie trafen, von den Inseln, die sie kennen lernten, nichts bekannt, und Krusenstern mußte bei der hydrographischen Skizze, die er 1824 von diesem Archipele entwarf, seine Zuflucht zu ungenauen und unbeglaubigten Materialien nehmen.

Alles, was man von den Verbindungen unserer europäischen Kaufleute mit den Witiern wußte, ist, daß in Folge von Streitigkeiten ein blutiger Bruch plötzlich eintrat und eine grausame Rache von Seiten der Eingeborenen veranlaßte. Hier mögen zwei dieser Katastrophen stehen, von denen die eine der 1813 erschienen Reise Turnbull's und die andere der Reise Dillon's entlehnt ist, welche sich erst seit fünf Jahren in den Händen des Publikums befindet.

Die erste Episode betrifft die „Favorite", Capitain Campbell, die im October 1809 in der Sandelholzbai ankerte. Der 7. dieses Monats begab sich der erste Lieutenant dieses Schiffes, Thomas Smith, und die beiden Lieutenants Lockerby und Grahom, in drei Böte, um in der Bai von Wallea Holz zu holen. Sie fanden, als sie ankamen, das Land in großer Aufregung. Täglich und stündlich erwartete man dort den mächtigen Häuptling des Bezirks Wuhia, einen gewissen Bullandam, der den Insulanern von Tafeia oder Tafere den Krieg erklärt hatte. Die Krieger von Wallea mußten ihm in diesem Unternehmen beistehen. Der Zufall begünstigte also die „Favorite" nicht. Sie sollte einen friedlichen Handel mitten unter Feindseligkeiten betreiben. Zwei Böte bestanden indeß auf ihrem Unternehmen; das dritte unter dem Befehle Grahams konnte ohne Gefahr an das Schiff zurückgelangen. Den nächsten Tag, als die andern dies ebenfalls thun wollten, zeigten sich Hindernisse.

Smith und Lockerby trafen auf dem Meerarme, der Wallea von dem Schiffe trennte, die Flotte Bullandams, die 140 Piroguen stark war und in einem langen Halbkreise heranrückte. Diese zahlreichen Fahrzeuge zu vermeiden, war unmöglich. Smith zog es vor zu manövriren, als wenn er nichts zu fürchten habe und ruderte auf die Mitte zu. Kaum war man den Insulanern nahe gekommen, als eine große Pirogue auf ein Boot losruderte und dasselbe aus einander schlug. Lockerby und seine Gefährten wurden aus dem Wasser aufgefischt und gefangen genommen, während man auf der andern Seite an das große Boot ging, worin sich der erste Lieutenant, Thomas Smith, befand.

Die ersten Augenblicke dieser Gefangenschaft wurden durch Gewaltthätigkeiten bezeichnet. Die Wilden wollten die Gefangenen mit ihren Spießen und Keulen in die andere Welt befördern, aber einer der Häuptlinge widersetzte sich dem, indem er zu verstehen gab, man könne ohne besondern Befehl des Hauptanführers nicht über sie verfügen. Sie kamen also alle gesund und wohlbehalten vor Bullandam. Dieser zeigte weniger Eile, sich seiner Gefangenen zu erledigen, wollte sie vielmehr zu seinem Nutzen verwenden. Er forderte Smith auf, ihn auf seinem Zuge gegen die Insulaner von Tafere zu begleiten, denn er hoffte wohl, die Flinten der Europäer würde ihm den Sieg leicht machen. Unglücklicher Weise waren die Pulvervorräthe bei dem Zusammentreffen befeuchtet worden und Smith mußte gestehen, daß die Waffen seiner Geführten von nun an nutzlos seyn. Obgleich durch diesen Umstand in seiner Hoffnung getäuscht, schonte Bullandam nichts desto weniger seine Gefangenen, verbot, ihnen etwas zu Leide zu thun, und behandelte Smith, als Officier, mit vieler Achtung. Er schien stolz auf die Ge-

Digitized by Google

sellschaft desselben zu seyn, bat denselben immer, ihn zu begleiten, wenn er ans Land ging und machte ihn zu einer Art Leibwache. Wenn der Officier wegen des ihm bestimmten Schicksals Besorgnisse äußerte, beruhigte er ihn, behandelte ihn aufs freundschaftlichste und versicherte, wenn Tafere erobert sey, würde er ihm nicht nur die Freiheit geben, sondern auch mit den Soldaten eine Ladung Sandelholz an das Schiff schicken.

Unterdessen vereinigten sich allmälig alle Streitkräfte, welche gegen die feindliche Insel agiren sollten. Um 11. October ging die ganze vereinigte Flotte von Waita unter Segel und ließ sich nach einigen Windstößen Abends nach dem nordöstlichen Theile des Gebietes tragen, das man angreifen wollte. Bullandam, der mit zuerst landete, nahm Smith mit sich und bivuakirte auf dem Strande mit einer Wache von zehn mit Spießen und Pfeilen bewaffneten Kriegern. Am nächsten Tage, den 12. Octbr., schiffte man sich wieder ein, um gerade auf Tafere zu steuern. Bullandam war kaum vor dem Dorfe angekommen, als die Avantgarde der feindlichen Flotte kampfbereit sich zeigte.

Die Schlacht begann. Man präludirte mit Pfeilschüssen, dann, als sich die Piroguen einander genähert hatten, konnte man sich der Spieße und Keulen bedienen. Dieses Gedränge war hartnäckig und blutig, aber die Bewohner von Tafere, die der Zahl nach weit zurückstanden, mußten offenbar unterliegen. Um sich einem gewissen Tode zu entziehen, sprangen sie in das Wasser und schwammen alle dem Ufer zu. Vergebens befahl Bullandam eine Bewegung, um den Flüchtlingen den Rückzug abzuschneiden. Diese Manöver brachten dem Sieger nur die leeren Piroguen und in einer derselben einen einzigen lebendigen Menschen, einen armen Teufel, der sich versteckt hatte, statt zu entfliehen. Es wurde kein Pardon gegeben; man erschlug den Gefangenen vor den Europäern und sein Körper wurde einem Diener übergeben, der den Auftrag erhielt, ihn sogleich für drei Tafeln der Häuptlinge braten zu lassen.

Diese Rohheit war nur das Vorspiel noch gräßlicherer Grausamkeiten. Tafere war verlassen; die Männer hatten die Flucht ergriffen, aber man wußte, daß die Frauen, die Greise und Kinder nicht weit waren. Dieser ganze schwächere Theil der Bevölkerung hatte sich ohne Zweifel in der Nähe versteckt. Man nahm sich vor, sie zu überfallen und umzubringen. Eine Pirogue erhielt den Auftrag, das Terrain zu sondiren und auf ein Signal stürzte sich die ganze wilde Horde an den Strand. Der Brand einer Hütte zeigte, daß das Werk der Zerstörung begann. Die arme Colonie von Tafere hatte sich in einer Einzäunung verborgen. Da sie sich hier sicher glaubte oder Gnade von dem Sieger hoffte, hatte sie sich der allgemeinen Metzelei durch die Flucht nicht zu entziehen versucht. Die Sorge für ihre Kinder hatte die Mütter zurückgehalten und das Alter die Schritte der Greise gehemmt. Arme Geschöpfe! Zusammengedrängt an diesem Zufluchtsorte, der für die Krieger hätte heilig bleiben sollen, warteten sie auf die Abfahrt der Flotte, um in ihre Hütten zurückzukehren und hier das Ungemach des Krieges zu vergessen. Da ertönte mit einemmale ein entsetzliches Geschrei rund um die Einzäunung, der Schrei des Tigers, der um seine Beute brüllt. Die Opfer begriffen ihr Schicksal und ergaben sich. Die Henker drangen von allen Seiten ein und schwangen ihre Keulen gegen Kinder, gegen Frauen und gegen Greise, die schrieen, weinten und sich nicht vertheidigten. Der Raum wurde ein Schlachthaus; die Leichname fielen über einander — eine Pyramide von Leichen, deren Basis in Blute schwamm. Als endlich die Schlächterei geendet, schleppte man diese Fleischbeute an die Küste. Um so schlimmer für die, welche nicht todt sind, denen die Keule nicht gleich das Leben genommen hat, trotz ihrem Geschrei, ihrem Röcheln, ihren krampfhaften Bewegungen, zog man sie über Felsen, über den Sand des Strandes, über die Spitzen der Riffe, um sie, noch athmend, in der großen Pirogue aufzuschichten, welche alle diese Körper aufnehmen sollte. Die englischen Gefangen konnten alle, junge Mädchen, Jungfrauen, Frauen, säugende Kinder, kranke oder alte Männer von den Siegern hinschleppen sehen. Dieser Transport von Leichen schien ein Fest für diese Cannibalen zu seyn; hundert von Menschen, Männer und Frauen, zu verzehren, war ein Mahl, wie es sich ihnen selten darbot. Man zählte allein 12 auf einer Erhöhung auf der Pirogue Bullandams; man streckte sie aus, versuchte sie und als der Häuptling darunter den Körper eines jungen Mädchens bemerkte, befahl er, ihn für seine Küche bei Seite zu legen.

Tafere blieb verlassen; die kräftigen Männer waren geflohen, das Uebrige hatte man geopfert. Bullandam nahm Besitz von dieser Einöde und Smith begleitete ihn dahin. Es war eine der schönsten Landschaften, die man sehen konnte, ein reizendes Dörfchen mit etwa hundert Häusern an einem Hügel, hier und da von Cocospalmen- und Brotfruchtbaumhainen getrennt und fast sämmtlich durch steinerne Mauern geschützt. Bullandam befahl, diese Wohnungen in Brand zu stecken, trug dadurch seinen Zorn von den Menschen auf die Sachen über und vollendete mit dem Feuer, was das Schwert begonnen hatte. Es war ein gräßliches Schauspiel.

Als dieser letzte Act der Rache vollbracht war, schlug die siegreiche Flotte wieder den Weg nach der großen Insel ein, wo das große Festmahl mit Menschenfleisch gehalten werden sollte. Aus Abscheu vor diesen gräßlichen Bildern hörte Smith nicht auf, jeden Tag und jede Stunde von Bullandam die Erfüllung des Versprechens zu verlangen und bestand darauf, daß er mit seinen Freunden in Freiheit gesetzt werde. Darauf antwortete der Häuptling, er werde Wort halten und ihn nach dem großen Feste an Bord bringen lassen. Endlich fand das empörende Festmahl statt; die Leichname waren alle zerstückelt und ihre Glieder hingen, zum Braten bereit, an den Bäumen der Küste. Als sie gut waren, wurden sie vertheilt. Ein Stück von einem gebratenen Schenkel bot man auch Herrn Smith an, der es mit Abscheu von sich wies, obgleich er seit fünf Tagen nichts gegessen hatte. Die Wilden fragten erstaunt nach der Ursache seines Widerwillens und begriffen ihn kaum, als Smith ihnen sagte, daß das Menschenfleisch für ihn Gift sey. Indeß begnügten sie sich bei dieser Entschuldigung. Die ganze Nacht verging bei diesem höllischen Gelage. Was übrig blieb, wurde bald gebraten und in Körbe gesteckt, denn so bewahrt dieses Volk das Fleisch auf.

Die Gefangenschaft Smiths verlängerte sich noch immer und wenn man ihm glauben darf, brachte er neun Tage unter diesen Cannibalen zu, ohne etwas zu genießen. Der Häuptling der Pirogue, der ihn gefangen genommen, hatte ihn zurückgefordert, indem er sagte, er wolle ihn wieder zu dem Schiffe bringen und als Lösegeld drei Wallfischzähne und ein Dutzend Beile verlangen. Dieser Vorschlag hatte indeß keine Folge. Endlich am 16. Octbr., nachdem er vor seinen Augen einen durch ein Wunder der Metzelei von Tafere entronnenen Insulaner hatte ermorden sehen, wurde Smith mit seinen Gefährten durch einen Häuptling von Reiwai, der das Lösegeld fordern sollte, an das Schiff gebracht; zwei Europäer, Lockerby und einen Matrosen, gab man erst später frei und nur in Folge der ausdauernden Bemühungen des Capitains Campbell. Die „Favorite" konnte endlich mit ihrer vollständigen Mannschaft wieder unter Segel gehen.

„Diese Wilden", setzt die Erzählung hinzu, „zeigen in der Ausführung ihrer Entwürfe eine hartnäckige Ausdauer, welche sich nur mit der böswilligen Genauigkeit ihrer kriegerischen Anordnungen vergleichen läßt. Ihre Bewegungen werden mit einer Klugheit verbreitet, mit einer Ruhe und einer Energie ausgeführt, welche selbst einen Europäer in Erstaunen setzen können. Mit einer großen Körperkraft vereinigen sie eine völlige Verachtung der Gefahr und eine gänzliche Nichtachtung der Leiden und Strapazen. Ihr gegenwärtiges Oberhaupt, Bullandam, hat sich furchtbar gemacht; er strebte nach der Herrschaft über alle diese Inseln."

Das war das erste Abenteuer nach der Erzählung dieser, welche die wichtigste Rolle darin spielen mußten. Ihr Bericht scheint, bis auf das neuntägige Fasten, wahrheitstreu und aufrichtig zu seyn; man kann ihn für authentisch gelten lassen. Aber die Episode, welche wir nun erzählen wollen, hat weder dieselbe Einfachheit, noch den Stempel der Wahrscheinlichkeit, sie wird indeß von Dillon erzählt, der selbst einer der Hauptacteure dabei war. Wir führen sie minder weitläufig an, als sie in seinem Werke mitgetheilt wird, wo noch fabelhaftere und seltsamere Dinge vorkommen. Der Verfasser mag sie verantworten, wenn er kann.

Digitized by Google

Dillon war Officier auf dem „Hunter", dessen Capitain, Robson, mit den Witi Inseln genau bekannt war und einen gewissen Einfluß im Lande erworben hatte, indem er sich in die Angelegenheiten der Eingeborenen mischte und an ihren Kriegen thätigen Antheil nahm. Der Häuptling von Wallea, Bonassar, war besonders sein Freund. Am 19. Februar 1813 war der „Hunter" in der Bai von Wallea, vor einem kleinen Flusse, der in das Dorf führte, vor Anker gegangen. Dieses Dorf liegt eine halbe Stunde von der Küste auf einem hohen und nackten Boden, während der Küstenstrich mit Mangobäumen bewachsen ist.

Als Robson auf der Rhede lag, erhielt er einen Besuch von seinem Freunde, dem Häuptlinge Bonassar, der ihm erzählte, wie sich während seiner Abwesenheit das Glück gegen ihn gewendet habe, wie die vor kurzem unterworfenen Volksstämme sich aufgelehnt und die mächtigen Völkerschaften von den Ufern des Nanpakab zu Hilfe gerufen hätten. Von da an ein grausamer und unglücklicher Krieg. Bonassar hoffte, die Anwesenheit seines Freundes werde seinen Angelegenheiten wieder eine bessere Wendung geben und er fügte hinzu, seine Unterthanen könnten sich nicht in das Gebirge begeben, um Sandelholz zu fällen, so lange die Vertheidigung der Küsten ihre Gegenwart nothwendig mache und sein politisches Interesse treffe also hier mit dem Handelsinteresse des Capitains zusammen. Seine Aufnahme war übrigens nach dieser Eröffnung nicht minder herzlich und offen, als gewöhnlich.

Um diese Zeit hatte übrigens jeder witische Häuptling unter seinem Befehle einige Europäer, die theils entflohen, theils durch Schiffbruch an die Küste gekommen waren. Nur einige, die den Einfluß, den sie durch ihre kriegerischen Dienste erlangt, gemißbraucht hatten, waren von dem Volke von Bao (wahrscheinlich Imbao) ermordet worden. Der König von Bao hatte aber durch schnelles Einschreiten die übrigen vor der Wuth seiner Unterthanen gerettet.

So standen die Sachen, als der „Hunter" erschien. Robson hätte gern den direkten und dringenden Forderungen seines Freundes Bonassar eine ausweichende Antwort gegeben. Er begann seine Ladung einzunehmen, aber das Ende des März war gekommen, ohne daß man viel gewonnen hatte. Die Eingeborenen brauchten auch immer dieselbe Ausrede: „helft uns, so wollen wir euch helfen; kämpft mit uns und wir wollen euch so viel Holz geben, als ihr verlangt." Endlich gab Robson nach; am 1. April stellte er seinen Verbündeten drei Fahrzeuge mit 20 Schützen und einer zweipfündigen Kanone zur Verfügung. Mit einem Heere von 3 bis 4000 Wilden segelte dieses europäische Detaschement nach der kleinen Insel Nanpakab. Man landete, griff die Eingeborenen an und die Feuergewehre hatten den Sieg bald entschieden. Nanpakab wurde geräumt und man sammelte die Leichen, die Ueberreste des Kampfes. Man fuhr den Fluß hinauf und steckte an den Ufern Hütten und Pflanzungen in Brand, dann kehrte man zurück, um an der Küste zu lagern, wo man sich an den Körpern der Besiegten labte. „Die Leichname der Feinde," sagt der Capitain Dillon, „wurden auf das Gras gelegt und von einem Priester zerschnitten, wobei man auf folgende Weise zu Werke ging; man trennte erst die Füße von den Beinen, und dann die Beine von den Schenkeln, diese hierauf von der Hüfte, die Hände von den Vorderarmen, die Vorderarme von den Armen und die Arme von den Schultern. Endlich wurde der Kopf und der Hals vom Rumpfe geschnitten. Jedes dieser Stücke des menschlichen Körpers bildete ein Stück Fleisch, das man sorgfältig in grüne Bananenblätter wikkelte und so in den Ofen that, um es mit Taro wurzel kochen zu lassen."

Robson hatte die Bedingungen des Vertrags erfüllt, aber Bonassar hielt ihn nicht. Im Monate Mai war die Beladung noch wenig vorgerückt, als die „Elisabeth" zu dem „Hunter" kam. Um diese Zeit besuchten auch die zu Bao lebenden Europäer den Capitain Robson und dieser nahm sie in seinen Dienst. Trotz dieser Unterstützung ging die Arbeit langsam von Statten und im August hatte man kaum 150 Tonnen Sandelholz am Bord, d. h. etwa ein Drittel der Ladung. Die Insulaner meinten, sie könnten nicht mehr liefern, die Wälder seyen erschöpft. Da sie indeß den Zorn des Capitains fürchteten, den sie so lange hingehalten hatten, kamen sie nicht mehr an Bord, damit sie nicht etwa als Gefangene oder Geißeln zurückgehalten würden.

Robson war wüthend; sein Freund Bonassar höhnte ihn; er hatte sich von einem Europäer helfen lassen, in der offenbaren Absicht, diesem nicht wieder beizustehen. Dafür wollte er Rache nehmen, eine glänzende Rache. Er begab sich auf den 60 Klaftern von der Küste vor Anker liegenden Cutter, griff die Flotille von Wallea an, nahm 14 Piroguen und entschloß sich, den Insulanern auch nicht das kleinste Fahrzeug zu lassen.

Um diesen Plan auszuführen, benutzte er die Ankunft zweier großen Piroguen von Bao, die, mit 250 Kriegern bemannt, die Europäer in den Dienst ihres Königs zurückfordern wollten. Er glaubte stark genug zu seyn, eine Landung wagen zu können, die am 6. December unter der Anführung Norman's, des ersten Lieutenants vom „Hunter" ausgeführt wurde.

Am Lande machte man den ersten Fehler. Statt in gedrängten Schaaren zu marschiren, theilten sich die Angreifer in kleine Abtheilungen von drei und vier M. Das hieß sich einzeln überliefern. Die Wilden sahen dies bald ein und nahmen die List zu Hilfe. Sie räumten die Gegend an der Küste und ließen die Engländer und ihre Verbündeten von Bao in das Innere eindringen. Die verschiedenen Abtheilungen geriethen in die Schlinge und rückten nach einer kleinen Ebene vor, welche ein Hügel beherrschte. Ein theilweiser Widerstand, der durch eine geringe Anzahl von Schüssen überwunden wurde, schien diesem Feldzuge einen schnellen und glücklichen Ausgang zu versprechen, als das kleine Corps, das Norman commandirte, von allen Seiten her ein schreckliches, langgedehntes Geschrei hörte. Es war das Signal zu einem unerwarteten allgemeinen Angriffe. Die im Hinterhalte liegenden Wilden hatten sich auf einmal auf die vereinzelten Gruppen Europäer gestürzt und alle niedergemetzelt bis auf zwei, die nach den Booten entflohen. Eine einzige Abtheilung blieb unberührt, die, welche Norman und Dillon befehligten. Sie bestand aus acht bewaffneten Matrosen, zwei Häuptlingen von Bao und einem Krieger derselben. In Folge dieser allgemeinen Niederlage konnten sie weiter nichts thun, als im dichtgedrängten Peloton nach den Fahrzeugen zurückzuziehen; die Ebene war mit bewaffneten und wüthenden Wilden bedeckt. Jeder einzelne Versuch zur Flucht wäre ein Todesurtheil gewesen; einer, der ihn versuchte, wurde augenblicklich umringt und erschlagen. Norman befahl den Rückzug, und er ging glücklich von Statten bis an den Fuß des Hügels; hier hatten sich die Eingeborenen aufgestellt, um der Abtheilung den Weg zu versperren. Es waren mehrere hundert Personen gegen zwölf, und um sich ein noch schrecklicheres Aussehen zu geben, hatten sie sich das Gesicht mit dem Blute der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Europäer beschmiert. In dem Kampfe, der auf diesem Punkte stattfand, wurde Norman durch einen Spießstich getödtet und Dillon blieb der Commandant der kleinen Schaar. Die von allen Seiten umzingelten Europäer hatten bereits alle Hoffnung verloren, den Rückzug zu gewinnen und wollten nun noch ihr Leben so theuer als möglich verkaufen. Dillon bemerkte mitten in der Ebene einen einzelnen, steilen, fast unzugänglichen Felsen, eine Art Feste zur Rettung, einen natürlichen Wall, dessen Gipfel die Pfeile der Insulaner kaum erreichen konnten. Ihn sehen, seinen Gefährten bezeichnen und erklettern, war das Werk einiger Augenblicke. Dillon setzte sich hier mit vier Europäern, Savage, Burhart, Dafny, Wilson und einem Chinesen, Luis, fest. Die Uebrigen von seiner Schaar waren geblieben, wie die Häuptlinge von Bao. Dafny selbst hatte mehrere Lanzenstiche erhalten und vier Pfeile staken ihm noch im Rücken.

Zum Glücke für die Armen war der nur von einer Seite zugängliche, und da leicht zu vertheidigende Felsen für die Wurfwaffen der Insulaner zu hoch. Der fabelhafte Widerstand dieser vier Männer konnte also mit einiger Hoffnung von Erfolg noch fortgesetzt werden. Sobald ein Wilder an dem schmalen Rande, der zur Felsenspitze führte, erschien, hielt ihn ein Flintenschuß auf. Zehn bis zwölf Angreifer zeigten sich und stürzten, von Kugeln getroffen, nieder. Dieses Beispiel schreckte die übrigen ab. Sie beschränkten sich darauf, die Fremden auf dem festen Platze eingeschlossen zu

Digitized by Google

halten. Von dieser Art Pharus, welcher die Ebene und das Meer beherrschte, konnte Dillon von der einen Seite das Schiff vor dem Anker sich schaukeln und von der andern seine Unglücksgefährten zerstückeln, braten und verzehren sehen.

Die Wuth der Wilden schien nun doch etwas beruhigt zu seyn. Man sprach von Frieden und von Unterhandlung. Acht von Robson gefangen genommene Insulaner blieben am Bord des „Hunter" und darunter befand sich auch der Bruder des nambeo oder Oberpriesters von Wallea. Dillon gründete auf diesem Umstand einen Vertrag. „Wenn man uns umbringt," sagte er, „werden diese Gefangenen ebenfalls getödtet werden." Der Zufall wollte, daß der nambeo sich unter den Wilden auf der Ebene befand. Er kam selbst als Unterhändler, erkundigte sich nach seinem Bruder, den er für todt hielt und erklärte, daß er seiner Seits einwillige, daß eine Auswechselung der Gefangenen am „Hunter" und der auf dem Felsen eingeschlossenen Europäer stattfinde. Man wollte Jemand an Bord schicken, um diese wichtige Unterhaltung zu einem günstigen Ende zu führen. Dafny, der verwundet war und keine Dienste thun konnte, wurde von Dillon dazu erwählt. Er sollte die Auswechselung anrathen, aber dem Capitain empfehlen, nur die Hälfte der Geißeln auf einmal auszuliefern, und die andere Hälfte als Garantie gegen den Verrath der Eingeborenen behalten. Dafny ging wirklich ab, bestieg ein Boot mit dem Nambeo und die Belagerten folgten mit dem Blicke der Pirogue, die sie an den „Hunter" trug.

Während diese friedlichen Verhandlungen dauerten, näherten sich die wilden Häuptlinge dem Fuße des Felsens, suchten eine Unterhaltung mit Dillon und dessen Gefährten anzuknüpfen und bemüheten sich, sie dahin zu bringen, daß sie ihren Posten verließen. Dillon trauete aber ihren Versprechungen nicht und rieth dieselbe Klugheit seinen Gefährten. Einer derselben jedoch, der fünf Jahre auf diesen Inseln lebte, Savage, glaubte an die Treue und Ehrlichkeit der Eingeborenen und wagte hinab zu gehen und sich unter sie zu mischen. Man führte ihn zu Bonassar, der ihn anfänglich sehr freundschaftlich aufnahm. Hierdurch ermuthigt, überlieferte sich auch der Chinese, Luis, und gab sich in den Schutz eines Häuptlings, dem er verschiedene Dienste erwiesen hatte. Die Häuptlinge, welche nun meinten, Dillon werde nicht länger widerstehen, drangen in ihn, zu ihnen herabzukommen, aber er antwortete unerschütterlich, er werde warten, um es wie seine Cameraden zu machen, bis die zu dem Hunter geschickte Pirogue zurück seyn werde. Als nun alle Bitten und Versprechungen nutzlos blieben, warfen die Verräther die Maske ab. Auf einen ausgestoßenen Schrei, das gewöhnliche Signal, ergriff man Savage und stürzte ihn kopfüber in eine Wassergrube, während ein wahrer Riese dem Chinesen den Hirnschädel zerschlug. Die Leichname wurden auf der Stelle zerlegt, gebraten und unter den Augen Dillon's verzehrt. Die Klugheit hatte ihm Gutes gerathen.

Es blieben nun auf dem Felsen nur noch Dillen, Bushart und Wilson — drei Personen gegen mehrere Tausend Angreifende. Die Wilden, welche jetzt gewonnenes Spiel zu haben glaubten, begannen den Angriff mit neuer Wuth hielten sich aber außer der Schußweite. Bushart, ein geschickter Schütze, streckte, wenn man Dillon glauben darf, mit achtundzwanzig Flintenschüssen siebenundzwanzig Wilde nieder. Dillon tödtete seiner Seits ebenfalls eine gute Anzahl; Wilson schoß nicht, sondern lud die Gewehre. So waren die Zugänge zu dieser Festung mit Leichen bedeckt und die Kühnsten wagten endlich nicht mehr, einem so gewissen Tode entgegen zu gehen. (Taf. 12. Abbild.) Des nutzlosen Krieges müde, entsagten die Eingeborenen endlich dem offenen Angriffe, denn die Zeit wirkte für sie. Das Dunkel oder der Hunger mußte ihnen bald die letzten Opfer überliefern.

Dann erneuerten sie vor den Augen der Europäer die Scenen des Cannibalismus, welche sie wie grausamer Hohn zu verfolgen schienen. Man nahm das Fleisch aus dem Ofen und vertheilte es unter die Männer, welche es mit wilder Gier verzehrten. Einige Häuptlinge kamen mit Stücken Menschenfleisches in der Hand, um Dillon und dessen Gefährten aufzufordern, herabzukommen. „Ihr werdet uns so die Mühe ersparen," sagten sie, „euch in der Nacht zu braten und zu zerlegen." Dillon antwortete auf diesen Hohn, wenn man am Lande die Europäer erschlage, würden die Insulaner am Bord umgebracht werden. „Bah, Bah," entgegneten die Menschenfresser, „der Capitain Robson mag die Unserigen essen, wenn es gefällt, wir wollen euch alle drei verzehren. Wenn es Nacht ist, könnt ihr nicht mehr auf uns zielen, wir steigen hinauf zu euch und erschlagen euch."

Der Tag neigte sich wirklich und die Lage der Belagerten wurde höchst gefährlich; sie hatten nur noch siebzehn Patronen und der erste nächtliche Angriff mußte sie ihren unbarmherzigen Feinden überliefern. In dem kleinen europäischen Lager war der Entschluß gefaßt; keiner der drei Männer wollte lebendig in die Hände der Menschenfresser fallen. In der Nacht wollten sie einander selbst umbringen und ihre Leiden abkürzen. Einen Augenblick erneuerte sich ihre Hoffnung. Das zu dem „Hunter" geschickte Fahrzeug verließ das Schiff und kam dem Lande zu. Aber wie groß war das Erstaunen und der Schmerz Dillons, als er sah, daß der Capitain den unverzeihlichen Fehler begangen hatte, acht Gefangene auf einmal loszugeben! Alle Rettung war nun abgeschnitten. Welches Interesse konnte nun die Wilden bestimmen, sie zu schonen, da man gegen sie keine Repressalien brauchen konnte? Es war also um Dillon und dessen brave Gefährten geschehen. Wie wird er sich aus dieser Gefahr ziehen? Das mag er selbst erzählen.

„Kurz nachdem die acht Gefangenen ans Land gegangen waren, führte man sie ohne Waffen zu mir und ihnen voran ging der Priester, der mir sagte, der Capitain habe sie alle freigelassen und eine Kiste Eisenwaare ans Land geschickt, als Lösegeld für uns an die Häuptlinge, denen wir unsere Waffen zu übergeben hätten. Der Priester setzte hinzu, daß er uns in diesem Falle wohlbehalten zu unserm Fahrzeuge bringen werde. Ich antwortete, so lange mir noch ein Hauch vom Leben bleibe, würde ich meine Flinte, die mein Eigenthum sey, nicht aus der Hand geben, weil ich überzeugt sey, daß man mich und meine Gefährten behandeln werde wie Savage und Luis.

„Der Priester wandte sich nun an Martin Bushart, um an diesem seine Ueberredungskunst zu versuchen und ihn zur Einwilligung in seine Vorschläge zu bewegen. In diesem Augenblicke kam ich auf den Gedanken, den Priester gefangen zu nehmen und ihn zu tödten oder meine Freiheit für die seinige zu erhalten. Ich band die Flinte des Savage mit meinem Halstuche an meinen Gürtel, hielt die Mündung der meinen vor das Gesicht des Priesters und erklärte, ich würde ihn niederschießen, wenn er versuche zu entfliehen, oder wenn Einer der Seinigen die geringste Bewegung mache, uns anzugreifen, oder uns auf unsern Rückwege aufzuhalten. Dann gebot ich ihm, gerade aus auf unser Boot zuzugehen und drohte ihm mit augenblicklichem Tode, wenn er nicht gehorche. Er gehorchte und ersuchte die Wilden, durch deren Schaaren wir mitten hindurchgingen, Peter und dessen Gefährten nichts zu Leide zu thun, weil, wenn sie uns angriffen, wir ihn tödten und sie sich den Zorn der in den Wolken sitzenden Götter zuziehen würden, die gewiß, gereizt durch den Gehorsam ihrer Diener, das Meer erbüden, damit es die Insel und ihre Bewohner verschlinge.

„Diese Barbaren zeigten die höchste Ehrfurcht vor den Ermahnungen ihres Priesters und setzten sich auf das Gras nieder. Der nambetti (wie sie ihren Priester nannten) richtete sich, wie ich ihm geboten hatte, nach den Böten zu. Bushart und Wilson richteten ihre Flinten von beiden Seiten nach seinem Kopfe und ich stützte die meinige zwischen seine Schultern, um seinen Gang zu beschleunigen. Die Annäherung hatte mich auf dieses Rettungsmittel gebracht, zumal ich den Einfluß kannte, den die Priester auf alle rohen Völker ausüben.

„Als wir bei den Böten ankamen, blieb der Nambetti stehen. Ich gebot ihm, weiter zu gehen, aber er weigerte sich förmlich und erklärte mir, daß er nicht weiter gehen werde und ich könnte ihn umbringen, wenn ich wolle. Ich drohete ihm damit und fragte ihn, warum er sich weigere, bis an den Rand des Wassers zu gehen. Er antwortete: „ihr wollt mich lebend auf das Schiff bringen, um mich dort zu quälen." Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, so verbot ich ihm, sich zu rühren und wir gingen, die Flinten immer noch nach ihm gerichtet, rückwärts und erreichten so eines

Digitized by Google

unserer Böte. Wir befanden uns kaum darin, als die Wilden in Menge herbeieilten und uns einen Hagel von Steinen und Pfeilen nachsendeten; aber bald waren wir außer dem Bereiche ihrer Bogen und Schleudern.

„Sobald wir uns außer Gefahr sahen, dankten wir der göttlichen Vorsehung und ruderten mit aller Kraft nach dem Schiffe, das wir in dem Augenblicke erreichten, als die Sonne unterging."

Dies ist die Erzählung Dillons, die man ohne Commentar geben muß, so unglaublich sie auch scheint. Uebrigens liegt der größte Fehler der Erzählungen der Capitaine von Handelsschiffen nicht in ihrer dramatischen und oft fabelhaften Seite, sondern in dem Mangel jedes genauen Documents, jedes positiven Details über die Oertlichkeit und die Völkerschaften, welche dieselben bewohnen. Bei den angeführten Episoden könnte man wohl fragen, was sind die Ortschaften Wal Toa, Nanpakad, Tafere und Bao, welPlatz nehmen sie auf den Karten ein und auf welchem Wege gelangt man dahin? Aus Unachtsamkeit oder System erzählen die Handelsschiffe lieber die heroischen Thaten ihrer Reisen, vorübergehende und unbedeutende Umstände, als geographische Bemerkungen über die Länder, die sie besuchten, anzugeben, welche ein nützliches und allgemeines Interesse haben würden.

Wie dem nun auch seyn möge, es herrschte die größte Ungewißheit über die Inseln des Witi Archipels, als der Capitain d'Urville die Erforschung desselben unternahm. Wir haben gesehen, wie beschwerlich und unangenehm das Unglück bei seinem Aufenthalte zu Tonga Tabu ihm eine solche Arbeit machen mußte. Es fehlte ihm an den in den Gewässern, wo man jede Stunde vor Anker gehn und unerwartet schnell wieder aufbrechen muß, an allen kleinen Ankern. Zahllose Gefahren erwarteten den „Astrolabe" mitten in diesem mit Untiefen besäeten Meere und in einem Unglücksfalle mußte die Mannschaft sich gefaßt halten, an der Küste ein wildes und unversöhnliches Volk zu treffen.

Trotz diesen Gefahren und Hindernissen wollte der Capitain diesen wichtigen Theil seiner Sendung nicht vernachlässigen; er steuerte also nach der Witi Gruppe, bestimmte die kleine Insel Baton und fuhr am 25. Mai 1827 in die Straße von Ong Hea und Vulang Ha. Auf diesem Wege und ehe er zu Laguemba ankam, bemerkte und bestimmte er verschiedene signalisirte Inseln. Bei Ong Hea Lebu kam eine Pirogue mit Tonga Insulanern an die französische Corvette. Der Häuptling auf dieser Pirogue war ein Mitglied der Familie der Fatu Fal, ein gewisser Muki, der an Bord des „Astrolabe" kam und sich mit dem Capitain unterhielt. Man erfuhr von ihm, daß es zu Laguemba einen kleinen Anker von einem bei Batoa verunglückten amerikanischen Schiffe gebe. In dem Zustande, in welchem sich die Corvette befand, mußte dieser Gegenstand von großem Werthe seyn und nach der Meinung Muki's sollte ihn der König von Laguemba, Tui Nrao, ohne Schwierigkeit hergeben. Man steuerte also nach Laguemba und die Tonga Pirogue folgte der Corvette, nachdem sie am Bord einen Spanier Mediola, einen der Schiffbrüchigen von der Concepcion, gelassen hatte.

Entschlossen, den Anker zu erwerben, welchen die Insulaner besaßen, schickte der Capitain d'Urville, sobald er vor Laguemba angekommen war, das große bewaffnete Boot unter dem Befehle der Officiers Lottin an's Land. Der Tonga Muki und der Spanier Mediola begleiteten ihn als Dollmetscher und Unterhändler. Das Boot fuhr längs der Küste hin und Lottin, der eine Ueberrumpelung fürchtete, brauchte die Vorsicht, es immer flott zu halten. Im ersten Augenblicke zeigten sich wenige Eingeborene an der Küste, sobald sich aber das Gerücht von der Landung weiter verbreitet hatte, sah man über 200 mit Lanzen und Keulen bewaffnete Männer ankommen. Bis hierher waren sie zurückhaltend und ruhig gewesen, bald aber wurden sie unverschämt und lästernd. Lottin war auf seiner Hut; er beobachtete die Gruppen und suchte die Absicht derselben zu errathen. Endlich, als er die Eingeborenen nach dem Boote zukommen sah, um es an das Land zu ziehen, hielt er es für Zeit, klug zu verfahren (Taf. 11. Abbild.). Der Spanier und der Tonga, die am Boden des Bootes versteckt lagen, zitterten an allen Gliedern, was mehr als alle Worte sagte. Der Rückzug wurde befohlen. Man zog das Boot auf das hohe Meer und erreichte das Schiff ohne Unfall.

In der Zwischenzeit war der „Astrolabe" nicht ohne Besucher geblieben. Drei andere Spanier, ebenfalls Schiffbrüchige von der Concepcion, stellten sich dem Capitain d'Urville demüthig bittend vor, erzählten mit Thränen in den Augen, daß ihnen schon einige Schiffscapitaine die Aufnahme verweigert hätten und beschwuren den französischen Commandanten, menschlicher zu seyn. Der Capitain d'Urville nahm sie auf. Mit diesen Europäern waren auch ausgezeichnete Personen von dem Archipel Witi gekommen: Tureng Toki, der Bruder des Königs von Laguemba; Lua Lala, sein Vetter, ein Mischling von Tonga- und Witiinsulanern, dem erstern Stamme mehr als dem andern verwandt, mit der edlen Physiognomie und Haltung des einen und der raucherigen Farbe, so wie dem krausen Haare des andern. Endlich kam ein noch wichtigerer Mann, Tumbua Nakoro, der Neffe des großen Drivo, des Oberhauptes von Imbao und allen östlichen Inseln. Da er sich wegen des Tributs zu Laguemba befand, ließ er sich an Bord des „Astrolabe" führen und zeigte sich hier edel, zurückhaltend und in seinem Benehmen groß.

Diese verschiedenen Besucher befanden sich noch auf dem Verdecke, als Lottin mit dem großen Boote zurückkam. Als er sein Abenteuer erzählt hatte, suchten Tureng Toki und Lua Lala ihre Unterthanen zu entschuldigen. Es war nach ihnen nicht Feindseligkeit, sondern nur Neugierde und Zudringlichkeit. Der Capitain d'Urville entschloß sich indeß wegen des Ankers am Bord mit Tureng Toki zu unterhandeln. Der Handel wurde abgeschlossen. Der Bruder des Königs machte sich verbindlich, den Gegenstand in einer der größten Pirogue holen zu lassen. Man beschäftigte sich sogleich damit, aber die Nacht trat unterdeß ein und man mußte die noch übrige Arbeit auf den folgenden Tag verschieben. Als Garantie für ihre Aufrichtigkeit blieben die drei witischen Häuptlinge mit drei Insulanern von Tonga am Bord.

Da das Meer anfing hohl zu gehen und der Wind stürmisch wurde, konnte der „Astrolabe" die Fahrt an dieser Küste nicht aushalten. Er fuhr deshalb auf die hohe See und war gezwungen, zwei Tage lang mitten unter unbekannten Inseln herumschiffen. Endlich am 28. Mai früh, als der Capitain sah, daß die Strömung der Corvette nach Norden trieb, entschloß er sich, kühn seine Forschung fortzusetzen und einen Zufluchtsort zu suchen, wenn etwa das Wetter noch schlechter würde.

Er musterte also nach einander die Inseln Nraü, Ozizia, Batu Bara, Azata, Tabe Uni, Laüdzala und beharrte bei dieser beschwerlichen Aufgabe, trotz den Stürmen, trotz dem hohlen, unruhigen Meere und trotz den unzähligen Riffen, welche in diesen Gewässern versteckt liegen. Einen Augenblick am 31. sah sich der „Astrolabe" von einem Labyrinthe von Riffen umgeben. Er fuhr damals in einem von den Inseln Laüdzala und Nugu Laüdzala gebildeten Canal und suchte da eine Straße nach dem Norden zu finden. Zu verschiedenen Malen kam er bis an eine Bank, aber jedes Mal stellte sich ihm die ungeheuere Schaumbarre entgegen. Der Commandant gab es auf, von dieser Seite weiter zu kommen. Er wendete sich nach Süden, sah die schon genannten Inseln wieder, außerdem Kero, Nrüral und Nhao und endlich eine bis dahin noch unbekannte Insel, Muale.

Auf dieser langen hydrographischen Fahrt hatte der „Astrolabe" die witischen und Tonga Männer, seine Passagiere wider Willen, mit herumgeführt, die gegen den Sturm und die Fluthen murrten, aus Verzweiflung weinten und nicht wußten, ob sie ihre Insel wiedersehen würden. Der Bruder des Königs von Laguemba, Tureng Toki, vergoß Thränen wie ein Kind, Lua Lala blieb in apathische Trauer versunken, nur Tumbua Nakero war Herr über seine Furcht und zeigte sich allein entschlossen und fest; er hatte sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht und erklärte, er sey bereit den Franzosen zu folgen, wenn sie ihn mitnehmen wollten, sprach aber für seine Gefährten und bestand auf der Zurücksendung Tureng Toki's und Lua Lala's, Männer von Rang, deren Frauen ermordet werden würden, wenn sie nicht bald zurückkämen.

Der Capitain d'Urville entgegnete auf diese Klagen, diese Schmerzen

Digitized by Google

und Forderungen, er werde solche Gäste keineswegs behalten und mit sich nehmen, sondern beim ersten guten Wetter sie gesund und wohlbehalten auf einer ihrer Inseln aussetzen. So lange die Corvette nach Norden fuhr, glaubten die Wilden nicht an dieses Versprechen, aber die Rückkehr nach Süden gab ihnen einiges Vertrauen wieder und als man bei dem Anblicke von Muala ihnen sagte, daß man sie dahin bringen werde, kannte ihre Freude keine Grenzen. Muala war ein befreundetes Land.

Diese Landung fand am 2. Juni statt. Die Wilden verließen das Schiff beladen mit Geschenken und dem Anscheine nach dankbar. Die Anwesenheit Tumbua Nakoro's ließ die meisten Erinnerungen zurück. Er war ehrlich, ernst, muthig, zurückhaltend und beantwortete die Fragen, die man ihm vorlegte, mit unermüdeter Gefälligkeit. Er besaß übrigens für einen Mann seines Stammes eine ziemliche Bildung und wußte von den Sitten und Gebräuchen dieser Völker eine genaue Beschreibung zu geben. Er war in dem Archipele umhergereiset und kannte ihn genau. Er wußte den Namen jeder Insel, die man entdeckte und gab stets über sie einige Nachweisungen, welche die spanischen Dollmetscher übersetzten, welche die Witisprache vollkommen verstanden. So war seine Anwesenheit für die Gelehrten des „Astrolabe" von hohem Werthe, denn er fügte den geographischen Bestimmungen der Länder das Verdienst der richtigen Benennungen bei.

Nach dem Aufenthalte zu Muala wurde der „Astrolabe" wieder von abscheulichem Wetter verfolgt. Am 5. fuhr er funfzehn Meilen weit nahe an den fürchterlichen Klippen, welche den SO. Theil der schönen Insel Witi Lewu umgeben. In der Nacht, nachdem man wieder südlich zu steuern angefangen, um eine nach den Karten 30 Meilen weit von Witi Lewu liegende Insel aufzusuchen, hatte die Corvette kaum 12 M. zurückgelegt, als der Mond, der bisweilen durch das Gewölk blickte, einige ungewissen Strahlen auf einen langen Riffstreifen warf, die einige Kabellängen davon weiß glänzten. Fünf Minuten später wäre das Schiff verloren gewesen. Eine schnelle Wendung rettete es. Man blieb aber die ganze Nacht aufmerksam und am Tage konnte man ein ungeheueres Riff sehen, das eine Gruppe von Inseln und Inselchen nördlich von Kandabon umzieht. Diese letztere Insel ist weit weniger von Witi Lewu entfernt, als die Karten bisher angegeben haben. Aus diesem Irrthume kam die Verrechnung in der Nacht.

Nachdem der „Astrolabe" noch Umbenga und Kandabon erforscht hatte, wendete er sich wieder nördlich, um nach Witi Lewu zurückzukommen, aber die Straße wurde ihm von neuem durch einen Riffstreifen geschlossen, welcher vielleicht nur eine Fortsetzung der letztern war. Am 7. zeigte sich das lachende kleine Watu Lobe und Abends fand man sich an der SW. Küste von Witi Lewu. Einige freundschaftliche Verhältnisse mit den Bewohnern der großen Insel bezeichnete diesen kurzen Aufenthalt. Am 10. erschien eine Menge kleine Inseln und Inselchen, welche die Gruppen Malolo, Nakoro, Bitonho und Biwua bilden. Am 11. endlich, als sich die Corvette mitten unter gefährlichen Untiefen befand, mußte sie sich von dem Lande entfernen und diese Musterung der Witi Inseln beendigen. Der Capitain d'Urville segelte nach andern nicht minder wichtigen Punkten, wie ihm sein Auftrag gebot.

Kapitel XI.

Archipel Witi. — Sitten. — Gebräuche. — Sprache.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Bewohner von Witi zu der melanesischen Race gehören, und es muß hinzugefügt werden, daß sie eine der schönsten Varietäten derselben sind. Groß, gut gewachsen, gewandt und muskulös, haben sie nicht, wie die Polynesier, die selbst zu Tonga so häufige Neigung zum Dickwerden. Sie haben eine breite Stirn, eine große, dicke, platte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen, weiße Zähne und schöne Augenbraunen, am meisten aber charakterisirt sie die rußige Hautfarbe und das krause Haar, was ihrem Gesichte einen wilden, finstern Ausdruck giebt.

Es würde schwer seyn, ihren Charakter genau und bestimmt anzugeben. Man hat ihnen zu jeder Zeit Wildheit und Treulosigkeit vorgeworfen, ein Ruf, der sich übrigens auf unbestreitbare Thatsachen zu gründen scheint. Indessen wollen wir ihn, bis zu genauerer Unterrichtung, für etwas von den europäischen Abenteurern, welche sich am meisten über diese Völker zu beklagen gehabt haben, übertrieben halten. Wenn die Wilden ihrerseits das ihnen angethane Unrecht angeben könnten, so fände sich vielleicht, daß die Grausamkeiten der Insulaner nur Repressalien waren. Die mit Kanonen bewaffneten Speculanten pflegen nicht sehr versöhnlicher und sanfter Natur zu seyn, und wenn sie die Eingeborenen auch nicht braten und verzehren, so haben sie doch kein Bedenken, mit Kartätschen unter sie zu schießen.

Was nicht in Zweifel gezogen werden kann, ist die Menschenfresserei dieser Völker, ein abscheulicher Gebrauch und Geschmack, den sie noch weiter treiben, als die Neuseeländer. Auf Neuseeland spielt doch die Religion die Hauptrolle bei den Menschenopfern; sie ruft sie hervor und hält sie aufrecht, während in dem Witiarchipele nur der Geschmack, nur der sinnliche Appetit den Kannibalen dazu treibt. Ein Egui von Tonga wohnte, wie Mariner erwähnt, eines Tages einem Festmale bei, das zwei witische Große gaben. Es war ein zugleich gräßliches und großartiges Mahl: zweihundert Körbe Yams, zweihundert Hühner, zweihundert Schweine und zweihundert im Ofen gebratene menschliche Körper figurirten dabei. Die Gäste, zur Hälfte Tongas, zur Hälfte Witier, gingen nicht eher vom Platze, bis diese Lebensmittel aufgezehrt waren. Man muß indeß glauben, daß dieser Gebrauch selbst in Witi nicht ohne einen religiösen Charakter war, da Smith, dessen Abenteuer erwähnt worden sind, erzählt, die Leichname würden den Priestern übergeben, die sie zuzurichten hätten.

Die Witier haben nur den Maro zu ihrer Bekleidung. Alle ihre Toilettesorgfalt beschränkt sich auf die Anordnung ihres Haars, das sie auf hundert verschiedene Arten färben, kräuseln und aufputzen. Außer der gewöhnlichen Tättowirung der Polynesier bringen die meisten von hier auf ihren Körpern die Tättowirung en relief an, welche den melonesischen Stämmen eigenthümlich ist und die durch tiefe Einschnitte hervorgebracht wird, deren Narben auf der Haut verstehen.

Die beiden großen Inseln scheinen unter verschiedene Völkerschaften vertheilt zu seyn, die verschiedene Oberhäupter anerkennen. Der von Imoao, auf dem östlichen Theile von Witi Lewu, führ den Titel Adumi Walu und beherrscht fast die sämmtlichen östlichen Inseln. Unong Lebu, der Souverain des westlichen Theils, scheint auch ein mächtiger Fürst zu seyn. Wanua Lebu, Nanpakab, Wuhia Dagon Lobe, haben ohne Zweifel auch ihre Souveraine, die man aben kennt.

Oriwo, der Häuptling von Imbao, besaß, wie man sagt, für sich allein hundert Frauen. In der Erbschaftsfolge geht es von den ältern auf die jüngern Kindern und kehrt dann zu den Kindern der ältern zurück. Die Macht der Könige ist unbeschränkt, vorausgesetzt, daß sie dem Antriebe der Priester gehorchen. Diese nennen sich nambeo oder nambetti und ihr Oberhaupt führt den Titel „Rambetti Lewu." Dieser Oberpriester hat drei Frauen und besitzt große Reichthümer in Wallfischzähnen. Man erwähnt auch eine Oberpriesterin, welche Rambetti Lewua heißt und deren Gatte der Häuptling von Rhao ist. Diese Personen haben alle großen Einfluß auf die Eingeborenen. Man glaubt nicht, daß sie zu einem bestimmten Ceremoniel bei der Geburt und dem Tode gerufen werden, aber man wendet sich bei Krankheiten an sie.

Man hat nur sehr wenig Angaben über ihre religiösen Vorstellungen. Zan Hualu ist ein Gott des ersten Ranges. Kalu führt die Aufsicht über das Tambe, das Tabu Polynesiens. Dann kommen andere untergeordnete Gottheiten, Kalu Niuza, Nelro, Wazongui Bavata, Wazongui Tonha ꝛc. Die Priesterin ruft die Göttinnen Gulio Navaro und Goli Kero an. Alle diese Wesen bewohnen den Himmel oder Luma Lanhi.

Ein anderer Gott, Onden Hi oder Onden Hei, hat den Himmel, die Erde, alle Dinge und alle Götter geschaffen. Man sagt auch, nach dem Tode vereinige sich die Seele wieder mit dem Onden Hi. Diese Götter werden nicht durch materielle Bilder dargestellt, aber sie haben Capellen oder heilige Häuser, die ambure heißen und in denen man ihnen Schweine,

Digitized by Google

Bananen, Zeuge ꝛc. darbringt. Diese Geschenke finden bei der Krankheit eines Verwandten oder Häuptlings statt. Bei dem Tode eines der Ihrigen pflegen sie sich einen Finger oder eine Zehe abzuschneiden. Wenn ein Häuptling stirbt, werden mehrere seiner Frauen auf seinem Grabe getödtet.

Die Häuptlinge haben, je nach ihrem Vermögen, zehn bis hundert Frauen, die Manner des Volks aber nur eine. Die Mädchen heirathen, sobald sie mannbar sind, aber die Männer dürfen keiner Frau vor dem zwanzigsten Jahre beiwohnen. Wenn sie dies Verbot übertreten, müssen sie sterben, wie sie glauben. Nur denen, welche bereits einen langen Bart haben, ist der Gebrauch der Frauen erlaubt.

Die beiden Geschlechter essen nicht mit einander. Der Fischfang, die Küche, die Zubereitung der Speisen und die Verfertigung der Zeuge sind die Beschäftigungen der Frauen; die Männer führen Krieg, bebauen die Felder und bauen Piroguen und Häuser.

Der Kawa ist bei den Witiern gewöhnlich, aber sie kennen den Betel nicht. Den Bart scheren sie nicht. Bei der Geburt empfängt das Kind einen Namen, den es aber ändert, wenn es erwachsen ist. Im funfzehnten Jahre beschneidet man den Knaben mittelst einer dünnen scharfen Muschel. Die Blutung wird durch ein sehr feines Zeugstück aufgehalten. Die Eingebornen erfreuen sich im Ganzen einer guten Gesundheit, doch sieht man einige venerische Krankheiten. Diejenigen, welche wahnsinnig werden, erwürgt man.

Der Selbstmord ist in Witi bekannt; die von ihren Häuptlingen gemißhandelten Eingebornen greifen bisweilen zu einem freiwilligen Tode. Der Diebstahl ist häufig unter ihnen. Die Bestrafung hängt gänzlich von der Willkühr der Häuptlinge ab.

Die Leute kennen den Gebrauch nicht, ihren Namen mit ihren Gästen als Pfand der Freundschaft zu tauschen, wie es unter den Polynesiern gewöhnlich ist. Wenn aber ein Häuptling seinen Feind tödtet, so nimmt er dessen Namen an. Die Waffen der Insulaner sind die Pfeile, die Lanze und die Keule. Die gefährlichsten der letztern sind kurz und mit einem dicken runden Knopfe versehen. (Taf. 13. Abbild.) Ihre Häuser und ihre Hausgeräthe gleichen denen der Tongas.

Die Wallfischzähne sind die geschätztesten Gegenstände der Witier; sie dienen ihnen als das werthvollste Geld. Jeder Zahn ist der Länge nach in vier oder fünf Stücken zertheilt und man macht daraus Halsbänder, welche aber nur die Häuptlinge tragen dürfen. Der Schatz Oriwo's bestand hauptsächlich in einer großen Anzahl dieser Zähne.

Es giebt auch auf den Witi Inseln eine Classe Männer, welche einige Aehnlichkeit mit den Mata Bulais von Tonga haben; man nennt sie Mata Niwanua. Ihre hauptsächlichsten Obliegenheiten sind, den Tribut einzuziehen und die öffentlichen Reden zu halten. Man sieht auf dem Archipele auch Sclaven und Sclavinnen, die kaisai heißen. Oriwo besaß hundert Sclaven.

Nach dem Kampfe, wenn die Sieger sich der Todten bemächtigen, um sie zu zerlegen und zu braten, singen sie im Chore ein Lied, dessen Worte Goimard von dem Häuptlinge Tumbua Nakoro mitgetheilt wurden, der indeß ihren Sinn nicht genau angeben konnte. Es ist gerade wie mit dem Pihe der Neuseeländer, dessen Worte d'Urville sammelte, ohne aber die Bedeutung erfahren zu können.

Die witische Sprache unterscheidet sich, obgleich ihr einige Tonga-Worte beigemischt sind, wesentlich von allen polynesischen Dialekten. Man findet hier schon den häufigen Gebrauch des m und n beim Anfange der Wörter und selbst vor Consonanten. Diese Articulation findet sich, nach den Bemerkungen d'Urville's, in vielen Sprachen der schwarzen Völker; man findet sie in dem Koptischen und wahrscheinlich war sie auch den Dialekten des Aegyptischen nicht fremd.

Die bis jetzt bekannten Erzeugnisse der Witi Inseln scheinen mit den östlichen Inseln gemein zu seyn. Es läßt sich indeß glauben, daß die großen und hohen Länder Wanua Lebu und Witi Lewu verschiedene, dem polynesischen Boden fremde, Arten enthalten, als nothwendigen Uebergang von den armen Floren der Gruppen des Ostens zu den reichen und mannichfaltigen der Archipele des Westens.

Wenn man der Erzählung Mariner's glauben darf, bemerkten die Bewohner von Pua auf den Witi Inseln, an ihrer Küste im Anfange dieses Jahrhunderts eine riesige Schlange oder Eidechse, welche in das Meer tauchte. Sie verschlang nach und nach mehrere Eingeborene, die sich badeten, was Schrecken auf der Insel verbreitete. Man vereinigte sich, um Jagd auf das Ungeheuer zu machen, aber die Pfeile prallten an den Schuppen desselben ab und wurden stumpf, als hätte dasselbe einen Panzer getragen. Da bildeten sich die Insulaner ein, es sey eine zu ihrer Vernichtung vom Himmel gesandte böse Gottheit und sie entschlossen sich, in ihr Schicksal sich zu fügen. Nur ein alter unerschrockener und geschickter Krieger unternahm es, das Land von dieser Geißel zu befreien. Er nahm einen sehr starken Strick, der an einen Baum geschlungen wurde, während sich an dem andern Ende funfzehn Eingeborene befanden. Sobald das Reptil sich zeigte, ging ihm der muthige Krieger keck entgegen und warf seinen laufenden Knoten so geschickt, daß er den Kopf und die Beine des Thieres fing. Die Männer, welche das Ende des Strickes hielten, zogen zugleich aus allen ihren Kräften, das Ungeheuer war gefangen und wurde trotz seinen ungeheuren Anstrengungen erhalten. Man fiel nun in großer Anzahl über dasselbe her und erschlug es mit Keulen, worauf man es nach der Gewohnheit braten ließ und die besten Stücke aß. Es war, nach den Alten, die die Sache erzählten, ein treffliches Gericht.

Diese ungeheuere Eidechse war wahrscheinlich ein Caiman; dieses Thier, das von d'Urville an den Küsten Neu Irlands gefunden wurde, hatte wohl von Insel zu Insel bis in den Archipel Witi kommen können.

Kapitel XII.

Die neuen Hebriden. — Geographie. — Geschichte.

Der „Oceanier" hatte die Witi Inseln verlassen und steuerte nach den Neuen Hebriden, als ein Ereigniß Trauer an Bord brachte. Seit langer Zeit lag der arme Philips krank; eine hartnäckige Dysenterie, im Anfange vernachlässigt und durch die Lebensweise an Bord verschlimmert, tödtete den braven Seemann allmälig. Das Uebel schritt lange abwechselnd und aussetzend fort. Bei jedem Scheine von Besserung stieg Philips wieder an Bord und litt es nicht, daß ein anderer seinen Dienst verrichtete. Aber die Frohlichkeit war verschwunden, seine volle runde Gestalt fiel zusammen und magerte jeden Tag mehr ab. Seit der Abfahrt von den Tonga Inseln war der Kranke in seiner Hängematte geblieben; er konnte sich nicht mehr aufrichten. Pendleton, der einzige Arzt am Bord, erschöpfte seine ganze Wissenschaft und Sorgfalt; fünf Nächte wachte er bei seinem Lieutenant wie bei seinem Kinde, leerte fast seinen ganzen Arzneikasten aus und benutzte die besten Recepte der englischen Aerzte. Nichts hielt die Krankheit auf, die im Gegentheil zusehens sich verschlimmerte.

Am 6. Juni früh lag Philips im Sterben. Ich stand neben seiner Hängematte. „Ich wage nicht, Pendleton darum zu ersuchen," sagte er mit leiser Stimme zu mir, „aber ich möchte auf dem Verdecke, im Angesichte des Meeres und vor allen Gegen sterben. Die Luft in der Kajüte ist schwer und drückend; da oben würde ich weniger leiden." Ich ging, um den Capitain mit dem Wunsche des Sterbenden bekannt zu machen. „Gewiß," antwortete mir dieser mit Thränen im Auge; „man thue, was er verlangt." Und er stellte mir vier Mann zu Befehl. Wir nahmen die Hängematte des ersten Lieutenants langsam herunter und trugen ihn darin auf das Hintertheil des Verdecks, wo wir sie wieder aufhingen. Als unser armer Philips den Ocean wieder sah, belebte sich sein Auge von neuem, sein erdfahles Gesicht erhielt einen Anflug von rother Farbe, er streckte die Hände aus und bemühete sich, sich aufzurichten. Aber die Kraft des Geistes konnte in den Körper nicht übergehen, er fiel wieder zurück. Diese Bewegung war die letzte. Nach diesem Beweise von seiner Schwäche schlug der würdige Mann seine Arme über einander, betrachtete in stummer Be-

Digitized by Google

geisterung das Meer, die Segel, die Raaen mit wohlgefälliger Zufriedenheit. Er schien von dem Schiffe und dem Meere Abschied zu nehmen. Der Gedanke an das Land kam erst später und in seinen letzten Augenblicken. Pendleton war an seine Hängematte getreten. „Capitain," sagte der Sterbende zu ihm, „Sie werden der Vormund meiner Kinder seyn und die Erbschaft derselben sichern. Mein letzter Wille ist niedergeschrieben, Sie werden ihn in meinem Octantenetui mit dem Inventarium meines kleinen Vermögens finden. Tom soll Seemann werden, wie ich, und Nelly mag einen Seemann heirathen." Nach diesen Worten brachte Philips nichts Verständliches mehr heraus. Er murmelte einige Psalmenverse, bis ihm ein krampfhaftes Schluchzen desiel, dann, nach einem viertelstündigen Röcheln streckte er sich steif aus und starb.

Die ganze Mannschaft hatte diesem Tode auf dem Verdecke unter freiem Himmel beigewohnt. Die Matrosen liebten Philips und beweinten ihn nun. Noch denselben Abend kam der Segelmeister mit einigen Gehülfen, um den Todten in seine Hängematte einzunähen. Man zog dem Leichname die besten Sachen an und band ihm zwei Kugeln an die Füße; das Ganze sah ziemlich wie eine ägyptische Mumie, wurde in einen Korb gelegt und nach der Krönung getragen. Zwei Laternen brannten die ganze Nacht an diesem Sarge und das Wappen der Union bedeckte die sterblichen Ueberreste. Es war ein betrübender und imposanter Anblick. Niemand wagte an diesem Abende am Bord des „Oceaniers" zu lachen. Man sprach wenig und fast nur von dem Verstorbenen. Selbst der Wind und das Meer schienen sich zu sammeln und der allgemeinen Trauer anzuschließen.

Den andern Tag gegen elf Uhr fand die Bestattung statt. Nur die untern Segel waren aufgespannt, alle obern Raaen kreuzförmig gebraßt und die Flagge flatterte in der halben Masthöhe. Auf ein Signal Pendleton's lautete die große Glocke. Um ihr einen dumpfen, traurigen Ton zu geben, hatte man den Klöpfel mit Werg umwickelt. Die ganze Mannschaft begab sich auf das Verdeck und stellte sich auf den Gängen um den großen Mast her ꝛc. auf. Dann holten sechs Mann im großen Staate den Korb, welcher die sterblichen Ueberreste des Seemanns enthielt und legten ihre Last vor der Leiter des Decks nieder. Von hier aus sollte er in das Meer hinabgelassen werden.

Der feierliche Augenblick war gekommen. Drei Kanonenschüsse kündigten ihn an und Pendleton, der Geistliche seines Schiffes, wie der Arzt, trat an den Sarg und hielt das nachstehende Gebet, das die Matrosen wiederholten.

„Da es dem allmächtigen Gott gefallen hat, in seiner unendlichen Barmherzigkeit die Seele unsers geliebten Bruders hier zu sich zu rufen, so vertrauen wir seinen Körper dem Meere an, erwarten aber seine Auferstehung, wann das Meer seine Todten zum künftigen Leben zurückgeben wird."

Als Pendleton die Worte sprach: „so vertrauen wir seinen Körper dem Meere an," verneigten sich zwei Matrosen, machten die Flagge ab, welche den Todten bedeckte und ließen den Korb in das Meer hinab. Das Gebet endete, als der mit zwei Kugeln beschwerte Leichnam sich ein Bett in dem Oceane höhlte. Dann war alles ruhig, das Meer und das Schiff; das Gebet und die Wellen schwiegen. Drei andere Kanonenschüsse beendigten das Leichenbegängniß.

So verschwand einer meiner Reisegefährten, der gute Philips, dessen originelle Naivetät mir so oft eine angenehme Zerstreuung verschafft hatte. Ich kannte ihn nur kurze Zeit und doch bedauerte ich ihn wie einen alten Freund. Das Schiff ist eine Familie; man schließt sich an alles auf demselben an und beweint alles, was es verläßt. In der Gesellschaft bemerkt man die Lücken kaum, auf dem Schiffe fallen sie lange auf.

Am 7. Juni, dem Tage nach Leichenbegängnisse des unglücklichen Officiers, verriethen uns einige hartnäckig auf einem Punkte am Horizonte stehende Wolken ein Land. Es war Erronan. Pendleton war entschlossen, da zu ankern, um sich von dem Grade des Vertrauens zu überzeugen, den einige neuere Berichte von Handelscapitainen verdienten. Nach ihnen sollten die Riffe von Tanna reich an Tripangs seyn und die Gebirge im Innern herrliches Sandelholz enthalten. Man setzte hinzu, eine Unternehmen in diesen Gewässern würde höchst gewinnreich seyn.

Bis dahin war der „Oceanier" auf einem sehr schönen Meere bei SO-Winde dahin gefahren; alles schien sich zum Gelingen dieser Musterung zu vereinigen. Pendleton ließ also nach den Neuen Hebriden steuern. Schon zeigte sich der kegelförmige Spitzberg von Erronan in den Wolken, als plötzlich, ohne daß etwas diesen Unfall vermuthen ließ, unsere Segel sich an die Masten anlegten. Der Wind war aus SO. nach SW. umgesprungen. Der Lieutenant Rainbow, der die Woche hatte, fluchte, wetterte und wünschte sich zu allen Teufeln. Wäre nicht Pendleton schnell herbeigekommen, hätte vielleicht der „Oceanier" Schaden an seinem Maswerke gelitten.

In fünf Minuten hatte der geschickte Manöverer Alles in Ordnung gebracht. Das Schiff fuhr nach NW. Dieser Weg entfernte uns vom Lande, aber man konnte nicht directer dahin gelangen. Der Wind war übrigens ungleich und stürmisch geworden; er blies stoßweise und schien zwischen fünf oder sechs Windstrichen zu schwanken. Man war damals im Angesichte von Tanna, derjenigen der Hebriden, wo Pendleton hatte vor Anker gehen wollen. Aber die Strömung, das hohlgehende Meer und der Wind entfernten uns davon. Vergebens versuchte man lavirend näher zu kommen, der Pic von Tanna floh allmälig, statt sich zu nähern und versank wieder in die Wolken. In der Nacht schien nur ein ungewisser Schein in seiner Richtung die Flammen eines Vulkans zu bezeichnen. Endlich nach einer achttägigen beschwerlichen und unfruchtbaren Fahrt waren wir über die lange Reihe der Neuen Hebriden hinaus und fanden uns zwischen den Inseln Fatako und Tikopia. Die eine blieb uns im Westen, die andere im Osten. Pendleton gab es auf, diese Gruppe zu besuchen; ich konnte sie nicht selbst sehen und mußte mich mit den Bemerkungen glücklicherer Reisender begnügen.

Geht man bis zur Entdeckung dieses Archipels hinauf, so trifft man zuerst den Spanier Quiros. Er sah die Neuen Hebriden zuerst. Er war auf die Entdeckung der großen Australländer ausgeschickt und erfuhr von den Bewohnern von Taumako, daß es südlich von ihrer Insel eine, Manicolo genannte Gruppe gebe, wo weiße, schwarze und gemischte Menschen lebten. Nach diesen Andeutungen fuhr er nach Süden und entdeckte am 25 April 1601 unter 40° 30′ Br. mehrere hohe Inseln, von denen er eine Nuestra Señora de Luz nannte. Die Küste war steil, gefährlich und von Cascaden durchfurcht, welche in das Meer stürzten.

Von weiten gesehen, schien das Land mit Pflanzungen bedeckt zu seyn. Die Eingeborenen, welche durch den Anblick eines mit vollen Segeln dahin fahrenden Schiffes angelockt wurden, winkten mit Palmenzweigen und riefen theils mit der Stimme, theils durch Zeichen und Feuer auf dem Berge. Quiros schickte einen Officier mit zwanzig bewaffneten Soldaten an's Land. Sie fuhren in einen hübschen Fluß, der zwischen gewaltigen Felsen strömte und sahen eine Menge Schweine am Ufer. Es gab Einwohner von drei Faden; einige waren ganz schwarz, andere weiß mit rothem Barte und die dritten Mischlinge von beiden. Die Spanier machten den Eingeborenen Zeichen des Friedens, unterdeß sprang aber ein Eingeborener von einem Felsen herab und schwamm an das Boot. Man bemächtigte sich seiner und nahm ihn gefangen, „denn," sagt die Erzählung, „er war muthig und stark; die Bewegungen seiner Arme und die Verzerrungen seines Gesichts versprachen nichts Gutes." Es ist schwer zu errathen, welches Uebel ein einzelner Mann zwanzig Bewaffneten zufügen konnte. Dieser Wilde war ein Häuptling, wie man aus seinen Armbändern von Schweinezähnen schloß, einem Schmucke, den man um so eher für eine Auszeichnung hielt, da ein anderer durch List gefangener Wilde nichts Aehnliches trug. Um sich der Gefangenen zu versichern, legte man den Unglücklichen Eisen an die Füße und fing an, nach dem Schiffe zurückzurudern. Einer der Gefangenen zerriß seine Bande und sprang mit einem Kettenstück ins Wasser. Da indeß die Nacht eintrat, konnte er das Land nicht erreichen und wurde wieder an Bord gebracht. Quiros nahm sie beide sehr gut auf, beruhigte sie, ließ ihnen den Bart und das Haar abscheeren, gebot sie in rothen Taffet zu kleiden und sie dann mit mehrern Zeugstücken, die man gegen Lebensmittel

Digitized by Google

austauschen sollte, wieder ans Land zu bringen. Dies geschah. Der gefangene Häuptling zeigte bei dem Tauschhandel einige Erkenntlichkeit. Er belud die Schaluppen mit Schweinen, Yams, Pataten und besonders mit schönen und vortrefflichen Bananen. Ermuthigt durch diese ersten friedlichen Verbindungen, entschloß sich Quiros, seinen Aufenthalt an diesen Inseln zu verlängern. Er versuchte sogar, wenn man es glauben darf, eine Art Colonisation. Sein eigener, ein wenig fabelhafter, ein wenig übertriebener, aber einfacher, naiver, charakteristischer Bericht lautet also:

„Wir fuhren in der Schaluppe längs der Küste hin beim Anblicke eines andern zahlreichen, hochgewachsenen Volkes von grauerer Farbe als das vorige. Die Leute schienen uns Personen vom niedern Stande zu seyn. Kurz nachdem sie uns Zeichen der Freundschaft gegeben hatte, sahen wir ihre Frauen nach dem Walde hinfliehen und in demselben Augenblicke schossen sie einen Hagel von Pfeilen ab, von denen einer unserer Spanier leicht im Gesichte verwundet wurde. Unsere Flinten ließen sie diese Bosheit bald bereuen, wonach die Schaluppe zu der Flotte zurückkam und erzählte, was geschehen war.

„Der Wunsch, das große Land kennen zu lernen, was man in SO. sah, trieb uns an, den Anker zu lichten. Diejenigen, welche man am 30. April dahin schickte, berichteten, sie hätten eine gute, große, geschützte Bai und einen guten Ankerplatz bei dreißig Faden Tiefe gefunden; die Küste erstreckte sich sehr weit nach SSW. zu; man habe ihnen Zeichen durch Feuer auf den Bergen gegeben; die Völker an dieser Küste wären von hoher Gestalt; sie wären in einer Pirogue mit, erheuchelter, Freundschaft zu ihnen gekommen, wie man später erfuhr und hätten ihnen einen schönen Busch von Reiherfedern geschenkt. Dieser Bericht versetzte die Mannschaft in große Freude, denn sie glaubte, das Ziel ihrer Wünsche durch die Entdekkung eines guten Hafens erreicht zu haben. Das Geschwader kam am 1. Mai in der Bai an, welche es von dem Namen des Festes „Bai des heiligen Jacob und des heiligen Philipps" nannte. Die ungefähr acht Stunden breite Oeffnung läuft von N. nach S.; der östliche Streifen kann 12 und der westliche 15 Stunden haben. (15° 40′ Br.) Am 3. Mai ankerten wir in einem guten Hafen an der Mündung zweier Flüsse bei einem Sandgrunde und 40 bis 60 Faden Tiefe. Die Indianer, welche uns in ihren Böten umgaben, forderten uns durch Zeichen auf, noch weiter zu kommen, aber wir hielten es nicht gerathen, es zu thun. Es war der Tag der Erfindung des heil. Kreuzes. Wir nannten den Hafen Vera Cruz, das ganze Festland: Australland des heiligen Geistes, den einen der beiden Flüsse Jordan und den andern heiligen Erlöser. Die Ufer dieser beiden Flüsse sind von bezaubernder Schönheit, mit Blumen und Grün geschmückt. Der Strand ist breit und flach und so wohl geschützt, daß, welcher Wind auch in der Bai wehen mag, das Meer ruhig bleibt; die Küste ist bis an den Abhang der Berge mit Bäumen bedeckt; die wie die Ebene grünen Berge sind durch weite, ebene, fruchtbare, von Strömen bewässerte Thäler getrennt; mit einem Worte, es giebt kein so schönes Land in Amerika und wenige in Europa, die ihm gleichkommen. Die Erde bringt in Menge und fast ohne Anbau wohlschmeckende Früchte, Pataten, Yams, Melonen, Pisangs, Orangen, Limonien, Mandeln, Odos und verschiedene andere wohlschmeckende Früchte hervor, die wir nicht kannten. Man findet hier Aloen, Mukatennüsse, Ebenholz, Hühner, Schweine und weiter hin im Lande, wie wir durch Zeichen verstanden, großes Vieh, Vögel, die wunderschön singen, Rebhühner, Papageien, Bienen. Die Bewohner sind schwarz und wohnen in Hütten, die mit Stroh gedeckt sind. Das Land ist Erdbeben ausgesetzt.

„Die Leute schienen mit unserer Ankunft sehr unzufrieden zu seyn. Als wir ans Land gestiegen waren, kam uns ihr Oberhaupt mit seiner Schaar entgegen, reichte uns einige Früchte und deutete uns an, daß wir uns entfernen sollten; da wir nicht darauf achteten, zog der Häuptling eine Linie in dem Staube, die wir nicht überschreiten sollten. Kaum war Torres darüber gegangen, so schossen sie einige Pfeile auf uns ab, was uns nöthigte, Feuer auf sie zu geben und einige zu tödten, unter denen auch ihr Oberhaupt war. Die andern entflohen nach ihren Bergen. Eine andere Abtheilung unserer Leute hatte an einer andern Seite Lebensmittel gesucht und sich bemühet, freundschaftliche Verbindungen einzugehen, aber sie haben einen so schlechten Charakter, daß es unmöglich war, sich mit ihnen zu verständigen. Sie legten sich stets auf unserm Wege in den Hinterhalt, mit wenig Glücke, denn die Zweige hielten ihre Pfeile zurück, während sie dieselben vor unsern Flintenkugeln nicht schützten. Wir brachten einige Tage hier zu, um uns von den frühern Strapazen zu erholen. Man hielt Gottesdienst in einer grünen Hütte am Ende einer schönen Baumallee.

„Man hielt die Prozession des Frohnleichnamsfestes und errichtete ein Kreuz. Man nahm Besitz vom Lande im Namen des Königs von Spanien, Philipps III. Eine Schaar der Unserigen, die eines Tages ausging, um Früchte zu suchen, sah von dem Gipfel eines Berges aus ein schönes Thal, durch das sie ging; dann von einem andern Berge, zwei Stunden von der Küste, hörte sie Trommellärm, welcher sie veranlaßte, in aller Stille hinzugehen. Die Spanier kamen an ein Haus, wo sich die Wilden die Zeit mit Tanzen vertrieben. Als sie sich überrascht sahen, flohen sie nach einem Berge zu und ließen ihre Frauen und Kinder im Stiche; aber man überzeugte sich bald, daß sie sich nur entfernt hatten, um ihre Waffen zu holen. Unsere Leute, die Herrn von dem Hause geblieben waren, traten in die Hütte, nahmen aus derselben drei Kinder und vierzehn Schweine mit und kamen so bald als möglich zu uns zurück, vor der Ankunft der Indianer, da sie sehr müde waren. Sie gingen wieder durch jenes Thal, als sie von neuem das Geschrei der Barbaren und das Getöse ihrer aus hohlen Baumstämmen gemachten Trommeln hörten. Unsere Leute, die fürchten mußten, überfallen zu werden, liefen so schnell als möglich zu dem Abhange des Berges, dessen Gipfel sie auch bald erreichten. Die Nothwendigkeit, Athem zu schöpfen, nöthigte sie, inne zu halten. Die Barbaren näherten sich, erhoben ihr gewöhnliches Geschrei und überschütteten die Unserigen mit einem Hagel Pfeile, die zum Glücke Niemand trafen. Man antwortete ihnen mit Flintenschüssen, die einige verwundeten und die ganze Schaar zurücktrieben; aber sie erneuerte den Angriff bald wieder und verfolgte die Unserigen bei dem Hinabsteigen bis an die Küste, so daß sie genöthig waren, bisweilen Halt zu machen, um ihre Flinten wieder zu laden und zu schießen. Als die Barbaren keine Pfeile mehr hatten, lagerten sie sich auf Felsenspitzen und warfen von da große Steine herab. Einem der Spanier wurde der Arm zerschmettert, das einzige Unglück, das sie auf diesem Zuge erlitten, den sie mit außerordentlichem Muthe zurücklegten, ohne ihre Beute im Stiche zu lassen. Als die Indianer die Kanonen der Schiffe donnern hörten und sahen, daß man den Unserigen von allen Seiten zu Hülfe kam, gaben sie plötzlich die Partie auf und flohen nach dem Gebirge zu.

„Nach einem Aufenthalte in dieser Bai lichteten die Schiffe die Anker und wir fuhren fort, mußten aber bald zurückkehren. Unsere Leute wurden in so großer Anzahl krank, daß Niemand mehr zum Dienste tauglich war. Man konnte dieses Unglück nicht dem Genusse der Fische in jener Bai zuschreiben, aber man vermuthete, daß diese Fische Gift verzehrt oder auf giftigen Kräutern gelegen hatten. In kurzer Zeit glichen die beiden Schiffe dem Hospitale einer von der Pest heimgesuchten Stadt. Unsere Leute waren so krank, daß kein Einziger genesen zu können schien. Doch behandelten unsere selbst kranken Aerzte die andern mit soviel Eifer und Geschicklichkeit, daß die Wirkungen dieses Unfalls bald vorübergingen, ohne daß Jemand daran starb. Während dieses zweiten Aufenthaltes landete man auch einigemale und gab die geraubten Kinder zurück, in der Hoffnung, sie würden als ein Mittel zu einem Friedensvertrage zwischen den Eingebornen und uns dienen; da dies aber nicht der Fall war, so lichteten wir die Anker zum zweitenmale. Am 6. Juni fanden wir, obgleich wir gern die Länder am Winde kennen und davon Besitz für den König nehmen und dort eine Stadt bauen wollten, wie wir es in der Bai thaten, wo wir eine gründeten, die man das „Neue Jerusalem" nannte, und in der man Alcalden, Corregidors und andere königl. Diener einsetzte, den Wind entgegen und das Meer so bewegt, daß das Vortheil der Schiffe bisweilen unter dem Wasser war. Man strengte sich an, die Bai wieder zu erreichen. Die beiden Schiffe und das kleine Fahrzeug segelten zwei Tage nicht ohne Gefahr

Digitized by Google

zusammen darin. Am dritten erreichten zwei davon den Fluß und ankerten gesichert, aber weiter vor, als bei der frühern Landung. In der Bai war der Capitain so vielen Gefahren ausgesetzt, daß er sie verlassen und sich wieder auf das hohe Meer begeben mußte."

Hier endigt die Erzählung Quiros' was die Neuen Hebriden betrifft. Trotz diesen Einzelnheiten schien die Tierra del Espiritu Santo des spanischen Seefahrers für die Geographen verloren zu seyn, als Bougainville und Cook die Berichte Quiros' und Torres' wieder in Erinnerung brachten.

Am 22. Mai 1768 bemerkte Bougainville, als er in diesen Gewässern fuhr, zwei hohe Länder, die er Pentecôte und Aurore nannte, dann nördlich von diesen eine kleine zuckerhutförmige Insel und weiter im Westen eine dritte noch höhere und ganz mit Wald bedeckte Insel. Pirogen fuhren längs der Küste hin, aber ohne eine Bewegung zu machen, welche den Wunsch zu verrathen schien, sich den Schiffen zu nähern. Zahlreiche Rauchwolken, die sich auf der ganzen Insel erhoben, ließen eine starke Bevölkerung vermuthen.

Als man sich nahe an der Küste befand, schickte Bougainville drei bewaffnete Böte dahin ab. Beim Anblicke der Matrosen wollten sich die mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Insulaner anfänglich der Landung widersetzen, da aber die Franzosen sich nicht darum kümmerten, so wichen sie zurück, hielten sich in der Entfernung und blieben bei der Defensive. Vergebens machte man Zeichen der Freundschaft und kam auf sie zu, sie blieben fortwährend in der Ferne. Endlich ging der Prinz von Nassau, der diese Reise zu seinem Vergnügen mitmachte, allein nach dem Innern der Insel zu und die Wilden blieben bei dem Anblicke eines einzelnen Mannes stehen. Man konnte einige europäische Gegenstände gegen Früchte des Landes austauschen; verlangte man aber Waffen, so schlugen sie die Forderung ab und nahmen wieder eine drohende, feindselige Haltung an. Mehrere hielten ihre Schleudern zum Kampfe bereit. Man erfuhr, daß sie sich im Kriege mit einem benachbarten Stamme befänden und einen nahen Kampf erwarteten. Wirklich kamen andere Wilde von dem westlichen Theile her und stellten sich vor dem kleinen Armeecorps auf. Die Anwesenheit der Franzosen verhinderte indeß das wirkliche Zusammentreffen.

Während dieser Zeit ließ Bougainville seine Böte mit Früchten und Holz beladen und befahl, daß man auf ein eichenes Bret die Besitznahme dieser Inseln für Frankreich schreibe und diese unvergänglichen Zeugen einer nominellen Oberherrschaft am Fuße eines Baumes eingrabe. Als dieser kleinen Eitelkeit Genüge geschehen war, schiffte man sich wieder ein. Diesen Augenblick erwarteten die Wilden. Als sie sahen, daß die Schaluppen das hohe Meer wiedergewannen, stürzten sie sich an die Küste, und schleuderten einen Hagel von Pfeilen und Steinen nach. Man antwortete durch einige blinde Flintenschüsse, da aber die Eingebornen sich nicht abschrecken ließen, so machte man ihren Versuchen durch ein lebhaftes und wohlgerichtetes Flintenfeuer ein Ende. Als die ersten Todten fielen, flohen die Angreifer heulend nach den Wäldern an der Küste.

Bougainville unterschied auf diesen Inseln zwei bestimmte Arten, Schwarze und Mulatten; beide hatten dicke Lippen und fast wolliges Haar, waren übrigens klein, häßlich, schlecht gebaut und von Aussatz zerfressen, weshalb er dem Lande den Namen „Insel der Aussätzigen" gab. Die wenigen Frauen, die er da sah, waren nicht weniger häßlich, als die Männer. Die fast ganz nackten Männner bedeckten sich kaum die Geschlechtstheile; die ebenfalls halbnackten Frauen trugen ihre Kinder in einer Art Schärpe, die mit hübschen Mustern verziert und mit einer carmoisinrothen Besetzung umgeben war. Der Bart der Männer war abgeschoren und die Nasenscheidewand durchbohrt, um Schmucksachen aufzunehmen; die Arme hatten Armbänder von Schweinezähnen und am Halse sah man Platten von Schildkrötenschale. Die Waffen waren Bogen, Pfeile, Rohre mit spitzen Knochen, Keulen, Säbel von sehr hartem Holze und endlich Steine, die sie entweder mit der Schleuder oder der Hand warfen. Der Taitier Uturu, den Bougainville an Bord hatte, verstand kein Wort von der Sprache dieser Insulaner. An dem Orte, wo die Mannschaft landete, war das steilabfallende Land mit dichtem Holz bewachsen. Man sammelte hier einige Früchte, die aber alle denen von Taiti nachstanden. Ueberall konnte man Wege in den Waldungen bemerken und hier und da Palissaden, deren Bestimmung sich nicht errathen ließ. Fünf oder sechs Hütten bemerkte man, aber sie waren so niedrig und so ärmlich, daß man nur kriechend hinein gelangen konnte.

Zwei oder drei Tage hielt die Windstille oder widriger Wind die Schiffe Bougainville's in einem von hohem Lande gebildeten Becken zurück. Am 26. Mai näherte er sich dem westlichen, das nach ihm eine schöne mit Bäumen und Anbau bedeckte Küste bildet. Das allgemeine Aussehen versprach ein reiches, obgleich bergiges Land. Einige Männer näherten sich in Pirogen, hielten sich aber, trotz allen Einladungen, außer der Schußweite. Die Küste wimmelte von schwaezen Köpfen.

Bougainville wollte eine zweite Musterung versuchen. Da er eine Einsenkung bemerkte, welche einen Hafen zu bilden schien, so schickte er seine bewaffneten Böte ab, um die Stelle zu untersuchen, während er mit seinen Schiffen eine Stunde vom Lande kreuzte. Eines der Böte, das sich von den andern getrennt hatte, wurde von Pfeilen beschossen, worauf es durch Flintenfeuer antwortete. Diese Feindseligkeiten machten eine Verbindung unmöglich. Die Fahrzeuge konnten sich indeß überzeugen, daß keine Bai vorhanden sey. Die Bewohner schienen denen der „Insel der Aussätzigen" ähnlich zu seyn. Den 27. als man in einer Entfernung von einer Stunde hinfuhr, glaubte man auf einer niedrigen Spitze eine Pflanzung von regelmäßig gestellten Bäumen zu bemerken. Der Boden schien geschlagen und mit Sand bestreut zu seyn. Hier endigte sich die Erforschung. Nachdem Bougainville noch einmal vergebens einen Ankerplatz gesucht hatte, segelte er am 28. Mai nach der hohen See und setzte seine Fahrt nach Westen fort.

Die letzten Länder, an denen Bougainville hingefahren war, waren die beiden großen Inseln: Heilige-Geist-Insel und Mannicolo mit der Insel St. Bartholemy und den dazu gehörigen kleinen Eilanden. Als der französische Seefahrer seine geographischen Bestimmungen und die Angaben des Spaniers Quiros verglich, vermuthete er wohl, diese Gruppe werde mit der Tierra del Espiritu Santo desselben identisch seyn, da er aber auch eine Menge Eigenthümlichkeiten bemerkte, welche dieser Annahme zu widerstreiten schienen, so beauchte er das Recht des Entdeckers und gab diesem Archipel den Namen der Neuen Cycladen. Bougainville hat wenigstens den unbestreitbaren Ruhm, Gruppen wiedergefunden zu haben, die man für verloren gehalten hatte; er kam Cook in einer Musterung zuvor, die dieser mit jener Ueberlegenheit ausführen sollte, welche ihn vor allen Seefahrern der damaligen Zeit auszeichnet.

Cook bemerkte die Insel Aurora am 16. Juli 1774, fuhr nördlich um sie herum und an der Küste hin, welche bisweilen Nebel und Wolken verhüllten. „Wir bemerkten," sagt Forster, „Cocuspalmen bis auf die höchsten Ketten der Insel hinauf. So viel uns ein dichter Nebel davon zu sehen erlaubte, ist sie mit Wäldern von angenehmem, aber wildem Aussehen bekleidet. Mein Vater entdeckte einen Augenblick den kleinen Felsenpic, den Bougainville den Sternpic (pic de l'étoile) oder den Pic von Averadv nennt, aber die Wolken, die schnell zogen, verhüllten ihn bald wieder."

Als sich Cook am 18. Juli der Insel der Aussätzigen genähert hatte, kamen zwei Piroguen nach dem Schiffe zu, hielten sich aber einen Steinwurf weit entfernt. An der Küste drängten sich Tausende von schwarzen, nackten, mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Negern, die einige Zierrathen auf der Brust und an den Armen hatten. Einer, der einzige so Herausgeputzte, trug als Schärpe ein weißes schmuziges Zeugstück mit einem rothen Rande.

Am folgenden Tage fuhr man längs der Insel Aurora hin, um dann nach der schönern, reichern, fruchtbarern und dem Anscheine nach volkreichern Pfingstinsel zu steuern. Auf allen Punkten wirbelte Rauch empor. Von hier wandte man sich nach der nördlichen Küste von Ambrym, um die in Westen liegenden Länder zu erreichen. Als man sich ihnen näherte, erkannte man, daß sie eine große, von den Eingebornen Mannicol

Digitized by Google

genannte Insel bildeten. Cook fand im SOsten eine Bai und warf da am 21. Juli Anker.

Als das vorausgeschickte Fahrzeug sich der Küste näherte, sah man die Eingeborenen in Menge mit grünen Zweigen herbeieilen; sie schöpften dann Wasser mit ihren Händen und gossen es auf ihre Köpfe. Cook ließ auf diese freundschaftlichen Aeußerungen auf ähnliche Weise antworten. Da näherten sich die Piroguen den Schiffen und die darin befindlichen Eingeborenen fuhren fort, ihre Zweige zu bewegen und zu rufen: tomar! was mit dem taio (Freund, Bruder) der Taitier gleichbedeutend zu seyn scheint. Trotz dieser friedlichen Außenseite waren die Meisten bewaffnet. Man bewachte sie, suchte aber dabei auch einen kleinen Tauschhandel einzuleiten. Die Engländer gaben Zeuge von Taiti, die Eingeborenen dagegen Pfeile mit Knochenspitzen. Nachdem die Wilden schwatzend und lärmend um das Schiff herumgekommen waren, zogen sie sich gegen Abend nach der Küste zurück, brannten dort große Feuer an, erschienen mit Fackeln wieder an den Schiffen, fuhren nochmals in der ganzen Bai herum und hörten, als sie an das Land zurückgekehrt waren, erst spät in der Nacht mit ihren Gesängen auf.

Den andern Tag kamen sie von neuem, einige schwimmend, andere in Piroguen. Diesen Tag forderte Cook einige auf, an Bord zu kommen und das Verdeck füllte sich bald mit Wilden. In wenigen Augenblicken sah man sie überall von unten bis oben an den Fregatten und bis in die verborgensten Winkel darin. Einige gingen durch die Zwischendecks und die Zimmer, andere kletterten auf die Masten hinauf; noch andere stiegen in den Kielraum hinunter. Diese Männer schienen sehr verständig zu seyn; sie begriffen die geringsten Geberden und lehrten die Matrosen in wenigen Stunden eine Menge Wörter ihrer Sprache. Sie hätten ohne Zweifel alles, was sie sahen, gern haben mögen, aber sie rührten nichts an von dem, was man ihnen verbot. Besonders wurde ihre Neugierde durch Spiegel erregt; die Wirkung des Widerscheins setzte sie aber nur einige Minuten in Erstaunen, worauf sie sich daran gewöhnten und sich gern darin betrachteten. (Taf. 13. Abbild.)

Die Sachen standen vortrefflich, als ein plötzliches Ereigniß das entstehende gute Vernehmen beinahe gestört hätte. Ein Wilder aus den Piroguen spannte, als man ihm den Zutritt zu den Schiffen verwehrte, den Bogen gegen einen Europäer im Boote. Seine Landsleute wollten ihn anfänglich daran hindern, aber er ließ sich nicht abbringen. Der Wilde legte auf Cook selbst an. Der Capitain aber, der sich nicht viel gefallen zu lassen pflegte, kam ihm durch einen Flintenschuß zuvor. Der Eingeborne taumelte, blieb aber noch immer bei seinem Vorhaben und ließ erst bei einem zweiten Schusse seinen Bogen fallen. Auf diese Feindseligkeiten folgte eine gewisse Verwirrung; die Piroguen der Eingeborenen retteten sich und schossen Pfeile ab, worauf man durch einen Kanonenschuß antwortete. Nach einem Waffenstillstande von einer Stunde kamen die Flüchtigen wieder, umringten die Schiffe und begannen den Tauschhandel von neuem als wäre nichts vorgefallen. Bei dem Donner des Kanonenschusses hatte man am Lande eine Art Trommel gerührt. Es war wahrscheinlich ein Zeichen, sich zu vereinigen.

Nachmittags kehrte Cook mit zwei bewaffneten Böten an die Küste zurück. Er wollte dort Wasser und Holz holen. Obgleich 500 Insulaner am Strande versammelt und alle mit Keulen, Bogen und Lanzen bewaffnet waren, trat doch keine feindselige Handlung ein. Der Capitain ging allein mit einem grünen Zweige auf die Wilden zu, während ein Häuptling derselben ein Gleiches that. Die Zweige wurden gewechselt, man reichte einander die Hände und der Friede war geschlossen. Cook vertheilte unter die Häuptlinge einige Geschenke und erhielt dafür ein kleines Schwein, einige Cocusnüsse, und ein wenig frisches Wasser. Als er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er Holz haben wolle, gab man ihm die Erlaubniß, Bäume zu fällen, unter der Bedingung, daß man sich nicht vom Ufer entferne.

Dieses letztere Verbot war unbedingt und streng. Die Naturforscher, Forster und Sparmann, hatten einen schmalen Weg in dem Dickicht gefunden und das Verbot übertreten; sie fingen schon ihre botanischen Ausflüge an, als ein Eingeborener sie bemerkte und seine Freunde davon benachrichtigte. Augenblicklich lief man hinzu und man mußte trotz allen Bitten und Beschwörungen umkehren und nach der Küste hingehen. Hier befanden sich noch die mit Holzfällen beschäftigten Leute und um sie her eine Menge Wilder, die lärmend schwatzten. Gegen Mittag zerstreuten sich die letztern und einer der Häuptlinge wollte Cook in seine Wohnung führen. Der Capitain weigerte sich; er kehrte mit seinen Leuten an Bord zurück und kam erst Abends wieder, um sich eine Boje zurückgeben zu lassen, die ein Insulaner entwendet hatte. Das war der einzige Diebstahl, welcher während des Aufenthalts der Schiffe vorkam. Der Dieb gab den Gegenstand zurück und begleitete Cook und Forster zu einigen Hütten in der Nachbarschaft. Diese Hütten, der Zahl nach sechszehn, waren niedrig und mit Blättern der Fächerpalme bedeckt. Mehrere derselben waren mit Bretern umgeben und hatten statt der Thüre nur eine enge viereckige Oeffnung. Man wollte sie den Besuchern nicht öffnen. In der Nähe der Häuser befanden sich einige mit Palisaden umgebene Pflanzungen; hier und da erhoben sich Cocuspalmen, Brodbäume und Bananen; Vorräthe von Yams bedeckten eine Art Platform; Schweine und Hühner liefen um die Häuser herum, zu denen sie wahrscheinlich gehörten.

Ehe Cook diesen Hafen verließ, wollte er noch die entgegengesetzte Küste besuchen. Er stieg an's Land, blieb aber nur eine Viertelstunde, da die Eingeborenen ihm durch Zeichen andeuteten, er möge das Land verlassen. Cook konnte sich übrigens durch den Augenschein überzeugen, daß es an dieser Küste keine Quelle gebe. Weiter wollte er nichts. Den 23. Juli früh lichtete er die Anker und verließ den Hafen, den er Port Sandwich nannte.

In dem Augenblicke, als das Schiff die Insel verließ, drängten sich die Eingeborenen nochmals um dasselbe. Es fanden noch einige Vertauschungen statt, und die Insulaner zeigten dabei eine Ehrlichkeit, welche die Engländer überraschte. Da das Schiff schnell fuhr, so sah sich manche Pirogue weit zurück, ehe sie den Gegenwerth für die erhaltenen Waaren gegeben hatte. In ganz Polynesien wäre dies für gutes Glück gehalten worden, aber diese Melanesier schienen auf Ehre zu halten; sie wollten handeln, nicht entwenden. Man sah deshalb die Piroguen mit aller Kraft nach dem Schiffe hinrudern, um ihm den Preis für die erhaltenen Gegenstände zu bringen. Ein Eingeborner besonders muß erwähnt werden. Da er das Schiff erreichen konnte, so stieg er an Bord mit Gegenständen, deren Werth er bereits erhalten hatte. Man handelte von neuem mit ihm, aber er wollte nichts davon wissen und suchte den Mann, mit welchem er den Handel abgeschlossen hatte. Dieser Mann erschien, bot ihm aber, da er den Wilden nicht wieder erkannte, von neuem auf seine Waaren. Wer sollte es glauben! der ehrliche Insulaner benutzte diesen Umstand nicht, er zeigte vielmehr das, was er erhalten hatte, und ließ seine Waare liegen.

Cook sah Ambrym und Paâm und näherte sich den 24. Apl, wo er an der Küste mit Bogen bewaffnete und denen zu Mallicolo ähnliche Wilde sah. Nahe bei den Stephansinseln überfiel Windstille sein Schiff, und seinen Stab ein unerwartetes plötzliches Uebel. Man hatte zwei röthliche Fische gefangen und für die Tafel der Officiere und Unterofficiere zubereitet. Nach der Mahlzeit wurden fast alle, die gegessen hatten, krank. Heftige Kopf- und Gliederschmerzen, eine brennende Hitze über die ganze Haut und eine Art Gefühllosigkeit in den Gelenken — das waren die Symptome dieser Vergiftung. In der Nacht verdoppelten sich die Leiden der Kranken; von Schlaflosigkeit gequält, konnten sie in den Hängematten nicht bleiben und schleppten sich auf das Verdeck, erschöpft durch starken Speichelfluß und gepeinigt von schmerzenden Hautanschwellungen. Diejenigen, deren Schmerzen minder stark waren, schienen mehr ergriffen zu seyn als die andern. Auf die Thiere wirkte das Gift ebenfalls; denn ein Hund und ein Schwein starben. Die Menschen erholten sich erst nach zehn Tagen wieder. So wiederholte sich nach 150 Jahren an der Mannschaft Cooks die Episode, die bei den Gefährten des Quiros vorkam, und seit Cook haben auch andere Seefahrer dieselben Gefahren kennen gelernt. Forster schreibt dies

Digitized by Google

nicht der Eigenschaft des Fisches, sondern der giftigen Nahrung desselben zu. Uebrigens werden dieselben Arten zuweilen ohne allen Nachtheil gegessen.

Nachdem Cook nach einander die kleinen Inseln Stephan, Monument, Trois-Collines, Deux-Collines, Montagne und Hinchinbrook untersucht hatte, entdeckte er ein großes schönes Land, das er Sandwich-Insel nannte. Sie schien fruchtbar, aber weniger bevölkert zu seyn als die nördliche. Am 1. August kam man nach Eero Mango oder vielmehr Koro Mango. Am 3. warf er an dem nördlichen Theile dieser Insel Anker, der nur gegen die östlichen und südöstlichen Passatwinde geschützt war. Dieser Ort wurde wegen der nachstehenden Ereignisse das Vorgebirge der Verräther genannt.

Am 2. August, als Cook mit zwei Böten nach dem Lande ruderte, fand er am Ufer die Eingeborenen, dem Anscheine nach gut gelaunt. Man zeigte ihm eine Küste von schönem Sande, wo er allein landete und in der Hand einen grünen Zweig hielt, den einer der Wilden ihm gegeben hatte. Die Eingeborenen waren zurückhaltend, fast artig, und hielten sich auf das geringste Zeichen von der Schaluppe entfernt. Einer, der Häuptling ohne Zweifel, stellte seine Landsleute im Halbkreise um das Fahrzeug und schlug die Neugierigen, die aus der Reihe traten. Cook gab ihnen einige Geschenke und bat dann um frisches Wasser und einige Früchte; man brachte ihm ein Bambusgefäß, eine Yam und einige Cocusnüsse.

Bis dahin war alles gut, obgleich die Insulaner mit Keulen und Lanzen bewaffnet waren. Cook beobachtete ihre Bewegungen und die ihrer Häuptlinge. Ein Ereigniß rechtfertigte seinen Argwohn. Als man wieder an Bord zurück wollte, brach der Krieg aus; man stahl das Beet, welches von dem Boote an's Land führte, man stürzte sich auf die Fahrzeuge, um sie auf den Sand zu ziehen, und versuchte, den Matrosen die Ruder mit Gewalt zu entreißen. (Taf. 13. Abbild.) Der Anblick einer Flinte hielt die Angreifer einen Augenblick zurück, aber sie kamen bald wieder. Cook wollte ihren Anführer, den Häuptling, züchtigen; er legte auf ihn an, aber nur das Zündpulver brannte ab. Dieser Zufall ermuthigte die Insulaner und sie schleuderten bald einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf die Fahrzeuge. Man mußte nun Gewalt mit Gewalt vertreiben. Drei Ladungen hinter einander retteten die Engländer; sie konnten den Weg nach dem Schiffe fortsetzen, nachdem sie vier Insulaner getödtet und die übrigen zerstreut hatten. Zwei Matrosen waren durch die Pfeile der Wilden verwundet; einer erhielt in den Backen einen Pfeil, dessen Spitze zwar einen Finger dick war, aber doch zwei Zoll tief eindrang. Abends erschienen wieder einige Eingeborene bei der niedrigen Spitze eines Felsens und zeigten zwei Ruder, ohne Zweifel in der Absicht, sie zurückzugeben, aber statt sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen, ließ Cook einen Vierpfünder auf sie abfeuern, um ihnen eine Vorstellung davon zu geben, wie weit die Kanonen reichten. Das war allerdings eine Antwort, die nicht viel bewies.

Dieser Kanonenschuß war der Abschiedsgruß, denn Cook verließ Koro Mango, um eine Insel zu erreichen, die man im Süden bemerkt hatte und welche in der Nacht ein vulkanischer Schein verrieth. Am 9. Aug. erkannte man dies feuerspeiende Land. Forster schildert es also: „Der niedrigste Hügel von allen derselben Reihe und von konischer Gestalt hatte einen Krater in der Mitte; er sah rothbraun und bestand aus einem Haufen verbrannter, vollkommen unfruchtbarer Steine. Eine dichte Rauchsäule, ähnlich einem großen Baume, kam von Zeit zu Zeit aus ihm heraus und ihre Spitze erweiterte sich je höher sie stieg. Jedesmal, wenn eine neue Rauchsäule in die Luft geworfen wurde, hörten wir ein Getöse, ähnlich dem Donner, und die Säulen folgten dicht hinter einander. Die Farbe des Rauchs war nicht immer dieselbe, im Allgemeinen schien sie uns aber weiß und bläulich, bisweilen aber auch schmuzig grau und ein wenig roth; wir glaubten, dieser Unterschied rühre zum Theil von dem Feuer des Kraters her, das den Rauch und die Asche beleuchte. Die ganze Insel außer dem Vulkan ist sehr bewaldet und enthält eine große Menge schöne Palmen. Wir bemerkten hier ein schönes Grün, selbst in dieser Jahreszeit, welche für dieses Clima Winter war."

Cook fand einen Ankerplatz an der Südostspitze dieser Tanna genannten Insel, blieb hier einige Tage und verschaffte sich Nachrichten von den andern Inseln des Archipels. Noch heut zu Tage ist Tanna die einzige etwas bekannte Insel der Neuen Hebriden.

Die im Anfange schüchternen und sich versteckt haltenden Insulaner wurden allmälig etwas muthiger und ließen sich in einen Tauschhandel ein. Dann wurden sie aber gar unverschämte Diebe und wollten mit Gewalt alles nehmen, was ihnen unter die Hände gerieth, die Flagge, die Angeln des Steuers, die Ankerbojen. Die Drohungen, der Knall der Flinten schüchterten sie nicht ein; selbst der Donner der Kanonen vermochte nichts; man mußte ihnen beweisen, daß diese Dinge nicht blos zum Staate da seyen. Als sie die Kugeln pfeifen hörten, wurden sie vorsichtiger.

Forster erwähnt zwei Beispiele von sehr bemerkenswerthem Muthe. Als man mit Kanonen schoß, stürzten sich zweihundert Wilde, die das Schiff umgaben, erschreckt ins Meer. Nur ein schöner, gut gewachsener junger Mann blieb aufrecht in seiner Pirogue stehen, ohne zu erschrecken, ohne zu erstaunen; nur ein Ausdruck von Verachtung belebte sein Gesicht bei dem Anblicke seiner furchtsamen Landsleute. Ein andermal erhielt ein alter Mann, der eine Boje stehlen wollte, eine Kugel in den Körper, ohne sich stören zu lassen; er hielt noch andere Schüsse aus und begab sich dann ruhig an Bord, um eine Cocusnuß anzubieten. Man konnte nicht unerschrockener seyn.

Das war das Volk von Tanna. Den 9. August ging Cook mit einer starken Abtheilung seiner Mannschaft an's Land. Nach dem auf diesem Archipele üblichen Gebrauche hatte er einen grünen Zweig in der Hand und ging auf die Insulaner zu, welche, mit Bogen und Keulen bewaffnet, am Strande standen. (Taf. 14. Abbild.) Bald trennte sich der Trupp in zwei Theile, einen zur Rechten und einen zur Linken der Engländer, als wollten sie die geringsten Bewegungen derselben beobachten. Cook vertheilte einige Geschenke unter die Alten und gab ihnen dann zu verstehen, daß er Wasser und Holz haben wolle. Die Alten zeigten auf die Bäume des Strandes als Erlaubniß, sie zu fällen, empfahlen ihm aber, die Cocuspalmen nicht anzurühren, welche diesen Völkern so nützlich sind.

So verging der Tag; die Nacht brachte andere Scenen. Der Vulkan arbeitete noch, entfaltete seine ganze Großartigkeit und Pracht und bedeckte den Himmel mit einem Mantel, der alle Nüancen von Roth hatte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde ließ sich ein gewaltiger Donner hören, als wenn zwei feindliche Heere einander mit Kanonen beschössen. Die Luft war mit vulkanischer Asche gefüllt, welche den Augen wehthat; das Verdeck und das Takelwerk bedeckte sich allmälig mit diesem Aschenregen. Der Vulkan war von dem Hafen nur fünf bis sechs Meilen entfernt, aber mehrere dazwischen liegende Berge verdeckten seinen Gipfel. Nur der Rauch und der röthliche Schein verriethen ihn.

Am folgenden Tage kam das Schiff in der Bai viel weiter vor und der Tauschhandel begann von neuem mit allem Anscheine von Ehrlichkeit und Frieden, aber allmälig erneuerten sich die Scenen der Gewaltthätigkeit. Um Ordnung zu schaffen, ließ Cook ein Paarmal unter die Piroguen schießen, konnte aber die Wilden nicht einschüchtern.

Da versuchte der Capitain eine neue Landung mit drei von Soldaten und bewaffneten Matrosen bemannten Böten. Neunhundert Eingeborene erwarteten ihn. Sie widersetzten sich der Landung nicht, weigerten sich aber, der Aufforderung nachzukommen, ihre Bogen und Keulen wegzulegen. Vergebens rieth ihnen ein alter, den Engländern befreundeter Häuptling, Paowang, die Europäer dadurch zufrieden zu stellen. Sie blieben in einer herausfordernden Stellung, und als Cook, um sie einzuschüchtern, einen Kanonenschuß donnern ließen, höhnten sie die Engländer durch unzüchtige Stellungen. Man mußte also zu ernsten Flintenschüssen greifen, die eine bessere Wirkung hatten. Man konnte nun in Frieden arbeiten; man zog Linien im Sande, um eine Schranke zwischen den Eingeborenen und den Europäern zu haben. Der alte Paowang allein durfte dieselbe überschreiten, die andern wagten das Verbot nicht zu verletzen, als sie nach dem ersten Schrecken zurückkehrten.

Digitized by Google

Diese abwechselnd drohende und wohl vollende Haltung führte endlich bei diesen unruhigen Insulanern zum Ziele. Sie kamen allerdings nicht zu dem Grade des Vertrauens, das man bei allen polynesischen Völkerschaften erhalten hatte, aber es traten doch freundschaftlichere Verhältnisse ein, wie man sie noch bei keinem Volke Melanesiens hatte erlangen können. Der alte Paowang war der Vermittler und benahm sich dabei mit unerschütterlicher Treue. Ein anderer Freund der Engländer war ein gewisser Wa Aku, derselbe unerschrockene junge Mann, der über den Schrecken seiner Landsleute gespottet hatte, als sie vom bloßen Donner der Kanonen umfielen. Auch Paowang war ein muthiger Mann, man erkannte in ihm denjenigen, welcher drei Flintenschüsse ausgehalten hatte, um eine Bose zu stehlen. Die Unerschrockensten der Insulaner hatten sich also den Engländern angeschlossen. Wa Aku wurde übrigens von Cook und Forster bemerkt und der letztere hat ein angenehmes Portrait von ihm entworfen: „er hatte schöne Züge," sagt der Naturforscher, „und große, sehr lebhafte Augen; sein ganzes Gesicht kündigte gute Laune, Fröhlichkeit und Scharfsinn an. Hier ein Beweis von seinem Verstande. Der Capitain Cook und mein Vater fanden, als sie ihr Wortverzeichniß verglichen, daß sie ein verschiedenes Wort für Himmel aufgezeichnet hatten, und wandten sich an den jungen Mann, um zu erfahren, welcher Ausdruck der richtige sey. Sogleich streckte er die Hände gen Himmel und betonte eines dieser Wörter; dann bewegte er eine andere Hand unten hin und sprach das zweite Wort aus, wodurch er uns zu verstehen gab, daß das erstere eigentlich das Firmament, das zweite aber die Wolken darunter bedeute. Er nannte uns auch die Inseln in der Nähe. Sein Benehmen bei Tische war sehr anständig; das einzige, was mir unreinlich vorkam, war, daß er sich statt der Gabel eines kleinen Stäbchens bediente, das er in den Haaren trug und womit er sich von Zeit zu Zeit auf dem Kopfe kratzte. Da sein Haar nach der Landessitte nach der Art des Stacheischweines geordnet und mit Oel und Farbe bedeckt war, so wurde das Essen mit dem Stäbchen noch ekelhafter; aber er glaubte durchaus nicht, etwas Unanständiges zu begehen."

Nach einigen Tagen besänftigte sich der Argwohn der Eingeborenen; die Naturforscher konnten Untersuchungen im Innern, bis drei und vier Meilen von der Küste, anstellen. Der gelehrte Forster durchsuchte die Insel in verschiedenen Richtungen, ohne daß die Wilden ihn beunruhigten. Nur eines war ihm untersagt, die Annäherung an den Vulkan. Jedesmal, wann er sich nach dieser Gegend hin wandte, vertraten die Eingeborenen ihm den Weg und duldeten es nicht, daß er weiter gehe. War es der Weg nach einem ihrer Dörfer und wollten sie dies den Europäern verbergen? Oder macht ein abergläubischer Grund die Zugänge des Kraters heilig? Forster wußte es nicht; er fand unübersteigliche Hindernisse, ohne die Ursache davon zu erfahren.

Nach Forster und Sparmann versuchte Cook selbst einen Ausflug zu dem Krater des Vulkans. Er brach den 14. früh auf und wandte sich nach dem Berge zu, wo die Naturforscher Rauch bemerkt hatten. Es wurde hier ein Thermometer in die Erde gegraben. Im Freien zeigte es 26° 7'; in dem heißen Sande aber stieg es in einer Minute auf 78°, d. h. auf eine Temperatur, die sich der des kochenden Wassers näherte. Die Oberfläche des so erhitzten Bodens betrug vier bis fünf Klaftern im Quadrat und ganz in der Nähe wuchsen Feigenbäume, deren Schatten an diesen Raum mit unterirdischem Feuer fiel. Die Reisenden trafen hier und da Häuser, Eingeborene und angebaute Felder. Um den mit Holz bedeckten Boden urbar zu machen, schnitten die Insulaner die kleinen Zweige der großen Bäume ab, gruben die Erde unter den Wurzeln aus und steckten dann alles in Brand.

Ein Wilder, den Sparmann und Forster trafen, bot sich ihnen als Führer an; bei der Theilung eines Weges aber stellte sich ein anderer minder gefälliger und mit einer Schleuder bewaffneter Wilder ihnen entgegen. Als man eine Flinte auf ihn anlegte, ließ er seine Waffe fallen, schrie aber so, daß zwei oder drei Nachbarn und eine junge Frau mit einer Keule herbeikamen. Diese führten die kleine Caravane auf den Gipfel eines Hügels, zeigten ihr von da den Weg, der zum Schiffe führte, und forderten sie auf, dahin zurückzukehren. Die Engländer waren entschlossen, ihren Plan auszuführen, gaben aber ihren ersten Weg auf. Ob sie gleich ihr Führer verlassen hatte, stiegen sie doch einen andern kleinen Berg hinan, der ihrer Meinung nach dicht an dem Vulkane liegen mußte. Aber diese Erwartung wurde getäuscht; sie waren so entfernt von ihrem Ziele, fast so weit als im Beginne ihrer Wanderung, und mehrere Berge trennten sie davon. Diese getäuschte Hoffnung kühlte ihren Eifer bedeutend ab und sie dachten bereits an die Rückkehr, als bewaffnete Eingeborene ihre freiwillige Rückkehr in einen gezwungenen Rückzug verwandelten. Indessen lief alles gut ab; als man einmal den nach der Küste führenden Weg erreicht hatte, zeigten sich die Wilden ganz anders; sie dienten den Engländern als Führer und boten ihnen Cocusnüsse, Bananen und Zuckerrohr an. Das war der letzte Versuch, zum Vulkane zu gelangen.

Am 16. erschien an der Küste ein Wilder, Namens Jogal, den man den König oder Ariki der Insel nannte. Cook ging an's Land, um ihn zu sehen und ihm einige Geschenke zu machen; er nahm sie an und entfernte sich. Es war ein bereits betagter Greis mit freundlichem, offenem Gesichte. Nichts schien seinen Rang anzuzeigen, als etwa der Gürtel um seine Lenden, der schwarz und roth gefleckt war, während er bei den andern Insulanern gelbbraun aussah. Uebrigens schien der alte Paowang gegen diesen Mann keine dessen Titel entsprechende Unterthänigkeit zu zeigen. Dem Häuptlinge folgte sein etwa vierzig Jahre alter Sohn. Eine Menge in ihrem Gefolge angekommener Eingeborener bedeckte die Küste.

Das Ansehen dieser Häuptlinge blieb für Cook ein Räthsel. Einer von ihnen hatte nicht einmal soviel Macht über die anwesenden Insulaner, um einen zu vermögen, auf eine Cocuspalme zu steigen, deren Früchte er zu haben wünschte; nachdem er sich vergebens an mehrere gewandt hatte, entschloß er sich, selbst hinaufzuklettern. Er rächte sich an den Ungehorsamen dadurch, daß er ihnen keine einzige Nuß ließ. Er sammelte sie alle und vertheilte sie unter die Matrosen. Uebrigens luden sich beide Häuptlinge ohne Umstände bei Cook zu Tische, beide sprachen dem Gemüse derb zu, kümmerten sich aber nicht um das eingesalzene Fleisch.

Auf der andern Seite des Hafens fand Forster heiße Quellen, in denen das Quecksilber auf 88 und 95° stieg. Einige Testaceen, die man hineinwarf, wurden in zwei bis drei Minuten gar. Dieses Wasser schwitzt kochend durch schwärzlichen Sand am Fuße eines steilen Felsens hervor und läuft dem Meere zu, das bei der Fluth bis zu ihm steigt.

Das gute Vernehmen, das seit einiger Zeit herrschte, wäre durch ein unglückliches Ereigniß beinahe gestört worden. Es war eine Grenzlinie um das Lager der Engländer am Lande gezogen worden und Wachen sorgten dafür, daß sie von den Wilden geachtet werde. Eines Tages aber, als vier bis fünf Eingeborene durchaus über dieselbe wollten, gab die Schildwache Feuer auf sie, und derjenige, welcher getödtet wurde, war nicht der Schuldige. Der Soldat wurde von Cook getadelt, aber dieser Tadel genügte zur Wiederherstellung des Friedens nicht. Zum Glücke zeigten sich die Insulaner mehr betrübt als aufgebracht; sie brachten Früchte an die Küste, um diese stolzen Fremdlinge zu besänftigen, und suchten Forster, der sich damals auf einem Ausfluge befand, keineswegs als Geißel oder Opfer zurückzuhalten. Er kam unbelästigt zurück. Er war auf dem Wege den zwei Eingeborenen begegnet, welche den Leichnam ihres Landsmannes zurückbrachten, und hörte aus ihrem Munde nur als Klage das einzige Wort markom! (er ist todt!)

Cook verließ den Hafen von Tanna am 21. August, fuhr südlich um dieses Land herum, beobachtete die niedrige Insel Immer, die hohen Inseln Erronan und Annatom und ließ dann nach NW. steuern. Am folgenden Tage fuhr er an der westlichen Seite der Sandwichinsel hin und kam dann in einer Entfernung von einer halben Stunde von der SW.-Spitze Mallicolo's vorbei, deren Küste mit Insulanern bedeckt war. Hierauf fuhr er zwischen Mallicolo und der Heiligen-Geist-Insel durch, an dem ganzen östlichen Theile der letztern hin und ließ am 24. Abends nach der Nordspitze zu steuern. Zwei Tage lang lavirte sein Schiff, um in eine große Bai zu gelangen, welche einen Einschnitt in das Land bildet. Es zeigten sich einige

Digitized by Google

Pirogen, wagten sich aber nicht an Bord. Die Männer in denselben waren nackt bis auf einen Gürtel, von dem lange Blätter herabfielen, welche sie bis auf die Knie bedeckten. Sie waren schwarz und schwächlich und hatten kurzes, krauses Haar.

Am 26. Nachmittags, als sich das Schiff nur noch zwei Meilen von dem Hintergrunde der Bai befand, schickte Cook zwei Böte zur Recognoscirung aus. Die Eingeborenen ihrerseits wagten von neuem dem Schiffe zu folgen, wollten aber nicht auf dasselbe kommen; nur von weitem nahmen sie einige angebotene Geschenke an und antworteten auf die ihnen vorgelegten Fragen so gut es gehen wollte.

Der auf Recognoscirung ausgesandte Officier sagte, er habe einen Fluß gefunden, der so tief gewesen, daß die Böte hätten auf demselben hinauffahren können. Diese Thatsache war charakteristisch; Cook konnte sie nicht verkennen. Es war dies offenbar die Bai, welche Quiros nach dem heil. Jacob und dem heil. Philipp benannt und an deren Hintergrunde er seine angebliche Stadt, das neue Jerusalem, gebaut hatte. Der englische Capitain suchte keinen neuen Beweise zur Unterstützung dieser Annahme.

Mit Einbruch der Nacht fuhr er aus der Bai hinaus, deren westliche Seite von der Küste bis auf die Spitze der Berge von Feuern erleuchtet zu seyn schien. Man glaubte, dies sey die zum Urbarmachen gewöhnliche Weise. Endlich am 1. Septbr. verlor Cook diese Länder aus dem Gesichte und ließ ihnen den Namen der Neuen Hebriden, welchen der Gebrauch befestigt hat.

Das war die Erforschung Cooks, und wir sind etwas weitläufiger dabei gewesen, da er der Einzige ist, welcher diesen wichtigen Archipel genau gesehen hat. Im Jahre 1793 begnügte sich d'Entrecasteaux mit einer flüchtigen Musterung; er bestimmte Erronan, Annatom und Tanna, deren Vulka sich durch eine große feststehende Wolke mitten an einem reinen und blauen Horizonte verrieth. Krusenstern spricht wohl von einem Aufenthalte Golownin's zu Tanna 1809, aber seine Erzählung ist, wenn sie wirklich existirt, wenig bekannt. Endlich im Jahre 1827 berichtigte der Capitain d'Urville, der im südlichen Theile der Gruppe schiffte, die Lage Erronan's und sah näher als seine Vorgänger die Insel Annatom. Mangel an Zeit hinderte ihn, diese Musterung weiter fortzusetzen.

Kapitel XIII.

Die Neuen Hebriden. — Geographie. — Sitten.

Der Archipel der Neuen Hebriden bildet eine schmale Kette von etwa 120 Stunden Länge von NNW. nach SSO. zwischen den 15° und 20° s. Br. und dem 164° und 168° östl. L. von Paris. Er umfaßt neun große Inseln und viele andere von minderer Ausdehnung. Man findet, von Süden angefangen:

Annatom, entdeckt von Cook 1774, wiedergesehen von d'Entrecasteaux 1793 und beobachtet von d'Urville 1827, ein von hohen Bergen gebildetes Land mit einem sehr schmalen Küstenstreifen, besonders am nördlichen Theile. Dieser Streifen ist mit Cocuspalmen und einer Menge anderer Bäume mit weißlichem nackten Stamme besetzt, die nach d'Urville zu der melaleuca leucadendron zu gehören scheinen, welche das Kajuputi-Oel giebt. An diesem ganzen Theile verrieth nichts, daß die Insel bewohnt sey. Sie ist zehn Meilen (milles) von Osten nach Westen lang und sechs Meil. breit. Lage: 20° 11′ s. Br., 167° 15′ östl. L. (Westspitze).

Erronan, entdeckt von Cook 1774, wiedergesehen von d'Entrecasteaux 1793 und von d'Urville 1827, eine sehr hohe Insel, von der Form eines einzelnen Kegels, mit steilen Seiten und oben breit abgeplattet. Nach Forster nähern sich die Bewohner dem polynesischen Typus. Die Insel hat 5 Meilen im Umfange. Lage: 19° 31′ s. Br., 167° 46′ östl. L. (Spitze).

Immer, entdeckt 1774 von Cook, klein und niedrig, von 2 bis 3 Meil. im Umfange. Lage: 19° 21′ s. Br., 167° 10′ östl. L.

Tanna, entdeckt 1774 von Cook, wiedergesehen 1793 von Entrecasteaux, eine hohe, ziemlich bewaldete Insel von etwa 22 Meilen Ausdehnung von NNW. nach SSO. und 9 Meil. Breite. Lage: von 19° 20′ bis 19° 40′ s. Br., und 166° 53′ bis 167° 10′ östl. L.

Die Bewohner von Tanna sind von Bronzefarbe, eckiger und schwächlicher Form, und kleinem Wuchse. Ihre Nase ist groß, ihre Augen sind voll und sanft und ihre Züge verrathen Geist und Lebhaftigkeit. Fast alle haben nach Cook ein offenes, männliches und ehrliches Gesicht, und nur bei einer kleinen Anzahl minder glücklich Begabter verräth sich Bosheit und Falschheit. Die Eingebornen handhabten ihre Waffen sehr gewandt, sparten aber ihre Kraft für Kriegszeiten auf und überließen den Frauen die beschwerlichen Arbeiten. An der Küste sah man Frauen mit schweren Lasten gehen; die Männer trugen nur ihre Waffen.

Die von Wuchs kleinen Frauen von Tanna sind in ihrer Jugend ziemlich hübsch. Sie haben sanfte, gutmüthige Augen und ihrer Haltung fehlt es nicht an einer gewissen Anmuth. (Taf. 14. Abbild.) Die Bekleidung der Männer besteht in einem Schurz, der statt ihre Blöße zu verhüllen, sie um so mehr hervorhebt. „Sie gleichen," sagt Forster, „dem Schutzgotte der Gärten in der griechischen Mythologie." Die Frauen hüllen sich in ein Zeugstück aus Bananenfasern, das sie vom Gürtel bis zu den Knien bedeckt.

Außer der Stichtättowirung ist bei diesem Volke auch die Schnitttättowirung gebräuchlich. Das Fleisch wird mit einem Bambusstücke oder einer scharfen Muschelschale weggenommen; dann legt man eine eigenthümliche Pflanze auf, um die Haut emporzuheben, während die Wunde heilt. Diese Tättowirung stellt Blumen, Thiere und andere Figuren vor; sie steht im Lande in großem Ansehen.

Beide Geschlechter bedienen sich ferner als Schmuck verschiedener Farben, eines Bleischwarz, eines schwachen Roths, eines Braunroths, und bringen sie auf dem Gesichte, dem Halse und den Schultern in zwei bis drei Zoll breiten Querstreifen an. Selten braucht man die weiße Farbe, aber bisweilen wird die eine ganze Hälfte des Gesichtes roth und die andere schwarz bemalt.

Ihr von Natur lockiges und krauses, schwarzes oder braunes Haar wird in kleine sehr dünne Streifen geschieden, die an dem untern Theile wie gedrehete Schnuren aussehen. Um dies Resultat zu erhalten, pflegen sie es von Zeit zu Zeit um einen kleinen Pflanzenstengel zu wickeln. Andere, die dem Haare die natürliche Gestalt lassen, begnügen sich damit, es auf dem Wirbel mit einem grünen Blatte in Büschel zu befestigen. In diesem Büschel haben sie ein Stäbchen, womit sie sich kratzen, da sie voll Ungeziefer sind, und außerdem ein Bambusstück mit Vogelfedern. Die Frauen haben gewöhnlich kurzes Haar, wie die Jünglinge bis zum männlichen Alter. Der Bart der Männer ist kurz, stark und dicht; bisweilen ordnen sie ihn in gedrehte Schnüre, wie das Haar. (Taf. 14. Abbild.)

Männer und Frauen sind mit Armbändern, Halsbändern, Ohrgehängen und Ringen beladen. Diese Schmucksachen sind von harten Steinen, Muschelschalen, Schildkrötenschalen, Schalen der Cocusnuß, oder blos von Stücken glatten Holzes, je nach den Mitteln eines Individuums. Sie lieben zu solchem Zwecke besonders die grüne Jade, welche die Engländer von Neuseeland gebracht haben. Die Nasenscheidewand ist ebenfalls durchbohrt, um einen cylindrischen Stein oder ein Bambusstück von der Dicke eines halben Zolles aufzunehmen.

Diese Insulaner hatten bei der Ankunft der Europäer keine Idee von dem Gebrauche des Eisens und verachteten es demzufolge im Anfange. Als sie aber die Nutzbarkeit desselben während des Aufenthalts der Engländer kennen gelernt, wollten sie es besitzen. Bemerkenswerth ist, daß ihre steinernen Beile der Form nach unserm gewöhnlichen Beile sehr nahe kamen.

Die Industrie dieser Wilden beschränkt sich auf die Bebauung des Bodens, auf die Verfertigung ihrer Zeuge, ihrer Decken und Waffen und auf den Bau ihrer Häuser und Pirogen. Diese Pirogen und diese Häuser sind sehr schlecht gebaut; ihre Waffen sind die Lanze, der Wurfspieß, der Bogen und die Keule. Der Wurfspieß ist die Lieblingswaffe; die dreiseitige Spitze desselben ist mit scharfen Widerhaken versehen; um ihn zu werfen,

Digitized by Google

bedienen sie sich einer sechs Zoll langen geflochtenen Schnur mit einem Oehr an dem einen und einer Schleife an dem andern Ende. Der Zeigefinger der rechten Hand wird in das Oehr gelegt und das andere Ende um den Wurfspieß geschlungen, während diesen der Daumen und die andern Finger halten, um die Richtung zu bestimmen. Der Antrieb wird von dem Zeugefinger gegeben und wenn der Spieß fortfliegt, bleibt die Schnur an den Fingern. Mit diesen Wurfspießen erlegen sie Fische und Vögel in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten und treffen in einen Raum von sechs Zollen, ohne jemals zu fehlen; in doppelter Entfernung aber erreichen sie selten das Ziel, obgleich die Wurfspieße über 40 Klaftern weit geschleudert werden können.

Aus Gewohnheit bedienen sich die jungen Leute der Schleudern und Bogen, und die Männer der Wurfspieße und Keulen. Die Bogen sind von schönen Farben und elastischem Casuarinaholze, und man reibt sie von Zeit zu Zeit mit Oel ein, um sie geschmeidig zu erhalten. Die Keulen haben fünf bis sechs verschiedene Formen; die geschätztesten sind vier Fuß lang und haben einen Stiel mit einem rundlichen Knopfe und eine Kugel am Ende. Die andern sind der Länge nach verschieden und haben bald einen Knopf an der Seite, bald schneidende Flächen ꝛc. Eine dieser Waffen scheint eine Taschenkeule zu seyn, denn sie ist nur ein achtzehn Zoll langes Korallenstück, dessen man sich zum Werfen bedient.

Die Sorge für die Küche liegt den Frauen ob; sie braten Yams und Bananen und kochen die grünen Blätter einer Art des Feigenbaumes und des hibiscus esculentus; sie machen Puddings aus einem Teige von Bananen und Taro, der auch eine Mischung von Mandeln und Blattern enthält. Verschiedene Früchte essen sie ohne alle Zubereitung. Schweine und Geflügel liefern ihnen bisweilen das Fleisch, aber die Fische und Muscheln bilden die Grundlage ihrer Mahlzeiten. Ihr einziges Getränk ist Wasser mit Cocusmilch.

Ueber ihre Regierungsform hat man nichts erfahren können. Einige besitzen den Titel „Häuptling"; aber ihre Vorrechte, wenn es dergleichen giebt, scheinen sehr beschränkt zu seyn. Der alte Jogal allein schien einige Achtung zu genießen. In der Nähe des Hafens, den Cook kennen lernte, gehorchten die Eingeborenen keinem wirklichen Oberhaupte. Sie lebten zerstreut in kleinen Weilern von einigen Familien, die oft in Streit mit einander waren, denn sie gingen immer bewaffnet. Nach einer offenbar falschen Schätzung schlägt Forster die Bevölkerung von Tanna auf 20,000 Seelen an; vielleicht erreicht sie nicht die Hälfte. Trotz allen Fragen konnte man nichts über ihren Glauben erfahren, wenn sie einen haben. Man beschränkte sich auf die Vermuthung, daß die Gesänge, welche man jeden Morgen an der östlichen Küste hörte, ein feierliches Gebet wäre.

Wann die Wilden etwas bemerkten, das ihnen neu war, riefen sie: hiibu! Dieses Wort wurde auch gebraucht, um die Ueberraschung, die Bewunderung, den Wunsch auszudrücken. Sie gaben ihm überdies einen besondern Charakter durch die Art der Betonung, und eine dieser obligaten Begleitungen bestand in der Weise, wie man die Finger dazu knacken ließ. Forster glaubt, ihre Sprache unterscheide sich ebenso von der Tongasprache, wie von der von Mallicolo; die meisten Wörter enthalten Gutturallaute und starke Aspirationen, lassen sich aber, da sie voll klingen und viel Vokale haben, leicht nachsprechen. Die geographischen Kenntnisse dieser Insulaner beschränkten sich auf Koro Mango; sie kannten weder Mallicolo, noch Aki, noch selbst Sandwich, das noch näher bei ihnen liegt.

Die Haupterzeugnisse der Insel sind die Frucht des Brodbaums, die Cocusnuß und eine der Pfirsich ähnliche Frucht, eine andere, die der Orange gleicht, aber nicht eßbar ist, die Yam, die Patate und die wilde Feige. Die Brodfrüchte, die Cocusnüsse und die Bananen sind hier weder so gut, noch so reichlich, wie auf Taiti, aber das Zuckerrohr und die Yams zeichnen sich durch die Quantität, die Größe und die Qualität aus. Man fand eine Yamswurzel, die 56 Pfund wog. Auch die Schweine sind häufig, aber das Geflügel ist selten. Die Vögel sind vielleicht minder zahlreich, wie auf Taiti, haben auch ein glänzenderes Gefieder. Die Engländer hielten längs der Küste ergiebigen Fischfang. Die Wälder brachten, wie Forster bemerken konnte, eine Menge Taiti fremder Pflanzen hervor, die zum Theil zu den asiatischen Floren gehören, theils diesen Gruppen eigen sind.

Der geologische Bau Tanna's war der Gegenstand einer ersten Untersuchung von Seiten der Naturforscher Cook's. „Eine Art Thonstein," sagt Forster, „vermischt mit Kreidestein bildet die meisten Felsen, welche wir untersuchten. Sie ist gewöhnlich von brauner oder gelblicher Farbe und findet sich in horizontalen, etwa sechs Zoll dicken Schichten. An mehrern Stellen bemerkten wir einen schwarzen, weichen, aus ausgeworfener Asche und Schori bestehenden Stein, vermischt mit Lehm und einer Art Trippel, welchen man Bimsstein nennt. Diese Substanz liegt bisweilen abwechselnd mit dem schwarzen Steine. Derselbe vulkanische Sand, vermischt mit Pflanzenerde, bildet den besten Boden der Insel, wo, wie bereits erwähnt, alle Gewächse in Ueberfluß gedeihen. Der Vulkan, der auf der Insel brennt, ändert ohne Zweifel die Mineralproducte sehr, und wir hätten in diesem Theile vielleicht neue Beobachtungen gemacht, wenn uns die Eingeborenen nicht immer von dem Berge zurückgehalten hätten. Wir hatten den reinen Schwefel in der weißen Erde gefunden, welche die Solfataren bedeckt, aus denen sich die Wasserdämpfe erheben. Diese sehr alaunhaltige Erde ist mit Salztheilchen geschwängert. Wir haben auch an diesen Stellen rothen Bolus gefunden, und die Eingeborenen schmücken sich ihre Nasenlöcher mit einem weißen Steine (Selenit). Wir haben Stücke von starker Lava gesehen, sind aber nie an den Vulkan gekommen, fanden auch nicht viel davon.

Koro Mango, entdeckt von Cook 1774, ist von Tanna nördlich nicht weiter als 20 Meil. entfernt. Diese Insel ist ziemlich hoch und bildet an dem östlichen Steifen eine tiefe Bai, dessen Küsten niedrig sind und deren angrenzende Ländereien fruchtbar zu seyn scheinen; auf zwei Seiten ziehen sich ungeheure Wälder von reizendem Aussehen hin; im Süden fällt der Boden sanft ab und gewährt eine weite eigenthümlich angebaute Fläche. Diese Insel mißt 20 Meil. von N. nach S. bei einer fast gleichen Breite. Lage: 18° 40′ bis 19° 2 s. Br., 166° 30′ bis 166° 50′ östl. L.

Die Bewohner dieser Insel bilden mit denen der südlichen Eilande eine von dem, welche die nördlichern Inseln bewohnen, verschiedene Varietät; sie sprechen selbst eine andere Sprache. Ihr Körper ist von mittlerer Größe, aber ziemlich gut gebaut; ihre Züge sind nicht unangenehm; ihre Farbe ist sehr dunkel und sie färben sich das Gesicht schwarz oder roth und tragen das Haar gekräuselt oder gelockt. Die wenigen Frauen, welche man sah, waren sehr häßlich; sie trugen einen kurzen Rock von Blättern, während die Männer keine andere Bekleidung hatten, als ihren Gürtel. Ihre Hütten sind mit Palmenblättern gedeckt und ihre Pflanzungen von Rohrhecken umgeben.

J. Sandwich, entdeckt 1774 von Cook. Sie liegt 22 Meil. in NNW. von der vorhergehenden, hat 22 St. im Umfange, und ihre größte Ausdehnung beträgt 10 St. von SO. nach NW. Diese Insel, eine der schönsten der Gruppe, gewährte den Engländern den lachendsten Anblick. Ebenen und Haine vom reichsten Grün durchschneiden den Boden. Im Schatten hoher Palmen sah man kleine ziemlich hübsche Hütten und die Küste war mit Piroguen bedeckt. Lage: 17° 34′ bis 17° 54′ s. Br., 165° 47′ bis 166° 15′ östl. L.

J. Hinchinbrook, entdeckt 1774 von Cook, eine kleine Insel an der NW-Seite von Sandwich. Lage: 17° 31′ s. Br., 166° 6′ östl. L.

J. Montagu, entdeckt 1774 von Cook, eine kleine sehr hohe und bewohnte Insel, 5 oder 6 Meil. nördlich von Sandwich. Lage: 17° 28′ s. Br., 165° 57′ östl. L.

J. Monument, entdeckt 1774 von Cook, nichts als ein schwärzlicher Felsen mit einigem Gebüsch, 25 Klaftern hoch. Lage: 17° 16′ s. Br., 166° 3′ östl. L.

J. Zwei-Berge, entdeckt 1774 von Cook, eine kleine Insel, die aus zwei steilen Bergen besteht, welche durch einen niedrigen und schmalen Isthmus von einander getrennt sind. Lage: 17° 16′ s. Br., 166° 1′ östl. L.

J. Drei-Berge, entdeckt 1774 von Cook. Sie hat 4 Stunden im Umfange und zeichnet sich durch drei Spitzberge aus; sie ist bewaldet

Digitized by Google

und von Wilden bewohnt, die denen von Mallicolo gleichen. Ein Inselchen befindet sich an Südosten derselben und 5 Meilen in NW. liegt ein Riff, auf dem das Meer sich bricht. Lage: 17° 3′ s. Br., 165° 57′ östl. L. (Mitte).

J. Shepherd, entdeckt 1774 von Cook, eine Gruppe kleiner Inseln von ungleicher Größe, bevölkert, einen Raum von 5 St. von SO. nach NW. einnehmend.

J. Api, entdeckt 1774 von Cook, 20 Meil. im Umfange, 8 M. ungefähr lang von NW. nach SO., sehr hoch, bergig, von Ebenen und Waldungen durchschnitten und bewohnt, wie der Rauch verrieth, der sich erhob. Lage: 16° 50′ s. Br., 166° 5′ östl. L. (SO-Spitze).

J. Paùm, entdeckt 1774 von Cook, erhebt sich unter der Gestalt eines Heuschobers zu einer beträchtlichen Höhe. Ihre größte Ausdehnung beträgt indeß nicht mehr als 4 St., und Cook glaubt, sie werde von einem schmalen Canale in zwei Hälften getrennt. Lage: 16° 27′ s. Br., 165° 56′ östl. L. (Ostspitze).

J. Ambrym, entdeckt 1768 von Bougainville und beobachtet 1774 von Cook, ein Land von ungefähr 7 St. im Umfange, niedrig an den Rändern und erhebt sich allmälig nach dem Mittelpunkte zu, um einen Berg von mittlerer Höhe zu bilden. Rauch, der sich von diesem Pic erhob, ließ glauben, daß er einen Vulkan verberge. Man hält die Insel für gut bevölkert. Lage: 16° 18′ s. Br., 165° 55′ östl. L. (SO Spitze).

Pfingstinsel, entdeckt von Bougainville 1768, beobachtet 1774 von Cook, ein Land von beträchtlicher Höhe und mit Holz bedeckt, mit Ausnahme der angebauten Stücke, welche in großer Anzahl vorhanden zu seyn scheinen. Sie ist 33 Meil. von N. nach S. lang und 8 bis 10 Meil. breit. Die Begleiter Cooks bemerkten hier in der Nacht Waldbrände und schlossen daraus, daß sich die Einwohner mit Urbarmachen der Insel beschäftigten. Lage: 15° 26′ s. Br., 165° 50′ östl. L.

J. Aurora, entdeckt 1768 von Bougainville und von Cook 1774 beobachtet, ein hohes bewohntes und ungefähr 11 St. von N. nach S. langes Land, von nur 4 bis 5 Meil. Breite. Die ganze Insel von dem Meeresrande bis zur Spitze der Berge scheint mit Holz bedeckt zu seyn und alle Thäler sind von Bächen durchschnitten. Der Spitzberg in der Mitte ist von bedeutender Höhe. Lage: 14° 51′ bis 15° 22′ s. Br., 165° 47′ bis 165° 53′ östl. L.

J. der Ausgezeichneten, entdeckt 1768 von Bougainville und 1774 von Cook beobachtet, ein hohes bevölkertes Land von eiförmiger Gestalt und 10 bis 20 St. im Umfange. Der ganze nordöstliche Theil schien Forstern niedriger zu seyn als die übrige Insel und mit verschiedenen Bäumen bedeckt, unter denen sich zahllose Palmenstämme bemerklich machten.

J. Mallicolo, entdeckt von Quiros 1606, wiedergesehen 1768 von Bougainville und 1774 von Cook beobachtet, eine große schöne Insel von nicht weniger als 18 St. von NW. nach SO. bei 6 bis 7 St. Breite. Cook hat sie als fruchtbar und volkreich geschildert. Das Land von mittlerer Höhe verläuft in sanftem Abhange nach der Küste hin und endigt in einer kleinen Mittelkette. An der SO-Spitze liegen der Hafen Sandwich und ein wenig weiter südlich drei Inselchen, welche J. Maskelyne heißen. Lage: 15° 50′ bis 16° 36′ s. Br., 164° 47′ bis 165° 26′ östl. L.

Nach dem Berichte Cooks sind die Bewohner von Mallicolo klein, bronzefarbig, mit einem langen Kopfe und plattem Gesichte, mehr Affen als Menschen ähnlich, aber weniger wegen des Gesichts als wegen der dünnen und unverhältnißmäßigen Glieder. (Taf. 13. Abbild.) Ihr schwarzes oder braunes Haar ist kurz und kraus, aber nicht wollig. Ihr Bart ist stark, dicht, gewöhnlich schwarz und kurz. Ihre natürliche Mißgestalt wird noch durch einen strickförmigen, so dicht um die Hüften zusammengezogenen Gürtel gesteigert, daß sich die Form ihres Körpers der einer großen Ameise nähert.

Die Männer gehen nackt und bedecken sich die Geschlechtstheile mit Blättern und einem Stücke Decke. Die nicht minder häßlichen Frauen färben sich den Kopf, das Gesicht und die Schultern roth.

Die Zierrathen und Waffen dieser Menschen gleichen denen der Bewohner von Tanna. Die Sprache von Mallicolo schien Forster ganz verschieden von denen zu seyn, mit welchen er sich bis dahin beschäftigt hatte. Sehr stark trat bei ihr der Laut brr hervor; so hieß z. B. einer der Freunde der Engländer Mambrrum, ein anderer Bonombrrual; das Schwein nannten sie broa und häufig führten sie das Wort tomarr (Freund) im Munde. Diese Wilden sprachen übrigens die Sprachen Europas leichter nach, als es die Tahitier vermochten. Um ihre Bewunderung auszudrücken, ließen sie eine Art Zischen hören, wie eine Gans.

J. St. Barthelemy, entdeckt 1768 von Bougainville, 1774 von Cook beobachtet, eine bewaldete, wenig hohe Insel von 6 bis 7 Meil. im Umfange und in der Straße gelegen, welche Mallicolo von der Heiligen-Geist-Insel trennt. An ihrer SO-Seite liegt ein Inselchen. Lage: 15° 42′ s. Br., 164° 50′ östl. L. (Spitze).

Heilige-Geist-Insel, entdeckt 1606 von Quiros, wiedergefunden von Bougainville und von Cook 1774 beobachtet, ein Land von ziemlicher Ausdehnung, da es sich 22 St. von NNW. nach SSO. erstreckt bei einer Breite von 10 bis 12 St., an dem nördlichen Theile von einem großen Busen ausgeschweift und an dem südlichen Theile von mehrern kleinen Inseln begleitet. An der West-Seite besonders ist der Boden ziemlich hoch und bildet eine ununterbrochene Bergkette, welche an manchen Stellen gerade von dem Meere aus sich erhebt. Die ganze Insel, mit Ausnahme der Küsten und einer steilen nackten Felsenmasse, ist mit Waldung und Anpflanzungen bedeckt. Der Anblick ihrer Vegetation kam Forster'n höchst reich und mannichfaltig vor. Uebereinstimmend damit sagte Quiros, der ihm um fast zwei hundert Jahre voranging, diese Insel sey eines der schönsten Länder in der Welt. Lage: 14° 40′ bis 15° 42′ s. Br., 164° 7′ bis 164° 55′ östl. L.

Die wenigen Bewohner der Insel, welche die Engländer bemerkten, waren stärker und besser gebaut als die Eingeborenen von Mallicolo, und man schloß daraus, daß sie einem andern Stamme angehörten. Diese Meinung fand um so mehr Eingang, da die Sprache keine Verwandtschaft mit der von Tanna oder Mallicolo hatte, sich im Gegentheil dem Dialecte der Tongas näherte. Das Haar war bei diesen Menschen bald kurz und gelockt, bald lang und schlicht. Ihre Zierrathen bestanden in Arm- und Halsbändern; einer hatte eine weiße Muschel an der Stirn und andere hatten sich mit einer schwarzen Farbe bemalt. Man sah bei ihnen keine andern Waffen, als Wurfspieße und Harpunen zum Fischfange. Von den Geschenken, die man ihnen machte, zeichneten sie besonders die Nägel aus.

Der Sternpik, wahrscheinlich derselbe, welchen Quiros Nuestra Señora de Luz nannte, von Bougainville 1768 wiedergesehen, eine kleine Insel oder ein Spitzberg, der höchstens einige Meilen im Umfange hat. Lage: 14° 22′ s. Br., 165° 32′ (?) östl. L.

Hierauf beschränkt sich das Verzeichniß der Inseln des Archipels, dem Cook den Namen der Neuen Hebriden gab, aber man kann auch noch folgende Inseln damit verbinden:

Banks' Inseln, entdeckt 1789 von Bligh, als er sich in seiner Schaluppe von den Tonga Inseln nach Timor begab, — eine Gruppe von vier hohen und bevölkerten Inseln mit einigen Felsen im Süden, und von einer Ausdehnung von 15 bis 20 St. von N. nach S. Die größte hat ungefähr 20 St. im Umfange und die andern nur 5 bis 6. Die kleinste, nämlich die östlichste, ist an einem zuckerhutförmigen Berge sehr leicht kenntlich. Kein Seefahrer nach Bligh hat diese Inseln wiedergesehen, deren Gestalt und Lage dem zu Folge noch ungewiß sind. Lage: vom 13° 27′ bis 14° 11′ s. Br., und von 166° 3′ bis 166° 30′? östl. L. Vielleicht sind es dieselben Länder, welche Quiros sah, ehe er an der Heiligen-Geist-Insel landete.

J. Bligh, entdeckt von Bligh 1789, von mittlerer Höhe und geringer Ausdehnung. Lage: 13° 50′ s. Br., 165° 17′ östl. L.

Digitized by Google

Kapitel XIV.

Tikopia. — Wanikoro.

Der von widrigen Winden herumgeworfene „Oceanier" war also in dem Raume zwischen den Inseln Fataka und Tikopia angekommen. Fataka erschien uns unter der Gestalt einer Bischofsmütze, weshalb ihr auch 1791 der Capitain Edwards, ihr Entdecker, den Namen Mitra Insel gab. Seit dieser Zeit wurde sie 1822 von dem Russen Kruscheff, 1827 von Dillon und 1828 von d'Urville wiedergesehen, der sie bestimmte. Der letztere wies ihr die Lage unter 11° 55′ s. Br. und 167° 48′ östl. L. an. Er bestätigte es, daß es ein Felsen von höchstens einer Meile Ausdehnung, mäßig bewaldet, steil und sechszig bis achtzig Klaftern hoch sey. Er besteht aus zwei ungleichen Küstenhügeln, und im Norden desselben befindet sich ein fast abgetrennter, cylindrischer und in der Mitte durchbrochener Felsen. Dillon erzählt, die Bewohner von Tikopia sähen dieses Inselchen für ein Anhängsel ihrer Insel an und begäben sich einmal im Jahre, zur Zeit der Westwinde, dahin, um Vögel zu fangen und Haifische zu jagen, die erstern wegen ihrer Federn, die letztern wegen der Zähne. Damit man ihnen die Insel nicht nehme, welche ihnen dieses doppelte Bedürfniß liefert, haben sie die Cocuspalmen auf ihr niedergehauen. Fataka ist deshalb unbebaut und unbewohnt geblieben.

In dem Augenblicke, als dieses Inselchen verschwand, sahen wir wie einen Punkt an dem Horizonte die Insel Anuda, die 1791 von Edwards entdeckt wurde, der sie Cherry nannte, und die Kruscheff 1822, und d'Urville 1828 sah. Es ist eine kleine, nicht sehr hohe Insel von höchstens drei Meilen im Umfange und von einem polynesischen Volksstamme bewohnt. Der Capitain d'Urville bestimmte ihre Lage zu 11° 37′ s. Br., 167° 27′ östl. L.

Diese beiden Inselchen, mit den beiden Bänken Pandora und Charlotte, von denen die erste 1791 von Edwards und die zweite 1788 von Gilbert entdeckt wurde, scheinen Culminationspunkte der unterseeischen Kette zu seyn, die sich im Osten durch die Inseln Rotuma, Wallis, Allu Fatu und Hamoa verlängert und im Westen zum Anhaltspunkte Tikopia, Wanikoro, Nitendi und die Salomons Inseln hat.

Pendleton hatte den Weg so eingerichtet, daß er an Tikopia hinfahren konnte, das man seit langer Zeit sah, obgleich es funfzehn Stunden entfernt lag. Als wir gegen zwei Uhr Nachmittags bis zu einer Meile südwestlich von der Insel gelangten, sahen wir, daß sie größer aussehe als sie wirklich ist. Man konnte ihr nicht mehr als vier bis fünf Meilen im Umfange geben, aber welche zierliche und kräftige Vegetation auf diesem schmalen Raume! Man hätte sie eine Baumgruppe in der Mitte einer ungeheuern Wiese, eine der künstlichen Inseln nennen können, welche man auf Seen und Teichen bildet. (Taf. 15. Abbild.)

Als Pendleton einmal unter dem Schutze der Insel war, legte er bei, um eine Pirogue zu erwarten, welche von der Küste herkam. Von weitem konnte man sehen, daß von den sieben Personen auf derselben Eine von den andern sowohl durch die Farbe der Haut, als die Form der Kleidung abstach. Als das Fahrzeug herankam, löste sich das Räthsel. Dieser von den übrigen unterschiedene Mann war ein Engländer, ein gewisser John Paterson, irgend ein Ausreißer ohne Zweifel, der dem Kerker Port Jackson entflohen war, sich aber gegen uns für einen Matrosen ausgab, der von seinem Capitain in Handelsangelegenheiten zurückgelassen worden sey.

Es konnte uns indeß ziemlich gleichgiltig seyn, wer er war und woher er kam, wenn er nur unsere Neugierde befriedigte. Er erzählte uns, daß er es bei diesen Insulanern, einem geselligen und sanften Volke, sehr gut habe und stellte uns seinen Beschützer Tofua vor, der dankbar die Geschenke Pendletons annahm. Bezaubert von dem Berichte dieses Engländers, wollte der Capitain das Boot aussetzen lassen, um selbst die Küste zu besuchen, als Paterson ihn zurückhielt: „Nein," sagte er, „man würde Sie nicht landen lassen." — „Warum das," fragte Pendleton, „da Sie die Bewohner uns wohlwollend und gastfrei schildern?" — „Warum? das ist eine lange Geschichte. Fremde haben diese Gastfreundschaft gemißbraucht und sie sind nun mißtrauisch geworden. Vor einigen Jahren erschien ein Schiff mit weißer Flagge und vielen Menschen und Kanonen am Bord vor Tikopia. Ein Boot kam an's Land und die Eingeborenen gingen auf das Schiff. Dieses nahm fünf dieser Insulaner mit und verschwand im Westen. Kurz darauf wüthete eine ansteckende Krankheit auf der ganzen Insel und raffte den vierten Theil der kleinen Bevölkerung hin. Dieses Unglück war nach der Meinung der Bewohner von Tikopia das Werk des bösen Geistes, der sich mit dem Schiffe mit weißer Flagge auf die Insel geschlichen hatte. Da nun jedes Schiff eine Geißel mit sich bringen kann, so haben sie sich entschlossen, kein Boot mehr an's Land zu lassen. Bei einzelnen Europäern ist es etwas anderes. Diese nehmen sie auf, denn Schiffbrüchige sind ihnen noch nie verderblich gewesen."

Das war die Erzählung Patersons; man hätte an der Richtigkeit derselben zweifeln können, wäre sie nicht durch die Haltung der Eingeborenen völlig bestätigt worden. So sehr diese Menschen es verhindern zu wollen schienen, daß kein Boot von dem „Oceanier" abgieng, so verriethen sie doch deutlich den Wunsch, einige unserer Matrosen auf ihrer Insel zu sehen. Sie sparten weder Bitten, noch Liebkosungen, noch Anerbietungen aller Art, so daß Pendleton Desertion fürchtete und nach Osten weiter fuhr.

Tikopia ist ebenfalls eine der Inseln, welche Quiros 1606 entdeckte. Nach ihm wurde sie nur von dem Schiffe „Barwell" wiedergesehen, dessen Namen sie erhielt. Im Jahre 1813 endlich kam Dillon an ihr vorbei und ließ an dem Strande einen preußischen Matrosen, Buschart, einen Lascarren, Joe, und eine Frau von Witi. Diese drei Personen wurden von den Eingeborenen sehr gut aufgenommen und lebten bis 1826 auf der Insel, zu welcher Zeit Dillon von neuem von Tikopia erschien. Hier konnten ihm Buschart und Joe die ersten Nachrichten über den Schiffbruch Lapérouse's mittheilen, und diese Angabe war die Hauptursache der Reise des „Research", eines Schiffes der ostindischen Compagnie. Der „Research" zeigte sich 1827 vor Tikopia und im Jahre 1828 musterte der Capitain d'Urville diese kleine Insel.

Die Bewohner von Tikopia bilden, in der Mitte melanesischer Gruppen, eine schöne Abart des polynesischen Geschlechts. Sie sind groß, stark, von guter Gesundheit, von sanfter Gemüthsart, seöhlich und gastfrei. Ihr Bart ist schwach, aber ihr Haar fällt frei auf ihre Schultern. Die Frauen sind weißer als die Männer, haben eine schlanke Taille, eine glückliche Gesichtsbildung und schön entwickelte Formen (Taf. 15. Abbild.)

Da die Eingeborenen an der Grenze der beiden Racen leben, so haben sie von beiden Gebräuche entlehnt. Sie tättowiren sich wie die Tongas und überladen die Nase und die Ohren mit Zierrathen von Schildkrötenschalen, wie die Bewohner von Wanikoro. Sie machen Gebrauch von dem Betel und dem Kawa. Die polynesischen Verstümmelungen, wie das Ausbrechen eines Zahnes, das Abschneiden eines oder mehrerer Fingerglieder, sind ihnen völlig unbekannt. Sie lieben den Tanz, haben aber kein anderes musikalisches Instrument als ein Brett, worauf sie den Tact mit zwei Stäben schlagen.

Die Tikopier haben eine Art manichäistischen Cultus gleich dem der Tongas. Ihre Geister oder Atuas haben zu Tempeln Hütten, in denen sie mit einem gewissen Ceremoniel verehrt werden. Ehe man ißt, wird ein Theil der Speisen auf den Boden geworfen, wahrscheinlich für die Gottheit. Sie verehren außerdem noch gewisse Fische als eben so viele Geister; besonders ist die Muräne ein Gegenstand dieser Verehrung bei ihnen. Ein Vampyr genießt unter dem Namen Atua Tapu göttliche Ehren.

Die Bevölkerung von Tikopia beträgt nicht mehr als 400 bis 500 Personen, die in vier Dörfern vertheilt sind, von denen jedes ein besonderes Oberhaupt hat. Die geistliche Macht liegt in den Händen eines Oberpriesters und dreier untergeordneter Priester. Die Insulaner leben in Frieden untereinander und kennen die Geißel des Krieges nicht. Wenn Streitigkeiten entstehen, so schlichten sie die Häuptlinge, indem sie ihren Unterthanen mit dem Zorne der Götter drohen. Diese Häuptlinge stehen in solchem An-

Digitized by Google

sehen, daß sie das Volk nicht anredet, ohne sich mit dem Gesichte auf die Erde niederzuwerfen.

Die Tikopier nähren sich von Früchten, Fischen und Muscheln. Sonst halten sie Schweine, da aber diese Thiere an den Ländereien Schaden anrichteten, so entschlossen sie sich eines Tages, sie alle zu tödten, und seit dieser Zeit giebt es auf Tikopia keine mehr.

Die Macht der Häuptlinge ist erblich. Der Sohn folgt dem Vater in seinen Vorrechten, oder der Bruder, wenn der Sohn noch zu jung ist. Die Häuptlinge werden in ihren eigenen Häusern beerdigt.

Die Zahl der Frauen ist größer als die der Männer. Die Geburt eines Sohnes sieht man deshalb lieber als die einer Tochter, und die Eltern erhalten Geschenke von ihren Nachbarn. Die Polygamie ist erlaubt. Manche Männer haben bis drei Frauen. Nichts ist übrigens einfacher als die Hochzeitsgebräuche. Der Mann stattet seiner Schönen Abends einen Besuch ab und sie erklärt den andern Morgen gegen den Häuptling, daß sie zufrieden sey. Der Häuptling bestätigt die Ehe und die Eheleute bieten ihm dafür einen Korb voll Obst.

Die Fremden dürfen nur Wittwen heirathen. Der Lascare Joe hatte sich so mit einer Wittwe, der Mutter großer Kinder, verehelicht. Als er eines Abends zu ihr kam, machte sie ihm einen Heirathsantrag, und da er schwieg, nahm sie sein Schweigen für eine Einwilligung, beschmierte ihn mit Roth und alles war geschehen.

Die Frauen von Tikopia sind gewöhnlich treu; der Ehebruch darf durch den Mann mit dem Tode bestraft werden, der aber diese Strafe selten übt. Die jungen Mädchen haben völlige Freiheit, deshalb sündigen sie auch mehr als einmal und nehmen selbst zum Kindermorde ihre Zuflucht, um ihre Fehltritte zu verbergen. Der Selbstmord ist selten auf der Insel.

Wenn eine Seuche in dem Lande wüthet, suchen sie dieselbe durch irgend eine Sühnceremonie zu beschwören. So bauten die Insulaner 1827, als nach der Abfahrt Dillons Tikopia von einer solchen Geißel heimgesucht wurde, eine kleine Pirogue und putzten sie mit Sträußern. Als sie bereit war, trugen sie die vier Söhne der ersten Häuptlinge des Landes, begleitet von der ganzen Bevölkerung, auf den Schultern umher. Diese Procession ging unter großem Geschrei und indem man mit Gewalt auf alles Gebüsch schlug, um die ganze Insel herum. Als man an dem Orte wieder ankam, von dem man ausgegangen war, warf man die Pirogue in das Meer und überließ sie den Winden. Man hat gesehen, daß die Gingalesen einen ähnlichen Gebrauch hatten, um den Gott der Stürme zu besänftigen. Die Tikopier schreiben dieser Ceremonie nicht mehr Werth zu, als sie verdient. Mehr vertrauten sie auf den Sanitätscordon gegen die europäischen Böte.

Der „Oceanier" hatte Tikopia mit einem SO.-Winde verlassen, der in dieser Jahreszeit immer sehr frisch weht. So zeigten sich auch am 16. früh die Höhen von Wanikoro über dem Vordertheile unter der Gestalt von drei abgeplatteten und mäßig hohen Inselchen. Diese Inselchen wachsen allmälig, um nur eine einzige Insel zu bilden. Abends bei Sonnenuntergange war das Schiff nur noch zwei Meilen von der östlichen Küste. Aus dieser Ferne gesehen, zeigte Wanikoro ein wohl bewaldetes und ziemlich verschiedenartig gestaltetes Land. Eine kreisförmige Barre von Riffen schien die Zugänge von allen Seiten, ausgenommen der östlichen, zu vertheidigen, wo sich eine große Einsenkung zeigte, die tief in das Land hineinging.

Das war also das so wenig besuchte und so wenig gekannte Wanikoro, ehe es die Capitaine Dillon und d'Urville zu dem Gegenstande ihrer besondern Untersuchungen machten. Hier befand sich das Denkmal, das der neue „Astrolabe" auf demselben Boden errichtet hatte, wo der alte untergegangen war. „Um Ihretwegen und meinetwegen," sagte Pendleton, „habe ich mich entschlossen, zu Wanikoro zu ankern; um Ihretwillen, denn Sie sind Franzose, und um meinetwillen, denn die Arbeiten Dillons und d'Urville's haben diesem Stücke Land ein großes Interesse gegeben. Aber das Wetter begünstigt uns nicht. Sehen Sie den Horizont in Südosten; es ist da unten mehr Wind, als unsere Segel vor einer Küste aushalten können, und Sie werden nicht wollen, daß der arme Pendleton der zweite Theil von Laperouse werde. Indessen verzweifeln wir noch nicht. Wenn der Wind zu bewältigen ist, so werden wir uns in der Nähe des Ankerplatzes halten, bis man daselbst ohne Gefahr Anker werfen kann."

Die Nacht war, wie es der Capitain vorausgesehen hatte, schlimm und man mußte alles anwenden, um den Riffen zu entgehen. Am Tage näherte man sich der Insel wieder, aber getrieben von der Brandung und der Strömung, sah sich der „Oceanier" bald nach Westen gezogen, und alles, was man thun konnte, war, in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden von den westlichen Riffstreifen unter dem Winde an der Insel hinzusegeln. Ich blieb fortwährend auf dem Verdecke und suchte mittelst eines trefflichen Perspectivs die verschiedenen Punkte zu erkennen, welche in den Erzählungen Dillon's und d'Urville's angegeben sind, die Dörfer Paku, Wanu und Rama. Nichts zeigte sich deutlich und bestimmt, ich sah nur Massen von Wald, welche die ganze Insel von der Basis bis auf die Spitze der Berge bedeckten. Das Riff gewährte einen merkwürdigern Anblick. Hier und da richteten sich schwärzliche acht bis zehn Fuß hohe Felsen über dem Wasser empor und die ungeheuern Wogen des Oceans, die sich an diesen einsamen Felsen brachen, bildeten Springbrunnen, die über die schäumende und gleichförmige Fläche emporgeworfen wurden. Von dieser Seite erstreckt sich die unterseeische Kette bisweilen eine Stunde weit vom Lande und läßt zwischen ihr und dem Ufer ein breites Binnendecken, dessen Wasser stets ruhig bleibt wie das eines Sees und nach dem verschiedenen Boden ganz verschiedene Farben hat.

Also Wanikoro mußte aufgegeben werden; der Wind und das Meer widersetzten sich. Der „Oceanier" wurde selbst genöthigt, unter dem Winde von Tupua hinzufahren, an das er so nahe kam, daß wir am Ufer die Hütten der Eingeborenen erkennen konnten. Keine Pirogue wagte sich auf die hohe See; das Wetter war zu schlecht. Endlich kam unser Schiffchen um die östliche Spitze der großen Insel Nitendi oder Santa Cruz herum, fuhr längs des nördlichen Streifens hin bis auf die Höhe der Bai Graciosa, in welcher wir bei vierzig Klaftern, ungefähr eine Meile von der Küste, Anker warfen. Es war am 18. Juni um Mittag.

Kapitel XV.

Wanikoro. — Geschichte. — Schiffbruch Laperouse's.

Wanikoro ist von nun an eine berühmte Insel, besonders in den Annalen der französischen Schifffahrt. An ihren Riffen litt Laperouse Schiffbruch. Lange kannte man den Ort nicht, wo dieser große Mann geendet hatte. Es war seinem Kampfe mit dem Meere nicht ein Mann entgangen, der uns hätte erzählen können, wie der berühmte Seefahrer unterlag. Die neuen Reisen Dillon's und d'Urville's allein haben diesen Geschichtspunkt aufgeklärt.

Es war zur Zeit als Cook Großbritanien durch eine Reihe kühn entworfener und geschickt ausgeführter Reisen Ehre machte. Frankreich entschloß sich, ebenfalls eine Erdumschiffung nach einem großen Maßstabe anzustellen. Der geehrte Fleurieu entwarf die Route; Ludwig XVI., selbst ein guter Geograph, schrieb eigenhändig die Instructionen, die für ein Meisterstück gelten könnten, wären sie nicht von einem Könige gekommen. Als Chef dieser Expedition wählte man den Capitain Laperouse, der sich bereits durch seine Unternehmung gegen die englischen Niederlassungen an der Hudson Bai berühmt gemacht hatte. Als zweiten Befehlshaber gab man ihm den Capitain Delangle, seinen Freund, einen ganz ausgezeichneten Officier, mit; Gelehrte und Seeleute von größtem Verdienste wurden aufgefordert, die Arbeiten dieser Unternehmung zu theilen.

Die beiden Fahrzeuge la Boussole und l'Astrolabe wurden zu dieser Reise ausgerüstet. Sie gingen von Brest am 1. Aug. 1785 unter Segel, ankerten nach einander zu Madeira, Teneriffa, Santa Catarina in Brasilien, und Conception in Chili, besuchten die Osterinsel, die Insel Mawi unter der Hawaii Gruppe und begannen dann die Erforschung der Nordwestküste Amerikas, die wesentlichste Arbeit der Sendung.

Digitized by Google

In diesen Gewässern traf Laperouse ein erstes Unglück. In einem Hafen, den er Port des Français nannte, hatten sich zwei Fahrzeuge auf eine gefährliche Barre gewagt und wurden mit allen Leuten darin verschlungen. Sechs Officiere und sechszehn Matrosen kamen bei dieser Gelegenheit um.

Laperouse verließ diese verderbliche Küste gegen das Ende des Juni 1786, legte bei Monterey in Californien an, fuhr über das stille Meer und wäre beinahe an zwei unbekannten Klippen gescheitert, welche er „die Insel Necker" (Ile Necker) und „die französischen niedrigen Inseln" (Iles Basses françaises) nannte, segelte durch die Gruppe der Marianen, um die Waschi Inseln herum und ankerte endlich am 3. Jan. 1787 zu Macao.

Er blieb hier zwei Monate und sodann vierzig Tage zu Manilla, das er am 10. April verließ, steuerte nach Norden, sah einige Theile der japanischen Küste, machte seine schöne Arbeit in dem bis dahin unerforschten Meeresarme, den er „Canal der Tatarei" (Manche de Tartarie) nannte, bestimmte fast die ganze Halbinsel Seghalien und sodann einige der kurilischen Inseln und ankerte endlich in dem Hafen St. Peter und St. Paul in Kamtschatka, von wo er den jungen Lesseps mit Materialien, die man seitdem wieder erhalten hat, an's Land schickte. Dieser Dolmetscher war der einzige Mann der Expedition, welcher Frankreich wiedersehen sollte.

Gegen das Ende des Septembers verließ Laperouse Kamtschatka, segelte nach Süden, passirte am 21. Novbr. den Aequator, sah am 9. Decbr. eine Insel der Hawaii Gruppe, wo der unglückliche Delangle umkam, steuerte nach Australien und ankerte am 26. Jan. 1788 zu Botany Bay. Zu derselben Zeit befand sich nicht weit davon der Commodore Phillip, zu Port Jackson, mit dem Kerne der künftigen Colonie von Neu-Süd-Wales. Der englische Commandant übernahm es, Depeschen von Laperouse mitzunehmen, die letzten, welche man von ihm erhalten hat. In einem Briefe an den Marine-Minister entwarf der Capitain seine wahrscheinliche Route. Er hatte die Absicht, wenn er Botany Bay verlassen, die Tonga Inseln zu besuchen, sodann gewisse Theile von Neu Caledonien, die Salomons Inseln, die Louisiade zu erforschen und darauf durch die Torresstraße zu fahren, um im December desselben Jahres Ile de France zu erreichen. Im Monat Juni 1789 dachte er in Frankreich zurück zu seyn.

Aber es verging 1789 und 1790, ohne daß man eine Nachricht von ihm erhielt. Man fing an, ernstlich besorgt zu seyn. Die Naturhistorische Gesellschaft ersuchte zuerst die Nationalversammlung, man möge die Schiffe des Laperouse aufsuchen lassen. Die Versammlung gab durch ihr Decret vom 9. Februar 1791, das der König sanctionirte, ihre Zustimmung. Es wurde eine Ausrüstung beschlossen.

Die beiden Schiffe „Recherche" und „Espérance" fuhren von Brest den 28. Septbr. 1791 unter dem Befehle des d'Entrecasteaux ab. Dieser Officier erfuhr, als er um das Vorgebirge der guten Hoffnung segelte, daß ein Bericht des Commodore Hunter die Admiralitätsinseln als den wahrscheinlichen Schauplatz des Schiffbruchs Laperouse's bezeichne. Sogleich wandten sich seine beiden Fahrzeuge nach diesem Archipele, kamen aber, da sie schlechte Segler waren und mit widrigem Winde zu kämpfen hatten, erst am 28. Juli 1792 dort an. Ihre Nachforschungen waren vergebens, es schien kein europäisches Schiff dort verunglückt zu seyn. D'Entrecasteaux verfolgte dennoch die Arbeiten, die ihm auferlegt waren. Die Personen, welche zu dieser Expedition gehörten, hatten mehr Unglück als die irgend einer andern; die drei ersten Befehlshaber starben, nämlich d'Entrecasteaux, Huon de Kermadec und Auribeau, und ihnen folgte ein großer Theil der Mannschaft. Bei ihrer Ankunft zu Java wurden die beiden Schiffe von der holländischen Regierung mit Beschlag belegt. Was noch seltsamer bei dieser Reise ist, die beiden Begleitschiffe fuhren vor der Insel vorbei, welche sie suchten, Wanikoro, dem Schauplatze des Unglücks Laperouse's, wo man damals ohne Zweifel noch neue Spuren von dem Schiffbruche und vielleicht sogar noch Personen am Leben gefunden hätte.

Seit dieser Zeit bis 1825 scheint kein anderer Versuch zur Aufsuchung gemacht worden zu seyn. Die „Uranie" und die „Coquille", welche unter der Restauration in die Südsee geschickt wurden, sandte man nicht in dieser Absicht. Die „Coquille" fuhr in der Nacht vom 1. und 2. August 1823 in einer Entfernung von 4 bis 5 Stunden vor Wanikoro vorbei, ohne daran zu denken, daß sich auf dieser Insel Beweise von dem traurigen Ereignisse befänden.

Erst in dem Augenblicke, als das französische Ministerium den Plan des Capitains d'Urville annahm, d. h. gegen das Ende von 1825, dachte man daran, neue Untersuchungen anstellen zu lassen. Man sprach damals in Frankreich von der Erzählung eines Wallfischjägers, der ein Ludwigskreuz und einige Medaillen in den Händen der Wilden von Louisiade und Neucaledonien gesehen hätte. Die Angaben schienen genau zu seyn und der Capitain d'Urville erhielt den Auftrag, die Lösung des Räthsels zu versuchen. Sein Schiff, die „Coquille", erhielt den Namen „Astrolabe".

Der „Astrolabe" fuhr in aller Ungewißheit von Frankreich ab, auf seiner Reise aber erwarteten ihn werthvolle Andeutungen. Sein Aufenthalt zu Port Jackson machte den Capitain d'Urville, statt ihm Andeutungen zu geben, vielmehr mißtrauisch gegen die in Frankreich umlaufenden Gerüchte. Glücklicher war er zu Tonga Tabu, wo er von der Tamaha erfuhr, daß Laperouse, nachdem er Botany Bay verlassen, zu Namuka angelegt habe. Aber erst zu Ende des Jahres 1827 kam er bei einem Aufenthalte zu Hobart Town auf die Spur einer neuen Andeutung. Man hatte nämlich daselbst Kenntniß von einer Entdeckung des Capitains Dillon, von dem wir nun sprechen müssen.

Dillon, der das stille Meer genau kannte, da er es seit zwanzig Jahren auf Handelsschiffen befuhr, befehligte 1826 den „heiligen Patric", welcher auf seinem Wege von Valparaiso nach Bengalen am 15. Mai bei Tikopia vorbeifuhr. Auf den Piroguen, welche an sein Schiff kamen, befanden sich der Preuße Buschart und der Lascare Joe, die er vor dreizehn Jahren an dieser Insel ausgesetzt hatte. Joe, der an Bord kam, trieb Handel mit der Mannschaft und verkaufte u. a. auch einen silbernen Degengriff, auf welchem sich Schriftzeichen befanden. Als man ihn darüber befragte, antwortete er, dieser Degengriff, wie andere Gegenstände von europäischer Arbeit, die sich auf Tikopia befänden, kämen von einer benachbarten Insel, Namens Wanikoro, an der einmal zwei große Schiffe gescheitert wären. Er versicherte übrigens, wie Dillon behauptet, er habe bei einer Reise nach Wanikoro vor sechs Jahren daselbst zwei bejahrte Männer gesehen, die zu den verunglückten Schiffen gehört hätten, und setzte hinzu, daß noch immer Ueberreste von dem Unglücke vorhanden wären und man wohl einige erhalten könnte. Aus dieser Erzählung schloß Dillon, diese beiden Schiffe wären die des Laperouse gewesen. Er bestimmte Buschart, ihn nach Wanikoro zu begleiten, aber diesmal hinderten die Strömungen und Windstille seine Untersuchungen. Bei seiner Rückkehr nach Calcutta theilte er seine Vermuthungen der ostindischen Compagnie und der asiatischen Gesellschaft in einem officiellen Berichte mit, der ausführlicher und genauer ist, als jener, welcher der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

„Bei der Untersuchung des Degengriffes," sagte er, „glaubte ich die Anfangsbuchstaben des Namens Laperouse's zu erkennen, was mich veranlaßte, meine Fragen so weit als möglich auszudehnen. Durch die Vermittelung Buschart's und des Lascaren befragte ich einige Insulaner über die Art, wie sich ihre Nachbarn alle diese Gegenstände von Silber und Eisen, die sie besäßen, hätten verschaffen können. Sie antworteten mir, die Eingeborenen von Malicolo (Wanikoro) erzählten, vor vielen Jahren seyen zwei große Schiffe bei ihren Inseln angekommen, und hätten, das eine bei der Insel Wanu, das andere bei Palu, nicht weit von einander entfernt, Anker geworfen. Einige Tage nachher und ehe sie hätten können mit dem Lande in Verbindung treten, habe sich ein Sturm erhoben und die beiden Schiffe an die Küste getrieben. Jenes, das bei Wanu vor Anker gelegen habe, sey an den Felsen gescheitert. Die Eingeborenen hätten sich in Menge, mit Keulen, Spießen und Bogen bewaffnet, an das Ufer des Meeres begeben und einige Pfeile nach dem Schiffe abgeschossen. Die Mannschaft habe mit Kanonenschüssen geantwortet und mehrere Wilde getödtet, das Schiff aber, das die Wogen fortwährend an die Felsen geworfen, sey bald in Stücke gegangen. Einige Leute von der Mannschaft hätten sich in die Böte gerett-

Digitized by Google

tet und wären von dem Winde an die Küste getrieben, hier aber von den Eingeborenen bis auf den Letzten erschlagen worden. Andere hätten sich schwimmend an die Küste gerettet, aber nur um das Schicksal ihrer Gefährten zu theilen, so daß kein einziger Mann von diesem Schiffe dem Tode entgangen sey. (Taf. 18. Abbild.)

„Das Schiff, welches zu Palu gescheitert, sey an eine Sandküste geworfen worden. Die Eingeborenen wären herbeigeeilt und hätten ihre Pfeile ebenfalls nach dem Schiffe abgeschossen, aber die Mannschaft wäre so klug gewesen, diesem Angriffe nicht durch Waffen zu antworten. Sie habe im Gegentheile den Angreifenden Beile, Glasperlen und andere Gegenstände als Friedensopfer gezeigt, und jene hätten darauf die Feindseligkeiten eingestellt. Sobald der Sturm etwas nachgelassen, sey ein Greis in einer Pirogue auf das Meer hinaus und und an das Schiff gefahren. Er wäre einer der Häuptlinge des Landes gewesen, freundlich aufgenommen worden und habe Geschenke erhalten. Als er wieder ans Land zurückgekommen, habe er seine Landsleute besänftigt, und ihnen gesagt, die Leute auf dem Schiffe wären gute und freundliche Menschen, worauf sich mehrere Eingeborene an Bord begeben und dort ebenfalls Geschenke erhalten hätten. Sie hätten ihrerseits der Mannschaft Yams, Geflügel, Bananen, Cokusnüsse und Schweine gebracht und das Vertrauen sey gegenseitig wieder hergestellt worden.

„Die Mannschaft sey genöthigt worden, ihr Schiff zu verlassen. Die Weißen wären an's Land gekommen und hätten einen großen Theil ihrer Vorräthe mitgebracht. Sie wären eine Zeit lang auf der Insel geblieben und hätten ein kleines Schiff aus den Trümmern des großen erbaut. Sobald das kleine Fahrzeug bereit gewesen, unter Segel zu gehen, sey es mit so vielen Menschen, als es habe tragen können, abgefahren, nachdem es von den Insulanern frische Lebensmittel in Menge erhalten. Der Befehlshaber habe den auf der Insel Zurückgelassenen versprochen, sie bald abzuholen und zu gleicher Zeit Geschenke für die Eingeborenen mitzubringen, aber nie hätten die Insulaner wieder etwas von diesem kleinen Fahrzeuge und von den Leuten auf demselben gehört. Die auf der Insel Zurückgebliebenen hätten sich unter den verschiedenen Häuptlingen vertheilt und wären bis zu ihrem Tode bei denselben geblieben. Ihre Cameraden hätten ihnen Flinten und Pulver gelassen und diese Gegenstände sie in den Stand gesetzt, ihren Freunden bei den Kämpfen mit den Eingeborenen der benachbarten Inseln große Dienste zu erweisen.

„Der Preuße hatte nie gewagt, eine Reise mit den Eingeborenen nach Mallicolo zu machen, der Lascare aber war mehrere Male dort gewesen. Er versicherte, auf Palu zwei Europäer gesehen zu haben, welche die Sprache der Insulaner geredet hätten. Es wären alte Männer gewesen, die ihm gesagt, sie hätten vor mehrern Jahren auf einem Schiffe, von dem sie ihm Trümmer zeigten, Schiffbruch gelitten. Sie hätten ihm ferner gesagt, es wäre seit ihrer Anwesenheit kein Schiff nach Mallicolo gekommen; die meisten ihrer Cameraden wären gestorben, sie könnten aber nicht mit Bestimmtheit angeben, wie viele von ihnen noch lebten, da sie auf den verschiedenen Inseln zerstreut worden wären."

Nachdem man diesen Bericht gelesen, entschloß sich die Compagnie, eines ihrer Schiffe, der „Research", solle unter den Befehlen Dillon's die Inseln Wanikoro untersuchen und den Schiffbruch des französischen Capitains völlig ermitteln. Man vernachlässigte nichts, um diese Expedition auch für naturhistorische Untersuchungen so vortheilhaft als möglich zu machen. Der durch einige wissenschaftliche Werke bekannte Dr. Tytler wurde zu gleicher Zeit der Arzt, der Naturforscher und der Geschichtschreiber der Sendung. Er, wie der Capitain Dillon, erhielt von der Compagnie einen bedeutenden Gehalt. Sie wies 2000 Rupien (Gulden) blos zum Ankaufe der Gegenstände an, welche als Geschenke unter die Eingeborenen von Wanikoro vertheilt werden sollten, — eine Summe, welche in Frankreich zur Verproviantirung einer Expedition bestimmt wird, die drei Jahre dauern soll. Die Compagnie ging noch weiter; sie gab dem „Research" einen französischen Agenten mit, der die Entdeckungen officiell bestätigen sollte. Es war ein gewisser Chaigneau, ein Beamter von Dschanbernagor.

Am 23. Jan. 1827 segelte der „Research" ab, kaum aber befand er sich einige Tage in See, als zwischen dem Dr. Tytler und dem Capitain Dillon heftige Streitigkeiten ausbrachen. Sie wurden so stark, daß bei der Ankunft in Hobart Town der Doctor den Capitain vor einem Kriegsgerichte verklagte. Dillon wurde für schuldig erklärt und zu zweimonatlichem Gefängniß, so wie einer Geldstrafe von 50 Pfd. Sterl. verurtheilt; außerdem verlangte man von ihm eine Caution von 400 Pf. St. zur Bürgschaft für sein späteres Benehmen. Da die gegen Dillon ausgesprochene Strafe eine Verzögerung in der Reise herbeiführte, so dachte man im Anfange, ihn durch einem Andern zu ersetzen, aber der schlaue Capitain hatte Niemanden gesagt, wo Wanikoro liege, und unter einem Andern mußte die Sendung scheitern. Man war also gezwungen, einen Theil der Verurtheilung unausgeführt zu lassen; man nöthigte Dillon zur Bezahlung der Strafe und zur Niederlegung der Caution, schenkte ihm aber das Gefängniß.

Nach Beendigung dieser traurigen Angelegenheit segelte der „Research" am 20. Mai wieder ab, kam am 3. Juni nach Port Jackson, wo er nur anlegte, und ankerte am 1. Juli zu Korora Reka in der Insel-Bai. Später legte er nach einander zu Tonga Tabu, zu Rotuma und zu Tikopia an. Bei der letztern Insel nahm er einen Eingeborenen, Namens Natia, am Bord, der ihm als Führer und Dolmetscher dienen sollte; er verschaffte sich auch mehrere Gegenstände von den verunglückten Schiffen. Endlich warf der „Research", nachdem er am 7. bei Wanikoro angekommen und sechs Tage zur Untersuchung des Ankerplatzes gebraucht hatte, in dem kleinen Hafen Ocili in der östlichen Bucht Anker.

Sobald er hier festlag, beschäftigte sich Dillon mit der Einsammlung aller der Gegenstände aus dem Schiffbruche, die sich auf der Insel befanden, und mittelst der eisernen Werkzeuge, der Glasperlen ꝛc., mit denen er freigebig war, gelang es ihm, eine sehr große Menge davon zusammen zu bringen. Der größte Theil bestand in Haken, Bolzen, Kettenringen, in Eisenstücken, in Casserolen, Löffeln, Schüsseln und Trichtern von Kupfer, in verschiedenen Bruchstücken von astronomischen Instrumenten und Küchengeräthen. Einer der wichtigsten Gegenstände war eine große bronzene Glocke von einem Fuß im Durchmesser. Auf der einen Seite derselben befand sich ein Crucifix zwischen zwei Figuren, auf der andern strahlte eine Sonne und um Alles lief die Umschrift: BAZIN M'A FAIT. Spätere Untersuchungen haben bewiesen, daß diese Zeichen die der Gießerei des Arsenals von Brest um das Jahr 1785 waren. Man verschaffte sich außerdem auf dem westlichen Riffen vier erzene Steinschleuderer, eine 18pfündige Kugel, einen spanischen Dollar, Stücke von geschliffenem Glas, Porzellan, Steingut, Flaschen und Gläser, und endlich verschiedene eiserne, kupferne und bleierne Bruchstücke.

Ein noch werthvollerer Fund war ein 4 Fuß langes und 14 Zoll breites Tannenbret mit einer Lilie und verschiedenen andern ausgeschnittenen Zierrathen. Diese Schnitzerei erkannte man in Frankreich für ein Stück von einem der Schiffe Lapérouse's. Auf Wanikoro hatten es die Eingeborenen zu einer Thüre gebraucht. Ein Mühlstein, der zu einer Handmühle gehört haben mußte, wurde an derselben Stelle gefunden.

Die Eingeborenen leugneten den Schiffbruch nicht. Jeder erzählte ihn nach seiner Art und der Capitain vom „Research" führt mehrere Versionen an. Die genaueste von allen dürfte die nachstehende seyn. Sie gab Bulit, der zweite Aligui von Wanu. (Taf. 16. Abbild.)

„Es ist schon lange her," sagte dieser Eingeborene, „daß die Bewohner dieser Insel, als sie eines Morgens aus ihren Häusern kamen, vor Palu einen Theil eines Schiffes auf einem Riffe bemerkten. Es blieb hier bis um Mittag, um welche Zeit das Meer es vollends in Stücke zertrümmerte. Große Theile von den Trümmern schwammen an die Küste. Das Schiff war während der Nacht durch einen schrecklichen Sturm, der eine große Anzahl unserer Obstbäume zerbrach, auf das Riff geworfen worden. Den Tag vorher hatten wir das Schiff nicht gesehen. Vier Männer entkamen und stiegen hier an's Land; wir wollten sie tödten, aber sie schenkten unserm Häuptlinge etwas und dieser rettete ihnen das Leben. Sie wohnten

Digitized by Google

unter uns eine kurze Zeit, worauf sie sich zu ihren Gefährten nach Pain begaben. Hier bauten sie ein kleines Schiff und fuhren in demselben davon. Keiner von den vier Männern war ein Häuptling; sie waren alle Gemeine. Die Gegenstände, welche wir verkaufen, kommen von dem Schiffe, welches an dem Riffe bei der Ebbe scheiterte; unsere Leute pflegten dort unterzutauchen und zu holen, was sie bekommen konnten. Mehrere Bruchstücke kamen an die Küste und wir zogen verschiedene Gegenstände heraus; aber seit einiger Zeit hat man nichts mehr von dem Schiffe erhalten, weil es verfault und von dem Meere fortgetrieben worden ist. Wir haben keinen Mann von dem Schiffe umgebracht, aber es kamen verschiedene Leichname an das Ufer, denen die Haifische die Arme und Beine abgebissen hatten. In derselben Nacht scheiterte ein anderes Schiff bei Wanu und sank. Die Menschen darauf retteten sich. Sie bauten ein kleines Fahrzeug und fuhren fünf Monde nach dem Verluste des großen fort. Während sie das kleine Schiff bauten, hatten sie Pallisaden von Baumstämmen um sich her aufgepflanzt, um sich vor den Insulanern zu schützen. Diese ihrerseits fürchteten sie, so daß wenig Verbindungen zwischen ihnen stattfanden. Die weißen Männer pflegten die Sonne durch gewisse Dinge hindurch zu betrachten, welche ich weder beschreiben noch vorzeigen kann, weil wir keine solchen Gegenstände haben. Nach der Entfernung ihrer Gefährten blieben zwei weiße Männer zurück. Einer war ein Häuptling und der andere ein Mann, der den Häuptling bediente. Der erste starb vor ungefähr drei Jahren; ein halbes Jahr nachher mußte der Häuptling, bei welchem sich der andere weiße Mann befand, von der Insel fliehen und der weiße Mann ging mit ihm. Der Bezirk, welchen sie verließen, hieß Paukori, aber wir wissen nicht, was aus dem Volke geworden ist, welches ihn damals bewohnte. Die einzigen Weißen, welche die Bewohner dieser Insel jemals gesehen haben, sind erstens die Leute von dem verunglückten Schiffe und dann diejenigen, welche wir heute sehen."

Dillon machte mehrere Ausflüge auf der Insel, ohne daß ihn die Eingeborenen, die er durch seine Freigebigkeit gewonnen hatte, auf irgend eine Weise beunruhigten. Das Resultat dieser Untersuchungen gewährt ein nur sehr mittelmäßiges Interesse. Ein seynsollender Plan von Wanikoro, den er entwarf, ist sehr ungenau und unvollständig.

In den ersten Tagen des Octobers fürchtete er, die Ostwinde möchten ihn in der Bai zurückhalten; er kam glücklich durch die gefährliche östliche Straße, ankerte in der ruhigen Bai von Manewai, blieb drei Tage daselbst und steuerte nach Tupua und Nienbi und sodann nach Neuseeland. Nach einem ziemlich langen Aufenthalte fuhr er nach Port Jackson und sodann nach Calcutta, wo er am 7. April 1828 ankam. Die Compagnie, die ihn freigebig belohnte, gab ihm die Erlaubniß, mit den Gegenständen, die seine Entdeckung beglaubigen sollten, nach Frankreich zu gehen. Dort fand er die beste Aufnahme, wurde Karl X. vorgestellt, erhielt das Kreuz der Ehrenlegion, 10,000 Frcs. Entschädigung und eine Pension von 4000 Frcs. Alles dies geschah einen Monat vor der Ankunft des „Astrolabe". Dieser that auf Wanikoro so viel als der „Research", und seine Untersuchungen daselbst waren nur ein Theil seiner langen Expedition; aber die französische Regierung hatte eine andere Wage für seine Verdienste.

Vor Hobart Town, am 20. Decbr. 1827, erhielt der Capitain d'Urville Kenntniß von den Arbeiten Dillon's, von welchen einige Zeitschriften Uebersichten gegeben hatten. Dillon stand in der Colonie nicht im Rufe der Wahrheitsliebe, man hielt seine Erzählungen für sehr verdächtig und übertrieben. Auf den Glauben unbestimmter Gerüchte hin auszufahren, eine eingebildete Insel zu suchen, von ihr Beweise dessen zu verlangen, was sie vielleicht nicht hatte, sich auf diesen phantastischen Kreuzzug zu begeben, während eine unvollendete Untersuchung der Küsten von Neuseeland noch einige Monate fleißiger Beobachtungen verlangte, — das was die Lage, in welcher sich damals der Capitain d'Urville befand. Gelang es, so ging alles gut; löste er das große Räthsel eines geheimnißvollen Schiffbruchs, so war alles gerechtfertigt: die Abweichung von seinem Wege und die Veränderung der ihm vorgeschriebenen Route. Blieb das Unternehmen aber fruchtlos, so konnte man ihn beschuldigen, zu leicht sich auf die Angaben eines Abenteurers verlassen zu haben.

Das Wollen übrigens genügte nicht, er mußte auch die Macht haben. Dillon hatte von Tikopia und Wanikoro gesprochen, ohne aber die Lage dieser Inseln bestimmt anzugeben. Das war sein Geheimniß. Die problematische Insel mußte also erst gesucht werden. Der Capitain d'Urville ließ sich durch diese Schwierigkeit nicht abhalten. Er verglich die Aussagen Dillon's und sah, daß Tikopia das alte Barwell der englischen Karten sey, und daß Wanikoro nur eine der südöstlich von Santa Cruz liegenden Inseln oder die nördlich von den neuen Hebriden von Bligh entdeckte Gruppe seyn könne. Nun war sein Plan gemacht; er entschloß sich, Tikopia unter Barwell zu suchen und dort von den Eingeborenen zu erfahren, welches die Insel des Schiffbruchs sey.

Während der Capitain d'Urville sich auf seine Reise vorbereitete, kamen zu Hobart Town zwei Briefe von Dillon an, die einander völlig widersprachen, indem er in dem einen sagte, er wolle seine Reise wegen eines angeblichen Passatwindes verschieben, und in dem andern ankündigte, er habe sie mit den schönsten Resultaten beendigt. Obgleich diese seltsamen Depeschen die Verlegenheit des französischen Capitains hätten verdoppeln sollen, so bestand er doch nichts destoweniger auf seinem Vorsatze. Der „Astrolabe" segelte am 6. Jan. 1828 ab, betrachtete die Insel Norfolk und den Vulkan Mathew, die Inseln Fataka und Anuda, und erschien am 10. Febr. vor Tikopia. Die Corvette war kaum sichtbar, als eine Pirogue an sie kam. Es befand sich auf ihr der Preuße Buschart, welcher Dillon nach Wanikoro begleitet hatte. Dieser Mann bestätigte die Reise jenes Capitains und zog dadurch den Capitain d'Urville aus seiner langen Ungewißheit.

Einige Officiere und Naturforscher stiegen bei Tikopia an's Land und wurden in einem öffentlichen Gebäude der Eingeborenen aufgenommen. Buschart führte sie. Dieser Mann hatte versprochen, den „Astrolabe" nach Wanikoro zu begleiten, unter der Bedingung aber, daß seine Frau, eine junge Neuseeländerin, ihm folge; andere Umstände veranlaßten ihn indeß, sein Versprechen zurückzunehmen. Besonders schützte er die Ungesundheit des Aufenthalts zu Wanikoro vor. Die Eingeborenen, an welche man sich wandte, gaben dieselbe Antwort. Der Lascare Joe, der ebenfalls ersucht wurde, zeigte sich nicht weniger unfügsam. Er behauptete, nie zu dem Capitain Dillon gesagt zu haben, daß er dort gewesen sey.

Der Capit. d'Urville begnügte sich damit, zwei Engländer an Bord zu nehmen, die seit neun Monaten zu Tikopia lebten und von denen der Eine die Sprache der Eingeborenen sehr gut sprach und ihm deshalb als Dolmetscher dienen konnte. Fünf Tikopier waren ebenfalls die gezwungenen Begleiter der Reise. Man fand sie vergessen am Bord, als alle Pirogen sich entfernt hatten.

Der Capit. d'Urville fuhr gerade nach Wanikoro zu, deren Lage er aus den Widersprüchen und falschen Angaben Dillon's herausgefunden hatte. Da ihn auf dem Wege mehrmals Windstille traf, so kam er erst am 14. an, fuhr an den Riffen hin, schickte ein Boot zur Untersuchung des Ankergrundes ab, benutzte einen widrigen Wind von Nordosten, um Taumako aufzusuchen, das nach Quiros neben Santa Cruz liegen sollte, seit jener Zeit aber nicht wiedergefunden war; verwandte drei Tage auf diesen Kreuzzug, ohne jene Insel finden zu können, kehrte dann wieder nach Wanikoro zurück und ankerte am 21. in der gefährlichen kleinen Rhede von Oeiil, wo der „Research" geankert hatte.

Die erste Sorge d'Urville's, als das Schiff vor Anker lag, ging dahin, die Eingeborenen durch Geschenke zu gewinnen. Bei jeder andern Gelegenheit würden die Gegenstände, die er ihnen anbot, für die größten Schätze angesehen worden seyn, aber Dillon, der verschwenderische Dillon, hatte diese Insulaner verwöhnt; sie nahmen alles mit großer Kälte an. Dieser Umstand war übrigens nicht das einzige Beispiel von Mißtrauen und Uebelwollen der Insulaner gegen die Franzosen; es zeigten sich später andere und in so großer Anzahl, daß man an vorher ausgestreute Anschwärzungen denken mußte. Die Leute gestanden später selbst, daß man ihnen gesagt habe, die Franzosen wären Landsleute der Verunglückten und kämen wahr-

Digitized by Google

scheinlich, um sich wegen des traurigen Ereignisses zu rächen, dessen Schauplatz diese Küsten gewesen.

Trotz diesen so großen und so verschiedenartigen Hindernissen blieb der Capit. d'Urville fest bei seinem Vorsatze. Es wurden Fahrzeuge unter den Befehlen von Officieren des „Astrolabe" abgeschickt, um um die Insel herumzufahren, längs der Küste zu gleicher Zeit etwa geborgene Gegenstände und die Sagen von dem Unglücke zu sammeln, die Karte der Inseln zu entwerfen und die Naturgeschichte derselben zu studiren.

Die erste Expedition unter Gressien brachte dem „Astrolabe" nur eine kleine Anzahl unbedeutender Ueberreste. Die Insulaner hatten allen an sie gerichteten Fragen ein tiefes Schweigen oder ausweichende Antworten entgegengesetzt. Ein gemeinschaftlich angenommenes System der Stummheit schien jeden Mund und jedes Ohr zu verschließen. Wann einer einige Nachweisungen geben wollte, so umringten ihn sogleich seine Landsleute mit unzufriedener Geberde, baten ihn, er möge schweigen, oder zwangen ihn, sich zu entfernen.

Die zweite Expedition unter Jacquinot traf anfänglich auf ähnliche Hindernisse. Die Annäherung der Franzosen bei Wanu erregte unter der kleinen Bevölkerung dieses Ortes große Bestürzung; die Frauen und die Kinder entflohen in den Wald und nahmen ihre werthvollsten Habseligkeiten mit; nur die Männer näherten sich, aber offenbar sehr unruhig und bestürzt. Man fragte sie, aber sie leugneten alles; endlich gestanden sie, daß sie lange Zeit Schädel von Maras (so nannten sie die Europäer) gehabt, dieselben aber später ins Meer geworfen hätten.

Der Häuptling Balie, derselbe, welchen Dillon anführt, zeigte allein mehr Zutrauen. Er schien mehrmals auf dem Punkte zu stehen, vollständige Nachweisungen zu geben, seine Landsleute aber hielten ihn durch Drohungen zurück. Zu Rama dasselbe Schweigen, dieselbe Heuchelei. Anfangs konnte keine Anerbietung die Eingeborenen bewegen, den Ort des Schiffbruchs anzugeben, als aber Jacquinot ein Stück rothen Tuches vor ihnen ausbreitete, sprang einer der Wilden, verführt durch diese glänzende Farbe, sogleich in das Boot und deutete durch Geberden an, daß er ihn an jenen Ort führen wolle, wenn er das Tuchstück erhalte. Der Handel wurde geschlossen und Jacquinot kam auf das Riff, wo der Schiffbruch stattgefunden hatte. Dies war eine sehr wesentliche Untersuchung, mit welcher sich Dillon nicht beschäftigt zu haben scheint, wenigstens spricht er nirgends davon.

Die Riffkette, welche Wanikoro umgiebt, nimmt einen Durchmesser von 2 bis 3 Meilen vor Palu und Ambi ein, nähert sich bald der Küste sehr und entfernt sich dann wieder ungefähr eine Meile davon. Hier, in einer Art Canal durch die Brandung, ließ der Wilde das Boot anhalten und zeigte in das Wasser hinunter. Die Franzosen sahen hinein und erkannten in einer Tiefe von 12 bis 15 Fuß hier und da Anker, Kanonen, Kugeln und mehrere Bleiplatten. Dieser Anblick verscheuchte alle Zweifel. Auf den Spitzen dieser Klippe war ein Schiff Laperouse's verunglückt. (Taf. 17. Abbild.)

Alles Holz war verschwunden und nur das dauerhaftere Metall geblieben. Die Lage der Anker gab Anlaß zu der Vermuthung, daß vier davon mit dem Schiffe gesunken waren, während es von den beiden andern festgehalten wurde. Die Oertlichkeit erlaubte, zu glauben, daß das Schiff in diesen Canal gefahren sey, um hinter die Riffkette zu gelangen, daß es hier gescheitert sey und sich nicht wieder habe herausfinden können. Einige Wilde versicherten, es wäre das Schiff, dessen Mannschaft zu Palu an's Land gestiegen sey und sich ein kleines Fahrzeug gebaut habe, während das andere Schiff außerhalb des Risses verunglückt und völlig versunken sey.

Jacquinot bemühte sich, sogleich einige Ueberreste herauszuholen. Er ließ einen Anker anschleifen, derselbe saß aber auf dem Grunde so fest, daß man den Versuch aufgeben mußte. Guilbert war später glücklicher. Es gelang ihm, nach heftigen Anstrengungen, einen Anker von etwa 1800 Pfd, und eine kurze 8pfündige Kanone aus dem Meere herauszuziehen. Viele andere Gegenstände vervollständigten diese Beute, welche das Meer vierzig Jahre lang in seinem Schooße geborgen hatte.

Der „Astrolabe" litt aber sehr in diesem schlechten Hafen von Ocili. Die Wogen rüttelten an seinen Ketten und drohten, ihn jeden Augenblick an die steile Felsenküste zu werfen. Der Commandant mußte daran denken, sich zu entfernen und er begab sich deshalb in die große Bucht von Manewai, die ruhig und gegen alle Elemente geschützt ist. (Taf. 15. Abbild.)

Hier fand man wenigstens geselligere Menschen. Die Eingeborenen, welche sich in Feindseligkeiten mit denen von Tewai befanden, kamen an Bord des „Astrolabe". Die Häuptlinge begrüßten den Capitain nach der Landessitte, indem sie den Rücken ihrer Hand küßten, und einer von ihnen, der erste Ariki und Priester von Manewai, mit Namen Moembe, erklärte sich für seinen besondern Freund. (Taf. 16. Abbild.)

Er war ein Mann von etwa funfzig Jahren, klein von Wuchs, häßlich selbst unter den Seinigen, von friedlichem Temperamente, nicht zudringlich und besaß unter seinen ganz rohen Landsleuten fast eine Art Lebensart. Moembe, der der Freund des Capitains d'Urville geworden, besuchte ihn häufig. Er antwortete so gut er konnte auf dessen Fragen, fragte nicht selbst, wartete geduldig auf die Geschenke, die man ihm geben wollte, und empfing dieselben mit Dankbarkeit.

Nero, der Häuptling von Tewai, hatte sich nicht so betragen. Er war ein unersättlicher Bettler, ungefällig, nahm alles wie unzufrieden hin und verlangte immer mehr. Eines Tages wäre es deshalb beinahe zu einem ernsten Auftritte gekommen. Der Capit. d'Urville hatte ihm mit einigen unbewaffneten Officieren einen Besuch zu Tewai gemacht. Der alte Nero empfing die Gäste, umgeben von seinen mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Kriegern, ziemlich mürrisch in dem Hause der Geister. Wie gewöhnlich beklagte er sich sogleich, daß man ihm nichts gäbe, verlangte verschiedene Male Beile und sagte, Pita (Dillon) habe ihm deren viele gegeben. Der französische Commandant entgegnete darauf, wenn er Lebensmittel und besonders Schweine am Bord schicke, solle er Beile erhalten. Er bestimmte sogar, man werde ihm für ein Schwein drei Beile geben, womit Nero zufrieden war. Als aber die Schweine auf sich warten ließen, so wollte der Commandant an Bord zurückkehren, da nahmen indeß die Wilden eine so drohende Haltung an, daß man einsah, es würde unklug seyn, ohne Waffen sich mit ihnen einzulassen. Um ein Unglück zu vermeiden, mußte man nachgeben. Der Capit. d'Urville ging auf den Häuptling zu, bot ihm ein großes Beil und ein Halsband an und sagte, es wäre ein Abschlag für die versprochenen Schweine; dann ging er fort. Ueberrascht und bezaubert von diesem Geschenke, wagte Nero sich nicht zu rühren, und so hatte dieser Hinterhalt keine Folgen. Die versprochenen Schweine kamen nie an.

Die wissenschaftlichen Arbeiten gingen unterdessen ihren Gang fort. Der Naturforscher Gaimard hatte von dem Commandanten die Erlaubniß erhalten, an dem westlichen Theile der Insel allein an's Land zu gehen. Aus Vorsicht gab man ihm dem Engländer Hamilton, der die Sprache der Eingeborenen etwas sprach, als Begleiter mit. Die Bewohner von Rama schienen ganz entzückt zu seyn, diese Fremden zu sehen, zeigten sich aber in den fünf Tagen, welche Gaimard und der Engländer unter ihnen blieben, nicht immer gefällig und gastfrei. Dieser so gefährliche Ausflug hatte übrigens kein nützliches Resultat. Nach fünf Tagen kam der Naturforscher mit einem Fieber zurück, da er alle möglichen Mittel hatte anwenden müssen um sich vor den reizbaren und unruhigen Eingeborenen zu schützen. Er konnte durchaus kein Vertrauen erhalten und man verbot ihm sogar den Eintritt in das Dorf Rama.

In Folge der bereits gemachten Entdeckungen konnte man den Schiffbruch Laperouse's an dieser Küste für bewiesen halten. Der Capit. d'Urville sammelte also seine Reisegefährten, zeigte ihnen die gesammelten Gegenstände und fragte sie über ihre Meinung hinsichtlich des Ursprungs derselben. Sie erklärten einstimmig, daß es nach ihrer Ueberzeugung Trümmer von dem Unglücke Laperouse's wären. Da theilte er ihnen seinen lange entworfenen Plan mit, an Ort und Stelle ihren für die Wissenschaft gestorbenen Landsleuten ein Grabdenkmal zu errichten. Diese Eröffnung

Digitized by Google

wurde mit Begeisterung aufgenommen und Jeder wollte zur Errichtung des Denkmals beitragen.

Da man es zu Palu, dem Schauplatze des Unglücks selbst, nicht errichten konnte, so wählte man als Ort einen Hain von Maagobäumen auf dem Riffe, welches den Ankerplatz von Manewai zum Theil umgiebt. Um den Bau vor der Habsucht der Eingeborenen zu schützen, verwandte man dazu weder Nägel noch Klammern. (Taf. 16. Abbild.)

Am 14. März war das Denkmal beendigt; seine Einweihung fand an demselben Tage in Beisein eines Theils der Mannschaft statt. Ein bewaffnetes Detaschement begrüßte es mit einer dreimaligen Salve, welcher die Kanonen des Schiffes antworteten. Alles war dabei in Trauer. Das Fieber hielt die Hälfte der Mannschaft in den Hängematten und schien die andere Hälfte ebenfalls zu bedrohen. Der Capit. d'Urville erkannte die Gefahr. Obgleich selbst von der Krankheit ergriffen, hatte er doch noch so viel Kraft, um Befehl zum Aufbruche zu geben. Jeder Versuch aber vermehrte die Zahl der Kranken; am 17. März verdoppelte man die Anstrengungen, und wir lassen nun den Capit. d'Urville selbst sprechen.

„Vierzig Mann sind dienstunfähig, und wenn wir diesen Tag (den 17. März) vergehen lassen, ohne weiter zu kommen, so ist es vielleicht morgen unmöglich, Wanikoro zu verlassen. Ich bin deshalb entschlossen, einen letzten Versuch zu wagen. Früh um 6 Uhr fängt man an, die Anker heraufzuwinden und bringt einen nach den andern heraus, eine langweilige und beschwerliche Arbeit, weil sich alles untereinander gewirrt hat und wir nur wenig kräftige Arme besitzen.

„Um 8 Uhr, während wir mit der Arbeit am meisten beschäftigt waren, sah ich mit Erstaunen ein halbes Dutzend Piroguen von Tewai auf uns zukommen, um so mehr, als drei oder vier Bewohner von Manewai, die sich an Bord befanden, keineswegs über diese Annäherung erschreckt zu seyn schienen, obwohl sie mir vor einigen Tagen gesagt hatten, die Bewohner von Tewai wären ihre Todtfeinde. Ich bezeugte ihnen darüber meine Verwunderung, sie begnügten sich aber mit einem zweideutigen Lächeln, sagten, sie hätten Friede gemacht mit den Bewohnern von Tewai und dieselben brächten Cocusnüsse. Ich sah aber bald, daß die Ankommenden nur Bogen und Pfeile beachten. Einige von ihnen stiegen entschlossen an Bord und sahen sich überall um, um sich von der Zahl der Kranken zu überzeugen. Aus ihren teuflischen Blicken sprach deutlich die Schadenfreude. In demselben Augenblicke erzählten mir einige Leute von der Mannschaft, daß zwei von den Leuten von Manewai am Bord seit drei bis vier Tagen sich eben so benommen hätten. Geessien, der seit dem Morgen ihre Bewegungen beobachtete, hatte, wie er glaubte, die Krieger der beiden Stämme an der Küste zusammenkommen und eine lange Unterredung halten sehen.

„Ich glaubte, wir befänden uns in Gefahr und befahl augenblicklich den Wilden, das Schiff zu verlassen und sich in ihre Piroguen zu begeben. Sie hatten die Kühnheit, mich stolz und drohend anzusehen, als wollten sie mich herausfordern, meinen Befehl in Ausführung bringen zu lassen. Ich begnügte mich damit, den gewöhnlich sorgfältig verschlossenen Waffensaal öffnen zu lassen und zeigte ernst den Wilden meine Waffen, während ich mit der andern Hand auf ihre Piroguen deutete. Der Anblick von zwanzig blitzenden Flinten, deren Wirkung sie wohl kannten, schüchterte sie ein und befreite mich von ihrer Gegenwart.

„Unsere Abreise war nun aber noch dringender geworden und ich ermahnte die Mannschaft, ihre Anstrengungen zu verdoppeln. Selbst die Kranken waren, soviel sie vermochten, behilflich und so gelang es uns endlich, den Anker herauszubringen und unsere Reise fortzusetzen."

Dieser Aufenthalt hatte indeß schöne Resultate für die Wissenschaft, es wurden wichtige Beobachtungen gemacht und Gressien entwarf eine sehr genaue und vollständige Karte von der ganzen Insel, so daß Wanikoro jetzt einer der am besten beschriebenen Punkte im stillen Meere ist. Später gab der französische Marineminister dem Herrn le Goarant von der Corvette la Bayonnaise Befehl, nach Tikopia und Wanikoro zu segeln, um den Schiffbruch Laperouse's zu bestätigen, weil man nicht glaubte, daß der Cap. d'Urville schon im Stande seyn werde, die Angaben Dillon's zu benutzen und sich an den Ort des Schiffbruchs zu begeben.

Andere Seefahrer haben ohne Zweifel seit den beiden Expeditionen d'Urville's und le Goarant's Wanikoro besucht.

Kapitel XVI.

Wanikoro. — Geographie. — Sitten.

Die Gruppe Wanikoro, die 1788 Laperouse entdeckte, der diese Ehre so theuer bezahlte, wurde 1791 von Edwards wiedergesehen, der sie die Insel Pitt nannte. Im Mai 1793 kam d'Entrecasteaux, der Laperouse aufsuchen sollte, mit der „Recherche" und der „Esperance" zwölf Stunden an den Küsten vorbei und gab ihr den Namen seines Schiffes. Dann kamen, wie bereits erwähnt, 1823 der Capit. Duperrey mit der „Coquille", hierauf Dillon, dann d'Urville und endlich le Goarant.

Zwei Inseln von ungleicher Größe machen die Gruppe Wanikoro aus und sind von einem Korallen-Riffe von ungefähr 36 Meilen im Umfange umgeben. Der Capit. d'Urville ließ der größern den Namen Recherche und gab der kleinern die Benennung Tewai, wie das vornehmste Dorf auf ihr heißt. Die erstere hat einen Umfang von 30 Meilen, die zweite aber einen von nur 9 Meil. Die Beobachtungen des „Astrolabe" haben die Lage des Hafens von Ocili unter 11° 40′ s. Br. und 164° 32′ östl. L. bestimmt.

Diese beiden Inseln sind auf ihrer ganzen Oberfläche von dem Strande an bis auf die Berggipfel im Innern mit Bäumen bedeckt. Der höchste Punkt der Gruppe, der Berg Kapogo, hat eine Höhe von 2844 Fuß und ist 20 Stunden weit zu sehen.

Außer den beiden Hauptinseln liegen noch zwei Inselchen in der innern Bai, von denen die eine Manewai heißt von dem Volksstamme, der sie bewohnt (Taf. 16. Abbild.), und die kleine Insel Nanunha am nordwestlichen Theile der Gruppe. Keines dieser Inselchen hat mehr als 500 Klaftern im Umfange.

Das Riff, welches die ganze Gruppe umgiebt, ist nur im östlichen Theile in einem Raume von ungefähr 8 Meil. unterbrochen, doch gewähret es in andern Punkten mehr oder minder enge Einfahrten, welche in das Innere führen, wo man bei 30 bis 40 Klaftern Ankergrund findet.

Ein zweites Riff, das aber mit der Küste verbunden ist, zieht sich ganz um die Inseln herum und macht die Landung der Böte beschwerlich. Ocili und Palu sind die einzigen bekannten Punkte, wo ein sandiger Strand die Annäherung an das Land erleichtert.

Eine geringe und armselige Bevölkerung hat diese übrigens fruchtbaren Inseln in Besitz. Die Zahl der Einwohner scheint 1500 Seelen nicht zu übersteigen. Das Innere ist ein ungeheurer und undurchdringlicher Wald, nur die Küsten sind bewohnt. Der Anbau erstreckt sich nie über eine Meile von dem Meere. Das Taro, die Yams, die Bananen und der Kawa sind die Pflanzen, welche die Eingeborenen am sorgfältigsten anbauen.

Die Bewohner von Wanikoro sind im Allgemeinen klein, mager, schwächlich und von ärmlichem Aussehen. Ihre Haut ist schwarz und ihr Gesicht unangenehm. Die außerordentliche Höhe der Stirn und ihr Einfallen an den Schläfen geben diesem Volke ein seltsames und wildes Aussehen. Holzstückchen oder Muscheln, welche in die Scheidewand der Nase gesteckt werden, verschönern die von Natur häßliche Nase nicht. Uebrigens sind sie gewandt und fast alle gesund; man sieht nur einige mit Ausschlag und Geschwüren. (Taf. 16. Abbild.)

Die Frauen sind verhältnißmäßig noch häßlicher als die Männer. So häßlich sie aber auch seyn mögen, sind die Männer doch außerordentlich eifersüchtig auf sie und lassen sie nur höchst ungern die Fremden sehen. Ihre Brüste, die frühzeitig angestrengt werden, hängen gar nicht reizend herab, und als ob die Natur dieses Herabhängen nicht schnell genug bewirke, schnüren die Frauen von Wanikoro ihre Brüste noch mit einer Art Gürtel über der Warze zusammen. (Taf. 17. Abbild.)

Digitized by Google

Die Kleidung der Männer besteht gewöhnlich nur in einem Gürtel aus Hibiscusfaden oder aus geflochtenem Rohr, woran sich ein kleines Zeugstück als Schurz befindet. Die Frauen haben denselben Gürtel, der Schurz aber geht bei ihnen bis an die Knie. Bei großem Staate werden die Haare der Männer und Frauen nach hinten gestrichen und in ein Zeugstück gewikkelt, das hinten wie ein länglicher Sack hinabhängt. (Taf. 16. Abbild.) Männer und Frauen überladen sich die Ohren und bisweilen auch die Nase mit einer ungeheuern Menge von Ringen aus Schildkrötenschale. Sie tragen auch Armbänder, die aus kleinen Stückchen von Muscheln und Cokusnüssen zusammengeflochten sind und denen sie einen großen Werth beilegen.

Die Bewohner von Wanikoro kauen sehr viel Betel, der ihre Lippen und Zähne sehr verstellt. Dazu kauen sie den Kawa oder Piper, denn der Gebrauch desselben als geistiges Getränk ist ihnen völlig unbekannt. Eine kleine ausgeschnitzte Kürbißflasche, die mit einem hölzernen Stöpsel verschlossen wird, enthält den Kalk in sehr feinem Pulver. Die Arecanuß und der Betel befinden sich in zwei kleinen Säcken. Sie kennen die Stichtättowirung, wenden sie aber nur auf dem Rücken an, wo sie Fische, Eidechsen und Wolfszähne abbilden. Uebrigens ist diese Tättowirung auf ihrer schwarzen Haut kaum sichtbar.

Die Nahrungsmittel dieser Insulaner bestehen in Fischen, Schildkröten, Muscheln, Taro, Cokusnüssen, Bananen und einer Art süßer Kartoffeln. Sie haben außerdem zwei Arten Brodbäume, den Inocarpus und den Pandanus, deren Früchte sie genießen; das Arum aber oder Taro, welches sie auf eine besondere Art reiben (Taf. 17. Abbild.), bildet ihr Hauptnahrungsmittel. Zur Zeit des Aufenthalts des „Astrolabe" waren die Schweine daselbst sehr selten und zahmes Geflügel bemerkte man gar nicht.

Ihre Hütten sind 10 bis 20 Fuß lang und 6 bis 10 Fuß breit; das Dach liegt auf drei Reihen Pfählen und geht bis zu 4 oder 5 Fuß vom Boden herab. Grobe Decken aus Cocusblättern bilden das Dach und die Wände der Hütte; an dem einen Ende befindet sich eine Thüre und in der Mitte ein vierseitiger Herd. Auf kleine Erhöhungen in den Winkeln legt man das Hausgeräthe.

Gewisse hübsche geräumige und besser gebaute Hütten heißen Häuser der Atuas und dienen als Arsenal, als Rathsaal und Tempel. (Taf. 17. Abbild.) Mehrere sind mit Bogen und Pfeilen versehen, und rundherumgehende Erhöhungen dienen den Insulanern als Feldbetten.

Ihre Piroguen haben eine sehr plumpe Form. Am häufigsten ist es ein einfacher, fast runder, innen ausgehöhlter Baumstamm, gerade so breit, daß die Füße der Insulaner hineingehen; oft ist auch dieser Spalt mit Brettchen bedeckt, damit kein Wasser hineindringe. Diese Piroguen haben Leitstaagen und ein dreieckiges außerordentlich hohes Segel. (Taf. 15. Abbild.) Uebrigens stehen die Eingeborenen in Hinsicht der Schifffahrt ihren Nachbarn, den Polynesiern, sehr nach.

Bis jetzt hat man nichts Bestimmtes über die Religion dieser Insulaner erfahren, doch weiß man, daß sie eine haben. Es muß eine Art Fetischismus seyn, weil der alte Moembe, der Priester von Manewai, den der Capit. d'Urville aufforderte, ihm seine Atuas, Kubo und Banie, zu zeigen, ihn in eine armselige Hütte führte und ihm als den ersten Atua ein Landkrabbenloch und als den zweiten ein Erdnest zeigte, das von Insekten von der Bienen- oder Ameisenart gebildet war. Als d'Urville diesen seltsamen Gottheiten seine Opfergaben dargebracht hatte, sagte der fromme Moembe an jede ein langes Gebet her, nahm dann die Opfergaben, wickelte sie sorgfältig ein und trug sie in sein Haus. Zu gleicher Zeit bezeichnete Moembe als den Aufenthalt eines noch mächtigern Gottes die Spitze des Berges Kapogo, und besonders einen weißlichen und nackten Felsen, von welchem das Regenwasser herabstürzte.

Es ist immer geleugnet worden, daß die Bewohner von Wanikoro Menschenfresser wären, sie haben aber gestanden, daß sie die im Kampfe getödteten Männer im Meere weichen ließen, um dann das Fleisch von den Knochen zu trennen. Sie heben auch die Schädel als Siegeszeichen auf und machen aus den Knochen die scharfen Spitzen ihrer Pfeile. Man sagt, diese Pfeile verursachten tödtliche Wunden, während es mit gewöhnlichen Pfeilen nicht der Fall sey; das läßt sich aber sehr bestreiten und die Versuche, welche am Bord des „Astrolabe" und des „Research" gemacht wurden, bestätigten es nicht.

Die Sprache von Wanikoro unterscheidet sich wesentlich von den polynesischen Dialecten, obgleich sie mit den letztern viele Ausdrücke gemein hat. Uebrigens giebt es auf Wanikoro selbst mehrere Idiome, welche, wie sich Gaimard überzeugte, bei jedem Volksstamme und in jedem Landestheile von einander verschieden sind. Diese ziemlich wohlklingende Sprache hat nichts Unangenehmes. Die Eingeborenen scheinen eine besondere Anlage für Sprachen zu haben und sie sprechen die europäischen Wörter besser aus, als irgend ein anderes polynesisches Volk.

Die wenigen Bewohner von Wanikoro sind in acht Dörfer vertheilt, von welchen jedes aus 30 bis 40 Hütten besteht. Auf Recherche erwähnt man: Mambili, Manu, Nama, Palu und Tanema; auf Tewai: Wanikoro und Tewai, und endlich auf der kleinen Insel Manewai das Dörfchen gleichen Namens. Sonst gab es auch ein Dorf zu Ocili, es ist aber ganz zerstört. Ein jeder dieser Volksstämme hat einen Häuptling oder Aligui, dessen Pflichten und Vorrechte aber schwer zu ermitteln sind. Der Capit. d'Urville erfuhr dies, daß bei einem Kriege die Häuptlinge immer neutral blieben und niemals Feinde würden. Wenn dies wahr ist, so würde diese Sitte in einem rohen Lande für unsere civilisirten Königreiche zur Nachahmung dienen können, wo die Könige bisweilen kriegslustig sind, wenn es die Völker durchaus nicht sind.

Die Erzeugnisse dieser Insel sind dieselben, wie in den übrigen Oceanien, aber schon zeigt sich mehr die asiatische Natur und kommt zum Vorschein. Der Capit. Dillon fand hier die Mango. Von Vögeln giebt es mehrere Arten, von Fischen wimmelt es und die Riffe nähren eine Menge Mollusken, von denen einige unbekannte und merkwürdige in der Reise des „Astrolabe" beschrieben worden sind.

Kapitel XVII.

Die Insel Nitendi oder Santa Cruz. — Die Inseln Tupua, Mindana, Duff und Taumako.

Der „Oceanier", der aus den Gewässern von Wanikoro vertrieben war, hatte, wie man gesehen, am 18. Juni an der Insel Nitendi Anker geworfen. Rechts und links in der Bai, in welche wir eingefahren waren, zeigten sich volkreiche und beträchtliche Dörfer, und schon sah man von verschiedenen Punkten der Küste Piroguen abstoßen und nach uns zukommen. Nicht alle erreichten uns, denn es war ein ungeheurer großes Wasserbecken, und wir zogen die Segel erst ein als der Anker festfaß. Kaum aber stand das Schiff, als sich Hunderte von Fahrzeugen an demselben befanden, die alle in zwei Dörfer gehörten, welche an dem uns gegenüberliegenden Theile der Küste lagen. Jedes dieser Fahrzeuge trug 3 bis 5 mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Männer, welche an den Umgang mit Europäern gewöhnt zu seyn schienen. Obgleich sie einen fürchterlichen Lärm machten, so betrugen sie sich doch ziemlich friedlich und ehrlich. Einige brachten Lebensmittel, Cokusnüsse, Yams, eine Art Gurken, Spondias, große Tauben, anderes Geflügel und einige wenige Schweine. Da wir seit Tonga Tabu keine Lebensmittel eingenommen hatten, so fingen sie an, am Bord des „Oceaniers" zu mangeln. Wir benutzten diese Gelegenheit, um neue Vorräthe zu kaufen, obgleich ihre Preise in keinem Verhältnisse mit denen standen, welche wir in den polynesischen Inseln bezahlt hatten. Jedes Schwein z. B., wenn es auch klein war, kostete nicht weniger als ein Beil.

Außer diesen frischen Lebensmitteln brauchte Pendleton auch Holz und Wasser und er hätte sich diese Bedürfnisse gern an diesen Inseln verschafft. Er suchte deshalb mit einigen Häuptlingen in Unterhandlung zu treten, aber er erschöpfte vergebens seinen Vorrath an oceanischen Wörtern; keiner der anwesenden Wilden verstand ihn. Er wollte bereits diese unnützen Versuche aufgeben, als er in einer der Piroguen einen Mann von minder dunkler

Digitized by Google

Farbe als die andern bemerkte, dessen Gesichtsbildung sich von der der Uebrigen wesentlich unterschied. Pendleton forderte ihn auf, an Bord zu kommen, sprach mit ihm und erfuhr, daß er von Tikopia stamme, Fataku heiße und durch einen Schiffbruch an die Küste von Nitendi geworfen worden sey.

Dieser Mann war ein gefundener Dolmetscher und Pendleton bediente sich seiner. Da ihm der Capitain den Wunsch andeutete, mit einem Häuptlinge zu sprechen, so zeigte ihm der Tikopier einen ziemlich freundlich aussehenden alten Mann, der auf den ersten Wink ohne Zögern am Bord kam. Ein Beil, ein Stück rothen Zeugs und einige kleine Gegenstände brachten den Mann vor Freude außer sich; er zeigte in seinem Glücke diese Geschenke den Leuten in den Piroguen und stand da wie ein Triumphator. Nachdem er sich so des Besitzes dieser Gegenstände gefreut hatte, dachte er indeß auch daran, etwas dagegen zu geben, und ließ Pendleton fragen, was er dafür erwarte. Der tikopische Dolmetscher sagte dem Häuptlinge, das Schiff brauche Wasser und Holz, worauf der letztere antwortete, in seinem Dorfe Mambo werde man dies alles finden. Dieses Dorf lag an der östlichen Seite der Bucht. Um noch deutlichere Beweise von seinem guten Willen zu geben, verlangte der Häuptling, welcher Lamoa hieß, man solle das Schiff sogleich dahin führen, aber man mußte sich erst überzeugen, ob dies auch mit Sicherheit geschehen könne.

Deshalb wurde beschlossen, der Häuptling solle diesen Abend zurückkehren, den andern Tag aber wiederkommen, um die beiden Böte zu führen, welche sich nach Mambo begeben sollten. Als man darüber einig geworden war, ging der Häuptling fort und man konnte ihm mit dem Auge folgen in dem Augenblicke, wo er an's Land stieg, und sehen, wie er den am Strande versammelten Eingeborenen die erhaltenen Geschenke mit eitler Freude zeigte. Der Wilde hatte übrigens sehr wohl verstanden, was Pendleton von ihm wollte, er wußte, daß eine freundschaftliche Verbindung von nun an zwischen ihm und dem Capitain stattfinde und er war sogleich nach der polynesischen Weise in den Austausch der Namen eingegangen. So nannte er den Amerikaner Lamoa, während er selbst Pendleton hieß.

Die Piroguen, welche mit Sonnenuntergange verschwunden waren, kamen wieder an das Schiff, sobald der Morgen graute. Diesmal waren sie mit einigen, aber nur wenigen, Lebensmitteln beladen, was zu beweisen schien, daß die Insel nicht so fruchtbar sey als sie aussah, oder daß sie nicht mehr hervorbringe als die Bewohner brauchten. Der Freund des „Oceaniers", der Häuptling Lamoa, war einer der ersten am Bord und brachte einen seiner Söhne mit. Er bot Pendleton für die Geschenke vom vorigen Tage Yams, süße Pataten und Arekanüsse an, aber alles nur in geringer Menge. Nachdem er sein Geschenk abgegeben hatte, stieg er in eines der Böte und sein Sohn in das andere. Ich erhielt die Erlaubniß, mitzufahren; es konnte sich mir keine bessere Gelegenheit darbieten, eine bis jetzt so selten besuchte Insel zu sehen.

Früh um 7 Uhr verließen wir das Schiff und eine Stunde später befanden wir uns vor Mambo. Eine oberflächliche Untersuchung schon lehrte den Lieutenant Raindow, daß der „Oceanier" nicht ohne die größte Gefahr hierher gebracht werden könne. Es war ein offener Strand und in der Mitte mündete ein kleiner Fluß aus. Die Böte fuhren einige hundert Klaftern weit auf ihm hinauf. Seine Breite betrug 10 Fuß und seine Tiefe 3 Fuß; das Wasser war ganz süß.

Man füllte in der Eile einige Fässer, und während der Zeit konnte ich einen kleinen Ausflug nach dem Dorfe machen. Unser Freund Lamoa wollte anfänglich nicht einwilligen, aber ich bediente mich bei ihm des einzigen Grundes, welcher Eindruck auf ihn machte: ich gab ihm nämlich einige Halsbänder von Glasperlen. Diesem Geschenke konnte er nicht widerstehen und er trug seinem Sohne auf, mich nach Mambo zu begleiten.

Mambo war ein Dorf von 40 großen bequemen Hütten, mit einer Thüre an jeder Seite, umgeben mit Mauern von 4 bis 5 Fuß Höhe und einer sehr ungleichen Dicke. Diese Mauer war eine Art Verschanzung und jede Hütte konnte durch sie eine Feste werden. Durch eine halbgeöffnete Thüre warf ich einen Blick in eine dieser Hütten hinein und sah, daß sie mit Decken versehen war, selbst auf dem Fußboden, und daß ein Feuer auf einem Herde in der Mitte brannte. Die Eingeborenen des Dorfes beliefen sich auf 60 bis 80. Sie waren reinlich und kräftig und hatten das gesunde Aussehen, welches eine hinreichende und gesunde Nahrung verräth. Keiner aber kam mir mit jener gastfreundlichen Höflichkeit entgegen, welche ich so oft bei den Polynesiern gefunden hatte. Diese dagegen schienen mich mit einer Art Argwohn und Mißtrauen zu betrachten und selbst auf den Sohn Lamoa's einen Theil ihres Mißfallens zu übertragen, indem sie ihm vorwarfen, wenn auch nur mit dem Blicke, mich in die Geheimnisse ihrer Wohnungen eingeweiht zu haben. Der junge Mann bestand deshalb auch nicht auf seinem Amte eines Führers. Nach einer Stunde führte er mich nach den Böten zurück und deutete mir ziemlich bestimmt an, daß ich genug gesehen habe. Bei diesem flüchtigen Ausfluge hatte ich einige Frauen bemerkt, ziemlich hübsche Geschöpfe, trotz ihrer Rußfarbe und trotz dem, daß der Gebrauch des Betels und Kalks ihrem Mund verunstaltete. Statt aller Bekleidung hatten sie nur einen Schurz, der von dem Gürtel bis zu den Knien ging und ein grobes Zeugstück, das ihren Kopf und ihre Schultern bedeckte. Auch die Männer brauchen den Betel in solchem Uebermaße, daß ihre Zähne ganz verunstaltet werden. Gegen 2 Uhr Nachmittags kamen wir an Bord zurück, wo uns Pendleton mit Ungeduld erwartete. Der Umstand, daß er vor Mambo nicht ankern konnte, war ihm um so unangenehmer, als die benachbarten Dörfer sehr wenig Lebensmittel lieferten und die Eingeborenen bereits anfingen, eine gefährliche Unruhe zu zeigen.

Unter den Episoden, welche während dieses Aufenthalts vorkamen, befindet sich eine, die zu charakteristisch ist, als daß sie übergangen werden könnte. Sie wird überdies zeigen, welchen Einfluß die Priester auf die Eingeborenen haben und durch welche unglaublichen Betrügereien sie denselben erlangten und ihn erhalten. Unter den an das Schiff gekommenen Wilden befand sich einer dieser Priester, den man kaum bemerkt hatte, als Lamoa verlangte, man solle ihn auf das Verdeck lassen, weil er Priester und Zauberer sey und im Nothfalle von dem Geiste inspirirt werde. Wegen dieser verschiedenen natürlichen oder übernatürlichen Eigenschaften galt dieser Mann in dem Lande für eine höchst wichtige Person. Pendleton schlug das Verlangen nicht ab, sondern gab Befehl den Priester an Bord zu lassen, ja er wollte ihm einige Geschenke machen, aber der Priester kam ihm zuvor und beschäftigte sich mit dringenderen Angelegenheiten. Die Hauptsache für ihn war, auf der Stelle einen Beweis von seiner Zauberkunst zu geben; deshalb war er gekommen, nicht um Geschenke anzunehmen. Kaum befand er sich auf dem Verdecke, so legte er einen Sack ab, den er auf den Schultern getragen hatte, dann fing er an, wie ein Besessener zu gestikuliren, zu reden, zu lachen, zu schreien; der Geist fing an, ihn zu inspiriren. Die Eingeborenen, welche ihn umgaben, betrachteten ihn mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit und die Piroguen trieben die Achtung so weit, daß sie sich von dem Schiffe entfernten, um den Besuch des Geistes nicht zu stören. Die Pirogue der Priesters allein hatte das Vorrecht, da zu bleiben. Während so der Hauptacteur seine Rolle spielte, stiegen seine beiden in dem Fahrzeuge gebliebenen Gefährten ebenfalls auf das Schiff, um zu verschiedenen Malen zu erklären, es müsse ihm ein Beil gegeben werden. Pendleton that es und fügte noch einige Glasperlenhalsbänder hinzu. Der Priester schien sich um diese Geschenke wenig zu kümmern, entweder weil noch etwas Besseres erwartete, oder weil er die Comödie zu Ende spielen wollte. Er fuhr fort zu blasen, zu schreien und zu schäumen; der Gott quälte ihn mehr als jemals. Als endlich die Grimassen, das Geheul und die Verdrehungen eine halbe Stunde gedauert hatten, beendigte er den Auftritt mit einem langen gellenden Schrei. Es war der Gott, der sich entfernte. Darauf raffte der Besessene in aller Eile das zusammen, was man vor ihn hingelegt hatte, Beile und Halsbänder, steckte es in seinen Sack, sprang gewandt in seine Pirogue und ruderte nach dem Lande zu, stieß aber dabei noch immer ohrzerreißende Töne aus. Wir blieben lange ganz verwundert über diesen Besuch. Was wollte dieser Mann? hatte er alle diese Grimassen nur gemacht, um uns ein Geschenk zu entreißen, oder hatte er eine andere Absicht?

Digitized by Google

Wir konnten uns nicht Rechenschaft davon geben. Weder Fataku noch Lamoa, die wir befragten, konnten oder wollten uns Antwort geben. Sie sagten uns bloß, er sey ein sehr einflußreicher Priester und wir hätten gut daran gethan, ihm einige Geschenke nach seinem Geschmacke zu geben.

Am folgenden Tage fuhren die beiden Boote noch einmal nach Mambo. Diesmal wollte ich weiter gehen als das erste Mal, und besonders eine herrliche Quelle besuchen, welche nicht weit von der Küste unter Felsen hervorsprudelte. Diese Quelle scheint dieselbe zu seyn, von welcher in der Erzählung des Spaniers Mindana die Rede ist. Mein Plan hatte alles berücksichtigt. Da ich die Schwäche Lamoa's kannte, so hatte ich ihn durch ein prächtiges Halsband gewonnen. Er war ganz mein und würde die Insel zur Empörung gebracht haben, hätte er mir einen Gefallen damit thun können. Kaum hatten wir den Fuß an's Land gesetzt, als er selbst vor mir her ging, um mich nach dem Orte zu führen, den ich zu meinen Untersuchungen bestimmt hatte. Alles ging gut, als ich etwa 100 Schritte im Lande jenen Priester von gestern ankommen sah, der seine Grimassen von neuem begann und mir förmlich den Weg vertrat. Vergebens wollte ich auch ihn durch Geschenke besänftigen und mittelst eines Zolles die Erlaubniß zur Weiterreise mir erkaufen, der Besessene hörte auf nichts, er spielte seine Rolle bis zu Ende. Da drang Lamoa selbst in mich, dem Gebote eines Mannes zu gehorchen, mit dem er vielleicht vorher diese alberne Comödie verabredet hatte. Da ich dennoch auf meinem Vorsatze bestand, so entfernte er sich und ließ mich bei dem Priester und einigen zwanzig flinken und kräftigen Eingeborenen, welche sein Geschrei herbeigerufen hatte. Diese Männer, die keine Ursache hatten, einen Europäer zu schonen, fingen bereits an, mich mit wildem Blicke anzusehen und mit drohender Geberde auf ihre Bogen zu schlagen. Ich verstand, was sie sagen wollten und entschied mich, eine Partie aufzugeben, die ich nicht durchführen konnte. Als ich zu den Matrosen zurück kam, welche die Wasserfässer füllten, rettete ich mich in eines der Böte und hatte nichts Merkwürdiges an dieser Küste gesehen, welche mehr als zwanzig bereits besuchten glich.

In dem Augenblicke, als wir an das Schiff kamen, schickte sich Pendleton an, wieder unter Segel zu gehen. Der Wind wehte aus der Bucht heraus und unterstützte so unsere Abfahrt. Er war übrigens sehr erfreut, schnell aus einem nicht eben sicheren Hafen zu kommen und eine wilde habsüchtige Völkerschaft zu verlassen, welche nur durch unsere Kanonen in Respect gehalten wurde.

Ritendi, oder Indendi, oder Indeni, der einheimische Name, welchen die Seefahrer verschieden aufgefaßt haben, wurde am 7. Septbr. 1595 von Mindana entdeckt. Dieser spanische General war von Peru abgeschickt worden, um eine Colonie auf den Salomons Inseln anzulegen, die er bei seiner ersten Reise im Jahre 1568 entdeckt hatte. In der Nacht vom 8. Septbr. trennte sich vor Ritendi das Admiralschiff von den übrigen und verunglückte wahrscheinlich an einer benachbarten Insel, denn man hat seitdem nichts wieder von ihm gehört.

Am 9. Septbr. sahen sich die drei andern Schiffe, welche in der Bai Graciosa ankerten, von einer Menge Piroguen umgeben. Die Eingeborenen auf denselben fuhren schreiend und die Hände bewegend vor den Schiffen hin. Einige waren braun und andere ganz schwarz. Ihr lockiges Haar hatten sie mit verschiedenen Farben gefärbt, weiß, roth oder gelb, statt aller Kleidung trugen sie einen Schurz von seinem Zeuge. Das Gesicht und die Arme waren glänzend schwarz mit verschiedenartigen Streifen; an den Armen und den Füßen hatten sie Bänder von verschiedener Art. Ihre Waffen waren der Bogen, Pfeile mit scharfen Knochen oder in Feuer gehärteten Spitzen, Keulen von sehr schwerem Holze und Lanzen mit einer dreifachen Spitze von Stein. Einige trugen eine Art aus Palmenblättern geflochtener Tornister, in welchen sie ihre Lebensmittel hatten.

Im Anfange glaubte Mindana in diesen Wilden die Eingeborenen der Salomons Inseln zu erkennen. Erst als er sie in der Sprache jener Insulaner anreden wollte, bemerkte er seinen Irrthum. Die Wilden untersuchten lange das Schiff, ohne daß sich einer auf das Verdeck gewagt hätte, obgleich sie wiederholt und freundschaftlichst dazu aufgefordert wurden. Nachdem sie sich unter einander berathen hatten, ergriffen sie plötzlich ihre Waffen. Der vornehmste Häuptling war ein magerer, fleischloser Greis, dessen Befehlen das Volk mit der größten Bereitwilligkeit zu gehorchen schien. Mit einem allgemeinen Schrei, der sich in den Piroguen erhob, warfen sie auf die Flotte einen Hagel von Pfeilen, die aber Niemanden verwundeten.

Die Spanier antworteten mit Schießgewehr, wodurch ein Wilder getödtet, ein anderer verwundet und die übrigen in die größte Bestürzung versetzt wurden. Sie entflohen in aller Eile. Nach diesem Scharmützel ankerten die drei Schiffe am Eingange einer nicht sehr tiefen Bucht. Eins derselben trieb bei Veränderung der Fluth auf seinen Ankern und kam erst wieder auf die hohe See, nachdem es beinahe verunglückt war.

Mindana, der den ganzen folgenden Tag nach einem Hafen gesucht hatte, fand einen ziemlich günstigen vor einem Dorfe und neben einem Flusse. Er setzte sogleich einen Unterofficier mit zwölf Soldaten an's Land, aber die Eingeborenen griffen diesen kleinen Posten mit solcher Heftigkeit an, daß die Spanier hinter einer Hütte sich verschanzen mußten und hier ohne Zweifel überwältigt worden wären, wenn nicht ein Boot, das eilig von den Schiffen ankam, sie aus der Verlegenheit gezogen hätte. Den folgenden Tag zeigte sich ein noch besserer Ankerplatz bei einem Flusse und vor mehrern Dörfern, die an der Küste beisammenlagen. Dieser Aufenthalt schien friedlicher und ruhiger werden zu wollen und Abends konnte man statt des Waffengeräusches am Strande das wilde Orchester hören, das aus einer Trommel und zwei Stöcken bestand und den Takt eines Tanzes erkennen, mit dem sich lautes Geschrei und fröhliche Gesänge vermischten.

Die Eingeborenen, welche an die Schiffe kamen, hatten sich den Kopf und die Hände mit rothen Blumen geschmückt. Auf die wiederholte Einladung der Spanier entschlossen sich einige, ohne Waffen auf das Verdeck zu kommen. Unter ihnen befand sich ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mehr von der Sonne verbrannt als schwarz, mager, mit weißen Haaren, mit blauen, rothen und gelben Federn auf dem Kopfe und mit einem Bogen und Pfeilen, die sich in Knochenspitzen endigten. Neben ihm gingen zwei Männer, welche Häuptlinge zu seyn schienen, wenn gleich von niedrigerm Range. Uebrigens zeigte der Schmuck des Alten und die Haltung derer, die ihn umgaben, daß sein Rang und Einfluß die höchsten seyen. Sobald er auf das Verdeck gestiegen war, fragte er durch Zeichen, wo der Häuptling der Fremden sey, und als der General mit offenen Armen auf ihm zukam, erklärte er, er heiße Malope. Darauf antwortete der spanische Capitain, er heiße Mindana, und trug den Wilden an, seinen Namen mit ihm zu tauschen, was dieser voll Freude annahm. Einmal im Besitze seines eingetauschten Namens, schien er darauf sehr eifersüchtig zu seyn. Wenn man ihn Malope nannte, so zeigte er mit dem Finger auf den General und setzte hinzu, er heiße von nun an Mindana. Im Verlaufe des Gespräches sagte er den Spaniern, daß man ihn auch noch Taurike nenne, ein Wort, das, wie diese glaubten, dios seine Würde bezeichnete.

Nach diesen ersten Höflichkeitsformeln kam man zu ernstern Artigkeiten. Mindana machte den Häuptlingen und die Mannschaft den andern Eingeborenen einige Geschenke. Diese Geschenke bestanden in Federn, Schellen, Glasperlen und einigen Zeugstücken. Die Wilden hingen alles dies an ihren Hals und wiederholten, indem sie es empfingen, das Wort Amigos (Freunde), welches die Spanier sie zu lehren suchten, und umarmten die Soldaten und Matrosen zu wiederholten Malen. Man konnte mit ihnen machen was man wollte, man rasirte ihnen den Kopf, man schnitt ihnen die Nägel an den Fingern und Zehen ab, was ihnen viel Spaß machte, und brachte sie auf den Wunsch, zu diesem Zwecke Rasirmesser und Scheeren zu haben. Erstaunt über die ganz verschiedene Farbe der europäischen Kleidung, glaubten sie erst, sie gehöre zu dem Körper, und als man ihnen zeigte, daß die Kleidungsstücke ausgezogen werden könnten, machten sie eine Menge seltsame Verzerrungen, um ihr Erstaunen zu erkennen zu geben.

Digitized by Google

„Die Sache dauerte vier Tage," sagt der Verfasser dieses Berichts, „in denen sie uns Lebensmittel brachten. Malope kam oft und schien auf unsere Freundschaft stolz zu seyn. Eines Tages aber kam er mit 60 Pirogen, in denen man Waffen versteckt hatte. Er bestieg die vorzüglichste, entfloh aber, als er einen Soldaten zufällig eine Flinte ergreifen sah, in aller Eile nach dem Lande, ohne daß man ihn zurückhalten konnte. Die Seinigen empfingen ihn an der Küste mit großen Freudenbezeugungen. Sie schienen sich untereinander zu berathen und an demselben Abende trachten sie alle ihre Habseligkeiten aus den Häusern in der Nähe des Hafens weg. Die ganze Nacht sah man Feuer an der andern Seite der Bucht, die Pirogen fuhren von einem Dorfe zum andern hin und her, als wenn sie sich zu etwas vorbereiteten. Am Morgen gerieth die Mannschaft, welche am Ufer Wasser holen sollte, in einen Hinterhalt der Indianer, welche sie mit Pfeilen verfolgten. Man gab von den Schiffen Feuer auf sie, um sie zum Rückzuge zu nöthigen. Nachdem die Verwundeten verbunden waren, schickte der General einen Officier mit dreißig Mann ab, um alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Die Indianer widersetzten sich und flohen erst, als man ihnen fünf Mann getödtet hatte. Wir verloren Niemanden dabei. Man verbrannte ihnen einige Pirogen und einige Häuser und hieb die Palmen in der Umgegend nieder. Der Capitain Don Lorenzo wurde mit der Fregatte abgeschickt, um das Admiralschiff aufzusuchen, und der bereits erwähnte Officier sollte ein indianisches Dorf angreifen. Man wollte so versuchen, ob man durch ein geringes Uebel ein größeres verhindern könne. Die Indianer erwarteten dies nicht. Sieben von ihnen, die in den Häusern überrascht wurden, welche man angezündet hatte, stürzten sich, nach tapferer Vertheidigung, mitten unter die Unserigen, unbekümmert um ihr Leben, und kamen alle um, mit Ausnahme eines Einzigen, der bei der Flucht verwundet wurde. Der Officier kam mit seinen Leuten und zwei Verwundeten zurück. Das Dorf gehörte Malope, der Abends an die Küste kam, sich auf die Brust schlug, den General bei seinem Namen Malope rief und sich selbst Mindana nannte. Er gab durch Zeichen zu verstehen, daß er ungerecht behandelt werde, nicht seine Leute hätten die unserigen angegriffen, sondern andere Indianer, welche an der andern Seite der Bucht wohnten. Indem er seinen Bogen spannte, gab er uns zu verstehen, daß er sich uns anschließen würde, um sich zu rächen, wenn wir es wollten. Der General gab ihm einige Genugthuung und man wiederholte von beiden Seiten neue Freundschaftsversicherungen."

Am 21. Septbr. nahm die Flotte einen bessern Standpunkt in der nämlichen Bucht. Lorenzo, welcher das verlorene Schiff suchen sollte, hatte nichts gefunden, aber als er an der Insel hinfuhr, an der nördlichen Seite eine Bucht bemerkt, welche volkreicher und fruchtbarer zu seyn schien, als die Länderrien, die man bis dahin gesehen. Außerdem hatte er 8 Stunden südwestlich von Nitendi eine Insel von 8 Stunden im Umfange (Tupua ohne Zweifel) und 10 Stunden in Nordwesten drei andere Inseln entdeckt, welche von einem Volke von hellerer Farbe bewohnt würden, mit Cokuspalmen bedeckt seyen und von so vielen Riffen vertheidigt würden, daß man nur die Enden davon sehen könne. Diese letztern mußten die Inseln Mindana seyn.

Nach der Rückkehr Lorenzo's ankerte das Geschwader in der nördlichen Bucht. Die ganze erste Nacht hindurch hörte man die Wilden laut lachen und sehr deutlich das Wort Amigos aussprechen. Aber kaum war der Tag angebrochen, so fingen die angeblichen Freunde an, Wurfspieße und Steine zu schleudern. Da sie uns nicht erreichten, so stürzten sie sich fast alle ins Wasser und ergriffen die Bojen, zogen unter großem Geschrei daran und hofften wahrscheinlich, das Schiff an das Land ziehen zu können. Um sie daran zu verhindern, schickte man die Schaluppe gegen sie, welche sie lebhaft angriff. Trotz ihren schlechtern Waffen vertheidigten sie sich tapfer, verwundeten zwei Spanier und zogen sich erst dann zurück, als sie drei Insulaner hatten fallen sehen. Die Küste war so gereinigt und die Spanier arbeiteten an ihrer Niederlassung.

Das gute Vernehmen wurde indeß zwischen den Fremden und den Eingeborenen nicht wieder hergestellt und die Sache kam so weit, daß die Spanier den Häuptling Malope verrätherisch umbrachten. Von diesem Augenblicke an hörte jede freundschaftliche Verbindung auf und die Wilden dachten an nichts als an Rache. Um die Verlegenheit noch zu steigern, brach eine Empörung unter den an's Land gesetzten Ansiedlern selbst aus und die Officiere lehnten sich gegen ihre Obern auf. Mindana mußte ein strenges Beispiel geben und ließ zweien der Unruhstifter den Kopf abschlagen und einen dritten hängen. Aber diese Handlungen der Strenge erschütterten seine bereits geschwächte Gesundheit gänzlich. Er unterlag und seine Wittwe, Donna Isabella de Bitretot, welche den Befehl über das Geschwader übernommen hatte, verließ nach einem 69tägigen Aufenthalte in diesen Häfen diese verderbliche Insel Nitendi, welche man damals Santa Cruz nannte.

Von diesem unglücklichen Niederlassungsversuche scheint auf der Insel nichts übrig geblieben zu seyn, als etwa einige spanische Worte, welche man später in dem Munde der Eingeborenen gehört hat. Nach Mindana wurde die Insel Santa Cruz so zu sagen vergessen, bis der Engländer Carteret sie von neuem besuchte. Dies geschah am 12. Aug. 1767. Die Mannschaft Carteret's litt damals an Krankheit und Entbehrungen aller Art; sein Schiff, das schreckliche Stürme ausgehalten hatte, ließ sich nur mit Mühe noch brauchen; es hatte sich überdies ein Leck fast gerade über der Wasserspur gezeigt. Nur ein Aufenthalt in einem Hafen konnte diese Expedition retten und ihr Zeit geben, den Schaden auszubessern.

Carteret ankerte zuerst an dem nordöstlichen Theile von Nitendi, dann aber begab er sich, da ihm der Ort nicht günstig zu seyn schien, an den nördlichen Theil, wo er unter Segel blieb und ein Boot mit funfzehn Bewaffneten abschickte, um sich vorläufig zu orientiren. Der Officier auf diesem Boote hatte Befehl, sich zuerst eines Ankerplatzes zu versicheren und dann zu versuchen, Verbindungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen und gegen Geschenke einige Lebensmittel einzutauschen. Uebrigens war ihm streng geboten, immer den besten Theil seiner Mannschaft zu behalten und nur zwei Mann auf einmal an das Land gehen zu lassen.

Dieses erste Fahrzeug war kaum abgegangen, als sich an der andern Seite der Küste Eingeborne zeigten und durch Zeichen zu erkennen gaben, man solle zu ihnen kommen. Carteret schickte ein zweites Boot unter den Befehlen des Lieutenant ab, der aber, da er mit Pfeilen angegriffen wurde, fast sogleich zurückkehren mußte. Von dieser Aufnahme konnte man wohl auf jene schließen, welche der andere Officier mit seinen Leuten erfahren haben würde. Wirklich war kaum eine Stunde vergangen, als sie nach einem heftigen Angriffe zurückkamen. Der Officier hatte drei Pfeile im Körper und mehrere Matrosen waren mehr oder minder schwer verwundet. Die Sache war so zugegangen:

Zwei oder drei Stunden westlich von dem Orte, wo das Schiff lag, hatte der Officier einige Wohnungen bemerkt, in denen sich eine kleine Anzahl Eingeborener aufhielt. Gegen den erhaltenen Befehl glaubte er mit einigen Bewaffneten landen zu können. Im Anfange flohen die erschrockenen Insulaner, kamen aber, durch Geschenke beruhigt, wieder zurück. Man verlangte von ihnen Cokusnüsse und sie brachten einige nebst gebratenem Fisch und einigen gekochten Yams. Durch diese scheinbare Freundschafe verleitet, ging der Officier mit seinen Leuten bis zu den Häusern, die einige Klaftern von dem Meeresrande standen. Man empfing sie hier vortrefflich, überschüttete sie mit Freundschaftsbetheuerungen und bot ihnen von neuem Lebensmittel. Alles ging gut, die vollkommenste Harmonie schien sich zu befestigen, als es dem Officier einfiel, durch einen seiner Leute eine Cokuspalme niederhauen zu lassen. Vergebens sprachen die Insulaner ihr Mißfallen darüber aus, der Engländer bestand auf seinem Vorsatze. Die Wilden rächten sich wegen dieser Hartnäckigkeit anfänglich nicht gewaltthätig, sie entfernten sich blos alle, mit Ausnahme eines Einzigen, der einige Gewalt über die andern zu haben schien. Die Eingeborenen versammelten sich in der Umgegend und man konnte sie durch die Waldung hindurch bemerken. Ein Matrose machte den Officier darauf aufmerksam, der sich damit begnügte, ein Pistol in die Luft abzuschießen. Bei diesem Knalle verließ auch der wilde Häuptling den Ort und ging zu seinen Landsleuten.

Digitized by Google

Statt dieses Ufer zu verlassen, wo sich ein Wiedervergeltungsplan entwickelte, verlor der Officier eine kostbare Zeit und verspätigte sich so, daß in dem Augenblicke, als er wieder an sein Fahrzeug kam, die Insulaner in zahlreichen Schaaren und bewaffnet erschienen; ein Theil von ihnen wendete sich nach dem Boote zu, der andere nach den Europäern.

Diese Wilden, der Zahl nach 3—400, hatten als Waffen 6 Fuß lange Bogen und 4 Fuß lange Pfeile. Sie schossen in einer gewissen Ordnung alle auf einmal, wie Soldaten bei einem Rottenfeuer. Die Lage war kritisch und der Officier suchte sich durch kräftige Vertheidigung daraus zu befreien. Um sich einen Weg nach dem Boote hin zu bahnen, ließ er Feuer auf die Eingeborenen geben, von denen Mehrere todt oder verwundet stürzten. Statt vor den Flintenschüssen zurückzuweichen, fuhren die Wilden fort, ihre Pfeile mit derselben Ordnung und eben so richtig abzuschießen. Es gelang zwar den Engländern, ihr Fahrzeug zu erreichen, da sie aber den kleinen Anker nicht sogleich herausbekommen konnten, wurde die Hälfte der Mannschaft von den Pfeilen der Eingeborenen getroffen. Auch als das Fahrzeug das hohe Meer erreicht hatte, sahen sich die Engländer von ihren Feinden nicht befreit, man verfolgte sie in Piroguen, und um diese Jagd zu unterbrechen, mußte man durch große Büchsen, die mit 8 bis 10 Kugeln geladen waren, eine Pirogur zum Sinken bringen und eine Menge Wilde tödten und verwunden.

Drei Tage nach diesem Ereignisse starben der Officier und drei der besten Matrosen an den Folgen ihrer Wunden. Da entschloß sich Carteret, in der Bai vor ihm Anker zu werfen, die er nach seinem Schiffe Swallow nannte. Diesmal ließ er, ehe er seine Leute an's Land schickte, zwei Kanonenschüsse gegen die Küste abfeuern. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel wurden die Engländer, die um Wasser zu holen an's Land gingen, mit Pfeilen empfangen, welche einen von ihnen gefährlich verwundeten. Die Böte wurden an das Schiff zurückgerufen, worauf ein Kanonenschuß mit Kartätschen eine Schaar von mindestens 200 Wilden zerstreute, welche in das Dorf flohen. Sie kamen indeß viel zahlreicher zurück und sammelten sich auf einem vom Schiffe entfernteren Punkte, wo sie vor den Kanonen geschützt zu seyn glaubten, eine Kugel aber, die mitten unter sie fiel, belehrte sie, daß sie wohl getroffen werden könnten. Sie zerstreuten sich und man sah sie nicht wieder. Die Engländer behielten indeß die Gewohnheit bei, ehe sie sich an das Land wagten, mehrere Kanonenschüsse in die Wälder abzufeuern, während die Mannschaft auf den Böten mit Flinten schoß.

Nachdem Carteret am 17. August wieder unter Segel gegangen war, fuhr er an dem ganzen nördlichen Streifen der Insel hin. Drei Meilen im Westen von dem Dorfe, wo der Officier so schlecht empfangen worden war, zeigte sich ein anderer Haufen von Hütten, der an der Meerseite mit einer steinernen Brustwehr 4 Fuß hoch mit vorspringenden Winkeln versehen war. Etwas weiter hin lief ein Fluß, der ziemlich weit ins Land hineinging und für kleine Fahrzeuge schiffbar seyn mußte. Weiter hin in Westen bildete die Küste eine große Bucht. „In der Nähe," sagt Carteret, „liegt eine sehr große Stadt, die von Einwohnern zu wimmeln scheint, wie ein Bienenkorb von Bienen. Als das Schiff quer dahin fuhr, kam eine unglaubliche Menge Indianer heraus, die in ihren Händen etwas zu halten schienen, das einem Büschel grünen Grases glich und womit sie sich einander zu schlagen schienen, während sie zu gleicher Zeit tanzten oder den Kreis öffneten." Ein wenig weiter hin vor der Insel la Huerta und vor der Bucht Graciosa war die Bevölkerung noch zahlreicher und die ganze Küste schien eine ununterbrochene Reihe von volkreichen Städten zu bilden. Ein Boot, das den Grund dieser Gewässer untersuchen sollte, sah sich plötzlich von einem Pfeilhagel angegriffen, worauf es mit Kartätschen und Flintenkugeln antwortete, was die Piroguen zum Rückzuge veranlaßte.

Carteret verließ diese Inseln am 18. August. Obgleich er gewiß wußte, daß es dieselben wären, welche vor zwei Jahrhunderten Mindana entdeckt hatte, so gab er doch der Gruppe den Namen „Königin Charlotten Inseln"; Nitendi nannte er „Egmont" u. s. f. Seine Karte war übrigens eine unvollkommene Skizze, als d'Entrecastreaux es unternahm, diesen Archipel genau aufzunehmen. Er erschien vor der Insel am 19. Mai 1793 und umfuhr sie fast gänzlich in den folgenden Tagen. Am 12. glaubte er eine tiefe Bucht zu erkennen und schickte ein Boot ab, das sich überzeugte, es sey keine Bucht, sondern ein Canal, welcher sich zwischen der Insel Howe und dem Hauptlande hinzieht. Dieser kleine Ausflug wurde von einem Unglücke bezeichnet. In dem Augenblicke, als nichts eine feindselige Handlung ahnen ließ, schoß ein Eingeborener einen Pfeil auf einen Matrosen ab und verwundete ihn.

Später fuhr d'Entrecastreaux an der südlichen Küste hin, an welcher Hütten nahe aneinander und mit einer Mauer umgeben standen. An's Land gezogene Piroguen bedeckten den Strand. Den 22., nachdem man um den westlichen Theil herumgekommen war, befand man sich an der nördlichen Seite, welche mehr als die südliche bevölkert zu seyn schien. Die Insel Huerta oder Trevanion schien von Wilden zu wimmeln, welche ihre Lanzen und Stöcke mit herausfordernden Geberden schwenkten.

Die Böte des Geschwaders traten am folgenden Tage mit den Bewohnern eines kleinen Dorfes in Verbindung, das am Rande des Meeres reizend lag. Man hielt an dem Riffe an, auf welches die Eingeborenen in Menge kamen, als sie die ihnen gebotenen Gegenstände sahen. Der Tauschhandel ging ruhig, obgleich mit einigem Mißtrauen von Statten, und die Wilden legten ihre Waffen nur mit Mühe ab. Man erhielt von ihnen gut gearbeitete Arm- und Halsbänder und andere Zierrathen. Die einzigen Gegenstände von europäischer Fabrikation, welche man bei ihnen sah, waren Glasperlen und ein Beil. D'Entrecasteaux glaubte, diese Gegenstände rührten von der Reise Carteret's her, jetzt aber glaubt man, die Einwohner von Nitendi hätten sie von den Wanikoriern erhalten und es wären ebenfalls noch Trümmer des Schiffbruchs Laperouse's. Einige Frauen, welche man bemerkte, hatten einen Schurz, der ihnen bis auf die Knie ging, und ein Zeugstück, das den Kopf und den übrigen Theil des Körpers bedeckte.

Nach einem kurzen Aufenthalte, der sich durch nichts Besonderes auszeichnete, verließ d'Entrecasteaux Nitendi. Ohne Zweifel ist die Insel seitdem zu verscheidenen Malen von europäischen Schiffen, Wallfischjägern und andern besucht worden, aber der Capit. Dillon ist der Einzige, der sie seitdem wieder erwähnt hat. Bei seiner Abfahrt von Wanikoro steuerte er gerade auf sie zu, sowohl um Lebensmittel zu erhalten, als auch Nachweisungen über das spätere Schicksal der Schiffbrüchigen, deren Spuren er aufgefunden hatte. Als am 10. Octbr. 1827 der „Research" an der Nordküste der Insel erschien, stießen mehrere Piroguen vom Lande, ohne das Schiff erreichen zu können. Es setzte seine Fahrt nach der Bucht Graciosa fort und bemerkte hier auf den Riffen eine Menge schwarze Punkte, welche eben so viele Köpfe von Wilden zu seyn schienen. Ein wenig weiter hin näherten sich 25 Piroguen und riefen toki toki, aber keiner der Eingeborenen wollte an Bord kommen, obgleich zwei Tikopier, welche sich auf dem Schiffe Dillon's befanden, sie dahin einluden.

Wegen Windstille konnte Dillon erst am folgenden Tage in die Bai gelangen. Dann vermehrte sich die Zahl der Piroguen, welche dem Schiffe Schweine, Geflügel, große Tauben, eine Art Gurken, Mangustans und Früchte des Spondias brachten. Man zählte bald 125 Piroguen um den „Research", die so voll lärmender Menschen waren, daß man am Bord sein eigenes Wort nicht hören konnte. Ernstere Auftritte verwickelten die Lage noch mehr. Es wurden Pfeile gegen Officiere geschossen, welche auf der Kampanie saßen, und man mußte sich durch Flintenkugeln von diesen unruhigen Gästen befreien.

Dies geschah an der westlichen Seite der Bai. Dillon näherte sich darauf der entgegengesetzten Küste, welche ebenfalls ihre Piroguen abschickte, die aber weit ehrlicher und friedlicher waren. Die Eingebornen auf denselben tadelten sogar ihre Landsleute und sagten, man habe sehr recht gethan, auf sie zu schießen. So gelangte man bis in den Hintergrund der Bai. Dillon lernte hier Lamoa kennen und schickte eines seiner Böte ab, welches in dem Dorfe Mambo Wasser holen sollte. Der Capitain machte in diesem Augenblicke eine merkwürdige Entdeckung. Als er die Dicke der Zähne der Eingeborenen sah, wünschte er einen zu haben, um ihn genau untersuchen zu können, und er verfuhr dabei auf folgende Weise:

Digitized by Google

„Ich hatte den Tag vorher," sagt er, „einen Mann bemerkt, der meine Aufmerksamkeit durch sein merkwürdiges Gebiß erregte. Er hatte vorn an der obern Kinnlade außerordentlich große Zähne. Ich wollte ihn an Bord kommen lassen, um ihn in der Nähe zu besehen, aber es gelang mir nicht. Im Anfange glaubte ich, das, was ich für Zähne hielt, sey weiter nichts, als Knochenstücke, welche der Mann in seine Kinnlade eingesetzt habe, oder er halte sie blos zwischen seinen Lippen und den natürlichen Zähnen, und bald legte ich keine Wichtigkeit mehr auf das, was falsche Zähne von der Dicke derer eines Ochsen zu seyn schienen. Diesen Morgen steigerte sich aber mein Erstaunen, als ich mehrere Insulaner sah, welche noch größere Zähne hatten als die, welche ich den Tag vorher gesehen hatte. Ich bestimmte zwei dieser Männer, an Bord zu kommen und ersuchte einen, mir einen solchen ungeheuern Zahn zu verkaufen. Zu gleicher Zeit überzeugte ich mich, daß sie fest in seiner Kinnlade saßen und nicht künstliche Zierrathen waren. Ich bot Mancherlei, da ich sehr gern einen besitzen wollte; man wollte lange keinen Zahn hergeben, endlich, als ich ein Beil hinhielt, suchte sich einer, der in der untern Kinnlade einen größern Zahn hatte als ich noch bemerkt, sich denselben auszureißen. Ich ließ von dem Chirurgen das Instrument holen, dessen sich die Männer der Kunst bei solchen Operationen bedienen, aber es war nicht groß genug, um den Zahn des Insulaners fassen zu können. Ich nahm also meine Zuflucht zu einer Kneipzange. Der Doctor packte den Zahn mit diesem Instrumente und zog ihn mit einem kräftigen Zuge heraus. Der Mund des Insulaners füllte sich mit Blut, er verlangte aber, ohne sich um diese Kleinigkeit zu kümmern, das Beil. Sobald er es in der Hand hielt, sprang er vor Freuden herum, einen so guten Handel gemacht zu haben.

„Bei der Untersuchung dieses Zahnes fand ich die Ursache seiner monströsen Vergrößerung bald. Indem ich mit einem Federmesser hineinschnitt, was sich recht leicht thun ließ, fand ich in der Mitte einen Zahn von gewöhnlicher Größe, der aber mit zahlreichen Schichten einer Art Mörtel bedeckt war, welcher sich von dem mit dem Betel vermischten Kalke gebildet und sich so angehäuft hatte, daß er dem Zahne diese ungeheuere Dicke gab."

Dillon verlängerte seinen Aufenthalt zu Nitendi nicht. Das Fieber herrschte an Bord und die Hälfte der Mannschaft lag krank darnieder. Er lichtete also am 14. die Anker und ließ bei Lamoa einen Engländer, Namens Stewart, den er von Tikopia mitgenommen hatte. Das Jahr darauf, nämlich 1828, hatte Le Goarant einige Verbindungen mit Nitendi, ohne aber anzulegen. Die Eingeborenen zeigten sich ehrlich und wohlwollend. Sie kamen singend und mit Lebensmitteln an das Schiff. Man trieb einen bedeutenden Tauschhandel.

Die Insel Nitendi hat eine Länge von 21 Meil. von ONO. nach WSW. und eine Breite von 9 bis 10 Meil. Ohne sehr hoch zu seyn, ist der Boden bergig und bis auf die angebauten Stellen ganz mit Wald bedeckt. Ganz verschieden von Wanikoro hat sie fast gar keine Riffe, oder sie befinden sich wenigstens sehr nahe an der Küste, ausgenommen an drei oder vier einzelnen Punkten, wo sie sich höchstens eine halbe Meile auf das hohe Meer hinaus erstrecken. Ihre Grenzen sind nach der Breite: 10° 40′ und 10° 53′ südl. und ihre Länge ist 163° 22′ bis 163° 45′ östl.

Nitendi ist eine sehr volkreiche Insel. Die meisten ihrer Bewohner sind schwarz mit dicken Lippen, platter Nase, krausem Haare und sehr breiter Stirn, übrigens kräftig und sehr gut proportionirt, bis auf die nicht sehr muskulösen Beine. Einige der Einwohner zeichnen sich vor den andern durch eine dunkele Olivenfarbe aus, welche sie der polynesischen Race näher bringt. Mit dieser haben sie auch noch eine andere Aehnlichkeit, nämlich die Durchbohrung der Nase und der Ohren zur Aufnahme von Ringen aus Schildkrotenschale. Die Insulaner schmücken sich auch den Kopf mit einer rothen Blume. Unter ihre Armbänder und ihren Gürtel bringen sie verschiedene Arten wohlriechender Kräuter. Sie üben die Tättowirung und die Beschneidung.

Ihre Häuser sind geräumig und ein jedes kann dreißig bis vierzig Personen beherbergen. Jedes Dorf enthält dreißig bis vierzig Häuser, unter denen eines zu den öffentlichen und religiösen Feierlichkeiten bestimmt ist. Man versicherte Dillon, daß das Innere der Insel eben so bevölkert sey, wie die Küsten. Jeder Bezirk hatte seinen Dialect. Jedes Dorf hatte seinen Häuptling, obgleich einer und derselbe Häuptling bisweilen vier bis fünf Dörfer befehligte. Die Pflanzungen der Insel waren sehr sorgfältig gepflegt und mit Rohrpalisaden versehen, um die Schweine von denselben abzuhalten.

„Die Insel," sagt Dillon, „ist reich an Schweinen, Geflügel, Holztauben und Reihern; man findet auch eine Art Schwalbe. Die Pflanzenerzeugnisse bestehen in Cocusnüssen, Zuckerrohr, Brodbaumfrüchten, verschiedenen Bananenarten, Yams, die drei bis vier Pfund wiegen und Pataten verschiedener Art. Die Insulaner kochen die Pataten in Erdöfen oder braten sie unter der Asche. Das Taro schneiden sie in dünne Scheiben und lassen es in der Sonne trocknen, gebraten ist dann sein Geschmack ziemlich angenehm. Es giebt auch eine Art Pampelpomeranzen und eine Art Nuß wie auf Taiti.

An dem westlichen Theile wird die Breite auf weniger als 3 Meilen durch zwei Buchten verengt, die sehr weit in das Innere eindringen. Die südliche ist die große schöne Bai Graciosa, die Mindana entdeckte. Dem Eingange gegenüber liegt eine kleine fruchtbare und volkreiche Insel von 5 bis 6 Meil. im Umfange, welche die Spanier Huerta (Garten) und Carteret Trevanion nannte. Diese Insel schützt das Innere der Bai Graciosa vor dem Wellenschlage und den Winden.

In dem südöstlichen Theile von Nitendi und nur durch einen 1 Meile breiten Canal, von ihr getrennt, liegt eine kleine Insel von mittlerer Höhe, die nur 3 M. lang, 1 M. breit ist und von Carteret Howe genannt wurde.

Vierzig Meilen in SO. von Nitendi befindet sich die Insel Tupua, ein hohes, wohl bevölkertes und durch eine Niederung in der Mitte gleichsam in zwei Theile geschiedenes Land. Ihre Ausdehnung muß etwa 10 bis 12 M. betragen. Der Capitain d'Urville bestimmte ihre Lage zu 11° 16′ s. Br. und 164° 7′ östl. L.

Diese Insel wurde 1595 von Mindana entdeckt und 1767 von weitem von Carteret wiedergesehen, der, getäuscht durch ihre beiden Spitzberge, zwei Inseln daraus machte und dieselben Edgecumbe und Durry nannte. Edwards sah sie 1791, d'Entrecasteaux 1793 und Duperrey 1823 wieder. Dillon war der Erste, der sie 1827 wieder besuchte und bestätigte, daß Tupua nur eine und zum Theil von einem Riffe umgebene Insel sey, das sich bis 2 Meil. auf das hohe Meer erstrecke. D'Urville bestimmte 1828 ihre Lage und kurze Zeit darauf kam Le Goarant in Berührung mit den Eingeborenen, die er als gutmüthig und gastfrei schildert.

Die Böte, welche Dillon zur Recognoscirung an Tupua schickte, bemerkten mehrere Buchten an der Küste. Die Engländer richteten sich nach einem hübschen Dorfe hin, dessen Bewohner sie ganz freundschaftlich aufnahmen. Auf die Frage nach den Schiffbrüchigen von Wanikoro erklärten diese Insulaner, es sey kein Einziger auf ihre Insel gekommen. Sie hatten sich blos Eisen aus dem Schiffbruche verschaffen können, um toki (Beile) daraus zu machen. Diese Insulaner sahen weit besser aus, als die Wanikorier. Ob sie gleich zu derselben Race gehörten, waren sie doch zutraulicher und weniger schüchtern. Ihre größeren Häuser bilden Gassen, welche sich in rechten Winkeln durchschneiden und durch eine doppelte Reihe von Cocuspalmen beschattet sind. Die Engländer bemerkten große und volkreiche Dörfer; auch Le Goarant sah mehrere, die ziemlich groß zu seyn schienen, eines besonders, das, wie die ganze Insel, Tupua heißt. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gesundheit der Luft sind wahrscheinlich die Ursachen dieser unbestreitbaren Ueberlegenheit der Bewohner von Tupua über die von Wanikoro.

Funfzehn Meilen nördlich von Nitendi erhebt sich die Insel Tinakoro oder der Vulkan, die 1525 von Mindana entdeckt, 1767 von Carteret, 1793 von d'Entrecasteaux, 1823 von Duperrey und 1827 von Dillon wiedergesehen wurde. Es ist ein kegelförmiger sehr hoher Berg mit einem thätigen Krater. Zur Zeit Mindana's warf er fortwährend Flammen aus; Car-

Digitized by Google

teret sah nur Rauch; die Begleiter d'Entrecasteaux's bemerkten keine Spur von unterirdischem Feuer, Dillon aber sah ihn von fünf zu fünf Minuten Flammen ausspeien. Er erzählt außerdem, er habe im vorhergehenden Jahre, als ihn vor dieser Insel eine Windstille befallen, den Vulkan eine große Masse von Lava auswerfen sehen, welche an den Seiten des Berges herabströmte. Diese Insel kann 5 bis 6 Meil. im Umfange haben; sie liegt unter 10° 24′ s. Br. und 163° 25′ östl. L. (Gipfel).

JJ. Mindana, 4 bis 5 St. in ONO. von Tinakoro. Diese 1595 von Mindana entdeckten Inseln sind ohne Zweifel mit denen identisch, welche Carteret 1767 Swallow nannte. Wilson sah sie 1797, und Le Goaeant 1828. Es ist eine Gruppe von neun niedrigen, bewaldeten, unbewohnten, größtentheils kleinen, aber durch ungeheuere Riffe verbundenen Inseln. Die Gruppe scheint ungefähr 30 Meil. von WNW. nach OSO. lang zu seyn. Der Mittelpunkt liegt ungefähr unter 10° 15′ s. Br. und 163° 36′ östl. L.

Im Osten der Gruppe und in geringer Entfernung davon liegen die Inseln Duff, welche der Cap. Wilson 1797 entdeckte, eine Gruppe von etwa zehn Inseln, deren höchste und größte er Disappointment nannte und die 12 St. im Umfange hat. Auf dem östlichen Theile der Gruppe befindet sich ein Felsen, der wie ein Obelisk aussieht. Wilson fand die Eingeborenen dieser Inseln groß, gut gewachsen, kupferfarbig und offenbar der polynesischen Race angehörig. Ihre Wohnungen standen in kleinen Dörfern aneinander und eines derselben lag in dem südwestlichen Theile der Insel Disappointment. Die ganze Gruppe erstreckt sich 15 M. von NW. nach SO. Disappointment liegt unter 9° 57′ s. Br. und unter 161° 40′ östl. L.

In geringer Entfernung in NO. oder ONO. von den Inseln Duff muß die am 7. April 1606 von Quiros entdeckte Insel Taumako liegen, wenn sie nicht mit Duff selbst identisch ist, was sich aus einigen Angaben der Lage und Gestalt vermuthen ließe. Sicherer indeß ist es, Taumako auf eine Insel Motu Iti zu beziehen, welche 1801 von dem Capitain Kennedy vom „Nautilus" entdeckt wurde, und die derselbe als eine gut bevölkerte Insel von ziemlicher Höhe beschreibt. Sie ist unter 8° 40′ s. Br. und 165° 40′ östl. L. gesetzt worden. Im Jahre 1828 suchte sie d'Urville unter dieser Lage, ohne sie finden zu können, und er vermuthet deshalb, man habe sie zu weit nach Osten gesetzt. Bis jetzt haben wir also bei dieser Insel nur Quiros zum Führer. Es dürfte nützlich seyn, seinen Bericht zur Vergleichung hier mitzutheilen, im Falle sie wiedergefunden würde.

„Wir fuhren bis zum 7. April 1606 und ließen rechts und links Ländereien, so viel wir nach der Menge Vögel und den Felsen von Bimsstein urtheilen konnten. Nachmittags sah das große Schiff in WNW. ein schwarzes und ausgebranntes Land gleich einem Vulkane. Man legte während der Nacht, aus Furcht vor Untiefen, bei. Als wir den andern Morgen weiter fuhren, fanden wir zwei Stunden lang 12 bis 15 Klaftern und dann ein grundloses Meer. Torres fuhr in dem kleinen Schiffe voraus, an der südöstlichen Küste hin in einen Canal zwischen zwei kleinen Inseln, wo er nicht fern vom Ufer verschiedene Hütten unter den Bäumen bemerkte. Man ankerte bei 25 Klaftern Tiefe zwischen der großen Insel und zwei Inselchen; die Böte gingen an's Land und brachten von dort etwas süßes Wasser, Pataten, Cocusnüsse, süßes Rohr und Wurzeln zurück, um die Erzeugnisse des Landes zu zeigen. Man entschloß sich darauf, 50 oder 60 M. abzuschicken, um mit den Eingeborenen zu handeln. Die Unserigen bemerkten bald nach ihrer Abfahrt mitten auf einem von Wogen umgebenen Inselchen einen Berg von Steinen, der von Menschenhand gemacht zu seyn schien und über welchem es etwa sechszig mit Palmenblättern gedeckte und innen mit Decken versehene Hütten gab. Wir erfuhren später, es sey dies eine Festung, wohin die Eingeborenen sich zurückziehen, wenn sie von ihren Nachbarn angegriffen werden, welche sie oft selbst angreifen, da sie große gute Piroguen haben, mit welchen sie in aller Sicherheit fahren können. Unsere Leute landeten und begannen auf diesen Ort zuzugehen, als sie an der Küste einige mit Indianern gefüllte Piroguen bemerkten. Sie machten sogleich ihre Waffen fertig und rüsteten sich zur Vertheidigung; aber sie wünschten so sehr als wir, den Frieden zu erhalten. Sie sprangen ins Wasser bis an den Gürtel, um schneller an das Land zu gelangen, kamen auf uns zu, indem sie uns fröhlich begrüßten, und gingen nach den Wohnungen hin, gleichsam um uns zu führen. Der Anblick so vieler rüstigen Leute erhielt uns indeß fortwährend in Besorgniß. Wir näherten uns dem Ufer, aus Furcht, man möge unser Boot versenken, wenn wir uns entfernten.

„Wir gaben Signale, um Verstärkung zu verlangen, und als wir uns stark genug hielten, gingen wir nach den Wohnungen zu. Diese Bewegungen von unserer Seite hatten die Indianer vertrieben. Wir gingen in guter Ordnung, mit großer Vorsicht, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen; da sich aber keine lebende Seele sehen ließ, mußten wir an das Ufer umkehren, wo wir ein Leinwandstück als Friedensfahne aufsteckten. Die Indianer kamen darauf fröhlich zurück. Ihr Häuptling hielt in der Hand einen Palmzweig, den er Paz de Torres anbot, während er ihn umarmte. Seine Gefährten thaten dasselbe und die Unserigen freuten sich, in einem Lande freundschaftlich aufgenommen zu werden, wo es Wasser und Holz gab, das sie so nothwendig brauchten. Bewunderten die Insulaner unsere Waffen und Kleidung, so bewunderten wir ihren guten Bau, ihre Gewandtheit und ihre Kraft. — Wir blieben sieben Tage hier. Da wir zu dem übrigen Wege einige Insulaner brauchten, welche diese Gewässer kannten und die Sprache verstanden, so entschlossen wir uns, bei der Abfahrt vier mitzunehmen. Der Häuptling kam mit seinem Sohne selbst an Bord, um sie zurückzufordern. Da er nichts erlangen konnte, kehrte er sehr betrübt zurück und die vier Unglücklichen stießen ein lautes Klagegeschrei aus, als sie ihren Häuptling sahen. Dieser war entschlossen, sein Leben für ihre Freiheit zu wagen, und gab seinen Piroguen ein Zeichen, aber der Donner der blindgeladenen Kanonen, die wir abschossen, erschreckte sie so, daß der Häuptling den Gefangenen durch Zeichen andeutete, es sey nicht möglich, sie zu befreien, und sich mit Thränen im Auge entfernte. Den andern Tag sprang einer dieser Insulaner ins Meer, was uns nöthigte, auf die übrigen ein wachsames Auge zu haben, denn man hatte zwei auf jedes Schiff gegeben. Doch konnten wir nicht verhindern, daß ein anderer am 21. April vor einer schönen Küste ebenfalls ins Meer sprang. Wir gaben dem Admiralschiffe Nachricht von unserm Verluste, das aber ebenfalls einen seiner Gefangenen verlor. Und wenn der vierte sich nicht auch entfernte, so kam es daher, daß er der Sclave jener gewesen war und bei uns besser behandelt wurde, als bei seinen Herrn von der Insel Taumako."

Kapitel XVIII.

Die Salomons Inseln.

Der „Oceanier" war am 20. Juni bei Sonnenuntergange in der Entfernung von zehn Meilen vor dem gewaltigen Kegel von Tinakoro vorbeigefahren, dessen Spitze eine dichte Wolke umzog, ohne daß man sagen konnte, sie sey durch den Rauch des Kraters gebildet worden. In der darauffolgenden Nacht bemerkte man keine Flamme.

Das erste Land, welches darauf bemerkt wurde, war die Insel Sesarga, an welcher das Schiff am Morgen hinfuhr. Sesarga ist Surville's „Widerwärtigkeitsinsel". Auf meine Bitten willigte Pindleton ein, näher hinanzufahren, und ich sah so, wenn wir auch keine Verbindung mit den Eingeborenen hatten, das an Schönheiten reiche Land. In der Entfernung von einer Stunde konnten wir entzückende Gegenden bemerken. Cocuspalmenwälder erhoben ihre Gipfel hoch über die Küste, deren Grund aus seltsam geformten Felsen bestand.

Der „Oceanier" fuhr längs Sesarga hin, als etwa zwanzig Piroguen jede mit 6 bis 8 Mann an dem Schiffe erschienen. Man begann die Unterredung durch die Einladung an die Eingeborenen, an Bord zu kommen. Anfänglich weigerten sie sich, als man ihnen aber einige Geschenke zeigte, kletterte einer, der wohl ein Häuptling seyn mochte, auf der Leiter herauf. Sogleich griff er hier nach allem, was er sah. Ein Matrosenmantel war zum Trocknen aufgehängt; er stürzte sich auf diese Beute, ergriff sie und

Digitized by Google

man hatte Mühe, ihn zur Rückgabe zu bewegen. Dann sprang er nach der Flagge auf dem Hintertheile, nahm sie weg, um sie sich zuzueignen, und es wurde uns sehr schwer, ihn zu bewegen, von seinem Unternehmen abzustehen. Darauf kletterte er in dem Tauwerke empor, kauerte sich oben zusammen, wie ein großer Affe, und betrachtete lange die geringsten Theile des Schiffes. Als er wieder herabgekommen war, fing er an, mit wahrhaft übermenschlicher Gewandtheit herumzuspringen und zu hüpfen, drehte sich darauf zu seinen in den Piroguen zurückgebliebenen Gefährten um und hielt eine sehr lange und schöne Rede an sie. Er schilderte ihnen ohne Zweifel, was er gesehen hatte, und foederte sie auf, an Bord zu kommen. Um sie schneller zu bestimmen, verband er mit den Worten Geberden, schlug sich auf seine dicken Hinterbacken und gebärdete sich auf höchst seltsame Weise.

Diese Gründe besiegten den Widerwillen seiner Gefährten und sie kamen an Boed. Man verlangte, sie sollten ihre Waffen in den Piroguen lassen, welche bereits eine große Menge Bogen, Lanzen und Pfeile mit Widerhaken enthielten. Diese völlig nackten Wilden schienen zwischen der schwarzen und der gelben Race in der Mitte zu stehen. Der Häuptling war sogar nur gebräunt; er und ein anderer hatten langes schlichtes Haar, die übrigen aber eine schwarze Farbe, einen großen unförmlichen Kopf und krauses Haar, das an den Spitzen bisweilen roth gefärbt war.

Einer dieser Männer, dessen Haar mit Kalk bestreut war, hatte durch die Nasenscheidewand ein Stück Holz gesteckt, die anderen dagegen begnügten sich mit einem dreieckigen und abgerundeten Stücke Perlenmutterschaale. Alle hatten das Ohrläppchen durchstochen, um Büschelchen wohlriechender Kräuter hineinzustecken, welche sie auch am Halse, an den Armen und an andern Theilen des Körpers trugen. Unterhalb des Ellbogens hatten sie Armbänder von Muscheln. Der Häuptling trug außerdem Armbänder und einen Gürtel von geschickt zusammengewebten kleinen schwarzen und weißen Scheiben, und auf seinem Kopfe schwankten zwei Federn, auf welche er großen Werth legte und die er nicht einmal berühren lassen wollte.

Obgleich von mittlerer Größe, hatten diese Insulaner doch eine breite Brust und stark ausgebildete Muskeln. Ihre Piroguen und besonders die des Häuptlings, waren Muster von Geschmack. Die letztere hatte eine Bekleidung oder Ueberkleidung von schön polirtem Holze und Perlenmutter, die sehr künstlich eingesetzt waren. Auf dem Vordertheile flatterte eine Art Fahne von Strohbüschelchen oder rothgefärbtem Rohr. Das Hintertheil war mit Schnitzereien verziert, welche Hunde und andere Thiere vorstellten.

Als sich ein Theil dieser Eingeborenen auf dem Verdecke befand, entstand ein Gespräch zwischen den Neuangekommenen und ihren in den Piroguen zurückgebliebenen Kameraden, ein langes und lebhaftes Gespräch, dessen Sinn und Gegenstand wir nicht errathen konnten. Pendleton fing sogar an, ihnen mißtrauisch mit dem Auge zu folgen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß dazwischen trat. Bis dahin hatte man sich durch große Vorsicht gegen die jeden Augenblick erneuerten Versuche zu stehlen schützen können, endlich aber schlüpfte einer der Eingeborenen hinter den Capitain, riß ihm das Sprachrohr aus der Hand und sprang mit seiner Beute in das Meer. Als dies geschehen war, stürzten sich alle seine Begleiter ebenfalls ins Wasser, nur der Häuptling blieb; er hielt es vielleicht unter seiner Würde, sich zu entfernen. Er erwartete unruhig das Resultat dieser Flucht. Pendleton rührte sich nicht, er verbot sogar den beiden Wachen, auf die Flüchtigen zu schießen. „Es ist Euer Fehler," sagte der Capitain, „Ihr hättet den Burschen beobachten sollen als er hinter mich schlüpfte." So viel Milde hatte der Häuptling nicht erwartet, er war gerührt davon, zeigte durch Geberden das tiefste Bedauern und lud die Engländer mit den schmeichelhaftesten Geberden ein, an's Land zu kommen, wo sie alle Lebensmittel finden würden, die sie nur wünschen könnten.

Pendleton traute diesen Völkern nicht, er kannte sie und wußte, wie viel Verrath in ihren Herzen liegt und wie vielmal sie versucht haben, die Mannschaften europäischer Schiffe in Hinterhalte zu locken. Ich drängte indeß so in ihn, daß der treffliche Mann nachgab. Das Land war so schön und das Ufer so nahe; man brachte die Yolle herbei, sechs wohlbewaffnete Matrosen unter dem Befehle des Lieutenants Rainbow stiegen hinein und ich war, wie man wohl glaubt, nicht der letzte. Der eingeborene Häuptling folgte uns in seiner Pirogue. Kaum befanden wir uns 200 Klaftern von dem Schiffe, als wir die kleine Piroguenflotte sich vereinigen sahen, wie um zu berathschlagen, worauf sich vier von ihnen trennten, und um unser Boot herumfuhren, um es zu umringen. Die Feindseligkeiten sollten beginnen und die Wilden spannten bereits ihre Bogen, als Pendleton, der uns mit väterlicher Besorgniß nachsah, eine Kanonenkugel auf die kleine Flotte abschießen ließ. Diese Wurfwaffe brachte Unordnung unter die Wilden, sie gaben die Feindseligkeiten auf und flohen nach dem Ufer zu.

Wir hatten uns unterdessen dem Schiffe wieder genähert und da es nicht gerathen schien, in so geringer Anzahl sich an diese Küste zu wagen, so verdoppelte man die Mannschaft des Bootes und gab einem jeden zwei Flinten. So verstärkt fuhren wir wieder ab, aber mit dem ausdrücklichen Verbote, keine Landung zu versuchen. Pendleton hatte selbst dem Lieutenant empfohlen, sich nur mit der größten Vorsicht in einen Kampf einzulassen, wenn wir einmal außer dem Bereiche des Schiffes seyn würden.

Wir steuerten gerade auf die Küste los, und suchten um eine kleine Spitze herum zu kommen, welche eine Bucht versteckte, an deren Hintergrunde ein Dorf zu liegen schien. Wirklich erblickten wir auf der Höhe dieses Vorgebirges einige Hütten, aber auf der kleinen Bucht am Fuße derselben schiffte eine ganze Armee von Piroguen, welche unsere Ankunft mit einem allgemeinen und furchtbaren Geschrei begrüßte. Die ganze Menge stürzte, wie auf eine leichte Beute, auf uns zu, und wir sollten wirklich viel Mühe haben, uns aus ihren Händen zu befreien. Zum Glück war Rainbow klug, er lenkte sogleich um, um wieder an den „Oceanier" zu kommen. Das hohlgehende Meer und der widrige Wind hielten uns auf, einige leichte Piroguen holten uns fast ein und schossen ihre Pfeile nach uns ab, aber zwei Kugelladungen beruhigten den kriegerischen Eifer dieses Voetrabs. Sie kehrten nach der Schlachtreihe zurück und unser Boot hatte Zeit, das Schiff zu erreichen. Da die Fahrzeuge der Wilden auf der Verfolgung bestanden, so schaffte uns ein Kartätschenfeuer aus sechs Kanonen Ruhe. „Nun," sagte Pendleton mit spöttischem Lächeln zu mir, „hatte ich Unrecht, als ich Ihnen sagte, ganz Melanesien sey von ungeselligen, verrätherischen Völkerschaften bewohnt?" Er gab Befehl, den Weg fortzusetzen.

Am folgenden Tage befanden wir uns vor der Insel der Arsaciden, welche man nach dem Aussehen des mit Pflanzungen bedeckten Bodens und des Rauches, der sich auf allen Punkten erhob, für ein sehr fruchtbares und volkreiches Land halten mußte. Aber die den Tag vorher erhaltene Lehre war noch nicht vergessen und wäre sie es auch gewesen, so hätte ich doch die Güte meines Capitains nicht mißbrauchen mögen. Trotz den reizenden Ansichten, verlangte ich nicht an's Land zu gehen. Die Eingeborenen kamen zu uns; drei hübsche, zierliche, denen von Sesarga ähnliche Piroguen teennten sich vom Ufer, jede mit sechs Personen. Die beiden Enden dieser Fahrzeuge hoben sich spornartig in die Höhe; auf einer derselben befand sich ein Vogelkopf und die Außenwände der Pirogue waren mit eingelegten Verzierungen besetzt. Die Ruder, die man dabei brauchte, hatten eine schmale Schaufel und endigten in einer langen scharfen Spitze, so daß sie im Nothfalle als Lanzen gebraucht werden konnten. (Taf. 18. Abbild.)

Diese Eingeborenen gehören derselben Race an, wie die von Sesarga. Eben so scheu und noch mißtrauischer, sahen sie mit einer Art Gleichgiltigkeit die Geschenke an, welche man ihnen geben wollte, und sie weigerten sich an Bord zu kommen. Dagegen gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, wir möchten an's Land kommen und würden dort Lebensmittel finden. Man war nicht versucht, diesem Anerbieten nachzugeben, denn die Lehre von gestern reichte hin. Als die drei Piroguen um das Schiff herum gefahren waren, wendeten sie sich wieder nach der Küste zu.

Der bis dahin günstige Wind setzte jetzt nach Norden um und wechselte mit Windstößen und Windstille ab; das war ein Zeichen, welches die Nähe hoher Berge ankündigte, welche die regelmäßigen Winde abschneiden und abwenden. Einmal bemerkte man die Inseln Stewart, niedrige und

Digitized by Google

mit Riffen umgebene Länder, Pendleton hielt es aber nicht für gerathen, sich bei ungewissem Wetter auf eine Untersuchung dieser gefährlichen Küste einzulassen. Man setzte die Fahrt fort und den folgenden Tag sahen wir die Insel Gower, dann die hohen Gebirge von Isabell und Choiseul, vor denen wir zwei ganze Tage blieben, und endlich am 30. fuhren wir in einer Entfernung von 2 bis 3 Stunden an den reizenden Inseln Bougainville und Buka hin. Ich hatte noch einmal Lust, dieses Land zu besuchen, aber die Wildheit der Bewohner war so bekannt, daß ich bei Pendleton keine Bitte wagte und den „Oceanier" in Frieden an dem lachenden und blumenreichen Strande hinfahren ließ. Am 1. Juli früh kamen ein Paar Piroguen an uns, deren Eingeborene an den Anblick von Europäern gewöhnt zu seyn schienen. Sie betrugen sich ziemlich friedlich und boten uns Yams und andere Lebensmittel für verschiedene Gegenstände am Bord an. Diese Wilden waren schwarz, fast nackend, gewandt, kräftig und wohlgebaut, ihr Gesicht war weniger unangenehm als wild. Unsere Gäste forderten uns auf zu landen und zeigten uns dazu einen Punkt an dem Strande, wo ein Dorf durch die Bäume schimmerte. Die Küste war mit schwarzen Köpfen bedeckt, die darauf zu warten schienen, daß ein Boot vom Schiffe abstoße. Wir machten ihnen diese Freude nicht und setzten unsere Fahrt fort; einige Tausche mit den in den Piroguen angekommenen Insulanern waren alles, was unsere Anwesenheit bezeichnete. Ich für meinen Theil kaufte durch eine Elle rothe Serge einen mächtigen 6 Fuß langen Bogen von sehr glattem und vollkommen bearbeitetem Holze. Die Waffe ist sehr schwer zu spannen. Die Eingeborenen schienen übrigens stark und kräftig, rachsüchtig und zu Gewaltthätigkeiten geneigt zu seyn. Bei dem geringsten Widerstande gegen ihren Willen ergriffen sie ihre Bogen und legten auf denjenigen an, der ihren Zorn gereizt hatte. Durch unsere Geduld gelang es uns, ohne offene Feindseligkeiten von ihnen wegzukommen.

Die Insel Buka war im Osten kaum verschwunden, als sich im Westen andere zeigten. Am Eingange des St. Georg Canals wurde der „Oceanier" noch einmal durch die Strömungen und durch ungewisse Winde herumgeworfen und aufgehalten. Am 3. Juli endlich kam er vor die Cocusinsel und ankerte in dem Hafen Carteret, unter dem östlichen Abhange dieser Insel.

So waren wir zum größten Theil über die Salomonsinseln hinweg, ohne daß die Zeit mir eine persönliche Untersuchung erlaubt hätte. Ich mußte mich also mit dem begnügen, was Andere darüber gesagt haben.

Der Archipel der Salomons Inseln wurde 1567 von Mindana entdeckt, der an der Insel Isabell in dem Hafen Estrella ankerte, welcher, wie man glaubt, an der Nordostseite liegt. Die Einwohner des Landes, sagt der Bericht, beten Schlangen, Kröten und andere Thiere an. Ihre Farbe ist braun, ihre Haare sind kraus, und sie bedecken nur die Geschlechtstheile. Sie nähren sich von Cocusnüssen und einer Art Wurzel, welche Benaus heißt, sie essen kein Fleisch und trinken nur Wasser. Indessen kann man nicht zweifeln, daß sie Menschenfresser sind, denn ihr Häuptling schickte Mindana als Geschenk ein Viertel von einem Kinde, woran noch der Arm und die Hand war. Der General, setzt der Bericht hinzu, ließ dieses Stück in Gegenwart der Eingeborenen begraben, welche es gebracht hatten. Diese schienen beleidigt und über den schlechten Erfolg ihrer Sendung verlegen zu seyn und zogen sich betrübt zurück. Das Volk ist in Stämme getheilt, welche unter einander in fortwährenden Kriegen leben. Die Gefangenen werden zu Sclaven gemacht.

Mindana ließ damals eine Brigantine bauen, die er mit 18 Soldaten und 12 Matrosen bemannte. Mit diesem kleinen Fahrzeuge, auf dem sich der Feldmeister Ortega und der erste Steuermann Hernan Galego befanden, sollte man die benachbarten Inseln zu untersuchen. Ortega kam nach einander zu den Inseln Malaita, Galera, Buena Vista, Sesarga, auf welcher er einen Vulkan bemerkte, welcher unaufhörlich Rauch auswarf, dann entdeckte er eine viel größere, welche er Guadalcanar nannte. Ein breiter und tiefer Fluß durchströmte sie. Mehrere Piroguen der Eingeborenen kamen den Spaniern entgegen und Ortega besuchte am Lande ein ziemlich hübsches Dorf. Von da wandte sich Ortega wieder nach der Insel Isabell, entdeckte die Insel St. Georg (jetzt Georgia) und sah hier ein anderes Dorf, dessen Bewohner mit den Europäern sich in Unterhandlungen einließen. Die Perlen waren hier so zahlreich, daß man gar keinen Werth darauf legte.

Ortega setzte diese Musterung fort und entdeckte an der westlichen Spitze von Isabell eine Menge Inselchen auf sehr ausgedehnten Riffen, wo man Fledermäuse bemerkte, die von einer Flügelspitze zur andern fünf Fuß maßen. Als er um Isabell herumgekommen, konnte Ortega wegen widerigen Winden nicht wieder in den Hafen Estrella zurückgelangen, und er schickte deshalb in einem Boote eine Abtheilung seiner Leute mit einem Eingeborenen ab, um Mindana von seinen Entdeckungen Rechenschaft zu geben. Da aber das Boot auf den Riffen scheiterte, so mußte die Mannschaft auf die Brigantine zurückkehren, und diese erreichte nach einigen Tagen den Hafen Estrella selbst.

Mindana verließ nun diesen Ankerplatz und suchte einen andern unter der Insel Guadalcanar an einem Orte, welchen er La Cruz nannte. Hier nahm er völlig Besitz im Namen des Königs von Spanien von dem Lande und wollte an der Küste ein Kreuz aufrichten; als die Eingeborenen gegen diese Handlung durch einen Pfeilhagel protestirten, antwortete Mindana durch Flintenschüsse und tödtete zwei der Angreifer. Die Uebrigen ergriffen die Flucht. Der Steuermann Enriquez wurde an der Spitze von dreißig Soldaten auf Entdeckung ausgeschickt, aber Tausende von Eingeborenen hielten diese Abtheilung vor einem kleinen Flusse auf; er kam mit zwei Hühnern und einem Hahne zurück und sagte, jener Fluß führe sehr viel Gold.

Die Brigantine wurde zum zweiten Male auf Entdeckung ausgeschickt. Sie legte an mehrern Inseln an und bemerkte mehrere Flüsse, wurde bald gut, bald schlecht von den Eingeborenen empfangen. Als sie zu der Flotte zurückkam, erfuhr sie, daß eine Catastrophe stattgefunden habe. Neun Matrosen und der Proviantmeister waren von den Eingebornen ermordet worden, während sie Wasser einnahmen. Bis dahin hatte sich der Häuptling des Bezirks als Freund Mindana's gezeigt, aber der General hatte einen jungen Eingeborenen geraubt und ihn trotz den Aufforderungen des Häuptlings nicht zurückgeben wollen. Daher war der Krieg gekommen.

Mindana nahm sich vor, für diesen Mord Rache zu nehmen. Zweimal rückte der Capitain Sarmiento gegen das Dorf, tödtete daselbst ungefähr dreißig Insulaner und brannte fast alle Wohnungen nieder. In einer derselben fand man die Ueberreste der ermordeten Spanier.

Nach diesen Gewaltthätigkeiten ging die Flotte am 13. Juni 1567 von neuem unter Segel und ankerte an der Insel Cristoval. Der General stieg selbst an's Land. Als ihn die Eingeborenen bemerkten, gestikulirten sie auf die ausdrucksvollste Weise, indem sie den Fremden andeuteten, sie möchten sich wieder einschiffen; da man ihnen nicht gehorchte, so wiederholten sie ihre ersten Zeichen mit seltsamen Demonstrationen, kratzten die Erde mit den Händen und Füßen, warfen Sand in die Luft oder liefen an den Strand und schlugen das Wasser wie Unsinnige.

Statt sich durch diese Bewegung und diesen Lärm außer Fassung bringen zu lassen, ließ Mindana die Trompeten blasen und Sarmiento kam mit seinen Truppen herbei. Die Eingeborenen wichen vor einem Kampfe nicht zurück, rückten vielmehr, bewaffnet mit Spießen, Bogen, Pfeilen und Keulen, vor. Als sie sich im Bereiche der Wurfspieße befanden, gab man ihnen ein Zeichen, sie möchten umkehren, da sie aber nicht darauf hörten, folgte eine allgemeine Ladung. Ein Wilder wurde getödtet; die Andern entflohen. Die Spanier rückten nun in das Dorf und fanden hier eine solche Beute an Cocusnüssen und Mandeln, daß ein Schiff allein damit hätte beladen werden können. Man füllte die Schaluppen davon.

Die Brigantine wurde zum drittenmale abgeschickt. Sie entdeckte die beiden Inseln Anna und Catalina, welche von dieser Seite den Archipel der Salomons Inseln beendigen. Die Insel Anna ist niedrig und rund und hat einen Berg in der Mitte, welcher einer Festung gleicht; sie ist fruchtbar und bevölkert. Die Spanier wurden angegriffen und gaben Feuer auf die Wilden. Diese hatten sich den Körper mit verschiedenen Farben bemalt,

Digitized by Google

den Kopf mit Baumzweigen geschmückt und um die Hüften eine Schärpe geschlungen. Ihre Muskelkraft war so groß, daß ein von ihnen abgeschossener Pfeil durch den Schild des spanischen Anführers, dann ganz durch den Arm desselben drang und noch eine Spanne weit über denselben hinausragte. Diese Recognoscirung war die letzte, welche Mindana an dieser Seite machte. Als die Brigantine zu ihm zurückgekehrt war, brach das Geschwader nach Peru auf, wo es im Anfange des März 1568 ankam.

Diese schönen Entdeckungen blieben lange ohne Resultat. Man vergaß die Salomons Inseln zwei Jahrhunderte lang, entweder weil die Spanier dieselben vor ihren europäischen Nebenbuhlern verbergen wollten, oder weil ihre Erzählung, die an Uebertreibung litt, für ein Mährchen gehalten wurde, und die Geographen sahen diesen Archipel für nicht existirend an. Carteret fand die Inseln zuerst wieder. Im Jahre 1767 sah er zwei Punkte dieses Archipels, nämlich die Inseln Gower, Malaita (welche Carteret genannt wurde) und Simpson, dann den nördlichen Theil der Insel Buka, welche er Winchelsea nannte. Ein an die Insel Gower geschicktes Boot wurde von den Eingeborenen angegriffen, aber die englische Mannschaft behauptete das Feld und bemächtigte sich der Piroguen, die künstlich gebaut und mit Schnitzereien und Muscheln verziert waren. Die Eingeborenen bedienten sich der Lanzen und Pfeile, deren Spitzen von Kiesel waren. Carteret hielt sich vor diesen Inseln nicht lange auf, vermuthete keineswegs, daß sie mit Mindana's Salomons Archipele identisch wären und fand die Bewohner von derselben Race, wie die zu Nitendi.

Im Juli des folgenden Jahres beobachtete Bougainville einen noch größern Theil dieser Länder, welche er zum zweiten Theile der Louisiade machte. Er legte an dem Cap Satisfaction an und bemerkte dann die große Insel, welche er Choiseul nannte. Auf der Höhe des westlichen Theils kamen etwa zwanzig Piroguen an das Schiff mit 15 bis 20 Mann in jeder. Diese Insulaner, so schwarz wie die Neger von Afrika, hatten krauses etwas langes Haar und Einige eine röthliche Farbe. Sie trugen Armbänder und Plättchen an dem Halse und an der Stirn. Ihre Waffen waren Lanzen und Bogen, welche sie drohend schwangen.

In der Straße, welche die Insel Choiseul von der Insel Bougainville trennt, kamen die Fregatten in große Gefahr durch die Riffe und unregelmäßigen Strömungen; einige Böte sollten eine schöne und große Bucht an der Westspitze der Insel Choiseul untersuchen. Sie hatten bereits die Untersuchung des Ankergrundes begonnen, als man plötzlich aus einer versteckten Bucht eine kleine Flotte Piroguen mit 150 Mann hervorkommen sah, die mit Bogen, Lanzen und Schilden bewaffnet waren. Diese kleine Flotte rückte in guter Ordnung vor, dann trennte sie sich in zwei Haufen und stürzte mit aller Schnelligkeit der Ruder auf die Böte zu. Ein entsetzliches Geschrei war das Signal zum Angriff. Die französischen Böte antworteten durch eine Ladung, welche aber die Angreifenden nicht einschüchterte, die fortfuhren, die Leute in den Böten durch ihre Pfeile zu beunruhigen, so daß es einer zweiten Ladung bedurfte, um sie in die Flucht zu schlagen. Der Kampfplatz blieb also den Franzosen, so wie zwei Piroguen, die lang, gut gearbeitet und vorn und hinten nach oben gekrümmt waren. Auf dem Vordertheile einer derselben war ein Menschenkopf geschnitzt, mit Augen von Perlenmutter, Ohren von Schildkrötenschale, einem langen Barte und rothgemalten Lippen. In den Piroguen befand sich ein Vorrath von Lanzen, Schilden, Cocus- und Arekanüssen, verschiedenen kleinen Geräthen, Netzen mit sehr feinen Maschen und ein halbgebratener menschlicher Unterkiefer. Diese Wilden sahen schwarz, hatten krauses weiß, roth und gelb gefärbtes Haar und statt aller Bekleidung nur einen Gürtel. Ihre ovalen Schilde sind von geflochtenem Rohr und werden von keinem Pfeil durchdrungen.

Als Bougainville um diese Straße herum war, fuhr er an der ganzen östlichen Küste der Insel hin, welche seinen Namen erhielt und deren Gebirgskette in der Mitte außerordentlich hoch ist. Am 4. Juli segelte er um die Nordspitze der Insel Buka die ihm volkreich und gut bebaut vorkam. Eine schöne Ebene an der Küste, welche ganz mit Cocuspalmen bepflanzt war, gewährte einen reizenden Anblick. Nahe an der Küste schiffte eine Menge Piroguen, von denen einige sich entschlossen, an das Schiff zu rudern, wobei die Insulaner buka, buka schrien und Cocusnüsse zeigten. Dann entfernten sie sich und gaben zu verstehen, daß sie andere Nüsse an dem Lande holen wollten. Ihr Abschied aber war ein Pfeil, den sie gegen das Schiff schossen. Diese Wilden waren ebenfalls schwarz und hatten krauses Haar, durchbohrte und sehr lang gezogene Ohren, von dem Betel geröthete Zähne und als Waffen sechs Fuß lange Bogen mit Pfeilen von sehr hartem Holze. Ihre Piroguen aber waren kleiner als die von der Insel Choiseul.

Nach Bougainville und in dem nächsten Jahre erschien an dieser Küste ein anderer Franzose, der Capitain Surville. Er fuhr durch den südlichen Theil, und die einzige etwas ausführliche Nachricht über den Archipel verdankt man dieser Reise.

Surville landete am 7. October 1769 vor der durch die Inseln Choiseul und Isabell gebildeten Straße und zwei Tage nachher schickte er ein Boot an eine Küste dieser Straße, welche er Insel des ersten Anblicks nannte. Nach dem Berichte eines Officiers, der sie in einem Boote umfuhr, war sie unbewohnt, aber mit Odstbäumen bedeckt. Sie besaß eine große Menge Vögel, worunter sich Papageien befanden. Die Riffe wimmelten von Fischen. Nachdem Surville die folgenden Tage mit widrigen Winden und Windstillen gekämpft hatte, ankerte er am 13. am nordöstlichen Theile der Insel Isabell in einer großen mit Inselchen bestreuten Bucht, die er Port Praslin nannte.

Kaum befand man sich auf der Rhede, als das Schiff von einer Menge Piroguen umgeben wurde. Trotz wiederholten Aufforderungen wollten die Eingeborenen nicht an Bord kommen, sie wagten blos einige Geschenke anzunehmen, worauf sie sich entfernten und anzeigten, daß man am Hintergrunde der Bai gutes Trinkwasser und Lebensmittel finden werde. Zu gleicher Zeit wiederholten sie mehrmals die Worte aùa, aùa. Als diese beiden Piroguen das Schiff verlassen hatten, kam eine dritte an. Einer der drei Eingeborenen darin spannte einen Bogen, um einen Pfeil abzuschießen. Einige Geschenke beruhigten ihn. Es war nun spät und alle Fahrzeuge der Wilden kehrten an das Land zurück. Man sah sie bald sich um ein großes Feuer vereinigen; einige von ihnen versuchten die verschiedenen Töne nachzuahmen, welche sie am Bord gehört hatten, und die sie noch hörten, namentlich die verschiedenen Commandos und die Signale mit der Pfeife.

Am folgenden Morgen, als man das Schiff im Hafen etwas weiter vorziehen wollte, umgaben dasselbe ein Dutzend Piroguen, auf deren jeder sich zehn bis zwölf Mann befanden. Eine dieser Pirogen war 56 Fuß lang und fast 4 Fuß breit. Auch an diesem Tage, wie am vorigen, bestand das größte Vergnügen der Eingeborenen darin, die Commandos nachzuahmen, welche sie hörten. Als man mit der Begleitung einer Trommel einen Tanz auf der Flöte zu blasen anfing, hörten sie Anfangs in stummem Entzücken zu, dann fingen sie plötzlich an, mit den Rudern ihre Piroguen im Kreise herumzudrehen und nach dem Tacte mit allen Anzeichen von Vergnügen auf das Wasser zu schlagen.

Als so durch die Musik einige Verbindung zwischen den Wilden und den Franzosen herbeigeführt war, wagte sich einer der Eingeborenen an Bord, und sein Beispiel fand bald so viel Nachahmer, daß es nöthig wurde, eine gewisse Ordnung einzuführen. Obgleich aber die Verbindungen eröffnet waren, so zeigte sich doch ein Mißtrauen und eine unbestimmte Unruhe unter den Eingeborenen; ihre Haltung und ihre Blicke verriethen ihr Mißtrauen. Bei der geringsten Bewegung, die man auf dem Schiffe machte, eilten sie in ihre Piroguen and sprangen bisweilen sogar ins Wasser. Obgleich man ihnen einige Geschenke machte, so fielen sie doch über alles her, was sie erreichen konnten.

Gegen Mittag schickte Surville zwei bewaffnete Böte unter dem Befehle seines ersten Lieutenants Labbé ab, um einen Platz zum Wassereinnehmen zu suchen. Als diese Böte abstießen, folgten ihnen alle Piroguen, und eine davon fuhr voraus, um die andern zu führen. Sie schienen von einem Eingeborenen befehligt zu werden, der aufrecht darinnen stand, zwei Büschel Kräuter über den Kopf hielt und nach dem Tacte verschiedene Bewegungen

Digitized by Google

machte. Mitten in der Pirogue stand ein anderer junger Mann ernst und auf eine Lanze gestützt. Sträuße von rothen Blumen staken in seinen Ohren und in seiner Nasenscheidewand; seine Haare waren mit Kalk gepudert. Die Piroguen, welche den Zug eröffneten, führten die Böte nach dem Eingange eines schmalen Canals, der an den Ufern mit Gebüsche bewachsen war und den Ort des Wassereinnehmens verdergen sollte. Labbé hielt es nicht für klug, mit seinen Böten sich hinein zu wagen, er schickte blos vier Mann mit einem Corporal zur Recognoscirung an's Land. Diese Patrouille kam zurück und sagte, sie habe kein Wasser gefunden außer in einem Sumpfe, wo man bis an dem Gürtel einsinke.

Labbé beklagte sich, daß man ihn irre geführt habe, und fragte von neuem, wo man Wasser finde. Da führten die Wilden die Böte hinter eine Gruppe von Inselchen drei Stunden vom Schiffe, an den Fuß eines bewaldeten Hügels. Es wurde ein neuer Versuch gemacht. Dieselbe Abtheilung wurde ausgeschickt und fand einen kleinen Bach, der von den Felsin herabtröpfelte. Vor diesem Wasser sahen sich die Europäer plötzlich von den Führern verlassen und sie hatten viel Mühe, den Weg wieder zu finden.

Unterdessen hatten die Eingeborenen am Ufer eine andere Scene erdacht. Anfangs hatten sie durch alle mögliche Mittel versucht, die französische Mannschaft an das Ufer zu locken, um dann die Böte auf den Sand ziehen zu können. Sie zeigten deshalb auch die herrlichen Cocusnüsse, womit die Bäume beladen waren, und da man auf ihre Bitten nicht hörte, versuchten sie, sich der Taue der Fahrzeuge zu bemächtigen, um sie an den Strand zu ziehen. Dieser Auftritt verlängerte sich bis zur Rückkunft der Patronille. Als sie erschien, lauerten die Wilden, 250 an der Zahl, mit Pfeilen, Bogen, Lanzen und Keulen bewaffnet, auf eine günstige Gelegenheit zum Angriff. Der Anblick dieser fünf einzelnen Männer schien ihnen anzuzeigen, was sie zu thun hätten. Sie fielen über diese kleine Schaar her, tödteten einen Soldaten, verwundeten den Unterofficier mit einem Lanzenstiche und die andern mit andern Waffen. Labbé selbst erhielt zwei Pfeile in die Schenkel und einen Stein an das Schienbein. Nach diesem so unerwarteten Angeiffe gaben die Franzosen Feuer und die Schüsse waren um so mörderischer, da sich die Eingeborenen fast ganz an der Mündung der Gewehre befanden. Diese Antwort erschreckte die Masse der Angreifenden und eine zweite Ladung schlug sie ganz in die Flucht. Der Tod eines ihrer Häuptlinge war zum größten Theile Ursache dieser plötzlichen und allgemeinen Flucht und Niederlage. Labbé selbst hatte ihn getödtet. Als er in einiger Entfernung von den übrigen einen Eingeborenen bemerkte, der die Hände zum Himmel erhob und die Krieger durch Zuruf ermuthigte, legte er auf ihn an und streckte ihn todt nieder. Neben ihm lagen vierzig seiner Krieger; die Verwundeten wurden von den Fliehenden mit fortgenommen.

Surville war fest entschlossen, Wasser hier zu erhalten, und um zu seinem Zwecke zu gelangen, nahm er sich vor, sich eines Wilden zu bemächtigen. Sein erster Versuch war gegen fünf bis sechs von ihnen geeichtet, die sich auf ein benachbartes Inselchen gewagt hatten, aber sie stießen ihre Pirogue eher ins Meer als man sie überraschen konnte. Alle und selbst ein ziemlich schwer Verwundeter gelangten schwimmend an's Land. Ein andermal war eine Pirogue ziemlich nahe an das Schiff gekommen und Surville wollte die beiden Männer darin fangen. Zwei Matrosen mußten sich in eine Pirogue begeben, welche man denen der Wilden ähnlich gemacht hatte. Diese Leute waren nackt, weiß gepudert, wie die Eingeborenen geschmückt und suchten deren Zeichen und Geberden nachzunahmen. Hierdurch getäuscht, glaubten die Wilden dem Schiffe sich eben so weit nähern zu können, als ihre angeblichen Landsleute. Man ließ sie kommen und als man sie für nahe genug hielt, machten die französischen Böte Jagd auf sie und schossen nach ihnen, als sie daran verzweifelten, sie einzuholen. Einer von ihnen wurde getödtet und die Last seines Körpers warf die Pirogue um. Der zweite wollte sich durch Schwimmen retten, aber man bemächtigte sich seiner trotz dem, daß er häufig untertauchte, und brachte ihn an Bord. Es war ein junger Mensch von 15 bis 16 Jahren, der sich mit wunderbarer Unerschrockenheit vertheidigte und sich seiner Zähne bediente, da er keine andere Waffe hatte. Auf dem Verdecke, wohin man ihn geknebelt brachte, stellte er sich eine Stunde lang todt, da man aber versuchte, ihn verschiedene Male aufzustellen und dann hinfallen zu lassen, schob er seine Schulter vor, um beim Fall den Kopf zu schützen. Müde der Verstellung, öffnete er endlich die Augen, und als er die Mannschaft Zwieback essen sah, verlangte er auch etwas davon und aß mit sehr gutem Appetite. Man hielt ihn indeß noch gefesselt, weil man fürchtete, er möge sich ins Meer stürzen.

Um die Wilden einzuschüchtern, gab man diesen Tag nochmals auf zwei Piroguen, die vorbeifuhren, Feuer. Am andern Tage zeigte der Gefangene das so sehr gewünschte Wasser; man begab sich mehrmals dahin, um die Fässer zu füllen, und schoß auf die Piroguen, welche um die Schaluppen herumfuhren. Die einzigen Erfrischungen, welche man erhielt, waren Cocusnüsse, Palmenkohl, Austern und andere Muscheln. Dies konnte ein Schiff nicht erquicken, das am Fieber litt und dessen Mannschaft immer mehr abnahm. Der Aufenthalt war übrigens durch beklagenswerthe Vorfälle bezeichnet; der verwundete Unterofficier war gestorben und Labbé selbst sah seine Wunden sich erst nach zwei Monaten schließen, was vermuthen läßt, daß die Pfeile vergiftet gewesen waren.

Das einzige glückliche Resultat dieses Aufenthalts Surville's besteht in einigen Documenten, die theils von ihm selbst, theils von seinen Officieren gesammelt wurden und welche um so werthvoller sind, da man fast keine andern über die Salomons Inseln hat. Die Eingeborenen dieses Archipels sind von mittlerer Größe, aber stark und kräftig. Einige sind schwarz und andere kupferfarbig. Die Schwarzen haben krauses Haar, eine kleine Stirn und ein spitziges Kinn mit wenig Bart. Ihr ganzes Gesicht hat einen wilden Charakter. Einige der kupferfarbigen Männer haben schlichtes Haar. Im Allgemeinen werden die Haare bis zur Höhe der Ohren abgeschnitten. Andere behalten nur einen Busch auf dem Wirbel und scheeren den übrigen Kopf glatt bis auf einige Büschelchen unten am Nacken. Mehrere theilen den Büschel auf dem Wirbel in kleine Zöpfchen, die sie mit einer Art Gummi beschmieren. Die meisten färben sich die Augenbraunen und die Haare gelb und machen über den Augenbraunen von einem Schlafe bis zum andern einen weißen Strich. Die Frauen, von denen man wenige sieht, machen sich ähnliche Streifen der Länge nach ins Gesicht und in der Queee über Hals und Brust.

Das einzige Kleidungsstück bei beiden Geschlechtern besteht aus einem Stücke Decke um die Hüften. Die Männer tättowiren sich das Gesicht, die Arme und andere Theile des Körpers, und diesen Zeichnungen fehlt es nicht an einer gewissen Zierlichkeit. Das Ohrläppchen und die Nasenscheidewand sind durchbohrt, um verschiedene Zierrathen aufzunehmen. Die Armbänder von Muscheln und Schildkrötenschale werden über den Ellbogen getragen, und wenn sie keine solchen haben, so begnügen sie sich mit andern von kleinen Fischgräten oder von andern Thierknochen, die sie mit einem Faden verbinden, am Handgelenke. Bisweilen hängen sie auch an ihren Hals eine Art Kamm von weißem sehr geschätzten Steine. Andere befestigen auf die Stirn eine Muschel, die der Perlenmutter gleicht. Die Verzierungen aber, welche Surville und seinen Begleitern am meisten auffielen, waren Halsbänder, Ohrgehänge und ganze Gürtel von Menschenzähnen. Man mußte glauben, daß es Ueberreste von verzehrten Feinden wären.

Der Bogen dieser Wilden ist von schwarzem, elastischem, mäßig biegsamem Holze und die Schnur aus Fasern der Rinde der Fächerpalme. Der Pfeil, ein drei Fuß langes Rohr, besteht aus Stücken, die durch sehr zähen Leim mit einander verbunden sind. Die Spitze ist eine starke Fischgräte. Diese Pfeile lassen immer einige Widerhaken in der Wunde, die sie vergiften. Die Lanzen sind von schwarzem Fächerpalmenholze, 8 bis 10 Fuß lang, und endigen in einem 6 Zoll langen Knochen mit starken Widerhaken, welche die Wunden sehr gefährlich machen. Die dritthalben Fuß langen Keulen sind gewöhnlich von sehr schwerem rothen Holze und werden von den Eingeborenen an dem Gürtel getragen. Ihre Schilde endlich sind von geflochtenem Rohr, an der Seite mit einer Handhabe versehen, um den Arm hindurchzustecken, und bisweilen mit gelben und rothen Strohbüscheln ver-

Digitized by Google

sehen. Diese Schilde haben einen doppelten Nutzen, denn man bedient sich ihrer auch bisweilen als Regenschirme.

Als Werkzeuge haben sie Hämmer von schwarzem Steine, der mittelst Rohrbänder an einen Stiel befestigt ist, und kleine Beile von Muschelstücken. Ihre Messer sind scharfe Perlenmutterschalen, und zum Abschneiden der Haare und des Bartes bedienen sie sich gewetzter Feuersteine. Ihre Fischnetze verfertigen sie aus Fasern der Rinde von der Fächerpalme. In ihren Piroguen fand man Körner von balsamischem Geruche, die man Anfangs für eine Art Salbe hielt, die aber, wie man später erfuhr, den Eingeborenen als Brennöl dienen. Sie gaben wirklich ein helleres Licht als Wachskerzen und verbreiteten einen sehr angenehmen Geruch.

Auf diesen Inseln wuchsen Cocuspalmen, Bananen, Zuckerrohr, Yams und verschiedene Arten Mandeln. Das Binao, offenbar das Wenaus Mindanas, vertrat die Stelle des Brodes. Diese reichen und grünen Länder enthielten eine große Menge Kakadus, Loris, Holztauben und Amseln, die größer waren als die europäischen. In den Sümpfen findet man Meerlerchen, eine Art Schnepfe, eine Art Ente und endlich Salamander, von denen einige von dem Kopfe bis zum Schwanze wenigstens 5 Fuß messen. Obgleich man keine vierfüßigen Thiere bemerkt hat, so weiß man doch, daß es in den Wäldern der größern Inseln in großer Menge ein wildes Schwein giebt. Einer der Officiere, der sich mit Naturwissenschaften beschäftigte, bemerkte eine Spinne von einer neuen Art, Ameisen von ungeheurer Größe und Fliegen von der Größe der europäischen Bremsen, deren Stich höchst schmerzhaft war. Er traf in dem Walde eine kleine Blindschleiche von der Dicke eines Fingers und 2 Fuß Länge, die auf dem Rücken gelbe und graue Vierecke hatte und an dem Bauche hellgelb sah. Ein kriechendes Thier, welches er eine Kröte nennt, das aber mehr ein Basilisk seyn muß, erregte besonders seine Aufmerksamkeit. „Sein Rücken," sagt er, „ist der ganzen Länge des Körpers nach gewölbt und in geringer Entfernung von den Schultern nimmt sein Kopf oder sein Rüssel die Gestalt einer Lanze an, ebenfalls gewölbt und an dem Anfangspunkte dieser Spitze befinden sich die Augen unter einer Art Schale oder Knorpel; seine Füße haben nichts Außerordentliches und das Thier bewegt sich in Springen, wie die europäischen Kröten."

Zu diesen Beobachtungen Surville's und seiner Officiere muß man die Nachrichten hinzufügen, welche ihnen ihr wilder Gefangener gab, als er einige französische Worte sprechen konnte. Lowa Sarega (so nannte man diesen jungen Mann) blieb zwei Jahre bei den Franzosen und man konnte ihn also mit aller Bequemlichkeit ausfragen. Einer der Officiere Surville's, Herr Monnoron, theilt über ihn Folgendes mit:

„Er war kaum zwei Monate auf dem Schiffe, als man die Leichtigkeit bemerkte, womit er unsere Sprache lernte, aber seine Fortschritte wurden durch einen Aufenthalt von drei Monaten bei den Spaniern in Peru verzögert. Es gelang ihm indeß dennoch, während dieser Zeit in beiden Sprachen sich ziemlich gut verständlich zu machen.

„Was in Lima sein Erstaunen am meisten erregte, war die Größe und Höhe der Häuser. Er konnte sich nicht überzeugen, daß sie fest seyen, und rüttelte deshalb an den Mauern. Seine Ueberraschung verdoppelte sich alle Tage, als er die Beschäftigungen und Arbeiten der Europäer sah, und er erkannte bald, daß sie eine große Ueberlegenheit über seine Landsleute besäßen. Während der Ueberfahrt von Port Praslin nach Peru ließ ihn Surville immer an seiner Tafel essen und er erkannte bald, daß dies eine besondere Gunst sey, weil die übrigen Schwarzen ganz anders behandelt wurden. Bei dem Tode Surville's, der zufällig ertrank, zog sich der junge Lowa von selbst von der Officierstafel zurück und wollte als Bedienter aufwarten.

„Man hatte für ihn besondere Rücksichten, die er ohne Zweifel wegen seiner guten Eigenschaften verdiente; seine Erkenntlichkeit bewies immer, daß er den Werth der Aufmerksamkeiten fühle, und nie hat er von der Güte, womit man ihn behandelte, einen Mißbrauch gemacht.

„Der einzige Fehler, den man an ihm kennt, ist eine Bewegung von Aerger oder Verzweiflung, der er sich leicht hingiebt und die wahrscheinlich nur seiner großen Empfindlichkeit zuzuschreiben ist; aber diese Bewegung richtet sich stets nur gegen ihn selbst und dauert nur einen Augenblick; es ist der Zorn eines Kindes. Er besitzt einen scharfsinnigen Geist und lernt leicht und mit Vergnügen alles, was man ihn lehren will; er würde gewiß in sehr kurzer Zeit lesen lernen, wenn ihn Jemand darin unterrichten wollte.

„Man konnte sein Benehmen blos rühmen; er liebt wohl den Schmuck, aber er legt ihn auch ohne Schwierigkeit ab. Er kennt den Preis und den Gebrauch des Geldes sehr wohl, und doch legt er keinen großen Werth darauf. Er scheint keinen andern lebhaften Wunsch zu haben, als seinen Appetit zu stillen. Man kann versichern, daß er die glücklichsten Anlagen besitzt und viele Fehler nicht hat, vor denen nicht immer auch die sorgfältigste Erziehung schützt."

Als man Lowa Sarega über sein Vaterland fragte, antwortete er, der Archipel werde durch immerwährende Kriege verwüstet, jede Insel befinde sich im Kriege mit der benachbarten Insel und die in dem Kampfe gemachten Gefangenen würden die Sclaven der Sieger. Die Macht des Königs oder Häuptlings sey unumschränkt und alle seine Unterthanen müßten ihm den Ertrag ihrer Fischerei, ihrer Ernten, ihrer Arbeiten und ihrer Beute bringen. Der Häuptling behalte, was ihm gefalle, und überlasse das Uebrige den Eigenthümern. Derjenige, welcher etwas in sein Haus tragen wolle, ehe es dem Oberhaupte angeboten worden sey, würde sich einer strengen Strafe aussetzen. Jeder Unterthan, der auf den Schatten seines Königs trete, werde auf der Stelle mit dem Tode bestraft. Indessen bemerkte Lowa, daß ein Großer im Lande sein Leben durch Aufopferung aller seiner Reichthümer erkaufen könne.

Ueber ihre Religion konnte man von Lowa nichts Bestimmtes erfahren. Er sagte blos, daß die Menschen nach dem Tode in den Himmel stiegen und von Zeit zu Zeit auf die Erde herabkämen, um ihre ehemaligen Freunde zu besuchen. Diese Geister kämen in der Nacht, kündigten Gutes und Böses an und zeigten die besten Oerter zum Fischfange an. Als man darüber spottete, sagte Lowa, Niemand könne besser wissen als er, was in seinem Vaterlande geschehe.

Man hatte während des Aufenthalts in dem Augenblicke, als die Böte angegriffen werden sollten, einen Häuptling in einer Pirogue bemerkt, der bei Seite eine Art Gebet zu verrichten schien, und in einer andern einen zweiten Häuptling, der durch seine Verzerrungen und Verdrehungen wahrscheinlich den Beistand irgend einer überirdischen Macht anrief.

Die Aerzte, sämmtlich Greise, haben einen großen Einfluß unter diesen Völkern. Selbst nach einem langen Aufenthalte an Bord sprach Lowa von den Aerzten seiner Insel wie von Männern, die viel erfahrener wären als die europäischen Aerzte, welche die Krankheiten nur verlängern könnten.

Die Mädchen werden in dem zartesten Alter verlobt und wohnen in dem Hause der Eltern ihres zukünftigen Mannes; man verheirathet sie bei den ersten Spuren der Mannbarkeit. Die Vielweiberei steht auf der Insel in Kraft.

Stirbt ein reicher Mann, so wird sein Leichnam auf eine Erhöhung gelegt, unter welcher man sein Grab gegraben hat. Man wartet, bis durch die Wirkung des Regens, der Sonne und der Fäulniß das Fleisch sich abtrennt und durch das geflochtene Lager hindurch in das Grab fällt, dann nimmt man den Kopf und die Knochen und bringt sie in ein gemeinschaftliches Begräbniß. Das Loch wird wieder zugefüllt und darüber baut man eine Hütte. Auf dem Grabe eines Kindes pflanzt man blos Blumen.

Obgleich ihre Fahrzeuge gebrechlich zu seyn scheinen, so machen sie darin doch Reisen von 10 bis 12 Tagen. Sie richten sich dabei nach der Bewegung der Sternbilder und können einige Sterne unterscheiden. Nach dem Berichte Lowa's handeln sie viel mit einem fast weißen, oder doch einem unendlich weniger schwarzen Volke als sie selbst. Lowa versicherte, an seine Insel ein Fahrzeug kommen gesehen zu haben, das 15 schwarze Männer und drei schwarze Frauen und eine weiße Frau getragen habe. Die schwarzen Frauen hätten nur geschwatzt, die weiße Frau aber habe geweint, und zwar über einen weißen Mann, der ins Wasser gesprungen war, um eine

Digitized by Google

Schildkröte zu fangen und von den Fischen verzehrt worden. Sie gebar zwei weiße Mädchen, von denen eines starb. Ob sie gleich für das am Leben gebliebene hätte leben sollen, so tröstete doch nichts ihren Schmerz, sie erwürgte sich mit einer kleinen Schnur, die sie am Halse trug und die ihr ohne Zweifel dazu diente, durch die Knoten die Zahl der Tage anzuzeigen, welche sie fern von ihrem Vaterlande zugebracht habe. Lowa besaß eine ähnliche Schnur und schien denselben Gebrauch davon zu machen. Lowa setzte hinzu, jene weiße Frau habe sehr große goldene Ohrgehänge, langes Haar und die Nasenscheidewand durchbohrt gehabt und sie sey nackt gewesen bis auf ein Zeugstück, das sie von den Hüften bis an die Knie bedeckt habe. Das Fahrzeug, in welchem sie angekommen, habe einen großen Vorrath von Schweinen und Cocusnüssen enthalten.

Lowa erzählte ferner, sein Vater mache oft Reisen von zehn bis zwölf Tagen zu einem Volke, das viel weniger schwarz sey als das seinige; er vertausche dort Schwarze gegen Weiße und bringe seine Zeuge mit Zeichnungen darauf zurück, woraus man Gürtel mache. Aus diesen verschiedenen Berichten scheint sich zu ergeben, daß die gelbe oder polynesische Race noch einige Punkte auf den Salomons Inseln inne habe. Obgleich die Umgebungen von Port Praslin nur unbedeutende Dörfchen zeigten, so enthielt doch das Innere der Insel ansehnliche Dörfer. Lowa sprach dies mehrere Male aus, er vergaß aber dabei, den Namen seines Vaterlandes anzugeben.

Surville verließ Port Praslin am 21. October und am 26. glaubte er, alles Land aus dem Gesichte verloren zu haben, als sich plötzlich eine Insel zeigte, welche er die unerwartete Insel nannte. Es war das Gower Carteret's. Am nächsten Tage entdeckte er auch noch die Widerwärtigkeitsinsel, welche er wegen der Windstille und widrigen Winde so nannte, wodurch er an der Küste zurückgehalten wurde. Am 2. November, als sich kein Lüftchen bewegte, sah er sich von Piroguen umgeben und wollte selbst ein Boot an's Land schicken, aber es brachen Feindseligkeiten aus, welche die Landung verhinderten. Am 3. entdeckte Surville die drei Schwestern und eine vierte Insel, welche er Golfinsel nannte. Obgleich diese verschiedenen Inseln nach einander ihre Piroguen an das Schiff schickten, so mochte sich doch Niemand an Bord begeben. Endlich am 6. fuhr Surville um die beiden kleinen Inseln Anna und Catalina herum, die er Inseln der Befreiung nannte. Dann gab er allen diesen Ländern, die er nur für eine große Insel hielt, den Namen Land der Arsaciden, welcher aber auf eine dieser Inseln beschränkt worden ist. Darauf beschränkt sich die Erforschung Surville's.

Die Entdeckungen dieses Seefahrers, verbunden mit denen Bougainville's, machten Europa auf diesen Archipel aufmerksam, dessen Schilderung mit den Berichten Mindana's zusammenzutreffen schien, was sich seitdem völlig bestätigt hat. Die Inseln Surville's und Bougainville's sind wirklich der Salomons Archipel Mindana's.

Der Engländer Shortland war der Erste, welcher diese Länder wieder sah. Er legte am 31. Juli 1788 an der Südspitze der Insel Guadalcanar an, fuhr an der südlichen Grenze des Archipels hin und kam in dieselbe Straße, welche vor zwanzig Jahren Bougainville befahren hatte. Da diese Beobachtung blos von weitem geschah, so glaubte Shortland wie Surville, es sey nur eine große und lange Insel. Er nannte sie Neu-Georgien, ein Name, der nur einer der von ihm gesehenen Inseln geblieben ist. Shortland kam nur bei dem Täuschungscap mit den Eingeborenen in Verbindung. Es näherten sich Piroguen dem englischen Schiffe, um Armbänder, Ringe und Ketten von Knochen und Gräten gegen ähnliche Gegenstände von europäischer Fabrikation zu vertauschen, wobei sie jedoch eisernen Gegenständen den Vorzug gaben. Sie zeigten bei diesem Tauschhandel viel Ehrlichkeit und schienen weder betrügen, noch stehlen zu wollen. Ihr größter Wunsch war der, daß die Mannschaft an's Ufer komme; sie zeigten, um sie dazu zu veranlassen, Schalen von Obst und Federn von Geflügel, um anzudeuten, daß sie alles dies am Lande finden würden. Die Eingeborenen nannten die Insel, von welcher sie kamen, Simbu, und man bemerkte daselbst wohlangebaute Stellen. Ihre Piroguen, die 6 bis 14 Mann trugen, waren gut gebaut, schön geschnitzt und roth angestrichen. Außer den Ringen und Armbändern von Knochen und Fischgräten trugen sie auf dem Kopfe ein Stück Schildkrötenschale mit einer Feder. Sie folgten dem Schiffe während 2 bis 3 Stunden und kehrten erst dann nach der Küste zurück.

Keine Reise sollte für die Geographie der Salomons Inseln ergiebiger seyn, als die d'Entrecasteaux'. Am 9. Juli 1792 begann er seine Arbeiten vor der Insel Georgia, dann bestimmte er nacheinander die Schatzinseln, die Insel Shortland und den westlichen Streifen der Inseln Bougainville und Buka. Aber diese Erforschung vermehrte die Kenntnisse über das Volk nicht, denn d'Entrecasteaux legte nirgends an und kam mit den Eingebornen sehr wenig in Verbindung. Blos in der Nähe der Schatzinseln sah das Geschwader einige Eingeborene und Piroguen, die um die Inseln herumfuhren. Weiter hin und an der Nordspitze der Insel Buka kamen mehrere Piroguen mit 8 Mann in jeder von der Küste her, nebst einer größern mit 40 Mann, nämlich 16 Ruderern und 24 Kriegern. Nach einigen Stunden Zögerung wagte sich die kleine Flotte an die Schiffe und man tauschte einige europäische Gegenstände blos gegen Pfeile aus, da die Eingeborenen ihre Bogen nicht weggeben wollten. Als aber ein Officier anfing, auf einer Violine eine etwas lebhafte Melodie zu spielen, sah man die Wilden augenblicklich sich bewegen, lachen, springen und hüpfen und sie boten für die Violine nicht blos einen Bogen, sondern auch alle ihre Keulen, die sie bis dahin versteckt gehalten hatten. Sie wiederholten leicht verschiedene französische Worte.

Im folgenden Jahre am 25. Mai nahm d'Entrecasteaux die Erforschung wieder auf, erst an den Inseln Anna und Catalina und sodann an der ganzen westlichen Küste der Insel Cristoval, welche an der Nordwestspitze mit Dörfern bedeckt zu seyn schien. Die Piroguen, welche an das Schiff kamen, nahmen alles, was man ihnen gab, ohne etwas anderes dagegen anzubieten. In der Nacht nahm die Menge dieser Piroguen zu, man zählte bald 60 derselben, welche, durch die Zahl ermuthigt, einige Pfeile gegen die Franzosen abschossen. Man antwortete darauf durch einen Flintenschuß und eine Rakete, welche hinreichten, diese Wilden zu zerstreuen.

D'Entrecasteaux besuchte hierauf die Insel Sesarga, von welcher sieben Piroguen an das Schiff kamen. Vergebens lud man die Eingeborenen ein, an Bord zu kommen, sie weigerten sich und deuteten blos durch Zeichen an, man möge an das Land kommen. Diese Piroguen sahen zierlicher aus als alle die, welche man bis dahin bemerkt hatte, und die Insulaner zeigten einen Luxus von sehr schönen Halsbändern von Muscheln, Armbändern und Federn in den Haaren. Dann fuhr man an der ganzen südlichen und westlichen Küste der großen Insel Guadalcanar hin, endlich um das Vorgebirge Marsh herum und beendigte die Erforschung durch die Bestimmung des südlichen Theils der Insel Georgia. Am 7. Juni hatte das Geschwader alles Land aus dem Gesichte verloren.

Einige Theile der Salomons Inseln wurden nacheinander 1792 von Manning gesehen, der zwischen Isabel und Choiseul durchfuhr, 1794 von dem Indispensable, der zwischen Cristoval und Guadalcanar und dann zwischen Isabel und Malaita durchsegelte, und endlich ebenfalls 1794 von Butler. Aber keiner dieser Seefahrer hat bestimmte Nachrichten über diese Inseln hinterlassen.

Kapitel XIX.

Die Salomons Inseln. — Geographie.

Der Archipel der Salomons Inseln liegt zwischen dem 5° und 12° s. Br. und dem 152 und 160° östl. L. Er hat eine Ausdehnung von 200 Stunden von NW. nach SO. bei einer mittlern Breite von 40 Stunden. Man bemerkt daselbst zehn große hohe und bevölkerte Inseln und eine große Anzahl anderer von geringerer Ausdehnung. Die bekannten sind von Norden nach Süden zu die folgenden:

Digitized by Google

J. Buka, entdeckt 1767 von Carteret, der sie Winchelsea nannte, wiedergesehen 1768 von Bougainville, 1728 von Shortland, beobachtet 1792 von d'Entrecasteaux und 1823 von Duperrey. Sie ist ein hohes, bewaldetes und bewohntes Land, 35 Meilen von Norden nach Süden lang und 18 Meil. breit und von mehrern Inseln an dem Südtheile begleitet. Die Trennung dieser Insel von der folgenden ist noch nicht genau ermittelt. Lage: 5° 0′ s. Br. und 152° 14′ östl. L. (Nordspitze).

J. Bougainville, entdeckt 1763 von Bougainville, wiedergesehen 1788 von Shortland und erforscht 1792 von d'Entrecasteaux, eine hohe, bevölkerte Insel, 96 Meil. von NNW. nach SSO. lang und 18 bis 20 Meil. breit. An ihrem südöstlichen Theile liegen mehrere kleine Inseln ohne Namen. Lage: von 5° 32′ bis 6° 55′ s. Br. und von 152° 14′ bis 153° 25′ östl. L.

J. Shortland, bemerkt von Bougainville 1768, wiedergesehen 1788 von Shortland und erforscht 1792 von d'Entrecasteaux, eine Insel oder ein Inselhaufen von 30 bis 36 Meil. im Umfange. Am westlichen Theile liegen mehrere kleine Inseln. Lage: 7° 9′ s. Br., 153° 20′ östl. L. (Südspitze).

Schatzinseln, entdeckt 1768 von Bougainville, gesehen von Shortland 1788, und erforscht 1792 von d'Entrecasteaux. Eine Gruppe von einigen nicht sehr hohen, gut bewaldeten Inseln, 7½ Meil. von NNO. nach SSW. lang. Lage: 7° 25′ s. Br., 153° 10′ östl. L. (Mitte).

J. Choiseul, wahrscheinlich entdeckt 1567 von Mindana, aber zuerst von Bougainville 1768 angegeben, wiedergesehen von Surville 1769, von Shortland 1788 und zum Theil beobachtet 1796 von dem Capitain Cornwallis. Der östliche Theil ist noch sehr wenig gekannt. Eine hohe, gut bevölkerte Insel 80 Meil. lang von NW. nach SO. und 10 bis 12 Meil. breit. Lage: von 6° 36′ bis 7° 34′ s. Br. und von 153° 41′ bis 154° 57′ östl. L.

J. Allen und Middleton, entdeckt von Shortland 1788, der zwei Vorgebirge daraus machte. Krusenstern meint, es seyen zwei kleine Inseln. Lage: 7° 28′ s. Br., 153° 54′ östl. L. (J. Middleton).

J. Simbu, entdeckt von Bougainville 1768, wiedergesehen von Shortland 1788, ein ziemlich großes und stark bevölkertes Land, dessen Gestalt man aber nicht kennt. In Süden liegt die kleine Insel Satisfaction. Lage: 8° 17′ s. Br., 154° 12′ östl. L. (Südspitze der J. Satisfaction).

J. des ersten Anblicks, entdeckt 1769 von Surville, wiedergesehen von Manning 1792, eine hohe Insel von 5 bis 6 M. Länge. Lage: 7° 20′ s. Br., 154° 59′ östl. L.

J. Isabel, entdeckt 1569 von Mindana, gesehen von Manning 1792, eine große bergige, bevölkerte Insel. Auf der Karte Krusensterns ist sie 105 Meil. von NW. nach SO. lang und 14 bis 16 M. breit; aber ihre wirkliche Ausdehnung kennt man nicht. An dem nordwestlichen Theile liegen kleine Inseln, von denen Manning zwei Jane und Nairn nannte. Lage: 7° 16′ bis 8° 28′ s. Br. und von 155° 18′ bis 156° 54′ östl. L.

J. Ortega, entdeckt von Mindana 1567 und wiedergesehen 1794 von dem „Indispensable", zwei Inseln, jede von 5 bis 6 M. Länge, aber wenig bekannt. Lage: 8° 8′ s. Br., 157° 0′ östl. L. (Mitte).

J. Ramos, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen 1794 von dem „Indispensable", eine Gruppe von zwei oder drei von einem Riffe umgebenen Inselchen. Lage: 8° 24′ s. Br., 157° 42′ östl. L.

J. Gower, entdeckt von Carteret 1767, und wiedergesehen 1769 von Surville, der sie die Unerwartete Insel nannte. Nach Carteret ist es ein niedriges, flaches, wohlbevölkertes Land, 2½ St. von O. nach W. lang. Lage: 8° s. Br., 158° 12′ östl. L.

J. Malayta, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen von Carteret 1767 und von Surville 1769, nach Carteret eine hohe, bergige und 10 St. von O. nach W. lange Insel. Lage: 8° 24′ s. Br., 158° 10′ östl. L. (Nordspitze).

J. Simson, entdeckt von Carteret 1767, wiedergesehen von Surville 1769. Nach Carteret klein und niedrig. Lage: 8° 30′ s. Br. 158° 43′ östl. L.

J. der Arsaciden, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen von Surville 1769, eine hohe Insel, die nach Krusenstern von NNW. nach SSO. 36 Meil. lang und 8 M. breit ist; aber man weiß nichts Gewisses von ihrer wirklichen Größe. Lage von 8° 36′ bis 9° 7′ s. Br. und von 158° 37′ bis 159° 4′ östl. L. (?)

J. Galera, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen von Surville 1769. Nach Ortega hätte sie 6 St. im Umfange und wäre von schlecht gekannten Riffen umgeben. Lage: 9° 29′ s. Br., 159° 6′ östl. L.

J. Buena Vista, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen von Surville 1769. Nach Ortega ein fruchtbares, gut bebautes und stark bevölkertes Land von etwa 29 St. im Umfange, und von bewohnten Inselchen umgeben. Das Ganze kaum bekannt. Lage: 9° 42′ s. Br., 157° 18′ östl. L. (Südspitze).

J. Sesarga, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen 1769 von Surville, der sie Widerwärtigkeitsinsel nannte, 1790 von Ball, der ihr den Namen J. Smith gab, und erforscht 1792 von d'Entrecasteaux, ein hohes, gut bevölkertes Land, ungefähr 7 Meil. von N. nach S. lang. Lage: 9° 49′ s. Br., 159° 43′ östl. L. (Mitte).

Die drei Schwestern, entdeckt von Surville 1769, und beobachtet von d'Entrecasteaux 1792, eine Kette von sehr kleinen hohen Inseln 9 Meil. lang von NNW. nach SSO. Lage: 10° 33′ s. Br., 152° 40′ östl. L. (die Mittlere).

Golfinseln, entdeckt von Surville 1769, beobachtet von d'Entrecasteaux 1792, zwei hohe Inseln, von denen die größte wenigstens 4 Meil. von N. nach S. lang ist. Lage: 10° 14′ s. Br., 159° 27′ östl. L.

J. Prinzesa, kleine Inseln nach der Karte Arrowsmiths in SW. der J. Hammond. 12 Meil. in NNO. von Prinzesa liegt ein Riff, das Bridgewater heißt. Entdeckung und Zeit der Entdeckung unbekannt. Lage: 9° 5′ s. Br., 154° 46′ östl. L.

J. Hammond, entdeckt von Shortland 1788, wiedergesehen von d'Entrecasteaux 1792, drei hohe, bewaldete und bewohnte Inseln, deren größte nach der Karte Krusensterns 14 bis 15 M. lang wäre. Uebrigens sehr unvollkommen bekannt. Lage: 8° 32′ s. Br., 154° 55′ östl. L. (Nordwestspitze).

J. Georgia, entdeckt von Shortland 1788, von weitem gesehen von Manning 1792, und im südlichen Theile erforscht von d'Entrecasteaux 1792, nach der Karte Krusensterns hoch, bewohnt, 40 Meil. lang von O. nach W. und 10 bis 12 M. breit. Ihre Gestalt und Ausdehnung nach N. sind völlig unbekannt. Lage von 8° 35′ bis 8° 53′ s. Br. und von 155° 14′ bis 156° östl. L. (?)

J. Murray, wahrscheinlich entdeckt 1792 von Manning und beobachtet von d'Entrecasteaux ebenfalls 1792, eine kleine hohe Insel von 5 oder 6 M. im Umfange. Lage: 9° 3′ s. Br., 156° 30′ östl. L.

J. Marsh, entdeckt 1788 von Shortland, der sie nur für ein Cap hielt, von Manning und von d'Entrecasteaux 1792 gesehen, eine hohe Insel von wenigstens 10 M. Länge von NNW. nach SSO., an der Seite mit mehrern kleinen Inseln. Die Ausdehnung dieser Gruppe in NO. kennt man gar nicht. Lage: 9° 6′ s. Br., 156° 48′ östl. L. (Westspitze).

J. Guadalcanar, entdeckt 1567 von Mindana, von weitem gesehen von Shortland 1788, von Manning 1792 und halb erforscht in demselben Jahre von d'Entrecasteaux. Der Weg des „Indispensable" bestätigt die Trennung dieser Insel von jener der Arsaciden und der benachbarten, aber die ganze Nordküste von Guadalcanar ist noch unbekannt. Sie ist eine bergige gut bevölkerte Insel, 78 Meilen von WNW. nach OSO. lang und wenigstens 20 bis 25 M. breit. Einige kleine Inseln liegen an dem NO Theile, an der SO-Spitze und außerdem in der Straße des Indispensable, die bisher ohne Namen geblieben sind. Lage von 9° 16′ bis 9° 59′ s. Br. und von 157° 22′ bis 158° 34′ östl. L.

J. Cristoval, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen von Surville 1769, von Shortland 1788, zu zwei Drittheilen erforscht von

Digitized by Google

d'Entrecasteaux 1792 und auch von dem „Indispensable" 1794 gesehen, eine große bergige, bewohnte, von NW. nach SO. 72 Meil. lange und 16 bis 18 M. breite Insel. Die Ostküste ist wenig bekannt. Lage von 10° 11′ bis 10° 53′ s. Br. und von 159° 2′ bis 160° 3′ östl. L.

J. Anna, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen von Surville 1769, von Ball, der sie Syrius nannte, 1790, und von d'Entrecasteaux erforscht 1792, hoch, 4 bis 5 Meil. im Umfange. Lage: 10° 51′ s. Br., 160° 8′ östl. L.

J. Catalina, entdeckt von Mindana 1567, wiedergesehen von Surville 1769, der sie mit der vorigen Insel der Befreiung nannte, 1790 von Ball, der sie J. Massey nannte, und 1792 von d'Entrecasteaux, hoch und 3 bis 4 Meil. im Umfange. Lage: 10° 54′ s. Br. und 160° 6′ östl. L.

J. Bellona, entdeckt von dem Cap. Butler von dem „Walpole" 1794, eine Insel von 6 M. im Durchmesser. Da kein anderer Seefahrer seit Butler sie gesehen hat, so ist ihre Existenz noch sehr ungewiß. Lage: 11° 11′? s. Br., 157° 34′? östl. L. (Mitte).

J. Rennel, entdeckt von dem Cap. Butler von dem „Walpole" 1794 und in demselben Jahre von dem „Indispensable" wiedergesehen. Nach Krusenstern wäre sie 12 St. von NW. nach SO. lang. Lage: 11° 38′ . Br., 158° 21′ östl. L. (SO Spitze).

Obgleich sich hier das Verzeichniß der eigentlich sogenannten Salomons Inseln endigt, so müssen wir doch noch zwei dazu gehörige gefährliche Riffe erwähnen, die in geringer Entfernung in Süden von den vorigen Inseln liegen, nämlich das Riff der Pandora, das von dem Capit. Edwards 1791 entdeckt wurde und ohne Zweifel dasselbe ist, welches 1794 der „Indispensable" und 1804 Ruault Coutante sah. Dieses gefährliche Riff soll sich fast 40 Meil. von N. nach S. erstrecken und seine Spitze liegt unter 12° 8′ s. Br. und 159° ? östl. L. Dann das Riff Wells, das ebenfalls von Edwaeds 1791 angegeben wurde und unter 12° 21′ s. Br. und 156° 22′ östl. L. liegt.

Ehe wir weiter gehen, können wir noch eine Kette kleiner Inselgruppen erwähnen, welche im N. der Salomons Inseln liegen, und wir führen sie ebenfalls von S. angefangen an.

J. Stewart, entdeckt von Hunter 1791 und wiedergesehen von Wilson vom „Duff" 1797, eine Gruppe von 5 kleinen Inseln, von denen die beiden größten 3 M. im Umfange haben. Lage: 8° 24′ s. Br., 161° östl. L.

Das gefährliche Riff Bradley, das Hunter 1791 entdeckte, liegt unter 6° 52 s. Br. und 158° 46′ östl. L. und hat eine Ausdehnung von 15 Meil. von NNW. nach OSO. Das nicht minder gefährliche Riff La Candelaria, entdeckt von Mindana 1567 und wiedergesehen 1781 von Maurello, der es Roncador nannte, soll unter 6° 20′ s. Br. und 157° östl. L. liegen. Es ist wichtiger, solche für den Seefahrer hundertmal gefährlichere Klippen als die gefährlichsten Inseln, zu bestimmen.

J. Howe, entdeckt 1791 von Hunter, der nur den südlichen Theil von ihnen sah. Wahrscheinlich sind es dieselben Inseln, welche 1616 von Schouten und 1643 von Tasmann gesehen wurden, der sie Ontong Java nannte. Vielleicht giebt es auch zwei verschiedene Gruppen. Dem sey wie ihm wolle, die Gruppe, welche Hunter sah, besteht aus einer großen Anzahl niedriger und bewohnter Inseln, deren Ausdehnung unbestimmt blieb. Lage: 5° 39′ s. Br., 157° 6′ östl. L. (Südspitze).

J. Marqueen, entdeckt 1616 von Schouten, wiedergesehen 1643 von Tasmann, wahrscheinlich dieselben Inseln, welche der „Indispensable" 1794 sah und die Cocusinseln nannte, dieselben auch, welche 1799 Mortlock sah und Hunter Inseln nannte, obgleich er sie ein wenig südlicher setzt. Genug, die Marqueen J. bilden eine Gruppe von 14 oder 15 niedrigen und bewohnten Inseln, deren Ausdehnung wenigstens 15 bis 20 Meil. beträgt. Lage: 4° 30′ s. Br., 154° 8′ östl. L.

J. Carteret, entdeckt 1767 von Carteret, der sie die Neun Inseln nannte, wiedergesehen 1781 von Maurello, der sie für die Inseln Ontong Java Tasmann's hielt, von Shortland 1788 und von Hunter 1791. Nach Carteret hat eine einzige von diesen Inseln eine gewisse Größe, die acht andern sind klein, niedrig, aber mit Bäumen bedeckt und dicht bevölkert. Ihre Bewohner sind Schwarze mit krausem Haar, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und besitzen große Segelpiroguen. Lage: 4° 42′ s. Br., 153° 10′ östl. L. (Mitte).

Die grünen Inseln, entdeckt von Schouten 1616 und wiedergesehen 1767 von Carteret, der sie Hardy Inseln nannte, und ebenfalls 1767 von Bougainville, der sie nur von weitem sah, dann 1781 von Maurello, der sie Caimanes nannte, 1792 und 1823 von d'Entrecasteaux und Duperrey, die sie beide nur aus großer Entfernung bemerkten. Es sind Gruppen grüner und bewohnter Inseln von noch unbekannter Größe. Die Breite der grünen Inseln ist 4° 33′ südlich, ihre Länge 151° 49′ östlich. (Südspitze).

Kapitel XX.

Der Salomons Archipel. — Die Mörder Inseln.

Einer der letzten Gruppen, welche wir angeführt haben, gehört die der Mörder Inseln an, welche dem Amerikaner Morrell eine lange und dramatische Episode lieferte. Wegen der Ungenauigkeiten der Lage, die sich in dem Buche dieses amerikanischen Seefahrers so häufig finden, ist man bei ihm immer nur auf Vermuthungen beschränkt, und deshalb kann man auch nicht mit Gewißheit behaupten, daß die Mörder Inseln die Carterets Inseln sind.

Morrell, Capitain des schönen Schooners „Antarctic" und Abenteurer wie irgend ein Seefahrer, gerieth am 24. Mai 1830 an die Mörder Inseln, wo er in einer ruhigen und sichern Lagune ankerte. Kaum befand er sich hier, als die Eingeborenen, eine fast schwarze Völkerschaft, in ihren Piroguen erschienen, Anfangs schüchtern und in der Ferne, dann aber kecker in größerer Nähe. Ihr Häuptling, dem Morrell den phantastischen Namen Nero giebt, zeichnete sich durch Muschelhalsbänder und Blumenkränze aus, womit sein Kopf und Hals überladen waren.

Er entschloß sich zuerst, an Bord des Schooners zu kommen, wo ihn alles in Staunen und Verwunderung versetzte. Endlich beruhigte er sich etwas, besichtigte einen Gegenstand nach dem andern auf dem Verdecke, that eine Menge Fragen, deren Beantwortung er nicht erwartete, und fing endlich an, wie wahnsinnig herumzuhüpfen, zu lachen und zu schreien. Der Ruf, wodurch er sein Erstaunen zu erkennen gab, lautete „rett stiller!" was Morrell übersetzt: „wie schön ist das!"

Nero willigte erst dann ein, in die Kajüte des Capitains hinabzusteigen, als er das Terrain von dreien seiner Unterthanen hatte untersuchen lassen, denen Morell die dahängenden glänzenden Flinten und Pistolen zeigte. Sie riefen stärker als je: „rett stiller!" Der Anblick der Spiegel brachte einen noch merkwürdigern Auftritt hervor. Ihre erste Bewegung war Schrecken und Entsetzen, als sie sich aber überzeugten, daß der Spiegel ihre eigenen Züge darstelle, umaemten sie sich unter Lachen und Freudengeschrei. Dieser Ausdruck von Fröhlichkeit entschied Nero; mit einem Sprunge kam er hinunter in die Kajüte. Man machte sich das Vergnügen, durch verschiedene Versuche neue Eindrücke in ihnen zu erregen. Als man ein wenig Pulver auf dem Verdecke abbrannte, fielen sie alle vor Schrecken platt auf den Bauch. Morrell hatte Nero mehrere Geschenke gegeben, und dieser ließ am Lande Cocusnüsse und andere Früchte holen, die er dem Capitain anbot, worauf er seine Wirthe einlud, ihn an den Strand zu folgen.

Man trat hier in seine Hütte, die sich nur durch die Größe von den andern unterschied. Man setzte sich hier auf Decken in der Mitte eines Kreises ziemlich hübscher Frauen und aß Fisch und Früchte, welche Nero ihnen anbot.

Nach der Mahlzeit machte Morrell der Königin einige Geschenke und gab ihr unter andern eine Scheere, welche ihr großes Vergnügen zu machen schien. Nero wagte jetzt zum erstenmale, die Kleider seines Gastes anzu-

Digitized by Google

rühren, um sich zu überzeugen, ob Fleisch und Knochen eines Menschen darunter wären. Während dieser Untersuchung entschlüpften ihm von Zeit zu Zeit Zeichen der Verwunderung, und als er fertig war, wendete er sich an seine Leute und hielt eine lange Rede an sie, welche dieselben mit offenem Munde und starren Augen anhörten.

Sobald auf diese Weise die Freundschaft gegründet war, machten die Eingeborenen, Männer und Frauen, ihren Gästen Geschenke mit Schildkrötenschalenhalsbändern, Federmützen und sorgfältig geflochtenen Decken. Die Anzahl der Wilden vergrößerte sich fortwährend; es befanden sich gegen 400 um die Amerikaner herum. Sie stimmten einen feierlichen Gesang an, der ihren Dank gegen den freigebigen Fremden ausdrücken sollte, und dieser antwortete auf diese Höflichkeit dadurch, daß er die Geberden und Grimassen der Eingeborenen so gut als möglich wiederholte.

Darauf gab Morrell dem Häuptlinge zu verstehen, daß er rund um die Insel herum zu gehen wünsche, und dieser willigte sogleich ein. Augenblicklich machte man sich auf den Weg, Nero führte seinen Gast und die Wilden folgten ihrem Häuptlinge unter fortwährenden Bocksprüngen. Gleich bei den ersten Schritten bemerkte Morrell, daß alle Bäume jung seyen, was anzuzeigen schien, daß die Insel eine neue Schöpfung sey. In der Mitte wurde sein Blick auf kleine Korallenhaufen gerichtet, die in regelmäßigen Reihen lagen, von Wegen durchschnitten und von Pfählen umgeben waren. Auf die Frage des Capitains sagte ihm Nero, daß es Königsgräber wären und diese Korallenhaufen die Gräber vornehmer Leute bezeichneten. Die Leichname der gemeinen Leute würden blos ins Meer geworfen.

Morrell hatte auf diesem Ausfluge einen zum Fange und zur Zurichtung des Tripangs günstigen Ort bemerkt und entschloß sich, sein Schiff dahin zu führen. Nero willigte nicht blos ein, sondern versprach ihm auch die Unterstützung seines Volks bei dieser Arbeit. Zum Zeichen seiner guten Absicht schickte er Cocusnüsse, Bananen und Fische an Bord des „Antarctic".

Schon am nächsten Tage wurden 25 Mann mit Beilen abgeschickt, um einen Platz am Ufer dem Schiffe gegenüber abzuräumen. Dann beschäftigte man sich mit dem Baue eines 14 Fuß langen, 45 Fuß breiten und 35 Fuß hohen Schuppens. Diese Arbeiten schienen die Eingeborenen zu entzücken und sie betrachteten mit Staunen und Bewunderung die Schnelligkeit, womit die Europäer die Bäume fällten. Morrell ließ außerdem ein kleines Stück Land umgraben und besäen und suchte den Eingeborenen zu erklären, welchen Gebrauch sie davon machen könnten.

Während er dies that, trat ein Eingeborener zu ihm, nahm seine Hand mit dem Ausdrucke von Dankbarkeit und gab ihm zu verstehen, daß er ihn errathe. Das Gesicht dieses Mannes drückte Kraft und Klugheit aus. Später erfuhr man, daß er Hennin heiße und der Häuptling dieser Insel sey. Nero dagegen war der König der ganzen Gruppe. Nur zufällig hatte man ihn auf dieser Insel gefunden, denn gewöhnlich hielt er sich auf der größten auf, die weit in Süden liegen sollte. Als das Feld besäet war, ließ es Hennin mit Pfählen umgeben, und als Nero erfuhr, was die Fremden zur Verbesserung des Ackerbaues gethan hätten, war er ganz bezaubert und setzte seinen Unterthanen die wohlwollenden Absichten des Capitains auseinander. Die anwesenden Wilden antworteten durch einen Freudenruf.

Am folgenden Tage kam Morrell wieder mit 28 Mann an's Land und ließ auch die Schmiede dahin bringen, um die Arbeiten fortzusetzen, wobei die Eingeborenen ihn aus allen Kräften unterstützten. Als die Schmiede in Thätigkeit war, stieg die Verwunderung der Insulaner aufs Höchste. Bis dahin war alles gut gegangen, aber der Anblick solcher Wunder brachte sie auf den Gedanken, sich der Werkzeuge zu bemächtigen. Anfangs wurden einige unbedeutende Diebstähle begangen, als aber der Schmidt seine Werkstätte verließ, war sie in einem Augenblicke rein ausgeräumt. Indessen gerieth Nero, als sich Morrell gegen ihn darüber beschwerte, in heftigen Zorn gegen die Diebe und nöthigte sie, die geraubten Gegenstände zurückzugeben.

Darauf lud der amerikanische Capitain die wilden Häuptlinge ein, ihn an Bord zu begleiten. Nero willigte ein, Hennin aber entschuldigte sich mit irgend einem Vorwande. Nachdem Morrell seine Gäste aufs Beste bewirthet hatte, begab er sich wieder an's Land, wo er erfuhr, daß die Diebstähle von neuem begonnen hätten und Hennin wahrscheinlich Mitschuldiger sey. Man wendete sich von neuem an Nero; statt sich aber gegen die Diebe zu erzürnen, gerieth er diesmal in großen Unwillen über den Klagenden und erklärte, er werde sich in diese Sache nicht mischen. Hennin gab eine ähnliche Antwort.

Morrell glaubte, durch kräftiges Auftreten diese böswilligen Versuche im Keime ersticken zu können. Er rückte deshalb mit sechs bis an die Zähne bewaffneten Matrosen nach dem Dorfe Hennin's in der Hoffnung, diesen Häuptling zu überrumpeln und die Rückgabe des Geraubten zu erlangen; aber wie groß war sein Erstaunen, als er aus dem Gebüsche heraustrat und plötzlich vor sich 200 mit Bogen und Pfeilen bewaffnete und roth zum Kampfe bemalte Krieger vor sich sah, und als er sich umdrehte, hinter sich eine nicht minder große Anzahl Wilde bemerkte! Er war also in einen Hinterhalt gefallen und von allen Seiten umringt.

Morrell faßte sogleich einen Entschluß und wir führen seine Erzählung an, ohne sie zu leugnen und ohne sie zu verbürgen. Er ging gerade auf Nero zu, während ihm seine Leute folgten, erreichte ihn und setzte ihm ein Pistol auf die Brust, während zwei Leute von ihm ihre Säbel über seinen Kopf hielten. Bei dem Anblicke der Gefahr, welcher ihr Häuptling ausgesetzt war, ließen die Wilden ihre Bogen fallen und erlaubten der kleinen Schaar Morrell's, nach dem Ufer zurückzukehren und ihren König mit sich zu nehmen. Sie waren 300 gegen 6. Dies genügte für diesen Tag und die Wilden kamen von ihrer Feindseligkeit so ganz zurück, daß sie selbst wieder mit arbeiteten. Nero, den man mit Geschenken überhäufte, schien das Ereigniß vom Morgen ganz zu vergessen.

Am folgenden Tage, am 28. Mai, setzten 20 Mann von dem „Antarctic" unter dem Befehle der Herrn Wallace und Wiley die Arbeiten an dem Schuppen fort und die eingeborenen Häuptlinge schienen jeden Gedanken an neue Feindseligkeit aufgegeben zu haben. Eine Anzahl Leute arbeitete an der Zurichtung des Tripangs. Bis halb 2 Uhr ging alles gut, aber in diesem Augenblicke ertönte an der Küste das Kriegsgeschrei der Wilden. Morrell, der sich auf dem Verdecke befand, ahnete ein Unglück, er ließ eine Kanone scharf schießen, um wenigstens seine Leute von der Gefahr zu benachrichtigen. Es war zu spät; die Wilden hatten sich bereits in Schlachtordnung aufgestellt und schnitten ihnen den Rückzug ab. Zwei Amerikaner waren unter ihren Streichen gefallen, der erste Pfeilhagel tödtete noch drei andere und verwundete fast alle übrigen. Es war wohl ein Boot von dem Schiffe abgeschickt worden, aber während es mit aller Anstrengung nach der Küste zu ruderte, fiel eine Menge Opfer auf dem Kampfplatze; als es ankam und anlegte, waren von den zwanzig Amerikanern bereits vierzehn umgekommen oder verschwunden. Die Verstärkung gab den noch übrigen neuen Muth und eine allgemeine Landung erleichterte die Verbindung. Sieben Matrosen erreichten das Boot, welches nach dem hohen Meere zuruderte. Es wurde von einer Flotte Piroguen verfolgt, aber ein Kartätschenschuß von dem „Antarctic" schlug zum Glück dazwischen. Zwei Piroguen wurden zertrümmert, die andern entflohen. Obgleich Sieger, befand sich der „Antarctic" doch noch in einer beklagenswerthen Lage. Er hatte nur noch elf kampffähige Männer, und von allen Seiten der Insel her kamen Myriaden von Piroguen, welche das Meer zu bedecken schienen.

Ein sich erhebender Ostwind zog Morrell aus dieser Verlegenheit. Der „Antarctic" verließ diese Küste. Morrell behauptet, daß er, zurückgehalten von der Windstille, an dem folgenden Tage mit Hilfe seines Fernrohrs die Leichname seiner Leute von den Cannibalen braten und verzehren, die Beute aber theilen gesehen habe; wie dem aber auch seyn möge, er nannte diese Inseln die Mörder Inseln und setzte den Ankerplatz unter 4° 50′ s. Br. und 153° 50′ östl. L., was offenbar ungenau ist. Er ließ auf der Insel vierzehn seiner Leute, ein Wallfischboot, Fässer, mehrere Waffen und Werkzeuge, viel Tauwerk, eine Kette und einen großen Anker.

Zu Manilla ersetzte Morrell, was er verloren hatte, rekrutirte seine

Digitized by Google

Mannschaft mit 66 Matrosen des Landes und begab sich von neuem auf den Weg nach den Mörder Inseln, sowohl um das Schicksal seiner Leute zu erfahren, als auch wiederum Tripang zu suchen, der hier besser ist als an irgend einer andern bekannten Insel.

Am folgenden 14. Septbr. ankerte der „Antarctic" von neuem an den Mörder Inseln, demselben Dorfe gegenüber. Schon den Abend vorher hatten die Eingeborenen das Schiff wieder erkannt und sich von allen Theilen der Gruppe versammelt, da sie glaubten, mit dem Amerikaner leicht fertig werden zu können, dessen Mannschaft sie hatten schwach und des Widerstandes unfähig werden sehen. Dies erwartete Morrell. Als die kleine Flotte der Wilden in das Bereich der Kugeln herangekommen war und das Schiff mit einem Pfeilhagel begrüßte, antwortete er mit allen seinen Kanonen und zwar mit Kartätschenkugeln. Erschreckt und überrascht zogen sich die Angreifer zurück und Morrell richtete nun sein Feuer auf das Dorf selbst, das dem Schooner gegenüber lag. Die Kugeln zertrümmerten die Bambushütten sehr bald.

Bald kam indeß eine kleine Pirogue von der Küste her. Sie trug einen bemalten Mann, der mit außerordentlichem Eifer ruderte. Das Feuer wurde einen Augenblick eingestellt. Die Pirogue näherte sich dem Schiffe, und als man sie anrief, antwortete eine Stimme: „ich bin es, der alte Shaw, der zurückkehrt!" Man kann sich keine Vorstellung von der Freude der Mannschaft machen, als sie dies hörte. Man umringte Shaw und überhäufte ihn mit Fragen. Er erzählte seine Leiden und Schmerzen. Das Einzelne war schrecklich. Darauf erhob sich ein Ruf der Rache, den der Capitain kaum beruhigen konnte.

Den andern Tag willigten die Eingeborenen ein, Abbitte zu leisten; sie versicherten, es thue ihnen leid, und versprachen, in Zukunft sich besser zu betragen. Man unterhandelte mit Hennin wegen der Erwerbung einer kleinen Insel, auf welcher sich die Tripang-Fischer niederlassen sollten. Diese Insel wurde mit kurzer Waare und verschiedenen andern Gegenständen bezahlt, die man Hennin überlieferte. Shaw diente als Dolmetscher dabei.

Sobald der Vertrag abgeschlossen war, landeten 66 Mann an der kleinen Insel, welche Wallace genannt wurde. Man schlug zwei ungeheuere Bäume in der Höhe von 40 Fuß ab und legte dann auf ihre Stämme eine Decke, wo 50 Mann vor den Unannehmlichkeiten der Jahreszeit und vor den Angriffen der Wilden sicher waren. Man stellte auch vier Geschütze auf und einen Wachtposten von 16 Mann. Hier arbeiteten täglich 80 M., um einen Raum von 100 Klaftern ungefähr abzuräumen, auf dem man einen Schuppen von 140 Fuß Länge, 35 Fuß Breite und 23 Fuß Höhe baute. Einige Tage lang ging alles ruhig ab.

Am 19. früh aber erschienen 50 fremde Piroguen an der Mörderinsel. Shaw sagte, sie gehörten zu den benachbarten Inseln und ihre Gegenwart sey verdächtig. Morrell verdoppelte seine Vorsichtsmaßregeln. Es ging kein Arbeiter an's Land, wie an den frühern Tagen. Gegen 8 Uhr erschien Hennin am Ende des Riffes mit Früchten, wie es seine Gewohnheit war, aber keine Pirogue fuhr hin, um zu nehmen, was er anbot. Da wagte sich der wilde Häuptling auf die Insel Wallace, was er bis dahin nicht gethan hatte. Zu derselben Zeit richteten sich Piroguen von allen Seiten der Bucht nach diesem Punkte, und auf das erste Geschrei, das von den Männern darauf erhoben wurde, antworteten 200 Wilde, welche die Nacht in dem Gebüsche des Inselchens zugebracht hatten. Auf dieses Signal flog ein Hagel von Pfeilen nach der kleinen Festung der Amerikaner. Die Geschütze antworteten und schleuderten die Kartätschenkugeln so richtig, daß die Wilden bald nur an den Rückzug dachten, wobei sie ihre Verwundeten mitnahmen. Eine große Anzahl von ihnen war tödtlich getroffen. Die Amerikaner hatten nur zwei leicht Verwundete.

Am folgenden Tage erschien Hennin wieder, als ob nichts vorgefallen sey, am Rande des Riffes. Morrell wußte nun alles, was er von der Treulosigkeit der Insulaner zu erwarten habe. Er schickte das Boot ab, gab ihm aber Befehl, bei dem geringsten Verrathe zu schießen. Wirklich spannte Hennin den Bogen, ein Mann aus dem Boote legte sogleich auf ihn an und streckte ihn nieder. Bei diesem Anblicke kam die Piroguenflotte herbei und es fand ein neuer Kampf statt, der für das kleine Fahrzeug verderblich geworden seyn würde, wenn ihm Morrell nicht die Schaluppen zu Hilfe geschickt hätte. Die Piroguen ergriffen die Flucht und nahmen ihren Häuptling mit.

Der Tod Hennin's versetzte die Eingeborenen in großen Schrecken und sie verließen ihre Insel, um sich auf die benachbarten zu flüchten. Die gelandeten Amerikaner fanden keine Seele mehr daselbst, sahen aber vor der Thüre Hennin's die Schädel von fünf ihrer Gefährten, denen sie die letzten Ehren erwiesen.

In Folge dieser Expedition nahm man die Arbeiten wieder auf, die einen ganzen Monat fortdauerten, trotz dem, daß noch immer einzelne Gewaltthätigkeiten vorkamen.

Morrell verlor endlich die Hoffnung, seine Ladung unter den fortdauernden Feindseligkeiten der Eingeborenen zu vervollständigen, und da überdies die Lebensmittel ausgingen, so entschloß er sich, diese Inseln mit 200 Pikuls Tripangs, jedes zu 133 Pfund, zu verlassen. Man zündete den Schuppen und die Festung an, und am 3. Novbr. segelte der „Antarctic" nach Osten. Am andern Tage befand er sich in der Nähe der Nordküste der Insel Buka, deren Bewohner denen der Mörderinseln ganz ähnlich zu seyn schienen. Nur waren die Piroguen größer und fuhren schneller mit ihrer Bemannung von 15 bis 45 Mann, je nach der Größe des Fahrzeuges.

Es ist von diesem Abenteuer Morrells nun nichts mehr übrig zu berichten, als die Erzählung des Matrosen Shaw, dessen Uebertreibung wir aber mindern müssen.

Shaw war in den Wald entflohen, während alle seine Gefährten unter den Keulen der Wilden fielen. Aber man spürte ihn bald aus. Als er fast erreicht war, lehnte er sich mit dem Rücken an einen Baum und hielt ein Beil wie eine Flinte gegen den Insulaner, der ihm am nächsten war. Diese Geberde entfernte den Mann und Shaw begab sich weiter in den Wald hinein. In der Nacht konnte er sich an das Ufer schleppen, aber man denke sich seinen Schrecken, als er sah, daß das sich Schiff entfernt hatte! Sein erster Gedanke war, sich den Wilden auszuliefern, und er stand auf dem Punkte, dies zu thun, als er in der Nähe ihrer Hütten sie eben damit beschäftigt sah, seine Cameraden zu zerschneiden und zu verzehren. Bei diesem Anblicke sank ihm der Muth wieder und er begab sich von neuem in den Wald, wo er 14 Tage von Muscheln lebte und viel von dem Regen litt, der damals in Menge fiel.

Endlich wurde er von einem Eingeborenen bemerkt, der Lärm machte. Man eilte hinzu und ergriff den armen Amerikaner, der auf seine Knie sank und um Gnade bat. Ein Häuptling schien bereit, ihm dieselbe bewilligen zu wollen, als ein Wilder ihn mit der Keule so auf den Kopf schlug, daß er niederstürzte. Erst nach einigen Stunden und mit zerschmettertem Schädel kam er wieder zu sich. Auf ein Zeichen, das er einem Häuptlinge machte, und wodurch er sich demselben als Diener anbot, wurde ihm das Leben geschenkt. Sein Herr verband ihm die Wunde, die er mit warmen Wasser füllte, das er so lange darin ließ, bis es erkaltet war, worauf er die Wunde mit Asche füllte und den Verwundeten in Ruhe ließ.

Nach seiner Heilung mußte Shaw für seinen Herrn arbeiten, der ihn kleine Messer aus dem Eisen machen ließ, welches man aus der amerikanischen Niederlassung genommen hatte, — eine Aufgabe, deren er sich unter den Plagen erledigte, die ihm die kleinen Wilden verursachten, welche ihn auf jede Weise neckten und höhnten. Als diese Messer fertig waren, brachte man ihn auf eine andere Insel, wo sich der König der Gruppe aufhielt und wo er mit blutigen Füßen ankam, die ihm die Korallenspitzen zerrißt hatten. Vor dem wilden Könige mußte sich Shaw verneigen, ihm die Füße und die Hände küssen, worauf ihm der König befahl, in seine Wohnung zurückzukehren. Der Unglückliche konnte sich kaum aufrecht halten. Man führte ihn auf einer Pirogue zurück. Mehr noch als die Männer, quälten ihn die Kinder, die ihm ein Haar nach dem andern ausrauften und ihn nicht eher in Ruhe ließen, bis er sich den Bart mit scharfen Muschelschalen abgeschnitten hatte. Ein noch grausameres Leiden, der Hunger,

Digitized by Google

quälte den unglücklichen Matrosen; ohne die Ratten, die er tödtete und verzehrte, würde er gestorben seyn, und diese Jagd mußte er noch im Geheimen machen, weil die Ratten nur für die Häuptlinge bestimmt waren.

Trotz diesen Leiden lebte Shaw; er nahm allmälig den Sand heraus, den man in seine Wunde gethan hatte, und so heilte sie. Acht Tage vorher, ehe der „Antarctic" wieder erschien, würde er gebraten und verzehrt worden seyn, hätte sich der König der Gruppe pünktlich an dem Orte des Opfers eingefunden. Man hatte Shaw an dieselbe Stelle geführt, wo seine Cameraden verzehrt worden waren; er war geknebelt und schon wurde die Keule über seinem Haupte geschwungen. Der König kam nicht und man sparte ihn auf einen andern Tag auf.

In der Zwischenzeit erschien der „Antaretic" zum zweitenmale vor der Insel. Die Eingeborenen hatten ihn kaum bemerkt, als sie nach der Hütte Shaw's eilten. Der Amerikaner wollte sie Anfangs bereden, es sey nicht dasselbe Schiff, aber die Eingeborenen hatten es wohl wieder erkannt; jedes Ableugnen war vergebens. Der arme Schaw verbrachte eine schreckliche Nacht. Am Tage begann der Angriff der Piroguen und die darauf folgende Kanonade. Jetzt wandten sich die erschrockenen Wilden an Shaw und ersuchten ihn, ihr Vermittler zu werden. Shaw wich Anfangs aus, da er einen Hinterhalt fürchtete; er erklärte, er wolle die Wilden und seinen guten Herrn Hennin nicht verlassen, und versicherte, er habe gar keine Lust, auf das Schiff zurückzukehren; aber man drängte so in ihn, daß er endlich nachgab, und so wurde er befreit.

Dies ist das Abenteuer Shaw's; nun nach ihm und Morrell einige Angaben über die Mörderinseln. Die Bewohner sind im Allgemeinen groß, gut gebaut, kräftig und gewandt. Ihre Haut, die sich glatt und weich anfühlt, ist etwas weniger schwarz als die Haut der Madagassen. Ihre Haare sind leicht gekräuselt, aber weich und seidenartig; ihre Augen sind groß, schwarz und glänzend; ihre Stirn ist gewölbt, ihre Nase gut gebildet, ihre Lippen von mittlerer Stärke und ihre Zähne weiß. Wenn ihr Gesicht nicht durch Freude und Vergnügen geändert wird, hat es einen Ausdruck von Wildheit und Keckheit. Die Tättowirung, womit ihr Körper bedeckt ist, erhöht diesen Charakter von wilder Energie noch. Die eben so großen, eben so schwarzen und eben so gut gewachsenen Frauen mit kleinen runden Gesichtern und großen schwarzen Augen, gleichen fast den Mulattinnen.

Statt aller Bekleidung tragen beide Geschlechter bisweilen einen aus den Fasern der Cocusnuß geflochtenen Schurz, am häufigsten aber gehen die Männer und Frauen nackt und sind blos mit einigen Schmucksachen bedeckt, wie Federn, Muscheln, Knochen und Fischzähnen, welche sie an die Nase, die Augen, den Hals, die Ohren, die Arme, die Handgelenke, die Hüften, die Beine und die Knöchel hängen. Die Häuptlinge zeichnen sich durch Streifen mit Federn aus, welche über ihre Stirn weggehen. Umgekehrt und an den Hüften getragen werden die Federguirlanden ein neuer und zierlicher Schmuck.

Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und Keulen. Ihre 7 Fuß langen Bogen sind von Cocusnußholz, leicht, dauerhaft und sehr elastisch. Aus der Rinde desselben Baumes machen sie die Schnuren, während sie die Pfeile aus sehr dünnem Rohr verfertigen, das auf einer der Inseln der Gruppe wächst. Sie sind 5 Fuß lang und haben eine Spitze von sehr hartem Holze. Die 15 Fuß langen Lanzen sind von demselben Holze, wie die Bogen. Sie endigen an jedem Ende in einer Spitze, sind glatt, wie Ebenholz und in der Mitte zierlich geschnitzt. Die Keulen von demselben Holze sind 4 Fuß lang und haben ein abgeplattetes 5 Zoll breites, an den Rändern scharfes Ende. Das andere Ende, welches als Griff dient, ist abgerundet und mit einem großen Knopfe versehen, worauf der Kopf eines Wilden geschnitzt ist. Ihre Schlachtbeile sind 8 Zoll lang; das eine Ende dient als Griff und das andere, von der Größe einer Cocusnuß, zeigt die Gestalt eines tättowirten und zum Kampfe bereiten Kriegers.

Die Piroguen dieser Insulaner sind aus sehr leichtem Holze und aus einem festen Blocke gearbeitet und haben 20 Fuß Länge bei 2 Fuß Tiefe. Die Ruder, von demselben Holze wie die Waffen, sind 4 Fuß lang und unten an der Schaufel 6 Zoll breit.

Alle diese Inseln gehorchen einem einzigen Oberherrn, der unbeschränkt über die ganze Gruppe herrscht; jede Insel hatte außerdem ihren besondern Häuptling, mit andern niedern Häuptlingen. Shaw konnte unter den Eingeborenen keine Spur von Religion und nichts finden, was dem Glauben an ein höheres Wesen ähnlich gewesen wäre. Die Häuptlinge machten sich das Vergnügen, mehrere Frauen zu nehmen, die meisten Insulaner aber hatten nur eine Frau. Die Frauen dieser Inseln schienen keusch und zurückhaltend zu seyn, eben so sehr aus Furcht, als aus wirklicher Tugend, denn ihre Männer tödteten sie unbarmherzig bei dem geringsten Anschein von Verdacht. Shaw glaubte zu bemerken, daß sie alle Kinder opferten, mit Ausnahme derer der Häuptlinge. Die Hütten auf der Insel waren auf das Einfachste gebaut; das Gerüst bestand aus Bambusstücken und das Dach aus Palmenblättern.

Kapitel XXI.

Neu Irland. — Neu Britanien und benachbarte Inseln.

Pendleton wollte, als er in dem Hafen Carteret ankerte, nur Wasser und Holz einnehmen. In jeder andern Hinsicht würde dieser Aufenthalt sehr unnütz gewesen seyn, denn kein Land in Oceanien besitzt weniger Hilfsmittel als dieses. Die Cocusinsel hat ihrem Namen nicht in der That, denn sie besitzt keine Cocuspalme, keine Frucht, kein Gemüse. Selbst der Fischfang ist schlecht und beschwerlich, da der Korallengrund die Netze zerreißt. Es blieb also noch die Jagd, aber die Tauben und einige Loris, die sich auf der Insel finden, hielten sich auf dem Gipfel der höchsten Bäume auf. Uebrigens erhebt sich an dem ganzen Küstenstriche des Hafens Carteret eine steile Uferwand, welche den Zugang unmöglich macht. Kaum daß man eine halbe Stunde davon an der Seite des Wasserplatzes in das Land gelangen kann, indem man längs an dem Flusse hingeht. Die Cocusinsel wäre wohl zugänglicher, aber sie hat kein Wild. (Taf. 19. Abbild.)

Nach einem Ausfluge auf diesem undankbaren Lande hatte ich genug von dem Hafen Carteret. Da Port Praslin sehenswerthere Gegenden versprach, so redete ich mit Pendleton davon. „Wir fahren zusammen hin, seyn Sie nur ruhig," sagte der gute Capitain; „ich wollte mit der großen Schaluppe mich dahin begeben."

Wir fuhren am folgenden Tage wirklich ab und landeten, begünstigt von gutem Winde, früh um 8 Uhr an der Westspitze der kleinen Insel Lambom (Bougainville's Hammerinsel). Nach einem frugalen Frühstücke, im Schatten eines Kalophyllums, das seine Zweige weithin über das Meer erstreckte, suchten wir auf den Riffen einige jener kostbaren Muscheln, welche ihr den französischen Namen verschafft haben. Bei diesem Nachsuchen, das aber vergeblich blieb, wurde einer unserer Matrosen von einem Thiere gestochen, das er nicht entdecken konnte. Das Fleisch schwoll schnell auf und der Mann mußte mehrere Tage sehr viel leiden, endlich aber gab sich das Uebel.

Jenseits der Straße, welche Lambom von dem grünen Inselchen Latao trennt, befanden wir uns an der Westspitze von Port Praslin. Als wir um dieselbe herum fuhren, hörten wir den Ruf: „Piroguen der Wilden!" Ich sah mich um. Es war ein großes Fahrzeug, das am Grunde einer Bucht lag und um das herum sich einige Eingeborene zeigten. Unsere Waffen wurden bereit gehalten, wir hofften aber, unsere Verbindungen würden nicht durch Feindseligkeiten gestört werden. Kein früheres Unglück brachte die Wilden dieser Gewässer in Verruf, die Matrosen von der „Coquille" hatten mit ihnen freundschaftlich gelebt. Dies war auch bei uns der Fall. Die Leute kamen alle vertrauensvoll und freundschaftlich uns entgegen; selbst der Anblick unserer Waffen schien ihnen keine Furcht einzuflößen.

Nach einigen Befehlen, welche die Klugheit dictirte, ging Pendleton mit zwei Mann an's Land. Ich folgte ihm. Ein Zeichen gab den Eingeborenen zu verstehen, daß wir ihren Wasserfall sehen wollten, und zwei von ihnen führten uns dahin. Da dieser Wasserfall nur 5 Minuten von dem Ufer sich befindet, so gelangten wir bald dahin. (Taf. 18. Abbild.) Bou-

Digitized by Google

gainville hat die Wichtigkeit desselben übertrieben. Es ist weiter nichts als ein ziemlich breiter Bergbach, der sich von einem 40 bis 50 Fuß hohen Felsen herabstürzt. Die Vorsprünge des Felsens bilden eine Menge kleiner Fälle in dem großen, was einen schönen Anblick gewährt, besonders wenn die Sonne darauf scheint und alle Farben des Regenbogens hervorbringt.

Verschieden von dem Hafen Carteret, hat der Grund von Port Praslin eine sumpfige Ebene und darauf eine Menge Bäume von schönem Wuchse und dem reichsten Grün. Das abwechselnd heiße und feuchte Clima unterstützt diesen kräftigen Pflanzenwuchs. Der Inocarpus wächst hier zu einer wunderbaren Höhe, während sich sein Stamm in dünne Ausdehnungen theilt, welche sich oft 5 bis 6 Fuß von seiner mittlern Dicke erstrecken. Dadurch entsteht eine Art von Zellen um den Hauptstamm herum. Man findet hier auch eine Art Arekapalme mit schlankem Stamme, mehrere Cycas und stachliche Pandanus. Lianenguirlanden hängen in dem ganzen Walde herab als wären sie zum Schmucke von Menschenhänden aufgehangen.

Die Vögel ziehen Port Praslin dem Hafen Carteret vor. Man hört hier die klagenden Töne verschiedener Arten Holztauben, das Geschrei mehrerer Papageien und Loris, Kukuke, Beenges, Staare, Schwalben, Fliegenschnäpper und kleiner Suimangas, die alle mehr oder weniger durch ihr Gefieder und ihre Gestalt merkwürdig sind. Das Thier aber, welches sich am meisten auszeichnet, ist eine Art Rabe, dessen Schrei ganz deutlich dem Bellen eines Hundes gleicht. Prächtige Schmetterlinge flattern durch die weiten Wälder; die schönsten von allen sind der glänzende Priamus, der im Fluge einem kleinen Vogel gleicht, der Therates, welcher auf den Blättern der niedern Gewächse hüpft, und endlich der Tricandito, welcher langsam an den Stämmen der Baeringtonien und der Kalophyllums kriecht. Die Cigade singt hier neben dem Vogel und ungeheuere Ameisen machen sich durch schmerzhafte Bisse bemerklich. An der Küste sieht man Commerson's Springfisch, der wie ein Frosch aus dem Wasser hüpft, bisweilen sogar auf die Zweige von Gewächsen klettert und bei dem geringsten Geräusche sich wieder in das Wasser stürzt.

Nach einem Spaziergange von einer Stunde kamen wir wieder an die Küste zurück, wo alles gut gegangen war. Man tauschte einige Waffen und Armbänder gegen Nägel und andere Kleinigkeiten ein. Die Wilden gaben auch einige Fische, welche sie mit spitzigen Spießen gefangen hatten. Diese Insulaner waren im Allgemeinen klein, schwächlich und von keineswegs angenehmem Aussehen. Ihre Hautfarbe war sehr verschieden. Die meisten waren offenbar Melanesier, aber die andern minder dunkel und Einer unterschied sich in der Farbe und Gesichtsbildung durchaus nicht von den polynesischen Racen. Alle gingen völlig nackt, hatten das Haar gepudert und auf zwanzigerlei Art geordnet, und trugen Armbänder von Muscheln, so wie verschiedene Schmucksachen aus Schildkrötenschale und geschnitztem Holze. Die Leute sahen mehr schüchtern als wild aus, nahmen uns freundlich auf und boten uns ohne Entschädigung Yams und Taro an. Doch zeigte sich in ihren Zügen ein gewisses Mißtrauen, als wie sie fragten, wo sie wohnten. Einer derselben, der weniger zurückhaltend war als die andern, hatte bereits das Wort liki liki ausgesprochen und nach der andern Seite der Insel gezeigt, als ihn seine Cameraden verhinderten, noch mehr zu verrathen. Wir bestanden nicht darauf, ihren Wohnort zu erfahren, forderten sie blos auf, Lebensmittel an Bord zu bringen, worauf sie durch Zeichen antworteten, daß sie sich wegen ihrer Feinde nicht so weit wagen könnten.

Die Schaluppe verließ Port Praslin gegen Mittag und kam einige Stunden später an den Hintergrund des Hafens der Engländer, eines trefflichen Hafens, wo die größten Schiffe in aller Sicherheit ankern könnten. In diese Bucht mündet ein prächtiger Fluß und einige wenige verlassene Hütten zeigen, daß die Eingeborenen bisweilen diese Küste besuchen.

Ueber dem „Hafen der Engländer" war uns die Strömung entgegen und nöthigte uns, die Ruder zu brauchen, bis wir wieder an das Schiff gekommen waren. Um unsere Fahrt zu erleichtern, schoß man jede halbe Stunde einen Kanonenschuß ab.

Dieser Lärm verschaffte uns am andern Tage den Besuch zweier Piroguen, auf deren einer sich fünf Männer und auf der andern sieben befanden. Diese Leute waren noch häßlicher als die von Port Praslin (Taf. 19. Abbild.), arm, nackt und nicht minder mißtrauisch als jene. Sie weigerten sich an Bord zu kommen und ihre Wohnung anzugeben. Die Lebensmittel, welche sie uns brachten, bestanden in armseligen rohen oder halbgekochten Tarowurzeln. Die Piroguen waren leicht und zierlich gebaut. (Taf. 19. Abbild.) Nach ein Paar Stunden kehrten diese Insulaner an der andern Seite der Bucht an's Land zurück.

Vor der Abreise ging ich noch einmal an der Cocusinsel an's Land, um einige Muscheln zu sammeln. Ich erblickte keinen Wilden, befand mich aber dafür, als ich um die Nordspitze herum kam, einem ungeheuern Kaiman gegenüber. (Taf. 19. Abbild.) Da ich an solche Begegnungen nicht gewöhnt war, so wollte ich eben umkehren, als das Thier, noch furchtsamer als ich, sich in das Meer stürzte und in dem Wasser verschwand. Diese Thiere sind also in Neu Jeland heimisch und können wohl von da, von Insel zu Insel, nach dem Witiarchipele gekommen seyn.

Der „Oceanier" ging am 9. Juli wieder unter Segel und fuhr nach NNO. zu. Die Küste von Neu Jeland bildet, gleichförmig in ihrer ganzen Ausdehnung, eine lange und hohe, von undurchdringlichen Wäldern bedeckte Kette. Das Land von Neu Britanien, das sich in der Entfernung von 7 bis 8 Stunden zeigt, verräth einen verschiedenartigern, fruchtbarern und bevölkertern Boden, wenn man nach dem Rauche urtheilen kann, der sich dort erhebt.

Bei der Annäherung an die Insel Amakata, das York Carteret's, erschienen 7 bis 8 Piroguen, jede mit 7 bis 8 Eingeborenen. Sie vertauschten friedlich ihre Geräthe und Früchte gegen Kleinigkeiten, besonders gegen Gegenstände von Eisen aus, die sie mehr als irgend etwas anderes begehrten. Die letzte Pirogue, welche ein Beil erhielt, war über diesen Erwerb so entzückt, daß sie sich unter einem lauten Freudenrufe schnell entfernte, als fürchte sie, man möge den Handel rückgängig machen. Diese Menschen glichen denen von dem Hafen Carteret, obgleich sie stärker und minder mit Ausschlag bedeckt waren.

Am folgenden Tage war der „Oceanier" noch 7 bis 8 Stunden von Neu Irland, Amakata und Neu Britanien entfernt. Auf dem letztern bemerkte man drei Berge, welche Carteret die Mutter und die beiden Töchter nannte. Der erstere mit seiner kegelförmigen Gestalt, seinen nackten Seiten und seiner Erhebung mitten in einer Niederung, schien eine vulkanische Entstehung zu verrathen.

Windstille mit erstickender Hitze hielt uns mehrere Tage in diesen Gewässern zurück. Das Meer war glatt, wie in einem kleinen Teiche, was durch die Bildung dieser Küste sich erklärt. Die lange und schmale Landzunge, welche Neu Irland bildet, schützte uns vor dem Wogenschlage aus Osten, wie Neu Britanien vor dem aus Süden. Endlich zog ein schwacher SO.Wind das Schiff fort, es kam in der Entfernung von einigen Stunden um die kleinen Inseln Portland herum und gelangte am 13. an die Admiralitäts-Inseln. (Taf. 20. Abbild.)

Die erste, welche vor uns erschien, war die Insel Wendola, deren Gestalt die eines runden Hügels ist. Die Anhöhen scheinen zum Anbaue von Nahrungspflanzen bestimmt zu seyn, während die Küste ein Amphitheater von Wohnungen zeigt. Von weitem sahen diese Hütten groß, zahlreich und zierlich aus. Die Wilden, welche in Menge an die Küste eilten, luden uns durch allerhand Zeichen ein, an's Land zu kommen. Sie schrien laut, bewegten Baumzweige und zeigten uns Cocusnüsse und andere Früchte.

An der westlichen Seite der Insel setzte man das große Boot aus, aber eine heftige Brandung nöthigte uns, eine halbe Kabellänge vom Lande zu bleiben. Als die Eingeborenen sahen, daß wir nicht zu ihnen gelangen konnten, so kamen sie, theils schwimmend, theils auf den Riffen gehend zu uns. Sie vertauschten ihre Waffen, ihren Schmuck und die Früchte, welche sie auf dem Kopfe trugen, gegen unbedeutende Gegenstände, zogen aber, wie die Insulaner von Neu Jeland, das Eisen allen andern vor und gaben zu verstehen, daß sie den Gebrauch und den Werth desselben kennten.

Digitized by Google

Einige Züge bewiesen uns, daß ein gewisser Rangunterschied auf diesen Inseln herrsche. Ein Oberer bediente sich vor uns seiner Rechte auf ziemlich seltsame Weise. In dem Augenblicke, als die Wilden uns von den Riffen herab ansahen und sich nicht weiter wagten, gab ein Eingeborener, der sich durch eine Art Diadem von einer doppelten Reihe Muschein auszeichnete, einem seiner Untergebenen Befehl, uns Cocusnüsse für ein Messer zu bringen, das wir zum Tausche anboten. Der Wilde zögerte. Der an solchen Ungehorsam nicht gewöhnte Häuptling gab ihm solche Stockschläge auf den Leib, daß der arme Unglückliche sich endlich dem Auftrage unterzog. Zur Entschädigung für diese Mißhandlung gaben wir ihm außer dem Messer ein Stück rothen Zeuges und einige Nägel, die ihn entzückten. Diese unsere Freigebigkeit gewann uns das ganze Volk und das Boot war bald von Eingeborenen umgeben.

Ihre friedliche Stimmung wurde nie verleugnet, nur veranlaßten uns einige Versuche zu stehlen zu strengerer Wachsamkeit. Da die ersten Diebereien nicht bestraft worden waren, so wetteiferten bald alle in solchen Entwendungen. Gelang es ihnen bei einem Gegenstande nicht, so versuchten sie es bei einem andern. Einer von ihnen hatte ein Messer erwischt, er mußte es zurückgeben, aber einen Augenblick nachher war der Teppich aus dem Boote verschwunden und als man den Diebstahl bemerkte, war der Dieb bereits weit fort. Um nicht durch Gewaltthätigkeiten einen so ruhigen Tag zu beschließen, kehrten wir an Bord zurück.

Diese Insulaner haben eine nicht sehr schwarze Haut, obgleich krauses Haar, ein angenehmes Gesicht und Züge, die sich nicht weit von denen der Europäer entfernen. (Taf. 20. Abbild.) Sie sind ohne Widerrede eine der schönsten Völkerschaften der melanesischen Race. Ihr fruchtbares Land erhält sie in einem Zustande der Gesundheit, welche von dem Wohlstande kommt. Die ganz nackten Männer bedecken sich die Geschlechtstheile mit der weißen Muschel, die unter dem Namen „Ei der Leda" bekannt ist. Die Frauen tragen eine Decke um den Gürtel. Sie entfernen ohne Zweifel die Haare mit einem scharfen Steine, denn sie gaben einem unserer Matrosen, der einen Schnurbart trug, durch Zeichen zu verstehen, ihm denselben mit einem solchen Steine abzuschneiden.

Der Stock scheint der gewöhnliche Beweisgrund aller Häuptlinge zu seyn; man hat gesehen, wie jener auf dem Riffe seinen Untergebenen zum Gehorsam brachte. Andere ähnliche Beispiele kamen nicht selten vor. Diese Wilden benahmen sich übrigens gegen uns sehr freundschaftlich. Als wir uns entfernten, schienen sie ganz trostlos zu seyn, sie baten uns, an ihre Insel zu kommen, und selbst die Frauen, die sich bis dahin in der Entfernung unter den Cocospalmen aufgehalten hatten, kamen näher, um ihre Bitten mit denen der Männer zu vereinigen, und sie schienen sehr betrübt zu seyn, als wir auf ihre Bitten nicht achteten.

Denselben Abend fuhr der „Oceanier" um die kleinen Inseln Los Reyes herum und am folgenden Tage erschien er an der nördlichen Küste der großen Admiralitätsinsel, eines bergigen und ziemlich hohen Landes, neben welchem sich niedrige lachende und grüne Inseln befinden. Bald kam eine Flotte von Piroguen, jede mit 7 bis 9 Mann, auf uns zu; jede schien von einem Häuptlinge befehligt zu werden, der von der Erhöhung auf dem Fahrzeuge dasselbe leitete. Diese kleine Flotte hielt in einer Entfernung von 100 Klaftern an, und der erste Häuptling sprach eine Anrede, die wir nicht verstanden; an ihren Zeichen aber sahen wir, daß sie uns aufforderten, an die Küste zu kommen. Da wir uns nicht von der Stelle rührten, so entschlossen sie sich endlich, an den „Oceanier" zu kommen und begannen ihren Handel, wie es die Insulaner von Vendoia gethan hatten. Sie zeigten selbst mehr Achtung für das Eigenthum, als jene. Es war dieselbe Race, dieselben Sitten, dasselbe Benehmen der Obern gegen die Untern und derselbe Gebrauch des Stockes im Falle des Ungehorsams.

Diese Wilden kennen den Gebrauch des Betels und der Arecanuß. Mehrere unter ihnen hatten die Nasenscheidewand durchbohrt, um zwei aneinandergehängte Hundezähne hineinzustecken. An ihren Handgelenken befanden sich Muschelarmbänder und das Loch in den Ohren war durch die angehängte Last außerordentlich erweitert. Ihre schwarzen und krausen Haare werden mit in Oel getränktem Ocker roth gefärbt und bisweilen mit einem Streifen Baumrinde emporgehalten. Ihre dunkelschwarze Haut färben sie ebenfalls oft roth. Die aus einem Baumstamme gemachten Piroguen sind klein, aber hübsch und gleiten schnell sowohl mit einem Segel als mit Rudern über die Wogen hin.

Da ein OSO-Wind eingetreten war, wollte sich Pendleton vor der Nacht noch von diesen Inseln entfernen, und wirklich kamen wir bei Untergang der Sonne in sehr geringer Entfernung von den letzten Klippen vorbei, welche diese Inseln nach Westen zu endigen. Wir steuerten nun nach den Küsten Neu Guineas zu.

Die Inseln, die wir eben verlassen hatten, wurden eine ziemlich lange Zeit als eine Verlängerung und ein Theil von Neu Guinea angesehen. Tasman und Schouten, die beiden ausgezeichnetsten Seefahrer des 17. Jahrhunderts, verwechselten sie und der Engländer Dampier war der erste, der diese falschen Angaben dadurch widerlegte, daß er 1700 durch die Straße fuhr, welche Neu Guinea von Neu Britanien trennt und der er seinen Namen gab. Carteret brachte die Geographie noch einen Schritt weiter, indem er 1767 den Canal St. Georg entdeckte. So wurden aus einem Lande drei. D'Entrecasteaux und d'Urville haben durch genaue Aufnahmen die wahre Gestalt dieser Länder vollends ermittelt.

Neu Britanien. Dieses von Dampier 1700 entdeckte Land ist seitdem nicht wieder besucht worden. Dampier begann seine Musterung an dem Vorgebirge Orfort, fuhr eine Strecke an der Küste hin und ankerte am 14. März in einer ziemlich tiefen, von einigen Inselchen gebildeten Bucht, die er Port Montague nannte. Sechs Piroguen mit 40 Mann waren 4 bis 5 Meilen weit auf das hohe Meer hinausgekommen, um das Schiff zu sehen. Dampier gab ihnen ein Zeichen, an das Land zurückzukehren, und als die Eingeborenen nicht gehorchten, so schoß er eine Flinte in die Luft ab, was sie bestimmte, schnell nach der Küste zu zu fliehen. Hier trafen sie drei andere Piroguen, deren größte 40 Menschen trug. Da die Wilden sich nun für stark genug hielten, so kehrten sie nach dem Schiffe zurück, das durch Windstille aufgehalten wurde, und von einer andern Seite kam eine andere große, sehr hohe und mit Menschen gefüllte Pirogue. Es war offenbar auf einen Angriff abgesehen. Um einen solchen Plan zu vereiteln, ließ Dampier gegen die beiden größten Fahrzeuge eine mit Kartätschen geladene Kanone abschießen. Der Donner und die Kugeln verursachten eine solche Bestürzung, daß die ganze Flotte sich zerstreute. Die Piroguen wurden an den Strand gezogen und die Leute begaben sich in ihre Wohnungen. Dampier beschränkte sich nicht darauf, seine Stärke blos zu zeigen, er fuhr auch in die Bucht hinein, schoß auf das Dorf und ankerte endlich vor einem kleinen Flusse, wo er Wasser einnehmen wollte.

Diese Arbeit fand in den folgenden Tagen statt und während derselben entdeckte man, daß die Eingeborenen eine große Menge Schweine, Yams und andere sehr gute Wurzeln hatten. Dampier versuchte, gegen andere Gegenstände etwas davon zu erhalten, aber statt auf diesen Tauschhandel einzugehen, begnügten sich die Eingeborenen, die Beile und Messer zu bewundern, welche man ihnen zeigte. Sie gaben kaum einige Cocusnüsse und diese mit aller Vorsicht und großem Mißtrauen. Sie trieben das Uebelwollen so weit, daß sie sogar alle Cocusnüsse von den Bäumen am Strande wegnahmen und ihre Schweine entfernten, damit nichts davon den Fremden in die Hände falle.

Mehrere Tage lang standen die Sachen so; man holte Wasser und Holz, ohne sich um das Mißtrauen der Eingeborenen zu kümmern und ohne zu suchen, sie zu Verbindungen zu nöthigen, die sie zu vermeiden schienen, aber gegen Ende des Aufenthalts wurde ein wahrer Flibustier-Streich an diesen Inseln begangen. Der als Handelsschiffer, als Naturforscher und Beobachter so ausgezeichnete Dampier konnte auf seinem Schiffe jene strenge Disciplin nicht erhalten, welche auf Staatsschiffen immer herrschen soll. Bei dieser Gelegenheit war die Mannschaft stärker als der Capitain. Dampier selbst spricht sich darüber mit folgenden Worten aus: —

„Den andern Tag früh (19. März) nahm ich unsere beiden Schaluppen, um mich an den Wasserplatz zu begeben und zu sehen, ob ich durch

Digitized by Google

unsere Kleinigkeiten und eisernen Werkzeuge die Eingeborenen des Landes nicht zu einem Tauschhandel veranlassen könne, aber ich fand sie voll Furcht. Ich sah nur einen kleinen Knaben und zwei Männer, von denen der eine, durch Zeichen aufgefordert, an meine Schaluppe kam. Ich gab ihm ein Messer, einen Rosenkranz und eine Glasflasche, worauf er kokus, kokus rief und auf ein nahes Dorf zeigte, als ob er daselbst jene Nüsse holen wollte, aber er kam nicht wieder. So hatten sie es mehrmals mit unsern Leuten gemacht; ich ging indessen selbst nach ihren Häusern hin, begleitet von 8 oder 9 meiner Leute, und fand die Wohnungen höchst ärmlich.

„Ich durchging drei ihrer Dörfer, die von ihren Bewohnern verlassen waren, welche alle ihre Schweine mit sich genommen hatten. Ich nahm einige kleine Netze, um mich für das zu entschädigen, was sie von uns erhalten hatten. Auf dem Rückwege sahen wir zwei Eingeborene. Ich zeigte ihnen, was wir mitgenommen hatten, und rief ihnen zu gleicher Zeit zu: Kokus, Kokus, um ihnen zu verstehen zu geben, daß ich es genommen habe, weil sie nicht gehalten, was sie durch ihre Zeichen und durch Wiederholung des Wortes Kokus versprochen hätten. Während ich mich auf diesem Spaziergange befand, füllten unsere Leute alle unsere Fässer mit Wasser. Wir kehrten um 1 Uhr Nachmittags nach unsern Schiffen zurück und ich fand, daß alle meine Officiere und Matrosen große Lust hatten, in die Bai zu gehen, wo sich die Schweine befinden sollten. Es war mir sehr unangenehm, meine Hände dazu zu geben, weil ich fürchtete, sie würden mit den Eingeborenen des Landes zu roh verfahren. Um 2 Uhr erhob sich eine Menge schwarzer Wolken auf dem Lande und ich hoffte, dies würde sie von ihrem Unternehmen abbringen, aber sie ersuchten mich so dringend, daß ich ihnen die Erlaubniß geben mußte. Ich gab ihnen die kurzen Waaren, welche ich früh mit am Lande gehabt hatte, und empfahl ihnen vor allem, nicht gewaltthätig zu verfahren und um ihrer eigenen Sicherheit willen vorsichtig zu handeln. Die Bucht, nach der sie sich begaben, war etwa 2 Meil. vom Schiffe entfernt. Sobald sie fortwaren, ließ ich alles in Stand setzen, um sie im Nothfalle zu unterstützen und mit meinem Geschütze zu vertheidigen. Als sie landen wollten, kamen die Eingeborenen in Menge herbei, um sich zu widersetzen; sie schüttelten ihre Lanzen und machten drohende Geberden; einige waren sogar so keck, mit einem Schilde und einem Spieße bewaffnet, in das Wasser zu gehen. Meine Leute boten ihnen umsonst die Merkwürdigkeiten an, welche sie besaßen, und machten freundschaftliche Zeichen; alles dies nutzte zu nichts und sie konnten sie nicht zu einem freien und ehrlichen Handel bewegen. Da sie indeß entschlossen waren, ihre Lebensmittel zu erhalten, so schossen sie einige Flinten ab, um sie in Furcht zu setzen. Dies gelang auch bei der Menge, die entfloh, zwei oder drei aber blieben fest in einer beobenden Stellung, bis endlich auch der kühnste seinen Schild fallen ließ und die Flucht ergriff. Höchst wahrscheinlich war er durch eine Kugel verwundet worden und empfand nebst einigen andern die Gewalt unseres Pulvers, obgleich man keinen tödtete, was auch unsere Absicht nicht war, indem wir sie nur in Furcht jagen wollten. Endlich gingen unsere Leute an's Land und fanden eine Menge zahme Schweine bei den Häusern. Nachdem sie neun davon erlegt und mehrere verwundet hatten, kamen sie so schnell als möglich zurück, weil es eine Stunde nach ihrer Abfahrt zu regnen anfing und ich sie aufgefordert hatte, in diesem Falle sich nicht aufzuhalten. Kaum hatten sie die Schweine an Bord gebracht, als sich der Himmel wieder aufhellte und sie mich baten, sie diesen Abend einen zweiten Ausflug an denselben Ort machen zu lassen. Ich willigte unter der Bedingung ein, daß sie vor der Nacht zurückkehrten; es war beinahe fünf Uhr. Sie kamen wirklich zur Zeit der Dämmerung wieder und zwar mit acht todten Schweinen und einem lebendigen jungen. Die andern waren bereits zerlegt und eingesalzen worden. Am folgenden Tage schickte ich die beiden Schaluppen an's Land, neue Lebensmittel zu holen, Schweine oder Wurzeln. Aber in der vorigen Nacht hatten die Eingeborenen alle ihre Vorräthe an einen andern Ort gebracht, obgleich mehrere in ihre Hütten zurückgekehrt waren und kein einziger sich der Landung widersetzte. Im Gegentheil sie waren so ehrlich geworden, daß einer von ihnen 10 bis 12 Cocusnüsse an die Küste brachte und verschwand, nachdem er sie meinen Leuten gezeigt hatte. Diese fanden nur Netze und Götzen; sie nahmen von beiden nur einige wenige, brachten sie in ein kleines Boot mit zwei Matrosen und kehrten dann zurück. Ich befahl dem Bootsmann auf die Netze zu achten, bis wir uns an einem bequemen Orte befänden, wo wir uns derselben bedienen könnten, und ich selbst nahm die Götzenbilder.

„Nachmittags schickte ich das Boot an die Stelle, wo man alles genommen hatte, und ließ zwei Beile, zwei Hacken, sechs Messer, sechs Spiegel, ein Paquet Rosenkränze und vier Glasbouteillen hinlegen. Meine Leute hatten kaum das Boot an's Trockene gezogen und die Sachen aufs Geeignetste hingelegt, als sie in die Pinasse zurückkehrten, die ich der Sicherheit wegen abgeschickt hatte."

Nach Dampier hatten die Eingeborenen des Landes den Kopf mit Federn von verschiedenen Farben geschmückt, und trugen die Lanze in der Hand. Die Frauen bedeckten sich mit einem Blättergürtel und man sah sie große Körbe voll Yams auf dem Kopfe tragen.

„Das Land in der Umgegend," setzt Dampier hinzu, „ist bergig, waldreich, voll Thäler und angenehmer Flüsse. Die Erde in den Thälern ist tief und gelblich, aber die der Hügel dunkelbraun, weniger tief und steinigt, obgleich zu Anpflanzungen trefflich geeignet. Die Bäume sind im Allgemeinen weder sehr gerade, noch stark, noch hoch, aber sie sehen grün und gewähren einen angenehmen Anblick. Einige trugen Blüten, andere Beeren, andere große Früchte, die Niemand von uns kannte. Die Cokuspalmen gedeihen sehr gut, sowohl an den Buchten am Meere, als weiter hin in den Anpflanzungen. Ihre Nüsse sind von mittlerer Größe, aber die Milch reichlich, der Kern groß und von angenehmem Geschmacke. Man fand hier Ingber, Yams und andere brauchbare Wurzeln, welche unsere Leute versuchten. Ich weiß nicht, welche andere Früchte und Wurzeln es noch im Lande giebt, von Landthieren aber sahen wir nur Schweine und Hunde. Von uns bekannten Vögeln bemerkten wir Tauben, Papageis, Kakadus, und Krähen gleich denen in England. Wir sahen übrigens auch einen Vogel von der Größe einer Amsel und eine Menge kleinerer. Das Meer und die Flüsse wimmeln von Fischen; wir sahen ihrer viele, fingen aber nur wenige und dies waren Corallis, Fische mit gelben Schwänzen und Rochen, welche springen."

Dampier verließ den Hafen Montague den 26. März. Wenige Tage nachher entdeckte er die Straße, welche seinen Namen führte, und verließ die Küsten von Neu Britanien, die er, wie er sagt, mit kräftigen, wohlgewachsenen Negern bevölkert gefunden hatte, die sich kühn und unternehmend zeigten.

Carteret bemerkte 1767 die Ostküste von Neu Britanien nur von weitem, bestimmte aber die nördliche Grenze und bezeichnete die drei charakteristischen Berge, welche sich an diesem Ende finden.

Im Juni 1793 fuhr d'Entrecasteaux durch die Dampier-Straße, erforschte den westlichen Theil von Neu Britanien, den er von sehr schönem Aussehen fand und dem er eine sehr zahlreiche Bevölkerung gab, da die Küste mit Cocuspalmen und Hütten bedeckt war. Endlich fand er mehrere neue Inseln von verschiedener Größe an der nördlichen Seite von Neu Britanien, ohne indessen mit dem Lande in Verbindung zu treten. Seine Mannschaft befand sich damals in dem beklagenswerthesten Zustande, und er selbst starb einige Tage darauf.

Im Juli 1827 kam der Capitain d'Urville bei dem Vorgebirge Butler an's Land, um es in der ganzen südlichen Ausdehnung kennen zu lernen. Da es ihm aber an kleinen Ankern fehlte, die er zu Tonga Tabu verloren hatte, und er überdies von regnerischem Wetter und gewaltigen Windstößen heimgesucht wurde, entfernte er sich nur mit Mühe von dieser gefährlichen Küste. Trotz diesen Hindernissen blieb er fast dreizehn Tage im Angesichte derselben und konnte die Bildung der Küste in einer Ausdehnung von etwa 100 Stunden ermitteln. Am 2. Aug. früh, in dem Augenblicke, als er in die Dampier-Straße fahren wollte, stieß der „Astrolabe" zweimal auf ein unbekanntes Korallenriff. Hätte ihn die Woge nicht empoegehoben, so würde er verloren gewesen seyn. Durch die Arbeit d'Urville's hat man den Pic Quoy kennen lernen, ein conisches Gebirge von imposantem Aussehen

Digitized by Google

bei dem Cap Orfort, die Bucht Jacquinot und mehrere kleine Inseln, unter andern die malerische Gruppe der Anmuthigen Inseln. Es geht aus seiner Forschung hervor, daß Neu Britanien eine ununterbrochene, an manchen Stellen aber in der Breite sehr beengte Kette bildet. Der Capitain d'Urville kam sehr nahe an der Westspitze dieser Insel hin, so daß er sie ganz im Einzelnen sehen konnte. Er sagt über diesen Theil der Küste: —

„Wie Dampier und d'Entrecasteaux gewährte dieses Land auch uns einen köstlichen Anblick. Selten giebt die Natur den Ländern, deren Oberfläche der Mensch noch nicht verändert hat, so angenehme Abwechselungen, so reizende und mannichfaltige perspectivische Aussichten. Ueberall eine gesunde, zugängliche und von ruhigen Wogen bespülte Küste, ein sich sanft amphitheatralisch in verschiedenen Flächen sich erhebender Boden, bald mit dunkeln Wäldern und bald mit minder hohem Dickicht, bald mit weiten Grasflächen, deren gelbliche Farbe von der düstern Schattirung der nahen Wälder und Gebüsche absticht. Die beiden Spitzen des Glocesterberges krönen mit ihren imposanten Massen diesen lachenden Schauplatz und verbergen häufig ihre majestätischen Spitzen unter den Wolken des Aequators."

Neu Britanien ist eine Insel von etwa 75 Stunden Länge von ONO. nach WSW. bei einer sehr verschiedenen Breite, bisweilen von 8 bis 10 M. (milles) blos, wie in den Buchten Jacquinot und Montague, bisweilen aber auch von 36 Meil. Es ist gewissermaßen eine lange schmale, sehr hohe Gebirgskette mit einer Biegung, deren hohle Seite nach NW. steht. Die Spitzberge die Mutter und die beiden Schwestern, Deschamps, Quoy und Glocester, machen sich in dem bergigen Baue dieses Landes bemerklich und scheinen alle einen vulkanischen Ursprung zu verrathen. Die geographischen Grenzen dieses Landes sind auf der einen Seite 4° 8′ und 6° 30′ s. Br. und auf der andern 145° 57′ und 150° 2′ östl. L. An der Südküste liegen die kleinen Inseln Südcap, Roos und die Anmuthigen Inseln mit einigen andern ganz niedrigen, bewaldeten und 1827 von dem Capitain d'Urville entdeckten. In dem nördlichen Theile und mehr oder minder nahe an der Küste liegen die Inseln Wittaumez, Raoul, Gicquel, Filz, Duportail und le Danseur (der Tänzer), von denen einige hoch und ziemlich bedeutend sind. Auf der ersten, der ansehnlichsten, bemerkten die Franzosen Rauch und die Bäume bedeckten das Land von der Küste an bis auf die höchsten Spitzen.

D'Entrecasteaux, der diese Inseln 1793 entdeckte, fand ein wenig weiter nach NW. eine Gruppe, die er die Französischen Inseln (Iles françaises) nannte und deren ansehnlichste Merite, Deslacs, Forestier und die Nördliche genannt wurden. Diese Gruppe bildet ein Dreieck von 30 M. an jeder Seite und die Mitte liegt unter 4° 41′ s. Br. und 146° 55′ östl. L. Nahe an der NO.Spitze von Neu Britanien befindet sich die 1767 von Carteret entdeckte kleine Insel Man. Sie hat 6 bis 7 Meil. im Umfange und liegt unter 4° 8′ s. Br. und 149° 40′ östl. L.

Amakata, entdeckt 1767 von Carteret, der sie York nannte, besucht 1791 von Hunter, beobachtet 1792 von d'Entrecasteaux und 1823 von Duperrey. Es ist eine hohe, volkreiche Insel mit einem guten Ankerplatze in dem Nordtheile. Sie erstreckt sich 8 Meil. von NO. nach SW. und hat 5 Meil. in der Breite; 4° 10′ s. Br., 150° 4′ östl. L. (Ostspitze).

Neu Irland. Der Holländer Schouten entdeckte 1616 dieses Land. Er fuhr, wie es scheint, an der ganzen westlichen Küste hin und hatte mehrmals Verbindungen mit den Eingeborenen. Die ersten, welche er sah, warfen mittelst ihrer Schleudern Steine nach dem Schiffe und man war genöthigt, mit Kugeln zu antworten. Man ankerte in einer Nacht nahe an der Küste und die Wilden schwärmten im Mondenscheine um das Schiff herum. Man versuchte, sie duech freundschaftliche Worte und durch Geschenke anzulocken, aber sie ließen sich nicht bewegen.

Einige Tage nachher fuhren acht Piroguen um das Schiff herum; auf einer jeden befanden sich acht bis zehn mit Zagaien, Steinen, Keulen, hölzernen Säbeln und Schleudern bewaffnete Männer. Man gab ihnen einige Kleinigkeiten und suchte ihnen zu verstehen zu geben, daß man von ihnen Schweine, Hühner, Cocusnüsse und Wurzeln erwarte. Statt auf das Verlangen zu antworten, warfen sie ihre Zagaien gegen das Schiff, das darauf mit seinem Geschütze antwortete. Zehn bis zwölf Wilde wurden getödtet und eine große, nebst drei kleinen Piroguen zum Sinken gebracht. Die Schaluppe verfolgte die Flüchtigen, tödtete noch einige Wilde und nahm die Schwerverwundeten auf. Einer davon starb, die andern wurden verbunden, an's Land geführt und ihren Landsleuten gegen ein Lösegeld in Schweinen zurückgegeben.

Diese kräftigen und wohlgewachsenen Insulaner waren Schwarze mit krausem Haare. Fast alle gingen nackt; nur eine kleine Anzahl trug Gürtel von Baumrinde. Ringe hingen an ihrer Nase und ihren Ohren. Sie trugen bemalte Mützen von Baumrinde, von den zwei bis drei Stücke durch eine Art Schnur vereinigt waren. Sie bedienten sich des Betels und der Areka. Es war ein Zeichen der Höflichkeit bei ihnen, ihre Mützen abzunehmen und die Hände auf den Kopf zu legen. Der Griff ihrer Waffen war mit Schnitzereien verziert. Ihre Piroguen wechseln von den kleinsten, welche nur zwei Personen tragen können, bis zu denen von siebzehn Paaren Rudern.

Als Schouten bis an die Nordspitze von Neu Hanover gekommen war, nannte er es Cap Salomon Sweert und fuhr nach W. weiter.

Tasman fuhr seinerseits 1643 an dem größten Theile dieser Küste hin, und hielt sie, wie sein Vorgänger, für den östlichen Theil von Neu Guinea. Da in seinem Reiseberichte das Land Cabo Santa Maria heißt, so könnte man vermuthen, daß es die Spanier selbst vor Schouten und Lemaire gekannt hätten.

Im Jahre 1700 fuhr der Engländer Dampier an demselben Lande in entgegengesetzter Richtung hin, d. h. von N. nach S. Ungefähr in der Mitte der Küste und vor der Insel Dampier wurde das Schiff von 46 Piroguen mit 200 Schwarzen darauf umringt, die nicht herankommen wollten, trotz den freundschaftlichen Zeichen, die man ihnen machte, und den Geschenken, die man ihnen zeigte. Sie schlugen häufig mit der rechten Hand auf die Brust und hielten einen großen Stock über den Kopf. Man deutete dies als eine Betheuerung der Freundschaft. Das Wetter hinderte Dampier, in der Bai zu landen und an die Küste zu gehen, an welcher sich damals gegen 700 Wilde befanden. Als das Schiff wieder nach dem hohen Meere zu fuhr, schleuderten ihm die Eingeborenen Pfeile nach und erhielten dafür einen Kanonenschuß, der sie zerstreuete, nachdem er einige getödtet oder verwundet hatte. Dampier gab diesem Punkte den Namen Schleuderer Bai. „Das Land," sagt er, „ist hier hoch, bergig und mit schönen Bäumen bedeckt. An den Seiten der Berge giebt es eine Menge große Pflanzungen und Stücken urbar gemachten Landes, was in Verbindung mit dem Rauche, den wir sahen, ein gewisses Zeichen davon war, daß die Gegend gut bevölkert sey."

Nachdem Dampier um die Südspitze dieses Landes herumgekommen war, fuhr er in eine Einsenkung in Osten, die er für eine große Bucht hielt, sie St. Georg Bucht nannte, und dann nach Neu Britanien.

Carteret ankerte 1767 nacheinander in Port Praslin, in dem Hafen der Engländer und im Hafen Carteret an dem Südwesttheile von Neu Irland, wo er sich Holz, Wasser, Palmenkohl und Cocusnüsse verschaffte. An keinem dieser Oerter sah er Eingeborene, er setzte seinen Weg nach NNW. fort und entdeckte die Straße St. Georg, welche die beiden Inseln Neu Irland und Neu Britanien trennt. Zwischen der Insel Sandwich und Neu Irland erhielt er den Besuch von zehn Piroguen, welche ungefähr 150 Mann trugen, die von der Küste von Neu Irland gekommen waren. Diese Wilden zogen bei ihrem Tauschhandel das Eisen allem andern vor. Eine ihrer Piroguen war fast 80 Fuß lang, obgleich aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlt, an den Seiten geschnitzt, ohne Segel, und trug 33 Menschen. Diese Menschen waren Neger mit krausem Haar, platter Nase und dicken Lippen. Sie gingen ganz nackt und trugen Armbänder und Muscheln an den Armen und Beinen. Ihr Kopfputz war glänzend und die Meisten befestigten über einem Ohre eine Feder. Ihre Waffen bestanden in

Digitized by Google

Lanzen und Stöcken in der Gestalt von Keulen. Der Anblick der Kanonen schien ihnen einiges Mißtrauen einzuflößen.

Im Juli 1768 ankerte Bougainville in Port Praslin und blieb acht Tage daselbst, während welcher die Arbeiten der Expedition von unaufhörlichem Regen unterbrochen wurden. Die Sonne zeigte sich nur an einem Tage. Den 22. Juli gegen 10 Uhr Vormittags erschütterte das Schiff ein Erdbeben. Das Meer erhob und senkte sich mehrere Male hinter einander, was diejenigen sehr erschreckte, die auf den Riffen fischten. Bougainville sah während seines Aufenthalts keine Insulaner, er bemerkte blos Spuren ihres Daseyns und selbst eine Pirogue zwischen zwei Hütten. Bougainville kannte die Entdeckung Carterets nicht, fuhr, nachdem er Port Praslin verlassen, um das Vorgebirge St. Georg herum und an dem östlichen Streifen von Neu Irland hin, wie Schouten und Tasman. Am 29. erhielten die Fregatten den Besuch mehrerer Piroguen, auf deren jeder 5 bis 6 Schwarze mit krausem Haar sich befanden, die groß, gewandt und stark waren. Sie luden die Franzosen ein, sich an's Land zu begeben, wollten aber nicht an Bord kommen. Man gab ihnen einige Zeugstücke; als sie dieselben empfangen hatten, zogen sie sich mit Steinwürfen zurück. Am folgenden Tage kamen sie in größerer Anzahl und näherten sich ohne Schwierigkeit. Die Schwarzen hatten sich sehr geputzt, die Haare roth gepudert, Federbüsche auf dem Kopfe, Halskragen, Ohr- und Nasengehänge, Reifen am Arme und an den Füßen, nichts fehlte ihnen. Vergebens versuchte man einen Tauschhandel mit ihnen, sie nahmen was man gab, mochten aber nichts dagegen geben. Nach einem Lärm am 31. Juli wegen einer Flotille, die sich vor den Kanonen entfernte, lichtete Bougainville die Anker und verließ diese Gewässer.

Im Juli 1792 ankerte seinerseits d'Entrecasteaux im Hafen Carteret und blieb hier sieben Tage. Es war eine wahre Sündfluth-Woche, denn unaufhörlich fielen Regenströme herab. Man konnte sich kaum fünf bis sechs Cocusnüsse verschaffen und sah keinen Eingeborenen. Nach diesem Aufenthalte musterte d'Entrecasteaux den ganzen Westtheil von Neu Irland, der vor ihm fast unbekannt war. Er bemerkte, daß das Gerüst hauptsächlich von zwei Bergketten von 2000 Metres perpendiculärer Höhe gebildet werde; nur vor der Insel Sandwich war der Boden viel weniger hoch.

Im Jahre 1823 ankerte der Capitain Duperrey in Port (Hafen) Praslin, den er aufnehmen ließ. Er hatte günstiges Wetter und deshalb häufige Verbindungen mit den Eingeborenen, die in ihren Piroguen aus dem Dorfe Liki Liki kamen, welches an der Ostseite der Insel lag. Die Leute zeigten sich friedlich, aber mißtrauisch; sie fürchteten, man möge zu ihnen kommen. Der Marinezögling Blosseville war bis an ihr Dorf gegangen und sie versuchten anfänglich, ihn zur Rückkehr zu bewegen, als sie aber sahen, daß er auf seinem Willen bestehe, beobachteten sie ihn und versteckten ihre Frauen. Man zeigte dem Franzosen einen kleinen Tempel mit mehrern seltsamen Götzenbildern, die auf einer Erhöhung standen. Duperrey glaubte zu bemerken, daß die Eingeborenen Neu Irland Tombara und Neu Britanien Birara nannten, und man hat diese Namen auf seiner Karte angenommen, d'Urville, dessen Nomenclatur wir folgen, ist indeß von der Genauigkeit dieser Benennung nicht überzeugt. Er meint, dieselbe beziehe sich mehr auf besondere Bezirke und man müsse bis zur genauern Ermittelung den jetzigen Namen beibehalten.

Endlich im Jahre 1827 brachte der Capitain d'Urville zwölf Tage in dem Hafen Carteret zu, von dem er einen genauen Plan entwarf. Die Eingeborenen, welche mehrmals an den „Astrolabe" kamen, zeigten sich eben so schüchtern und mißtrauisch, wie die von Liki Liki. Sie mochten weder ihre Wohnung angeben, noch dulden, daß ein Franzose sie dahin begleite. Man vermuthet indeß, daß sie eine niedrige und bewaldete Insel in NW. des Hafens bewohnten. Auf der Cocusinsel fand man nicht eine einzige Cocuspalme, dafür erlegte man aber einen Caiman.

Um alles von Neu Irland zusammenzufassen, muß man sagen, es messe 194 M. ungefähr von NW. nach SO. bei einer sehr abwechselnden Breite von 8 bis 30 M. Der Mitteltheil wird von einer Kette hoher Berge gebildet, die bis auf den Gipfel bewaldet sind. Die Insel wird von melanesischen Schwarzen bewohnt, deren Gesichtsbildung auf jedem Lande verschieden, deren Hauptcharakter aber die Schüchternheit und das Mißtrauen ist. Grenzen s. Br. 2° 3′ und 4° 51′, und östl. L. 148° 13′ und 150° 48′. Am südlichen Theile an der Westseite liegen die kleinen Inseln Cocus, Leigh, Lamdom und Latao, von denen bereits die Rede gewesen ist, so wie an der Ostseite die Inselchen Eiroo und Launtaß.

Nahe an der NW-Spitze von Neu Irland liegt die Insel Sandwich, die 1767 Carteret entdeckte und 1792 d'Entrecasteaux musterte. Es ist ein hohes, bewaldetes, bevölkertes Land von 12 Meil. von O. nach W. und 7 Meil. von N. nach S. Ein bemerkenswerther Spitzberg von der Zuckerhutform erhebt sich an dem nördlichen Theile. Die alten mit Lianen umschlungenen Baumstämme auf den Hügeln dieser Inseln sahen wie mit Kränzen umwundene Säulen aus. Lage: 2° 49′ s. Br., 148° 33′ östl. L. (Ostspitze).

Neu Irland ist von Neu Hanover nur durch einen 6 M. langen Canal getrennt, in welchem sich einige ganz niedrige Inselchen zeigen, mit Ausnahme einer einzigen, die sich duech einen Spitzberg auszeichnet, den Carteret Byron und d'Entrecasteaux Mausoleum nannte.

Neu Hanover, 1616 von Schouten, der ihre Spitze Cap Salomo Sweert nannte, dann wieder von Tasman, Dampier und Bougainville gesehen, aber nur durch Carteret und d'Entrecasteaux beobachtet. Neu Hanover ist ein hohes, mit Bäumen bedecktes Land, zwischen denen man mehrere Pflanzungen bemerkt. Das Land am Cap Salome Sweert ist sehr niedrig und hier und da bewaldet. Diese Insel mißt 38 Meil. von OSO. nach WNW. Lage: 2° 32′ und 2° 44′ s. Br., 147° 31′ und 148° 7′ östl. L.

JJ. Portland, entdeckt von Carteret 1767, wiedergesehen 1791 von Hunter und beobachtet 1792 und 1793 von d'Entrecasteaux, eine Kette von 7 kleinen niedrigen, bewaldeten und mit Riffen vermischten Inseln, die einen Raum von 8 Meil. von ONO. nach WSW. einnehmen. Die größte hat 2 M. in der Länge. Lage: 2° 38′ s. Br., 147° 12′ östl. L. (SW-Spitze.)

Kommt man nun wieder an das Vorgebirge St. Georg zurück, so findet man eine Inselreihe, die Neu Irland parallel läuft.

J. St. Jean*), vor dem Cap Maria in einer Entfernung von 30 Meil., wurde von Schouten entdeckt. Tasman sah sie 1643 und Dampier 1700. Nach dem letztern hat sie 9 bis 10 St. im Umfange und sehr viele Cocuspalmen. Ihre Küste ist grün und ihre Hügel sind gut bewaldet. Bei dem Anblicke des Schiffes Dampier's kamen drei Piroguen vom Ufer her, aber keine wagte sich hinan. Die Insulaner unterschieden sich übrigens keineswegs von den Bewohnern Neu Irlands. Carteret sah die Insel St. Jean 1767. Bougainville nannte sie 1768 Insel Bournaud; Maurello beobachtete sie 1781. Ihre nicht genau bestimmte Lage muß etwa 3° 51′ s. Br. und 151° 15′ östl. L. seyn.

JJ. Adgarris, entdeckt 1820 bis 1825 von dem Schiffe „Adgarris", eine Gruppe niedriger Inseln von 20 bis 23 Meil. Ausdehnung, wahrscheinlich dieselben, welche der Cap. Renneck von der „Lyra" 1826 sah und Feed und Goodman nannte. Es sind zwei Gruppen, eine Kette niedriger, bewaldeter und bewohnter Inseln und Sanddänke mit einem einzelnen Riffe im S. Lage: 3° 5′ bis 3° 33′ s. Br., und von 152° 2′ bis 152° 25′ östl. L.

J. Caen, entdeckt 1643 von Tasman. Im Jahre 1700 hatte Dampier Verbindungen mit den Eingeborenen, Melanesiern mit krausem Haare, die groß, stark, wohlgewachsen und mit verschiedenen Farben bemalt waren. Dampier zeigte ihnen Muskatnüsse und Goldstaub und bildete sich ein, die Insulaner deuteten ihm durch Zeichen an, diese Gegenstände befänden sich auf ihren Inseln, die sie ihm mit dem Ausrufe: mannil! mannil! zeigten. Ihre gut gebauten Piroguen waren an den Seiten mit Fischbildern in halberhabener Arbeit verziert. Dieser Seefahrer giebt der Insel Caen, die hoch, mit Holz bedeckt und an den Hügeln mit Pflanzungen geschmückt ist,

*) Nicht mit einer gleichnamigen dänischen westindischen Insel zu verwechseln. — D.

Digitized by Google

einen Umfang von 3 bis 5 M. Am Meeresstrande befanden sich viele Cocuspalmen. In SO. liegen zwei kleine, ebenfalls mit diesen Bäumen bedeckte Inseln. Eine ist hoch und spitz, die andere niedrig und flach, aber stark bevölkert. Die große Insel hat ebenfalls eine zahlreiche Bevölkerung. Bougainville sah Caen 1768 und nannte sie die Insel Oraison. Maurello gab ihr 1781 den Namen Refugio und den beiden benachbarten kleinen Inseln Santa Rosa und Magdalena. Die Insel Caen muß unter 3° 28′ s. Br. und 150° 48′ östl. L. liegen.

J. Garret Denys, entdeckt 1616 von Schouten und 1643 von Tasman wiedergesehen. Dampier, der 1700 an ihr hinfuhr, ist der einzige, welcher einiges über sie gesagt hat. „Sie ist," sagt er, „eine hohe, bergige, mit Wald bedeckte Insel von 14 bis 15 M. im Umfange. Die Küsten sind sämmtlich mit Cocuspalmen bewachsen. An den Hügeln zeigten sich viele Anpflanzungen und die neu umgearbeitete Erde hatte eine röthliche Farbe. Diese Insel wird von schwarzen kräftigen und gut gebauten Menschen bewohnt. Ihr Kopf ist groß und rund; ihre Haare sind gelockt, kurz, roth, weiß und gelb gefärbt; sie haben ein breites Gesicht, eine platte Nase und in der Nasenscheidewand einen fingerdicken Pflock. Ihre Waffen sind Lanzen, Keulen, Schleudern, Bogen und Pfeile. Sie haben schmale und lange Piroguen, die vorn und hinten mit gut geschnitzten Figuren verziert sind, wie mit Fischen, Vögeln, Menschenhänden ꝛc. Ihre Sprache ist wohl artikulirt und bestimmt. Um die Engländer einzuladen, an das Land zu kommen, wiederholten sie häufig: wakusi alamal, wobei sie nach dem Ufer zeigten. Ihre Freundschaftszeichen bestanden darin, daß sie einen großen Stock oder einen Baumzweig auf den Kopf legten und mit der Hand oft auf den Kopf schlugen." Bougainville sah 1768 diese Insel und nannte sie Dubouchage, Maurello 1781 San Blas. Ihre noch sehr unsichere Lage mag 3° 12′ s. Br. und 150° 15′ östl. L. seyn.

J. Dampier. Dampier, der sie 1700 sah, sagt, sie habe 4 bis 5 Stunden im Umfange, sey hoch, mit Wald bedeckt und an den Hügelabhängen mit Pflanzungen geschmückt. Wahrscheinlich ist es dieselbe, welche Maurello 1781 San Lorenzo nannte, und wahrscheinlich auch dieselbe, welcher Schouten 1616 den Namen Moses gab. 25 Piroguen mit Eingeborenen umgaben das Schiff. Die beiden Wurfanker sollten eben in das Meer hinabgelassen werden. Einer der Eingebornen begab sich mit seinem Ruder auf den Ankerflügel, indem er glaubte, das Schiff an das Land führen zu können. Unterdessen schickten sich seine Landsleute zum Angriffe an, und sie begannen mit einem Hagel von Pfeilen, Lanzen und Steinen, die gerade auf das Schiff fielen. Die Steine wurden mit solcher Kraft geschleudert, daß sie Splitter von den Masten abschlugen und alle Matrosen sich verbergen mußten. Die Wilden stimmten schon den Siegesgesang an, als eine Kanonen- und Flintenkugelladung auf sie stürzte. Zwölf oder dreizehn wurden getödtet, eine große Anzahl verwundet und die übrigen ergriffen die Flucht. Die Schaluppe verfolgte sie und nahm einen jungen Menschen von 18 Jahren gefangen, der im Anfange des Kampfes verwundet worden war und den man, wie die Insel, „Moses" nannte. Diese Insulaner, setzt die Beschreibung hinzu, aßen eine Art Brod, welches sie aus Baumwurzeln verfertigten. Die sehr unsichere Lage dieser Insel ist etwa 2° 12′ s. Br. und 150° östl. L.

J. Wischers oder die Fischerinsel, zum erstenmale 1616 von Schouten, dann von Tasman 1643 und von Dampier 1700 gesehen, welcher letztere sie eine hohe große Insel, 6 St. vom Festlande entlegen, nennt, auf welcher er an mehrern Orten Rauch bemerkte. Bougainville nannte sie 1768 Ile Susannet, und Maurello 1781 scheint aus ihren Berggipfeln eben so viele Inseln gemacht zu haben, die er San Francisco, San Jose und Sant Antonio nannte. Ihre Größe und Lage ist sehr ungewiß. Die Nordspitze liegt ungefähr unter 2° 33′ s. Br. und 149° 40′ östl. L.

Die stürmische Insel, entdeckt von Dampier 1700, wiedergesehen von Bougainville 1768, der sie Ile Kerué nannte, und von Maurello 1781. Nach Dampier ist sie niedrig und mit großen, sehr dicht an einander stehenden Bäumen bedeckt. Sie beträgt 2 bis 3 St. in der Länge und an ihrer SW.-Spitze liegt ein flaches, bewaldetes Inselchen von einer Meile im Umfange. Lage: 1° 40′ s. Br. und 148° 9′ östl. L.

J. Mathias, entdeckt von Dampier 1700, wiedergesehen von Bougainville 1768 und von Maurello 1781. Nach Dampier ist sie bergig mit Waldungen, Savannen und Landstrichen, die angebaut zu seyn scheinen, und 9 bis 10 St. lang. Lage: 1° 30′ s. Br. und 147° 10′ östl. L. (Gipfel).

Admiralitätsinseln, entdeckt 1616 von Schouten, der nur den südöstlichen Theil sah und sie die fünf und zwanzig Inseln nannte. Besser beobachtet wurden sie 1767 von Carteret, der ihnen den Namen gab, welchen sie bis jetzt behalten haben. Diese Inseln hatten ein reizendes Aussehen. Ihre Waldungen waren dicht und hoch, unterbrochen von Lichtungen und Feldern, neben Cocuspalmenhainen und zahlreichen Hütten. Der englische Capitain übertreibt aber, wenn er sagt, jede dieser Inseln könne ein großes Reich bilden. Die Wilden kamen an das Schiff Carterets und man suchte mit ihnen in freundschaftliche Verbindungen zu kommen, als sie einen Angriff mittelst Wurfspießen begannen, so daß man ihnen mit Kugeln antworten mußte. Diese Lection war nicht vergebens; die Eingeborenen benahmen sich 1781 gegen Maurello besser, ob sie sich gleich mit Diebesgierigkeit auf alles stürzten, was sie sahen, selbst auf die Gemüse. Marello gab diesen Inseln verschiedene Namen, die man auf den Karten beibehalten hat, bis die einheimischen bekannt werden. Im Jahre 1792 erforschte d'Entrecasteaux den nördlichen Theil dieser Gruppe sorgfältig und kam in Verbindung mit den Eingeborenen, über die er sich nicht beklagen konnte.

Die Gruppe der Admiralitätsinseln nimmt einen Raum von etwa 120 Meil. von O. nach W. und von 40 bis 50 M. von N. nach S. ein. Sie besteht aus mehr oder minder großen, hohen Inseln von angenehmen und mannichfaltigem Aussehen, die von einem melanesischen schönen Menschenschlage bewohnt werden. Die geographischen Grenzen sind etwa von 1° 53′ bis 2° 34′ s. Br. und von 143° 51′ bis 145° 50′ östl. L.

Die vorzüglichsten Inseln dieser Gruppe sind:

Die große Admiralitätsinsel, von Maurello 1781 Basco genannt und zum großen Theile 1792 von d'Entrecasteaux erforscht; ein hohes, bewaldetes und volkreiches Land von ungefähr 60 Meil. von O. nach W. und von 18 bis 20 M. von N. nach S. Der südliche Theil ist noch nicht bekannt. Grenzen von 1° 57′ bis 2° 17′ s. Br. und von 144° 10′ bis 145° 0′? östl. L.

J. Jesus Maria, so genannt von Maurello und beobachtet 1792 von d'Entrecasteaux, eine hohe Insel von etwa 20 M. im Umfange. Lage: 2° 18′ s. Br., 145° 27′ östl. L. (Mitte).

JJ. San Gabriel, San Miguel, La Wendola, Los Negros, so genannt von Maurello 1781 und 1792, 1793 von d'Entrecasteaux erforscht. Die beiden ersten sind 5 bis 6 M. lang, die andern aber kleiner. Alle sind bevölkert und gut bewaldet. Lage: 2° 14′ s. Br. und 145° 50′ östl. L. (Insel Wendola).

Außerdem giebt es im O. der großen Admiralitätsinsel noch mehrere kleine unbekannte Inseln, und die Inseln Purdy und Elisabeth, die auf der Karte Krusenstern's nach der Karte Purdy's angegeben sind, gehören vielleicht zu dieser Gruppe. Im S. findet sich das Riff Sydney, wo der Capitain Austin Forrest am 1. Mai 1806 Schiffbruch litt. Diese Klippe wird unter 3° 20′ s. Br. und 144° 30′ angegeben.

Die Anachoreten, entdeckt 1763 von Bougainville, der nahe an sie kam, eine Kette niedriger Inseln auf einem und demselben Riffe in einer Ausdehnung von etwa 3 St. Man sieht darauf viele Bäume und besonders Cocuspalmen. Die Meeresküsten schienen dem französischen Seefahrer mit Hütten bedeckt und außerordentlich bevölkert zu seyn. Diese Hütten waren hoch, fast viereckig und gut gedeckt. Sie erinnerten an die von Taiti. Mehrere Piroguen fischten auf den Riffen, aber keine ließ sich von den Fregatten stören, weshalb sie die Anachoreten oder Einsiedler Inseln genannt wurden. Maurello besuchte sie 1781, d'Entrecasteaux 1793 Lage: 0° 43′ s. Br., 143° 14′ östl. L. (NO.-Spitze).

Digitized by Google

J. Commerson, kleine Insel, 1768 von Bougainville von weitem gesehen, 1793 von d'Entrecasteaux beobachtet und 1800 von Ibargoitia wiedergesehen. Lage: 0° 45′ s. Br, 142° 55′ östl. L.

Die Hermiten, entdeckt 1768 von Bougainville, wiedergesehen von Maurelle 1781, erforscht von d'Entrecasteaux 1792. Die Piroguen näherten sich den Schiffen dieses Seefahrers, wollten aber nicht herankommen, obgleich sie Früchte anboten, die sie auf das Verdeck warfen und die man anfänglich für Steine hielt. Die Insulaner waren groß und gut gewachsen. Diese Hermiten sind eine kleine Gruppe hoher und volkreicher Inseln, welche eine Länge von 14 Meil von ONO. nach WSW bei 6 M. Breite einnehmen. Lage: 1° 29′ s. Br., 142° 43′ östl. L. (NW-Insel).

J. Boudeuse, kleine von Bougainville 1768 entdeckte, von d'Entrecasteaux 1792 beobachtete Insel unter 1° 27′ s. Br. und 142° 14′ östl. L.

JJ. Echiquier, entdeckt 1763 von Bougainville, wiedergesehen 1781 von Maurelle, der sie Tausend-Inseln nannte, beobachtet 1792 von d'Entrecasteaux. Eine Gruppe von mehr als dreißig kleinen niedrigen, bevölkerten und mit Riffen versehenen Inseln von 30 M. von NNW. nach SSW. Lage: 1° 17′ s. Br. und 142° 2′ östl. L. (Ostspitze)

J. Durour, kleine flache Insel, entdeckt 1767 von Carteret, wiedergesehen 1792 von d'Entrecasteaux, der sie unter 1° 34′ s. Br. und 140° 53′ östl. L. setzt.

J. Matty, kleine flache Insel, bevölkert, entdeckt 1767 von Carteret, der die Bewohner in der Nacht mit Fackeln an dem Strand, dem Schiffe gegenüber, laufen sah. D'Entrecasteaux bestimmte ihre Lage zu 1° 46′ s. Br. und 140° 36′ östl. L.

Kapitel XXII.

Neu Guinea. — Die Louisiade und benachbarte Inseln.

Von den Admiralitätsinseln war der „Oceanier", wie man gesehen hat, nach Neu Guinea zu gesegelt. Am 16. Juli früh befanden wir uns nur 6 oder 7 Meil. nördlich von der Insel Lesson, der östlichen der Schouten-Inseln. Die Insel Lesson ist nichts als ein kegelförmiger sehr hoher Spitzberg von 5 bis 6 Meil. im Umfange, unten mit dem lachendsten Grün bedeckt. Die andern Inseln der Gruppe, die im Halbkreise liegen, bildeten gleichsam ein Halsband von grünen Steinen, gefaßt in das Dunkelblau des Meeres. Uns zur Linken am Horizonte zeigten sich die Spitzen der Vulkans Insel und einiger andern Berge Neu Guineas.

Vor der Insel Rolffy, die fruchtbar und bergig ist, glaubten wir einen Augenblick, der „Oceanier" werde in Verbindung mit den Eingeborenen kommen. Zwei Piroguen, die von der Küste abstießen, schienen nach uns zu zu schiffen. Man hatte beigelegt, um sie zu erwarten, und es schien, als würden sie bald an das Schiff kommen, aber in der Entfernung von einer halben Meile hielten sie an und alle unsere Zeichen und Winke konnten sie nicht bestimmen, sich zu nähern, und als man that, als steuere man nach ihnen zu, entflohen sie so schnell als möglich. Durch das Fernrohr hindurch konnte man sehen, daß sich auf jeder dieser Piroguen 5 oder 6 Personen von schwarzer Farbe, fast nackt, mit wolligem Haare und von häßlicherer Art als die der Admiralitätsinseln befanden.

Wir kamen drei oder vier Stunden vor der Insel d'Urville, der beträchtlichsten der Gruppe, vorüber, welche 15 bis 18 M. im Umfange hat bei mittlerer Höhe und einem sehr angenehmen Aussehen, worauf Pendleton nach ONO. steuerte, indem er sich etwa 10 St. von der Küste hielt, um in aller Sicherheit die Nacht über fahren zu können. Uebrigens wußte der amerikanische Capitain wohl, daß von den ungeselligen Völkerschaften dieses Archipels nichts Gutes zu erwarten war; er kannte die alten und neuen Berichte über ihre Sitten und ihren Charakter. Ich allein am Bord beklagte innerlich diese Zurückhaltung. Sich so im Angesichte eines merkwürdigen und wenig bekannten Landes zu finden, ohne es zu erforschen, ohne den Fuß dahin zu setzen war Tantalus-Qual. Wir kamen vor den ungeheuern Massen der Berge Bougainville und Cyclop vorbei, welche die Lage der Humboldtsbai anzeigten, die durch den Capitain d'Urville neuerlich der Geographie gewonnen worden ist. Der Wind war sanft, der Himmel rein, das Meer ruhig, als befänden wir uns wieder in dem indischen Meere und als wären die Stürme der Südsee verschwunden. Der Wind ging so schwach, daß die Strömung allein uns forttrug. Sie ließ uns 20 bis 30 M. nach W. machen, zweimal 40 M. den Tag und einmal 60. Merkwürdig war, daß diese Wirkung des Wassers dem Schiffer immer unbemerklich blieb.

In der Nacht des 26. Juli kam der „Oceanier" zwischen den beiden kleinen Inseln Arimoa und dem Lande hindurch, das sehr niedrig und mit großen Bäumen bedeckt ist. Am andern Tage, vor der d'Urville-Spitze, konnten wir eine Entfärbung bemerken, welche Untiefen anzuzeigen schien, einen schon von dem Capitain bemerkten Umstand, der diesem Vorgebirge seinen Namen gegeben hat. Indessen ist keine Gefahr daselbst zu fürchten. Jenseits dieses Streifens zeigte sich eine Pirogue, welche der Südwind nach dem Schiffe zu trieb. Es war ein ziemlich großes Fahrzeug mit einer Erhöhung, auf der man etwa vierzig Schwarze bemerkte. Mitten unter ihnen und auffallender als die andern, stand ein halbbekleideter Mann mit einem kegelförmigen Hute, gleich denen der Chinesen. Je weiter die Pirogue kam, um so lebhaftere Zeichen machte uns der Mann, um uns einzuladen, an's Land zu kommen. Endlich, etwa 500 Klaftern vom Schiffe, ließ er sein Segel einziehen und wiederholte jene Pantomine mit einer Energie, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Ich glaubte, Pendleton werde einer so dringenden Einladung Folge leisten, und bat ihn, mich mitzunehmen. „Sie haben also wohl Lust," sagte der Capitain zu mir, „den Wilden ein Frühstück zu bringen? Dieses Neu Guinea ist ein teuflisches Land, wir haben schreckliche Dinge davon gehört. Vor einem oder zwei Jahren wagte ein armer Wallfischjäger an der großen Bai von Geelwink zu ankern und ließ sich durch die Eingeborenen, welche sich gastfrei und zuvorkommend zeigten, verführen, ein Boot zu ihnen zu schicken, das nicht wieder zurückkam. Am folgenden Tage wurde ein zweites Boot abgeschickt, das erstere aufzusuchen. Man umringte es und tödtete zwei oder drei Mann darauf; die Uebrigen eilten auf das Schiff zurück. Ohne Zweifel haben die Körper der Opfer die Wilden ein Paar Tage genährt. Wollen Sie, daß der „Oceanier" diesen Menschenfressern auch frisches Fleisch schicke?" Ich schwieg, denn ich wußte, daß Pendleton die Gefahr nie übertrieb.

Um den Windstillen in der Jobie-Straße zu entgehen, fuhr der „Oceanier" gar nicht hinein, sondern steuerte nach Norden, um in gehöriger Entfernung vor den niedrigen „Verräther-Inseln" und den Küsten der großen Insel Mysory vorbeizukommen, von welcher ich doch wenigstens die Spitzen sah. Am 29. Juli kam das Schiff um die kleinen Inseln der Vorsehung herum, dann fand es die majestätischen Spitzen der Arfaki Berge, die sich in SW. sehr hoch über Dorei erhoben. Wir waren indeß noch 75 Meil. (milles) oder 36 St. davon entfernt, was ihre große Höhe zeigt. Ihr Gipfel war demnach unter dem Schneegürtel unter dem Aequator. Nachdem wir einige Tage herumgeworfen worden waren, erreichten wir am 1. August den Hafen Dorei, wo wir uns eine kurze Zeit aufhalten wollten.

Die Einfahrt gewährt einen wahrhaft bewundernswerthen Anblick. Zur Linken zieht sich eine lange Reihe niedriger und grüner Inseln hin, welche einen Ring bilden. Zur Rechten breitet sich ein Rand bewaldeten Landes aus, das mit gewaltiger Vegetation beladene Hügel beherrschen. Im Hintergrunde des Gemäldes endlich erhebt sich wie eine Basaltmauer der gewaltige Bau der Arfaki Berge in fünf oder sechs aufeinander folgenden Flächen, die sich in einigen scharfen Spitzen endigen, welche über dem Hafen zu hängen scheinen.

Kaum waren wir sichtbar geworden, als uns eine Menge Piroguen umgab. Man hätte sagen können, es wäre nicht mehr derselbe Menschenschlag wie auf den vorhergehenden Gruppen gewesen, so viel Zutrauen und Hingebung zeigten die Eingeborenen. Hier haben zu verschiedenen Malen

Digitized by Google

französische Schiffe Verbindungen anzuknüpfen gesucht, worüber sich die Wilden nicht zu beklagen gehabt haben. Die Europäer standen zu Dorei in gutem Andenken; die Capitaine Duperrey und d'Urville hatten sich daselbst so benommen, daß die Eingeborenen sie ungern scheiden sahen. Schon schickten sich die in Pirogen angekommenen Wilden an, an Bord zu steigen, Pendleton erlaubte aber nur einigen Häuptlingen oder koranos den Zutritt auf das Verdeck. Indessen gab er ihnen in der malaiischen Sprache zu verstehen, welche sie etwas verstanden, wenn das Schiff vor Anker gegangen, würde Jedermann zugelassen werden und der Tauschhandel beginnen. Als die koranos dies den Leuten in den Pirogen gesagt, entfernten sie sich sogleich friedlich, ohne Geschrei und ohne Murren, und hielten sich in einiger Entfernung von dem „Oceanier". Dieses zurückhaltende und ernste Benehmen war nicht blos schicklicher als das der Melanesier, sondern auch empfehlenswerther als die lärmenden Gewohnheiten der civilisirtesten Völker Polynesiens.

Wir ankerten in dem Hafen von Dorei, einem wohlgeschlossenen Becken von 2 bis 300 Klaftern im Durchmesser, wo man gegen alle Winde geschützt ist. Nach dem Ankern wurde das Verbot zurückgenommen und die Pirogen kamen an das Schiff. Das Verdeck wurde ein wahrer Bazar. Jeder Eingeborne breitete seine Waaren aus, der einen Ballen Missoi-Rinde, jener ein Körbchen Tabak; einer Bogen, Pfeile, und bunte Decken von Bananenblättern, der andere ein Bambusstück, welches den kostbaren Paradiesvogel enthielt. Die wenigsten brachten Lebensmittel, Taro und Abru, einige Fische und Muscheln. So lange es sich nur um Lebensmittel, Waffen und andere ähnliche Gegenstände handelte, war der Handel leicht geschlossen, obgleich es sich leicht erkennen ließ, daß diese Papus gewandte Kaufleute seyen, aber sobald es an die Paradiesvögel kam, wurde der Handel schwieriger. Bei allen Anerbietungen an Beilen, Messern und selbst Zeugen, zuckten die Besitzer verächtlich die Achseln und antworteten nichts als compan! Lange wußten wir nicht, was dieses Wort bedeuten möge. Als aber einer auf sein massiv silbernes Armband zeigte, verstanden wir, daß compan Gold oder Silber bedeuten solle. Man zeigte ihnen Piaster, um zu sehen, ob man recht gerathen, und bei diesem Anblicke hüpften sie vor Freuden und riefen compan! compan! Sie wollten Piaster für ihre Paradiesvögel. Man bot ihnen also Piaster, aber sie wollten auch viele haben. Sie verlangten drei Dollars für ganz mittelmäßige Vögel, und 5 bis 6 für die schönsten. Das war übermäßig. Pendleton wollte nichts kaufen. „Die Officiere der „Coquille" und des „Astrolabe" haben den Preis verdorben," sagte der Handelscapitain zu mir. Vor etwa 15 Jahren erhielt man einen Paradiesvogel für ein großes Messer, für ein Stück Zeug oder einige Pfunde Zwieback. Gegenwärtig halten sie auf unverschämt hohe Preise. Man muß im Anfange ausschlagen können, in den letzten Tagen werden die Handelsleute nachgiebiger. Trotz dieser Empfehlung des Capitains konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, auf der Stelle einige dieser prächtigen Vögel zu erhalten. Der Zufall begünstigte mich auch so, daß ich einen sehr guten Handel machte. Unter den Gegenständen, welche mir zu meinem kleinen Handel noch übrig waren, befanden sich einige Porzellantassen, die ich in Canton gekauft hatte und die ich auf keiner Insel in Oceanien hatte anbringen können. Ein Papu verlangte sie für zwei Paradiesvögel, die sehr wohl erhalten waren. Ich schloß den Handel ab.

Da das Boot Abends an's Land ging, um Wasser einzunehmen, so benutzte ich die Gelegenheit, an die Küste zu kommen. Wir stiegen bei einem klaren Bache aus, welcher über ein Korallenbett fließt. Bei Ebbezeit kann man hier sehr leicht Wasser einnehmen, aber die Fluth bringt hinein und macht das Wasser salzig. Um den kleinen Fluß zu sehen, muß man in seinem Bette selbst bleiben, denn die Ufer sind mit dichtem und dornigtem Gebüsch bedeckt. Längs dem Ufer hin sahen wir mehrere schöne Muscheln von der Art, welche man gewöhnlich Midasohr nennt und die von den Liebhabern der Muscheln sehr geschätzt werden.

Der junge Rainbow, ein sehr geschickter Jäger, schlug mir vor, ihm den andern Tag auf eine Paradiesvogeljagd zu begleiten. Zwei oder drei junge Papus, welche das Land gut kannten, sollten uns als Führer dienen. Wir brachen bei guter Zeit auf. Die Küste war überall mit einem dichten Gebüschstreifen bedeckt, wo unsere Kleidungsstücke sämmtlich in Stücken zurückgeblieben seyn würden, und wir drangen daher in dem Bette des kleinen Flusses selbst in die Waldung ein. 2 bis 300 Schritte weit muß man im Wasser bis an den Gürtel gehen, weiter hin wird aber kaum der Knöchel befeuchtet, wenn man in der trockenen Jahreszeit ist. Ist erst dieses dichte Gebüsch zurückgelegt, so wird der Wald freier und man kann ihn nach allen Richtungen hin durchstreifen. Er besteht aus ungeheuern Gewächsen, welche oft zwei grüne Etagen bilden, d. h. oben aus Pterocarpus, Ficus, Inocarpus, einer Art Akazie oder Mimosa und andern Aeten, die ich nicht kannte und die ihre nackten Stämme zu einer Höhe von fast 100 Fuß emportreiben und sich dann in hohe Wipfel ausbreiten; unten dagegen minder hohe Bäume, wie Tectonas, Hibiscus, Hernandias, oder aus Palmen von den Arten Areca, Coryphа, Sagus, Cycas, welche bisweilen 80 Fuß hoch sind und doch nur den secundären Wald bilden. Unter diesem doppelten Gewölbe bietet der Boden, welcher keinen Sonnenstrahl empfängt, nur einige wenige kümmerliche Sträuche und fast gar keine krautartigen Gewächse als Farrnkräuter, Lycopodien, Orchiden ꝛc. Der Boden, eine sehr bewegliche schwaeze Schicht, ist oft so zerlöchert und zerrissen, daß dem Reisenden der Weg sehr beschwerlich wird. Dies rührt von den wilden Schweinen her, welche sich in Menge in diesen Wäldern aufhalten.

Wir erlegten eine Menge Vögel, Callaos mit lärmendem Fluge, ungeheuere und prachtvolle Gurastauben, Nicobaren mit metallischem Farbenglanze, hübsche Turteltauben, zierliche Königsfischer, Kakadus, Loris und Papageien von allen Farben. Aber der Paradiesvogel, der glänzende Smaeagd, wußte sich unsern Schüssen zu entziehen. Indessen hörten wir ihn sein Weibchen durch den kläffenden und rauhen Ton uac uac uaco oder cua cua cua rufen; wenn wir aber näher kamen, so schwieg er oder flüchtete sich auf den Gipfel eines hohen Baumes, wo er vor unsern Blikken verborgen war. Wir schossen nach zweien oder dreien, ohne sie treffen zu können. Einige sahen wir ziemlich nahe, während sie über den Fluß in schnellem, ungleichem und wellenförmigem Fluge entflohen. Es ist ein schöner Anblick, diesen schönen orangegelben Federbusch auf dem Grün der Bäume schillern zu sehen; in seinem Fluge sind die dichten und hellfarbigen Büsche des Vogels die einzigen bemerkbaren Punkte. Sitzt er auf einem Baume, so setzt der Paradiesvogel seine tändelnden Bewegungen fort. Er scheint keinen Augenblick ruhig bleiben zu können, er ist immer unruhig, schlägt häufig mit den Flügeln, sträubt sein Gefieder, schüttelt alle seine Glieder und wiederholt seinen eintönigen Ruf uac uac uaco. Das Weibchen ist nicht so reich geschmückt und wiederholt diesen eintönigen Ruf, aber minder deutlich. Wir hegten den Glauben, daß die Weibchen viel zahlreicher seyen als die Männchen, weil wir viel mehr derselben sahen, aber die Naturforscher von dem „Astrolabe" konnten versichern, daß dieses Mißverhältniß nur scheinbar sey. Der junge männliche Paradiesvogel besitzt nicht den prachtvollen Schmuck, so daß man ihn bei dem ersten Anblicke leicht mit dem Weibchen verwechseln kann. Das Gefieder wächst mit dem Alter. Diese Vögel leben von Früchten, besonders von denen einer Art Feigenbaum. Ihr wellenförmiger Flug scheint von der Stellung ihrer langen Federn und den einzelnen Federschnuren herzukommen. Dieser Luxus des Gefieders zwingt sie, dem Winde entgegen zu fliegen. Diese Richtung hält ihre langen Federn fest an dem Leibe, während die entgegengesetzte Richtung sie verwirren und ihren Flug beschwerlich machen würde. Deshalb wagen sich auch diese Vögel bei Annäherung von Stürmen nicht in die Luft und bleiben unter Baumstämmen gekauert. Die Paradiesvögel sind muthig und rachsüchtig, sie verfolgen ihren Feind ohne Unterlaß Man hat kein Beispiel, daß es gelungen wäre, sie zahm zu machen. (Taf. 21. Abbild.)

Unsere Jagd verging nicht ohne einige Abenteuer. In dem größten Dickicht des Waldes, wo wir nur Thieren zu begegnen glaubten, hörten wir menschliche Stimmen und unsere Führer blieben erschrocken stehen. „Arfakis," sagten sie und gaben uns zu gleicher Zeit zu verstehen, wir möchten unsere Flinten zur Hand nehmen. Wir blieben auf unserer Hut und gingen gerade auf das Geräusch zu. Die beiden ungen Papus schie-

Digitized by Google

nen ihren Athem an sich zu halten, weil sie eine große Gefahr fürchteten, an Ort und Stelle aber stießen sie ein Freudengeschrei aus. Wir waren auf Landsleute von ihnen getroffen, die wie wir jagten, aber glücklicher als wir gewesen waren und ihre Beute so zurichteten, um sie den andern Tag an die Liebhaber auf dem „Oceanier" zu verkaufen. Es waren zwei wilde Schweine von mittlerer Größe und zwei ganz kleine. Die Wilden sengten diese Thiere auf einem Feuer ab. Ich handelte mit ihnen um dieses Wildpret und sie ließen es mir, obgleich ungern, für einige Piaster ab, und machten sich verbindlich, dasselbe an Bord zu bringen.

Der Tag nach diesem Ausfluge wurde zu einem Besuche in den Papusdörfern an der Küste verwendet. Man sah zwei derselben an der Nordküste des Hafens, Namens Doreï und Kuao, und ein drittes auf der kleinen Insel Wana Suari. Alle haben dieselbe Gestalt. Es sind sehr lange Schuppen aus Bretern und grob behauenen Stämmen. Alle ruhen auf Pfählen, keines steht auf festem Lande, sondern 8 bis 10 Fuß über dem Spiegel des Meeres. (Taf. 20. Abbild.) Lange gekerbte Pfähle sind die Treppen zu diesen Wohnungen und werden des Nachts oder bei Annäherung des Feindes hinaufgezogen. Diese seltsame Laune der Papus, ihre Wohnungen nur auf dem Wasser zu haben, ist noch nicht genügend erklärt worden. Einige haben darin einen religiösen Gedanken gesehen, Andere nur den einfachen Wunsch, vor den Insekten und zudringlichen Ameisen geschützt zu seyn, welche in dem Lande so häufig sind, noch Andere den Grund der Sicherheit gegen die Angriffe ihrer Feinde.

Ich trat in eine dieser Hütten hinein. Es war ein wahres wankendes Schloß, auf allen Seiten durchlöchert. Ein langer schmaler Gang in der Mitte trennte eine Reihe von Zellen, von denen jede von einer besondern Haushaltung bewohnt wird. Diese Zellen hatten statt aller Möbeln nur eine oder zwei Decken, einen irdenen Topf, ein Paar andere Gefäße und Säcke zu Sagomehl. Die Wohnungen der Häuptlinge oder Koranos waren etwas besser eingerichtet und hatten einige Kisten oder Körbe von Blättern, worin sie ihre Waaren und Reichthümer aufbewahren. In einer andern Hütte, welche eine Art Harem oder Frauenwohnung zu seyn schien, sah ich mehrere Frauen in einem gemeinschaftlichen Saale versammelt, die sich mit verschiedenen Arbeiten beschäftigten. Einige webten Decken, andere kneteten Thon und machten Gefäße von verschiedener Größe daraus. Eine von ihnen sang und die andern schienen mit Vergnügen zuzuhören. Einer der mit uns gekommenen Matrosen hatte eine kleine Flöte in der Tasche und fing an, darauf zu spielen. Die Wirkung, welche diese unerwarteten Töne hervorbrachten, läßt sich nicht schildern. Alle Frauen verließen ihre Arbeit und stellten sich um den Spielenden herum. Dann begannen sie ihre Gesänge von neuem, welche mir wohltönend und gefälliger zu seyn schienen als die malaiischen, die gewöhnlich einförmig sind. Wir wollten diesen Virtuosinnen einige Kleinigkeiten anbieten, sie erröthteten und weigerten sich anfänglich, sie anzunehmen, dann aber holten sie einige Blätterkörbchen und tauschten dieselben gegen Glasperlen aus. Statt die Bananen mit an Bord zu nehmen, vertheilten wir sie unter die kleinen Kinder im Hause, welche dieselben bescheiden und ohne Gier annahmen, und jedesmal die Hände auf den Kopf legten, um uns zu danken. Aus so erzogenen Kindern müssen nothwendigerweise sanfte und gesellige Männer werden. Während unsers ganzen Aufenthalts in der Frauenwohnung schienen die Papus sehr unruhig zu seyn. Sie baten uns durch Zeichen, dieselbe zu verlassen, und waren sehr erfreut, als wir uns ihren Wünschen fügten.

Unter allen diesen in gerader Linie längs der Küste hinlaufenden Häusern erregte besonders eines meine Neugierde. Es bestand aus einer einzigen Wohnung mit einem dreiseitigen Dache und einem Fußboden aus sechs starken Querbalken, von denen jeder auf vier festen Pfählen ruhte. So entstand eine Art Säulengang von vier Reihen, deren jede sechs Pfähle hatte. Alle diese Pfähle waren in menschliche Gestalten geschnitzt, zwar sehr plump, aber doch kenntlich. Die Hälfte von diesen ganz nackten Gestalten war männlichen Geschlechts, nämlich die der äußern Reihe, die andern weiblichen Geschlechts. Alle trugen einen Turban oder Tschacko, welcher das Capital bildete, so daß das Ganze einen gefälligen und regelmäßigen Anblick gewährte. So viel wir von unsern Führern erfahren konnten, hatte dieses Gebäude eine religiöse Bestimmung. Wir bemerkten keinen Balken mit Einschnitten, auf welchem man in dies Gebäude hinein hätte kommen können.

Diese Wilden haben eine Religion und die Verehrung gegen die Ueberreste der Todten scheint ein wesentlicher Theil derselben zu seyn. Sie wenden die größte Sorgfalt auf die Erhaltung der Gräber und legen auf die Hügel Opfergaben und kleine seltsame Statuen. Einige dieser Gräber sind sehr zusammengesetzt und regelmäßig. (Taf. 22. Abbild.) Da sich die Papus in der Nähe von Malaisien, den Philippinen und China befinden, so mußten sie von diesen Ländern einige unbestimmte Begriffe von der asiatischen Kunst und der europäischen Industrie erhalten. Schon diese ersten Grundlagen zeigen sich bei ihnen in den Fortschritten der Baukunst, des Handels und des Gewerbfleißes. Ihre Piroguen sind von denen der Melanesier gänzlich verschieden. Sie gleichen in der Gestalt dem koro koro der Molukken. (Taf. 22. Abbild.) Besonders eines dieser Fahrzeuge fiel mir durch seine Gestalt und richtigen Verhältnisse auf. Es hatte Aehnlichkeit mit unsern großen Fischerböten. Die Führer sagten uns, daß auf diesem Schiffe die Eingebornen von Doreï alle zwei Jahre ihren Tribut an Sclaven, Schildkrötenschaalen, Vögeln und Missoirinde an den Sultan von Tidor schickten, den sie für ihren Oberherrn anerkennten.

Den Tag vor unserer Abfahrt erbot sich einer unserer jungen Führer, uns zu einem Todtenfeste zu geleiten, das in der Nacht bei Fackelschein stattfinden sollte. Pendleton ging allein mit mir dahin. Die Ceremonie geschah auf einer offenen Plattform eines der Häuser. Die Familie des Verstorbenen war um Schüsseln mit gebratenem Schweinefleisch, Bananen, Yams und Taro versammelt und bezeugte ihren Schmerz dadurch, daß sie so viel als möglich von diesen Lebensmitteln in sich hineinstopften. Fetische wurden um den Tisch herumgetragen und von jedem Gaste mit einer Anrede begrüßt. Zwanzig Eingeborne wohnten dieser Festlichkeit bei, welche bis weit in die Nacht hinein sich verlängerte. Es war 9 Uhr als wir an Bord zurückkehrten. Da das Haus, in dem wir uns befanden, am Ende des Dorfes lag, so wollte man uns nach Art der Eingeborenen über die Brücken gehen lassen. Diese Brücken sind weiter nichts als ein Bambusstab, der an beiden Seiten an dem Boden befestigt ist und der einen Weg giebt, welcher dem Seile eines Seiltänzers gleicht. Unsere Papus gingen darüber wie über eine Heerstraße, wir aber, die wir noch keinen Unterricht im Seiltanzen gehabt hatten, mußten auf dem Baumstamme hinreiten. (Taf. 21. Abbild.)

An dem letzten Tage, den wir am Lande zubrachten, suchte ich einen meiner Führer zu bewegen, mich zu den Arfakis zu begleiten, aber alle meine Bitten waren vergeblich. Wenn man von diesen mit den Papus spricht, so schütteln sie den Kopf und sagen, das sind Thorheiten, zu jenen Leuten zu gehen, heißt den Hals auf das Spiel setzen. Dieser Widerwille schien indessen gewisse Ursachen zu haben, die sie nicht gestanden. Man wird sehen, was darüber Forrest und der Capitain d'Urville gemuthmaßt haben. Da ich diesen Plan aufgeben mußte, so machte ich noch einen Ausflug an der Küste. Ich sah da sehr schöne Pflanzungen, welche größtentheils in Gemüsen, Taro, Yams, jungem Hibiscus ꝛc. bestanden. Hier und da mitten in den urbar gemachten Stellen blieben einige große Bäume stehen, auf denen man Paradiesvögel sich wiegen sah. Als ich nach dem Dorfe zurückkam, hörte ich Hammerschläge, als wenn ich mich der Werkstatt eines Schmidts oder Schlossers näherte. Ich trat hinzu. Es war wirklich eine Schmiede, eine Papuschmiede unter freiem Himmel, sinnreich und malerisch zugleich. Die Eingebornen verwandelten hier die Piaster, welche sie von uns erhalten hatten, in Armbänder. Die Schmiede bestand aus einem Blasebalg und einem Stein als Ambos. Der Blasebalg von der einfachsten Art, bestand aus zwei Cylindern von starkem Bambus, welche aufrecht neben einander gestellt waren, wie zwei Brunnenröhren; Rohrstücke, welche horizontal unten am Ende dieser Bambusstücke eingesetzt waren und zuletzt in einem einzigen Canal zusammenliefen, ließen die Luft heraus, welche abwechselnd in jeder Röhre mittelst zweier Stempel

Digitized by Google

von einem Manne zusammengedrückt wurde, der auf einem Baumstamme in gleicher Höhe mit dem Blasebalge saß. (Taf. 21. Abbild.) Der Ambos ist von Granit. Da sie die Mittel nicht kennen, das Silber zu schmelzen, so begnügen sie sich damit, dasselbe im Feuer zu erweichen und ihm dann die gewünschte Form durch das Hämmern zu geben. Sie verschwenden so viel Metall und brauchen viele Piaster, um ein Armband herzustellen. Dennoch trugen manche drei bis vier an einem Arme, welche sie aus den von den Chinesen und Europäern erhaltenen Piastern gemacht hatten.

Der Wunsch, Piaster zu erhalten, zeigte sich lebhafter als je an dem Tage unserer Abfahrt. Als wir früh am 7. Aug. die Anker lichteten, kamen die Papus in Menge herbei und boten uns viel wohlfeiler ihre Paradiesvögel an. Es kamen selbst zwei große Piroguen von Embarbaken, einem Dorfe, das östlich von Dorei liegt und wo die Paradiesvögel häufiger sind als an irgend einem andern Orte. Man verkaufte an diesem Morgen wohl 100 Paradiesvögel, aber keiner war vollkommen gut erhalten. Einige waren von den Insekten halb zerfressen, andere durch die Mittel der Aufbewahrung um ihren Glanz gebracht. Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, diesen Vögeln die Beine wegzuschneiden, um sie besser aufzubewahren, was einige Reisende zu dem irrigen Glauben veranlaßte, daß sie gar keine Füße hätten. Aus diesem Irrthume wahrscheinlich gab Linné dem kleinen Paradiesvogel den Namen Paradisaea apoda.

Als der „Oceanier" den Hafen von Dorei verlassen hatte, fuhr er um das Vorgebirge Mamory herum, eine vorstehende Spitze der Halbinsel, und steuerte nach Westen bei einem sehr schwachen Winde und einer erstickenden Hitze. Nur die Strömungen konnten uns vorwärts bringen, und mit ihrer Hilfe kamen wir um das Vorgebiege Goede hoop (gute Hoffnung) von Neu Guinea herum, das sich durch einen Berg auszeichnet, auf dem sich eine halbmondförmig ausgeschweifte Spitze erhebt. Dieser Spitzberg wurde von d'Urville der „Berg Dicerας" genannt. Die ganze Küstenstrecke ist bis zu einer großen Höhe von Bäumen bedeckt, nach dem seltenen Rauche aber und den wenigen angebauten Stellen konnte man schließen, daß sie nur dünn bevölkert sey.

Die Berge von Neu Guinea standen noch hoch am Horizonte, als die Höhen von Waigiu erschienen. Der „Oceanier" fuhr am 12. und 13 Aug. langsam an den Küsten dieser großen Insel hin. Hier befanden sich die von den Capitainen Freycinet und Duperrey beschriebenen Gegenden, die Wälder von Rawak und Sofahak. Wir konnten indeß dieses Land nur vom Schiffe aus beobachten. Pendleton hatte die Absicht, an einigen Punkten der Molukken anzulegen, ehe er nach Java zurückkehrte. Die letzten Monate des südlichen Passatwindes waren gekommen und sie mußten benutzt werden. Der „Oceanier" verlor also Waigiu aus dem Gesichte und steuerte nach den Molukken zu.

Die Länder, welche wir verlassen hatten, sind die letzten des eigentlich sogenannten Melanesiens. Sie grenzen an Malaisien und haben manches mit demselben gemein. Die Papus sind gleichsam das Uebergangsvolk auf dieser Grenze, um zu den mehr oder minder wilden Völkerschaften überzugehen, welche sich in den Witi Inseln endigen.

Neu Guinea, oder das Land der Papus, wurde, wie man glaubt, um das Jahr 1511 von den Portugiesen Antonio Abreu und Franzisco Serrano entdeckt. Um 1526 wurde Don Jose de Meneses auf seiner Fahrt von Malacca nach den Molukken durch den Wind und die Strömungen sehr weit nach Osten von Borneo geführt. Er wendete sich nach Süden und erreichte unter dem Aequator einen Hafen der Insel der Papus mit Namen Wersija, wo er blieb, um einen günstigen Wind abzuwarten. Man weiß von diesem Orte weiter nichts, als daß er 200 Stunden von den Molukken entfernt war, unter dem Aequator lag und von Papus mit lockigem Haare bewohnt wurde. Ohne Zweifel war er von Dorei nicht weit entfernt.

Im Jahre 1528, zwei Jahre nachher, gerieth der spanische General Alvar de Saavedra ebenfalls an das Land der Papus und blieb selbst zwei Monate unter diesen Menschen, 250 Stunden von den Molukken. Die Eingeborenen waren Schwarze mit kurzem krausen Haar, gingen nackt, besaßen aber doch einige eiserne Werkzeuge. In Folge des damaligen Zeitgeistes nannte man diese Inseln Islas de Oro, denn die Spanier sahen überall Gold. Hundert Stunden weiter griffen die Eingeborenen das Schiff an, wobei man drei von ihnen zu Gefangenen machte. Saavedra kam nach den Molukken zurück, unternahm aber im folgenden Jahre dieselbe Reise und fuhr an dem Lande der Papus hin bis an den Ort, wo er die drei Wilden zu Gefangenen gemacht hatte. Bei dem Anblicke des Landes sprangen zwei von ihnen in das Meer und schwammen an das Ufer, der dritte, welcher Christ geworden war, begab sich ebenfalls dahin, aber mit Einwilligung der Spanier und um Proselyten zu machen. Die beiden ersten Flüchtlinge erschlugen indeß ihren Gefährten, ehe er das Land erreichte. Saavedra scheint an diesem Lande fast 500 St. hin gekommen zu seyn und sich dann nach Nordosten gerichtet zu haben.

Im Jahre 1537 besuchten die Schiffe des Grijalva nahe am Aequator zwei Inseln, welche Museum und Busu genannt und von Papus bewohnt wurden. „Die Eingeborenen," sagt der Bericht, „sind Schwarze mit lockigem Haar, sie essen Menschenfleisch, sind große Schurken und begehen solche Abscheulichkeiten, daß sie dadurch den Teufeln gleichen." Die Erzählung erwähnt auch einen Vogel von der Größe eines Kranichs, der nicht fliegen könne, aber mit der größten Geschwindigkeit laufe, und mit dessen Federn sie die Köpfe ihrer Götzen schmücken. Im Jahre 1545 scheint Ynigo Ortiz de Hatez ebenfalls den größten Theil der nördlichen Küste des Landes der Papus gesehen zu haben, als er an verschiedenen Punkten anlegte und mehrere neue Inseln angab. Bei dieser Expedition gaben die Spanier diesem großen Lande den Namen Neu Guinea, wegen der Aehnlichkeit der Eingeborenen des Landes mit denen von Guinea.

Also schon um jene Zeit, wie es sich aus diesen Berichten ergiebt, wurde das Land der Papus mehrmals besucht. Ein noch besserer Beweis davon ist eine Beschreibung, welche Nicolaus Struick 1753 von der Nordküste Neu Guineas herausgab, eine Beschreibung, in welcher für die verschiedenen Oertlichkeiten eine Menge portugiesischer Namen vorkommen, die sich schwer mit den neuen Forschungen des Capitains d'Urville vereinigen lassen werden.

Gewiß ist, daß der Holländer Schouten zuerst richtige Begriffe von diesem Lande verbreitete. Er legte am 7. Juli 1616 an der Insel Vulkan an, welche damals ein thätiger Vulkan war. Die Insulaner kamen mit fünf oder sechs Piroguen an das Schiff, aber Niemand an Bord verstand ihre Sprache, nicht einmal der Melanesier Moses, den man einige Tage vorher von Neu Irland mitgenommen hatte.

Nachdem er holländische Seefahrer am 9. Juli vor den Inseln vorbeigekommen waren, welche „Schouten" genannt wurden, ankerte er vor einer kleinen Insel, welche dieselbe ist, die gegenwärtig „Insel d'Urville" heißt. Nach der Erzählung hatten die Eingeborenen kurzes lockiges Haar, trugen Ringe in der Nase und den Ohren, Federn auf dem Kopfe und an den Armen, Schnuren von Schweinezähnen an der Nase und einen großen Schmuck auf der Brust. Sie gebrauchten den Betel und waren mehreren Krankheiten unterworfen. Ihre Wohnungen erhoben sich 8 bis 10 Fuß von dem Boden. An der Küste zeigten sich zwei Dörfer und einige Piroguen fuhren nach dem Schiffe zu, aber es war sehr schwer, mit den darauf befindlichen Wilden Tauschhandel zu treiben. Sie hatten nur einige Cocusnüsse bei sich, die sie sehr hoch im Preise hielten, indem sie für vier derselben eine Elle Zeug verlangten. Schweine wollten sie gar nicht ablassen.

Mehrere Tage lang fuhr man an der Küste hin, ohne daß man zu sagen wußte, wo man sich befinde. Am 15. ankerte man bei zwei an Cocusnüssen reichen Inseln, welche durch eine Straße von einer Meile Länge von dem großen Lande getrennt war. Da der Capitain Böle an das Land geschickt hatte, versteckten sich die Eingeborenen in den Waldungen, woraus sie mehrmals mit Pfeilen schossen. Man antwortete ihnen mit Kanonen, da aber die Zahl der Wilden noch immer zunahm, mußte man sich nach dem Schiffe zurückziehen. Nach dieser Insel sah man zwei andere, welche 5 bis 6 Meilen von der Küste lagen, und nannte sie Arimoa. Die Holländer begnügten sich nicht damit, Cocusnüsse dort zu holen; sie verbrannten

Digitized by Google

auch einige Häuser. Die Eingeborenen waren darüber zwar sehr aufgebracht und stießen ein Wuthgeschrei aus, wagten aber nicht, die Schiffe anzugreifen, weil sie die Kanonen fürchteten. Abends wurde wieder Friede gemacht und mit einigen Cocusnüssen besiegelt. Man verständigte sich endlich und es fand ein beträchtlicher Tauschhandel statt. Man erhielt so viel Früchte und Lebensmittel für Glasperlen, alte Nägel und verrostete Messer, als man nur haben wollte. Die Wilden schienen übrigens bereits mehrmals mit den Europäern im Berührung gekommen zu seyn. Ohne Zweifel befanden sie sich im Kriege mit benachbarten Volksstämmen, denn als sich in Osten Piroguen zeigten, baten sie, man möge auf dieselben schießen.

Am 21. erschienen andere Inseln, wahrscheinlich die Verräther-Inseln, deren Bewohner des Tauschhandels wegen mit großen Piroguen voll gedörrtem Fisch, Cocusnüssen, Bananen und Tabak herbeikamen. Sie näherten sich schüchtern und gossen zum Zeichen der Freundschaft Wasser auf ihre Köpfe. Ihre Sprache unterschied sich von der der Inseln Arimoa. An ihrer Nasenscheidewand hing ein zinnerner Ring und an den Armen trugen sie Ringe von Perlmutter. Es kam auch eine Pirogue von einer andern Insel an, welche Lebensmittel und chinesisches Porzellan brachte. Die Eingeborenen darauf waren größer und dunklerfarbig als die andern. An ihren Ohren trugen sie gläserne Gehänge von blauer Farbe. Nachdem Schouten diese Insel verlassen hatte, fuhr er noch an einer sehr hohen hin, deren westlicher Theil goede Hoop genannt wurde, welchen Namen Dampier einer weiter westlich liegenden Spitze gab. Nach dieser ergiebigen Fahrt besuchte Schouten die Molukken.

Im Jahre 1622 sah auch Roggewein einige Theile von Neu Guinea. Er legte an den Arimoa Inseln an, wo zweihundert Piroguen ihm Lebensmittel brachten, und fuhr durch eine Gruppe, welche er Tausend-Inseln nannte (wahrscheinlich die Verräther-Inseln), deren Bewohner, nach der Beschreibung dieser Reise, auf dem Kopfe dichte lockige Wolle und in der Nasenscheidewand ein Stückchen Holz hatten. Sie hießen Papus.

Im Jahre 1643 musterte Abel Tasmann die Insel Vulkan und deren feuerspeienden Gipfel, hatte Verbindungen mit den Bewohnern der Insel Jama, welche ihm Lebensmittel gaben, und sah im Osten die Insel Moa, wo er sich 6000 Cocusnüsse und 100 Packete Pisangs verschaffte. An diesem letztern Lande lieferte man den Holländern denjenigen aus, welcher einen Matrosen durch einen Pfeilschuß verwundet hatte. Außer diesem Ereignisse blieb alles ruhig und friedlich.

Nach Tasmann verließ man sechszig Jahre lang Neu Guinea. Der Engländer Dampier war im Januar 1700 der erste, welcher es wieder aus der Vergessenheit zog. Er sah einen Theil der westlichsten Küste, entdeckte die kleine Insel Pudu Sadende vor dem Golfe Maeluer und fuhr dann an der nördlichen Küste hin. Er sah auch die Insel Schouten und entdeckte das Inselchen Providence. Bei seiner Rückkehr öffnete er sich einen Weg durch die Straße, welche jetzt seinen Namen führt, bestätigte die Trennung der beiden großen Inseln, machte auf eine kleine feuerspeiende Insel in der Straße aufmerksam, auf andere Inseln, die er Rook, Crown, Rich nannte, und einen Vulkan, die brennende Insel, und brodachtete endlich die Inseln Schouten, zwischen denen er Segelpiroguen sah. Darauf steuerte er nach Westen, fuhr auf der Höhe von Mysory und Providence vorbei und verließ endlich die Gewässer Neu Guineas.

Im Jahre 1705 erforschte das kleine holländische Schiff, „der Geelwink", die große Bucht, welche den Namen desselben erhielt, aber es ist kein Document von dieser Reise übrig geblieben. In demselben Jahre sah der Engländer Funnel einige Theile der Nordwestküste von Neu Guinea, ohne daß die Bewohner geneigt schienen, an das Schiff zu kommen.

Hierauf vergingen wieder sechszig Jahre, bis 1768 Bougainville sich Neu Guinea an dem Orte näherte, welchen der Capitain d'Urville Humboldts-Bai nennt, und eine große Strecke an der Küste hinfuhr. Cook legte 1770 in der Nähe des Caps Walsh an der Südküste an und versuchte sogar zu landen, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Aber die im Hinterhalte liegenden Eingeborenen schleuderten ihre Wurfspieße auf die Engländer, so wie aus einer Art Kanone oder einem hohlen Rohre Feuer, dessen Gebrauch und Beschaffenheit Niemand errathen konnte. In großer Entfernung glichen die Schüsse ganz denen unserer Schießgewehre, den Knall ausgenommen. Die Insulaner waren nach der Bemerkung Cooks den Eingeborenen von Neu Holland ähnlich, ja sie schienen ihm noch dunkler zu seyn. Der englische Seefahrer war der erste, der einige Theile der südlichen Küste von Neu Guinea im Einzelnen aufnahm.

Im Jahre 1774 kam der Capitain Forrest auf einem malaiischen Koro-Koro von den Molukken, um einige Muskatenbaumpflanzen an der Westküste von Neu Guinea zu holen. Er fuhr in den Hafen von Dorei hinein und war der erste, welcher authentische Nachrichten von den Papus sammelte. Maeluer scheint 1790 und 1791 wichtige Arbeiten an dem Westtheile des Landes der Papus verrichtet zu haben. Man weiß, daß er einen sehr tiefen Canal entdeckte, welcher aus dem Westtheile dieser großen Insel eine von dem Uebrigen fast getrennte Halbinsel machte. Diese übrigens sehr wenig bekannte Erforschung scheint auch an großen Ungenauigkeiten zu leiden. Im Jahre 1792 nahm d'Entrecasteaux ungefähr 40 St. von der Küste Neu Guineas in der Nähe des Meerbusens Huon, an dem SO-Theile, und fast eben so viele in der Nähe des Caps Goede Hoop auf, hatte aber keine Verbindung mit den Eingeborenen.

Der Capitain Duperrey begnügte sich 1823, die Schouten-Inseln aufzunehmen, bemerkte 15 bis 20 St. in der Ferne einige Spitzen von dem großem Lande, verbrachte aber in dem folgenden Jahre 13 Tage auf dem Ankerplatze des Hafens Dorei und nahm die Küste 20 bis 30 St. westlich von diesem Hafen auf. Bei diesem Aufenthalte klärten die Untersuchungen der Naturforscher die Wissenschaft über die Erzeugnisse des Landes auf. Der Bericht von dieser Reise ist noch nicht veröffentlicht worden, wir haben aber das Tagebuch d'Urville's vor uns, der dieser Reise als Lieutenant beiwohnte, und schöpfen die nachstehenden Einzelnheiten aus dieser noch unbenutzten Quelle. Es handelt sich um den Aufenthalt zu Dorei und einen Ausflug in die Umgegend: —

„Die Fragen, welche ich in malaiischer Sprache einigen Eingeborenen vorgelegt, hatten mich auf den Gedanken gebracht, daß sie den größten Theil ihrer vegetabilischen Erzeugnisse, wie Tabak, Taro ꝛc., von den Harfurs erhielten, und die Erzählung Forrest's konnte mich in dieser Meinung nur bestätigen. Es war diesem Seefahrer unmöglich, mit diesen Menschen in Verbindung zu kommen; die Papus widersetzten sich und schienen selbst über den Wunsch unzufrieden zu seyn, zu jenen zu gelangen.

„Eben so benahmen sie sich gegen mich und wendeten alles an, um mich von dem Vorsatze abzubringen, die Harfurs zu besuchen. Dieser Gedanke schien ihnen durchaus nicht gelegen zu seyn. Einige wollten mich gar nicht anhören; Andere thaten, als verständen sie mich nicht, und die Höflichsten wendeten alle ihre Beredtsamkeit auf, um mir abzureden. Endlich aber bestimmte ich durch einen compan (Piaster) und ein schönes Messer einen jungen Papu mit verständigem Gesichte, mich bis zu den Harfurs zu begleiten. Ich weiß nicht, ob er einigen seiner Landsleute etwas von seinem Handel mitgetheilt hatte, oder ob er seinen Vorsatz allein änderte, genug kaum saß er bei mir in dem Boote, als sich die Furcht seiner bemächtigte und er alles Mögliche vorschützte, Hunger, Durst und Uebligkeit, um sich zu entschuldigen.

„Als wir in der Nähe der Hütten anlegten, verdoppelte sich seine Furcht; er nahm einen Bogen und Pfeile und versicherte, die Arfakis wären böse Menschen, die uns gewiß umbringen würden, wenn wir keine Flinten hätten. Ich hatte keine mitnehmen mögen, um den Leuten, die ich besuchen wollte, keine Unruhe zu verursachen, und ich hatte nur einen kleinen Spaten zum Ausgraben der Pflanzen bei mir. Mich begleitete ein einziger Mann, der ebenfalls nicht bewaffnet war und eine Pflanzenbüchse trug.

„Ohne auf meinen Führer zu hören, ging ich auf dem ersten Wege hin, der sich meinen Blicken darbot und welcher in das Innere zu führen schien. Zum Glück war er unter vielen der einzige, der mich an mein Ziel bringen mußte. Wir gingen durch einen schmalen Waldrand, der mehr aus Gebüsch und nur aus wenigen großen Bäumen bestand. Der Papu hörte

Digitized by Google

mit seinen Klageliedern und Bemühungen, mich zur Umkehr zu bewegen, nicht auf. Als ich der Sache überdrüssig war, bedeutete ich ihn, ich brauche ihn nicht und werde ganz allein zu den Haefurs gehen. Da entschloß er sich endlich seufzend und ging vorwärts, wahrscheinlich um das Versprochene nicht einzubüßen.

„Nach einem Gange von etwa einer Viertelstunde, eben als wir aus dem Küstenwalde heraustraten und einen Hügel besteigen wollten, traf ich auf eine große Einzäunung von Bananen und Taros, die zwar sehr grün sahen, aber schlecht gepflanzt waren. Da ich stehen blieb, um das Feld zu besehen, trat mein Wilder rasch an mich an und sagte, die Frauen der Arfakis wären darin versteckt, und ich dürfe nicht hinein, wenn ich nicht ermordet seyn wolle. Ich glaubte seinen Drohungen nicht, als ich mich aber umsah, bemerkte ich auf dem Hügel, der das Thal beherrschte, ein großes Gebäude auf Pfählen, das wie eine Redoute aussah. Unterdessen fing mein Papu an zu schreien, worauf andere verworrene Stimmen antworteten, unter denen ich weibliche unterschied.

„Der Papu erneuerte seine Bitten, um mich zum Rückzuge zu bewegen, aber ich fing an, seine wirkliche Absicht zu errathen. Unmöglich konnten die Personen, welche friedlich auf seinen Ruf antworteten, jene schrecklichen Arfakis seyn, mit denen zusammen zu treffen, er so sehr fürchtete. Alles verrieth dagegen, daß sich die Frauen der Papus mit ihren Kindern dahin zurückgezogen hätten, um nicht den Blicken der Franzosen ausgesetzt zu seyn. Den Tag vorher hatte ich mit Duperrey das Dorf besucht und mich gewundert, die meisten Hütten leer zu finden. Kein einziges Frauenzimmer befand sich darin. Ohne Zweifel hatten die Eingebornen bei der Annäherung eines neuen Schiffes, dessen Flagge sie nicht kannten, Argwohn wegen der Absichten der Fremden gehegt und es für das Sicherste gehalten, ihre Frauen und Kinder dem Anblicke der Neuangekommenen zu entziehen, damit sie dieselben nicht raubten. Der Zufall hatte mich an den Ort ihres Aufenthaltes geführt und daher schrieben sich die Furcht, die Unruhe und die Ausflüchte der Papus.

„Ich setzte also, so gut ich vermochte, meinem Führer auseinander, daß ich kein Verlangen hätte, die darin verschlossenen Frauen zu sehen, aber darauf bestehe, die Harfurs zu sehen. Das genügte ihm noch nicht, obgleich ihm diese Erklärung etwas beruhigte und wir fingen an, an der Seite emporzusteigen. An manchen Stellen ist sie ziemlich rauh und die Wasserbäche, welche auf dem Granit laufen, machen bisweilen den Weg sehr glatt. Bisweilen wurde er auch durch Risse und Sprünge unterbrochen, über welche man auf Baumstämmen gehen muß. Als wir anfingen, aufwärts zu gehen, zeigten sich etwa funfzehn mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Wilde vor uns, welche eine große Unruhe verriethen, aber keine Drohung, keine feindselige Absicht zeigten. Ich sah meinen Papu an; er schien verlegen zu seyn, aber keineswegs verwundert, und ich schloß daraus, daß keine Gefahr vorhanden sey. Ich ging auf die Neuangekommenen zu, bot ihnen einige Geschenke an und suchte ihnen zu verstehen zu geben, daß ich ihre Frauen nicht sehen wolle. Die Wilden hörten und sahen mich erstaunt an. Offenbar verstanden sie nicht, was ich ihnen sagen wollte, aber sie ließen mich vorüber. Einer bot mir für meine Geschenke einen ziemlich gut erhaltenen Paradiesvogel und überdies ein junges lebendiges Känguru an. Ich nahm den Vogel und schickte das Känguru an Bord.

„Da ich meinen Weg fortsetzte, schien mein Papu etwas beruhigt zu seyn, sprach von den Wilden, denen wir begegnet waren und sagte, es wären keine Papus wie er, sondern Thiere, welche Malaiisch weder verständen, noch sprechen könnten. Alle seine Ausdrücke über sie zeugten von der tiefsten Verachtung. Endlich befand ich mich in einer weiten Einzäunung, welche das große Gebäude oben auf dem Hügel umgab; ich trat ohne Hinderniß hinein und äußerte gegen zwei oder drei Wilde den Wunsch, das Haus zu sehen. Sie willigten ohne sichtbares Widerstreben ein und begleiteten mich. Ein großer geneigter Balken mit starken Einschnitten diente als Treppe; das Gebäude ist ein großer Schuppen von 100 F. Länge auf einem complizirten Gerüste. Das Innere besteht aus einem Gange durch das ganze Gebäude, und zu seinen beiden Seiten befinden sich kleine Gemächer. An den beiden Enden sind Platformen, mit einem Worte die Einrichtung dieser Hütten ist durchaus jener der Gebäude der Papus am Wasser gleich. Die Frauen und die Kinder waren entfernt worden; meine neuen Wirthe boten mir Brod, Sago, Taro und andere Speisen an und waren höflicher und gastfreundlicher als die Papus, die mir nie soviel anboten. Als ich wieder herunterkam, versuchte mein Führer mit einigen hinzu gekommenen Landsleuten von neuem, mich zur Umkehr zu bewegen, aber ich ging unbekümmert auf dem Fußsteige fort, über einen hübschen Bach und dann über einen andern Hügel. Auf der Spitze desselben befand sich eine zweite, der ersten ähnliche Wohnung, ebenfalls umzäunt. Trotz dem Abreden meiner Begleiter ging ich bis an den Fuß derselben, trat aber nicht hinein. Unter dieser Hütte liefen junge Schweine herum, die schlanker aussahen als die europäischen, rothbraun von Farbe waren und einen längeren Schwanz hatten. Ich bemerkte auch einige Hühner. Diese zweite Wohnung liegt etwa 120 Toisen über dem Meeresspiegel und eine halbe Stunde von der Küste.

„Meine Führer drangen immer heftiger auf die Rückkehr, und ich erklärte ihnen bestimmt, daß ich mir vorgenommen habe, die Arfakis zu sehen und mit denselben zu reden. Die Papus schienen anfänglich sehr verlegen zu seyn, und dann gestand mein eigentlicher Führer, die beiden Häuser gehörten den Arfakis, während die am Meeresufer Eigenthum der Papus seyen, auch erklärte er mir alles auf eine Weise, die bewies, daß er die Wahrheit sagte. Die Bewohner dieser Hütten schienen durch ihre Geberden diese Angabe zu bestätigen. Ich erklärte nun, ich wolle die Haefurs besuchen, und alle versicherten, es wären keine da. Ich sollte über diesen Punkt in völliger Ungewißheit bleiben. Bezieht sich der Ausdruck Harfur auf die Arfakis oder die Bewohner der Berge? Ist er zu Dorei unbekannt oder soll er die weiter im Innern wohnenden Stämme bezeichnen? Um diese Fragen zu lösen, muß man die Sprache dieser Völkerschaften besser verstehen.

„Ich ging noch ein Paar Tausend Schritte weiter, fand aber nichts als düstere majestätische Wälder, wo nur hier und da einige lichte Stellen sich zeigten, die zu Pflanzungen zu dienen schienen. Uebrigens fand ich keine Spur von Wohnungen. Der Himmel bedeckte sich, meine Wilden hörten nicht auf, mich an die Rückkehr zu mahnen und ich sah wohl, wenn ich die Sache noch weiter treibe, könne ich einige Pfeile erhalten, ohne errathen zu können, woher sie kämen, und ohne daß man am Boed wisse, wo ich geblieben sey. Ich entschloß mich also zur Rückkehr und sammelte viele Pflanzen und Insekten. Die Käfer besonders boten mir eine Menge neue Arten, vorzüglich am die Pflanzungen an den Häusern. Um zwei Uhr war ich wieder auf dem Schiffe.

„Meinem Führer mochte ich Vorwürfe über die fortwährenden Täuschungen und das Uebelwollen, das er überall gezeigt hatte. Der arme Teufel schien meine Vorwürfe zu fühlen und wurde so verlegen, daß er mich endlich dauerte. Er hatte ohne Zweifel Befehlen seiner Obern gehorcht. Als ich ihm ein Messer, ein Halsband und einen Spiegel gab, war seine Freude um so größer, da er jede Hoffnung auf Belohnung aufgegeben zu haben schien."

Trotz diesen wiederholten Untersuchungen war Neu Guinea vor acht Jahren noch nur sehr unvollkommen gekannt. Man kannte nicht einmal das Aussehen des Landes, die Küste und die großen Buchten an demselben genau. Diese große geographische Arbeit sollte der „Astrolabe" lösen, obgleich sie ihm durch seine Verluste bei Tonga Tabu sehr erschwert wurden. Nachdem diese Corvette am 2. August 1827 durch die Dampier-Straße gefahren war, begann sie die ganze Küste sorgfältig aufzunehmen und folgte ihr 250 Stunden weit.

Der „Astrolabe" beobachtete auch die Vulkansinsel in der Straße und fand den Krater derselben erloschen; dann die bis dahin kaum angegebenen Inseln Rook, Tupinier, Lattin, die Lange, die Krone, Rich, zeichnete die Richtung der ungeheuern Bergkette Finisteree, gab zuerst den Golf Astrolabe an, musterte die Inseln Dampier und Vulkan, fuhr durch die Schouten Inseln, nahm andere unbekannte Inseln nahe an der Küste auf und

Digitized by Google

entdeckte die Humboldts Bai, an deren beiden Seiten die ungeheuern Kegel Bougainville und Cyclopen stehen. Ohne den Verlust ihrer Anker, welcher ihr das Ankern gefährlich machte, würde sie auch das Innere dieser wichtigen Bai untersucht haben.

Als sich etwa 10 St. östlich von diesem Hafen der „Astrolabe" durch die Windstille und die Strömung nach der Küste zu gezogen sah, eilten die Eingebornen herbei und schienen ihn angreifen zu wollen; aber ein Flinten- und Kanonenschuß befreiten die Franzosen von ihren ungebetenen Gästen. Dies war die einzige Episode dieser Art. Der Capitain d'Urville setzte seinen Weg fort, fuhr zwischen den Inseln Arimoa und dem großen Lande hindurch, über den Streifen farblosen Wassers nördlich von der Spitze, die seinen Namen erhielt, und muthmaßte, daß sich hier ein ansehnlicher Fluß in das Meer ergieße. Hierauf gelangte er in die bis dahin unerforschte Jobie-Straße, zeichnete die Inseln Jobie, Mysory, Butting und die lange Insel und ankerte endlich am 25. in dem Hafen Dorei, wo er zehn Tage blieb.

Kaum stand die Corvette auf ihren Ankern, als Pirogen sie umringten und mit der Mannschaft einen Tauschhandel eröffneten. Das Vertrauen war durch die „Coquille" so wohl befestigt worden, daß selbst die Frauen ihre Wohnungen nicht verließen und die Ankunft der Franzosen die Bewohner durchaus nicht in ihrer Lebensweise störte. Sie veranlaßte nur eine Verdoppelung der Handelsthätigkeit. Der Capitain d'Urville stieg an das Land und wollte die vor vier Jahren begonnenen Arbeiten fortsetzen, besonders seine Erforschungen der Hütten der Arfakis, indem er noch immer hoffte, etwas über dieses geheimnißvolle Volk zu erfahren. Wir lassen den Capitain wieder selbst sprechen: —

„Vier junge Papus, denen ich zur Belohnung einige Kleinigkeiten versprochen hatte, sollten mich dahinführen, wo es viele Paradiesvögel giebt. Nachdem man etwa zehn Minuten in einem angenehmen Thale gegangen ist, welches an die Küste grenzt, kommt man an einen ziemlich steilen Abhang von nicht bedeutender Höhe, der mit sehr großen Bäumen bewachsen ist. Der Weg war durch den Regen sehr schlüpfrig und beschwerlich gemacht worden. Ist man ungefähr 100 Toisen hoch gestiegen, so befindet man sich auf einer Art Hochebene, welche von einem Stamme der Arfakis, die mit den Papus der Küste in Freundschaft leben, bewohnt und bebaut wird. Indessen herrscht zwischen den beiden Völkerschaften ein gewisses Mißtrauen. Als ich bei der Reise der „Coquille" die Wohnung dieses Stammes entdeckt hatte, wandten die Papus der Küste alles an, um mich an einer Verbindung mit diesen Bergbewohnern zu verhindern, indem sie bald behaupteten, sie würden mich umbringen und mir den Kopf abschneiden, bald wieder sagten, sie wären dumm und einfältig wie Thiere, verständen meine Sprache so wenig als die ihrige und verdienten nur meine Verachtung. Offenbar wünschten die Papus das Monopol des Handels zu behalten und wollten die Arfakis nicht an den Vortheilen Theil nehmen lassen, welche sie von dem Verkehre mit uns hatten.

„Um diese Zeit bewohnte der ganze Stamm der Arfakis, der mir aus etwa 150 Personen zu bestehen schien, zwei sehr große hölzerne Hütten, die auf 30 bis 40 Fuß hohen Pfählen ruhten und in welche man auf Balken mit Einschnitten hinaufsteigt. Dieses Holzstück wurde Abends und bei der Annäherung eines Feindes hinaufgezogen. Jede Familie hatte eine besondere Zelle und jede der beiden Hütten enthielt derselben etwa zwanzig.

„Die Arfakis nahmen mich sehr artig und gastfreundlicher auf, als die Papus, sie boten mir selbst einige Erfrischungen an, was die andern nicht zu thun pflegten.

„Von dem Orte, wo die beiden Hütten standen, am Rande einer tiefen Schlucht, genoß man eine entzückende Aussicht. Das Ganze des Hafens Dorei, die lachenden Inseln Mana Suari und Masmapi, die ganze bis an den Horizont in Süden laufende Küste und über allem diesem die imposante Kette der Berge Arfaki, bildeten ein wahrhaft bewundernswerthes Gemälde. Es war die wilde Natur in ihrer ganzen Pracht und Strenge; unter der Gluth des Aequators betrachtet der Reisende mit Erstaunen diese kräftige Vegetation, diesen übervollen Saft, welcher den scheinbar dürrsten und steinigsten Boden mit Bäumen, Kräutern und Wucherpflanzen bedeckt. Nirgends in der Welt habe ich Gewächse von so maßloser Länge gesehen. Die gewöhnliche Größe der Bäume dieser Wälder übertrifft alles, was ich je in dieser Art gesehen.

„Gegenwärtig sind die beiden großen Hütten öde und verfallen; die Arfakis bewohnen fünf oder sechs kleinere in derselben Art gebaute, aber weniger hohe Gebäude zwei bis dreihundert Schritte weiter hin. Sie sind von schönen Pflanzungen von Taro, Mais, Calaranzas, Bananen ꝛc. umgeben. Die Leute kamen mir freundschaftlich entgegen und boten mir Erfrischungen an, aber ich dankte ihnen und ging weiter. (Taf. 20 und Taf. 21. Abbild.)

„Bald befanden wir uns wieder in großen und düstern Wäldern und meine Führer versicherten mich, hier lebten die Vögel, welche ich suche; aber entweder wegen des Regens in der vorigen Nacht, oder aus einem andern Grunde, sah ich keinen dieser glänzenden Vögel, hörte nicht einmal ihr gewöhnliches, so durchdringendes und vor allen andern Vogelstimmen erkennliches Geschrei kua kua. Diese Wälder, welche wenig Unterholz haben, sind leicht zu durchwandern und gewähren selbst einen angenehmen Spaziergang unter ihren ungeheuern und undurchdringlichen grünen Kuppeln, wenn es heiß ist.

„Nachdem wir länger als zwei Stunden gegangen und über mehrere Schluchten und durch einige sehr dichte Dickichte gekommen waren, ohne daß uns etwas Interessantes aufgestoßen wäre, stiegen wir einen sanften Abhang hinunter und befanden uns wieder an dem Ufer des Meeres bei dem Eingange der Straße von Dorei zwischen dem Vorgebirge Trabalo und der Spitze Ambla.

„Der ganze Küstenstrich von dieser Stelle an bis an die Dörfer bildet ein ungefähr eine Meile breites Thal längs dem Strande und ist mit verschiedenen Anpflanzungen bedeckt. Ohne wohlunterhalten zu seyn, gewähren diese Pflanzungen doch wenigstens ein offeneres und gangbareres Land als um den Hafen Dorei. Kleine Wege gestatten dem Europäer, ohne ermattet zu werden, herumzugehen. Ich bemerkte auch, daß die verschiedenen Arten Insekten hier viel mannichfaltiger und häufiger sind, als in den der Natur ganz überlassenen Oertern. Auf den wenigen großen Bäumen, welche man unter diesen Pflanzungen stehen ließ, sah ich einige Paradiesvögel schweben, aber es war mir nicht möglich, einem auf Schußweite nahe zu kommen.

„Ich ging längs dem kleinen Wege hin, der dem Ufer folgt und der mich wieder in die Dörfer Dorei und Kuao brachte. Bei unserer Annäherung zeigten die Frauen einige Furchtsamkeit, aber die Männer und Kinder hatten sich ganz an uns gewöhnt und begleiteten uns überall hin. Nachdem wir eine Zeitlang mit ihnen geplaudert hatten, im Schatten eines schönen Brodbaums, kehrte ich an Bord zurück. Die schönste Beute meiner Jagd war ein schöner Mainate, ein Vogel, den ich bereits vor drei Jahren auf Suea Baya bei dem Obersten Bonnelle gesehen hatte und der sich einigermaßen abrichten läßt, wie der Staar und die Amsel."

Das gute Vernehmen, das zwischen den Papus und den Leuten vom „Astrolabe" herrschte, wäre beinahe durch ein unvorhergesehenes Ereigniß gestört worden, das unerklärlich geblieben wäre, hätte nicht d'Urville schon vorher den Charakter der Papus studirt. Den Tag vor der Abfahrt erhielt ein Matrose, der Wasser am Lande holte, unversehens und ohne vorhergehende Feindseligkeiten einen Pfeil, der mitten im Walde auf ihm abgeschossen wurde. Seine Gefährten glaubten an einen verabredeten Angriff, stießen ein großes Lärmgeschrei aus und d'Urville glaubte einen Kanonenschuß lösen zu müssen, sowohl um die Wilden einzuschüchtern, als auch um die an allen Theilen am Lande befindlichen Leute, namentlich eine Gesellschaft Jäger, zurückzurufen, welche aus vier Officieren, zwei Meistern und zwei Matrosen bestand.

„Gleich in dem ersten Augenblicke des Lärmes," setzt der Capitain d'Urville hinzu, „flüchteten die Kinder der Wilden, welche sich an Bord befanden, eilig in die Pirogen und riefen erschrocken Arfaki, Arfaki. Einen Augenblick nachher kam die Schaluppe zurück und brachte den schwer ver-

Digitized by Google

wundeten Matrosen mit. Der Pfeil, welcher ein bloßes Rohr mit einer sehr scharfen Spitze war, war sehr tief im Rücken in das Fleisch eingedrungen.

„Nachdem sie wieder zu sich gekommen waren, erzählten Quemener und Bigneau: als sie beide mit Wasserschöpfen beschäftigt gewesen, hätten sie plötzlich ihren Cameraden von einem Pfeile getroffen niederfallen sehen. In demselben Augenblicke hätten sich zwei Wilde mitten unter sie gestürzt, um sich eines Eimers zu bemächtigen, den sie in der Hand gehabt. Sie wären darauf in aller Eile nach der Schaluppe zu entflohen, während die Wilden in dem Walde verschwunden wären. Die Leute, welche ich nach dem großem Bote hin geschickt, hatten nichts entdecken können und sich damit begnügt, jenen Pfeil aufzuheben, den sie mir mitbrachten und den ich aufbewahrte.

„Nach dieser Erzählung ist es wahrscheinlich, daß wir den Arfakis, den alleinigen Bewohnern der Berge, diese Beleidigung zuzuschreiben hatten. Das Geschrei der Kinder, als sie das Schiff verließen, und das immer freundliche Benehmen der Papus gaben dieser Meinung neues Gewicht.

„Um indessen keine in solchem Falle nothwendige Vorsichtsmaßregel zu versäumen und die Rückkehr unserer Jäger zu schützen, schickte ich ein wohlbewaffnetes Boot unter dem Befehle der Herrn Gressien und Paris nach dem Dorfe Dorei. Ich befahl ihnen, sich in gehöriger Entfernung von der Küste zu halten und die Bewegungen der Eingeborenen sorgfältig zu beobachten; wenn diese Bewegungen offenbar feindselig wären, sollten sie sogleich wieder zurückkommen, im Gegentheile aber nichts Unkluges unternehmen und ruhig die Rückkehr unserer Jäger abwarten. Im Falle, daß die Eingeborenen feindselig handelten, war ich entschlossen, unmittelbar die Corvette an die Küste zu führen, um sie völlig zu verwüsten, da nur eine schnelle und strenge Strafe diese Insulaner in ihren Attentaten aufhalten kann.

„Zwanzig Minuten nach der Abfahrt des Bootes erschienen die beiden Meister nach einander an der Küste von Ninu Kamondi. Jeder war von Papus begleitet, die gegen sie sich, wie immer, freundlich und wohlwollend zeigten, was mich über das Schicksal der Andern schon sehr beruhigte. Sie kamen endlich wohlbehalten zurück und der Häuptling Ukema betheuerte, nur die Arfakis hätten ein solches Verbrechen begehen können.

„Uebrigens versicherte der Häuptling, weder die Papus noch die Arfakis wären Menschenfresser, aber die Harfurs, die Bewohner des Innern, machten sich kein Gewissen daraus, Menschenfleisch zu essen. Sie erlegten die Paradiesvögel, verkauften dieselben gegen Beile, Messer und Zeuge an die Papus und der Hauptstapelplatz dieses Handels schien Embarbaken zu seyn. Die Arfakis tödten keine Paradiesvögel, kauen aber viel Tabak.

„Ich meiner Seits wendete nun alle meine Beredtsamkeit auf, um Ukema zu überzeugen, daß die Papus von uns nichts zu fürchten hätten, und um ihm ein Pfand von unserm guten Willen zu geben, schenkte ich ihm zwei Tücher und eine Bronzemedaille, deren Bestimmung ich ihm erklärte. Er hing sie an seinen Hals und schlang die beiden Tücher als Turban um den Kopf, dann bat er mich um die Erlaubniß, sie seinen Landsleuten zeigen zu dürfen.

„Eine Stunde später kamen die Piroguen in größerer Anzahl als jemals und die Eingeborenen begannen ihren Handel mit demselben Vertrauen und derselben Sicherheit, wie vorher."

Am folgenden Tage brach der Capitain d'Urville wieder auf und fuhr dann an der Küste von Neu Guinea hin bis zu den beiden kleinen Inseln Mispalu, jenseits des Vorgebirges Goede Hoop; darauf verließ er dieses große Land. Im folgenden Jahre hoffte er den südlichen Theil der Küste ebenso genau zu untersuchen, aber sein Aufenthalt zu Wankoro und das Fieber, das in Folge davon ausbrach, zwangen ihn, seinem Schiffe eine andere Richtung zu geben. Die Aufnahme und Erforschung des Südens Neu Guinas ist demnach noch zu machen.

Neu Guinea ist von OSO. nach WNW. 400 St. lang bei einer sehr verschiedenen Breite, die im Durchschnitt ungefähr 70 St. beträgt. Die Grenzen in der Breite sind 6° 19′ und 10° 2′ s., in der Länge 128° 23′ und 146° 15′ östl. Die Straße Maclure und die Bai des Geelwink im westlichen Theile bilden zwei fast ganz abgetrennte Halbinseln und man weiß noch nicht, ob der östliche Theil jenseits des Meerbusens Huon ein einziges Land oder vielmehr einen Inselhaufen wie die Louisiade bildet. Bis jetzt hat man das Vorgebirge Rodney für den östlichsten Punkt gehalten. An der ganzen Nordküste zieht sich nicht weit vom Meeresrande eine Kette hoher Berge hin, deren höchste Theile die östlichen und westlichen Endpunkte sind, d. h. im Osten des Golfes Astrolabe auf der einen und im Westen des Bai Geelwink auf der andern Seite. Diese Kette senkt sich vor er Spitze d'Urville oder weicht wenigstens weit in das Innere zurück. Die an der Nordküste liegenden Inseln sind gewöhnlich hoch, leicht zugänglich und frei von Riffen, wie die Küsten des großen Landes. Das ist nicht mie denen des südlichen Theiles der Fall, besonders in der Torresstraße. Die meisten sind niedrige Ländereien und durch ein unentwirrbares Korallengeflecht vereinigt.

Ganz Neu Guinea, so wie die mehr oder minder großen dazu gehörigen Inseln scheinen ganz von Melanesiern bewohnt zu seyn, die im Allgemeinen wild und nicht sehr gesellig sind, wie es sich aus den Erzählungen fast aller Reisenden ergiebt. Die Papus von Dorei und der Umgegend bilden eine merkwürdige Varietät dieser großen Familie, wenn sie keinen andern Ursprung haben, wie einige Schriftsteller glaubten, welche sie von den Biadschos von Borneo abstammen lassen. Uebrigens sind diese Papus von Dorei die einzigen Bewohner Neu Guineas, welche man genau beobachten konnte. Auf sie wird sich die ethnologische Schätzung Neu Guineas beschränken, die sich zum größten Theile auf die persönlichen Beobachtungen des Capitains d'Urville 1824 und 1829 begründet ist.

Nichts ist wechselnder, als der Typus dieser Eingeborenen, unter denen d'Urville drei besondere Bildungen unterscheidet: die der eigentlich sogenannten Papus, die der Harfurs oder Eingeborenen des Innern und der Mestizen, welche mehr oder minder der malaiischen Race angehören. Die Papus haben im Allgemeinen einen schwächlichen Körper von mittlerer Größe (Taf. 20. Abbild.) und schwache Glieder. Der Schnitt ihres Gesichts ist ziemlich regelmäßig; die Backenknochen springen wenig vor und die Lippen sind ziemlich dünn; der Mund ist klein und die Nase gut geformt (Taf. 4. Abbild.); ihre weiche und glatte Haut hat eine deutliche braune Farbe, ohne ganz schwarz zu seyn. Sie haben wenig Haar und Bart; das Haar ist kraus, aber weniger von Natur, als durch das immerwährende Kräuseln desselben. Bei ihnen besonders herrscht der Gebrauch, dasselbe in einen dichten Büschel zu ordnen. In Dorei zeigt sich dieser Volksstamm schüchtern und nicht sehr kriegerisch. Sie entfernen sich fast nie von dem Küstenstriche, wo sie ihre Hütten stets auf Pfähle über das Wasser des Meeres bauen. Ihr Name Papus zeigt nach der gewöhnlichsten Erklärung ihre schwarze Farbe im Gegensatz zu den Bughis und den kupferfarbigen Bewohnern der malaiischen Inseln an.

Die Harfurs, unter denen d'Urville die Arfakis von Dorei begreift, sind gewandte, kleine und kräftigere Menschen, als die vorigen. Sie zeichnen sich auch durch ihre wilden Züge, ihren rußfarbigen Teint, ihre rauhere und mehr schuppenartige Haut und ihre gewöhnliche Magerkeit aus, welche an den in diesem Meere verbreitetsten Typus erinnert. Diese Völker verrichten die Tättowirung durch Narben. Sie gehen beständig nackt oder tragen nur einen Gürtel. Ihre Haare flattern umher oder sind in kleine Zöpfe geflochten. Diese Race scheint übrigens die eigentlichen Eingeborenen dieser Inseln zu seyn, sie bevölkert ohne Zweifel die noch unbekannten Gegenden von Neu Guinea. Die Worte Arfur, Alfurue, Harafora bezeichnen nach den Aussagen aller Reisenden auf allen Molucken die Wilden, welche das Innere bewohnen, von welcher Farbe sie auch seyn mögen. Von den Papus von der Küste zurückgedrängt, haben sich jene Harfurs in das Innere geflüchtet, wo sie einige Landstücke bebauen und auf Pfählen ruhende Hütten bewohnen. Die Arfakis oder Harfurs vom Hafen Dorei befinden sich alle, mit Ausnahme einer einzigen Völkerschaft, im Kriege mit den die Küste bewohnenden Papus. Diese üben offenbar ein Monopol über die Bodenerzeugnisse, wenn es auch nicht so tyrannisch ist, als es der Capitain Forrest schilderte.

Digitized by Google

Wenn man diesem Seefahrer glauben soll, so wären die Harfurs gehalten, den Papus Früchte und Gemüse zu liefern, ohne daß diese etwas dafür geben. Im Gegentheile, wenn ein Papu einem Harfur ein Beil, ein Messer, oder irgend ein anderes Werkzeug gegeben, wären die Ländereien des Beschenkten für immer dem Geber zinsbar. Von Zeit zu Zeit wäre der Harfur genöthigt, dem Papu etwas zu bringen. Verlöre auch der Harfur das Werkzeug, so bliebe er doch immer dem Andern zinsbar, wenn aber das Werkzeug zerbrochen werde, oder sich abnutze, so müsse ihm der Papu ein andres liefern, im Gegentheile höre seine Abgabe auf. Dieser seltsame Gebrauch erklärt sich durch den außerordentlichen Werth, welchen die Harfurs auf eiserne Werkzeuge legen und durch die Unmöglichkeit, sich dieselben ohne Vermittlung der Papus an der Küste zu verschaffen. Trotz diesem angegebenen Grunde läßt sich an diese Unterthänigkeit nicht wohl glauben, wenn man den Schrecken denkt, den ein Papu äußert, sobald er sich den Hürten der Harfurs nähert.

Die Mestizen, welche die dritte Varietät der Eingeborenen bilden, sind kleine untersetzte, aber kräftige Menschen mit knochigem, viereckigem, plattem Gesichte, eckigen Zügen, vorspringenden Backenknochen, großem Munde, dicken Lippen und platter aber oft spitziger Nase. Sie sind mit den Papus vermischt und leben mit denselben. Nach ihrer minder dunklen Haut, ihren mehr schlichten Haaren, ihrem Turban ähnlichen Kopfputze kann man auf malaiischen Ursprung rathen, dies ist wenigstens die Meinung d'Urvilles, der sie für das Resultat einer mehr oder minder alten Vermischung der Papus und der Malaien hält. Unter dieser Varietät befinden sich die Koranos, die Kapitaan, die Rajahs und im Allgemeinen alle diejenigen, welche irgend eine Herrschaft über die Eingeborenen zu üben scheinen. Die Meisten sprechen das Malaiische mehr oder minder geläufig.

Die Umgegend des Hafens Dorei und die Dörfer an demselben enthalten nicht mehr als 1500 Bewohner. Die Waffen dieser Eingeborenen sind der Pfeil, die Lanze, ein schmaler und langer Schild, ein stählerner Dolch, der auch Parang heißt und auch zu häuslichen Gebräuchen benutzt wird. Ihre Nahrung besteht aus Sagobrod, Schildkrötenfleisch, Fisch, Muscheln, Früchten, Wurzeln und Gemüsen. Die Papus bedienen sich nicht des Erdofens, wie die Polynesier, sondern errichten einen Heerd im Freien, auf dem sie einen Bambusrost stellen, um darauf ihre Nahrungsmittel zu kochen. So verfahren sie besonders auch bei der Zubereitung der Schildkröten und Fische.

Die Papus kennen den Kawa nicht, kauen aber Betel. Sie bedienen sich der Stichtättowirung, obgleich die Zeichnungen auf ihrer dunklen Haut nicht sehr sichtbar sind. Die meisten gehen nackt, nur die Häuptlinge tragen Decken von Bananenblättern, die lebhaft gefärbt sind und so künstlich ausgeschnittene Fransen haben, daß man sie für Spitzenbesetzung halten könnte. Ihr Lieblingsschmuck sind Armbänder, Ringe, Kämme, welche sie auf seltsame Weise in ihr Haar stecken, und Ohrgehänge von Muscheln, Schildkrötenschaale oder auch von Silber, wenn sie sich dasselbe verschaffen können. Sie verfertigen auch eine Menge kleine Kästchen von jeder Gestalt aus Bananen oder Bandausstroh. Ihre musikalischen Instrumente sind das Tamtam, das an dem einem Ende mit einer Eidechsenhaut überzogen ist, ein Brummeisen von Bambus, die Panflöte und die Seetrompete von einer großen Muschel.

Der Volksstamm, welcher die Umgegend des Hafens Dorei bewohnt, zieht nur wenig Geflügel und Schweine, aber in den benachbarten Wäldern befinden sich sehr viele wilde Thiere dieser Art. Nach den Bemerkungen d'Urville's wäre das Schwein das größte vierfüßige Thier, welches die Papus kennen, die übrigen sind der Hund, das Känguru und eine neue Art Perameles. An einigen Orten findet man auch den Kasuar.

Die Sprache der Papus ist nur ein Dialekt, der von Waigiu bis Dorei gesprochen wird und der sich eben so sehr von der Malaiischen, als von der Sprache der Harfurs unterscheidet. Nach dem Wenigen, was man davon weiß, hat er nichts Unangenehmes und Hartes, ist sogar weich und wohltönend in dem Munde der Frauen. Selten hört man bei diesen Völkerschaften das rauhe, mißtönige Geschrei, welches die wilden Völkerschaften charakterisirt.

Die Holländer, welche durch die englischen Colonisationsversuche an der australischen Küste beunruhigt wurden und für die Molukken die Nähe jener unternehmenden Seefahrer fürchteten, versuchten 1828 denselben an den Küsten von Neu Guinea zuvorzukommen und sich in der Nähe des Vorgebirges Walsh festzusetzen. Sie bauten deshalb hier ein Fort an dem Ufer eines ansehnlichen Flusses, welcher Durga genannt wurde. (Taf. 22. Abbild.). Seitdem hat man von dieser Niederlassung weiter nichts erfahren, als daß die Ansiedler durch das ungesunde Klima viel gelitten haben. Das Fort existirt wahrscheinlich noch jetzt, aber die Garnison mag sehr zusammengeschmolzen seyn.

Die Louisiade, östlich von Neu Guinea, ist eine Gruppe wichtiger und hoher Inseln, welche von Wilden bewohnt werden, die den Eingeborenen von Neu Britannien und Neu Irland gleichen. Bougainville bemerkte 1768 diese Inseln zuerst. Nachdem er ungefähr 100 Stunden weit an der südlichen Seite bis an eine große offene Bucht gefahren war, welche er Cul de sac de l'Orangerie nannte, kehrte er um, fuhr um das Vorgebirge der Befreiung herum und segelte nach den Salomons Inseln. Er hatte keine Verbindung mit den Eingeborenen und sah blos mehrere Piroguen an der Küste hinrudern, auf welcher große Feuer brannten. Er beschreibt das Land von Cul de sac de l'Orangerie an mit folgenden Worten: „ich habe wenig von dem Lande gesehen, das den schönsten Anblick gewährte. Ein niedriger, in Ebenen und Haine getheilter Boden zog sich am Meeresrande hin und erhob sich dann amphitheatralisch bis zu den Bergen, deren Gipfel sich in den Wolken verloren. Man unterschied drei Stufen und die höchste Kette befand sich mehr als 25 Stunden im Innern des Landes. Der traurige Zustand, in welchem wir uns befanden, gestattete uns nicht, einige Zeit auf den Besuch dieses herrlichen Landes zu verwenden, das allem Anscheine nach reich und fruchtbar seyn mußte."

Im Jahre 1793 erforschte d'Entrecasteaux den nördlichen Theil dieses Archipels und setzte sich in diesen mit Klippen besäten Gewässern großen Gefahren aus. Zwischen den Inseln Bonvouloir und St. Aignan wurde das Schiff von einer Pirogue besucht, auf welcher sich schüchterne Menschen von mittlerer Größe, krausem Haar und mit schwarz beschmuztem Gesicht befanden. Man gab ihnen einige Geschenke und erhielt dafür von ihnen kaum einige Yams, Pataten und Bananen. Sie hatten keine Waffen und mochten ein Steinbeil nicht gegen eiserne Werkzeuge vertauschen, auf welche sie keinen besondern Werth zu legen schienen. Ihre Piroguen hatten zwei Masten, waren übrigens gut gearbeitet und verschiedenfarbig angestrichen. Die Küste in der Gegend des Vorgebirges Pierson zeigte köstliche Landschaften. „Es war," sagt d'Entrecasteaux, „eine der lachendsten Landschaften, die wir noch getroffen hatten, das Grün ist frisch und bunt, die Berge sind minder gleichförmig als die an der Küste östlich von dem Vorgebirge Pierson, die Kokuspalmen, welche man selbst auf den höchsten Theilen bemerkte, schienen anzuzeigen, daß das Land fruchtbar sey und eine zahlreiche Bevölkerung ernähren könne. Man sah mehrere kleine Dörfer, deren Bewohner sich an dem Ufferrande versammelten, um unser Schiff zu sehen. Die Hütten dieser Dörfer waren von verschiedener Gestalt und sahen in der Landschaft sehr malerisch aus."

In den Piroguen, welche sich den Schiffen näherten, befanden sich Wilde, gleich denen, welche man bisher bemerkt hatte. Es fand einiger Tauschhandel statt und dann warfen sie, da sie keine andern Waffen hatten, einen Steinhagel gegen das Schiff, worauf man mit Flintenschüssen antwortete. Ein wenig weiter hin und vor der Insel Well gaben zwei Piroguen, die von entgegengesetzter Richtung kamen, den Franzosen das Schauspiel eines Seegefechts. Die wilden Zuschauer sagten den Europäern, daß die Sieger die Besiegten verzehren würden. Diese Erklärung wurde mit allen Zeichen der Zufriedenheit gegeben. Die beiden Piroguen wurden handgemein. Die Kämpfenden hatten in der einen Hand Steine und in der andern ein Schild, um die Steine aufzufangen. Die Steine flogen so mit wunderbarer Schnelligkeit und Gewandtheit hin und her, aber sey es

Digitized by Google

nun, daß die Sache verschoben wurde oder daß eine Versöhnung statt fand, die beiden Piroguen stellten den Kampf ein und jede fuhr dahin zurück, woher sie gekommen war. Diese Piroguen waren größer als alle, welche man bisher an den Küsten der Louisiade bemerkt hatte. Eine davon, die 50 Fuß lang war, schien besonders gut zum Fahren eingerichtet zu seyn. Die immer mißtrauischen Eingebornen wollten nicht an Bord kommen, luden aber die Franzosen ein, sich ans Land zu begeben, wahrscheinlich in nicht eben wohlwollender Absicht. Dieß zeigten Menschenknochen, aus denen sie Gegenstände zu ihrem Gebrauche gemacht hatten. Das Eisen lockte sie nicht, nur die rothen Zeuge machten einen tiefen Eindruck auf sie. Sie waren fast nackt und hatten nur einen Gürtel um die Lenden. Sie schienen übrigens von verrätherischem und wildem Charakter zu seyn. Einer derselben richtete sein hölzernes Schwert gegen den zweiten Chirurgen, was man indeß noch zeitig genug bemerkte, um eine Flinte auf ihn anzulegen. Dieses Zeichen genügte, ihn zurückzuhalten. Die Louisiade nimmt einen Raum von ungefähr 120 Stunden von OSO. nach NNW. ein, d. h. von dem Vorgebirge der Befreiung bis zu den Inseln Lusançay und bis nach Cul-de-sac de l'Orangerie. Im Osten ist sie nicht sehr breit, im Westen aber muß sie 40 Stunden breit seyn. Die Inseln, woraus sie besteht, sind auf den Karten nur unbestimmt angegeben, auf den besten und neuesten sieht man nicht einmal die Gestaltung der Küsten. Man muß sich also darauf beschränken, nur die bemerkenswerthesten anzugeben, nämlich die Inseln Rossel, Saint Aignan, d'Entrecasteaux, Trobriand und Lusançay. Die bekannten Grenzen dieses Archipels sind von 8° 19′ bis 11° 43′ s. Br. und von 151° 56′ bis 147° 10′ östl. L. Die Gestaltung nach Westen zu kennt man noch gar nicht.

Von der Louisiade getrennt und 45 Stunden nördlich von der Insel Rossel liegt eine Gruppe von nicht niedrigen bewaldeten und bewohnten Inselchen, welche der Capitain Laughlan von der „Mary" entdeckte, der ihnen seinen Namen gab. Im Jahre 1827 beobachtete sie der Capitain d'Urville, der 9 Meilen westlich einen kleinen höhern Felsen entdeckte, den er Cannae nannte. Die Gruppe Laughlan hat in jeder Richtung nur etwa 5 Meilen im Durchmesser, aber die Inselchen, aus denen sie besteht, die mit Bäumen und besonders mit schönen Cocospalmen bedeckt sind, gewähren den lachendsten Anblick. Sie sehen aus wie Gärten auf einem einförmigen und traurigen Oceane.

Nur im Vorbeigehen können die südlich von Neu Guinea und unter den Riffen der Torresstraße zerstreuten Inseln erwähnt werden, von denen die hauptsächlich die Inseln Murray, Warrawar, Bruslow, Dalrymple, Rennel, Retour, Cornwallis, Talbot und Delivrance die merkwürdigsten sind. Die größten haben nur eine Ausdehnung von 3 oder vier Meilen. Sie sind nicht sehr hoch und ebenfalls von melanesischen Wilden bewohnt, gleich denen von Neu Guinea, die Bogen und Pfeile tragen, roh, grausam und verrätherisch sind. Mehrmals geriethen Handelsschiffe in die Hände dieser Barbaren und die Mannschaften wurden ermordet.

Da die an der Ostküste von Neu Guinea liegenden Inseln von uns durchgegangen worden sind, so bleiben uns nur noch die westlichen übrig, welche die äußerste Grenze von Melanesien bilden. Darüber hinaus kommt man nach Malaisien.

Die erste dieser Inseln ist Sallawatty, ein hohes, bevölkertes Land von ungefähr 80 Meilen im Umfange, von Neu Guinea durch eine nicht sehr breite, winkliche und mit kleinen Inselchen bestreute Straße getrennt, welche zuerst von dem Capitain Watson 1764 angegeben wurden. Die geographische Lage dieser Insel ist 1° 8′ südl. B. und 28° 35′ östl. L. (die Mitte). Man glaubt, daß sie von einem zahlreichen und wilden Stamme Papus bewohnt wird, welchen ein unabhängiger Radscha beherrscht. Die sie bewohnenden Völkerschaften leben von Fischen, Schildkröten und Sago. Sonst vereinigten sich diese Insulaner mit den Kriegern der benachbarten Gruppen, um an den Punkten der Molukken zu landen, wo sich holländische Factoreien befanden.

Forrest erzählt, daß in den Monaten Merz und April die Papus von Neu Guinea und Sallawatty sich in großer Anzahl vereinigten, um Gilolo, Ceram, Amboina und selbst Nulla Bessy zu bekriegen. Sie verwüsteten die Insel Amblu bei Buru und führten viele Einwohner weg.

„Im Jahre 1770", setzt dieser Capitain hinzu, „versammelten sich 100 Papusböte von Neu Guinea, den Inseln Arru, Sallawatty und Myset zur Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche, wann das Meer ruhig ist und kamen durch die Straße, welche Badschian von Gilolo trennt. Sie begingen keine Feindseligkeiten, die holländische Compagnie aber, welche sie fürchtete, schickte ihnen Abgeordnete entgegen und machte den Häuptlingen Geschenke an Zeugen u. s. w., was die Flotte zerstreute und nachdem sie einige Tage gefischt und in den Waldungen gejagt hatte, kehrten sie zurück. Der Radschah von Sallawatty blieb unkluger Weise zurück. Es muß bemerkt werden, daß weder von ihm, noch von einem andern Radscha Verwüstungen angerichtet worden waren.

„Die Holländer, welche sich seiner bemächtigen wollten, ersannen folgende List: Ein Bote brachte ihm ein von dem Gouverneur von Ternate unterzeichnetes und gesiegeltes Papier und sagte zu ihm, dasselbe enthalte die Verzeihung für das Verbrechen, mit gewaffneter Hand in das holländische Gebiet eingefallen zu seyn, und er wäre glücklicher, als die andern Häuptlinge der Papus, welche ohne diese Verzeihung in ihr Vaterland zurückgekehrt wären. Er wurde zu gleicher Zeit eingeladen, nach Ternate zu kommen, wo ihm der Gouverneur alle seinem Range gebührende Ehren erzeugen würde und wo er in den Magazinen der Compagnie alles kaufen könne, was ihm gefalle. Diese Einladung war von einem Sacke Dollars begleitet. Der indianische Häuptling ließ sich verführen, da er wohl fühlte, daß ihm die Dollars in seinem Vaterlande nichts nutzen würden und da er von den schönen Sachen gehört hatte, welche die Holländer zu Ternate verkauften, so konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, dieses Geld nützlich anzuwenden, das er auf so unerwartete Weise erhalten hatte; er folgte also dem Abgeordneten mit 10 oder 12 seiner Unterthanen und ging in das Fort, um den Gouverneur zu besuchen, der sich sehr zuvorkommend gegen ihn benahm.

„Der Gouverneur schickte darauf die Wache des indianischen Fürsten fort und glaubte, seines Gefangenen so sicher zu seyn, daß er nicht einmal die Thüren verschließen ließ. Als man dem Radschah ankündigte, daß er sich ergeben solle, sagte er heimlich zu einem seiner Leute, die bereit waren, einige Holländer niederzumetzeln, ehe sie selbst stürben, keine Bewegung zu seiner Vertheidigung zu machen, aber sich selbst zu retten. Sie ergriffen also die Flucht, während der Radschah seinen Kris (Dolch) abgab; sobald sie aus dem Fort waren, bestiegen sie das Koro-Koro und entkamen. Vielleicht ließen die Holländer diese Indianer mit Willen entrinnen. Der Radschah ist noch jetzt Gefangener am Cap, wo man ihn eng bewacht."

Dieser Verrath begünstigte, wie man sich denken kann, die Sache der Holländer zu Sallawatty und in den Papusländern keineswegs; diese Völker haben vielmehr von jener Zeit an als Wiedervergeltung ihre Ausflüge und ihre Plünderungen fortgesetzt. Kurze Zeit vor der Anwesenheit d'Urvilles zu Buru 1824 war diese Insel angegriffen worden und auch die Malaien sprachen von den Papus nur als von blutdürstigen Negern. Nichts in der Welt ist in ihren Augen furchtbarer, als diese wilden Völkerschaften und sie konnten nicht begreifen, wie die Franzosen von der „Coquille" mit ihnen hätten freundschaftlich handeln können.

Die Pitt- oder Saggiwein-Straße trennt Sallawatty von Battanta, einer hohen, 26 Meil. langen und 6 Meil. breiten Insel. Die Westspitze ist das Vorgebirge Mabo, berühmt in den Erzählungen der ersten Seefahrer, welche dasselbe für das Ende von Neu Guinea hielten. In der Nähe dieses Vorbirges befindet sich eine Bucht, wo man Holz und Wasser erhalten kann, wenn man auf der Hut vor einem wilden Stamme Papus ist. Lage: 0° 50′ s. Br., 128° 20′ östl. Länge (Mitte).

Die Gamen- oder Dampier-Straße, welche der letztere Seefahrer 1700 erforschte, und die mit mehreren Inseln bestreut ist, trennt Battanta von der Insel Waigiu. Durch diese Straße fahren die Schiffe, welche sich bei Gegenmussun nach China begeben wollen, — eine Fahrt, welche durch die Strömungen gefährlich wird.

Die Insel Waigiu, die größer und besser bekannt ist, als die Vor-

Digitized by Google

hergehenden, scheint von den ersten europäischen Seefahrern entdeckt worden zu seyn, welche sich auf den Molukken niederließen. Dampier war indeß der erste, der 1700 bestätigte, daß sie von Neu Guinea getrennt sey. Bougainville fuhr 1769 an der südlichen Küste hin; Forest 1774, d'Entrecasteaux 1793, Freycinet 1818, Duperrey 1823 und 1825 und endlich d'Urville 1827 setzten die Erforschungen fort und sammelten mehrere Nachrichten über diese Insel. Forrest besuchte die Häfen Fofahak, Rawak und Piapis, die sämmtlich gute Ankerplätze haben, verschafften sich daselbst Fische, Sago und mehrere Schildkröten. Die ganze Insel enthielt nach der Aussage der Eingeborenen 100,000 E., die unter verschiedene Häuptlinge vertheilt sind, deren größter den Titel eines Radschah führte und in dem südlichen Theile residirte.

Die Gefährten d'Entrecasteaux's ankerten ihrerseits in der Bai Boni, wo sie zwölf Tage blieben. Ihre Verbindungen mit den Papus waren sehr freundschaftlich; jeden Tag brachte man Fische, Hühner, Schildkröten, Schweine, Gemüse und Früchte aller Art an Bord. Vor den Holländern fürchteten sich die Eingeborenen ungemein. Mehrere Häuptlinge kamen an Bord und den Tag vor der Abreise aß und schlief der Rawak auf dem „Esperance". Als er aber sah, daß man die Anker lichtete, sprang er ins Wasser, denn er fürchtete, man werde ihn mitnehmen. Diese Furcht war übrigens durch eine Menge durch die Holländer begangene Entführungen gerechtfertigt, die noch vor kurzem bei einem Feste am Bord den Bruder des Radschah mit fortgenommen hatten. Diese Gewaltthätigkeit hatte einen Krieg herbeigeführt, der noch fortdauerte. Unter der Anführung des Großsultans dieses Ortes und im Vereine mit den Kriegern von Ceram hatten die Bewohner von Waigiu die Fahrt des Gouverneurs von Amboina beobachtet, der diese Gruppen besuchen sollte. Ehe sie sich zu dieser Expedition einschifften, hatten die Insulaner ihre Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht, was die Küsten fast ganz öde machte.

Gegen Ende des Jahres 1818 hielt sich Freycinet drei Wochen lang in dem kleinen Hafen Rawak auf, wo die Papus von Boni und Kabarel mit den Franzosen handelten. Diese Eingeborenen zeigten sich so schüchtern, als man sie unternehmend und kriegerisch geschildert hatte. Der Papu Gruane, Häuptling der Insel Boni, wurde, durch Geschenke gewonnen, der Freund und Tischgenosse des Capitains. Die Officiere und Naturforscher durchwanderten frei das Land und Quoy konnte ein ziemlich vollständiges Bild von dem Aussehen des Landes entwerfen.

„Sobald der Tag erschien," sagt er, „brachen wir nach Boni auf, wo wir am Tage vorher eine große Anzahl Häuser bemerkt hatten. Vor der Bucht, wo sie stehen, erkannten wir, daß ein Riffgürtel uns die Annäherung wehre. Nachdem wir vergeblich einige fast verderbliche Versuche gemacht hatten, über diese Barre zu kommen, entschlossen wir uns, uns nach der Südküste der Insel zu zu richten, wo das ruhigere Meer uns einen minder gefährlichen Zugang versprach; hier aber besetzten Bäume, welche die Felsen bedeckten und bis ins Wasser ragten, die Küste mit einem fast undurchdringlichen Walle. Eine sehr kleine Bucht schien uns der einzige Punkt zu seyn, wo man landen könne. Uebrigens bewunderten wir überall die Kraft und den Glanz der Vegetation; bald belebten sie Papageien mit den lebhaftesten Farben und schmückten sie zu gleicher Zeit, bald zeigten sich in der Ferne blendendweiße Kakadus; wir sahen auch einige ganz schwarze, die sehr selten sind.

„Indem wir fortwährend an der kleinen Insel Boni hinfuhren, brachte uns die Mündung eines kleinen Flusses, durch den das Meer in das Land hineindringt, auf den Gedanken, da hineinzufahren; wir thaten es, indem wir mit Mühe unter den Mangozweigen hinwegkamen, deren Wurzeln das Boot jeden Augenblick aufhielten und endlich die Weiterfahrt ganz unmöglich machten. Zum Glück nahm uns eine Felsenspitze in der Nähe auf und wir nahmen einige Stücke davon, um unsere mineralogische Sammlung zu vervollständigen. Bald nachher erschien eine Pirogue, die auf uns zukam; es war Gruane, der Häuptling der Insel Boni, der uns bemerkt hatte, als wir über die Riffe zu gelangen suchten und uns entgegenkam. Als wir ihn baten, uns in sein Dorf zurückzuführen, weigerte er sich nicht geradezu, es währte aber auch lange, ehe er sich dazu entschloß. Er sah dabei so unruhig aus, daß wir uns selbst einiger Furcht nicht erwehren konnten. Bald ruderte er hinter dem Boote, bald kam er an die Seite, nie wagte er sich vor; einmal begab er sich sogar auf die Insel, um noch einen dritten Gefährten zu holen, und endlich fuhr er in das offene Meer hinaus um die Klippen herum, die uns aufgehalten hatten, und in eine schmale Straße hinein. Wir folgten ihm nun, aber nicht in aller Sicherheit, denn unser Boot konnte bei dieser Durchfahrt zu Grunde gehen, die für die viel leichtere Pirogue keine Gefahr hatte, und wer weiß, sagten wir zu uns, ob er uns nicht in eine Schlinge zu locken sucht, um uns dann zu berauben? Gott sey Dank! diese Besorgnisse waren ungegründet; Gruane führte uns ganz rechtschaffen und unser Boot befand sich endlich wieder auf ruhigem, wenn auch nicht sehr tiefem Wasser. Unser Erstaunen war groß, als wir bei der Ankunft am Lande sahen, daß die zwanzig Hütten oder Häuser, aus denen das Dorf Boni besteht, im Augenblicke verlassen worden waren und die Eingeborenen sich in die Wälder geflüchtet hatten. Ohne Zweifel hatte Gruane durch seine Zögerung Zeit gewinnen wollen, die Bewohner des Dorfes zu benachrichtigen und ihnen, besonders den Frauen, Gelegenheit zu geben, sich zu verbergen.

„Der Radschah stellte uns gewissermaßen das ganze verlassene Dorf Boni zur Verfügung und zeigte uns die Häuser mit Ausnahme eines einzigen, das wahrscheinlich eine Art Tempel war. Sie stehen auf Pfählen über dem Wasser am Rande des Meeres. Duperrey hatte unsern Leuten befohlen, nichts anzurühren, was die Eingeborenen zurückgelassen hätten, und sie gehorchten ihm pünktlich. Als Gruane eine Zeitlang bei uns geblieben war, mit uns gefrühstückt und Wein getrunken hatte, der ihm vortrefflich schmeckte, verließ er uns, um auf den Fischfang zu gehen.

„Da es uns nicht möglich war, in Verbindung mit den Eingeborenen dieser Insel zu kommen, so wurde beschlossen, ohne die Rückkunft des Radscha abzuwarten, aus der Straße hinauszufahren, die er uns gezeigt hatte. Es gelang uns, nicht ohne Schwierigkeit, und wir begaben uns sogleich nach dem Hintergrunde des Hafens in der Absicht, den Fluß zu besuchen, wo der Admiral d'Entrecasteaux einmal Wasser eingenommen hatte. Er ist schmal, geschlängelt und fließt auf einem Kieselbette; die Ufer sind mit ungeheuer hohen Bäumen bedeckt, welche eine reizende Landschaft und herrlichen Schatten geben. Nach Sonnenuntergange erfreuten wir uns an einer köstlichen Frische. Mit einemmale belebten drei Paradiesvögel dies herrliche Bild; einer flog über den Fluß und bildete mit seinem prächtigen Schweife Wellenlinien; in der Mitte erhob er sich perpendicular in die Höhe, ohne Zweifel um sich einer Beute zu bemächtigen, was uns das Vergnügen, ihn zu beobachten, lange erhielt. Ich schoß nach ihm, aber die Entfernung war zu groß als daß ich ihn hätte erreichen können. Als diese bewundernswerthen Vögel einmal durch das Geräusch unserer Waffen verscheucht waren, erschienen sie nicht wieder.

„Wir fuhren fast noch eine Meile weit in den Fluß hinauf, hier aber wurde unser Boot, das zu viel Wasser brauchte, durch einen großen Haufen Kiesel ꝛc. aufgehalten, welcher das Bett des Flusses einengte und ihn zwang, eine leichte Biegung zu machen.

„Auf beiden Seiten strömt das Wasser über und bildet einen ungeheuer großen Sumpf, worin eine Menge Pflanzen und Bäume wächst. Wir sahen auf kleinen Inselchen verfallene Hütten, welche seit langer Zeit verlassen worden zu seyn schienen, und einige Pirogues. Muß man diese Entvölkerung der Ungesundheit des Ortes oder dem Kriege zuschreiben?

„Da wir keinen passenden Zufluchtsort sahen, so kehrten wir an unser letztes Nachtquartier zurück. Wir fanden daselbst noch Feuer, was selbst unter dem Aequator eine angenehme Sache ist, denn die Nächte sind frisch und außerordentlich feucht. Bei der Untersuchung der Umgegend fand ich Wühlungen gleich denen des wilden Schweines, und ich glaubte auch, sie rührten von diesen Thieren her, da dieselben hier ziemlich häufig sind. Vielleicht aber waren es auch Spuren von Babirussas, die man wohl auch auf Waigiu finden kann. Ich schlief, mit der Flinte unter dem Kopfe, was eine unnöthige Vorsicht war, denn ich hörte die ganze Nacht hindurch nichts."

Digitized by Google

Während des Aufenthalts Freycinet's zu Rawak kam der kimalaha, oder Seehäuptling von Guebe in seinem Koro-Koro zu ihm. Bei der Ankunft der Guebeer verschwanden augenblicklich alle Papus, die die „Uranie" umgaben. Man konnte leicht bemerken, daß diese Fremden ihnen großen Schrecken verursachten und man schloß daraus, daß der Kimalaha und dessen Leute die armen Bewohner von Waigiu despatisch behandelten.

Duperrey besuchte 1823 diese Länder und ankerte zu Fofahak. Wie sein Vorgänger hatte er mit den Eingeborenen nur friedliche Verbindungen; doch entzogen noch immer die Küstenbewohner ihre Frauen den Blicken der Europäer. Obgleich immer schüchtern und mißtrauisch, waren sie doch gewandte Handelsleute. Da der Capitain seinen Bericht über diese Reise noch nicht veröffentlicht hat, so theilen wir auch hier ein ungedrucktes Bruchstück aus dem Tagebuche d'Urville's mit.

„Seit zwei Tagen hatten sich die Eingeborenen am Bord nicht gezeigt und bei meinen frühern Ausflügen hatte ich mich ihnen eben so wenig wie die andern Officiere nähern können. Doch wünschte ich diese Volksrace zu beobachten, über welche die Angaben der verschiedenen Reisenden so ganz verschieden lauten. Die einen schildern sie als rohe und blutdürstige Wilde, welche nur eine Gelegenheit suchen, Fremde zu überfallen, um sie zu plündern und ihnen den Kopf abzuschneiden; andere dagegen fanden in ihnen sanfte, friedliche und schüchterne Menschen. Uebrigens wollte ich auch ermitteln, was an der von Forrest erwähnten Sache sey, daß ein schmaler Isthmus den Hafen von Fofahak von einer großen südlichen Bai trenne.

„Früh um sechs Uhr schiffte ich mich mit dem Herrn Lesson und Rolland in dem mit sieben Mann besetzten großen Boote ein. Unter diesen Leuten hatte ich auch den Engländer Williams, dessen Hingebung, guter Wille und Unerschrockenheit mir viel Vertrauen einflößten. Wir kamen vor der hohen Halbinsel vorüber, welche einen hohen Kegelfelsen krönt, dessen seltsame Gestalt einer phrygischen Mütze gleicht und vor der kleinen Geäberinsel, welche mit der Halbinsel durch ein blos mit einigen Fuß Tiefe bedecktes Riff in Verbindung steht. Am Rande der Insel befanden sich etwa zehn Eingeborene bei ihren Piroguen, die uns mit Unruhe ansahen und bereit zu seyn schienen, in ihren Piroguen zu entfliehen. Die Kenntniß, die ich mir von dem Charakter der Wilden bereits erworben hatte, lehrte mich, daß, um in Verbindung mit ihnen zu kommen, nichts verkehrter ist, als gerade auf sie zu zu gehen; man muß vielmehr thun, als sähe man sie nicht oder kümmere sich nicht um sie, wodurch sich ihr Argwohn allmälig vermindert. Man weiß übrigens, daß man sich auf eben diese Weise jedem wilden Thiere zu nähern sucht.

„Ich empfahl also meinen Begleitern, gar nicht zu thun, als sähen sie die Leute, und wir setzten unsere Wanderung fort. Als wir das Schiff verließen, war der Himmel bereits sehr umzogen, ich glaubte aber ohne Wasser an's Land kommen zu können, indeß die Wolken entleerten sich so stark, daß wir in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßt waren.

„Gegen halb acht Uhr gelangten wir in den Hintergrund der Bucht, welche den westlichen Arm des Hafens von Fofahak bildet. Hier zeigte sich unsern Blicken ein trauriges Schauspiel. Statt einer freien zugänglichen und bewohnten Küste, sahen wir einen großen Sumpf mit ungeheuern Mangobäumen von dem Geschlechte bruguiera, deren gebogene und in allen Richtungen untereinander geschlungene Wurzeln eine Art Geflecht über diesen ganzen Morast bildeten. Nichts ist schwieriger und mühseliger, als auf diesem Boden zu gehen; der Fuß gleitet jeden Augenblick aus und man läuft Gefahr den Hals zu brechen. Wir blieben in dem Boote, um unser frugales Frühstück einzunehmen, in der Hoffnung, der Regen werde vorübergehen; aber er dauerte immer fort und wir versuchten, ihm zum Trotze, so weit als möglich in das Innere hineinzugehen. Ich sammelte eine ziemliche Anzahl Schmetterlinge, besonders mehrere Exemplare der prächtigen urania orontes, die sich unter die Blätter der Mangobäume zu setzen pflegt und saßweise herumfliegt.

„Mittags kehrte ich in das Boot zurück, um meinen Hunger zu stillen, und fand zehn bis zwölf Papus daselbst, die mit unsern Leuten spielten und aßen, als wären sie alte Bekannte. Sie umringten mich sogleich, wiederholten: Capitan Bangus, sobat ꝛc. und suchten mir auf alle mögliche Weise ihre Freundschaft zu erkennen zu geben. Diese Menschen sind im Allgemeinen klein, schwächlich und dem Aussatze unterworfen; ihre Züge sind indeß nicht unangenehm, ihr Organ ist sanft, ihre Haltung ernst und artig und scheint von einer gewöhnlichen Melancholie zu zeugen.

„Um 4 Uhr kehrten wie nach dem Schiffe zurück. An der Gräberinsel fuhr ich sehr dicht hin, aber ohne Miene zu machen, daselbst zu landen. Einer der Eingebornen gab mir diesmal ein Zeichen, an's Land zu kommen; wir waren bald mitten unter ihnen und besahen neugierig ihr Lager. Auf einem großen Herde briet ein ungeheurer Haufen Schildkrötenfleisch; für diejenigen, welche die Oberhäupter zu seyn schienen, hatte man eine kleine drei Fuß über dem Boden stehende Hütte von Palmenzweigen erbaut und sie lagen darin nachlässig auf Decken, während sie den Kopf auf ein kleines geschnitztes Holzklötzchen stützten. Ich sagte ihnen, wenn sie Lebensmittel und Erzeugnisse ihres Fleißes an Bord brächten, würden sie dafür europäische Fabrikate erhalten. Sie versprachen es."

Die Papus hielten Wort. Am folgenden Tage erschienen sie an der „Coquille" und zeigten sich bei dem Verkehre stets ehrlich. Einige Tage später drang der Cadet Bleseville bis zur Wohnung des Radschah der Insel an der südlichen Bai, wo er sanfte, schüchterne Menschen gleich denen an der Küste fand. Der Radschah kam selbst an Bord und bot dem Capitain zwei schöne Paradiesvögel an, verlangte aber eine Flinte für ein Kästchen von ziemlich hübscher Schildkrötenschale, und nahm dasselbe wieder mit sich, als er sah, daß man nicht so viel geben wollte.

Die Bevölkerung von Waigiu unterscheidet sich nicht sehr von der Doreh's, und was von dieser gesagt worden ist, gilt auch von jener. Nur müssen wir hinzusetzen, daß die Officiere der „Coquille" in einem Dorfe eine Art Kapelle mit mehrern seltsamen, verschieden angestrichenen, mit Federn und Decken angeputzten und symmetrisch aufgestellten Götzenbildern fanden. Diese Kapelle mußte ein Tempel seyn und jene hölzernen Figuren stellen ohne Zweifel Gottheiten vor. Mehr aber konnte man über den religiösen Glauben dieser Völker nicht erfahren.

Die im Innern sehr hohe, bergige und fast ganz bewaldete Insel Waigiu ist ungefähr 66 Meil. von O. nach W. lang und 30 M. von N. nach S. breit. Die große Bai im Süden scheint die Insel in zwei Theile zu schneiden. Der südliche Theil ist übrigens fast ganz unbekannt. Die Grenzen Waigius sind 0° 24′ und 0° 0′ s. Br. und 127° 49′ und 128° 57′ östl. L.

Im Norden von Waigiu liegen mehrere kleine Inseln verstreut: Boni, Rawak, Manaùaran, die Inseln Un und die Kette der Inseln Wayag, welche eine Strecke von 11 Meil. von OSO. nach WNW. einnimmt, und die alle felsig, bewaldet und unbewohnt sind. Besonders zu erwähnen ist Ruib, die mehr als 12 Meil. im Umfange und einen majestätischen Kegel hat, den man 15 bis 20 M. sieht. Sie liegt 0° 2′ s. Br. und 127° 45′ östl. L. (Spitze).

Im Norden von Waigiu und 20 M. von ihrem östlichen Theile zeigt sich die Gruppe Aiu, einige von einem Riffe umgebene Inseln von 50 M. im Umfange. Forrest ist der Entdecker dieser Gruppe. Er besuchte 1775 mehrere dieser Inseln, und nach ihm wohnen darauf Papus, die von Fischen und Schildkröten leben. Von Zeit zu Zeit machen diese Eingebornen Einfälle auf Waigiu, um sich den zu ihrem Brode nöthigen Sago zu verschaffen. Sie nehmen ihre Frauen und ihre ganze Familie mit und treiben außerdem einen Kleinhandel mit Schildkrötenschalen und Vogelnestern mit den Chinesen von Ternate und Amboina.

Aiù-Bada, die wichtigste und südlichste der Gruppe, hat 5 Meil. im Umfange und eine Höhe von 500 Fuß. Forrest unterscheidet drei besondere Häuptlinge unter den Titeln muda, synagui und kimalaha. Der Muda hatte mehrere Frauen, wovon zwei von Amblu bei Amboina entführte Malaiinnen waren. Als ihm Forrest sein Erstaunen zu erkennen gab, daß er wage, holländische Unterthanen zu kaufen, antwortete der wilde Häuptling, man kümmere sich auf diesen Inseln nicht um die Holländer

Digitized by Google

weil sie entfernt wären; die Eingeborenen hätten übrigens tausend Mittel, der Rache derselben zu entgehen; wenn z. B. die Holländer den Kopf eines Papus-Häuptlings verlangten, schicke man ihnen nicht diesen Kopf, sondern den eines Sclaven.

Abdu und Konibar, die beiden wichtigsten Inseln nach Aiù-Baba, haben jede nur 3 Meil. im Umfange und 200 Fuß Höhe. Auf Konibar soll es Pflanzungen von Yams, Pataten, Zuckerrohr und andern zwischentropischen Erzeugnissen geben.

Als sich Freycinet zu Rawak 1818 befand, machte ihm der Häuptling von Aiù-Baba einen Besuch, und dieser ist es, den er in seiner Reise unter dem Namen Moro bezeichnet, wahrscheinlich aus Verwechselung mit Mudo.

„Die Papus, mit denen wir in Verbindung gekommen waren," sagt Freycinet, „schienen uns verständig und geistreich zu seyn, aber keiner glich in dieser Hinsicht Moro, einem der Häuptlinge von den Inseln Aiù, der zu uns kam. Er sprach das Malaiische geläufig, legte uns tausenderlei Fragen vor und wollte von allem Außergewöhnlichen, was er sah, eine Erklärung haben. Er bat mich dringend um ein Thermometer. Ich weiß nicht, ob er den Nutzen desselben verstand, aber er sprach lange mit seinen Gefährten, als ob er ihnen die Nützlichkeit eines solchen Instruments auseinandersetze.

„Moro war nackt und trug nur ein einfaches Languti von Feigenbaumrinde; er war untersetzt und hatte ein außerordentlich starkes Haupthaar, wie alle seine Landsleute. Er war von lebhaftem und fröhlichem Charakter, wußte uns geschickt zu schmeicheln, wenn er etwas zu erhalten wünschte, und gab mir zu verstehen, daß er, um in unserer Gesellschaft bleiben zu können, eine anständigere Kleidung haben müsse als die seinige sey. Er erhielt demnach nacheinander Beinkleider, ein Hemd und ein Tuch, das er um den Kopf schlang. Stolz auf seinen neuen Schmuck, begab er sich nach der Bai von Kabarel, wahrscheinlich um dort damit zu prahlen.

„Den andern Tag kam er bei guter Zeit wieder mit zwei Schildkröten, die er an mich verkaufte. Er wurde von nun an unser Tischgenosse und schlief sogar an Bord. Er beobachtete und ahmte unsere Sitten mit einer Leichtigkeit nach, die uns höchlich überraschte; bei Tische bediente er sich des Messers und der Gabel eben so geschickt als wir. Es blickten allerdings durch diese improvisirte Geselligkeit bisweilen einige Züge der eigentlichen Einfachheit hindurch, aber wenn wir ihn darauf aufmerksam machten, war er der erste, der darüber lachte. Einmal schüttete er die Pfefferschale in seine hohle Hand aus und verschluckte den ganzen Pfeffer auf einmal. Ich glaubte, er werde ersticken müssen, aber weit gefehlt; er rühmte vielmehr den vortrefflichen Genuß und rief: bagus! bagus! (gut! gut!) Um ihm eine große Freude zu machen, ließ ich ihn das Glas, die Flasche, den Teller ꝛc. mitnehmen, deren er sich bei Tische bedient hatte. Er bezeigte seine Dankbarkeit durch die Gabe mehrerer Perlen und des schönsten Paradiesvogels, den ich aus diesen Gegenden mitgebracht habe. Noch nicht genug: er erwies uns auch Dienste. Da wir fortwährend von einer Menge Piroguen umgeben waren, so machte er sich zu unserm Polizeibeamten und Generalmäkler. Er schloß unsere Käufe mit seinen Landsleuten ab und immer zu unserm Vortheile, wobei er freilich auch seine Rechnung fand. Wenn wir z. B. einwilligten, neun Messer für eine geringe Quantität Lebensmittel zu geben, so sagte er, fünf seien auch genug, gab dem Verkäufer aber nur vier und behielt das fünfte für sich. Er suchte mir zu beweisen, daß dies für mich nicht nachtheilig sey; ich willigte gern ein und lachte über seine Industrie."

Im Jahre 1828 ermittelte d'Urville die Geographie der Gruppe Aiù. Es wollten sich Piroguen seinem Schiffe nähern, aber da Fieber und Dysenterie am Bord herrschten, so wollte er sich in diesen Gewässern nicht aufhalten. Aus seinen Beobachtungen ergiebt sich, daß die geographischen Grenzen dieser Gruppe in der Breite 0° 19′ und 0° 41′ nördl. und in der Länge 128° 21′ und 128° 45′ östl. sind.

Sechszehn Meilen in NNO. der Inseln Aiù sieht man noch die kleine Gruppe Asia, welche 1805 das Kriegsschiff gleichen Namens entdeckte. Im Jahre 1823 sah sie der Capitain Mackenzie wieder und 1828 wurde sie von d'Urville erforscht. Es sind drei niedrige und bewaldete kleine Inseln. Man weiß nicht, ob sie bevölkert sind. Lage: 0° 56′ n. Br., 128° 48′ östl. L.

Kapitel XXIII.

Malaisien. — Die Insel Celebes.

Wir ließen den „Oceanier" am 13. August auf der Höhe der Insel Waiglu. In den folgenden Tagen suchte Pendleton im Norden um die Insel Morty, eine der Molukken, herumzukommen und dann nach Celebes zu gelangen. Obgleich der Wind ziemlich scharf aus SSW. blies, war das Meer doch spiegelglatt. Am 14. Abends bemerkten wir das Vorgebirge Salawal der Insel Guilolo; am 15. waren wir um Morty herum und am 17. sahen wir Celebes. Der „Oceanier" hatte vor sich das Cap Coffin, welches sie in NO. endigt, und die kleinen Inseln Banka an ihrer Seite. Ueber diesem vorgeschobenen Punkte und in dem Innern zeigten sich der Berg Koblat und die beiden Schwestern. Der Koblat ist ein regelmäßiger Kegel, den man bei heiterm Himmel ungemein weit sieht; die beiden Schwestern dagegen sind zwei Spitzberge von nur der halben Höhe, aber sehr unterscheidbar von den benachbarten. Drei Meilen in NO. von dem nördlichsten dieser Berge liegt ein drittes Gebirge, auf welchem man eine Höhle mit scharfen Rändern bemerkt, die einen erloschenen Vulkan verräth; dann einen andern kleinen kegelförmigen, schwarzen, völlig nackten Berg mit allen Kennzeichen einer feuerspeienden Spitze. Der erste dieser Berge wurde von d'Urville Vulkan genannt. Dieses ganze Land scheint zu verschiedenen Zeiten von unterirdischen Feuern sehr bearbeitet worden zu seyn, und es wäre nicht unmöglich, daß man noch einige Spuren davon fände.

Am 18. Aug. Abends war der „Oceanier" wegen Windstille noch immer unter dem Cap Coffin. Vor dem Vordertheile öffnete sich die Straße von Banka, in welche wir den folgenden Tag hineinfuhren. Die Küste war steil und der „Oceanier" schiffte in der Entfernung von einer halben Meile vor dem Cap vorbei, das ein vierseitiger, bewaldeter und nicht sehr hoher Berg ist, dann nacheinander an den Inseln in diesem Kanale hin, Banka, Ganga, Salice und Kabrukan, vor dem kleinen Dorfe Likupang vorbei, wo wir die holländische Flagge wehen sahen, und dann zwei oder dreihundert Klaftern davon um das Nordcap der Insel Celebes, worauf sich der Kegel von Tua Manado nebst den kleinen Inseln Nain, Manteau, Siandien und Bunakin, und endlich die große Bai von Manado zeigte, ein ungeheurer, aber offener und nicht eben sicherer Hafen, wo das Ankern schwierig ist, da das Wasser eine halbe Kabellänge von dem Ufer 60 bis 80 Klaftern tief ist.

Der „Oceanier" hatte seine Flagge vor der Rhede entfaltet und wollte hineinfahren, als eine niederländische Schaluppe herankam. Ein Officier und drei Seesoldaten, die auf das Verdeck stiegen, wollten mit dem Capitain sprechen. Pendleton ließ sie in die Kajüte hinabkommen, wo eine Art Rath gehalten wurde, welcher ungefähr eine halbe Stunde dauerte. Das Resultat war, daß die für die batavischen Schiffe privilegirte Rhede von Manado sich die Aufnahme von fremden Schiffen sehr theuer bezahlen ließ und außerdem die Zeit des Aufenthalts auf wenige Tage beschränkte. Der amerikanische Capitain schien nicht geneigt zu seyn, diesen Bedingungen sich zu unterwerfen.

Er war wüthend, als er wieder erschien. „Die verfluchten niederländischen Juden!" rief er; „sie würden sich die Luft bezahlen lassen, die man auf ihrer Rhede athmet, wenn es nur anginge. Aber nein, von dem „Oceanier" sollen sie nicht einen Dollar erhalten. Sie wissen nicht, mit wem sie es zu thun haben." Bei diesen Worten wendete er sich an den Officier und setzte hinzu: „mein Herr, ich wollte bei Ihnen Wasser und Lebensmittel einnehmen, aber nach der Rechnung, die Sie mir machen, sind sie zu theuer. Ich werde nach Manilla fahren." Augenblicklich

Digitized by Google

ließ er sein Schiff beilegen, um nicht weiter in die Bai hineinzukommen.

Seit mehrern Tagen war ich mit Pendleton einig geworden, ihn zu Manado zu verlassen. Die letzte Fahrt des „Oceaniers" war unfruchtbar gewesen; ehe er nach Neu York zurückkehrte, wollte er noch einmal die Nordwestküste von Amerika besuchen. Das war meiner Route entgegen. Ein Theil von Malaisien und die größten Australländer waren noch nicht von mir erforscht, und sie versprachen mir vielerlei. Sie sollten eine der werthvollsten Ausbeuten meiner Erdumschiffung bilden. Es war keine Zeit zum Zögern, ich mußte meinen würdigen Freund, meinen trefflichen Capitain verlassen. Als ich ihn zum Abschiede umarmte, traten mir Thränen in die Augen; er selbst war bewegt. „Wir werden uns wiedersehen," sagte er, „gewiß. Kreuzer wie wir, treffen schon wieder aufeinander und wäre es am Ende der Welt. Wohin Sie auch kommen mögen, empfehlen Sie den „Oceanier", er ist ein Seefisch, den alle Gewässer kennen." Man trug meine Habseligkeiten in die niederländische Schaluppe, welche mich an die Küste brachte. Ich suchte den Abschied so kurz als möglich zu machen. Die holländischen Ruderer führten mich fort und der „Oceanier" suchte das Weite. Einige Minuten lang konnte ich Pendleton auf dem Verdecke stehen sehen, und hörte den letzten Abschiedsgruß, den er mir durch das Sprachrohr zurief. Lange winkte ich ihm mit meinem Taschentuche, lange blickte ich dem schönen Schiffe nach, das fast zwei Jahre lang mein Aufenthalt gewesen war. Aber der „Oceanier" entfloh immer weiter und weiter, ließ mich allein an einer fremden Küste zurück und verschwand bald gänzlich.

Die Aufmerksamkeiten des niederländischen Officiers beruhigten ein wenig den Schmerz dieser schnellen Trennung. Auf dem halben Wege kam eine Pirogue zu uns, auf welcher sich zwei Europäer in der weißen creolischen Kleidung und mit ungeheuern Strohhüten befanden. Es waren zwei Franzosen, welche seit langer Zeit sich in Manado niedergelassen hatten, Barbier und Martin. Barbier, ein ehemaliger Officier der kaiserlichen Marine, war seiner Meinungen wegen 1815 abgesetzt worden; er befehligte jetzt eine kleine Gaelette, auf der er Handel mit den Molukken trieb.

Dieses Zusammentreffen, das Wohlwollen, welches mir diese Herren und der Resident von Manado bezeigten, ließen mich bedauern, daß ich keine längere Zeit auf die Musterung von Celebes wenden könne. Kaum angelangt, dachte ich auch schon an die Mittel, wieder fortzukommen. Barbier sollte in zwanzig Tagen nach Amboina abgehen, und vielleicht hätte ich mich diese drei Wochen gedulden müssen, hätte nicht eine holländische Kriegsbrigg, der Siwa, im Dienste von Manado, Befehl erhalten, wegen einer dringenden Sendung unter Segel zu gehen. Der Resident, Herr Pietermat, ließ mir einen Platz an Bord anbieten, den ich herzlich gern annahm. Wir sollten den 23. abreisen.

Es blieben mir also zwei Tage, um Celebes zu sehen, und durch die Unterstützung Barbiers wurden sie nützlich angewendet. Dieser treffliche Landsmann stellte mich dem Residenten vor, der mich sehr gut aufnahm. Ich nahm nun an allen Festen und Vergnügungen Theil. Gleich den andern Tag sollte eine Partie zu dem See von Tondano stattfinden, ein halb wissenschaftlicher, halb pittoresker Ausflug, der zu Ehren einiger ausgezeichneten Holländer, Reisender wie ich, unternommen wurde. Man lud auch mich dazu ein und ich nahm die Einladung dankbar an. Es blieb mir nur ein einziger Tag, um die Küste sehen zu können, und ich beeilte mich, die Gelegenheit zu benutzen.

Wenn man von dem hohen Meere kommt, sieht Manado wie ein Haufen niedriger Hütten mit geneigten Dächern aus, über welche ein zweistöckiges Gebäude, die Wohnung des Residenten, hinwegragt. Eine Mauer mit einigen Kanonen ist die alleinige Vertheidigung dieses Schlosses, über dem die holländische Flagge weht. (Taf. 25. Abbild.) Zur Rechten des Fleckens zieht sich eine wellenförmige Hügelreihe hin, von der ein Zweig in der Nähe des Meeres, etwa zwei Stunden vom Ufer, aufhört; zur Linken erhebt sich der Koblat. Rechts und links von dem See dehnen sich die Häuser hin, die von einer Celebes eigenthümlichen Bauart sind, auf vierseitigen Pfählen ruhen, aus Brettern bestehen und oft mit Bildhauerarbeit verzierte Fenster haben. Besonders die der Häuptlinge sind ansehnliche Gebäude mit einer Art vierseitigen Peristyls vorn und mit einem sehr steilen Strohdache. Die Holländer, die sich hier niedergelassen, haben nicht versucht, eine andere Bauart einzuführen. Die Bevölkerung von Manado hatte, obgleich offenbar von malaiischem Ursprunge, doch nicht das viereckige knochige Gesicht, welche diese Race auf den andern Gruppen auszeichnet. Die Farbe dieser Eingebornen ist heller, das Gesicht ovaler und die Corpulenz weniger auffallend. Unter den Volksstämmen im Innern von Celebes sollte dieser Unterschied sich noch deutlicher zeigen.

Den 21. August früh um 6 Uhr brachen wir in zahlreicher Gesellschaft nach dem See von Tondano auf. Der Resident hatte sich selbst angeschlossen. Treffliche sanfte und doch feurige Pferde erwarteten uns in dem Hofe seines Hauses. Hundert und funfzig Diener, theils zu Fuß, theils zu Pferde, sollten uns zur Bedeckung dienen und unser Gepäck tragen. Einige Palankins mit den dazugehörigen Trägern standen für die Personen bereit, welche diese Art des Transports vorziehen sollten.

Die Umgegend von Manado mit schönen Häusern kam mir sehr reizend vor bei dem schönen Sonnenaufgange und unter dieser Art Triumphzug. Die breite und bequeme Straße ging anfänglich auf einem leicht wellenförmigen Boden mit ungeheuern Wäldern hin, aber bald begann eine Reihe bewaldeter Hügel mit tiefen Schluchten dazwischen. Unsere Pferde, die daran gewöhnt waren, auf diesen treppenförmigen Wegen auf- und abzusteigen, strauchelten nirgends an dem Rande dieser steilen Abgründe, welche eine hölzerne bedeckte Brücke endigte. Man denke sich einen langen Reiterzug von 150 Personen, die bereits in Galopp über die Brücke unten sprengten, während andere erst oben auf dem Gipfel erschienen, und man wird sich eine Vorstellung von dem Bilde machen können, welches sich bei dieser malerischen Promenade zeigte. (Taf. 25. Abbild.) Die dienenden Malaien ließen uns nicht Zeit, etwas zu wünschen; sie kamen uns in allem zuvor. Ihre Anzahl war so groß, daß kaum jeder von ihnen etwas zu thun hatte.

So kamen wir durch Tawangan, ein schönes Dorf in dem Bezirke Dares, 5 Meil. von Manada, dessen kapala balak (Häuptling) zu unserm Gefolge gehörte; dann ließen wir die hohe Spitze des Berges Koblat hinter uns und gelangten nach Passan Gulang, wo uns ein prächtiges Frühstück erwartete. Dreißig bis vierzig in weiße Zeuge gekleidete und in zwei Reihen aufgestellte Eingeborne sollten uns als Ehrenwache dienen. Hinter diesen Kriegern standen einige schüchterne eingeborne Frauen, die sich kaum zu zeigen wagten. Obgleich jung und wohlgekleidet, hatten diese Frauen doch nichts Einnehmendes in ihren Zügen. Ein sehr weit von der Nase abstehender Mund, eine kurze eingedrückte Nase, ausdruckslose Augen, ein von oben nach unten gedrücktes Gesicht, das ist der Charakter des Cretinismus, der sich auf allen diesen Physiognomien zeigte. Die Frauen scheinen übrigens auf dieser Insel sich in einem Zustande von Niedrigkeit zu befinden. Ihr Geist straft ihr Gesicht nicht Lügen. Sie sind mehr Sclavinnen als Gattinnen, und ein Mann nimmt soviel Weiber, als er ernähren kann.

Jenseits Paün Nereng und ungefähr 10 Meil. von Manado begannen finstere, hohe, kräftige und überall undurchdringliche Wälder, außer an der Stelle, wo die Holländer eine Straße hatten anlegen lassen. Diese Wälder erinnerten an die von Neu Guinea, sowohl wegen der Bodenerzeugnisse als auch wegen der Thiere, die darin leben. Nur schienen unter diesem leichten Gewölbe die Vögel seltener und minder zahlreich zu seyn als im Lande der Papus, während dagegen sich von Säugethieren große Arten zeigten, die Malaisien fremd sind, wie das Hornschwein und der Sapi-utang.

Das Hornschwein steht zwischen dem zahmen und wilden Schweine; es läßt sich zähmen wie das erstere und hat die Hauzähne des letztern. Comas nannte das Thier Schweinhirsch; Valentyn und Seba haben es abgebildet. Seine Gestalt ist im Ganzen weniger plump als die seiner Verwandten; die Farbe ist röthlich aschgeau, das Haar kurz und wollig, die Haut dünn, fast ohne Schwarte. Es vermischt sich nie mit wilden Schweinen. Wird es verfolgt, so stürzt es sich in das Meer und taucht sehr gut. Wie

Digitized by Google

Valentyn sagt, wühlt es nicht, sondern nährt sich von Gras und Blättern. (Taf. 26. Abbild.) Der Sapi-utang, der noch merkwürdiger ist, gleicht fast einem Kalbe oder einer kleinen Kuh, wie auch sein malaiischer Name anzeigt, sapi (Kuh) und utang (Wald). Es hat das Maul, die Beine und das gewöhnliche Aussehen der Kuh mit zwei starken, leicht nach hinten gebogenen Hörnern. Seine Schwere beträgt 2 bis 300 Pfund und seine Fettheit ist um so charakteristischer, da man dasselbe in das Geschlecht der Antilopen genommen und Antilopa depressicornis genannt hat. (Taf. 26. Abbild.)

In diesen mit merkwürdigen Thieren bevölkerten Wäldern bemerkte man unter den Pflanzenerzeugnissen die Saguerpalme oder Gomotu (Saguerus gomotus Rumph), eine prächtige, nur an dem Gipfel und an den Ansatzpunkten der Blätter stachelige Palme mit einem dreißig bis vierzig Fuß hohen nackten, glatten, sehr geraden Stamme und, wie bei der Dattelpalme, oben einem schönen Blätterbüschel; herrliche Arekapalmen, die sich bis zur Höhe von 80 Fuß erhoben; Lingoas oder pterocarpus sehr häufig, Waringuis, eine Art ficus, den heiligen Baum der Javaner. Was den geologischen Bau des Landes betrifft, so besteht es im Allgemeinen aus zerfallenen Basalt mit einer Schicht von Pflanzenerde darüber, deren Dicke bisweilen 15 bis 20 Fuß beträgt. An der Oberfläche ist der Boden selten steinig, sandig nie.

Wir befanden uns jetzt auf dem malerischesten Theile des Weges. Die Schluchten wurden tiefer und eingekeilter; jeden Augenblick mußte man absteigen; schäumende Bergbäche, darunter der Manado, hemmten oft den Pfad. Als wir einmal über diese Gegend hinweg waren, gelangte man auf die Hochebene von Tondano, wo sich grüne Reisfelder in dem frischen Winde bewegten. Nachdem wir das Dorf Tonsea Lama hinter uns hatten, wo Gräber von Basaltblöcken mit hieroglyphischen Figuren liegen, gelangten wir an den Fall des Manado, der schon bedeutend ist, ob er gleich den See Tondano kaum verlassen hat. An dieser Stelle hat der von einer Felsenwand aufgehaltene Fluß das Hinderniß fast entfernt und sich ein enges Bett gleich einem Mühlgerinne ausgehöhlt. An dem Ausgange zusammengedrängt, schießt die ganze Wassermasse mit aller Gewalt dahin, um garbenförmig und geräuschvoll in ein Becken voll schäumender Wirbel hinabzustürzen. Die Wände dieses Beckens sind von schwarzen, unten kahlen, oben aber mit einem Teppich von zwanzigerlei Farnkräutern bedeckten Felsen gebildet. Ueber dem Schlunde und zwischen den Felsen schweben Salanganen mit unten sammetartig, oben metallisch blauem Körper und Flügel. Um dem Reisenden einen vollständigen Ueberblick von dieser Scene zu geben, hat einer der letzten Residenten gerade über dem Abhange und am Felsen, wie ein Vogelnest, einen kleinen Pavillon von Baumrinde und Latten bauen lassen. (Taf. 26. Abbild.)

In der Nähe von Tondano wird der Weg breiter, die Häuser werden größer und die Pflanzungen bedeutender. Uns zu Ehren war an beiden Seiten des Weges eine Reihe mit Schilden und hölzernen Schwertern bewaffneter Krieger aufgestellt. Eine zahlreiche Gesellschaft von Kapala Balaks, Oberhäuptlingen, und Hokkums, Unterhäuptlingen, erwartete uns am Eingange der kleinen hübschen, reinlichen, zierlichen Stadt mit großen festen, in zwei Reihen am Flusse Tondano stehenden Häusern. (Taf. 26. Abbild.) Dieser Fluß schneidet die Stadt und das Gebiet in zwei gleiche Theile, welche zwei Bezirke bilden, deren jeder seinen Kapala Balak hat. Man schätzt im Lande die Gesammtbevölkerung von Tondano auf 2000 Seelen. Einer der beiden Bezirke heißt Tondano-Tuli-Ang, und der andere Tondano-Tuli-Mambo. Der generische Name Tondano scheint aus ton (Mensch) und-dano (Wasser), also Wassermenschen, zusammengesetzt zu seyn, ohne Zweifel weil die meisten ihrer Wohnungen auf Pfählen stehen. Gegenwärtig liegen freilich die meisten auf dem festen Lande; wie man aber leicht an den noch stehenden Pfählen sehen kann, hing sonst das Dorf über dem See selbst. Es ist von demselben vertrieben worden, als ein Aufstand die Holländer nöthigte, die Kanonen gegen die Harfurs von Tondano anzuwenden, und seitdem ist es ihnen verboten, anderswo als an der Küste Häuser zu bauen; nur so nahe als möglich an den Wasserrand darf sich dies Fischervolk nähern. Alle Hütten von Tondano, die mit ihren von den Chinesen entlehnten Hörnern sehr malerisch aussehen, spiegeln sich in dem See oder dem Flusse.

Wir machten zu Tondano vor dem Hause des Residenten Halt, das auf einer Insel zwischen den beiden Armen des Manado liegt. Es ist eine herrliche Wohnung, mit Kalk beworfen und, wie alle Häuser der Harfurs, auf ungeheuern Pfählen erbaut, welche das Erdgeschoß über den Boden erheben und eine große Galerie unter dem Hause selbst bilden. (Taf. 27. Abbild.) Sobald wir abgestiegen waren, kamen die Häuptlinge des Landes, um uns ihre Huldigung zu bringen, d. h. uns unter einer Verbeugung die Hand zu reichen, ein Glas Arrak zu trinken und sich dann wieder zu entfernen. Nach dieser Förmlichkeit nahmen wir ein köstliches Mahl von Seefischen, Flußfischen und vortrefflichem Palmenkohl ein.

Den folgenden Tag mit der Morgenröthe waren wir auf dem See, den wir auf kleinen Böten befahren sollten. An der Stadtseite und vor dem Wasserdecken befindet sich eine Art mit Cyperaceen und hohen Gräsern von dem Geschlechte arundo oder saccharum bedeckter Sumpf, unter denen sich hier und da die hellen Glocken des convolvulus oder die purpurrothen Aehren des polygonum zeigten. Jenseits dieses Sumpfes zieht sich ein prächtiges Becken von 6 Meil. von NNW. nach SSO. bei 2 M. Breite hin. Die Ufer sind, mit Ausnahme jenes von Tondano, deutlich gebildet und bisweilen selbst steil. Eine Bergkette beherrscht sie und auf den südlichen, die fast sämmtlich vulkanisch sind, erheben sich kleine Rauchwolken. Sollte der See sich an der Stelle eines alten Kraters befinden?

In dem Nordtheile bei Tondano hat der See nicht mehr als drei bis vier Klaftern Tiefe, in allen andern Theilen aber zeigt das Senkblei mit auffallender Regelmäßigkeit 12 bis 14 Klaftern. Ausgetrocknet würde also der See eine ganz glatte Ebene seyn. An seinen Ufern liegen fünf oder sechs Fischerdörfer, deren Piroguen immer das weite Becken durchschneiden. Eines dieser Dörfer, Passun, im Hintergrunde des Sees gelegen, sieht sehr ärmlich aus. Wir sahen am Rande ungeheuere und lange Balken, auf denen sich mehrere runde Löcher befanden, in welchen man den Reis stampfte. Eine solche für feierliche Gelegenheiten bestimmte Maschine hatte an den beiden Enden zwei geschnitzte Gestalten mit den Attributen der beiden Geschlechter, ähnlich jenen Schnitzereien, welche ich auf Neuseeland sehen sollte. Die Umgegend dieser Dörfer hatte Reisfelder und reiche Kaffeepflanzungen, deren Ernten der holländischen Regierung gehören.

Nach einem Blicke auf diese Dörfchen und Felder kehrten wir in unsern Piroguen nach Tondano zurück, während wir auf dem Wege fischten und jagten. Man fing nur wenig ziemlich mittelmäßige Fische, tödtete dagegen eine Menge Wasserhühner, Enten, und besonders weiße, schwarze und graue Reiher. (Taf. 26. Abbild.)

Wie sehr ich auch wünschte, meinen Aufenthalt in einem so schönen Lande und in so gesunder Atmosphäre zu verlängern, so kam doch der Tag der Abreise von Manado; Tondano mußte verlassen werden. Wir kehrten auf einem andern Wege zurück über reiche Kafferpflanzungen und ungeheure Reisfelder. Das erste Dorf auf unserm Wege war Kela, dann sahen wir den Flecken Tomohon, der von Harfurs bewohnt wird, die, von unserer Ankunft benachrichtigt, die prächtigsten Feste für uns veranstaltet hatten.

Kaum hatten wir unter der Galerie des Kapala Balak Platz genommen, als der ganze Platz sich mit Menschen bedeckte. Es wurden nacheinander Tänze, Pantomimen und Spiele aufgeführt. Der erste Tanz war einer von 18 Eingeborenen, welche die alte Kriegstracht der Harfurs angelegt hatten. Sie bestand in einem zierlichen Schurz von buntem Seidenzeuge, der die Lenden umgab und vorn wie die Franzen einer Schärpe herabfiel. Auf dem Turbane, der ihre Stirn umgab, befand sich ein Paradiesvogel; ihr Hals war mit Glasperlen überladen; um ihre Knie zogen sich Kniebänder mit lärmenden Schellen; die Lanze war mit Federn geschmückt und der Schild mit Schnitzereien verziert, — so daß diese Menschen etwa wie die Wilden aussahen, welche wir auf der Bühne zu erblicken gewohnt sind. Der Contrast dieser Tracht war um so auffallender, da

Digitized by Google

sich neben diesen Harfurs andere europäisch gekleidete Harfurs in der Leibwache des Gouverneurs befanden. (Taf. 27. Abbild.)

Nach diesem Tanze kam ein anderer malerischerer, allgemeinerer. Hundert und funfzig junge Harfurs mit dem bloßen Sarong (eine Art malaiischer Blouse), dem Tuche als Turban und dem Paradiesvogel als Federbusch, bewegten sich alle auf einmal bei dem Getöse von Gumgums, Tamtams und Becken. Sie begannen mit dem Schild- und Lanzentanze, führten mehrere sehr verwickelte Schwenkungen und Manöver auf die Geberde einer Art Chorführer aus, stellten Kämpfe vor, zogen sich in lange Reihen, schlängelten sich in Schnörkel und verwickelten und entwickelten sich allmälig. Nach mancherlei Veränderungen endigte die Scene in einem Rundtanze, begleitet von einem eintönigen und langsamen Gesange. Die rechte Hand auf die Achsel ihres Nachbars gestützt, und den Schild in der linken haltend, dehnten die Eingeborenen diese Art anmuthigen und symetrischen Tanzes eine ziemlich lange Zeit aus. Es war ein wahrhaft orientalisches Fest. (Taf. 25. Abbild.)

Dieser Harfurs-Flecken gab mir Gelegenheit, die Sitten dieses merkwürdigen Volkes noch besser kennen zu lernen. Die Race ist offenbar von der rein malaiischen verschieden, hat eine weißere Haut und ein rundlicheres Gesicht. Diese beiden Charaktere zeigen sich fast an allen Personen. Die Augen sind oval, horizontal, nicht schief wie die der Chinesen; die Haare schwarz, schlicht und lang, besonders bei den Männern, welche aber wenig Bart haben. Uebrigens ist die Hautfarbe nach der Zone verschieden, welche die Eingeborenen bewohnen, dunkler an der Küste und heller im Innern. Die Personen, welche von einer Vermischung von Harfurs und Europäern herstammen, haben ein wahrhaft anmuthiges Gesicht und zierliche Gestalt. Klein von Wuchs, aber gut gebaut, sind die Harfurs fast alle orientalisch gekleidet, obgleich wenige von ihnen dem Mahomedanismus angehören. Alle Frauen sind bekleidet; nur die Männer aus dem Volke gehen fast nackt, tragen blos ein Hemd oder einen Schurz, der von dem Gürtel bis an die Knie reicht. Diese Eingebornen sind sanft, gutmüthig und gastfrei und haben nichts von der Wildheit, welche man den Harfurs der Molukken oder Neu Guineas vorwirft. Sie sind den Holländern unterworfen und gehorchen dem Residenten gleich einem Halbgotte; wenn er in das Innere reist, hat das ganze Land Feste. Wir konnten bei unserer Promenade einen kleinen Theil von diesen öffentlichen Festen sehen.

Die Harfurs haben keinen leicht bemerklichen Cultus. Man kennt bei ihnen weder Tempel, noch Götzenbilder, noch Opfer. Ihre Religion scheint sich auf eine Art Manichäismus, gleich dem der Tongas, zu beschränken; sie glauben an übelwollende Geister und tegen sich, um sie zu beschwören, freiwillige Entbehrungen auf, welche bisweilen an die Strenge des polynesischen Tabu erinnern. Diese bösen Geister haben eine Menge Aehnlichkeiten mit den Atuas von Neuseeland und den Hotuas von Tonga. Die Harfurs haben auch Priester oder vielmehr Wahrsager, welche, wie die römischen Auguren, den Gesang und den Flug der Vögel zu Rathe ziehen, und die Bewegungen der zitternden Eingeweide befragen. Oft treiben sie sogar die Spiegelfechterei so weit, ihren Kopf in den rauchenden Leib des Opfers zu stecken, ziehen ihn dann ganz mit Blut bedeckt heraus und weissagen die Zukunft in rythmischer Sprache.

Vor der Eroberung wurden diese in einen Bund von Manado vereinigten Stämme der Harfurs von Häuptlingen regiert, welche sich zu einem Congresse versammelten, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen. Die Holländer ließen diese alten Gebräuche fortdauern, und unterwarfen nur die Wahl der vornehmsten Häuptlinge (der Kapala Balaks), die ihrerseits mit Bewilligung des Residenten die Hokkums oder Oberhäupter der Dörfer ernennen, der Bestätigung des Gouverneurs. Eine Menge Gegengewichte verhindert, daß das Ansehen der Eingeborenen weder drohend, noch gefährlich für die Holländer werden kann. Keines dieser Aemter ist erblich und die Kapala Balaks stehen unter der Zucht des Gouverneurs, der sie bei dem geringsten Vergehen in das Gefängniß setzen läßt. Diese Männer bleiben deshalb immer in grenzenloser Unterthänigkeit. Sclaven würden nicht sanfter und gehorsamer seyn. Ein Holländer, wer er auch seyn mag, ist für sie etwas Heiliges, und schon das Rohr des Gouverneurs, das einer seiner Peons trägt, hat unbeschränkte Macht. Das Zeichen der holländischen Autorität reicht hin, Achtung gegen einen Befehl und dessen augenblickliche Vollziehung zu gebieten.

Nach diesen interessanten Beobachtungen verließen wir Tomohon und das gastliche Haus des Kapala Balak, eines der schönsten, das ich gesehen, gut gebaut, gut möblirt, mit Canapés so alt als die Eroberung, und einigen Silbervasen, Producten der europäischen Industrie. Der ganze Boden, über den wir kamen, war vulkanisch mit einigen Basaltblöcken hier und da und schwarzem Obsidian in einigen Schluchten; aber nirgends sah man deutliche Lavaströmungen. Der Hauptanbau war Reis und Kaffee. Nachdem wir über wellenförmige Plateaus gekommen, gelangten wir auf den Gipfel des Gunong Empong (Geisterberg), der sich 3500 F. über den Meeresspiegel erhebt. Von diesem Gipfel hatten wir eine wunderschöne Aussicht. Die Bai von Manado, ihre Inseln, das umliegende Land bis zu dem Berge Klobat, alles entrollte sich vor uns. Von Empong stiegen wir nach Lota herab, wo uns andere Gastmähler, andere Feste, andere Tänze erwarteten. Dieses Dorf ist sehr schön; seine breite und reinliche Straße ist mit Häusern auf Pfählen besetzt, von denen einige recht hübsch geschnitzt sind. Unter diesen Bildhauerarbeiten sah man einige, welche Europäer mit Mützen und Hüten vorstellten. Von Lota gelangten wir in einigen Stunden wieder nach Manado zurück. Es war schon sehr spät und es blieb mir kaum so viel Zeit, um Abschied von meinen neuen Freunden zu nehmen, denn der „Siwa" sollte mit Anbruch des nächsten Tages die Anker lichten, und ich begab mich deshalb sogleich dahin, um an Bord zu schlafen.

Celebes ist eine große, ungefähr 200 Stunden lange Insel, welche sich von der Aequinoxiallinie bis zum 6° der nördlichen Breite zieht und demnach ungefähr 16,000 Q.Stunden enthält. Ihrem geologischen Baue nach kann man sie in vier große Abschnitte theilen, welche eben so viele Halbinseln bilden. In politischer und administrativer Hinsicht kann man sie dagegen in zwei Hälften scheiden: die unmittelbaren Besitzungen der Holländer und die mittelbaren.

Unter den unmittelbaren Besitzungen sind zu erwähnen:

Die Bezirke Manado und Gorontalo, von denen wir einen Theil durchwandert haben. Der erste steht direct unter der niederländischen Regierung und der zweite wird durch einen Sultan, den Vasall des Residenten von Manado, regiert. Diese beiden Districte, welche die nordöstliche Halbinsel von Celebes bilden, sind reich ihrem Boden und ihrer Bevölkerung nach und befinden sich in steigendem Wohlstande. Man erntet hier Kaffee, Reis, Gold und verfertigt treffliche Taue aus der Gumutifaser. Die drei vornehmlichsten Städte der beiden Bezirke sind Manado, Gorontalo und Kema;

Das Gouvernement Macassar, das wieder in mehrere Districte getheilt ist, den kleinen Bezirk von Macassar mit seinen drei Flecken Campong Baeu, Malayo und Buguis, dann die südlichen Bezirke, die Residentschaften Bonthain und Maros. Der sonst wichtige Bezirk Macassar, welcher seinen Namen einer Straße gegeben hat, und noch jetzt der Hauptort der niederländischen Macht auf Celebes, ist ein kleines Gebiet von 8 Q.St. mit einer Bevölkerung von 15,000 Seelen nebst den drei Inseln, welche vor der Rhede liegen, einem ungeheuern und sichern Hafen. Der District Macassar hat übrigens keine Stadt, welche seinen Namen führt. Diejenige, welche es sonst gab und die im Malaiischen Udschong Padang hieß, ist längst verschwunden; an ihrer Stelle befindet sich gegenwärtig nur das Fort Rotterdam und die Stadt Vlaardingen, in denen 800 europäische Beamte oder Handelsleute und 3 bis 400 M. Besatzung leben. Die Civilbehörde ist ein Gouverneur, der unter sich fünf Residenten in den nördlichen und südlichen Bezirken, so wie in denen von Bulecomba und Bonthain, und auf den Inseln Sambowa und Salayer hat;

Die südlichen Bezirke (zuider districten) bilden eine Resi-

Digitized by Google

bentschaft von 200 Q.St., welche in 12 Regentschaften getheilt ist und eine Bevölkerung von 75,000 Seelen hat;

Die Bezirke Bulecomba und Bonthain von 260 Q.St. mit einer Bevölkerung von 25,000 Seelen;

Der Bezirk Maros, welcher die schöne Residentschaft dieses Namens bildet, die ganz in Regentschaften getheilt ist, von denen einige während des letzten Krieges zwischen Holland und England mit den Staaten Tanette und Boni vereinigt waren, von den Holländern wieder erlangt und ihren Besitzungen von neuem einverleibt wurden. Die Größe dieses Bezirks beträgt 230 Q.St. und die Bevölkerung 100,000 Seelen.

Die mittelbaren Besitzungen Hollands begreifen einen großen Theil von Celebes. Man könnte sie selbst mit größerm Rechte den unabhängigen Theil der Insel nennen, denn die sie regierenden Fürsten stehen nur der Form nach unter den Holländern. Dieser Theil von Celebes ist in eine Menge kleiner Fürstenthümer getheilt, welche sich immer mehr durch die Zerstückelungen für die Fürstenfamilien verkleinern. Alle diese kleinen Fürsten leben ziemlich gut mit einander und bilden eine Art Bund, für dessen ersten Verbündeten der Generalgouverneur gilt. Die zu diesem Titel gehörenden Rechte bestehen in einer Vermittlerrolle bei den Zwistigkeiten zwischen den Fürsten. Auch sind die Titularfürsten gehalten, den Eid der Treue zu leisten, bei jeder Vacanz die Wahl der neu ernannten der Bestätigung des europäischen Statthalters zu unterwerfen und die Schifffahrt der Eingeborenen einem von den Holländern auszustellenden Patente zu unterziehen, Belästigungen, die mehr drückend als nützlich, mehr kostspielig als vortheilhaft für diejenigen sind, zu deren Gewinne sie dienen sollten.

Einige dieser mittelbaren Besitzungen der Holländer sind:

Das Mandhar, zwischen sieben untereinander verbündete Fürsten getheilt;

Die Staaten von Sidereeng;

Das Königreich Tanette an der Westseite der Insel;

Die Staaten Luhu, Wadscho und Sopeng im Norden von dem Meerbusen Boni. Der erstere, an der Ostseite der Insel gelegen, ist eines der größten Fürstenthümer, nimmt allein ein Viertel des ganzen Gebietes ein, ohne daß man aber die Zahl der Bewohner genau anzugeben vermöchte. Wadscho und Sopeng zählen bei einer Ausdehnung von 200 Q.St. ungefähr 40,000 Bewohner; es ist dies der am besten angebaute Theil der Insel. Alle diese Staaten sind von Bughis bewohnt, einer Handel treibenden industriösen Race, welche den malaiischen pros sehr gute Seeleute liefert und sich in allen Gewässern dieser verschiedenen Archipele findet;

Die Staaten des Königs von Boni, sehr bevölkert, aber arm, können nach einer officiellen Angabe von 1824 40,000 M. ins Feld stellen, was eine Bevölkerung von 200,000 Seelen auf die 600 Q.St. geben würde. Diese Land- und Kriegsmacht hat den König von Boni neuerdings auf den Wunsch gebracht, sich durch die benachbarten Fürstenthümer noch mehr zu vergrößern, und es folgten daraus kaum beendete Kriege. Ohne das Einschreiten der Holländer würde der König von Boni seine Absichten wahrscheinlich erreicht haben. Schon scheinen die Häuptlinge der Völkerschaften, welche die Halbinseln Balante oder die östliche und südöstliche bewohnen, genöthigt zu seyn, seine Oberherrschaft anzuerkennen. Die Hauptstadt seines Reiches, Bayoa, ist eine Stadt von 8000 Seelen.

Die Staaten des Königs von Macassar, ein seit der Zeit sehr herabgekommener Fürst, als er das mächtigste Reich Malaisiens regierte. Alle Reisende des 17. Jahrhunderts sprechen von den Macassaren und deren Monarchen; gegenwärtig findet man kaum noch einige Spuren von dieser Seemacht. Auf 300 Q.St. zählt das Königreich Macassar kaum 65,000 Einwohner. Der gegenwärtige König residirt zu Goa (Goak), dessen Mauern 1778 zerstört wurden.

Der Bezirk Tello, der gegenwärtig von einer dem Könige von Boni unterthänigen Königin verwaltet wird.

Die Staaten Turatte, zwischen drei Fürsten, sonstigen Vasallen Bonis, getheilt, die aber seit dem Kriege, den die Engländer 1814 gegen ihn führten, unabhängig geworden sind.

Einige mehr oder minder wichtige Inseln gehören außerdem geographisch zu Celebes, namentlich die Gruppe Salayer, die unter einige eingeborene Fürsten getheilt ist, welche die niederländische Oberherrschaft anerkannt haben; die Inseln Buton, die einem Sultan gehören und wo sich die kleine Stadt Kalla Susong, die Residenz, befindet; Sangur am Nordende der Halbinsel Manado; Siao, kleiner und südlich von der vorigen gelegen; Banca, sehr klein, aber sehr fruchtbar; die Gruppe Xulla, deren größte Xulla Mangala und deren kleinste Xulla Bessy zu seyn scheint. Die letztere hat einen holländischen Posten.

Die fast ganz bergige Insel Celebes ist dennoch an vielen Theilen sehr fruchtbar. Ehe die Holländer in Folge der vandalischen Berechnungen ihrer Großhändler sie ausreißen ließen, bedeckten Gewürzbäume die Hügel. Muskat- und Gewürznelkenbäume schütteten ihre reichen Ernten über die Küste aus. Gegenwärtig beschränken sich die Producte auf den Bau einer vortrefflichen Sorte Kaffee und auf die Ausbeutung ziemlich ergiebiger Goldbergwerke. Zu Macassar giebt es außerdem Kupfer- und Zinnminen. In den die Insel bedeckenden Wäldern bemerkt man Bauholz, wie Cedern, Eichen, Ahorn, Ebenholz, Sandelholz ꝛc. Es wächst hier auch eine Art Bambus, der sich bei einer Stärke von 3, zu einer Höhe von 40 Fuß erhebt. Dieses Gewächs hat in gewissen Entfernungen Knoten, aus denen zahlreiche Zweige mit Blättern gleich denen des Rohrs und lange harte Stacheln herauskommen. Die jungen Zweige dieses Baumes werden als Ragout gegessen und der Stamm dient als Bauholz. Alle Fruchtbäume der Tropenländer, die Palme, der Brodbaum, der Mangobaum, die Orange, Banane, der Nußbaum finden sich hier in schönen Arten. Unter den nützlichen Bäumen und Pflanzen muß der Baumwollenstrauch, der Kaffeebaum, das Zuckerrohr, der Reis, Pfeffer, Betel, die Areka, der Bergreis ꝛc. erwähnt werden. Die Patate, die Yam wachsen auf den Feldern neben Kohl, Cichorien und europäischen Rüben. Man findet hier auch türkischen Waizen, die Maniocwurzel, das Salz, Zucker aus dem Safte des Aring, Benzoe und Tabak. Die Küsten sind fischreich und die Schildkröte macht einen wichtigen Handelsgegenstand aus.

Das mit Weiden bedeckte Celebes enthält eine große Anzahl vierfüßiger Thiere. Die macassarischen Pferde sind in ganz Indien wegen ihrer Schönheit, ihres Feuers und ihrer Kraft berühmt. Man führt sie nach Java, nach Calcutta, nach Canton, bisweilen sogar nach Ile de France aus und auf jedem Markte finden sie schnellen und guten Absatz. Der Generalgouverneur von Batavia ließ vor einigen Jahren eine ziemliche Anzahl macassarischer Stuten für seine Stutereien zu Ganjar kommen, und es scheint als habe diese Kreuzung mit javanischen Hengsten schöne Füllen gegeben. Die andern Hausthiere sind der Stier, die Kuh, die Ziege, die Schafe und Schweine. Die Hirsche, Eber, Hornschweine, Sapi-utangs und Hasen finden sich in Menge. Das Affengeschlecht ist hier bösartig und mannichfaltig. Außer den Boas, die einen steten Krieg mit ihnen führen, würden sie die Herrn des Landes seyn. Die Boas von Celebes sind ungeheure Reptilien, bisweilen 25 Fuß lang und 9 Zoll im Durchmesser, aber nicht giftig. Ihre Zunge ist gespalten und biegsam, ihr Rücken schwarz, geringelt, mit goldenen Widerscheinen, ihr Bauch silberweiß. Andere Schlangen bekriegen die Affen auch, namentlich eine sehr lebhafte, welche die Töne der Amsel nachahmt. Es giebt auch Schlangenkönige von der Größe der Boas, welche die Ratten und Maulwürfe verfolgen, Cobra de Capellos, eben so schrecklich wie die von Ceylon, mit graubraunem Rücken mit schwarzen Flecken, aschgrauem Bauche, feuerfarbigen Augen und flachem Kopfe mit einem häutigen Busche, der einem häßlichen Helme gleicht. Die Familien der Vögel sind so mannichfaltig als glänzend. Der Adler und Geier schweben über dem Gebirge; der große europäische Rabe bedeckt fast die ganze Insel in schwarzen Schaaren; die Turteltauben, die Fasanen, die Enten, die Wasserhühner, die weißen Reiher geben treffliches Wildpret. Die Tauben und Hühner sind nicht minder häufig. In den Wäldern giebt es eine unendliche mannichfaltige Menge Papageien, den weißen Kakadu mit

Digitized by Google

seinem gelben Federdiademe, das sich bewegt, den fast immer rothen Lori mit schwarzer und purpurrother Kehle, und endlich den grünen Papagei, den gewöhnlichsten von allen. Ein anderer geschätzter Vogel ist der Terengulon, der kaum so groß als ein Gimpel, aber mit den lebhaftesten Farben geschmückt ist, einen glänzenden smaragdgrünen Rücken, einen goldgelben Bauch, einen himmelblauen Schwanz und scharlachrothe Beine und eben solchen Schnabel hat.

Die Völkerschaften, welche diese Insel bewohnen, sind ohne Zweifel verschieden, obgleich man wenig von ihnen weiß. Zwei Hauptabtheilungen müssen angenommen werden, die Malaien von der Küste und die Harfurs des Innern. Die erstern sind brauner und minder schön als die letztern, erfahrener in der Verstellung, minder unterthänig und minder ruhig. Man hat diesen Contrast bereits zu Manado gesehen. Aber diese Nomenclatur reicht nicht hin, denn außer den noch unbekannten Unähnlichkeiten kennt man zwei Küstenvölker, welche sich in Sitten, Gewohnheiten, Gesetzen und Glauben ganz von einander unterscheiden, die Macassaren und Bughis.

Die Macassaren sind groß und stark, lieben die Arbeit und ertragen leicht die Anstrengung. Ihre Züge würden regelmäßig seyn, wenn man nicht nach einem ziemlich allgemeinen Gebrauche auf den malaiischen Inseln den Kindern die Nase eindrückte. Die mahomedanischen Priester sind zu gleicher Zeit mit der Erziehung der Kinder und den Ceremonien des Cultus beauftragt. Die Männer sind heiter, eifersüchtig, aber umgänglich; die Frauen keusch und zurückhaltend. Die Macassaeen lieben die kriegerischen Uebungen und die kriegerischen Tänze nach dem Tone der Gumgums und Tamtams; sie sind treffliche Reiter, schießen sehr gut mit dem Bogen und handhaben mit großer Geschicklichkeit den Säbel und den fast immer vergifteten Kris.

Die Nahrung dieser Eingeborenen besteht in Fleisch, Fisch, gekocht, gebraten und gewürzt. Sie halten des Tags zwei Mahlzeiten, eine um 9 Uhr früh, die andere bei Sonnenuntergang. In der Zwischenzeit kauen sie Betel und Areka, rauchen oder trinken Sorbet, eine mit Gewürznelken und Muskatennuß gewürzte Limonade. Der Palmenwein ist das gewöhnliche Getränk bei den Mahlzeiten. Die Kleidung der Eingeborenen besteht in einer langen Jacke, die bis an die Knie geht, und Beinkleidern aus leichtem Zeuge. Die Reichen haben Kleidungsstücke aus Brocat; die Mittelclassen bloße gestreifte Leinwand. Bisweilen wird noch ein kleiner Mantel über die Jacke geworfen. Der Kopfputz besteht bald aus einer Mütze aus gesticktem Seidenzeuge, bald aus einem Streife gleich dem der Turbane der Türken. Die Großen und die Gemeinen scheeren sich den Bart ab, lassen aber das Kopfhaar wachsen. Wie mehrere malaiische Völkerschaften feilen und färben diese Eingeborenen ihre Zähne, und diese Operation geschieht in dem zwölften Jahre. Sie sind übrigens sehr reinlich, brauchen Bäder, wie alle Mahomedaner und salben sich den Körper mit einem wohlriechenden Fette. Die Frauen tragen Mustinhemden mit kurzen und engen Aermeln, die an der Seite zugemacht werden, seidene Beinkleider, die bis an die Knöchel gehen und Mustinbeinkleider darüber; ihr Haar locken und flechten sie sehr kunstreich. Dies ist, wie man sieht, orientalische Tracht und orientalischer Luxus.

Die Ehen bei den Macassaren werden im funfzehnten oder sechszehnten Jahre geschlossen. Bei den reichen Leuten muß der Vater des Bräutigams dem neuen Paare ein Haus bauen lassen. Früh am Hochzeitstage begiebt sich der Bräutigam in schönstem Anzuge und mit einem Pathen in die Moschee, von wo er seiner Braut Geschenke schickt. Nach dieser Formalität führt der aggui den jungen Mann in den Tempel, setzt ihm seine Pflichten auseinander und fragt ihn, ob er das und das Mädchen zu seiner Gattin haben wolle; auf die Bejahung nimmt er ihn bei der Hand, reicht die andere dem Pathen und führt sie zu der Braut. Bei dieser wiederholt er die Frage, ob sie den und den zu ihrem Manne haben wolle. Wenn sie die Frage bejaht, so legt der Aggui beider Hände zusammen und der Bräutigam giebt der Braut einen goldenen Ring. Darauf setzt man sich an den Tisch und nach der Mahlzeit schließt man die jungen Eheleute drei Tage lang in ein dunkles, nur von einer Lampe erleuchtetes Gemach, wohin ein alter Sclave einige Lebensmittel bringt. Nach dieser Probezeit können sie das Haus beziehen, welches für sie erbaut worden ist, und wo ein großes Festmahl die Ceremonie beschließt.

Die Regierung von Macassar war sonst die mächtigste in den malaiischen Meeren. Dieses im 16. Jahrhunderte blühende Reich hatte auf den meisten umliegenden Inseln Colonien, ein zahlreiches Heer, Flotten und Schätze, die heut zu Tage verschwunden zu seyn scheinen. Es giebt zwar noch einen Kaiser von Macassar, aber kein Reich. Dieser Kaiser ist nichts weiter als ein Glied des Bundes von Celebes, ein armer Vasall der Holländer. Sonst war die Krone erblich; man zählte sogar eine zehnhundertjährige Aufeinanderfolge rechtmäßiger Könige. Das ungefähr 15,000 M. starke Heer wurde nur in Kriegszeiten bezahlt. Die Nationalfahne ist weiß und roth, mit Halbmonden, Blättern und Vögeln in Goldstickerei.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts waren die Macassaren noch Götzendiener. Um diese Zeit wurde das Evangelium durch Kaufleute von Ternate verbreitet und der König ließ sich nebst seinen Unterthanen, wie man sagt, durch die Portugiesen taufen; aber ein halbes Jahrhundert später drang der mahomedanische Glaube in das Land und zwar in Folge des Verkehrs der Macassaren mit den Aschinern von Sumatra; seitdem sind diese Eingeborene fanatische Muselmänner geworden.

Die Bughis sind ebenfalls Muselmänner, aber minder intolerant als ihre Nachbarn. Die ganze See- und Gewerbsindustrie der Insel scheint in den Händen dieser Bughis, eines thätigen, Schifffahrt treibenden Volkes zu liegen. Sie verfertigen eine ungeheure Menge blaue, weiße ꝛc. baumwollene Zeuge, rothe Seidenstoffe, Schurze und werthvolle Decken. Die Fischerei und die Küstenfahrt scheinen ihre wesentlichste Beschäftigung zu seyn. Sie besuchen nicht blos alle benachbarten Gruppen, die Molukken, Borneo, Java, die Philippinen, sondern auch das indische Festland, Macao und Canton, Madras, Calcutta, Sueate und Bombay und führen ihre Pros sogar bis in die Gewässer des rothen Meeres. Diese kühnen und geschickten Seeleute fahren auch an die Küsten von Australien und besonders in den Meerbusen von Carpentaria, um Tripangs zu fischen, einen der vortheilhaftesten Artikel des Handels mit China.

Die Insel Celebes gehörte anfänglich den Portugiesen, welche sich hier 1525 niederließen und sich da noch hielten, als sie bereits von den Molukken vertrieben waren. Die Holländer bemächtigten sich derselben erst um das Jahr 1660 und behielten sie weniger wegen des Vortheils, den sie davon hatten, als wegen der Besorgniß, sie in die Hände einer andern Macht fallen zu sehen. Zu jeder Zeit sind die Kosten der Occupation höher gekommen, als die Einnahmen. Man hofft indeß, die Sachen durch die Verbesserungen, welche der Baron van der Kapellen eingeführt hat, auf einen bessern Fuß zu bringen. Die absurde Herrschaft des Monopols muste auf Celebes alle Reichthümer des schönsten Bodens unterdrücken, der freie Handel und der freie Anbau aber müssen ihm alle Vortheile zurückgeben, welche die Natur ihm bestimmt hat. Uebrigens wird uns diese Frage wieder beschäftigen, wenn wir einen Ueberblick über das Verwaltungssystem werfen, das so lange die sogenannten Gewürzinseln beherrscht hat.

Vor den Holländern hatte die Ortsgeschichte wenig Bemerkenswerthes zu erzählen. Die Bewohner dieser Inseln, welche man Bugtis nannte, zählten die Jahre nach den Regierungen ihrer Fürsten. Ihnen zu Folge und nach der historischen Chronologie, der sie noch folgen, haben 39 Könige zu Goa Macassar seit der Entstehung der gegenwärtigen Dynastie bis zum Jahre 1809 geherrscht. Das Reich würde also, wenn man eine Regierung im Durchschnitt auf 13 Jahre rechnet, nur 509 Jahre alt seyn, und müßte also im Jahre 1302 nach unserer Zeitrechnung entstanden seyn. 1610 zwangen die Macassaren, die Mahomedaner geworden und vom Eroberungsgeiste belebt waren, die Einwohner von Boni und Wadschu ihren Glauben anzunehmen. Im Jahre 1640, als der König von Boni, Lamaderama, seine Unterthanen verfolgte, um sie zu bekehren, riefen diese die Macassaren zu Hülfe, welche den König besiegten und seine Staaten sich zinsbar machten. Ihre Siege dauerten von da an fort und sie unterwarfen sich 1650 auch Sumbawa, 1655 Xulla und Buton und zerstörten auf der letztern

Digitized by Google

Insel die holländische Niederlassung. Ihr Glück dauerte bis zu dem Tage, da der Admiral Speelman auf ihre Flotte von 700 Schiffen nebst 20,000 Mann traf und sie vernichtete. Von dieser Zeit an schreibt sich die Macht der Holländer. Sie geht bis ins Jahr 1672 und zur Regierung des Radscha Palaka, des Kaisers von Macassar, hinauf.

Kapitel XXIV.

Malaisien. — Die Molukken.

Der „Siwa", Capitain Norbott, war eine schöne Kriegsbrigg, wie sie die Holländer zum Dienste ihrer Colonien in diesen Gewässern haben. Am 24. August verließ er Manado, fuhr bei einem guten Landwinde um die Inseln in Nordosten von Celebes herum, und steuerte dann, als er sich in hinreichender Höhe befand, nach Süden, um nach Ternate zu kommen. Diese Fahrt auf einem ebenen Meere unter einem schönen Himmel, bei günstigem Winde und mit einem vortrefflichen Segler, geschah ohne ein merkwürdiges Ereigniß. Am 27. ankerte der „Siwa" vor der Rhede von Ternate und im Angesichte der Insel Tidor.

Ternate und Tidor sind, obgleich beide klein, die wichtigsten Punkte der Gruppe Gilolo, welche unter dem Namen der eigentlichen Molukken bekannt ist. Beide haben kegelförmige Berge von 6000 Fuß Höhe und sind einander sehr ähnlich. Einige kleine Inseln, wie Banjan, Motir, das ein alter Reisender die Wanneinsel nannte, Batschian und Makian, das einen offenen Krater hat, gehören noch zu jenen beiden Inseln; ihre Sultane haben sogar Colonien auf der großen Insel Gilolo.

Ternate liegt unter 0° 52′ südl. Br. und 125° 12′ östl. L. von Paris und hat 10 Stunden im Umfange. Die Insel gehört einem mahomedanischen Sultan, dessen prächtiger Palast (Dalem) zwischen der Stadt und dem niederländischen Fort Oranien liegt. Dieser Sultan, den Staats- und Handelsverträge an Holland fesseln, hatte sich zur Zeit des Monopols zur Ausrottung aller Gewürzbäume verbindlich gemacht, einer unglückseligen und absurden Maßregel, welche der Baron van der Kapellen seit kurzem aufgehoben hat. Gegenwärtig hat das Monopol der Tarifherrschaft Platz gemacht. Man giebt den Anbauern von Ternate und Tidor 10 Sous für 1 Pfund Gewürznägel, 12 Sous für 1 Pfd. Muscatenblüte und 8 Sous für 1 Pfd. Muscatennüsse.

Ternate ist amphitheatralisch am Meeresufer gebaut und eine schöne Stadt mit ungefähr 5000 Einwohnern. Auf dem Boden dieser fruchtbaren Insel gedeihen alle tropischen Gewächse. Das ganze Innere ist mit ruhigen und sanften Menschen bewohnt, die träge sind, weil sie wenig Bedürfnisse haben und nichts ihre Trägheit antreibt. Die Insulaner von Motir verfertigen ziemlich hübsche Töpferwaaren, welche sie auf alle benachbarte Inseln verführen. Ternate wurde zu jeder Zeit von den Holländern für einen sehr wichtigen Posten gehalten, sowohl in commerzieller als in militärischer Hinsicht. Es ist die Grenze des niederländischen Malaisiens. Deshalb wurde auch dieser Posten in dem letzten Kriege mehrmals angegriffen und kräftig vertheidigt. Als Markt zu Tauschartikeln würde Ternate eine Menge Vortheile gewähren, wenn man die Wichtigkeit besser zu würdigen wüßte. Die niederländische Verwaltung daselbst besteht aus einem Residenten, einem Secretair und zwei andern Beamten. Es giebt auch einen Stadtrath, einen Gerichtshof und ein Waisenhaus.

Tidar, das noch reichlicher bevölkert ist als Ternate, mit einer Stadt gleichen Namens, gehorcht, wie ihre Nachbarin, einem den Holländern unterworfenen Sultan. Der Boden und die Erzeugnisse sind ungefähr dieselben.

Diese beiden Sultane haben, wie bereits erwähnt, jeder auch Besitzungen auf der großen Insel Gilolo, der größten der Molukken, die im Kleinen in ihrer Gestalt die vier Halbinseln von Celebes mit ihrem großen, ebenfalls nach Osten gerichteten Meerbusen wiederholt. Das Innere der Insel gehorcht unabhängigen Häuptlingen. Batschelie ist der dem Sultan von Ternate unterworfene Theil und Galeta gehört dem Sultan von Tidor. In beiden befindet sich gegenwärtig ein holländischer Resident.

Unter den andern Inseln, welche zu den eigentlichen Molukken gehören, müssen auch Motir, Makian und Batschian, von denen bereits die Rede war, erwähnt werden, dann die zu der letztern gehörigen Typa, Mya, Mandolly, Tawally und Dammer und endlich Ceramlaut und Goram, welche noch ein unabhängiges Fürstenthum zu bilden scheinen. Dann die große Oby, welche Batschian und Mysai, die Tidor unterthan ist; Popo mit der Gruppe Boz; Martay, eine der größten dieses Archipels, aber fast ganz entvölkert und dem Sultan von Ternate unterthan; Salibabo, eine unter mehrere Häuptlinge getheilte Gruppe, welche die Inseln Tolury, Salibabo und Kabroang umfaßt; endlich Mengis aus den drei Inseln Ramusa, Karotta und Karkarlang gebildet, welche mehr zu den Philippinen als zu den Molukken zu gehören scheinen, da sie die Oberherrschaft des Sultans von Mindanao anerkennen.

Der „Siwa" hielt sich zu Ternate nur einige Stunden auf, um Depeschen von dem Residenten mitzunehmen. Er bemerkte nacheinander die Höhen von Tawally, Xulla Mangola und Xulla Bessy. Auf der Höhe der letzten Insel fuhr ein Koro Koro nur einige Kabellängen vor der Brigg vorbei. Zwei oder drei Personen in malaischer Kleidung, die aufrecht auf der Erhöhung standen, schienen einer Menge nackter bronzefarbiger Männer mit buschigem Haar Befehle zu ertheilen, die sich durch das Rudern erschöpften. Auf dem Vorder- und Hintertheile flatterten blaue Flaggen mit einem rothen Dreieck, das von blauen Figuren umgeben war. Auch in der Mitte des Dreiecks befanden sich drei oder vier solche rautenförmige Figuren. In der Mitte des Koro Koro endlich flatterte eine dritte viel größere weiße Fahne, die in der Mitte zwei Schwerter hatte, deren Schneiden gegen einander gerichtet waren. Dies war ohne Zweifel das Wappen des Königs. Um die Langeweile des Herrn zu vertreiben und die Ruderer lebendig zu erhalten, geschah die Fahrt bei den Tönen der Gumgums und Tamtams.

Am 31. Aug. erschien der „Siwa" vor der Straße von Buru, steuerte nach der Spitze Ruba und ließ bei dreißig Klaftern Wasser in der Bai von Caieli vor dem Fort Defense die Anker fallen. Als das Boot ausgesetzt wurde, stieg ich mit hinein und begleitete den Capitain Norbott, der sich bereits für mich interessirte und mein Freund geworden war, zu dem Residenten. Dieser, Herr Jansens, nahm uns sehr wohl auf und wir blieben einige Stunden am Lande. Das Haus des Residenten, das mit Stroh gedeckt war und nur aus einem Erdgeschosse bestand, hat außen eine Galerie, unter welcher man vor der Sonne geschützt war. (Taf. 23. Abbild.) Ein reichbepflanzter Garten befand sich an dieser Wohnung. Nicht weit von da bemerkten wir vier oder fünf einfache Moscheen, mit vierseitigen Pyramiden oben darüber und zwei Dächern übereinander. Eine Art Fries lief rund herum und eine Reihe von sechs oder sieben Stufen führte von außen in das Innere der Moschee. Auf der Spitze eines spitzigen Kegels befand sich eine olivenförmige Verzierung. (Taf. 23. Abbild.)

Caieli gewähre eine Reihe schöner Ansichten. Die Rhede ist groß und schön und kann ganze Geschwader fassen, obgleich kaum einige Küstenfahrer von Zeit zu Zeit daselbst erscheinen. Das Fort Defense, in ziemlich gutem Zustande, beherrscht die Rhede. Es liegt in der Mitte und hat zur rechten und linken Seite die Bambushütten, welche die Malaien bewohnen. Das große und ziemlich volkreiche Dorf bildet so einen Halbkreis von Wohnungen, hier und da durch Bäche durchschnitten und von prächtigen Arekapalmen, einem der zierlichsten Bäume der Tropen, beschattet. Die Berge, welche Caieli krönen, stehen ziemlich weit zurück. Folgt man einem Fußsteige, der sich an der rechten Seite des Forts hinzieht, so kann man eine halbe Stunde unter Brodbäumen und andern großen Gewächsen von ungeheurer Höhe hingehen. Die Papageien fliegen in diesen Wäldern in zahlreichen und glänzenden Scharen umher. Die Insel, deren malaischer Name Buru Vogel bedeutet, besitzt Vögel von jeder Art und Größe. Man erwähnt besonders den Lori, der von Liebhabern naturge-

Digitized by Google

schichtlicher Gegenstände wegen der Mannichfaltigkeit und des Glanzes seiner Farben so gesucht ist, sich aber an das Climat unserer kältern Breite nicht gewöhnen kann. Die Bewohner von Buru ziehen indessen einige und schicken sie nach Amboina und Java. Das Geflügel ist auf der Insel sehr häufig und die Eier kann man fast umsonst haben. Diese Wohlfeilheit kommt von der falschen Berechnung der Holländer, welche den fremden Flaggen den Zugang in ihre Besitzungen auf den Molukken versagen. Als das Monopol herrschte, als man fürchtete, die Aussicht auf einen Abzugsweg könne zu einem verbotenen Anbaue führen, konnte jene, immer absurde, Vorsicht von Nutzen seyn; gegenwärtig aber, da das Verbot aufgehört zu haben und Holland zu einer bessern Colonialverwaltung zurückzukehren scheint, ist es ganz unbegreiflich, warum diese Art Blokade noch immer aufrecht erhalten wird, die einem fruchtbaren Lande den Absatz der Erzeugnisse seines Bodens verschließt.

Während unsers kurzen Aufenthalts wollte uns der Resident das Schauspiel einiger Feste verschaffen. Die Hauptunterhaltung war eine Art Kriegstanz, den auf dem freien Platze von Caieli Insulaner von Ambiu, einer nahe bei Buru liegenden und zu ihr gehörigen Insel, ausführten. Von den beiden Kämpfern hatte der eine, der bis an den Gürtel nackt war, nur eine Art enger kurzer Beinkleider und eine Art Kappe auf dem Kopfe, während der andere mit einem Schurze, der von dem Gürtel bis auf die Knie reichte, in einer offenen Jacke und einem Käppchen mit einer metallenen Verzierung erschien. (Taf. 23. Abbild.) Beide waren mit Schild und einer Art Säbel bewaffnet, gaben und parirten Hiebe, während ein Musiker auf ein Gumgum schlug, sie anzureizen und den Takt des Kampfes zu regeln schien. Dieser Kampf fand unter dem Gelächter der Versammlung statt, denn die Kämpfer begleiteten ihre Bewegungen mit den komischsten Geberden und der ausdrucksvollsten Pantomime. Nach diesem Tanze der Insulaner von Ambiu kamen Nationaltänze der Malaien, der Papus und der Harfurs. Dabei zeichnete sich besonders ein Kind aus, das der Resident von einer Malaiin hatte. Diese Tänze erinnerten, wie das Land selbst, an ihre doppelte Verwandtschaft, an die asiatische und die polynesische.

Die sehr hohe und sehr steile Insel Buru erhebt sich mitten aus dem Meere der Molukken wie eine Mauer. Sie ist bergig und uneben und im Innern von Harfurs bewohnt, die weniger sanft und lenksam sind, wie die von Manado. Von Jugend auf an kriegerische Spiele gewöhnt, haben die Eingeborenen die Fortschritte der Holländer immer mit Mißtrauen und Argwohn begleitet. Sie greifen allerdings weder den Küstenposten, noch das Fort an, welches denselben vertheidigt, aber mehr als ein einzelner Posten hat von ihren Angriffen leiden müssen. Die Bevölkerung der Küste besteht aus Malaien und Chinesen, die sich in ziemlich ärmlichen Umständen befinden. Die Malaien sind Mahomedaner, besuchen die Moscheen, haben Imans, welche predigen, und beobachten die Beschneidung. Die Begräbnißplätze finden sich gewöhnlich an einem versteckten Platze und dort erheben sich hölzerne Grabmäler, die durch das feuchte Clima bald zerstört werden. Wie in allen mahomedanischen Ländern sind die Frauen auf Buru sehr zurückhaltend und fliehen vor den Männern. Bei angenehmen Zügen, langem schwarzen und seidenweichen Haar, lebhaften Augen, niedlichen Füßen und Händen verrathen sie einen gewissen Geschmack und eine Art Koketterie in ihrem Anzuge. Ein Rock und ein Mantel sind die Hauptstücke desselben. Sie lieben den Schmuck und die Halsbänder. Ohne die häßliche Gewohnheit des Betelkauens, wodurch ihre Zähne schwarz werden und ihre Lippen eine blutige Farbe erhalten, würden die Frauen von Buru ziemlich hübsche Geschöpfe seyn.

Die ärmsten der Einwohner beschäftigen sich mit der Fischerei, die reichsten ziehen javanische kleine Rinder, die nach Amboina ausgeführt werden. Die Insel Buru nährt außerdem noch wilde Rinder, wilde Schweine, Hirsche, Büffel und Hornschweine. In den Wäldern im Innern, wo man schönes Ebenholz, Cayu Puti, wovon man das Cajeputöl erhält, Eisen- und Teakholz findet, giebt es viele und giftige Schlangen. Ohne Zweifel wachsen in diesen düstern Wäldern trotz dem holländischen Verbote seit Jahrhunderten Gewürznelken- und Muscatennußbäume. Die Luft ist auf Buru sehr feucht, das Moos überzieht die Bäume und bildet um die Quellen und Bäche einen grünen Rand. Die Natur ist hier üppig wie in allen Ländern unter dem Aequator.

Der „Siwa" hielt sich nicht lange auf derselben Rhede auf. Ihrer Bestimmung nach war diese Brigg eine Art Estafette zwischen den Sonda Inseln und den Molukken und hielt sich bei den unwichtigern kaum so lange auf, um die Depeschen abzugeben oder zu empfangen. Nachdem dieser Auftrag bei den Residenten von Caieli vollzogen war, ging sie am 1. Septbr. wieder unter Segel. Wir fuhren um die Spitze Pela herum und lavirten in der Straße gegen SSO- und Südwinde. Erst am 4. kam der „Siwa" auf der Rhede von Amboina an. Schon früh um 8 Uhr waren wir an den Felsen Roessa Riva vorbeigefahren, worauf der Capitain nach dem Fort Vittoria zu steuern ließ. In diesem Augenblicke zeigte sich fast die ganze Insel Amboina vor uns und sandte bis auf das hohe Meer den Wohlgeruch von ihren Gewürzbäumen. Auf der ganz grünen und niedrigen Küste standen die Häuser und Hütten, die sich an einen Berg zu lehnen schienen, auf welchem die Gebäude und Pflanzungen seltener waren. (Taf. 23. Abb.) Das Fort mit seiner Flagge auf der Spitze eines Mastes und die Schießscharten mit den Feuerschlünden; die hufeisenförmige Rhede mit den ankernden Schiffen, Piroguen und Koro Koros; die Stadt mitten in dieser Landschaft und in der Ferne die Berge der Insel Ceram, welche den Horizont begrenzen, — das ist der erste Anblick, welchen die Insel Amboina dem von dem hohen Meere kommenden Seefahrer gewährt. Ihre geographische Bildung vermehrt die Seltsamkeit noch, denn obgleich Amboina 20 St. lang ist, wird sie doch durch eine ungeheuere Bai in zwei fast gleiche Halbinseln geschieden.

Dieser Umstand theilt die Insel in zwei so bestimmte Theile, daß die Holländer jedem einen Namen gegeben haben, Hitu und Leytimor, die durch eine Landzunge von höchstens einer halben Stunde Breite getrennt werden. Das Meer, das in diesen ungeheuern Halbkreis hineindringt, bildet daselbst zwei gute Ankerplätze, selbst für die größten Schiffe. Vor der größten dieser Baien, der südlichen, haben die Portugiesen das Fort Vittoria gebaut, wo sich noch heut zu Tage die holländische Garnison aufhält. Die Stadt liegt etwa 100 Klaftern weiter nach dem Innern zu.

Ein Boot des Gouverneurs, das an den „Siwa" gekommen war, führte uns an's Land. Da der Capitain Norbott sogleich wieder nach Batu Gadscha, der Wohnung des Gouverneurs, abreisen mußte, so erboten sich die Officiere, mich bei einem Spaziergange durch die Stadt zu begleiten. Nach Beendigung desselben sollten wir uns ebenfalls nach Batu Gadscha begeben, wo wir zum Mittagessen eingeladen waren.

Zuerst besahen wir das Fort, das, wie bereits erwähnt, von den Portugiesen erbaut wurde und gegenwärtig verfällt. Die gewöhnliche Besatzung besteht aus 700 Mann, größtentheils Eingeborenen. Später hatten wir Gelegenheit, auf dem Exercierplatze in der Stadt selbst einen Theil zu mustern. Die am besten Exercierten dieser Truppen stellten sich an dem einen Ende in Pelotons auf, thaten als wenn sie schießen wollten, und machten verschiedene Manöver, während an dem andern Ende die eingeborenen Rekruten von einem Officier in der Handhabung der Waffen geübt wurden. (Taf. 24. Abbild.) Diese Truppen waren gut gekleidet und gut gehalten, da sie aber größtentheils aus Eingeborenen bestehen und kaum etwa 40 Europäer in ihren Reihen haben, so würden sie ohne Zweifel eine traurige Figur machen, wenn sie sich einmal mit englischen oder französischen Truppen messen sollten.

Nicht weit von dem Fort und als wir eine Anhöhe erstiegen hatten, konnten wir bereits einige Proben von den malaiischen Schönheiten sehen. Bei einer Quelle, die aus dem Felsen sprudelte, stand ein junges Mädchen, das ihre beiden Krüge gefüllt hatte; sie trug keinen Hut, die Haare auf den Scheitel des Kopfes emporgezogen, war mit einem Aermelkleide bekleidet, das sie wie eine Blouse vom Halse bis an die Knöchel bedeckte, und hatte hohe Pantoffeln an, wie ich sie in Singapur gesehen hatte und die aus einer einzigen Holzsohle bestehen, die durch einen kleinen Knopf zwi-

Digitized by Google

schen den Fußzehen festgehalten wird, und das junge Mädchen war wirklich hübsch, schlank und anmuthig. Neben ihr stand ein eingeborner Soldat barfuß und den Tschacko auf dem Kopfe. Ein junger Malaie hinter der Quelle vervollständigte die Gruppe. (Taf. 24. Abbild.)

Wir setzten unsern Weg nach der Stadt in einer Allee von sehr schönen Bäumen fort, neben welchen hübsche europäische Wohnungen stehen. Amboina breitet sich halbmondförmig in der Ebene aus und im Mittelpunkte liegt der europäische Stadttheil, in welchem reichen und bevorrechteten Theile wir große Gebäude, Häuser mit prächtigen und geräumigen Galerien, gerade, breite und luftige Straßen und Gärten mit schönen Bäumen sahen.

Der malaiische Stadttheil bedeckt einen ansehnlichen Raum. Wenn er minder reich ist, so gewährt er dafür weit mehr malerische Partien und natürliche Schönheiten. Bei jedem Schritte findet man hier hübsch gruppirte Häuser von Bambus, Mauern von Sagobäumen, in der Mitte zierliche Portiken und Palmen, die sich neigen, um sehr hübsche Moscheen zu beschatten. Dieses Stadttheil wird von den ärmsten Leuten bewohnt, den Arbeitern der Europäer und Chinesen, welche durch Gewalt und Klugheit ihre Herrn sind. In dem Erdgeschosse dieser Hütten sieht man ärmliche Kaufladen, wo kleine Fische und Früchte des Landes ausgeboten werden. Die Hauptbeschäftigung der Malaien ist der Fischfang. Ihre mit Netzen beladenen Piroguen bedecken den Tag über den Hafen und fahren auf den Fischfang bei den Tönen des Tamtams, ohne welche die Ruderer keine Kraft zu haben scheinen. Abends ist das Meer von den Lichtern der Fischerboote beleuchtet.

Der dritte und letzte Stadttheil von Amboina ist der chinesische. Hier haben diese herumziehenden Handelsleute eine Colonie angelegt, wie zu Singapur, Manilla und Batavia und überall, wo Geld zu verdienen ist, denn die Chinesen sind die Israeliten des Orients. Diejenigen, welche ich hier sah, unterschieden sich in nichts von jenen, welche ich bereits gesehen hatte, dieselbe Thätigkeit, dieselbe Geschäftsklugheit, dieselbe Nettigkeit in der Ausstellung der Waaren und dieselbe Ordnung in ihren stillen Häusern, in denen die Frauen eingeschlossen leben. Am meisten fiel mir der Campong oder Bazar auf. Es war die Stunde, in welcher sich die Bewohner von Amboina mit allem zu versehen pflegen, was sie den Tag über brauchen. Hier werden die schönsten Früchte, die schönsten Fische und das beste Fleisch verkauft. Man findet hier auch Zeuge, Luxusgegenstände aus China und Europa, Sonnenschirme, Thee, Tripangs und gesalzene Fische. Man kann sich keine Vorstellung von der Bewegung machen, die unter dieser Halle, einem großen, von 20 Pfeilern getragenen und mit Stroh bedeckten Schuppen, herrscht. Holländische Officiere kreuzen sich hier mit malaiischen Fischern, chinesische von dem Gouverneur angestellte Zollbeamte halten thätige Aufsicht, während die ganze Menge von Eingeborenen in dem Raume sich stößt, sich hin und her bewegt, spricht und zankt. (Taf. 24. Abbild.) Auch des Abends verliert dieser Bazar nichts von seiner Lebendigkeit, im Gegentheil versammeln sich dann vorzugsweise die Handelsleute. Sie bleiben hier bis um 9 Uhr. Jeder Laden wird von einer oder zwei harzigen Fackeln erleuchtet, welche in Sagoblätter gewickelt werden, wenig Rauch geben und sehr wenig kosten. Die Bevölkerung von Amboina besteht also aus Europäern, Malaien und Chinesen. Diese drei verschiedenen Volksracen wohnen in derselben Stadt, ohne fast jemals sich zu vermischen, einige Ehen zwischen Chinesen und Malaien und einige Verbindungen zwischen Europäern und hübschen Malaiinnen abgerechnet. Trotz diesem Contraste von Sitten, Ursprung und Religionen ist Amboina eine ruhige Stadt und leicht zu regieren. Alles ist für diese Bevölkerung von 10,000 Seelen vorgesehen und geregelt, das väterliche Phlegma der Holländer hat das Gesetz gemacht und ihm muß man gehorchen.

Als wir den Bazar verließen, war es schon spät und es blieb uns kaum Zeit übrig, zum Mittagsmahl des Gouverneurs zu kommen. Der Weg nach Batu Gadscha, dem Residenzpalaste, ist ein herrlicher Spaziergang, bald an Gruppen von Sagobäumen hin, bald unter schönen Cocus- und Arrekapalmen oder zwischen von Vögeln belebtem Gebüsch von Mangos, Mangustans, Litschis, Bilimbings, Lansas, Bananen ꝛc. Obgleich wir Tragsessel und Pferde zu unserer Verfügung hatten, so machte ich doch den Weg zu Fuße und kein Fest in der Welt konnte für mich reizender seyn, als dieser Spaziergang in dieser herrlichen Natur. Es war eine orientalische Landschaft in aller ihrer Pracht, ein langer Zaubergarten, als habe ihn eine Fee durch ihren Zauberstab hervorgerufen. So gelangte ich nach Batu Gadscha, einer köstlichen Wohnung an einem Berge, umgeben von frischen Gärten und nach allen Richtungen von hellem laufenden Wasser durchschnitten. Batu Gadscha besteht aus mehrern Gebäuden um eine innere Einfriedigung herum, über welche eine Flaggenstange ragt; hier eine große Halle mit Säulengängen, eine frische und luftige Galerie; weiter hin das Hauptgebäude, welches der Gouverneur bewohnt; noch weiter die Ställe ꝛc. Hier und da sind als Verbindungsmittel Brücken über die kleinen Bäche gespannt, welche die reizende Villa durchströmen. (Taf. 24. Abbild.)

Gleich am Eingange trafen wir den Capitain Norbott, der uns erwartete und uns dem Gouverneur, einem freundlichen und artigen Manne, vorstellte. Das Mittagsmahl war heiter, prächtig und zu gleicher Zeit auf europäische und orientalische Weise luxuriös. Die holländische Reinlichkeit und Fülle herrschten überall. Beim Dessert aß ich zum erstenmale Durions und Rambutans. Die erste dieser Früchte, die einen sehr starken Knoblauchgeschmack hat, war mir zuwider, die zweite aber fand ich sehr angenehm und der Litschi ähnlich. Die aufwartenden Diener waren Malaien, aber besser gekleidet als alle, welche ich bis dahin gesehen, trugen Schuhe, runde Hüte und nicht Turbane, mit glattem und nicht in einen Zopf geknüpftem Haar.

Die folgenden Tage vergingen mit Ausflügen in der Umgend von Amboina. Wir sahen zuerst den Garten der Compagnie, der wenig Bemerkenswerthes enthielt, dann das Grab des berühmten Naturforschers Rumphius, ein einfaches Mausoleum, das von dem hübschen Strauche panax fruticosum umgeben war. Hierauf begaben wir uns in das Innere des Landes, eines der schönsten und reichsten, die man sehen kann. Der erste Baum, den wir bemerkten, war der Sagouerbaum, aus dessen frisch abgeschnittenen Blüthenstielen ein angenehmes Getränk destillirt wird, das man in Bambusstücken aufbewahrt. Jeder dieser Bäume kann täglich und zwei Monate lang sechs bis acht Litres Flüssigkeit geben. Um die Gährung zu verhindern, nehmen die Einwohner Holz von dem soulonnea dazu. Außer dem Getränke erhält man von dem Baume durch Absonderung eine Art schwarzen Zuckers, den die Malaien guia itan nennen und der crystallisirte Brode bildet. Ferner liefert er Fasern, aus denen die Insulaner sehr gute Stricke machen. Nach der Gestalt und der schwarzen Farbe dieser Fasern könnte man sie fast für Pferdehaare halten. Endlich geben die jungen Früchte, mit Zucker zubereitet, eine treffliche eingemachte Frucht.

Weiter sahen wir, wie ein Eingeborner einen Sagobaum benutzte. Der gewöhnlich starke Baum war vor kurzem gefällt und seiner ganzen Länge nach geöffnet worden. Der Sago war zum Theil herausgenommen. Diese Palme liefert im Obertheile des Stammes fast eben so viel Sago, als in der Gegend der Wurzeln. Hat man den Sago aus dem Baume herausgenommen, so zerreibt man ihn und bringt ihn in besondere Säcke aus Blattstielen der Cocuspalme. Man gießt mehrmals auf diese Säcke Wasser, welches das Feine mit hinwegnimmt und das Grobe zurücklässt. Das Wasser wird in Trögen unten aufgefangen und fällt aus einen in den andern, bis alles Holzartige heraus ist.

Andere merkwürdige Pflanzenerzeugnisse zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir bemerkten nach einander das eleocarpus monogynus, das bis an seine untern Zweige mit schön geformten Blumen bedeckt ist; mehrere Pflanzen aus der Familie der Orchideen; Aractis, denen man den Namen cussonia thyrsiflora gegeben hat; eine begonia; ganze Büschel von agave vivipara, das canarium commune, das nam-nam der Malaien (cynometra cauliflora), dessen säuerlicher Geschmack dem eines säuerlichen Apfels nahe kommt; die Pipapalme, mit deren Blättern die Häuser gedeckt werden; die scaevola obelia, die heritiera, den laurus culilaban, der ein

Digitized by Google

sehr gesuchtes aromatisches Oel liefert; die erythrina coraliodendron; pandanus odoratissima, dessen Zweige durch die runden Früchte gebogen werden; die eugenia malauensis, averrhoa carambola, anona muricata, jatropha curcas, welche gute Palissaden giebt; den Rucu, den schönen Strauch abroma angusta, dann in einigen Gärten die bunte Sonnendiume, das chinesische Holz ꝛc., die sich durch ihre Schönheit auszeichnen.

Unter den Thieren bemerkten wir eine fliegende Eidechse, ein hübsches Thier, das sich einige Augenblicke in der Luft erhielt, wenn es seine beiden flügelförmigen Glieder ausbreitete; die lacerta amboinensis, ein Thier, dessen Farben wechseln wie bei dem Camäleon, und bisweilen von Grün in Dunkelbraun übergehen; den papilio Agamemnon mit prächtigen Flügeln, und endlich den cancer caminus, eine Art Krebs, die in den Bächen der Umgegend sehr häufig ist.

Die Eingeborenen der Umgegend von Amboina sind ohne Zweifel mit den ersten Einwohnern vermischte Malaien. Wir traten in eine ihrer Hütten, die blos aus aneinander gebogenen und mit Blättern bedeckten Bambusstäben bestanden. Drei Frauen befanden sich in dieser ärmlichen Wohnung und ihr erstes Gefühl bei unserm Anblicke war der Schreck. Wir wollten einige Gegenstände kaufen, aber man antwortete uns anfänglich nur durch eine fortwährende Weigerung. Trada! trada! (nichts! nichts!) sagten diese Frauen, und ohne Zweifel wurde ihr Mißtrauen durch den übeln Ruf veranlaßt, den sich die Europäer in diesen Dörfern gemacht haben. Wirklich hatten wir ihnen kaum einige Kleinigkeiten angeboten, als wir mehr erhielten, als wir verlangt hatten. Man setzte uns Pataten, Yams mit leicht gegorenen Sagner-Wein vor. Von den drei anwesenden Frauen stand nur eine bereits im reiferen Alter; die beiden andern, ihre Kinder ohne Zweifel, waren jung, hübsch, gut gewachsen, halb nackt und verriethen einen herrlichen Gliederbau. Sie trugen nichts als ein Hemd, das bis an die halbe Wade ging und durch einen Gürtel um den Leib zusammengehalten wurde. Bei den dazukommenden Männern verdeckte nur eine Art Schurz oder kurze Hose die Geschlechtstheile. Sie sind sanft, mäßig, fleißig, obgleich etwas träge. Ihre Hütten werden fast ganz von einem Baume geliefert. Das Dach und die Wände werden mit den Blattstielen desselben bedeckt. Die beiden Seiten des Daches sind in einem Winkel von 45 Grad geneigt und ein Theil bildet nach dem Eingange der Hütte zu einen kleinen Schuppen, in welchem sie die frische Abendluft genießen und die Nahrungsmittel aufbewahren. Im Innern sah man statt der Betten nichts als Gitter von drei Zoll auseinander stehenden Stöcken. Darunter lagen einige Wirthschaftsgeräthe, nämlich drei irrene selbst verfertigte Töpfe, einige von Europäern gekaufte Flaschen, Löffel aus großen Muschelschalen, die zu Amboina häufig sind, eine Hacke und ein Messer.

Als wir dieses Haus verließen, um nach Amboina zurückzukehren, sahen wir am Fuße des Berges zwei Phalanger mit der größten Schnelligkeit dahin laufen. Weiter hin zeigten uns unsere Führer ein mate, ein den Eingeborenen heiliges Votiv- und Gradenkmal. Diese Mates sind gewöhnlich kleine Schuppen mit einem ungefähr zwei Fuß hohen Dache von Ripablättern, das auf vier Bambusstöcken ruht. Von der Mitte dieses Daches hing ein Stück Bambus an einem Stricke herab und war von einer halben Cocusnuß bedeckt. Da hatte man, wie man uns sagte, einige Haarseligkeiten des Eingeborenen eingeschlossen, der da begraben war. Cocusnuß, Bambus, Pfähle, Dach, alles ist heilig und durfte selbst durch Berührung nicht entweiht werden.

Je näher wir der Stadt kamen, um so bedeutender wurden die Muskatennußbaum- und Gewürznelkenbaumpflanzungen. Die größten der Muskatennußbäume waren nicht über 20 F. hoch. Der Baum erreicht aber bisweilen die Höhe der größten Pfefferbäume. Die Blätter stehen abwechselnd, sind oval, kurz gestielt, lederartig, zähe, aber glänzend grün und unten weißlich. Dieser Baum, der dem Ansehen nach dem Orangenbaume und dem Lorbeer gleicht, giebt von seinem zehnten bis zweihundertsten Jahre Früchte. Der Gewürznelkenbaum wird 40 Fuß hoch und streckt seine spitzen Blätter weit aus. Die Blumenknospen sind die sogenannten Gewürznelken- oder vielmehr Gewürznägelein, die man vom November bis zum Februar erndet. Man findet zu Amboina auch einen wilden Gewürznelkenbaum, der sich von dem andern durch seine längern Blätter und seinen höhern Stamm unterscheidet. Der wilde Muskatennußbaum wächst auch auf den Bandainseln.

Nicht weit von der Stadt in einem Garten zog eine seltsame Musik unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Töne waren richtig und nicht ohne einige Melodie. Wir traten näher, um zu sehen, von welchem Instrumente sie kamen. Es war ein Bambusstock von 60 Fuß Länge, den die Eingeborenen am Rande des Meeres schief befestigt hatten. Zwischen jedem Knoten befand sich ein ungefähr 1 Zoll langer Spalt und alle diese Spalte gaben ein sanftes und klagendes Gemurmel, wenn der Wind hineindrang. Es war die Aeolsharfe der Wilden und die Musik glich der der Harmonica. Man hatte die Löcher an verschiedenen Seiten angebracht, damit der Wind dem Instrumente Töne entlocke, von welcher Seite er auch kommen möge. Bei dieser natürlichen Flöte und gleichsam um sie zu begleiten, spielte ein Eingeborener auf einer Art Geige, die ebenfalls aus einem Bambusstücke bestand, welches an dem einen Ende mit Pergament versehen war, wie eine Trommel. Drei Rindenfasern des Rohres, die über einen Steg gespannt sind, bilden die Saiten dieses Instruments; jene zu beiden Seiten geben die Octave, die in der Mitte mit der entferntesten einen Quintenaccord. Diese obschon eintönige Begleitung schien die anwesenden Eingeborenen in Entzückung zu versetzen.

Jeden Tag entdeckte ich bei meinen Spaziergängen in der Umgegend von Amboina neue Schönheiten. Gelegen unter einer milden Breite, bei einer gleichförmigen und gesunden Atmosphäre, ist Amboina einer der Lieblingsplätze der Molukken. Ihr Boden giebt den Gewürzen Saft, welche ihren Reichthum bilden. Die Seiten ihrer Berge sind außerordentlich fruchtbar, in ihren Ebenen und an ihren Küsten wachsen Cocus- und Sagopalmen. Auch der Reis gedeiht, wird aber weniger angebaut, die Versuche mit Kaffee und Indigo gelangen überall und das Caynpitiholz giebt das unter dem Namen Cajeput bekannte Oel in Menge. Von allen diesen Reichthümern ist der größte der Gewürzbaum (caryophyllus aromaticus), der lange und blutige Kriege veranlaßt hat. Das Monopol des Anbaues dieses Baumes hat dem Archipele viel Blut gekostet, und der Gewinn, den Einige davon zogen, konnte diese grausamen Opfer nicht ausgleichen. Am meisten beschäftigt man sich mit dem Anbaue des Gewürznelkenbaumes in den Bezirken Amboina, Haruko, Larique, Saparua und Hila, die wieder in kleinere Bezirke getheilt sind, welche unter der Aufsicht eingeborener Häuptlinge bestehen, die Radschas oder Pattis, häufiger aber Orang Kia heißen. Die Gewürznelkenbaumgärten in diesen Bezirken stehen unter der Aufsicht von Unterbeamten Orang Tuas, welche den Bau und die Pflanzung leiten und über die Ernte wachen, welche zwei oder drei Monate dauert. Wie man versichert, beläuft sich der Ertrag eines Gewürznelkenbaumes im Durchschnitt auf 5 bis 6 Pfund Gewürznelken, obgleich man auch einige gesehen hat, die 25 Pfund gaben. Der Baum selbst sieht sehr schön aus, hat kurze Aeste und längliche dunkelfarbige Blätter. Mit dem 15. Jahre trägt er Früchte und im 20. steht er in seiner Pracht. Die Gewürznelke sieht anfänglich hellgrün, darauf orangegelb und später nimmt sie eine dunkle Farbe an, welche anzeigt, daß zur Ernte geschritten werden kann. Will man die Nelken zum Samen aufbewahren, so muß man sie einen Monat länger auf dem Baume lassen; während dieser Zeit wächst der Same, verliert seinen aromatischen Geruch und fällt aus. Wird er 2½ Stunden darauf gesäet, so keimt er und treibt Schößlinge, doch vermehrt man auch die Gewürznelkenbäume durch Stecklinge und durch Pfropfen. In einem gewöhnlichen Jahre kann die Gewürznelkenernte auf 250 bis 300,000 Pfund geschätzt werden. In gewissen Jahren steigt der Ertrag viel höher, in andern aber bleibt er sehr zurück.

Amboina ist mehrere Jahrhunderte hindurch der ausschließliche Gewürznelkenbaumgarten gewesen, und erst seit wenigen Jahren hat man daselbst den Anbau der Muscatennußbäume gestattet. Diesen beiden wesentlichen Producten der Gewürzinseln hatten die Holländer zwei Inseln zugewiesen dem Gewürznelkenbaum Amboina und dem Muscatnußbaum Banda. Banda

Digitized by Google

durfte keine Gewürznelken und Amboina keine Muscatennüsse erzeugen. Ja es ging noch weiter: man schickte auf alle benachbarte Inseln Agenten mit dem Auftrage, alle Gewürznelken- und Muscatennußbäume auszurotten und die Malaien und Harfurs streng zu bestrafen, die sich im Geheimen mit diesem verbotenen Anbaue beschäftigten. Man stellte Truppen auf, blies die Kriegstrompete und unternahm lange, beschwerliche und kostspielige Feldzüge gegen diese Bäume. Die Hügel und Ebenen wurden mit Feuer und Schwert verwüstet, damit die Erde nicht mehr hervorbringe, als die Beamten wollten. Zur Unterstützung dieser die Unfruchtbarkeit befördernden Berechnung mußte man auch Forts bauen, zahlreiche Posten unterhalten und den eingeborenen Fürsten Jahrgehalte geben. Diese Handlungen des Vandalismus blieben nicht auf diese fernen Gegenden beschränkt. Wenn das Prohibitivsystem an Ort und Stelle nicht hingereicht hatte, um die Ernten zu vermindern, so daß der Preis der Gewürze auf der gehörigen Höhe blieb, so ließ man in Amsterdam und Hamburg große Massen von Zimmet, Muscatennüssen und Gewürznelken verbrennen.

Man sollte glauben, dieses System, das mit Ausdauer und unerhörter Strenge aufrecht erhalten wurde, hätte diejenigen mit Gold bedecken müssen, welche dasselbe anwendeten. Aber man irrt. Die Compagnie konnte in Europa nie für mehr als 2 Mill. Gulden Gewürznelken, Muscatennüsse und Blüten verkaufen, während die Unterhaltung der Gewürzinseln fast 3 Millionen kostete. Das Monopol ist also, wie es eine lange Erfahrung beweist, eine zweischneidige Waffe, welche sowohl die verletzt, welche sich derselben bedienen, als diejenigen, welche sie trifft. Seit wenigen Jahren scheint Holland zu verständigern Begriffen von Staatsverwaltung zurückgekommen zu seyn. Der erste Schritt war die Erweiterung des Kreises des Anbaues und die Aufhebung der lächerlichen Verbote. Vielleicht gelangt es noch einmal zu dem freien Gewürzhandel, der bei der Freigebung viel gewinnen wird. Auf die lichtvollen Berichte des Barons van der Kapellen hat sich das niederländische Cabinet seit einigen Jahren mit dieser Frage beschäftigt, und es kommt nur noch darauf an, wie man das alte System mit dem neuen in Uebereinstimmung bringen könne, und wie man einen dringenden und nothwendigen Uebergang von dem einen zu dem andern vermittle.

Amboina kann für den Hauptort der Molukken angesehen werden, welche unter dem Generalgouverneur von Java stehen. Der Statthalter von Amboina hat unter sich mehrere Residenten und Unterresidenten zu Ternate, zu Banda, zu Saparua, Hila, Larique, Buru, Ceram, Manado und Gorontalo. In allen Residentschaften giebt es Gerichtshöfe. Unter dem Chef der Verwaltung und dessen Gehülfen stehen die Orang Kaias, eingeborene Häuptlinge, welche die Holländer vorzugsweise unter denen wählen, welche zum Christenthume übergegangen sind. Jeder dieser Orang Kaias steht über 100 Eingeborenen. Ein Degen mit silbernem Griff, Geschenk der Compagnie, ein schwarzer europäischer Anzug, ein dreieckiger Hut und Schuhe zeichnen diese Leute von ihren Untergebenen aus. Ihr Amt ist ein Mittel sich zu bereichern und sie benutzen dasselbe. Die holländische Regierung giebt Gelegenheit zu einer Menge von Mißbräuchen, aus denen die malaiischen Häuptlinge und die chinesischen Einnehmer sehr geschickt Vortheil zu ziehen wissen. Die Eingeborenen reden die malaiische Sprache, die sanft und angenehm klingt. Sie kauen fast von früh bis Abends Betel, so wie das Extract bitterer Pflanzen, das unter dem Namen Gamber bekannt ist. Sie leben von Fischen, Fleisch und Gemüsen. Die Bevölkerung des Landes kann sich auf 45 bis 50,000 belaufen, wovon 2000 ungefähr Europäer, die übrigen Malaien oder Chinesen sind; man findet auch einige Sclaven daselbst, die größtentheils von Macassar und Ceram stammen.

Die letztere Insel ist von der Küste von Amboina nur durch eine schmale Straße getrennt. Nach Guilolo ist Ceram die größte Insel von allen Molukken. Ein beträchtlicher Theil von ihr gehört einem den Holländern unterthänigen Vasallen. Der wirkliche Sultan, der Radscha von Jlolo, bezieht selbst von Amboina einen Jahrgehalt dafür, daß er allein die Seeräuberei unterdrückte, welche die Koro Koros an diesen Küsten treiben. Man hat diesem kleinen Könige an der Nordküste ein Fort gebaut, mittelst welches er diesen Strich beherrscht. Schon hat diese Maßregel günstige Erfolge gehabt. Die hauptsächlichsten Häfen von Ceram sind Saway und Waru. Die Holländer haben neuerdings einen Posten zu Adling bei Saway aufgestellt. Die vornehmsten eingeborenen Häuptlinge stehen theils unter dem Gouverneur von Amboina, theils unter dem Residenten von Banda. Nach Forrest ist Ceram 67 Stunden lang und 13 bis 14 breit. Es erzeugt Sago und Gewürznelken trotz dem holländischen Verbote, und ist mit herrlichen Casuarinas bedeckt. Ströme durchschneiden nach allen Richtungen ein ganz gebirgiges Land, und ohne die Bäume, die sich von einem Gipfel zum andern neigen und natürliche Brücken bilden, würde die Communication im Innern fast unmöglich seyn. Die Gipfel dieses Bergsystems erheben sich bis 8000 Fuß über den Spiegel des Meeres. In diesen tiefen Wäldern wohnen Casuars. Auf Ceram wie auf Celebes lebt im Innern ein Stamm Harfurs; wenn man aber dem wilden Charakter glauben soll, welchen ihnen die alten Reisenden beilegen, so haben diese Harfurs mit den friedlichen Bewohnern am See von Londano nichts gemein als den Namen (Männer der Erde). Nach Valentyn gehen die Männer nackt bis auf einen um die Hüften geschlungenen Gürtel, und haben Blumen und Palmenblätter auf dem Kopfe, den Schultern und Knien. Ihr viereckiges Schild ist mit Elfenbein, Muscheln und Perlenmutter ausgelegt. Unter diesen Insulanern ist die Gunst eines Mädchens nur um den Preis von 5 bis 6 Feindesköpfen zu erhalten. Um solche Siegeszeichen zu erwerben, verstecken sie sich in den Wäldern, bedecken sich mit Moos, so daß sie wie Bäume aussehen und den Unvorsichtigen täuschen, der sich in diese Tiefen wagt. So überfallen sie den Feind, greifen ihn von hinten an, schneiden ihn dem Kopf ab und kommen unter Jubelgeschrei in ihr Dorf zurück. Montanus, ein holländischer Prediger, erzählt, ein Harfurhäuptling, habe, um ihm ein interessantes Schauspiel zu bereiten, einen Kriegstanz aufführen lassen, der sich in ernstlichen Säbelhieben, mit Blut und Leichen endigte, und als der Pastor den König beschwor, diese Metzelei zu beendigen, antwortete er: es sind Sclaven.

Außer Amboina, Buru und Ceram begreift die Gruppe von Amboina auch noch Goram, einen der östlichen Punkte, wohin der Mahomedanismus gedrungen ist, ferner Haruko, Manipa, Sabarua und Russa-Laut, welche unmittelbar unter der holländischen Herrschaft stehen. Es ist nun noch die Gruppe Banda übrig, eine der wichtigsten und reichsten des ganzen Archipels der Molukken, eine Gruppe, die man das Muscatennußland nennen kann. Die vorzüglichsten Inseln sind Banda-Neira, die größte der Gruppe und die Residenz des holländischen Gouverneurs; Rosingain, Lonthoir und Pulo Aij, und endlich Gunong Api, die nichts Bemerkenswerthes hat, außer ihrem noch thätigen Vulkan. Von diesen Inseln ist Rosingain am wenigsten bewohnt, seit die Ausrottung der Muscatennußbäume daselbst geboten wurde. Man sagt indeß, es hätten sich freigelassene Sclaven seit einiger Zeit dort niedergelassen und die Insel werde einige Wichtigkeit erlangen.

Die drei wesentlichsten Punkte sind Banda-Neira, Lonthoir, und Pulo Aij, die mit Gunong Api die schöne und sichere Rhede von Banda bilden, welche von den Forts Belgica und Nassau, so wie Hollandia auf den Höhen von Lonthoir vertheidigt wird. Nach den Berichten der holländischen Ingenieurs war dieser Punkt unüberwindlich, und doch ergab sich Banda den Engländern. Das Fort Nassau, das die Portugiesen anlegten, fiel in Trümmer als der Admiral Peter Willems Verhove zu Neira den 8. April 1609 den Anker fallen ließ und es wieder aufbaute. Das Unternehmen wurde indessen nicht ohne eine Katastrophe vollbracht: der Admiral und ein Theil seiner Mannschaft wurden ermordet. Erst im Jahre 1621 gelang es dem Gouverneur General Koen mit einigen Hülfstruppen von Amboina, Banda und die benachbarten Inseln wieder zu unterwerfen. In der Zwischenzeit war das Fort Belgica gebaut worden, das anfänglich unförmlich war, später aber nach einem umfassenden Plane durch den tapfern Admiral Speelman umgebaut wurde.

Banda verdankt sein Glück dem Vorrechte, Muscatennüsse (pua pala)

Digitized by Google

und Muscatenblüten (eambong pala) zu bauen, das aber theuer durch Ungesundheit des Climas und durch die fürchterlichen Erdbeben bezahlt wird. Im Jahre 1691 waren die Verwüstungen des vulkanischen Ausbruches so groß, wurden von einer solchen Erhebung des Wassers im Meere und von solchen Erschütterungen in den Grundfesten der Insel begleitet, daß der wohlhabenste Theil der Bevölkerung nach Amboina, Ternate und Macassar auswanderte.

Der steinige Boden von Banda scheint ganz besonders zum Anbaue des Muscatennußbaumes geeignet zu seyn, obgleich man in den bewaldeten Theilen den Canariendaum, der ein dem Cocusöle vorzuziehendes Oel giebt, Citronenbäume, Bambus- und Cocuspalmen findet. Banda kann jährlich 500,000 Pfd. Muscatennüsse und 150,000 Pfd. Muscatenblüte oder Macis liefern. Das letztere Product ist die innere Umhüllung der Nuß.

Nirgends hat der Muscatennußbaum sich so schön entwickelt als zu Banda. Allerdings muß der Baum lange wachsen, und die Versuche, die man auf andern Inseln gemacht hat, sind noch nicht alt. Wann die Blüte des Baumes abfällt, bildet sich die Nuß; sie wächst langsam unter der Gestalt einer Aprikose. Ihre gelblich grüne Schale schuppt sich ab und öffnet sich, um die mit ihrer schönrothen Muscatenblüte umgebene Nuß sehen zu lassen. Diese von ihrer grünen Schale und ihrer Blüte (Macis) befreiten Nüsse werden auf Horden dem Rauche in den Kombaisen, dazu eingerichteten Gebäuden, ausgesetzt, dann von ihrer innern Haut befreit, um in mit Meerwasser vermischten Kalk getaucht zu werden. Diese Vorbereitung erfordert ungemeine Aufmerksamkeit. Auch die Muscatenblüte muß gleichförmig getrocknet werden, aber in der Sonne und im Winde. Wenn man sich, um die Operation zu beschleunigen, des Rauches bedient, so erhält die Muscatenblüte eine schlechte Farbe.

Der Anbau des Muscatennußbaumes zu Banda unterscheidet sich von dem des Gewürznelkenbaumes zu Amboina. Auf Amboina beschäftigen sich Eingeborene mit diesem Anbaue, auf Banda aber von Europäern stammende Creolen. Hier ist es eine Sclavenarbeit, dort eine freie. Der Abstand komme von einer sehr alten Thatsache her. Im Jahre 1621, als Banda Neira und Lonthoir durch die Gewalt unterjocht wurden, kam der größte Theil der Eingebornen durch die Waffen um, oder ging freiwillig in die Verbannung. Um dem öden Lande Arbeiter zu geben, colonisirte die Compagnie dasselbe und theilte es unentgeltlich unter alle Europäer, die es bebauen wollten. Die einzige Bedingung für die Colonisten war, die Gewürze ausschließlich nach einem festgesetzten Tarife an die Compagnie zu verkaufen, welche dafür den Ansiedlern mehrere Vortheile zusicherte. Man theilte das Gebiet von Pulo Aij in 31 Theile, das von Lonthoir in 34, jenes von Banda Neira in 3, und jeder dieser Theile war so groß, daß 25 Sclaven zum Anbaue hinreichten. Man hatte damals berechnet, daß ein solcher Theil dem Eigenthümer 625 bis 650 Rthlr. einbringen könnte. Nach diesem Zugeständnisse ließen die europäischen Pflanzer Sclaven kommen und der Anbau des Muscatennußbaumes begann.

Dieser Versuch war, wie man gestehen muß, dem Colonisationssysteme mittelst Abtretung von Ländereien nicht günstig. Weit entfernt, daß der Gedanke an Eigenthum ein Reizmittel für die angesiedelten Europäer geworden, überließen sie die Sorge für den Anbau ihren Sclaven und verwendeten dazu nur die mittelmäßigsten, während sie die schönsten und kräftigsten für den Dienst ihrer prachtvollen Häuser behielten. In Folge dieses trägen und weichlichen Lebens, haben sich fast alle perkoniers (so heißen diese Pflanzer) allmälig ruinirt, indem sie ihre Ländereien mit Hypotheken beschwerten und in 6 Monaten das Einkommen von 5 Jahren verbrachten. Im Jahre 1796 betrugen die Schulden dieser kleinen Colonie 300,000 Rthlr., und jene Ansiedler, welche reich geblieben waren, verdankten ihr ärgerliches Vermögen nur dem Schleichhandel. Einer der letztern, der durch dieses Mittel Millionair geworden war, wurde vor Gericht gezogen, zu Zwangsarbeit verurtheilt und wagte, der Compagnie 100,000 Gulden für die Erlaubniß anzubieten, statt einer eisernen Kette eine goldene tragen zu dürfen.

Die letzten Inseln, welche von dem ganzen Archipele der Molukken erwähnt zu werden verdienen, sind in der südwestlichen Kette mehrere kleine Inseln, die von Vasallenhäuptlingen der Holländer regiert werden wie Letti Moa, eine der ansehnlichsten, welche sehr geschätzte Schafe liefert; Dammar mit einem Vulkan; Babber, wo die Holländer einen Posten hatten; Sermatta, Lackar, Kissir, wo sich ein holländischer Posten unter einer ungeselligen Bevölkerung befindet; endlich Wetter, die größte, aber dünn bevölkerte Insel, welche mehr zu Sumbawa Timor zu gehören scheint.

In der südöstlichen Kette, welche gleichfalls von Vasallenhäuptlingen der Holländer regiert wird, liegen die drei Inseln Keys, die fruchtbar an Cocuspalmen und an Orangen sind und von Malaien bewohnt werden, welche einige Gebräuche haben, die an Oceanien erinnern, wie z. B. die Verehrung der Fetische und die Salbung der Leichname; ferner Laarat und Timorlaut, Inseln, die größer als interessant sind und von friedlichen und trägen Völkerschaften bewohnt werden; endlich die Gruppe Arru, welche einige Geographen zu Melanesien rechnen, fruchtbare und bevölkerte Inseln, auf denen die Holländer mehrere Niederlassungen haben.

Die Molukken oder königlichen Inseln, von dem arabischen Worte el melek (König), haben den Charakter vulkanischer Länder. Die Zerrissenheit der Inseln, ungeheuere Spitzberge, die sich mit einem Male aus dem tiefen Meere erheben, seltsam gruppirte sehr hohe Felsen und endlich eine Menge theils erloschener, theils noch thätiger Vulkane verrathen ein Land, das viele Verwüstungen und Umgestaltungen erfahren hat.

Die Geschichte dieses Archipels, ehe die Portugiesen dahin gelangten, hat einen fabelhaften Anstrich, der das Mißtrauen erregen muß. Alles, was man weiß, ist, daß sich im Jahre 1250 eine Colonie von Guilolo auf Ternate niederließ und da eine Dynastie gründete, deren erster König Chico war. Nach ihm kam 1277 der König Poit, 1298 Kalabata, 1304 Komala, der ein Eroberer war; 1317 Panharanga Malamo; 1322 Sida Arif Malamo; dann nach einander Paji Malamo, 1332 ermordet; Shah Alem und einige andere bis auf Molomat Chaya, der die Xullainseln unterwarf. Im Jahre 1372 stellte Komala Pulu die vor ihm verletzte directe Thronfolge wieder her; er wurde der mächtigste König der Molukken; dann kam 1432 Gasi Buguna II. und 1465 Marhun, der Mahomedaner wurde. Von dieser Zeit an besuchten die Chinesen, die Malaien und die Javaner Ternate und trieben hier Handel mit Gewürzen. Zainaleidyn eroberte 1486 Buru, Amboina und Ceram.

Um diese Zeit vermischt sich die Geschichte der Molukken mit der Geschichte Albuquerques und der portugiesischen Seefahrer. Alfonso von Suza durchschiffte diesen Archipel, Garcia Henriquez, Britto Galvan landeten ihrerseits daselbst. Die regierende Königin von Ternate und der König von Tidor stritten sich um die Ehre, in ihren Staaten ein von den Portugiesen besetztes Fort zu haben. Die Königin erhielt den Vorzug und zum Danke für ihre Theilnahme setzte sie Britto 1527 ab.

Von seinem Oheime der Zauberei beschuldigt, flüchtete sich später der junge König von Ternate in die Citadelle, wo er bei dem Versuche, durch ein Fenster zu springen, sein Leben einbüßte. Sein Volk weigerte sich damals, das Fort mit Lebensmitteln zu versehen, was eine Collision herbeiführte. Der Commandant des portugiesischen Geschwaders, Menezes, bemächtigte sich dreier Häuptlinge, ließ zweien die rechte Hand abhauen und überließ den dritten zwei ungeheuern Hunden, die ihn verzehrten. Hierdurch erbittert, belagerten die Eingeborenen das Fort, um die Besatzung auszuhungern. Die portugiesische Chronik sagt, man habe, um von da zu entkommen, 30,000 Eingeborene besiegen müssen, und in Folge dieses wunderbaren Triumphes schickte man den König von Ternate nach Indien, um ihn zum Christenthume zu bekehren. Diese Zeit des Glückes dauerte indeß nicht lange; nachdem Auro, der König von Ternate, von seiner Reise zurückgekommen und durch den Generalgouverneur Lopez von Mesquito ermordet worden war, zog sich der Sohn des Verstorbenen, Baber, mit allen Eingebornen in die Gebirge zurück und 1580 gelang es Bab Ullah,

Digitized by Google

dem Könige von Ternate, die Portugiesen zu vertreiben, die sich genöthigt sahen, nach Amboina zu fliehen, wo seit einem halben Jahrhunderte der heilige Franz Xaver das Christenthum zu predigen begonnen hatte.

Um diese Zeit erschienen die Holländer unter der Anführung Peter Boots, des ersten Generalgouverneurs von Batavia, in Indien. Sie besiegten nach einander um das Jahr 1620 die Portugiesen und die Engländer, ließen sich auf den Molukken nieder und organisirten daselbst ein Colonisationssystem, das trotz seinen Fehlern Jahrhunderte lang dauerte und kaum von unserer Zeit etwas geändert werden wird. Der König von Ternate sah sich genöthigt, nach Batavia zu gehen und dort einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen er sich die Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume von seiner Insel reißen ließ. Dasselbe forderte man von dem Könige von Tidor. Der Preis dieses Opfers war für den einen eine Pension von 70,000 Livres, und für den zweiten eine dergleichen von 13,000.

Sie behielten seit der Zeit, als Stephan Verhaeye und der Viceadmiral Jacob von Heemskerk ihren ersten Vertrag mit den Orang Kaias abschlossen, d. h. seit den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts, die Gewürzinseln in ungestörtem Besitze und vertheilen diese Producte je nach dem Maße ihrer Handelsinteressen über Europa. Diese Besitzung wurde in diesen 200 Jahren nur durch einige örtliche Aufstände beunruhigt, welche die Geschicklichkeit der Generalgouverneure Both, Reinst, Koen und Van Diemen entweder mit Gewalt zu ersticken oder durch Ueberredung zu beruhigen wußte. Im Jahre 1796 aber kamen ernstere Feinde; die Engländer bemächtigten sich im Namen des Statthalters aller Molukken, Amboinas, Bandas und Burus. Ternate allein ergab sich erst 1801. In den Jahren, so lange dieser Besitz dauerte, wurde der von dem holländischen Monopole mit großer Mühe aufgeführte Damm zerrissen. Die englisch ostindische Compagnie benutzte ihr Privilegium im umgekehrten Sinne und führte von 1776 bis 1798 617,312 Pfd. Gewürznelken, 93,742 Pfd. Muscatennüsse und 56,730 Pfd. Muscatenblüte aus, ungerechnet alle Privatausfuhren. Die Verträge von 1814 und 1815 haben den Holländern mit allen ihren malaiischen Besitzungen auch alle Niederlassungen auf den Molukken zurückgegeben. Wie unternehmend sich auch die Engländer bei ihren Colonisationen zeigen, so besitzen sie doch nicht jene Ausdauer, jene phlegmatische und strenge Väterlichkeit, jene Ortserfahrung und jene weise Sparsamkeit, welche den Niederländern die Besitzung dieser fernen Gruppen möglich machten, die so ganz aus dem Wege aller Schiffe lagen. Die Molukken belästigten England, Holland werden sie von Nutzen seyn, wenn es auf den Reformen beharrt, die der geschickte van der Kapellen zuerst eingeschlagen hat.

Kapitel XXV.

Malaisien. — Die Insel Timor.

Der „Siwa" verließ die Rhede von Amboina den 10. Septbr. Nachdem er einige der Klippen und niedrigen Inseln bemerkt hatte, mit denen dieses Meer übersäet ist, fuhr er am 15. an der Insel Timor hin und ankerte am folgenden Tage in der vorzüglichsten Bai derselben, jener von Cupang, die auch unter dem Namen Babao bekannt ist. Es ist ein ungeheuer großer Ausschnitt, der nicht weniger als 5 bis 6 Stunden lang und 3 bis 4 Stunden breit zu seyn scheint. Da diese Bai nach Westen geöffnet ist, so ist sie nur vom Anfange des Mai bis zu Ende des Oktobers sicher. Je weiter man in das Innere dieses Beckens hineinkommt, um so größer werden die Ländereien und erheben sich amphitheatralisch. Man sieht sich allmälig eine Reihe grüner Hügel entwickeln, von denen sich Gruppen herrlicher Kokuspalmen erheben. Das holländische Fort Concordia mit seinen Mauern und zur Linken das kleine malaiische Dorf, welches ein Fluß trennt, vervollständigen dieses Gemälde, das im Ganzen wie im Einzelnen dem Auge wohlthut. (Taf. 27. Abbild.) Mitten in der Bai liegt eine von einem Riffe umgebene niedrige Insel, Kea; zwei andere, wie die erste unbewohnt, die Inselchen Ticur und Buru, liegen östlich von dem Vorgebirge Pacula. Man erwähnt noch in dem Südosttheile der Bai in großes Korallenlager, welches die Malaien Moniki nennen.

Eine halbe Stunde nach unserer Ankunft berührte das Boot der Brigg den Landungsplatz des Forts Concordia. Dieses Fort hat auf der Seeseite einen natürlichen Wall von Felsen und auf der Landseite eine Mauer, die es gegen alle Angriffe der Eingeborenen schützt, aber dem Boden nach würde es sich bei einer Landung wohl disciplinirter Truppen nicht halten können. Bei der Flutzeit könnte man vor dem Fort selbst landen. Das malaiische Dörfchen, welches von dem durchfließenden Flusse in zwei Theile geschieden wird, hat zur Verbindung derselben eine ziemlich feste hölzerne Brücke. Das holländische Fort liegt im Westen, der chinesische Theil des Ortes im Osten. Das Dorf oder der Flecken besteht aus ungefähr 200 Häusern, die ohne Ordnung, ohne regelmäßigen Plan hier und da aufgebaut sind und zwar größtentheils aus Holz oder gespaltenem Bambus und bestehen blos aus einem zwei Stufen über dem Boden erhöhten Erdgeschosse. Im Innern dieses Ortes sieht es so grün, wie auf dem Felde. Mangobäume und ungeheuere Banianenfeigenbäume bilden über jeder Straße undurchdringliche grüne Wölbungen. Dadurch erhalten die Häuser an ihnen eine köstliche Frische, eine unschätzbare Wohlthat in jenen glühenden Gegenden.

Wir hatten blos zwei Tage auf den Besuch Timors zu verwenden. Unsere Staffettenbrigg ließ ihren Passagieren kaum so viel Zeit, die Luft an den Küsten einzuathmen. Wir mußten uns also mit der Musterung des Merkwürdigsten begnügen, was Cupang und sein Küstenstrich uns bieten konnte und uns wegen des übrigen auf die Beschreibungen beschränken, welche Peron, Hogendorp und Freycinet davon entworfen haben. Gleich unser erster Ausflug in das Innere ließ uns bedauern, daß wir einem Lande mit so schöner Vegetation keine längere Zeit widmen könnten. Die großartigen Palmen ließen die Landschaft nur in einzelnen kleinen Theilen auf einmal sehen, aber was man sah, war ein reizender und verschiedenartiger Anblick. In der Nähe des Dorfes und auf einer ganz freien Ebene fanden wir den malaiischen Begräbnißplatz, der aus kleinen steinernen Mausoleen bestand. Die Gestalt dieser Gradedenkmäler schien nach dem Stande des Todten verschieden zu seyn. Hier war es eine vierseitige, oben abgeschnittene Pyramide mit einem Gewölbe innen und vier kleinen Pyramiden an den Ecken; dort ein bloßer Grabstein mit einem in der Mitte befestigten eisernen Ringe; weiterhin ein bloßes Häuschen mit einer Thüre in der Mitte und geneigtem Dache, während einzeln auf dem Hügel ein massives Viereck von Maurerarbeit mit einer Menge Stützen zur größeren Festigkeit stand. (Taf. 27. Abbild.)

Die ganze Gegend Cupangs ist mit Gärten verschönert, die größtentheils an dem Flusse liegen. Dahin begeben sich die reichen Einwohner von Cupang, um der Hitze der Küste zu entfliehen. Wir wurden in eine dieser Wohnungen aufgenommen und bewunderten lange alles das, was sie an natürlichen Schönheiten und prachtvollen Bequemlichkeiten enthielt. Das Haus lag in einer reizenden Gegend, ungefähr 1 Stunde von der Stadt. Eine Menge theils mit Blüten, theils mit Früchten beladener Bäume, die wohlriechende Luft, das Wasser, welches über die Granitfelsen rauschte, der Wind, welcher die Zweige bewegte, das Trommeln der Turteltauben, das Schreien der Papageien und der kahlköpfigen Nashornvögel, alles trug zum Reize dieser herrlichen Wohnung bei. Der von hohen Bambusvorhängen geschützte Fluß schien ein großes Badehaus zu seyn, wo die Besitzer der Umgegend die langen Stunden der Hundstage verbrachten. Nach einem mit der ganzen Familie genommenen Bade legten sie sich auf Decken im Schatten von Orangen und Tamarinden. Den Betel im Munde schliefen diese Sybariten hier ein, geknetet von jungen Sklavinnen, die ihren Schlaf mit Hilfe von Fliegenwedeln vor den zudringlichen Insekten schützten.

Zu dem Hause, das wir besuchen wollten, führte eine lange, an dem Flusse hinlaufende Allee, die breit und mit Sand bestreut war und an einem großen Wasserbecken endigte, das schöne Fische enthielt. Weiterhin gelangten wir an ein großes Vorhaus, das Säulen trugen und an seinem Obertheile eine Art chinesischen malerischen Kiosk bildete. Dann kam ein Hof und endlich das Haus selbst mit zwei parketirten und mit schönen

Digitized by Google

Rohrstühlen meublirten Außengallerien. Diese Wohnung gehörte einer reichen Malaiin, der Wittwe eines Fürsten des Landes. Sie war schon bejahrt, sehr stark beleibt, aber es fehlte ihr nicht an Adel und Würde. Sie kam uns, in prachtvolle Zeuge gekleidet und mit einem Gefolge junger Mädchen entgegen, die weiße Gewänder trugen und ihr Haar geflochten hatten. Einige Sclaven in Westen und Beinkleidern schienen nur den Befehl zu erwarten, um die Speisen aufzutragen. Wir hatten uns kaum unter diesen Bäumen, Blumen, fließenden oder sprudelnden Wassern niedergelassen, als sich die ganze Schaar von Mädchen und Jünglingen wegen der Malzeit in Bewegung setzte, die man uns anbieten wollte. Sie wurde mit einer Schnelligkeit aufgetragen, die an Zauberei grenzte. Zuckerwaaren, Thee, Confituren, Gebäck, Früchte gingen in demselben Augenblicke unter den Gästen herum, während die Königin des Ortes, die Eigenthümerin dieser wahrhaft königlichen Wohnung, mit der gefälligsten Sorgfalt über alles die Aufsicht führte.

Nach diesem Frühstücke sahen wir ein Fest mit an. Die jungen Mädchen kamen in zierlichem Anzuge, schlank und anmuthig wie Sylphiden, zurück, die schwarzen Haare gesalbt, auf griechische Art zusammengenommen und durch eine goldene Nadel gehalten, mit einem leichten Gewande, das nur bis über die Knie ging. Die jungen, alle gut gewachsenen Sclaven mischten sich unter diese Mädchengruppen und das Fest begann, erst dir Gesänge und dann die Tänze. Der langsame, eintönige Gesang hatte eine eigenthümliche Harmonie, die dis in die Seele drang. Der Tanz der Mädchen bestand aus gratiösen Stellungen, wobei ihre Körper ihre weichen Formen zeigten, während der Tanz der Männer in kriegerischen Pantomimen und Scheingefechten bestand, die oft einen wilden Charakter annahmen. Wir sahen ein Tournier zu Pferde, wobei die Ritter mit eingelegter Lanze auf einander zujagten und erst dann anhielten und einander auswichen, wenn der Athem ihrer Renner sich mit einander vermischte. Nichts Seltsameres und Kühneres, als diese Reiter von Timor auf Pferden, deren schöner Bau an die arabischen Hengste erinnert, mit einer weißen flatternden Jacke und einem Tuche um den Kopf, welches die langen Haarbüschel frei läßt, den Arm mit Ringen geschmückt, die Waffe in der einen, den Schild in der andern Hand, mit der Ferse ihr Pferde antreibend, einander suchend, fliehend, stoßend und vermeidend mit unglaublicher Gewandtheit. (Taf. 28. Abbild.) Nach den Reitern kamen Insulaner von Ombay, einer benachbarten Insel, welche Timor oft Sklaven liefert. Diese Männer erschienen in der Tracht ihres Vaterlandes. Ueber ihren, nach der Art einiger Oceanier in Büscheln auf den Kopf gelegten Haaren, erhoben sich bisweilen Zweige von Farrnkraut in der Gestalt eines Federbusches. Ihre Brust und ihre Lenden waren durch einen doppelten Schild vertheidigt, während ihre linke Hand einen dritten hielt. Der vordere Schild endigte in einem Kragen und der hintere hatte einen Anhang, der sich zur Höhe des Kopfes erhob und denselben vor unvorhergesehenen Streichen schützte; der bewegliche Schild war oben ausgeschnitten, damit das Auge frei bleibe, wenn er das Gesicht des Kämpfenden schützte. (Taf. 28. Abbild.) Einige dieser Eingeborenen hatten als Waffe den Kris, andere dagegen die Lanze mit Widerhaken; so bedrohten sie sich gegenseitig, daß bisweilen die Brust getroffen wurde. Bisweilen waren diese kriegerischen Schwenkungen bloße Zweikämpfe; man wohnte einem kleinen Kriege, einem Gedränge bei. Die Malaien, die von zwei Seiten gedrängt wurden, stellten Menschen vor, die, leise wie ein Wolf, den Feind suchen, dann plötzlich, als hätten sie ihn gefunden, unter langgedehnten und verworrenem Geschrei aufspringen.

Abends dauerte das Fest bei Lichte fort. Hundert Fackeln wurden angezündet und von Sklaven getragen, die rings um den Platz herum die Leuchter vertraten. Die verstärkte Musik bestand aus 50 bis 60 Gumgums und Tamtams, deren entsetzliches Geräusch weit in die Ferne klang. Die Tänzer erschienen von neuem mit kurzen Röcken, ohne Waffen, ohne Schild, das Haar, die Arme und die Füße mit Blättern und Blumen geschmückt. Sie führten verschiedene Tänze bei dem Lärme des Orchesters und dem Gesange der Anwesenden auf. Eine Art Balletmeister regelte die Bewegungen und machte den Takt schneller oder langsamer. Diese neuen Tänze stellten Jagden und gymnastische Uebungen vor. Die Bewegung war langsam, aber es kamen dabei so viele Verdrehungen vor, daß die Tänzer bald athemlos und mit Schweiß bedeckt waren. In den Zwischenacten boten uns junge Sklavinnen in blauen und rothen kurzen Röcken auf Tellern Früchte, Backwerk, Thee und Liköre an.

Die Radschas der Umgegend, welche zu dem Feste eingeladen waren, kamen erst spät mit ihren Begleiterinnen an, unter denen man reizende Gesichter bemerkte. Diese Radschas waren sämmtlich hübsche Männer und trugen mit würdevoller Gravität ihre Gewänder von geblümtem Baumwollenzeuge. Sie saßen auf Rohrstühlen und jeder hatte vor sich ein Tischchen, auf das man eine Büchse mit Betel und Arecanüssen stellte. Hinter ihnen standen ihre wohlgekleideten, mit langen Lanzen bewaffneten Unterthanen, welche der Haushofmeister befehligte, der leicht an seinem Rohrstocke mit den silbernen Knopfe kenntlich war und neben ihnen, auf viel niedrigeren Sitzen befanden sich die halb verschleierten Frauen, welche bei dieser Gelegenheit den Harem verlassen hatten. Diese vornehmen Frauen waren mehr bedeckt, als die bloßen Sklavinnen. Ueber einem bis an die Füße reichenden Kleide trugen sie noch ein andres Gewand, das bis an die Wade reichte und auf dem Busen mit goldenen Nadeln zusammengesteckt war. Alle hatten sich mit wohlriechenden Oelen parfümirt. Ihre Kleidung roch nach Benzoe und Sandelholz. Sie kauten selbst Kakiudet, das dem Athem einen angenehmen Geruch giebt. Diese Leidenschaft für Wohlgerüche wird bei diesen Frauen so weit getrieben, daß sie ihre Betten mit wohlriechenden Blumen bestreuen und Guirlanden, Hals- und Armbänder davon tragen. Die Blumen sind für diese Malaiinnen nicht blos ein Schmuck, sie werden auch eine Sprache. Jede Art, eine Blume oder Betelblätter zu beugen, hat in der Sprache der Liebenden eine Bedeutung.

Wir verließen diesen feenhaften Ort erst spät in der Nacht. Als wir von unserer Wirthin Abschied nahmen, versahen sich dreißig ihrer Diener mit neuen Fackeln, bildeten zwei leuchtende Reihen auf unserm Wege und begleiteten uns bis nach Cupang.

Das war die einzige Begebenheit während unseres Aufenthaltes in dieser Bai. Wir konnten, obschon wir es wünschten, der Reise Perons in das Innere von Timor nicht folgen und uns von der Genauigkeit seiner Beobachtungen überzeugen, die ein wenig romanhaft aussehen. Das Wesentlichste davon dürfte Folgendes seyn:

Im Nordwesten Timors liegt die portugiesische Niederlassung Delly, ein Hafen im Süden der Insel Cambi, der ziemlich gefährlich ist. Manatatty, 24 Meilen von Delly, ist ein portugiesischer Posten und ohne Zweifel derselbe, welchen Dampier mit dem Namen Cupang bezeichnet. Auch der Hafen Sicacole ist eine Station dieser Küste, hat aber eine schwierige Einfahrt und ist dennoch den Winden ausgesetzt.

Eine Meile östlich von Cupang und an der großen Bai findet man Oba, ein hübsches Dorf, über welchem sich eine sehr große Sandebene, Passer Panguian, bis an die Mündung des Flusses Ofapa ausdehnt. Dann kommt Calapra und Lima, darauf Ofapa Kitkil, ein wichtiges Dorf, vor welchem sich zwei niedrige Inseln ausbreiten. Der Weg geht nun unter schönen Cocuspalmen, die von Lianen umzogen sind, bis nach Ofapa Bessas hin, einem Flecken mit 400 Einwohnern, unter denen es einige Chinesen giebt. Von hier an wird die Straße minder ungleich. Man findet Ponsuis, wo man die schönsten und schnellfüßigsten Pferde des Landes zieht. Diese Thiere weiden frei und kommen Abends in ihre Ställe auf den Ruf ihrer Hüter zurück, die ohne Sattel und Zaum auf denselben reiten. Weiter hin trifft man Meniki mit 300 Einwohnern und sodann die Flüsse Taruffe und Pannefenoi, von denen der letztere wegen der Krokodile darin heilig gehalten wird; Robaki, Panamutti, kleine Dörfchen; Cebello, wo eine ungeheuere Ebene beginnt, die sich bis an die Berge von Amfoa erstreckt, die nördliche Kette der Bai von Cupang, und endlich Babao, worauf die Sümpfe beginnen, die erst bei der kleinen Stadt Olinama endigen. Dieses Olinama ist eine Vereinigung von geräumigen, reizenden, durchbrochenen und von großen Bäumen beschatteten Hütten.

Digitized by Google

Hier leben einige Familien unter der Herrschaft einiger Greise mit ganz patriarchalischen Sitten; die Frauen spinnen Baumwolle; die Männer verfertigen kleine Korbwaaren; die größern Kinder spielen unter den Bäumen und die kleinen werden auf Bambusstricken im Schatten geschaukelt.

Das Krokodil ist auf Timor wie in Aegypten ein heiliges Thier. Die Könige von Timor stammen von dem Krokodile ab und die Großen des Landes sind nähere und entferntere Verwandte dieses Thieres. Wenn ein Fürst den Thron besteigt, bringt er dem Krokodil Opfer dar. Man stellt an einen gewissen Ort Lebensmittel, nach denen das Thier begierig ist, und auf einen gewissen Ton kommt es an diese Stelle, um sein Futter zu holen. Man sagt dann, es gehorche der Aufforderung und zeige sich dem Volke. Bis dahin ist die Sache eine Spielerei, nicht aber das Opfer einer Jungfrau, welche man an diesem Tage den Krokodilen vorwirft. Mit Blumen geschmückt und mit ihren schönsten Kleidern angethan, bringt man sie an den bestimmten Ort; die Krokodile ergreifen sie und ziehen sie unter das Wasser. Man behauptet, die Jungfräulichkeit sey eine unumgänglich nothwendige Bedingung für das Opfer und die Krokodile sollen einmal ein Mädchen nicht angerührt haben, weil es nicht mehr Jungfrau war. Während des Festes opfert man ein Schwein, dessen Borsten roth sind.

Bei einer solchen Verehrung für die Krokodile läßt sich der Unwille der Eingeborenen bei dem Anblicke muthiger Jäger denken, welche diese Thiere bis in ihre sumpfigen Zufluchtsörter verfolgen und sie tödten wollten. Peron erzählt, alle Einwohner von Babao sehen vor ihnen geflohen, wie vor Unreinen. Der König erwartete uns, sagt er, und sobald er uns erblickte, schickte er einen seiner Officiere ab, um uns zu bewegen, die gottlose Last, die wir trugen, unter einen Baum ziemlich weit von der Wohnung niederzulegen. Wir waren überrascht, alle Neugierigen, welche uns die beiden Tage vorher umringt hatten, sich eilig entfernen zu sehen; der Radscha selbst nahm uns zwar mit seiner gewöhnlichen Güte auf, wollte sich uns aber nicht nähern, bevor wir gereinigt wären; er gab es uns zu verstehen, indem er mit dem Finger auf einen, in einem Baumstamm gehöhlten Trog zeigte, worin wir die gewöhnlichen Abwaschungen empfangen sollten. Diese Ceremonie gefiel uns keineswegs, sie war aber nicht zu vermeiden. Alle Malaien, Männer, Frauen und Kinder, bildeten einen Kreis um uns und wir mußten uns, gegen die Regeln der europäischen Schicklichkeit, völlig auskleiden. Da der Trog nur eine Person auf einmal fassen konnte, so begaben wir uns, Lesueur und ich, nach einander hinein; zwei Sclaven brachten große Gefäße mit Wasser und schütteten sie uns über den Kopf aus; so erhielt jeder zwanzig Abspülungen. Während dies alles geschah, nahm ein Malaie mit einem Bambusstocke unsere Sachen und trug sie, ohne sie weiter zu berühren, in das Becken einer nahen Quelle. Nachdem wir so hinreichend gereinigt waren, ließ uns der Radscha große Schurze geben, die wir anlegten. Von diesem Augenblicke an kam wieder Jedermann ohne Furcht zu uns, alle scherzten über unsere neue Tracht und nannten uns gern Oran malayo (malaiische Männer).

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Olinama und Babao begab sich Peron mit seinen Gefährten wieder nach Cupang. Seitdem haben sichere und zahlreichere Nachrichten das vervollständigt, was von jener Musterung verstümmelt und ungenau geblieben war.

Timor, das zwischen dem 8. und 11° s. Br. und zwischen dem 121. und 124° östl. L. liegt, ist, in der Mitte gemessen, 75 Meilen lang und 16 bis 17 breit. Steil und hoch, bietet es nur wenig Ankerplätze, da das Wasser fast bis an's Land tief bleibt. Die am besten gekannte Westküste hat einige Rheden, wie Cupang, Likao oder Delly und die Südküste den Hafen Amacary, woher die Holländer ihr Bauholz beziehen. Entgegen den andern Inseln der sumatranischen Kette, welche von Nordwesten nach Südosten laufen, streckt sie sich ihrer ganzen Länge nach von Südwesten nach Nordosten. Ihr Gebiet ist eine Aufeinanderfolge hoher bewaldeter und von regelmäßigen Schluchten durchschnittener Berge. In ihrem südlichen Theile scheint diese Kette, welche den Namen Amfoa und Fatelerù führt, ganz aus Kalk zu bestehen. Von den Seiten dieser Berge kommen goldführende Ströme herab. Der fast überall fruchtbare Boden gewährt doch hier und da kreidige und weißliche Flächen, vermischt mit Thon, wie die Karrus am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Timor hat, wie alle zwischentropischen Gegenden, zwei Jahreszeiten, die nach den regelmäßigen Winden wechseln, die trockene Jahreszeit vom Mai bis November, die Regenzeit vom November bis zum Mai. Von Zeit zu Zeit machen sich einige Erdbeben bemerklich, wenn auch ohne Gefahr für die Einwohner. Man führt auch als eine höchst seltsame Erscheinung einen hohen Berg in dem Königreiche Amanubang an, an dessen Fuße sich eine Oeffnung von 10 bis 12 Fuß im Umfange befindet, aus welcher ein so heftiger Wind kommt, daß man nicht ohne Gefahr nahe treten kann. Bei dieser Abwechselung von Trockenheit und Regen ist das Clima an der Küste ungesund, obgleich es vielleicht im Innern gesund seyn kann. Die Dyssenterie herrscht daselbst mit einer mörderischen Stärke selbst unter den Eingeborenen. Die Heftigkeit ist so groß, daß die Krankheit in einer gewissen Periode ganz unheilbar ist.

Die natürlichen Reichthümer des Landes sind zahlreich und mannichfach. In dem Mineralreiche müssen die sehr häufigen Gold- und Kupferadern bei Delly, Ade und Mantoro erwähnt werden; wahrscheinlich kennt man aber in dem Lande die Aufsuchung des Metalls in der Erde nicht, und das, was man erhält, ist aus dem Sande der Flüsse gewaschen worden.

Unter den Pflanzenerzeugnissen ist zuerst das Sandelholz zu erwähnen, der Hauptausfuhrartikel. Dann kommt das Bambusrohr, das hier so häufig ist, daß es undurchdringliche Wälder bildet; die Fächerpalme, aus deren Blättern man die Segel verfertigt; der Bananenbaum mit süßer teigiger Frucht; die Cocuspalme, das zwischen den Wendekreisen allgemeinste Gewächs; der Apfelsinenbaum; der Mangobaum mit seinen Früchten von Terpentingeschmack; der Pampelpomeranzenbaum, der Papageienbaum, der Granatapfelbaum, der Brodbaum, der Bilimbing, die Eugenia, die sich durch ihre schönen Blätter auszeichnet; die Sago-, Dattel- und Arecanußpalme, der Tamarindenbaum, die Teak-, Rosen-, Akazien-, Mimosen- und Feigenbaumhölzer; endlich die Casuarinas, welche an die oceanischen Gruppen erinnern. Diese Vegetation ist bereits die Central-Malaisiens, reich, üppig, fruchtbar und keine Art dieser Zone ausschließend. Die Producte des Landbaues geben ebenfalls ein langes Verzeichniß. Der Reis, der Mais, die Pataten, die Baumwolle, der Tabak, das Zuckerrohr, der Kaffee- und Cacaobaum bedecken die Ebenen. Der Indigo ist auf Timor gemein, aber die Bereitungsart ist noch sehr unvollkommen; man baut ferner daselbst die Yams, die Ananas, die Wasser- und Bisammelone. Die Küchen-, Arzenei- und Giftgewächse sind unzählig.

Das Thierreich ist nicht minder reich. Nirgends sind die Affen zahlreicher; die Eingeborenen machen Jagd auf dieselben, erlegen sie und essen ihr Fleisch, das sie sehr schmackhaft finden. Der auch sehr gemeine orientalische Philander führt einen thätigen Krieg gegen die Vögel. Man ißt ihn, obgleich sein Fleisch weniger geschätzt wird, als das des Affen. Man findet in den Wäldern Büffel und Hornschweine, Kängurus, Vampyre von ungeheuerer Größe, die eine wahre Geißel der Gärten sind, Hirsche und Rehe, worunter eine Art vortreffliche Milch giebt; ohne Zweifel aus Indien stammende Schafe, die Haare haben, aber keine Wolle, selten Stiere, dagegen aber sehr viele kleine, gewandte, sehr gut gebaute Pferde. In den Wäldern findet man ferner die wilden Katzen, den Schrecken der Vögel. Von diesen Vögeln giebt es tausenderlei Arten: Meeradler, Sperber, wilde Enten, weiße Kakadus, Loris und zierliche, schöne Papageien. Außer dem in dem Lande so verehrten Krokodile giebt es daselbst eine Menge gefährlicher kriechender Thiere, giftige Schlangen, Scorpione und Tausendfüße, die um so mehr zu fürchten sind, da sie unbemerkt herumkriechen. Die Schildkröte ist hier sehr häufig, auch jene Art, welche wegen ihrer Schale so geschätzt wird. Von den Insekten führt man die weißen Mücken und Heuschrecken an, welche in Wolken aus dem Süden kommen und auf ihrem Wege alles verwüsten; Schmetterlinge mit prächtigen Farben und wilde

Digitized by Google

Bienen, die ihren Honig in große Bäume legen und ein vorzügliches Wachs geben, einen der gewinnreichsten Ausfuhrartikel.

In den Flüssen und in dem Meere findet man vortreffliche Fische, einige Perlen von geringem Werthe, Austern und sehr schöne Muscheln. Auch die Crustaceen und Testaceen zeigen sich in Menge, das meiste Interesse aber erregen an dieser Küste die lebenden Zoophyten, Myriaden kleiner Thierchen, welche eine allmälige Versteinerung herbeiführen. Alle Felsen scheinen sich unter den reinen, zarten Farben dieser Zoophyten zu beleben, unter denen sich besonders die Tubipora musica auszeichnet, und unter dem Wasser jene großen halbkugligen Massen bildet, die auf einem Korallenboden wie grüne Wiesen aussehen.

Timor hat vier Racen von Bewohnern: die eigentlich sogenannten Timorier, eine Art Papus oder Harfurs; die Malaien, welche die Küste bewohnen und wahrscheinlich der Insel den Namen gaben, welchen sie jetzt führt, Timor (Morgenland); die Chinesen, die sich in allen Factoreien finden, die indischen Juden; endlich die Europäer, Portugiesen und Holländer.

Die beiden letztern Mächte stießen im Anfange des 17. Jahrhunderts auf Timor zusammen, wie sie auf allen Molukken zusammengestoßen waren. Die Portugiesen, unbestreitbare Herren bis 1613, wurden in diesem Jahre durch ein holländisches Geschwader von Cupang vertrieben, obgleich diese Eroberung nicht die vollständige Räumung des Gebietes veranlaßte. Die von Cupang vertriebenen Portugiesen gründeten eine Niederlassung zu Lifao, die sie dann nach Delly versetzten und legten außerdem Filiale zu Batu, Gody und Manatuti an. Da seit jener Zeit die portugiesische Schifffahrt von Tage zu Tage mehr verfiel und keine Verstärkung diese ferne Colonie erneuerte, so entstand ein Mestizengeschlecht, das mehr malaiisch als portugiesisch ist. Delly wird, mit Ausnahme seines Gouverneurs und zwei oder drei Agenten nur von gekreuzten Racen bewohnt. Zwar hat auch das holländische Blut, obgleich es häufiger durch neue Ankömmlinge erneuert wurde, eine gemischte Race, aber sie ist viel weißer und hat regelmäßigere Gesichtszüge. Im Allgemeinen herrscht gegenwärtig die gemischte Race auf Timor vor. Als 1801 die Engländer den Holländern diese Niederlassung wegnahmen, erwarb diese Bevölkerung die britische Besatzung. Im Jahre 1811 wurden die Engländer von Neuem Herren dieser Colonie und behielten sie bis zur Ausführung der Verträge von 1814 und 1815.

Die Timorier sind gut gewachsen und kräftig, schwarz oder kupferfarbig und haben wolliges, roth oder schwarz gefärbtes Haar. Alle Einwohner, Männer und Frauen, haben nach einem bei den Kindern vollzogenen Gebrauche plattgedrückte Nasen. Dieser Gebrauch findet sich auch unter verschiedenen oceanischen Völkerschaften und diese Uebereinstimmung ist nicht die einzige, welche man auf dieser an Australien grenzenden Insel bemerkt. Gruß durch Berührung der Nase, die Schnitttättowirung, das Kneten der Glieder als Heilmittel, das Vertauschen der Namen mit einem Fremden, den man sich zum Freunde machen will, alle jene Gebräuche, welche wir auf den polynesischen Gruppen bemerkt und beschrieben haben, finden sich auf Timor verändert, aber leicht erkennbar wieder. Die Timorier bekleiden sich mit zwei weißen Zeugstücken, die roth besetzt, 4 bis 5 Fuß lang und 2 Fuß breit, an den Rändern bei den Reichen gestickt und bisweilen als Beweis von großem Luxus von Stücken gedruckter Leinwand und zwei Tüchern begleitet sind. In Kriegszeiten schmücken sich die Kämpfenden mit Büschen von den Federn der schönsten Vögel des Landes. Der größte Schmuck besteht in Gold- und Silberplättchen und in Armbändern von einer Muschel, welche der Farbe nach dem Elfenbeine gleicht. Bei Feierlichkeiten bringen die Könige und die Großen auf ihrem Kopfe ein Stück Gold in halbmondförmiger Gestalt an. Die unmittelbaren Vasallen der Holländer tragen große Röcke nach europäischem Schnitte. Die Frauen der Großen, die sich nur selten öffentlich zeigen, machen sich durch ihre goldenen und silbernen Armbänder, ihre Korallenhalsbänder und die kupfernen Drahtbänder an ihren Armen und Beinen bemerklich. Fast alle Theile ihres Körpers sind mit kleinen schwarzen Punkten in der Gestalt von Blumen gezeichnet, welche mit einem spitzigen, in Indigo getauchten Instrumente gemacht werden. Im Innern der Häuser hüllen sich die Frauen in ein großes Stück baumwollenen Zeuges, das sie um die Hüften schlagen; der Busen bleibt dann entblößt und sie bedecken ihn blos, wenn sie ausgehen. Die Männer aus dem Volke schlingen um den Kopf ein Tuch und tragen einen Schurz, der ihre Brust gewöhnlich frei läßt. Wenn es regnet, schlagen sie ein anderes Zeugstück um die Schultern.

Die Vielweiberei ist auf Timor erlaubt. Die Mädchen sind dort der Reichthum einer Familie; man verkauft sie wie in den mohamedanischen Ländern für eine gewisse Summe in Gold oder Vieh. Erfüllt der Schwiegersohn die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht, so hat der Vater das Recht, seine Tochter zurückzunehmen und selbst die Kinder, wenn sie deren bereits hatte. Die Heirathen geschehen übrigens ohne große Formalitäten. Ist der Antrag geschehen und wurde man über den Preis einig, so schlachtete man ein Thier, um dessen Eingeweide um Rath zu fragen; sind die Anzeigen günstig, so wird die Ehe geschlossen. Ist das Mädchen einmal verheirathet, so bleiben ihr wenige Gelegenheiten, Fehltritte zu begehen; als Mädchen aber ist frei und Herr über sich selbst und man schließt die Augen über ihre Schwächen.

Die Chronologie der Timorier besteht in den Namen der verschiedenen Gouverneure, welche auf ihrem Gebiete geherrscht haben. Um die Zeit zu charakterisiren, bedienen sie sich der Anführung der Ernten, welche in derselben stattfanden, das Pflanzen des Reises und Maises, der Reife des Obstes, der Blüte des Tamarindenbaumes. Bisweilen rechnen sie auch, um eine vergangene Zeit zu bezeichnen, von dem Alter der Mannbarkeit an. Wenn ihnen Jemand Geld schuldig ist, so schnüren sie an einen Faden so viel Maiskörner, als die Summe beträgt. Die Timorier sind mäßig und geduldig und auf den längsten Reisen nähren sie sich bloß von geröstetem und gestoßenem Mais. Einige Körner davon reichen zu ihrer Mahlzeit hin. Dagegen bieten sie den Reisenden das Beste an, was sie haben, warme Büffelmilch in langen Bambuscylindern und ein ganzes mit Reis gekochtes Schaf. Die gewöhnliche Nahrung der Malaien an der Küste besteht in Geflügel, Fischen, Schweinen, in Cocosnußöl gekocht und stark gewürzt.

Die Regierungsform von Timor läßt sich nicht gut ermitteln. Die dort sogenannten Könige sind eine Art Häuptlinge oder Radschas, deren Macht sehr beschränkt zu seyn scheint; diejenigen, welche der europäischen Regierung unterworfen sind, müssen sich den Formen fügen, welche ihnen die Holländer vorschreiben. Handeln sie dagegen, so läßt sie der Resident gefangen nehmen und schickt sie nach Batavia. Ein jährlicher mit Pomp erhobener Tribut ist das öffentliche Zeichen der Vasallenschaft. Ist einmal diese Pflicht erfüllt, so können sie auch für sich selbst sorgen und von den Ernten ihrer Unterthanen etwas Reis, Mais, Wachs und Sandelholz wegnehmen. Trotz dem scheinen die malaiischen Radschas weniger die Herren ihrer Unterthanen als ihre Gefährten zu seyn. Es liegt in ihrer Staatseinrichtung einige republikanische Gleichheit. Außer einigen Zierrathen von keinem großen Werthe, einem baumwollenen geblümten Gewande und einer etwas besser gebauten Hütte unterscheidet sie nichts von ihrem Volke. Die Radschas im Innern sind die unbeschränktesten von allen. Sie können ihre Unterthanen jedesmal, wenn sich die Gelegenheit zeigt, vor sich fordern. Sie verwalten die Justiz, ohne das Einschreiten des Residenten zu bedürfen; strafen den Schuldigen bald durch Sclaverei, bald durch Geldbußen, bisweilen auch durch den Tod; aber das letztere ist selten. In gewissen Staaten kann der Häuptling diese Urtheile nicht ohne die Mitwirkung der Großen aussprechen.

In einigen Königreichen können die Frauen bei Mangel an männlichen Erben auf den Thron steigen. Die meisten Großen sind aus königlichem Geblüte. Nach dem gewöhnlichen Herkommen folgt der Sohn dem Vater, aber sehr selten gehen die Regierungsveränderungen ohne einige Unruhen vor sich. Jedes Königreich hat seine Schätze entweder in Gold oder in Edelsteinen, die man in den Tagen großer Feierlichkeit zur Verehrung des Volkes ausstellt. Die Unterthanen meinen, wenn ein einziges Stück dieses Schatzes verloren gehe, würde das Land großes Unglück zu erwarten haben.

Digitized by Google

Deshalb werden diese Reichthümer auch nicht eingeschlossen; man legt sie in große offene Schränke mitten in der Wohnung des Königs.

Die Begräbnißfeierlichkeiten eines Königs sind wie bei einem Privatmanne kurz und einfach. Bei der ersten Nachricht von dem Tode des Fürsten lassen sich alle seine Unterthanen das Haar auf dem Kopfe glatt abschneiden. Seine Frauen und Concubinen erschöpfen sich in Zeichen äußerer Trauer, ringen die Hände, reißen sich die Haare aus und schlagen sich auf die Brust. Man stellt öffentliche Opfer an und schlachtet Büffel und Schweine. Dann legt man den Leichnam auf eine Tafel mitten im Hause, zieht ihm seine schönsten Kleidungsstücke an und schmückt ihn mit goldenen Ketten, Plättchen und Halsbändern, und so läßt man ihn zwei Tage liegen, die man in lautem Wehklagen verdringt. Während dieser Zeit hat man in dem nächsten Walde einen großen Baumstamm gefällt, in den man so viel Raum aushöhlt, daß der Leichnam hineinpaßt. Wann alles wieder verschlossen ist, verstopft man die Oeffnung mit Gummi und trägt diese Art Mumie in ein benachbartes Haus, wo sie so lange bleiben muß, bis man das zu den kostspieligen Begräbnissen nöthige Geld zusammengebracht hat. Die Summe, die man zusammenbringen muß, ist so stark, daß man nicht selten Fürsten 3, 4 und auch 5 Jahre in ihren Baumstämmen bleiben sieht. Endlich, wenn die Collecte gemacht ist, beginnt die Ceremonie. Die benachbarten Könige schicken ihre Frauen, um mit den Frauen des Verstorbenen an dem Sarge zu weinen und zu wachen. Das Begräbniß beginnt mit einem Wortwechsel zwischen den Frauen und den Trägern; jene wollen den Körper behalten, diese ihn auf die Schultern nehmen. Nach einem kurzen Widerstande geben die Frauen nach und man bringt den Leichnam in sein Grab, mit dem Gesichte nach Morgen gerichtet, bisweilen in stehender Stellung, ein andermal liegend, denn das Grab hat die Gestalt eines Brunnens. Daneben legt man Reis und Pinang, darauf schlachtet man Pferde, Hunde und Büffel. Das Begräbniß endigt durch Geschenke an die Anwesenden, welche für das Volk aus Mais, für die Häuptlinge aber in Goldplättchen bestehen. Die Agenten der holländischen Compagnie verfehlen selten, sich dabei einzufinden.

Wann die Timorier einen Krieg unternehmen, so opfern sie einige Thiere und beobachten die Eingeweide derselben, ehe sie den Kampf beginnen. Darauf ziehen sie ins Feld, stoßen dabei großes Geschrei aus und blasen auf Büffelhörnern. Ihr Vortrapp besteht aus Kriegern, die sich in langhärige schwarze Ziegenfelle hüllen, Kriegern oder Orang braani, die leicht an ihren Glöckchen zu erkennen sind, deren sie um so mehr tragen, je mehr Feinde sie erlegt haben. Der Krieg beginnt durch Raub, Mord und Verwüstung. Wenn die Streitenden eine Anzahl Köpfe abgeschnitten haben, so tanzen sie singend um dieselben herum und fragen sie, warum sie ihre Feinde gewesen. Einige Schriftsteller haben sogar behauptet, es würde bei solchen Gelegenheiten Menschenfleisch verzehrt. Nach diesen Orgien opfern sie den so hingeschlachteten Büffel und Schweine und trocknen die Schädel, welche zum Schmucke ihres Gemeinhauses dienen, das ein großes bedecktes Gebäude neben dem Hause des Königs ist und in Kriegszeiten mit einer Mauer von Dornen und Spitzen umgeben wird, welche einen Angriff durch die Feinde abhalten sollen.

Die Mestizen, welche die gemischte Race von Timor bilden, sind der reichste und civilisirteste Theil der Bevölkerung, Anfangs schüchtern, aber sanft, gutmüthig, gastfrei, von gutmüthigem Charakter und liebendem Herzen. Da sie aus einer Vermischung der Europäer und Eingeborenen hervorgingen, so ist ihre Farbe je nach dem Grade der Vermischung verschieden. Da man sie frühzeitig der Sorge malaiischer Sclaven überläßt, so sind sie selten einigermaßen gebildet. Die Erziehung der größern Anzahl besteht darin, daß sie lesen, schreiben und ihre Kapitale nutzbar machen lernen. Die Wohnungen dieser reichen Creolen sind einfach, aber bequem, mit der Reinlichkeit, die für Luxus gilt, umgeben von Bäumen, in mehrere Gemächer getheilt und bisweilen mit laufendem Wasser versehen. Hier verbringt das Haupt des Hauses, auf Decken gekauert, einen großen Theil des Tages mit Rauchen oder Betelkauen. Seine Frau und Kinder, die um ihn her sitzen, beschäftigen sich mit kleinen Arbeiten aus Stroh oder Palmenblättern.

Die Industrie der Bewohner von Timor besteht fast nur in dem Baue ihrer Fahrzeuge. Sie machen Schampans oder Sampans, welche bis 100 Tonnen tragen können, prächtige Fahrzeuge, die bisweilen mit Segeln überladen werden. Die Anker sind von Holz, die Taue von Rohr oder Pferdehaaren, das kleinere Strickwerk aus Pferdehaaren oder Kokusnußfasern. Ihre kleinern Pros sind viel dauerhafter. Man sieht dergleichen mit und ohne Verdeck. An einem Maste von Bambus hängt ein Segel aus Palmenblättern. Die Ruder von langem Bambus endigen in Holzscheiben von ungefähr 1 Fuß im Durchmesser, und dieser Ruder bedient man sich bei Windstille oder bei niedrigem Winde. Piroguen giebt es von verschiedenen Arten und sie sind aus einem Baumstamme gearbeitet, welchem mit einem undurchdringlichen Mörtel von Baummoos und Kalk überzogen wird.

Zu Verfertigung dieser Gegenstände bedienen sich die Timorier der Beile und Messer von europäischer Arbeit. Sie haben auch Säbel, Lanzen und Pulver. Sie schmelzen das Gold und verfertigen daraus große Ringe für ihre Frauen. Sie verfertigen außerdem grobe Zeuge für ihre Bekleidung, Decken, irdene Gefäße und einige mit Baumwolle ausgestopfte Kissen.

Um Timor und in einer Entfernung von einigen Meilen liegen mehrere Inseln und Inselchen, die man als zu der großen gehörig ansehen kann. Die größten sind Simao und Rottie. S i m a o, das von Timor durch eine bloße Straße getrennt ist, ist ungefähr 17 Meilen lang und 6 Meil. breit, minder hoch als Timor, bewaldet und wenig fruchtbar; man baut dort nichts als Mais. Die Bewohner gehorchen dem Radscha von Cupang, der sich sonst dort aufhielt. Es findet sich auf dieser Insel eine Quelle, deren eisenhaltiges und vitriolisches Wasser die Eigenschaft der Seife besitzt, und die Wäsche weiß macht, die man hineinlegt. Die Ränder dieser Quelle sind schwarz und übelriechend. Nicht weit davon steht ein Baum, der so groß ist, daß tausend Menschen unter seinen Zweigen Platz hätten. Pulo Simao hat Höhlen, in denen man in geringer Tiefe Schwefellager findet. In der Mitte der Straße zwischen Simao und Timor liegt die kleine vulkanische Insel Pulo Kambing (Hirschinsel), die ungefähr 1 Meile im Umfange hat und einem abgeschnittenen Kegel gleicht, der sich regelmäßig zu einer Höhe von 24 Fuß erhebt. Schwefeliges und schmuziges Wasser quillt aus diesem Kegel heraus. Eine Pflanze, die in Menge an der Küste wächst, scheint einige medicinische Kräfte zu haben.

Südwestlich von Cupang liegt R o t t i e, das 9 Meil. lang und 1½ Meil. breit ist. Man zählte daselbst 15 kleine Fürstenthümer, deren größtes Termano ist, sonst der Aufenthaltsort eines holländischen Dolmetschers. Die Eingeborenen von Rottie sind schöner als die Timorier. Die Frauen, Circassierinnen Malaisiens, werden bis nach Batavia geschickt, um an die Besitzer von Harems verkauft zu werden. Die Bewohner von Rottie sind sittenloser als die Timorier, aber auch muthiger und unternehmender. Der Palmensyrup ist ihr gewöhnlichstes Getränk, oft sogar ihre Nahrung, wenn sie keine andere haben. Sie bereiten daraus eine Art Arac, der unter dem Namen Laro bekannt ist und sehr stark auf die Zeugungstheile zu wirken scheint. Die Liebe ist deshalb auch die wichtigste Angelegenheit dieser Völkerschaften. Zu dem Büffel- und Schweinefleische trinken sie das Blut dieser Thiere.

Westlich von Rottie liegt D a o, das durch die Industrie seiner Bewohner ausgezeichnet ist, welche die Goldschmiede und Juweliere der benachbarten Inseln sind.

Timor und die dazu gehörigen Inseln gehören zu einem Archipel, den man neuerdings mit dem Namen Sumbawa Timor bezeichnet hat und der außerdem folgende Inseln begreift:

S u m b a w a, 180 Meil. lang, 140 breit und in zwei Theile durch eine tiefe Bai getrennt, welche die Insel in der Mitte aushöhlt. Im Eingange dieser Bai liegt die kleine Pulo Mayo, die 20 Meil. lang, 10 bis 11 Meil. breit ist, an ihrem Ostende die Insel Situde und an ihrem westlichen Ende die Flache Insel hat. Sumbawa ist in Staaten des zweiten

Digitized by Google

Ranges getheilt, wie Bima, Dompo, Tomboro, Sangar, Pekat und Sumbawa, die alle verschiedenen Oberhäuptern gehorchen, welche, außer dem letztern, Vasallen der holländischen Compagnie sind. Der mächtigste ist der Bezirk Bima am Ostende der Insel; er steht nicht blos an der Spitze der andern, sondern beherrscht auch die Insel Magaray und den westlichen Theil von Flores. Die Hauptstadt dieses Bezirks ist Bima, eine kleine Stadt mit einem schönen Hafen, die Wohnung eines Sultans, welcher die Oberherrschaft Hollands anerkennt. In dem Bezirke Tomboro befindet sich der Vulkan dieses Namens, der eine traurige Berühmtheit genießt, besonders seit seinem Ausbruche von 1815, wobei ein Fünftel der Bevölkerung des Bezirkes ums Leben kam. Bei diesem fürchterlichen Ausbruche wurde die Asche in großer Menge bis in den südöstlichen Theil der Insel Java geführt, 100 Stunden von dem Krater, und das unterirdische Getöse hörte man auf Sumatra, 235 Stunden weit. Der große vulkanische Donner glich dem Abfeuern vieler Geschütze. Er ging drei Feuersäulen voraus, welche sich aus dem Krater erhoben, so wie langen Lavaströmungen, welche an den Seiten des Berges herabflossen. Dann erhob sich ein heftiger Wind, welcher die stärksten Bäume entwurzelte, zusammendrehte und in die Luft entführte; Menschen, Thiere und Hütten wurden vom Boden emporgehoben und in der Luft herumgewirbelt; das über seinen gewöhnlichen Stand sich hebende Meer überschwemmte die Felder und stürzte die Häuser um. Nach diesem ersten Augenblicke des Unglücks bedeckte eine dichte Nacht die Insel und dauerte 24 Stunden. Der Vulkan hatte sich eine andere Atmosphäre von Rauch und Asche gebildet und schleuderte Steine mit anhaltender Heftigkeit. Der Himmel verdunkelte sich bis nach Celebes. Auf Sumbawa waren die Verwüstungen gräßlich. Das Dach des Residenten von Bima sank unter der Last der Steine ein. Sandgir versank wie ein Herculanum; Tomboro und Pekat wurden mit ihren Häusern und Einwohnern verschlungen. Nur 26 Personen entkamen zu Sumbawa. Die ganze Vegetation verschwand, um einem Boden von Lava und Steinen Platz zu machen; kaum behielt bei Tomboro ein Hügel seine Bäume, um von der Fruchtbarkeit des Landes vor diesem entsetzlichen Ereignisse zu zeugen. Nach der Catastrophe kam eine entsetzliche Hungersnoth. Die Tochter des Radscha des Bezirkes verhungerte und dieser Häuptling selbst würde den Hungertod gestorben seyn, wenn ihm nicht der Resident etwas Reis geschickt hätte. Die nach diesem traurigen Ereignisse schlecht wieder aufgebaute Stadt Sumbawa ist jetzt nichts als eine Wüste mit Ruinen.

Die Insel Lombok, die nicht von den Holländern abhängt, muß ebenfalls mehr zu der Gruppe Sumbawa Timor als zu der Gruppe Java gerechnet werden. Sie ist ein reizendes Land, dessen hohe Gebirge mit ewigem Grün geschmückt bleiben; ihr Spitzberg mag eine Höhe von 8000 englischen Fuß haben. Die kriegerische und zahlreiche Bevölkerung von Lombok hat bis zur gegenwärtigen Zeit keinen eigentlichen Colonisationsversuch erfahren. Die eingeborenen Herrn des Bodens benutzen ihn auf eine ziemlich gebildete Weise und bewässern ihre Ländereien, wie die Hindus, mittelst großer Wasserbehälter oder Teiche. Andere Aehnlichkeiten, wie die der Sutties oder Scheiterhaufen der Wittwen, scheinen die Verbindung zwischen diesen Insulanern und den Eingeborenen von Karnate fortzusetzen. Die beiden vorzüglichsten Städte von Lombok sind Appiram und Bali.

Flores muß ebenfalls zu der Gruppe Sumbawa Timor gerechnet werden. Es ist eine Insel von 200 Meilen Länge und 40 bis 50 Meilen Breite, deren Inneres wenig bekannt ist. Der westliche Theil der Insel steht unter dem Sultan von Bima und das Uebrige scheint in verschiedene unabhängige Fürstenthümer getheilt zu seyn. Wenn man nach Flores durch die gleichnamige, von den Küsten dieser Insel und jenen von Solor oder Adinara gebildeten Straße kommt, bemerkt man den hohen Vulkan Lovotivo, der als Leuchtthurm dazustehen scheint. Weiter nach Norden findet sich das Dorf Larentuka, das fast ganz christlich ist und der bekannteste Theil dieser Insel. Larentuka, das einem Radscha gehorcht, gewährt den Schiffern leichte Verbindungen und Hilfsmittel von mehr als einer Art. Getreide, Büffel, Schweine, Ziegen und Geflügel werden hier gegen Flintensteine und Kugeln, Pulver, Trinkgläser und gewöhnliche Messerwaare vertauscht. Sonst bezog man von dieser Insel Sandelholz. Im Süden von Flores befindet sich eine Niederlassung von Bughis, wohin die Holländer nie dringen konnten.

Solor, in der Nähe von Flores, ist 40 Meil. lang. Man kennt daselbst nur den Bezirk Lawaijang, in welchem die Holländer das Fort Friedrich Heinrich besitzen. Der Bambus ist einer der Reichthümer dieser Insel. An ihren Küsten findet man den Nordcaper, einen Wallfisch, dessen Thran Oel giebt und dessen Blase Ambra enthält. Die Bewohner des Küstenstrichs, fast sämmtlich Mahomedaner, sind gewandte Kaufleute und geschickte Schiffer. Sie führen Vogelnester, Fischthran, Ambra und andere Producte gegen Elephantenzähne, seidene Zeuge und Eisen aus. Die Insel besitzt einige Kánkurus von Aeru.

Zwischen Flores und Timor ziehen sich einige Inseln hin, welche die malaiische Kette fortzusetzen scheinen, die von Sumatra bis nach Timor läuft. Hier finden sich Sabrao, regiert von einem Sultan, der sich zu Adinara aufhält; Lombiem, in Besitz von unabhängigen Radschas, und endlich Panter und Ombay, die von kriegerischen, rohen und selbst menschenfressenden Völkerschaften bewohnt werden. Südlich von Flores liegt die Insel Sumba, auch Sandelbosch oder Sandal wood (Sandelholz) genannt, eine Benennung, die ohne Zweifel von den Malaien entlehnt ist, welche sie Tschindana nennen. Ihre südlichen hohen und steilen Küsten scheinen öde zu seyn. Der Nordtheil besteht aus Steppen ohne Vegetation. An der Westküste befinden sich jene Tripangfischereien, die so berühmt waren, ehe der Meerbusen von Carpentaria diese Holothurien in weit größerer Menge lieferte. Das Sandelholz selbst, welches der Insel den Namen gegeben hat, ist weit weniger schön als zu Timor, und man giebt sich nicht mehr die Mühe, dasselbe zu benutzen. Die Baumwolle dagegen bildet hier den Gegenstand eines ziemlich wichtigen Handels. Man findet auf der Insel Pferde, Schweine, Büffel, Fasanen und den Vogel mit dickem Schnabel, welchen die Holländer Jaarvogel (Jahrvogel) nennen, weil sich sein Alter leicht an der Zahl der Knötchen auf seinem Schnabel erkennen läßt. Die traurigen und melancholischen Insulaner sind hoch gewachsen, aber ziemlich schlecht gebaut. Ihre Waffen sind Lanzen, Schilde und Schwerter, die sie sehr geschickt handhaben.

Die kleinen Inseln Sawu sind besser gekannt als Sumba. Man zählt ihrer drei: Sawu, Benjoar und Neu-Sawu, die 20 Stunden von Rottie in WNW. liegen. Neu-Sawu ist ein Inselchen, das man für unbewohnt hält, übrigens sehr reizend und durch einen hohen Spitzberg ausgezeichnet. Mehr nach Osten liegt Benjoar, hoch und seinem Durchmesser von 5 Stunden nach bewaldet; endlich Sawu, die wichtigste der kleinen Gruppe, mit Hütten und Feldern von Cocuspalmen bedeckt, welche bis an den Rand des Meeres wachsen. Die beste Bai von Sawu ist die von Timo an der Südostspitze. Cook ankerte zu Seba in Nordwesten.

Früher den Portugiesen unterworfen, gehört Sawu jetzt den Holländern. Es ist in fünf Staaten getheilt: Laai, Seba, Redguia, Timo und Massara, welche zusammen 5 bis 6000 Streiter ins Feld stellen können. Die Vegetation von Sawu, seine Producte in den verschiedenen Naturreichen sind fast dieselben wie zu Timor. Die Eingebornen von der gemischten malaiisch-oceanischen Race werden von Radschas regiert, die seit undenklicher Zeit mit einander in den friedlichsten Verhältnissen leben. Wie auf Timor und fast allen malaiischen Inseln steht auch auf Sawu die Sclaverei in Kraft. Die Religion der Bewohner ist eine Art Vielgötterei, welche sich schwer genau angeben läßt. Ihre Nahrung besteht in Schweinen, Büffeln, Geflügel und Fischen, in Pataten, Yams und Gemüse. Der Toddy, ein gegorenes Getränk, ist ihr Lieblingsgenuß. Der Gebrauch des Betels und die Tättowirung zeigen fortwährend das Streben der Nachahmung, die sich theils auf das indische Festland, theils auf die Inselgruppen Oceaniens bezieht. Die übrigen Gebräuche, wie die Tracht, die Sitten, das Ausreißen der Haare, der Schmuck von Gold und Edelsteinen, die Sprache und Religion finden sich auf den malaiischen Gruppen, die wir beschrieben haben oder die noch zu beschreiben übrig sind.

Digitized by Google

Kapitel XXVI.

Malaisien. — Borneo

Nach einem zweitägigen Aufenthalte zu Cupaag ging der „Siwa" am 18. Septbr. von neuem unter Segel, steuerte nach Norden, fuhr durch die Straße zwischen Ombay und Solor, kam südlich an der Insel Madu vorbei, segelte dann an der Westküste der Gruppe Salayer hin und bemerkte am 23. die Südspitze von Celebes, wendete sich ein wenig höher in der Breite, um der Gruppe niedriger Inseln zu entgehen, welche unter dem Namen Pulo Laut bekannt sind, kam um das Vorgebirge Salatan herum und warf am 26. Septbr. am Eingange des Flusses Baajermassing vor dem Hauptorte der Holländer auf der großen Insel Borneo Anker. Der Capitain Norbott hielt es nicht für gerathen, sich in den Fluß hinein zu wagen, und wartete, daß der Agent der Residentschaft an Bord komme, um sich mit ihm zu besprechen. Der Boden von Borneo ist für die Europäer nicht sicher und das neuliche Unglück des Major Müller ein trauriges Beispiel von der Aufnahme, die ihnen die Eingeborenen bereiten. Also nur von weitem konnte ich dieses Land beobachten. Borneo, die größte Insel der Erde nach Madagascar und nach Neu-Holland, wenn das letztere wirklich eine Insel ist. Borneo, das die Eingeborenen nach einigen Schriftstellern Bruani, nach Hamilton Waruni und nach Rienzi Klemataa nennen, ist ein Land von 300 Stunden Länge von Süden nach Norden und einer zwischen 50 und 250 Stunden wechselnden Breite. Es liegt zwischen 4° 20′ südl. Br. und 7° nördl. Br. und zwischen 106° 40′ und 116° 45′ östl. L. Die ungeheuere Breite dieser Insel hat die Europäer verhindert, in das ungeheuere Land einzudringen. Zu verschiedenen Malen wurden Colonisationsversuche unternommen, aber bald wieder aufgegeben. Den ersten Versuch machten die Engländer um das Jahr 1774 auf der Insel Balambangan an der Nordostspitze der Insel und in der Nähe des eigentlich sogenannten Borneo; aber diese Niederlassung, nur einige Meilen von dem Archipel Sulu, von dem die kühnsten Seeräuber der malaiischen Meere kommen, wurde bald verwüstet und zerstört. Mit genauer Noth flüchteten sich die Ansiedler nach Pulo Condor, einer cochinchinesischen Insel. Ein neuer Versuch an demselben Punkte 1803 war nicht glücklicher.

Die Holländer vernachlässigten ebenfalls nicht, an der Küste festen Fuß zu fassen. Ihr erster Versuch hatte indessen nur diplomatische Folgen. In Folge eines Uebereinkommens mit dem Sultan von Bantam auf Java, als Herrn der Reiche Landanac und Succabana auf Borneo, konnten sie sich zu Pontianac niederlassen, dessen Oberherrn sie wurden. Später gelang es ihnen, in Folge der dem Sultan von Banjermassing geleisteten Dienste, eine Art Factorei in dem Gebiete dieses Namens zu begründen. Dieser Fürst machte sich aus Dankbarkeit 1787 verbindlich, die Schutzherrschaft Hollands anzunehmen und von demselben seine Staaten als Erblehn zu empfangen, mit Ausnahme einiger Bezirke an der Küste und der Hälfte der Provinz Dusun, welche die Compagnie für sich behielt. Zu gleicher Zeit sprach sie sich die Verwaltung der Zölle und der Bergwerke zu, deren Ertrag zwischen ihr und dem Sultan getheilt werden sollte, mit Ausnahme der Bergwerke von Duku, Kanang und Duku Kirie, welche dem Fürsten ausschließlich blieben. Dieser Vertrag könnte schwer zu begreifen scheinen, wenn man sich nicht erinnerte, daß Banjermassing seit langer Zeit ein Filial des javanischen Königreichs war und zur Zeit des blühenden Reiches Madschapait die Fürsten von Borneo dem großen Kaiser zinsbare Javaner waren.

So waren Pontianac auf der Nordwestküste und Banjermassing an der Südküste die Punkte, auf welchen die Holländer ihre Oberherrschaft begründen und behaupten wollten. Man setzt hinzu, daß sie seitdem versucht haben, an der Ostküste von Borneo in dem Königreiche Koti, das von Sulu abhängt, dasselbe zu thun, aber die Resultate scheinen nicht glücklich gewesen zu seyn.

Die europäische Macht ist zu allen Zeiten und auf allen Punkten dieser Küste weder sicher noch wohl begründet gewesen. Man konnte einige Tage daselbst ein Lager aufschlagen, sich durch die unbeständige und wankende königliche Freundschaft da halten, in Frieden Handel treiben und sich Achtung verschaffen auf einige Zeit, aber es ist selten, daß nicht verderbliche Catastrophen eine Besitzung gestört hätten, welche man für ganz dauerhaft hielt. Der Capitain Padler ermordet 1769; die Engländer 1774 von Balambangan vertrieben; ein holländischer Capitain auf der Rhede von Borneo mit seiner ganzen Maanschaft 1788 ermordet; der Capitain Pavil, der 1800 in einen ähnlichen Hinterhalt gerieth, welchem dagegen der „Rubin" durch ein Wunder entging. Aehnliche wiederholte Auftritte und Ueberfälle im Jahre 1803, 1806, 1810 und 1811, und endlich in unsern Tagen die Ermordung des Major Müller, des andern Klapperton, der sich der Erforschung des Innern von Borneo gewidmet hatte, alles beweist, wie unsicher die Hoffnungen derer sind, welche von wirklichen Niederlassungen an dieser großen und fruchtbaren Küste träumen und sich in dem Eifer ihrer Theorien auf das Gold in jenen Bergen und auf die kostbaren Hölzer beziehen, womit dieselben bewachsen sind. Ohne diese großen und ernsten Gefahren würde es fast eine Schande für die Geographie seyn, daß in einem Augenblicke, wo jedes Stückchen Land in der Welt sorgfältig erforscht wird, ein Land von 1000 Stunden im Umfange an den Thoren von Asien, mitten in einem civilisirten und volkreichen Archipele, unbekannter bleibt, als die rohesten und fernsten Länder.

Die Küste von Borneo ist offenbar durch allmälige Ablagerungen aus den großen und schlammigen Flüssen gebildet worden, welche aus dem Innern der Insel kommen. Man meint sogar, dieses große Land habe ursprünglich aus mehrern bestanden, die sich mit der Zeit vereinigt hätten. Nach einigen malaiischen Sagen befand sich der Berg Gunong Kandung in dem Bezirke von Landac, der gegenwärtig 9 Stunden vom Meere entfernt ist, im Anfange des 14. Jahrhunderts auf einer von dem festen Lande getrennten Insel mit Namen Pulo Kandang. Diese Vermehrung des Landes durch allmälige Anschwemmungen dauert noch immer fort, besonders an der Westküste der Insel, wo die Bewohner ihre Häuser auf in den Schlamm geschlagenen Pfählen erbauen.

Diese Insel ist nach allen Richtungen von Flüssen und Strömen durchschnitten, unter denen der Banjermassing und der Pontianak angeführt zu werden verdienen. Der Banjermassing entsteht, wie man glaubt, aus dem See Keney Ballu im NO. der Insel, einem ungeheuern See, den die Eingeborenen ein Meer nennen und den Herr von Rienzi allein gekannt zu haben scheint. Diese Wasserströmungen tragen viel dazu bei, aus dem ganzen Küstenstriche einen großen Sumpf zu machen. Weiter nach dem Innern zu aber beginnt ein Bergsystem, dessen höchste Spitze die ist, welche man mit dem Namen Crystallberg bezeichnet. Man sieht daselbst keinen der auf den weiter südlich liegenden und von den Geographen die Kette der Sunda Inseln genannten Inseln so häufigen Trappfelsenblöcke. Man schloß daraus, daß die Erdbeben auf Borneo unbekannt wären. Die Berge scheinen sehr reich an Mineralien zu seyn; man findet daselbst Gold, Antimon, Zink, Zinn und Eisen. Die dortigen Diamanten sind die schönsten in der ganzen Welt und besonders stehen die aus den Bezirken Landak und Banjermassing in großem Ansehen. Von den Thieren bemerkt man den Elephanten, das Rhinoceros, eine Art Leopard, den Bär, das Pferd, das Schwein, die Ziege, die Katze, den Hund und alles gemeine Geflügel. Der Elephant, das Rhinoceros und der Leopard zeigen sich nur in den nördlichen Bezirken und man findet sie auf keinem andern Archipel östlich von dieser Länge. Der Büffel ist ebenfalls eingeboren in Borneo, so wie der Orang Utang, der hier sein wahres Vaterland hat. Von hier ist dieses merkwürdige Thier wahrscheinlich auf die Insel Sumatra gekommen, bei der wir von seiner merkwürdigen Lebensweise bereits gesprochen haben. In dem Meere herum fischt man Perlen, Schildkröten und Tripangs. Das Pflanzenreich gewährt Reis, Sago, schwarzen Pfeffer, Kampher, Citronen, Yams, Betel ꝛc. Der Palmenkohl bildet die Hauptnahrungsquelle der Eingeborenen. Die Wälder enthalten Bäume von ungeheurer Höhe, die theils treffliches Bauholz geben, theils zu Farben gebraucht werden. Einige liefern einen sehr geschätzten Kampher, andere die wohlriechende Wurzel, welche Benzoe heißt. Der Rotang ist in allen Theilen der Insel häufig

Digitized by Google

und ein ansehnlicher Zweig der Ausfuhr. Die Baumwolle, der Ingber, die Muscate, die Gewürznelke gedeihen ebenfalls.

Von diesen Allgemeinheiten gehen wir zu speciellen Betrachtungen über und wir müssen dabei das Land in Regionen theilen: 1) die Staaten des eigentlichen Borneo; 2) das Land der Dayaks, oder Residenz Pontianak an der NW.-Küste; 3) die Staaten von Banjermassing an der Süd- und Ostküste, mit den Staaten von Gotti. Diese drei Haupteintheilungen zerfallen in eine Menge Unterabtheilungen, ohne die zu rechnen, welche die Eingebornen ihrerseits für alle Länder des Innern anerkennen.

Das eigentliche Borneo grenzt an der einen Seite an die Dyaks und an der andern an die Dusuns und die Tatacs. Enclavirt sind die Inseln Malawelli, Banghi und Balambangan, wo die Engländer zweimal, 1774 und 1803, eine Factorei anzulegen suchten. In diesem Bezirke wollte der berühmte Alexander Dalrymple die Hauptstadt eines eingebildeten polynesischen Reiches gründen.

Die Eingeborenen von dem eigentlichen Borneo sind ein Gemisch von Kayans, Soutiern, Idaanern, Malaien von Dschehore, Biadschus, Tiduns, Maruts, Dusuns und einer Menge anderer Völkerschaften. Die andern wilden Stämme, welche man, mit Rienzi, die Harfurs von Borneo nennen kann, gehen nackt und schlagen ein Stück Baumwollen- oder Baumrindenzeug um die Lenden. Bisweilen tragen die Kayans-Krieger Kleider und Mützen von Leopardenfell. Ihre Waffen sind die Sarbakane, welche vergiftete Pfeile schleudert, der Degen, die Lanze und lange Schilde. Man spricht selbst von Kanonen, welche sich in der Hauptstadt der Kayans befinden sollen; das ist aber wahrscheinlich nur eine Vision der Reisenden. Diese verschiedenen Stämme sind im Allgemeinen wild, blutdürstig, schneiden die Köpfe zum Vergnügen ab und machen Trophäen daraus, ihre Hütten damit zu schmücken. Sie bewohnen ungeheuere, auf Pfählen ruhende Häuser oder kleine mit Blättern gedeckte hölzerne Hütten. In den großen Häusern wohnt ein ganzes Dorf beisammen, 100 bis 200 Personen.

Man kennt bisher nichts von der Gottesverehrung der Bewohner Borneos, noch in wie weit ihr religiöses Gefühl an ihrem wilden Leben Antheil hat. Scheinbar haben sie weder Priester, noch Tempel, noch Götzen. Sie glauben indeß an gute und böse Vorbedeutungen. Es giebt kein Alphabet bei ihnen, was sie unter die Insulaner der benachbarten Gruppen stellt, die sämmtlich ein eigenes Alphabet haben.

Alles, was man von ihrer Regierung weiß, betrifft nur die Küsten, wo die malaiische Race vorherrscht. Deshalb findet man daselbst auch großentheils die Organisation wieder, welche wir zum Theil bei der Beschreibung von Sumatra geschildert haben. Der König, der Sultan, radschah oder dschandschi per toaan (welcher Herr ist) hat als Gegengewicht gegen eine fast unumschränkte Gewalt nur den negativen Einfluß der pandscherans oder Fürsten des Landes, eine Art Bodenaristokratie, welche sich auch auf den andern Archipelen findet. Diese pandscherans theilen sich in die großen Staatsämter. Einer ist der bandahara oder mit der vollziehenden Gewalt beauftragt; der andere der degadong oder Aufseher des Hauses des Sultans; ein dritter der domongong, der General des Heeres; ein vierter der pamancha oder Richter. Das Einkommen des Souverains besteht in freiwilligen Beiträgen, welche fast immer in natura gegeben werden.

Der unter dem Namen eigentliches Borneo bekannte Theil der Insel, welcher gegenwärtig unfruchtbar ist und fast gar nichts erzeugt, würde in Hinsicht des Ackerbaues und des Handels vieler Verbesserungen fähig seyn: Die 15 Meil. von der Mündung eines schiffbaren Flusses liegende Hauptstadt, Borneo, die Residenz des Sultans, ist eine wichtige Stadt mit einer Einwohnerzahl von 10,000 Seelen. Sie ist auf Pfählen gebaut, wird von kleinen Canälen durchschnitten und gleicht so Venedig. Wie in dem Lande der Papus stehen die Häuser durch kleine Brücken mit einander in Verbindung, die nichts als ein einfaches Bret sind. Nur die Festung des Landes liegt auf dem festen Lande.

So an einem von Schiffen von 300 Tonnen befahrbaren Flusse in der Nähe von China, den Philippinen, dem Archipel Sulu und dem Königreiche Siam gelegen, trieb Borneo sonst einen ansehnlichen Handel, der durch neuere Bürgerkriege vermindert worden ist. In der Blütezeit dieses Handels kamen jährlich zwei chinesische Dschonken von Siang Fal (Provinz Ranking), zwei von Lio Po (Prov. Schan Si) und endlich eine von Canton an. Macao sandte portugiesische Schiffe dahin. Der Handel mit diesen Häfen befand sich in den Händen chinesischer Ansiedler, welche die Gewinnsucht auf diesen von ihnen geschaffenen und erweiterten Markt geführt hatte. So lebhaft sonst der Verkehr zwischen Borneo und Sulu war, so völlig null ist er jetzt; auch der mit Manilla hat viel verloren. Die meisten Geschäfte macht Borneo gegenwärtig mit Singapore und der Halbinsel von Malacca. Seit die schrecklichste Anarchie dieses Land verwüstet, wagen die Europäer nicht, Fahrzeuge dahin zu schicken, ob sie sich gleich nicht über die Bewohner Borneos zu beklagen haben. Zur Zeit als die Bewohner von Sulu die Engländer von Balambangan vertrieben, nahmen die Insulaner von Borneo die Flüchtigen mit dem größten Wohlwollen auf und trugen ihnen sogar die Abtretung der Insel Balnan an, damit sie dort eine neue Niederlassung gründeten. Vielleicht hätte man diese neue Colonisation bei einem Volke versuchen sollen, das Sinn für Handel hat und schon ziemlich ausgebildete Begriffe von Schifffahrt und Geographie besitzt. Es wurde eine Dschonke von 500 Tonnen zu Borneo aus dem herrlichen Holze gebaut, welches diese Insel erzeugt.

Die vorzüglichsten Bezirke sind von Norden nach Süden zu:

1) Die Staaten des Sultan von Sambas, dessen nördlicher Theil jenseits Tanjong Dati (dem Vorgebirge Dati) in den Händen einiger unabhängigen und Seeräuberei treibender Fürsten ist. Im Innern befinden sich die Bergwerkbezirke Semini und Lara. Die Hauptstadt dieses Bezirkes ist Sambas, 115 St. im Innern und an dem gleichnamigen Flusse. Man sieht daselbst ein niederländisches Fort.

2) Die Staaten von Mumpawa, die sich sehr weit in das Innere erstrecken und die Goldbergwerke von Mandor und Montrado, die reichsten in ganz Oceanien, enthalten. Der Bezirk Montrado oder Montradok am Fuße des Tradok-Gebirges scheint ganz von Chinesen bewohnt zu seyn, die selbst den Malaien dort die Niederlassung nicht gestatten. Diese chinesische Colonie wurde, wie man sagt, vor zwei Jahrhunderten durch Seefahrer gegründet, welche der Sturm an diese Küste geworfen hatte. Sie waren nicht zahlreich und lebten Anfangs in Sclaverei und Armuth, wurden aber allmälig durch alle Abenteurer verstärkt, welche der Zufall an diesen Punkt führte, und bildeten einen ansehnlichen Kern, der endlich durch Fleiß und List eine Art Unabhängigkeit gewann. Heut zu Tage ist diese Unabhängkeit eine unbestrittene Thatsache; dieser Landestheil gehört den Chinesen. Der größte Reichthum desselben besteht in Goldminen, die sie auf die Art wie in Südamerika bearbeiten. Sie dämmen die Bäche hier und da und erst arbeiten die Männer, dann die Frauen, darauf die erwachsenen und endlich die ganz jungen Kinder, welche das noch aufsuchen, was bei den ersten Bemühungen zurückgeblieben seyn kann. Diese Arbeit macht die, welche sich damit beschäftigen, fast adelig. Die Bergleute bilden in dieser chinesischen Colonie eine Art Aristokratie; die Neuankommenden müssen erst Soldaten oder Kleinhändler seyn. Die vorzüglichsten Häfen, in denen diese Colonie ihre Producte ausführt, sind Sillaca und Soungby Raias. In einem derselben landet man gewöhnlich, wenn man sich nach Montradok begeben will. Auf einem, durch eine herrliche ganz bewässerte Landschaft führenden, mit Redouten versehenen Wege, die zu gleicher Zeit zur Vertheidigung und als Lagerplätze für die Metalle dienen, gelangt man in die Stadt Montradok, die mitten in einer Ebene in einer reizenden Gegend liegt. Die Häuser sind alle in chinesischem Geschmacke gebaut. Diese in Bazars oder Quartiere getheilte Stadt ist drei Meil. lang und fast eine halbe Meile breit, und enthält sanfte, arbeitsame und friedliche Einwohner. Dieses kleine Königreich, dessen Hauptstadt Montradok ist, wird sich wahrscheinlich vergrößern und es ist nicht unwahrscheinlich, daß einmal ganz Borneo in die Hände dieser chinesischen Exoten fällt.

Die Nordwestküste hat noch:

3) Das Königreich Pontianak, 1770 durch einen Araber, Abdul

Digitized by Google

Rahman, begründet, der um diese Zeit mit der holländischen Compagnie handelte und, von derselben unterstützt, seine Staaten auf Kosten seiner Nachbarn vergrößerte. Er fiel in das Gebiet des Sultans von Matan ein, verwüstete die Stadt Succadana und gab das Land Mumpawa seinem Sohne Kassim zu Lehen. Kassim, der seinerseits 1808 König wurde, hatte gegen die Eingriffe der Chinesen zu kämpfen, die, in kong-sies (Gesellschaften) organisirt, so furchtbar wurden, daß er das Einschreiten der Holländer von neuem gegen dieselben in Anspruch nehmen mußte. Die Hauptstadt dieses Königreichs, Pontianak, liegt in der Nähe der Mündung des Flusses, der ebenfalls diesen Namen führt; sie soll 3000 Einw. haben.

4) Das Land Landak und das Land Sangu, die östlich von dem eben erwähnten liegen. Das Land Landak ist durch seine Diamanten berühmt, von denen man besonders jenen des Sultans von Matan anführt, der 367 Karat wiegt und geschliffen und geschnitten noch immer 185 K. wiegen könnte.

5) Das Land Simpang, das einem panum pahan (Fürsten) gehört, welcher Matan zinsbar ist.

6) Die Staaten von Matan, oder das ehemalige Reich Succadana, lange im Besitze javanischer Fürsten, die sämmtlich Lehnsträger der Könige von Bantam waren. Die Hauptstadt dieses Staates liegt im Innern am Ufer des Katappan; es ist das alte Succadana, bekannt durch seinen ausgedehnten Handel und den Verkehr, den die holländische Compagnie in den ersten Jahren ihres Bestehens mit derselben hatte.

7) Das Gebiet des Fürsten von Kandawagan, eines andern Vasallen des Sultans von Matan.

Die verschiedenen Länder, die wir hier kurz angegeben haben, stoßen an das Gebiet der Dyaks, unabhängiger oder den erwähnten Fürsten unterworfener Völkerschaften. Sie bilden die sogenannte NW-Residenzschaft, welche sich von Ayer Hittam, der anerkannten südlichen Grenze des Gebietes von Matan, bis nach Palo, der nördlichen Grenze jenes von Sambos, erstrecken soll. Nach einer Karte, die der unglückliche Major Müller entwarf, ist das Land im Allgemeinen niedrig, da sich der Danao Malaya nicht über 100 Fuß über den Meeresspiegel, selbst 45 Se. von seiner Mündung, erhebt. Man sieht keine zusammenhängende Bergkette. Bis auf einige kegelförmige Spitzen und einzelne Hügel ist das Land eine angeschwemmte Ebene, durchströmt von Flüssen, welche sämmtlich an ihren Mündungen Baeren haben. Der einzige See, den man daselbst kennt, ist der Danao Malaya, unter 1° 5′ n. Br. und 114° 20′ östl. L., der im September 1823 zum erstenmale von Europäern besucht wurde. Seine Länge beträgt 8, seine Breite 4 Stunden und seine Tiefe an manchen Stellen 18 Fuß. In diesem Becken erheben sich mehrere Inseln, von denen eine van der Capellen heißt.

Die Minen des Bezirks Landak sind, wie bereits erwähnt, der Hauptreichthum des Landes. Das areng oder Conglomerat ist eine Art grießige, mit Kieseln vermengte gelbliche Erde. Man findet sie in verschiedener Tiefe, höchstens bei 60 Fuß. Um diese Erde zu erhalten, graben die Bergleute einen Schacht von 1 bis 2 Fuß im Durchmesser. Kommen sie auf das areng, welches 2 bis 3 Fuß mächtig ist, so machen sie 6 bis 8 Fuß weite Aushöhlungen und schaffen die Erde mittelst kleiner Bambuskörbe hinaus. Auch das Aussuchen der Diamanten geschieht auf ganz einfache Weise. Kleine runde Tröge (dulans) werden fast ganz mit Areng gefüllt. Der in dem Flusse sitzende Arbeiter taucht den dulan hinein und rührt das Areng mit der Hand um, bis die erdigen Theile anfangen, sich loszutrennen, worauf er den dulan wieder an die Oberfläche des Wassers zieht und ihm eine umdrehende Bewegung giebt, bis das Wasser sich völlig mit den erdigen Theilen sättigt. Sind nur noch die Kiesel auf dem Boden zurück, so sucht man dieselben aus und besichtigt sie. Die klügern Chinesen machen einen Damm in den Flüssen und schöpfen das mit Schlamm gesättigte Wasser aus. Die schönsten Diamanten, welche man auf diese Weise findet, wiegen 36 Karat. Die kleinen Steine werden zu Pontianak verkauft, die großen dagegen, die dort keine Käufer finden würden, schickt man nach Batavia. Die Menge der Steine scheint sich in den letzten Jahren sehr vermindert zu haben. Das Gold wird dagegen noch immer in Menge gefunden. Man trifft es ebenfalls in dem Areng. Das Gold von Simpang, Sangu und Landak ist das reinste, dann kommt jenes von Montehari und Mandor und darauf das von Montradok. Das Eisen wird zu Dschelle gewonnen und ist von vortrefflicher Qualität. Die andern Ausfuhrartikel der NW.-Küste von Borneo sind Wachs, Benzoar, gedörrtes Hirschfleisch, Hirschhörner und einige Vogelnester.

Die Dayaks, welche die zahlreichste Klasse dieser Bevölkerung bilden, können auf 200,000 Personen geschätzt werden. Ihre Tracht ist die der übrigen Bewohner von Borneo. Mit Glasperlen und Messingstücken schmücken sie sich. Das Salz ist für sie ein sehr gesuchtes Nahrungsmittel und der Tabak stets eine Leidenschaft. Die fast immer friedlichen Dayaks haben dennoch dem Anscheine nach rohe Sitten; es ist eine Ehrensache bei ihnen, als Schmuck ihrer Wohnungen so viel Menschenschädel als möglich zu besitzen, und sie verschaffen sich dieselben, indem sie Personen aus andern Stämmen ermorden. Die Frauen- und Kinderschädel werden am meisten geschätzt, weil sie von den Männern am hartnäckigsten vertheidigt werden müssen. Diese Leidenschaft, diese Sucht nach Menschenschädeln bildet fast das ganze kriegerische Leben der Dayaks. Sie denken an nichts, als wie sie ein Dorf überfallen, oder Hinterhalte in einem Walde legen wollen. Entsprechen diese Mittel ihren Erwartungen nicht, so verbinden sie sich mit malaiischen Seeräubern unter der einzigen Bedingung, als Theil an der Beute die Schädel zu erhalten. Je mehr ein Mann in seinem Leben Menschenköpfe abgeschnitten hat, in um so höherer Achtung steht er; ein junger Mann kann sich nicht verheirathen, wenn er nicht wenigstens einen Feind geköpft hat, und der todte Körper eines angesehenen Mannes wird nie mit dem Kopfe begraben. Nach glücklichen Zügen überläßt man sich der höchsten Freude. Die Frauen nehmen die blutigen Köpfe, legen sie in Wasser und reiben sich mit dem ablaufenden Blute. Funfzig Menschenköpfe um die Hütte herum, — das ist der schönste Adelstitel, den man erhalten kann.

Man kann sich denken, daß bei diesem Zustande der Dinge die Dörfer so gut als möglich befestigt sind. Zur Vertheidigung derselben haben die Dyaks beintings oder Verschanzungen angelegt. Die Façade des Hauses besteht aus einer Art Verandah oder Galerie, welche eine Hütte mit der andern in Verbindung setzt. Diese Hütten sind auf Pfählen erbaut und haben keinen andern Eingang als eine Thüre, welche auf eine Leiter führt, die man des Abends zurückzieht. Sie stehen in Gruppen von sechs oder sieben beisammen und das älteste Haus befindet sich in der Mitte.

Wenn zwei feindliche Stämme Waffenstillstand mit einander machen, so giebt jeder einen Sclaven, der von dem andern ermordet werden muß. Der Häuptling selbst schlägt das Opfer mitten auf die Brust und der Leichnam wird augenblicklich von Schlägen und Wunden bedeckt, da der Stamm das Beispiel seines Häuptlings nachahmt. Außer diesem Opfer werden zwischen diesen Völkerschaften auch Lebensmittel, Goldstaub und sehr geschätzte Krüge von Siam ausgetauscht, welche den Wahrsagern zu Orakeln dienen.

Der Hauptstamm der Dayaks sind die Kayans, deren Hauptort, Segar, 25 Tagereisen von Pontianak liegt. Die Dayaks dieser Residenzschaft sprechen sieben verschiedene Dialekte. Ihr religiöser Glaube scheint nur in einer Art Verehrung der Hirsche zu bestehen.

Nach den Dayaks ist der zahlreichste Volksstamm jener der Chino-Borneaner, deren Zahl wohl 100,000 betragen mag. Diese durch eine Kreuzung der Dayaks und Chinesen entstandene Race ist in der Straße unter dem Namen Orang Khe bekannt. Was sie in ihrer Residenz Montradok sind, haben wir bereits gesehen. Ihre der chinesischen ähnliche Kleidung besteht in groben blauen oder weißen Zeugen.

Die Malaien belaufen sich auf 60,000 Seelen; sie sind Holzfäller, Bergleute oder Seefahrer. Von Bughis giebt es 5000, die fast alle Han-

Digitized by Google

del oder Schifffahrt treiben. Man zählt auch einige Araber und einige Hindus.

Nach der Residenzschaft Pontianak, der wichtigsten von allen für den niederländischen Handel, ist noch die Residenzschaft der südlichen und westlichen Küste oder Banjermassing anzuführen, welche durch die Staaten des Sultans dieses Namens und die den Holländern abgetretenen Bezirke gebildet wird. Die verschiedenen Länderbezirke, aus denen diese Residenzschaft besteht, sind das Land Komaay längs des gleichnamigen Flusses, Pamduan, Mandawa, Groß- und Klein-Dayak und die südöstliche Halbinsel von Borneo, unter dem Namen Tanah Laut. Im Innern liegen noch die Bezirke Talas, Marta Pura, Karang Intang, Duku Kanang, Duku Kirie, so wie das Dunsun, welches eine allgemeine Benennung des innern Landes zu seyn scheint.

Das Königreich Cotti, an der Grenze von Banjermassing, scheint einem malaiischen Sultan zu gehorchen, der seine Hauptstadt zu einer Seeräuberhöhle gemacht hat, welche für diese malaiischen Meere eben so schrecklich sind, wie es sonst die algierschen Piraten für das Mittelmeer waren. Er ahmt darin seinem Nachbar, den Sultan von Sulu, dem Oberhaupte nicht minder gefürchteter Seeräuber, nach. Dieser Sultan von Sulu besitzt auf Borneo mehrere Küstenstädte, wie Malludu, Abay und Talapan. Neuere Nachrichten weisen indessen den ganzen westlichen Theil dieses Gebiets dem Sultan von Borneo zu.

Das sind die verworrenen Angaben und Nachrichten, die man von Borneo besitzt. Nichts davon ist vollständig und genau, sowohl in geographischer als in ethnologischer Hinsicht. Mehrere Volksstämme sind fast gar nicht gekannt, andere, wie die Dayaks, werden zweimal angeführt. Auf folgende Art hat ein neuer Reisender diese ethnographische Eintheilung begründet: „Die Ureinwohner des Innern," sagt Rienzi, „haben mehrere Namen erhalten, in S. und W. Dayaks, in N. Idaans und in O. Tiduns, alle aber gehören der Urrace der Alforeses (Harfurs) an. Diese sind Eingeborene der meisten Inseln Malaisiens und Australiens und man findet sie bisweilen mit den Papus oder oceanischen Schwarzen vermischt. Aber die Alforeses sind minder schwarz und übertreffen die Papus an Körperkraft, Klugheit und Lebendigkeit. Die Dayaks sind Landbauer, Berg- und Handelsleute. Im Körperbau stehen sie über den Malaien. Sie beten den Deùata (den Verfertiger der Welt) und die Seelen ihrer Vorfahren an und zeigen die größte Verehrung gegen gewisse Vögel, nach denen sie wahrsagen, wie die meisten Bewohner Polyaesiens. Nach ihnen müssen noch die Biadschus und besonders jene, welche die Nordwestküste bewohnen, und endlich die Aduas erwähnt werden, die in wildem Zustande leben. In dem NO-Theile der Insel sind sie unerschrockene Seeleute, beschäftigen sich mit Seeräuberei und einige sind Menschenfresser. Südlich von der Sultanie Borneo leben noch die wilden Volksstämme der Kayans, der Dunsuns und der Maruts. Und endlich giebt es in diesem großen Lande, dem Heerde verschiedener Völkerschaften, eine Abart Biadschus, welche sich auf Celebes, Borneo und den Philippinen finden, ein Gemisch von verschiedenen Völkern sind, wie die Chinesen mit langem schlichten Haar und schiefen Augen, die Japaner ohne Bart und die Macassaren mit schwarzen glänzenden Zähnen." Diese unvollständigen Nachweisungen besitzt man gegenwärtig über Borneo. Man muß sie mit der Vorsicht mittheilen, womit man Muthmaßungen stets zu behandeln hat, und warten, bis die Geographie uns von dem Innern dieses ungeheuern Landes mehr als bloße Hypothesen mitgetheilt hat.

Kapitel XXVII.

Malaisien. — Java.

Unsere Brigg hatte bald Borneo und die Mündung des Banjermassing hinter sich. Am 2. October spannte sie bei einem frischen Südwestwinde die Segel aus und glitt auf dem ruhigen Becken hin, welches man das Meer von Java nennt, einem wahren, von hohen Ländereien umgebenen Canal. Zwei Tage lang nahm der Wind immer mehr und mehr ab, bis uns der Schatz hoher Länder Windstille brachte. Mehrere Tage lang waren wir so an dieses ruhige Meer gefesselt und sahen Carimon Java erst am 10., und am 12., nachdem wir um die Spitze von Caravan herumwaren, warfen wir auf der großen Rhede von Batavia Anker, erst auf dem hohen Meere, von wo der Capitain die Depeschen an den Generalgouverneur schickte. Da der „Siwa" aber Befehl erhielt, auf die Rhede zu kommen, so näherte er sich mehr dem Mastenwalde, welcher sich in der Ferne erhob.

Von der Rhede aus gesehen zeigte Batavia in der Ferne die Bergkette, an welche die Stadt sich lehnt, eine ganz niedrige und mit schöner kräftiger Vegetation bedeckte Kette; dann etwas näher einige Landhäuser rechts und links von der Stadt, reizende Wohnungen, umgeben von Baumgruppen, und endlich ganz vorn die Stadt selbst, fast versunken auf dem niedrigen Strande, so daß man nichts erkennen konnte, als ihre tausend Dächer und die hohen Bäume ihrer Gärten. Noch näher an dem „Siwa", der eben den Anker ausgeworfen hatte, zeigten sich einige Inselchen, gleich grünen Sträußern, während die Rhede ihre Schiffe bot und eine Menge Barken auf ihrem weiten Halbkreise herumfuhren.

Einige dieser Inselchen sind gegenwärtig unbewohnt, aber sonst waren sie fast alle von der alten ostindischen Compagnie benutzt worden. Sie enthielten Werfte, Magazine, Hospitäler oder Werkstätten. Die vorzüglichste ist Onrust oder malaiisch Pulo Kappal, 3 St. in NW. von der Stadt. Ihre Wichtigkeit dauerte bis zur englischen Occupation. Die Engländer, die wohl einsahen, daß ihre Eroberung nicht sicher sey, zerstörten die Vertheidigungswerke dieser Insel und trugen den Kopf dieser Rhede ab. Herrliche Werfte, wo die Schiffe umgelegt werden konnten, ungeheure Magazine, Getreideniederlagen, welche 2000 Koyangs Reis fassen konnten, sehr schöne Wohnungen für die Angestellten, zwei Mühlen und eine Kirche, alles wurde damals zerstört und unbrauchbar gemacht. Indessen fing Onrust 1823 an, aus seiner Asche sich von neuem zu erheben, aber eine völlige Wiederherstellung wird schwierig, langwierig und kostspielig seyn.

Nach der Insel Onrust kommt die Insel Edam oder Pulo Dammer, welche diesen malaiischen Namen ihrem Leuchthurme verdankt, der aber nicht mehr leuchtet. Darauf erscheint die Insel Purmerend oder Pulo Sakit, die man als Hospital der Aussätzigen braucht; endlich ein wenig weiter nach Süden die Insel Knipper oder Pulo Burong, wo sich noch Ruinen von großen Magazinen befinden. Die andern kleinern Inseln sind: Pulo Kellor, Pulo Rambut, Pulo Ontong, Java, Pulo Obie, Pulo Ayer, Pulo Riamok, Pulo Petrisch oder die Insel Vader Smith, die verschwunden und nur noch eine Sandbank ist, welche das Wasser zur Fluthzeit bedeckt. Die weit zahlreichern Inseln, welche man in der Ferne sieht, heißen Duizend Eilanden. Mehrere derselben werden von malaiischen Familien bewohnt, welche von Fisch-, Agaragar-, Tripang- und Korallenstrinfischerei leben (aus den letztern macht man Kalk). Die größte dieser Inseln ist Pulo Pangang, auf welcher dreißig eingeborene Familien unter einem malaiischen Häuptlinge wohnen.

Ich ging erst den Tag nach der Ankunft des „Siwa" an's Land. Am 13. Octbr. mit Tagesanbruch führte mich die Volle nach dem Landungsplatze. Man landete am Bloom, einem Hafen, der sich vor der alten Stadt ausbreitet. Es ist dies der ungesundeste, der gefährlichste Theil einer Stadt, welche in Indien ihrer Ungesundheit wegen berüchtigt ist. Außer vier oder fünf Straßen, die nur am Morgen besucht werden, sind diese Quartiere fast öde; man hat sie verlassen, um sich in Masse nach dem Weltevreden und dem Konings-Plein zu begeben, wo sich die neue Stadt ausbreitet. Die neuen Straßen beginnen an der alten Vorstadt oder Buiten Nieuw Poortstraat, sind reizend und mit langen Baumreihen und hübschen Häusern mit ihren Gärten besetzt. (Taf. 28. Abbild.) Das Leben und die Bewegung in dieser Stadt erinnert an europäische große Städte. Wagen ohne Zahl, elegante Caleschen mit zwei Pferden, junge Reiter, die sich mit großen Sonnenschirmen gegen die Sonne schützen, — alles belebt und verschönert diese köstlichen Straßen. Man erkennt Batavia

Digitized by Google

die zierliche Hauptstadt von Malaissen, eine Stadt von Luxus und Lärm, Vergnügen und Geschäften. Eine Menge freundlicher Wohnungen, sämmtlich beschattet, ziehen sich auch an den Canälen Moolenvliet und Rijswijk ungefähr ½ Stunde weit hin. Dann folgt eine große vierseitige Ebene, ein großer Rasenplatz mit Reihen europäischer Häuser. Das ist der Weltevreden oder das Militärviertel, welches der neuen Stadt den Namen gegeben hat. Weiterhin, rechts, erscheint eine andere vierseitige Ebene, der Konings-Plein, ebenfalls von hübschen Gebäuden und gut unterhaltenen Gärten umgeben. Jenseit des Weltevreden zieht sich die große Straße von Buitenzoorg hing, eine ganz ebene Chaussee, besetzt mit Landhäusern und Hütten, welche fast zwei Stunden weit bis über das Fort Meester Cornelis gehen. Rechnet man dazu noch einige Seitenalleen, welche eben so viele Strahlen um diese großen Mittelpunkte bilden, die Prinsen-Laan, den Weg von Gonnong Saharie, den Weg von Tanaabon, so kann man sich eine Idee von dem Aussehen Batavias machen. Zwischen und hinter diesen verschiedenen Stadttheilen finden sich jene der verschiedenen asiatischen Niederlassungen in der Hauptstadt Malaisiens. Der chinesische Theil liegt außerhalb des Umkreises und westlich von der alten Stadt, von welcher er sonst eine große Vorstadt war; aber dieses thätige und ruhige Volk ist gegenwärtig eigentlich in der ganzen Stadt, wie auf der ganzen Insel.

Batavia, gelegen unter 6° 12′ s. Br. und 104° 33′ östl. L., wurde 1616 auf dem Boden gegründet, der die indische Stadt Schaccatra einnahm. Sie erhielt den 11. März 1619 den Namen, welchen sie bisher erhalten hat, als das sie beherrschende Fort angelegt wurde. Im Jahre 1629 wurde das Schloß der Gouverneure am Eingange der Stadt nach der Hafenseite zu erbaut, welches die Statthalter länger als anderthalb Jahrhunderte bewohnten. An dieses Schloß hat man die Gebäude angebaut, welche zu den Versammlungen des indischen Rathes, zu den Bureaux und den Magazinen der Gesellschaft nöthig sind. Alle diese Gebäude, welche noch stehen, können eine Vorstellung von der großartigen Weise geben, welche man damals in der Colonialarchitectur befolgte und die durch europäische Handwerker und aus der Hauptstadt bezogene Materialien ausgeführt wurde.

Um diese Zeit bildete die Stadt ein Parallelogram von ungefähr 600 Ruthen Länge und 400 Ruthen Breite, das der große Fluß Tschilirong in zwei fast gleiche Theile trennte. Sie war von Mauern und Bastionen umgeben, hatte fünf große Thore, vier große Kirchen und mehrere regelmäßige Gebäude.

Während des ganzen 17. Jahrhunderts wohnten die Beamten der Compagnie und die Handelsleute in dem Innern der Stadt; zu Anfange des 18. aber, als die Kriege mit den Bataviern aufgehört hatten und der Wohlstand der Stadt neue Gebäude verlangte, fing man an, außerhalb der Graben zu bauen und das zu schaffen, was man gegenwärtig die südliche Vorstadt nennt. Um diese Zeit legten sich die wohlhabenden Einwohner Lusthäuser an den äußern Canälen und auf dem Wege von Jaccatra an, zwischen der Stadt und den äußern Forts, welche die erste Linie der Vertheidigungswerke bildeten; ermuthigt durch die friedlichere Stimmung der Eingeborenen drängten sie diese Gebäude endlich bis an den Fuß der zweiten Fortlinie sowohl auf dem Wege von Bantam und Cheribon, als auf dem der Preangers, was indessen nur allmälig geschah.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts war das Fort Meester Cornelis die Säulen des Herkules der niederländischen Creolen. Man sprach von einem Ausfluge in die Umgegend wie von einem abenteuerreichen Unternehmen, und noch vor 30 Jahren wurde jedesmal in den Kirchen öffentlich gebetet, wenn sich der Generalgouverneur auf sein Lusthaus Buitenzoorg begab. Zu dieser Reise brauchte man sonst drei Tage, jetzt macht man sie in drei Stunden.

Erst unter dem Generalgouverneur Daendles dachte man daran, aus der alten Stadt hinaus zu gehen und sie zu verlassen. Die politische Lage Javas kam diesem Gouverneur friedlich genug vor, um die Mauern der Stadt zu verlassen, welche dieselbe vor den Angriffen von dem Innern her schützen sollten; er richtete sein Augenmerk nur auf die äußere Vertheidigung. „Hier sind die Feinde für die Zukunft," sagte der Generalgouverneur. „Von den innern haben wir nichts zu fürchten". Es war damals die Zeit, als Batavia das Grab fast aller Europäer wurde, die daselbst ankamen. Pestdünste schienen zu gewissen Zeiten die Atmosphäre zu erfüllen und eine höchst beunruhigende Sterblichkeit herrschte selbst unter denen, welche sich an das Clima gewöhnt hatten. Die Seuche richtete größere Verheerungen an, als ein blutiger Krieg. Dahin richtete Daendles seine Aufmerksamkeit. Sein erster Plan war, Batavia ganz zu verlassen und die Hauptstadt der holländischen Besitzungen nach Surabaya zu versetzen; da man aber in seinen Gedanken nicht einging und er sich mit minder durchgreifenden Maßregeln begnügen mußte, ließ er außerhalb der Stadt und in einer kleinen Entfernung im Innern Casernen und bequeme Wohnungen für die Officiere der Besatzung bauen. Auch ein Palast für den Gouverneur wurde um diese Zeit angefangen, aber erst 1827 vollendet. Kaum war dieser Anfang gemacht, als alle europäische Einwohner, wenn sie auch noch so unvermögend waren, die alte Stadt verließen und frischere, schönere, gesündere Häuser an dem Moolenvlit, an dem Canale von Rijswijk, am Weltevreden und später an dem großen Konings-Plein und an dem Wege von Meester Cornelis bewohnen wollten. Anfangs mußten sich die Baumeister nach einem regelmäßigen Plane richten, aber die Zwischenregierung nach der englischen Besitznahme führte eine solche Verwirrung unter den Gebäuden herbei, daß es jetzt unmöglich seyn würde, ein Vertheidigungssystem anzulegen, ohne die ganze umliegende Ebene mit Trümmern zu bedecken.

Nachdem sich einmal die Mode hineingemischt hatte, war das alte Batavia bald verlassen. Der Verfall traf die Stadt wie ein Blitz. In 20 Jahren waren die schönsten Stadttheile Stück für Stück, Haus für Haus abgetragen. Im Jahre 1816, als die europäischen Friedensverträge Holland seine schönste Colonie zurückgaben, hatte die alte Stadt als Einwohner kaum einige Europäer, die in ihren Häusern alt geworden waren, einige Portugiesen und einige Chinesen. Die Regierungsbureaux, die Comptoirs und die Magazine blieben wohl daselbst noch einige Zeit, als an dem für den Hafen bequemsten Orte, aber wenn der Abend kam, verließ man sie, um nach den neuen Stadttheilen zurückzukehren, wo alles von den Geschäften ausruhte.

Was der Generalgouverneur Daendles vorausgesehen hatte, geschah. Batavia war und blieb eine ungesunde Stadt. Man hatte auf einem feuchten niedrigen Boden eine ganz holländische Stadt, eine Stadt mit engen Straßen, unter einem tropischen Himmel gebaut und die Häuser, wie in Amsterdam und Rotterdam, an stehenden, sumpfigen Canälen zusammengehäuft. Zu diesen Ursachen der Sterblichkeit kamen noch andere, wie die den Chinesen und Malaien zugestandene Duldung, deren Begräbnißplätze sogar die Thore der Stadt verpesteten. Endlich hatte man an der Barre des Flusses Haufen von Unrath liegen lassen, die unter der glühenden Sonne ungesunde Dünste aushauchten.

Bei der Versetzung seiner Residenz außerhalb der Mauern der alten Stadt, suchte der Generalgouverneur diese Menge von nachtheiligen Einflüssen zu bekämpfen und seitdem verwirklichte der Gouverneur van der Capellen die Verbesserungen, welche Daendles nur entworfen hatte.

Unter van der Capellen wurden auch die neuen Straßen auf dem großen Konings-Plein angelegt, dem gesundesten Orte in der ganzen Umgegend. Abtretungen von Grund und Boden und andere Erleichterungen für die Bauenden, gaben diesem neuen Stadttheile bald eine große Ausdehnung. Die Eigenthümer und Baumeister mußten sich bestimmten Regeln fügen, welche wegen der allgemeinen Gesundheit getroffen worden waren. Den Chinesen wies man zum Begräbnißplatze einen weit von der Stadt entfernten Ort an. Die Canäle der alten Stadt, die nicht durchaus nothwendig waren, wurden verschüttet und die andern erhielten eine größere Menge und minder fauliges Wasser. Die Schlachthäuser verwies man an das Ende der Stadt und dämmte den Fluß so ein, daß er immer über seine Barre strömte und keinen Theil derselben der Wirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt ließ. Ein schöner Damm von Holz, Hafendamm und Landungsplatz zu gleicher Zeit, vervollständigte diese großen und nützlichen Bauwerke.

Digitized by Google

Seit dieselben bestehen, ist Batavia nicht ungesunder als ein anderer Punkt des malaiischen Archipels und des Festlandes von Indien.

Die außerordentlich wechselnde Bevölkerung von Batavia ist vielfältig, aber meistentheils falsch geschätzt worden. Eine im Jahre 1824 mit der größten Genauigkeit angestellte Zählung gab folgendes Resultat: 3025 Europäer oder Abkömmlinge von Europäern; 23,108 Javaner und Malaien; 14,708 Chinesen; 601 Araber; 12,419 Sclaven, im Ganzen, Stadt und Vorstadt, 53,861 Seelen, mit Ausnahme der Besatzung. Die Bevölkerung der ganzen Provinz ist in vier Bezirke eingetheilt.

Die europäische oder creolische Bevölkerung besteht aus den Beamten der Regierung, Kaufleuten, Officieren außer Dienst, Rentiers oder Eigenthümern und endlich aus Portugiesen, welche in Batavia wie in ganz Indien nur noch ein gemischtes Geschlecht sind, kupferfarbiger als die Malaien, und ein fast unverständliches Kauderwelsch sprechen.

Batavia enthält in seinem gegenwärtigen Zustande eine Menge bemerkenswerther öffentlicher Gebäude. Die alte Stadt hat, unter dem Schutt vieler anderer, ebenfalls mehrere sprechende Spuren einer früheren Pracht, z. B. das Zollhaus, die Marine-Magazine, schöne zweistöckige und gut erhaltene Gebäude, dann jenseits der Thore die prächtigen lombongs, die zur Aufnahme der Kaffeernten bestimmt sind.

Von dem alten Castelle, das unter dem Generalgouverneur Daendles abgebrochen wurde, ist nur noch ein Thor der Stadt gegenüber übrig geblieben. Der Bauart des Rathhauses, das zwar zierlich und edel gehalten ist, sieht man die Zeit an, in welcher es errichtet wurde. Das Mittelgebäude bildet zwei große Säle, welche sonst der hohe Gerichtshof, das Waisengericht und die Börsendirection einnahmen. Gegenwärtig sind diese verschiedenen Behörden nach dem Weltevreden versetzt. Die beiden Flügel des Gebäudes dienten bis 1827 als Gefängniß, das aber wahrscheinlich seitdem den Behörden gefolgt ist.

Die alte Stadt Batavia hat nur noch eine einzige Kirche, zwischen dem Rathhause und dem Thore des alten Castelles. Diese lutherische große und gut gebaute Kirche würde keiner europäischen Stadt zur Schande gereichen. Der einzige Tempel zum Gebrauche der reformirten Religion ist die alte Kirche der Vorstadt oder Buitenkerk, ein altes, nicht eben festes, aber im Innern einfach schönes Gebäude. Die katholische Kirche dagegen ist klein und armselig.

Es giebt gegenwärtig in Batavia für die Europäer nur ein Militärhospital, das in Weltevreden, welches aber sehr gut eingerichtet ist und wo die Kranken der Stadt neben den Kranken der Garnison behandelt werden. Für die chinesischen und malaiischen Armen giebt es ein anderes Hospital vor dem utrechter Thore. Außer den gewöhnlichen Krankensälen giebt es daselbst auch eine Abtheilung für die Krätzigen und eine andere für Geisteskranke. Diese große Anstalt kann 2 bis 300 Personen aufnehmen. Der Stand-Verband ist ein zweites Hospital, in welchem provisorisch die verwundeten Personen aufgenommen werden; hier wird der erste Verband angelegt und dann schickt man die Personen wieder zu ihren Familien. Diese Einrichtung, welche man dem Baron van der Capellen verdankt, wurde durch die bedeutenden Unglücksfälle veranlaßt, welche jeden Tag auf den Straßen vorkamen und eine solche Einrichtung nöthig und nützlich machten.

Eines der schönen Gebäude der Stadt ist das Haus, welches die niederländische Handelsgesellschaft inne hat und in der alten Stadt am Kai des Flusses liegt. Nicht weit von da steht die Börse, ein kleines Gebäude mit einer offenen Säulenhalle, einfach und wenig verziert, obgleich in neuerer Zeit gebaut. Weit über diesem armseligen Hause steht das große stolze Gebäude, welches der General Daendles bauen ließ. „Harmonie" heißt dieses wahrhaft königliche Bauwerk. Es ist ein Tempel der Vergnügungen des Privatlebens, bestimmt zu den Concerten, welche auf Subscription gegeben werden, und zu den Bällen des Gouverneurs, dient aber auch alle Tage als Sammelplatz der wohlhabenden Bürger und Soldaten, welche hierher kommen um zu plaudern, Billard zu spielen und Zeitungen zu lesen. Dies Local besteht aus vier großen aneinander stoßenden Sälen, von denen jeder 400 Personen fassen kann. An Staatstagen, wenn die europäische Gesellschaft von Batavia beim Glanze von tausend Kerzen hier zusammenkommt, gewähren diese Säle einen wahrhaft zauberischen Anblick. Neben der „Harmonie" steht ein für die Kunst und Wissenschaft bestimmtes Gebäude, ebenfalls eine Anstalt, welche Batavia den General Daendles verdankt. Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften von Batavia hat der gelehrten Welt bereits Dienste geleistet. Ermuthigt in ihren Arbeiten durch die Generalgouverneure, welche selbst Mitglieder waren, hat sie viele Fragen aufgehellt, die in ihr Gebiet gehörten, und zu dem großen gemeinschaftlichen Bündel ihren Beitrag von Lichtstrahlen gegeben. Die Bibliothek der Gesellschaft ist reich an kostbaren Werken.

Batavia hat auch ein Theater, wo eine Liebhabergesellschaft sich von Zeit zu Zeit zur Erholung ihrer Freunde und Bekannten übt.

Die Generalgouverneure bewohnen, wenn sie sich in Batavia befinden, ein großes schönes Haus an der gesundesten und deshalb gesuchtesten Stelle der Stadt. Diese zu kleine und zu bürgerliche Wohnung soll durch den neuen Palast im Weltevreden ersetzt werden. Dieser unter dem General Daendles angefangene und aus Mangel an Geldmitteln öfters unterbrochene Schloßbau ist ganz neuerlich vollendet worden. Man hat alle Civil- und Militärbureaux von Batavia dahin versetzt und Privatpersonen die Häuser überlassen, welche sonst zu den verschiedenen Zwecken dienten.

Zahlreiche Bazars oder Märkte an bestimmten Tagen sind in Batavia und in der Umgegend eingeführt worden. Mehrere dieser Märkte sind allmälig täglich geworden, besonders durch die Chinesen, welche in ihrer Rolle als Verkäufer eine unerschütterliche Ausdauer besitzen. Unter diesen Bazaren erwähnt man den Fischmarkt am Eingange der Stadt, den Bazar Lim Tonghan in dem chinesischen Stadttheile; den Bazar Borung, welchen die Regierung den europäischen ähnlich machen wollte und wohin die Einwohner von Bantam ihre Zeuge, Töpferwaaren, Decken und den Kalk ihrer Provinz bringen; den Bazar Tanaapon, den alten und neuen Bazar von Weltevreden und endlich 13 andere Bazare oder Märkte in einem Umkreise von einigen Stunden um die Stadt, unter andern zu Buitenzoorg.

Der Handel Batavias ist von zweierlei Art, der eine in den Händen der niederländischen Handelsgesellschaft vereinigt, der andere unter einer Menge von Häusern der ersten oder zweiten Ordnung vertheilt, und zwar unter niederländische, englische und amerikanische. Die niederländische Handelsgesellschaft besteht aus einer Anhäufung von Privatcapitalen, denen die Regierung eine privilegirte Stellung gegeben hat, welche nicht sehr lästig zu seyn scheint. Die ersten Resultate dieser Anstalt waren glücklich und sie könnten es noch mehr seyn, wenn der leitende Gedanke dabei nicht eine ungerechte Ausschließung für den individuellen Handel wäre. Es läßt sich begreifen, daß eine Vereinigung von Capitalen nützlich ist, wenn sie durch eine thätige und wirksame Concurrenz im Zaume gehalten wird. Dann ist es kein Monopol mehr, sondern blos eine Sammlung von Kräften und Mitteln, eine Ersparung von Zeit, Handarbeit, falschen Kosten, eine gemeinschaftliche Benutzung von Kräften, die sich, vereinzelt, wirkungslos zersplittern. Durch die Hilfsmittel dieser Gesellschaft sind dem Verkehre neue Wege geöffnet, die Märkte ausgedehnt und die Verbindungen erweitert worden. Die Handelshäuser von Batavia haben deshalb, statt durch jene Gesellschaft zu leiden, festere und sichere Abzugswege und eine bedeutende Geschäftsvergrößerung gefunden. Trotz dieser mächtigen Nebenbuhlerin gab es 1827 in Batavia 16 niederländische, 6 englische und 2 amerikanische Handelshäuser, von denen 10 sich nur mit dem Handel in der zweiten Hand beschäftigten.

Die Handelsmarine Batavias besteht aus 43 Schiffen und einem Dampfboote. Von diesen Schiffen haben 7 mehr als 100 Tonnen. Die Einfuhr umfaßt alle Manufacturwaaren Europas, Gewebe zum Luxus und zur ersten Nothdurft, werthvolle Waffen, Tuch, kurze und seidene Waaren, Kaufmannsgüter aus Europa, China, den indischen Factoreien, Zeuge aller Art und von jedem Preise, dann Lebensmittel und Producte, die dem Boden Javas fremd sind, wie französische und spanische Weine und Branntweine, Thee von China und Reis von Indien und Manilla. Dafür giebt

Digitized by Google

Java Asien und Europa Zucker, Kaffee, Reis, Tabak, Katschang, Mais, Baumwolle, selbst Indigo und endlich die Erzeugnisse der örtlichen, ziemlich fortgeschrittenen Industrie.

Zu dieser Industrie muß man die Arackbrennereien, Ziegeleien, Kalkbrennereien, Gerbereien, Färbereien und die Licht-, Töpferwaaren- und Kartenfabriken rechnen. Die 8 Arackbrennereien liefern jährlich 1200 Tonnen dieses Getränkes das die Chinesen regelmäßig, aber nicht übermäßig genießen. Zur Bereitung dieses geistigen Getränkes nimmt man Reis, Zuckersyrup, Tuak und eine peka genannte Mischung von Zimmet, Anies, Knoblauch und Reismehl. Ziegelbrennereien giebt es 8, und sie gedeihen besonders zu der Zeit, als die neue Stadt entstand. Die chinesischen Arbeiter führen 4 Gerbereien; die Färbereien sind auch in den Händen kleiner eingeborener Fabrikanten, welche ihre Zeuge auf dem Lande weben und färben. Gewöhnlich werden diese Arbeiten von den Frauen verrichtet, und die Stoffe, der sie sich zum Färben bedienen, sind gewöhnlich der Indigo, die Wurzel des Mankudu, der Ruku, die Samen der Baumwollenstaude, die Curcumáwurzel, der Ingber und das Katschangöl. Sie tauchen einfach die Zeuge mehrmals in die Farbe und bedecken die Theile, welche ungefärbt bleiben sollen, mit zerlassenem Wachs. Man verfertigt auch Tücher oder Schurze von sehr feinem Gewebe und schönen verschiedenartigen Farben.

Andere Gewerbszweige, wie Talgschmelzereien und Töpfereien, befinden sich in blühendem Zustande. Die Spielkartenfabriken beschäftigen ebenfalls eine große Anzahl Hände; man verfertigt chinesische Karten, deren Spiele aus 20 Stück bestehen. Die andern Handwerke werden wie in Europa durch Meister betrieben, welche Gesellen halten. Man findet in Batavia Zimmerleute, Tischler, Maurer, Schmiede, Schlosser, Kupferschmiede, Klempner, Anstreicher, Sattler, Schuhmacher, Schneider, Bäcker ꝛc. Diese Handwerke werden fast alle von Chinesen oder Malaien betrieben, die sich sehr geschickt zeigen. Wenige Europäer werden oder können mit ihnen wetteifern. Die Wärme ihres Climas, die Verschiedenheit des Lohnes, alles hält unsere Handwerker von den asiatischen Colonien zurück. Sie würden die Concurrenz mit den Eingeborenen nicht aushalten. Deshalb wird in diesen entfernten Besitzungen stets jene Mittelclasse fehlen, welche dem gesellschaftlichen Verbande Festigkeit und Dauer giebt. Einige Tausenden von Chinesen und Malaien vorgesetzte Europäer werden nie eine europäische Nationalität auf Java gründen, während die Besitzungen in Neuholland, wo es eine thätige, fast reiche Arbeiterclasse giebt, die Kunden und Arbeit hat, dieses Problem einer verpflanzten Civilisation wohl zu lösen im Stande seyn wird.

Das Leben in Batavia ist ein Leben der Bequemlichkeit und des Luxus. Die Europäer haben zuerst den Anstoß gegeben; sie hatten gleich vom Anfange der Eroberung an prächtige Möbeln, reiche Häuser, zahlreiche Dienerschaft, goldenes und silbernes Tafelgeschirr, Wagen, Pferde und Hunde. Die Javaner und Malaien wurden durch das Beispiel mit fortgerissen und wollten nun auch prächtige Kleider, Edelsteine, reiche Zeuge haben; sie führten ein Ball- und Festleben, als ob jeder die Schätze eines Radschah zu seiner Verfügung hätte. Die allerdings sparsamern Chinesen haben auch ihren Luxus, den der Bequemlichkeit im Innern der Wohnungen, einer großen Pracht in den jährlichen Festen, bei ihren Hochzeiten und selbst bei ihren Begräbnissen. Während sie an andern Tagen sparsam sind, verschwenden sie an jenen ungeheuere Summen, besonders an dem Neujahre oder der Ceremonie des Gap Bome, die zu gleicher Zeit stattfindet. Die Araber und Mauren ziehen allem einen wirklichen und dauernden Werth vor; ihr Luxus besteht in dem Besitze von Edelsteinen, goldenen und silbernen Vasen und Schmuck, den die Frauen an sich tragen.

Die Generalgouverneure haben zu jeder Zeit die Entwickelung dieses Luxus eher begünstigt als gehindert, der zu gleicher Zeit ein Element der friedlichen Civilisation ist; aber mitten unter dieser, so zu sagen, materiellen Erziehung dieser Völkerschaften vergessen sie nicht, daß auch der Geist Bildung bedarf, um sich auf der Höhe eines in physischer Hinsicht sanftern Lebens zu halten. Mehrere Primairschulen sind deshalb in Batavia eingerichtet worden. Die vorzüglichste, in welche die Europäer ihre Kinder schicken, wurde 1817 in Weltevreden, dem luftigsten, gesundesten Stadttheile, angelegt und sie steht unsern ähnlichen Anstalten wohl so ziemlich gleich. Später wurde eine Beischule angelegt, in welche sich die Kinder der Classe begeben, welche man die portugiesische nennt und denen sich einige junge Malaien oder Chinesen anschließen. Diese Schule versorgt die holländischen Bureaux. Hier werden die Copisten ꝛc. gebildet, welche die gröbste Arbeit verrichten. Zu diesen beiden Anstalten, welche bereits werthvolle Früchte getragen haben, kam 1824 eine Pensionsanstalt für junge Mädchen, die von Erzieherinnen geleitet wurde, welche man auf Staatskosten aus Europa kommen ließ. Im Jahre 1826 wurde indeß diese Anstalt wieder aufgehoben, entweder weil die Zahl der jungen Mädchen darin zur Deckung der Kosten nicht hinreichte oder weil die jungen und hübschen Erzieherinnen allmälig reiche Heirathen dem Vergnügen vorzogen, junge Mädchen zu bilden.

Die Erziehung der eingeborenen Jugend ist zum großen Theile mahometanischen Priestern anvertraut, welche zu den verschiedenen Moscheen gehören. Man wird später noch diese Priester und ihren Einfluß auf das Volk kennen lernen. Sie sind in mehrere Classen eingetheilt, welche man mit den Namen imâm, katib und hital unterscheidet. Das Oberhaupt der Imams führt den Titel panghulon, wird vom Staate besoldet und bei dem land-raad und andern Gerichtsbehörden verwendet, wo er den islamitischen Zeugen den Eid abnimmt. Der Moscheen, zu denen diese Priester gehören, giebt es zehn, und eine jede hat eine mit ihrer Wichtigkeit in Verhältniß stehende Zahl von Personen. Das Einkommen dieser Geistlichkeit ist nicht ansehnlich, nämlich Gaben zur Zeit der Ernte oder vor großen Festen und endlich die Accidenzien bei Heirathen, Begräbnissen und religiösen Feierlichkeiten.

Das war Batavia, wo ich eben ans Land gestiegen war und wo mich die freundlichste Gastlichkeit erwartete. Unter der Zahl der längst vergessenen Briefe in meiner Brieftasche befand sich auch einer von dem Hause Wilmot von Calcutta an eines der besten Häuser in der Hauptstadt Javas. Die in Europa so gewöhnlichen Empfehlungsschreiben, welche kaum eine Artigkeit oder eine Mahlzeit einbringen, haben in den Colonien einen wirklichen Werth. Sobald ich diese Zeilen abgegeben hatte, wurde ich der Gast des Herrn Perkus und mußte eine Wohnung bei ihm nehmen. Ich unternehme es nicht, die Güte und Zuvorkommenheit zu beschreiben, welche ich in dieser Familie fand. Während der wenigen Tage, die ich mich hier aufhielt, lebte ich wie ein reicher Bürger des Landes, wurde von Fest zu Fest, von Ball zu Ball und von Diner zu Diner geführt. Ich hatte vier Bediente, einen Tragsessel, einen Wagen, zwei Wagenpferde und zwei Reitpferde zu meiner Verfügung. Ich wurde von Einladungen überschüttet, sowohl bei den Beamten der Stadt, als bei den reichen Rhedern. In allen Gesellschaften herrschte ein wahrhaft asiatischer Luxus; die Parfümerien, Essenzen, ausgesuchten Speisen, die tausenderlei Erfrischungen, alles wurde mit einer fast königlichen Verschwendung gegeben. Ein Haus bestürmte fast das andere mit Luxus und Niemand schien hinter seinem Nachbar zurückbleiben zu wollen.

Nachdem ich einige Tage so in Wohlleben verbracht, dachte ich doch daran, daß ich mich auf malaischem Gebiete befinde und ich nicht blos daher gekommen sey, um reiche Schiffsrheder und junge schöne Creolinnen zu sehen. Ich suchte mich deßhalb von dem europäischen Theile Batavias zu trennen, um den eingebornen Theil zu beobachten. Man verstand meinen Gedanken und unterstützte ihn. Es wurden einige Ausflüge auf das umliegende Land und in die angrenzenden Bezirke angeordnet.

Mein erster Ausflug ging zu einem der mächtigsten Häuptlinge der Umgegend. Er bewohnte ein prachtvolles Haus an den Ufern eines kleinen Baches mit einer langen Säulenvorhalle, die eine dem Seewinde offene Galerie schloß. Der Häuptling war ein noch junger Mann aus einer großen und im Lande höchst angesehenen Familie. Sein Anzug bestand aus einem jarit von Indienne; darüber trug er einen sabull von Seide, der ziemlich einem Jäckchen glich. Als er mit uns ausgehen wollte, nahm er einen tikapan von Sammet, der mit Spitzen besetzt war und den friesi-

Digitized by Google

schen Jäckchen glich, die man vor einem Jahrhunderte trug. Unter dem Tikopan sah man ein weißes bis an den Kragen zugeknöpftes Jäckchen, das die Stelle des Hemdes der Europäer vertrat. Sein Kopfputz bestand in einem großen Tuch- oder Sammetstücke, das fast wie die Jockeimützen geformt war. (Taf. 28. Abbild.)

Dieser Häuptling, mit welchem das Haus Perkus in Geschäftsverbindung stand, empfing uns auf die angenehmste Weise. Seine Gastfreundschaft hatte etwas Ernstes und Würdiges, welches ihr noch mehr Werth gab. Er zeigte uns seine reiche Wohnung in allen Einzelnheiten, so wie die schönen Pflanzungen um dieselbe herum; Kafferbaumpflanzungen, die wie Obstgärten aussahen, Felder mit Zuckerrohr und auch einige kleine Indigopflanzungen. Man schätzte die Besitzung des edlen Radschah auf nicht weniger als 200,000 Piaster.

Mein zweiter Ausflug brachte mich nach Buitenzoorg. Der Gouverneur, der auf einer Rundreise begriffen war, konnte uns nicht selbst empfangen, aber die höhern Beamten machten an seiner Stelle die Honneurs in der souverainen Residenz. Der Weg von Batavia nach Buitenzoorg, der sonst durch eine öde Landschaft führte, ist jetzt eine lange mit Häusern besetzte Allee, welche man fast für eine Vorstadt der großen Stadt halten könnte. Nach einem zweistündigen Wege kommt man vor das Schloß, dessen Façade wahrhaft zierlich ist. Das Gebäude besteht aus einem Mittelgebäude und zwei Flügeln. Eine Säulengalerie läuft um den massiven Mittelbau, welcher vorspringt, und eine spitzige Kuppel ragt über das Dach. (Taf. 29. Abbild.) Mehrere andere Gebäude sind an den Hauptbau angefügt, theils Casernen, theils Wohnungen für den Haushalt des Gouverneurs, des wahren Fürsten dieser Länder. Dieser neue Palast schreibt sich erst von 1816 her. Um diese Zeit führte man die verschiedenen Gebäude desselben mit mehr Ordnung und Symetrie neu auf. Die alten steifen Gärten wurden in englische Anlagen verwandelt; man benutzte das reichliche Wasser im Thale und legte Springbrunnen und Cascaden an. Mit diesen nur angenehmen Verbesserungen verband der Baron van der Capellen bald auch nützlichere Neuerungen. Er legte zu Buitenzoorg einen botanischen Garten an, den er der Aufsicht des gelehrten Reinwardt übergab, welchen seitdem Dr. Blume ersetzt hat. In diesem Garten wurden mit großen Kosten nicht blos alle Gewächse vereinigt, welche der fruchtbare Boden Javas hervorbringt, sondern auch eine Menge Pflanzen von den Molukken, aus Bengalen, Brasilien, China, Japan und Australien.

Wir sahen eines dieser Wunder nach einander, den Palast und seine schönen Empfangssäle, den botanischen Garten, die Wasserkünste, den Park, die Haine, die Obstgärten, worin die Orange vorherrschte, und das von tausend Bächen durchschnittene Feld. Es war im Innern dieser javanischen Ländereien ein Anblick, der noch mehr durch den Contrast, die ganz asiatische Färbung der Landschaft, und das Aussehen der kleinen malaiischen Hüt-Hütten auffiel, welche um das große Gebäude herum stehen. (Taf. 29. Abbild.)

Ehe die Residenz Buitenzoorg, wie Krawang, mit der Residenz Batavia vereinigt wurde, bildete sie fünf Arrondissements: Buitenzoorg, Parong, Jassinga, Tschibinong und Tschibarussa. Jeder dieser Bezirke stand unter einem mit der Polizei beauftragten eingebornen Häuptlinge, der in dem ersten Andipatty und in den andern Demang hieß. Obgleich diese Bezirke zu den reichsten gehören, welche Java enthält, so würde ihr Ertrag doch kaum zu den Verwaltungskosten hingereicht haben, wenn sich die Regierung nicht überall das Monopol des Kaffees zu einem Preise vorbehalten hätte, der großen Gewinn giebt.

Nachdem ich so die Vasallenländer der Holländer gesehen hatte, sehnte ich mich auch darnach, ein rein malaiisches Land zu sehen, wo die alten einheimischen Sitten noch nicht verwischt wären. Ein Commis des holländischen Hauses, ein braver junger Mann, Namens Piter, sollte eben nach Bantam geschickt werden, und bei einem großen Reiskaufe die Aufsicht zu führen, den man nach Anjer, einem der Häfen des Landes, schicken wollte. Ich wurde sein Reisegefährte.

Wir brachen am 19. October in einer trefflichen Calesche von Batavia auf und gelangten den andern Tag, nachdem wir über den Fluß Tschikandi gekommen waren und eine herrliche Gegend bewundert hatten, nach Ceram, der gegenwärtigen Hauptstadt von Bantam. Dieser Staat Bantam, der in zwei Regentschaften getheilt ist, die nördliche und südliche, zählt 993 Dessas oder Dörfer. Er ist eines der interessantesten Länder von Java. Lange blieb er unabhängig von der batavischen Herrschaft, aber seit der Generalgouverneur Daendels einen Sultan des Landes unterwarf, der die benachbarten Bezirke zu beunruhigen suchte, ist Bantam fast ein Zubehör der Bezirke von Batavia geworden. Ceram, das im Innern des Landes liegt, ist eine schöne, gut gebaute und ziemlich stark bevölkerte Stadt. Das Haus des Residenten, wo wir abstiegen, liegt vor dem Dalam des eingebornen Regenten und ist eine zierliche bequeme Wohnung, neben welcher sich das Haus des Regentschaftssecretairs, einige andere europäische Wohnungen, die Hauptwache und die Casernen der Garnison befinden.

In Ceram sah ich Malaien mit ihren eigenthümlichen Trachten, Sitten und Gebräuchen. Schon in der Umgegend hatte ich eine Menge verschieden gekleideter Männer und Frauen aus dem Volke gesehen. Die gewöhnlichste Tracht für die Männer bestand in einem großen sarong, einer Art gedümten Schurzes, und einem paiambi, einer Art Rock mit kurzen Aermeln; für die Frauen in einem carrirten Rocke mit einem Ueberkleide, welches ihren Oberkörper zusammendrückt, wie ein etwas langer Spenzer. Die Mauren haben ein Tuch turbanartig um den Kopf gewunden; alle tragen den Kris im Gürtel. Die Frauen tragen das Haar auf den Wirbel hinaufgelegt und ungeheuere Ohrgehänge. Beide Geschlechter gehen barfuß. (Taf. 29. Abbild.)

In den höhern Classen wechselt die Tracht nach den Umständen, den Zeiten, den Oertern und den Functionen des Individuums. So giebt es für die Würdenträger, welche die Sultane umgeben, eine Hof- und eine Kriegstracht. Bei der Hofkleidung müssen die Schultern, die Arme und die Brust unbedeckt bleiben; sie erlaubt nur einen Kris an der rechten Seite und ein schneidendes Instrument an der linken. Dieses zweite Instrument, welches wedung heißt, hat die Form eines Messers und ist eine fast symbolische Waffe, welche bedeutet, daß Jedermann, der sie trägt, auf Befehl seines Gebieters bereit ist, Gras abzumähen und Bäume zu fällen. Der dazu nöthige Kopfputz heißt Kuluk und ist eine Mütze von weißem Seidenzeuge oder mit Gold gesticktem Sammet, eine arabische Nachahmung, welche der Sultan von Palang in Java ausgeführt hat. Jeder unbedeckte Theil des Körpers ist mit einem weißlichen oder glänzend gelben Pulver gerieben. Der Sultan selbst muß sich diesem Ceremoniell unterwerfen. (Taf. 29. Abbild.) Der Kriegsanzug ist noch zusammengesetzter. Er verlangt drei Kris, von denen der erste von dem Officiere, der ihn trägt, erworben ist, der zweite von seinen Vorfahren stammt und der dritte von den Eltern seiner Frau geschenkt ist. Zwei dieser Waffen befinden sich an den beiden Seiten des Gürtels, der dritte aber hinten. Ein Bandelier trägt einen Degen an der linken Seite. Der übrige Anzug besteht aus Beinkleidern, die schelana heißen, einem anliegenden und gestreiften Jäckchen, einer weißen bis an den Hals hinauf zugeknöpften Weste und endlich einem großen Sammethute, der in der Schlacht nicht eben nützlich seyn muß. (Taf. 29. Abbild.) Von den andern Anzügen dürften noch die der beiden Verlobten anzuführen seyn, welche dieselben auf dem Wege zu dem Tempel tragen, wo der Iman ihre Verbindung einsegnen soll. Bei dieser Gelegenheit werden alle Feinheiten entfaltet, welche die javanische Toilette kennt. Bedeckt von einem prächtigen Schurze von dem Gürtel bis zu den Fersen; Arme und Brust entblößt, aber mit goldenen Reifen oder Glöckchen geschmückt; auf dem Kopfe ein gezacktes Diadem tragend, von welchem mehrere Perlenschnuren herabhängen, geht der Bräutigam langsam, ruhig und gravitätisch vor dem Zuge einher. Die Braut folgt ihm, wie er mit ihrem schönsten Schmucke bekleidet, in einem langen Schurze und einem engen Leibrocke, der unter den Armen hingeht und durch einen Gürtel gehalten wird, ebenfalls mit einem Diademe von Goldplättchen und Armbändern geschmückt. Beide tragen Babuschen. (Taf. 29. Abb.)

Digitized by Google

Ich sah diese Anzüge nur auf dem Wege und in der Eile. Wir konnten uns nur einige Stunden aufhalten, aber ich nahm doch nach Batavia den bestimmten und wahren Eindruck dieser Binnenländer mit; ich war aus dem Kreise der Ideen herausgetreten, welchen jene große, mehr europäische als malaiische Stadt erregt hatte. Da meine große Wanderung noch nicht zu Ende war, so mußte ich gegen die Weichlichkeit des creolischen Lebens auf der Hut seyn. Rauhe Meere und wilde Länder erwarteten mich mit tausenderlei Prüfungen. Da sich gleich den zweiten Tag nach meiner Rückkehr von Ceram eine Gelegenheit nach den australischen Ländern darbot, so nahm ich Abschied von meinem Wirthe, der mich, fast mit Thränen in den Augen, beschwor, mich nicht von neuem nutzlosen Gefahren auszusetzen und mich mit meiner ersten, so mannichfaltigen und so langen Fahrt begnügen. Ich blieb taub. Ich nahm einen Platz auf dem „Känguru", Cap. Powell, welcher am 23. October unter Segel gehen, an Surabaya an dem Ostende von Java anlegen, dort seine Vorräthe vervollständigen und dann nach Neuholland segeln wollte.

Nichts störte diesen Plan. Am 23. bei Tagesanbruche verließen wir die große Rhede und fuhren, unterstützt von einem Landwinde, an dem Nordtheile der javanischen Küste hin. Da das Wetter schön und der Wind gut war, so legten wir unsere Fahrt, welche gewöhnlich durch Ostwinde verzögert wird, in drei Tagen zurück. Wir kamen ganz nahe an den Vorgebirgen Bantaman und Bonang hin, welche die beiden Spitzen der Halbinsel Copaea bilden, gelangten sodann, auf der Höhe des Vorgebirges Banka, in die Straße, welche die Insel Madura von dem großen Lande trennt. Alle Bildungen dieser mit üppiger Vegetation bedeckten Insel enthüllten sich vor uns. Wir konnten am Fuße der Binnenkette die schönen Kaffeepflanzungen von Scheribon und Japara erkennen. An der ganzen Küste ragten durch die Blätter der Bäume eine Menge Dörfer mit ihren von Bambus erbauten Häusern. Jenseits der Halbinsel Japara schien der Anbau sich zu ändern. Man sah weniger Kaffeepflanzungen und mehr Reisfelder. Die ersteen erschienen dann in dem Bezirke Surabaya wieder, während die Insel Madura mehr Reisfelder zeigte.

Nachdem unser „Känguru" um die Spitze Panka herum war, gelangte es in die drei 5 Stunden breite Straße; eine Menge auf diesen Raum zusammengedrängter javanischer Böte schien mit ihren Pagaien und dreieckigen Segeln um das Schiff herum zu spielen. Man doublirte das Cap Oranien, den engsten Punkt der Straße, an dessen Ende ein Fort steht, welches dieselbe beherrscht. Die beiden Ufer waren mit reizenden Dörfchen bedeckt, von denen mehrere Piroguen abstießen. Der „Känguru", ein guter Segler, glitt über diese schlammigen Stellen hin, bemerkte die Rhede von Grisse, eine der berühmtesten von Java für Ausbesserung der Schiffe, und ließ den 26. Octbr. vor der Residenz Surabaya den Anker fallen.

Surabaya ist nach Batavia die Station, welche dem Generalgouverneur Daendels am meisten verdankt. Man bemerkt daselbst ein Seearsenal, geräumige und feste Kais an dem Flusse Kediri, der die Stadt durchströmt, lange Dämme, um die Verschlämmungen an seiner Mündung zu verhindern, eine Münzstätte, Werfte, eine Kugelgießerei und endlich einen Palast für den Gouverneur. Diese Gebäude liegen außerhalb der Stadt und stehen mit derselben durch lange breite Straßen in Verbindung, an welchem steinerne Gebäude mit Außengalerien angelegt sind. Die Flußstadttheile, die minder schön und minder gesund sind, stehen einen Theil des Jahres über unter Wasser. Ebenfalls dem General Daendels verdankt Surabaya einen prächtigen Weg über Sümpfe und Breze bis nach Samarang, der sich dem Wege von Samarang nach Batavia anschließt.

Der „Känguru" durfte nicht lange zu Surabaya bleiben und ich mußte also die Nachrichten in der Eile einsammeln, welche zur Beurtheilung des Werthes vollständigerer Studien und Beobachtungen dienen konnten. Als ich mit dem Capitain an einem der Dämme ausstieg, welche den Eingang des Hafens bezeichnen, mußten wir uns zuerst einer Durchsuchung von den Zollbeamten unterwerfen, welche hier allein Herr sind. Die europäischen Häuser beginnen erst jenseits. Weiße Mauern, platte Dächer, hübsche offene Galerien mit kleinen Säulen außen — das war der erste Anblick der Stadt. Auf der dem Zollamte entgegengesetzten Seite befindet sich eine Batterie, welche den Fluß beherrscht und diese Vorstadt endigt. Weiter oben liegen die Werfte; dann kommt der chinesische Stadttheil, reinlich, geräuschvoll, belebt, wie alle Städte, wo diese Nomaden ihre Handelszelte aufgeschlagen haben; darauf erscheint die creolische, gut gebaute und wohlbevölkerte Stadt und endlich das Haus des Residenten, das durch die Fahne bezeichnet wird, ein Gebäude, dessen beide Stockwerke sich in dem Wasser des Flusses spiegeln. (Taf. 30. Abbild.; Taf. 31. Abbild.) Die Zimmer dieses Beamten sind der Sammelplatz der guten Gesellschaft der Stadt. Diese Gesellschaft besteht aus einer kleinen Anzahl creolischer oder europäischer Familien. Wenige Frauen darunter sprechen eine andere als die malaiische Sprache. Man findet bei ihnen ausdrucksvolle schöne Gesichter und fast bei allen ein angenehmes, wohlwollendes Benehmen. Wenn der Abend kommt, vereinigt sich diese ganze Gesellschaft in den weiten schönen Sälen, die durch Gaslampen beleuchtet werden und der Frische des Windes so offen stehen, daß der Vorübergehende die ganze Gesellschaft übersehen kann.

Die Bevölkerung von Surabaya besteht überdies wie zu Batavia aus Malaien und Chinesen. Der Ort wird auch von den Bewohnern der Insel Madura besucht, welche einen besondern Typus in der javanischen Gesellschaft haben. Da der „Känguru" diesem Aufenthalte nicht mehr als vierundzwanzig Stunden widmen konnte, so vermochte ich nicht jene Insel zu besuchen, von welcher wir einen Theil von der Rhede von Surabaya aus sahen. Dort hätte ich die Sitten, die Gebräuche und die politische Organisation eines Volkes beobachten können, das nur mittelbar von den Holländern abhängt; ich hätte, wie die Officiere der „Favorite", Capit. Laplace, Festen der Eingeborenen beiwohnen, mich an den Tisch der kleinen Sultane des Landes setzen und sie mit ihrem seltsamen prächtigen Leben studiren können.

Als die „Favorite" einige Stunden auf der Rhede von Surabaya vor Anker gelegen hatte, erhielt sie von Seiten eines der drei Sultane von Madura, des Sultans von Bancalang, eine so dringende Einladung, daß der Commandant für sich und einige Officiere zusagen zu müssen glaubte. Man ging also an der Küste von Madura an's Land, wo der Sohn des Fürsten die Franzosen bereits erwartete. Nach einer kleinen Erfrischung von Thee und chinesischen Confituren bestieg man die beiden Caleschen, welche die Reisenden nach Bancalang, der Hauptstadt des Souverains, bringen sollten. Der Sohn dieses Monarchen, der die Fremden einführte war ein großer junger Mann von braunem Teint, commandirte die Truppen von Madura im Dienste Hollands und trug als Zeichen seines Grades die Uniform eines Oberofficiers der holländischen Cavalerie. Der Anzug würde nicht so unrecht gewesen seyn, ohne einen roth und weißen Turban, welchen der Madurer unter seinem Hute beibehalten zu müssen geglaubt hatte.

Der erste Eindruck der Landschaft nimmt nicht zu Gunsten des Landes ein, das man besucht. Es war nicht die lebendige glänzende Vegetation der Ebenen von Surabaya, sondern von der Sonnengluth zerrissene Felder, verkrüppelte Bäume, magere und unsichere Ernten. Es fehlt an Wasser zu Madura, und das Wasser ist unter den Wendekreisen eine Wohlthat, der nichts gleich kommt. Das Einkommen des Sultans von Madura besteht deshalb auch weniger in den Ernten von Gewächsen, als in jener des Salzes, die trotz dem holländischen Monopole noch immer ziemlich einträglich ist, und in einer unerschöpflichen Menge von Vogelnestern, welche sich an den steilen und winkeligen Felsen der Nordseite finden.

Längs dieses Weges erschienen hier und da Dörfer, bei denen jedes Haus, das mit einer Hecke von geflochtenem Rohr umgeben ist, einer kleinen Insel glich.

In drei Stunden hatten die Caleschen die Entfernung zurückgelegt, welche Bancalang von dem Orte trennt, an welchem die Franzosen an's Land gestiegen waren. Man gelangte an den Palast des Sultans, welcher die Fremden auf edele und ausgezeichnete Weise empfing. Neben ihm saß der holländische Resident, der dem Commandanten der „Favorite" als Dolmetscher diente. Der Palast des Sultans bildet eine Seite des größten

Digitized by Google

Platzes in Bancalang. Er öffnet sich auf einen großen Hof, den Casernen für die Leibwache umgeben und in dessen Mitte zwei prachtvolle Bäume stehen, lebendige Zeugen von dem Alter des Titels des gegenwärtigen Sultans; denn sein Urahn pflanzte sie unter großer Feierlichkeit an dem Tage, als er zum bang horam ernannt wurde. Jenseits dieses Hafens ist der Palast, ein zierliches und leichtes Gebäude, mit Säulchen geschmückt, unter denen sich das Hauptgemach ausbreitet, eine große rechtwinkelige Galerie, die den Winden nach allen Seiten offen steht. Dieser ungeheuere Kiosk wird durch andere Säulenreihen in rechten Winkeln in vier Theile geschnitten. Zwei dieser Säle würden eher ein Magazin als ein Zimmer heißen, so hatte man sie mit Candelabern, Kronleuchtern, Uhren und andern kostbaren Geräthschaften gefüllt; die beiden andern dienten als Speisesäle. Um diesen seltsamen Bau herum waren eine Menge dazu gehöriger Gebäude angebracht: ein Badesaal, Küchen, Wohnungen für die Frauen und die Dienerschaft, und endlich der Saal der musikalischen Instrumente. Hier befanden sich jene einsaitigen Instrumente, die ziemlich unserer Geige gleichen und in einer Art auf die Hälfte einer großen Cocosnuß gespannten Darmsaite bestehen. Die Nuß ist an ihrem concaven Theile mit einer sehr feinen Haut überzogen. Man spielt darauf mit einem Bogen, dessen lose Haare immer in Verbindung mit der Saite bleiben. Neben diesen Instrumenten sah man noch mehrere andere von noch entsetzlicherer Melodie, z. B. eine Art Gong oder Dschender von acht nicht gleich großen Metallstücken bestehend, welche unter den Stäbchen des Musikers einen nach der Größe verschiedenen Ton geben; ferner eine große Trommel von ausgehöhltem Holze, in welcher neben einander sechs kupferne Gefäße von verschiedener Größe aufgehangen waren. Schlug man auf eine solche Kugel, so gab es einen Ton wie ein kupferner Kessel ꝛc. Man fand hier auch den chinesischen Hut, eine große Trommel, Gumgums von allen Arten und einen Tamtam, der vollständig die betäubenden Donnerschläge nachahmt. (Taf. 31. Abbild.)

Kaum waren die Franzosen angekommen, als ihnen der Sultan Gelegenheit gab, einige Unterhaltungen mit anzusehen. Die erste bestand in einer Kriegspantomime, welche von schönen, reichgekleideten, mit der Lanze und dem Kris bewaffneten Männern aufgeführt wurde. Sie gingen in zwei Reihen, voran ein Anführer, und nahmen im Gehen martialische Stellungen an. Die rothen mit Gold gestickten Streifen, die weiße Schärpe, die ihren Hals umgab und auf ihre nackten Schultern fiel, der tausendfarbige Schurz, der mehrere Dolche im Gürtel hielt, alles trug zur Schönheit dieses Schauspiels bei. Die Pantomime stellte Krieger vor, welche dem Feinde entgegengehen, und die Geberden und Bewegungen des Körpers drückten diese Absicht so deutlich aus, daß die geschicktesten Schauspieler hätten lernen können. Das darauf folgende Mahl hatte einen minder nationalen Charakter. Das Tafelgeschirr, die Küche, die Weine, alles war europäisch; die Gäste trugen sogar fast alle holländische Uniform. Nur der Sultan erschien in einer halb malaiischen, halb batavischen Tracht. Ein mit Generalsepauletten geschmücktes Jäckchen bedeckte eine Weste, welche die Brust und den Hals bloß ließ; statt der Beinkleider sah man einen weiten Schurz, der die nackten und magern Füße kaum bedeckte. Der Sultan, ein Mann von etwa funfzig Jahren, mit einer dunkelbraunen Hautfarbe, einer eingedrückten Nase, einem ungeheuern Munde, von Betel beschmutzten Lippen, schwarzen zerfressenen Zähnen, einer niedern und vorspringenden Stirn, stark hervortretenden Backenknochen, kleinen gelben Augen, hatte zur Entschädigung für diese Nachtheile etwas Offenes, Fröhliches und Imposantes, aber doch zu gleicher Zeit Mittheilendes.

Dieser eingeborene Häuptling zeigte sich besonders freundlich gegen die Franzosen. Er schien seinen Geist anzustrengen, um Mittel zu ihrer Zerstreuung zu ersinnen, und vernachlässigte besonders nichts, was ihnen eine günstige Meinung von seiner Größe und Pracht beibringen könnte. Nach der Mahlzeit kam die ewig geräuschvolle Musik, die ein gellendes und mißtöniges weibliches Chor begleitete. Diese zum größten Theile alten und häßlichen Choristinnen gehörten zu dem Harem des üppigen Sultan. Dem Concerte folgte das Spiel. Man setzte sich um einen Tisch, um ein vingt-un zu machen, in dem die holländischen Agenten und chinesischen Einnehmer vollendete Meister zu seyn scheinen. Den Schluß des ersten Festtages machte ein prachtvolles Abendessen.

Der zweite Tag wurde nicht minder gut ausgefüllt. Bei Sonnenaufgange stiegen die Fremden auf einen kleinen Hügel, auf dessen Spitze sich das Grab der Könige von Bancalang befindet. Es ist ein eingeschlossener Platz, der mehrere Schoppen enthält, in denen man die Sarkophage niedersetzt. Diesen verschiedenen Denkmälern konnte man die Zeit ihrer Entstehung fast ansehen, so verschieden waren sie unter einander theils nach der Bauweise, theils nach den Materialien. Die ältesten waren von Ziegelsteinen, andere neuere aus grob gemeiselten Steinen und noch andere aus weißem Marmor und gädertem Granit. Einer dieser Schoppen enthielt die Gräber der alten Sultane von Madure, umgeben von einer Menge anderer, die sie durch ihre Höhe beherrschten; sie bestanden fast alle in einer vierseitigen abgeschnittenen Pyramide mit einem massiven Marmor- oder Granitstücke oben darauf. Die niedrigsten Gräber waren die der Frauen oder Verwandten des verstorbenen Sultan.

Am Nachmittage verdoppelten sich die Feste. Der durch einige ziemlich werthvolle Geschenke angereizte Sultan suchte sich selbst zu übertreffen. Er ließ sechs europäisch geschirrte Pferde an einen prächtigen Staats-Landauer spannen und wünschte mit den Officieren der „Favorite" eine offizielle und pomphafte Spazierfahrt zu machen. Die Wagen verließen den Hof bei den Tönen einer unharmonischen Musik und begegneten auf ihrem Wege einer Menge Männer, Kinder und Frauen, welche auf ihre Knie niederfielen und die Hände in ehrerbietigem Schweigen falteten. (Taf. 30. Abbild.) Weiter hin befanden sich eingeborene neu organisirte Soldatenregimenter, welche der alte Sultan mit wohlgefälligen Blicken betrachtete.

Die Bewohner von Madure sind fanatische und fromme Muselmänner und jedes Jahr kommen Missionäre aus Arabien an, um den Eifer dieser Islamiten neu anzufeuern. Sie sind, entweder wegen ihrer verschiedenen Abstammung oder wegen ihres verschiedenen Glaubens, weit muthiger und unerschrockener als die Javaner, von denen sie gefürchtet und gemieden werden. Sie sind mager, selten lang, haben schwächliche Gliedmaßen, eine große eingedrückte Nase, krauses hartes Haar, schwarze, aber matte Augen, einen durch den Betel verdorbenen Mund und durch einen Farbestoff schwarz gefärbte Zähne. Sie tragen sich fast wie die Javaner, und zwar einen geblümten Schurz, ein Jäckchen mit Aermeln, einen ziemlich großen Turban und einen Kris an der Seite. Sie gehen barfuß. Der Madurer ist immer nüchtern, treu, unerschrocken, fromm, ausdauernd, hält sein Wort, hängt an den alten Sagen und liebt den Luxus. (Taf. 30. Abbild.)

Das Abendfest erwartete die Officiere nicht bei dem Sultane, sondern bei dessen Sohne. Hier verwies man die Hofetikette und die hohen Würdenträger von Madure zeigten sich, wie man zu sagen pflegt, im Schlafrocke. Die Wohnung des muthmaßlichen Thronerben ist auf europäische Weise gebaut. Sie hatte Säulengalerien, einen von Gebäuden für die Frauen umgebenen Hof, eine eben so ohrzerreißende Musik, wie die des Sultans, und eben so häßliche und kreischende Choristinnen. Man aß ziemlich heiter, brachte mehrere Toaste aus, wovon die Köpfe schwer wurden, und als man von Tische aufstand, fingen die französischen Officiere und die eingeborenen Häuptlinge an, mit den Bajaderen des Harems zu tanzen, welche für die Zerstreuung der Gäste sorgen sollten. Bald sah man Tänzer in europäischer Uniform; junge Officiere mischten sich unter diese Frauen und machten mit ihnen Touren, wobei sie lange Schärpen in der Hand hielten. Verführt durch das Beispiel und erhitzt durch den Wein, fing der gute Sultan selbst an mit zu tanzen. Es kann keinen seltsamern Anblick geben, als den des kleinen, häßlichen, magern, gebückten Alten mit dem bunten Tuche um den Kopf, ohne Halstuch und ohne Weste, mit seinem Schurze und gelben Gürtel, wie er verliebt die Arme um seine beiden Odalisken schlang, seinen Körper und Kopf hin und her bewegte, den Beifall der Menge annahm, böse wurde, wenn man im Beifallspenden nachließ, und mit eigener königlicher Hand die Zuschauer schlug, welche ihre Begeisterung nicht mit der gehörigen Wärme aussprachen. Sobald der Sultan

Digitized by Google

sich in einen Tanz gemischt hatte, folgten alle seinem Beispiele. Man ließ die Madurer tanzen, die Holländer, ja die chinesischen Einnehmer, welche mit komischem Widerstreben dies Entgegenkommen der Tänzerinnen duldeten.

Diese Reihe von Festen wurde durch eine große theatralische Vorstellung beendigt. Es war die Kindheit der Kunst, ein personifizirtes Schattenspiel an der Wand. Am andern Tage kehrten die Officiere auf ihre Corvette zurück, wo sie den nächsten Tag die Ehre hatten, den Souverain von Madure zu empfangen und zu bewirthen.

Die „Favorite" legte noch an andern Orten an, ehe sie ihre große Erdumschiffung fortsetzte. Sie ankerte zu Passaruang, dem Hauptorte der gleichnamigen Residentschaft, am Hintergrunde einer ganz offenen Bai an den Ufern des Gumpang, eines kleinen Flusses, den nur Böte befahren können. Passaruang treibt einen bedeutenden Handel mit Reis, Salz und europäischen Gemüsen, die man mit dem größten Stücke auf den benachbarten Höhen baut. Die „Favorite" besuchte sodann Bezukie, 14 St. von Passaruang, einen Ort, der ebenfalls an der Einmündung eines kleinen Flusses liegt. Bezukie ist eine kleine Stadt mit hübschen Häusern, unter denen man die des holländischen Residenten und des eingebornen Häuptlings besonders bemerkt. Die Residenzschaft Bezukie mit 400,000 Seelen ist eine der größten von Java; aber nur der Küstenstrich wird bewohnt. Der dergige Theil ist in dem Besitze schwarzer Bären, Eber und Tiger. Der Meeresrand ist mit hübschen Dörfern geschmückt, die sich besonders mit Kaffee- und Reisbau beschäftigen.

Der Flecken Panarukan, einige Stunden südlich von Bezukie hat die größten Reisfelder des Bezirkes. Es ist ein reizender Ort mit einer prachtvollen Allee schöner Bäume und hübscher Häuser von Holz mit Strohdächern. Ein anderer Flecken, den die Officiere von der „Favorite" besuchten, ist Badican, zehn Stunden von Bezukie im Innern nach den Bergen zu. Schon hier sind die Tiger häufig. Das rauhere Land nährt schöne vierfüßige Thiere, worunter auch der Stier zu zählen ist, den man herdenweise zieht. Man zieht hier auch Stiere für den Circus, und ein Häuptling von Badican gab zu Ehren der Franzosen ein solches Stiergefecht.

Von Bezukie segelte die „Favorite" nach Sumanap, der zweiten Sultanei von Madure am Ostende der Insel. Die Bucht von Sumanap ist wegen der Riffe, welche auf die hohe See hinausgehen, schwer zugänglich. Die Küste von Madure zeigt an diesem Punkte einen solchen Schlammgürtel, daß man die Corvette bei vier Klaftern Wasser fast zwei Meilen weit von dem Flecken vor Anker legen mußte.

Der Sultan von Sumanap empfing den französischen Commandanten minder freundlich als jener von Bancalong, aber nicht minder gastlich. Der Palast dieses Fürsten unterschied sich nicht von dem seines Nachbars; aber die Musik war europäisch und nicht madurisch. Dieser neue Sultan war das Geschöpf der Holländer, denen sein Muth oft nützlich gewesen war. Der Sultan von Sumanap war hoch und voll, stark und kräftig, mit ernsten, selbst harten Zügen, schwarzen und lebhaften Augen, und hatte ganz das Aeußere eines asiatischen Fürsten. Sumanap ist ein nicht bedeutender Flecken. Er besteht aus einer Reihe Häuser von Stein und Holz, die auf der einen Seite auf das Meer und auf der andern auf Gärten gehen. Im Innern der Insel ist der Boden ziemlich undankbar und bringt nur bei vieler Pflege Reis, Mais und Zuckerrohr hervor. Es ist mehr ein Vertheidigungs- als ein Erzeugungspunkt. Die Holländer haben dem Sultan, der diesen Bezirk befehligt, den Auftrag gegeben, besonders für die Sicherheit des Meeres in der Nähe zu sorgen und fortwährend unablässige Jagd auf die Seeräuberfahrzeuge zu machen, welche die Bezirke Bali und Lombok beunruhigen. Bisweilen vereinigen sich diese Seeräuber zu kleinen Flotten, kommen einem Angriffe zuvor, statt ihn abzuwarten, und landen an der Insel. Um die Küste vor solchen Versuchen zu schützen, hat Sumanap ein Fort, ein armseliges Werk, dessen beraste Wälle sechs achtpfündige Kanonen und 100 Mann aufnehmen können.

Der Aufenthalt zu Sumanap hatte auch seine Unterhaltungen und Feste; Paraden madurischer Truppen, große Festmahle, bei denen der Sultan einen unglaublichen Luxus an Glas- und Silbergeschirr zeigte; ein an piquantem Contraste reicher Ball, wo die europäischen Kleider der creolischen Damen neben der von Edelsteinen blitzenden malaischen Tracht und den leichten, fast wilden Uniformen der einheimischen Truppen erschienen. Der Sultan machte den Wirth mit eben so viel Ungezwungenheit als Würde.

Die „Favorite" verließ Sumanap, um nach der Straße von Bali zu steuern, nachdem sie um das Vorgebirge Sandana herumgefahren war, das die Schiffer in diesen Gewässern genau kennen. Bald öffnete sich vor der Corvette diese für mehr als ein Schiff verderbliche Straße, in welcher die benachbarten Insulaner eine Art Mord- und Raubtribut erheben. Bali ist einer der tausend Zufluchtsörter jener Seeräuberpros, welche die malaischen Meere unsicher machen. Jede dieser Buchten verbirgt eine Schlinge, an jedem Vorgebirge droht eine Gefahr.

Man sagt, Bali sey durch eine Colonie Insulaner von Sulu bevölkert worden, welche schlechte Behandlung zwang, ihr Vaterland zu verlassen. Sie flüchteten sich auf diese Insel und gründeten hier Bali Balu, die Residenz eines der drei Sultane, welche sich in die Insel theilen. Bali Balu, am Hintergrunde einer kleinen Bai gelegen, zählt kaum einige von Halbwilden bewohnte Hütten. Außer der Seeräuberei kennen diese Eingebornen keine andere Industrie, als etwas Landbau. Jedes Jahr tragen einige Fahrzeuge nach Singapur Baumwolle, Cocusnüsse und eine Menge köstlicher Früchte, welche in diesen Wäldern wachsen. Für diese Producte erhalten sie einige chinesische Waaren, gemeine Zeuge, Quincaillerie und andere Gegenstände aus Europa. Bali erzeugt überdies eine sehr schöne Art Stiere, welche sich durch einen weißen Flecken auf dem Kreuze und auf den Beinen auszeichnen. Diese Thiere sind stark, ganz zum Ackerbau geeignet, aber ihr Fleisch schmeckt nicht gut. Die Bewohner von Bali sind ein wildes, halb thierisches, aber kräftiges Volk. Als Sclaven thun sie bei Handarbeiten gute Dienste. Es lastet auf dem Lande schrecklicher Aberglaube und die fanatischsten Grausamkeiten des indischen Festlandes stehen noch in voller Kraft. Es ist das Land, wo der ursprüngliche Cultus Javas am treuesten erhalten zu seyn scheint. Dieser Cultus war wahrscheinlich der Buddhismus, aber der Bramanismus herrscht seit drei bis vier Jahrhunderten vor. Die Priester von Bali haben denselben Character, dieselbe Haltung, dieselben Privilegien wie jene auf dem indischen Festlande; sie führen dasselbe mystische Leben, ein beschaulicheres, an Beten reiches Leben. (Taf. 33. Abbild.)

Der letzte Aufenthalt der „Favorite" an der javanischen Küste fand zu Banin Wangui statt. Dies ist der südöstliche Bezirk der Insel. Sonst verlassen und öde, ist dieses Land gegenwärtig mit reichen Kaffeepflanzungen bedeckt. Der Hauptort, Banin Wangui, war sonst ein Haufen ärmlicher Hütten neben einem die Küste schützenden Fort. Die Tiger suchten die Umgegend heim und nahe Krater sandten ihre Laven an den Strand. Mitten in diesen Einöden wollte die Regierung fruchtbare und nicht kostspielige Pflanzungen anlegen. Es mußten Wälder abgetrieben und Verbindungswege in einem fast undurchdringlichen Lande angelegt werden. Zu diesen entsetzlichen Arbeiten bestimmte man die wegen Todtschlag und Diebstahl verurtheilten Eingebornen. Anfangs fügten sich diese Unglücklichen nur mit Widerstreben, und wollten lieber in den Wäldern Hungers sterben als bei solchen Anstrengungen ein elendes Leben hinschleppen. Man sah, daß die Desertion die Colonisation unmöglich machen werde und mußte Maßregeln dagegen ergreifen. Die Verurtheilten durften ihre Familien dahin kommen lassen und ein Hauswesen an dem ihnen zum Gefängnisse angewiesenen Orte einrichten. Diese Maßregel bewies sich günstig zu Banin Wangui, wie sie überall den besten Erfolg hat. Die Felder dehnten sich aus; es wurden Dörfchen angelegt; man vertrieb die Tiger und baute weiter hin im Innern Häuser. Das des Residenten steht unweit vom Strande. (Taf. 31. Abbild.) Eine lange und schöne Allee von Cocuspalmen führt nach dem Dorfe und der Bai. Zur Linken befindet sich das Fort, umgeben von einem tiefen Graben, das auf seinen mit Rasen bewachsenen Wällen zehn Geschütze zeigt. Magazine aus behauenen Steinen, Casernen und

Digitized by Google

ein Pulvermagazin vervollständigen dieses Vertheidigungssystem. Die Garnison besteht gewöhnlich aus 50 Mann. Im Innern gedeihen ungeheuere Kaffeebaumpflanzungen mitten unter hohen jungfräulichen Wäldern. Die von Tigern umgebenen Pflanzer scheinen sich mit diesen wilden Thieren verständigt zu haben, um mit ihnen auf ziemlich freundschaftlichem Fuße zu leben. Ungeheuer große Tiger spazieren bisweilen sogar mitten unter diesen Hütten herum, ohne daß die Weiber und Kinder eben sehr darüber zu erschrekken scheinen. Nachdem sie etwas zur Stillung ihres Hungers erhalten haben, kehren sie in den Wald zurück, um Hirsche ꝛc. zu jagen. Indessen sind die Tiger nicht immer so gutmüthig; häufig entführen sie Pferde, Hunde und Stiere. Werden diese Räubereien gar zu häufig, so stellt man eine Treibjagd an, wobei man mit Blättern bedeckte Gruben anlegt, in welchen der Tiger gefangen wird.

Das einhörnige Rhinoceros, den Naturforschern unter dem Namen des Rhinoceros von Java bekannt, findet sich häufig in diesen Wäldern und besonders da, wo sie am sumpfigsten sind. Selten fällt das Thier einen Menschen an. Ob es gleich eine ungeheuere Stärke besitzt, so bedient es sich derselben doch nur zur Vertheidigung. Duvaucel, der dieses Geschöpf am besten beschrieben hat, meint, diese Art sey eine der am mindest großen von allen bekannten. Sein Horn, das erst mit dem Alter wächst, scheint durch das Reiben glatt zu werden und sich abzurunden. Seine Haut ist faltig am Halse, über den Beinen, hinter den Schultern und am Schenkel. Die Schulterfalte umfaßt den ganzen Körper und die Falten der Beine sind so lang als diese Glieder. Die andern verschwinden allmälig ehe sie an das Ende des Körpers kommen, nach dem sie hinlaufen; aber der merkwürdigste Charakter der Haut dieses Rhinoceros liegt in den größtentheils fünfeckigen Drüsen, womit sie bedeckt ist. Die einzigen Haare, welche man auf dem Körper bemerkt, wachsen in einem Grübchen in der Mitte dieser Drüsen oder Höckerchen und diese schwarzen Haare sind nur an zwei Stellen dichter, nämlich an den Ohrrändern und unter und über dem Schwanze. Das Rhinoceros von Java lebt wie alle seine Verwandten nur von Gras, Wurzeln und jungen Baumsprossen. Es hält sich gern an feuchten und schattigen Orten auf und wälzt sich mit einer Art Wollust in dem Schlamme der Sümpfe. (Taf. 31. Abbild.)

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen zu Banu Wangn verließ die „Favorite" diese Bai und segelte nach Hobart Town. Sie hatte so fast eine Bucht nach der andern, einen Hauptort nach dem andern an der Ostküste von Java besucht, die am wenigsten bekannt ist.

Der „Känguru" befand sich nun ebenfalls vor dieser Küste. Er hatte den Ankerplatz von Surabaya verlassen und fuhr seit dem 30. Octbr. in der Straße von Bali, um von da in die großen Australmeere zu gelangen. Aber ehe wir dieses javanische Gebiet, den Gegenstand so vieler Untersuchungen verlassen, dürfte eine kurze Zusammenstellung des Merkwürdigsten, Neuesten, Interessantesten und Begtaubigtsten über die Geschichte, die Archäologie und die Geographie desselben von Nutzen seyn.

Kapitel XXVIII.

Java. — Residenzschaften im Innern.

Die Residenzschaft Batavia ist eine der wichtigsten der Colonie, aber auch eine der kleinsten. Im Jahre 1818, zur Zeit, als die Holländer die Colonie zurückerhielten, erstreckte sich jene Residenzschaft in Westen bis an den Fluß Tschikandi und bildete 13 St. von der Hauptstadt die Grenzen der Provinz Bantam; in Osten bis an den Fluß Tschi-scherum, der sie von der ungefähr 13 St. entfernten Residenzschaft Krawang trennt; endlich in Süden bis an die Grenzen der Residenzschaft Buitenzoorg und enthielt eine Oberfläche von 196 Q.M. mit einer Bevölkerung von 180,000 Seelen. Seit dieser Zeit, 1826, hat man die Residenzschaften Buitenzoorg und Krawang mit Batavia vereinigt, die dadurch ungefähr die doppelte Ausdehnung erhalten hat. Buitenzoorg ist eine der volkreichsten und fruchtbarsten der Insel und umfaßt etwa ein Dutzend Bezirke, die man sonst zu Regentschaften gemacht hatte. Der Bezirk Krawang, der größer ist, wird in Norden von dem Meere, in W. von dem Bezirke Cheribon und in S. von den Preangers begrenzt. Schöne Zuckerrohrpflanzungen und Sägemühlen zeugen für die Industrie dieser Residenzschaft.

Bantam mit seinen 983 Dessas oder Dörfern haben wir bereits kennen gelernt. Die Einkünfte dieses Gebietes belaufen sich auf 200,000 Gulden. Man verfertiget daselbst ordinaire Ginghams, Ananaszwirn, Töpfergeschirr, sehr geschätzte Decken aus Binsen oder Bambusrohr und eine Art Kalk, womit man die europäischen Häuser anstreicht und den Betel der Eingeborenen zurichtet.

Neben der Residenzschaft Bantam liegt die der Preangers, die größte, reichste und wichtigste der ganzen Insel. Um von Batavia dahin zu reisen, können kaum vier Büffel die Caleschе an den steilen Felsenwänden hinziehen. Auf dem höchsten Punkte des Weges hat man zur Rechten den Berg Guede, dessen Spitze noch immer eine Rauchsäule auswirft, und zur Linken eine lange wellenförmige Bergkette, welche sich über die Grenzen des Horizontes erstreckt. Das sind die Preangers, eine Provinz, welcher die statistischen Tabellen des Sir Stamford Raffles zwei Neuntel der Oberfläche von Java oder 10,000 engl. Q.M. zuschreiben.

Die Residenzschaft der Preangers ist wieder in vier Bezirke oder Regentschaften eingetheilt, Sumadang, Bandong, Tschaaschor und Limbadang. Die noch jetzt dort im Amte stehenden Regenten oder eingeborene Häuptlinge sind die Erben und directe Nachkommen jener, welche die holländische Compagnie im Anfange des 17. Jahrhunderts dort fand und diese Souveraine stammten ihrerseits von dem Königsstamme Pandjajaram ab, der vor den durch die islamitische Propaganda hervorgebrachten Revolutionen auf dem westlichen Theile von Java herrschte.

Der Hauptort dieser Residenzschaft ist Tschanschor, ein großer Flecken 6 St. von Buitenzoorg, und vielleicht die schönste aller vier javanischen Städte. Die Straßen sind breite mit der Schnur gezogene Alleen und mit Bambushecken eingefaßt. Ueber diese Schranken hinweg erkennt man Obstbäume und Bäume mit wohlriechenden Blüten, welche sich gleich Sonnenschirmen über den niedrigen hübschen Wohnungen auszubreiten scheinen. Die Seitengäßchen sind reinlich, regelmäßig und schattig. Betrachtet man die Wohnungen einzeln, so haben sie keine vorspringenden Schönheiten, alle sehen aber ordentlich, symetrisch und behaglich aus. Mitten in der Stadt befindet sich ein schöner Bazar, von dem die Chinesen in Folge einer fiscalischen Maßregel ausgeschlossen sind. Vor 1825 war Tschanschor ein Ort von unbedeutender Wichtigkeit, aber die Nähe von Buitenzoorg und die Sorgfalt des Barons van der Capellen haben eine reizende, gewerbfleißige Stadt daraus gemacht, welche der ganzen Provinz Arbeiter liefert. Die andern Hauptörter der Residenzschaft, Bandong und Sumadang, stehen Tschanschor weder in der Lage noch in der Bevölkerung nach. Der letzte Regent von Sumadang, der vor einigen Jahren starb, führte den Titel Pandjeram; sein Palast oder Dalam war prachtvoll und er bewirthete darin die Europäer mit wahrhaft königlicher Grazie. In dem südlichen Theile des Bezirkes Bandong liegt der Gunong Guntur, ein schrecklicher Vulkan, dessen neuere Ausbrüche unglückliche Erinnerungen zurückgelassen haben.

Das Gebiet der Preangers befindet sich noch nach dem Colonialgesetze unter dem Joche eines für die Pflanzer drückenden Monopols. Während alle andern Residenzschaften den Anbau und die Abzugswege freigeben sahen, stellte ein specielles Gesetz die Preangers außer dem gewöhnlichen Rechte und machte daraus eine Art Pacht unter dem Schutze des Generalgouverneurs und seiner Agenten. Die Kaffeeernten der Preangers können nicht direct in den Handel gebracht, sondern müssen den Beamten im Preise von 9 Gulden 12 Sous das Pickle überliefert werden, in welchem Preise der Artikel sonst auch stehen mag. Dieser Preis läßt der holländischen Verwaltung stets einen Gewinn von 30 bis 40 Procent. Die 100,000 Pickles Kaffee, welche in den Preangers wachsen, müssen also stets in die Niederlagen der Regierung wandern.

Die Residenzschaft Cheribon liegt nördlich von den Preangers und wird in 5 Regentschaften oder Bezirke getheilt: Cheribon, Madja,

Digitized by Google

Galo, Bengawan Wettan und Kuningan, mit denen die Bezirke Indramayo und Kandang Uwier vereinigt worden sind. Auf diesen ebenen Flächen erntet man Reis, Kaffee und Zucker. Man findet auch bedeutende Teakwaldungen. Fast in allen Bezirken ist gegenwärtig das Territorialsystem eingeführt und nach demselben wird Cheribon von dem Kampfe der Eingeborenen fern gehalten, der so lange das Innere von Java verwüstete. Man zählt in dieser Provinz 658 Dessas oder Dörfer, deren Bezirke der Regierung gehören. Die Grundsteuer von den Reisfeldern brachte im Jahre 1822 die Summe von 302,144 Gl. ein. Der Hauptort der Provinz Cheribon oder malaiisch Tschi Ribun, von dem Namen des Flusses, der sich hier ergießt, ist eine Stadt, die sonst wichtiger war. Man findet hier ein altes Fort von keiner großen Bedeutung und in der Nähe das Grab des berühmten Shrik Mulana, des ersten islamitischen Apostels auf Java. Zu der wohlhabenden Bevölkerung von Cheribon gehören auch einige europäische Familien und chinesische und arabische Kaufleute. Die Uebrigen sind Malaien. An der Grenze dieser Provinz breitet sich der große Wald von Tapu kuhur aus, der nicht weniger als 50 engl. Meilen lang seyn soll. Die Waldung läuft indeß nicht ununterbrochen fort, sondern es finden sich hier und da Haiden ohne Anbau und ohne Pflanzenwuchs dazwischen. Die bewaldeten Theile bestehen aus Bäumen, deren Blätter und Zweige sich so in einander schlingen, daß ein undurchdringliches Dach gebildet wird, unter welchem man selbst mitten am Tage nur mit Fackeln gehen kann.

Die folgende Residenzschaft ist Tagal, welche in drei Regentschaften getheilt wird, Tagal, Brebes und Pamalang; sie ist fruchtbar an Reis, Kaffee, Tabak und Kadschang. Die Bewohner leben in 1141 Dörfern. Tagal, eine kleine Stadt mit einem Fort, treibt mit dem Innern einen ansehnlichen Handel, den die Chinesen fast allein in den Händen haben. Das Klima ist nicht eben gesund.

Die Residenzschaft Pekalongang, in zwei Regentschaften getheilt, Pekalongang und Batang mit einem Residenten zu Karang Kobar, besitzt 1656 wohl bevölkerte Dörfer und ist außerordentlich reich an Reis, Kaffee, Tabak, Oel, Indigo und Vieh. Der Hauptort ist ein kleiner Flecken mit dem Namen der Provinz und wird von chinesischen und eingeborenen Kaufleuten bewohnt, welche Küstenhandel mit Batavia treiben.

Die Residenzschaft Samarang, getheilt in drei Regentschaften, Samarang, Kendalet und Damak, ist noch wichtiger. Sie enthält 1951 Dörfer. Der Hauptort der Provinz, die Stadt Samarang, ist europäisch, am Einflusse einer Flusses gebaut, der an der Mündung viel Schaum absetzt. Diese Stadt hat schöne asiatische oder chinesische Theile und zählt eine Bevölkerung von 38,000 Seelen. Die Hitze ist hier bedeutender, als in der Hauptstadt. Der Thermometer fällt hier fast nie, auch in der Nacht nicht, unter 80° Fahr. (21° R.) Das Klima von Samarang ist sehr ungesund. Ein neuerer Geograph hat die, wenigstens zweifelhafte, Meinung ausgesprochen, diese Stadt sey die Wiege der asiatischen Cholera.

Wenn man sich von dem an der Nordküste der Insel gelegenen Samarang wieder nach Süden zu in die Bezirke wendet, welche nach den Preangers folgen, so gelangt man in den klassischen Theil von Java, welcher das Geheimniß des ursprünglichen Zustandes des Landes enthält. Hier finden sich jene Tempel, deren Spuren und Ueberreste keinen von denen nachstehen, welche es auf dem indischen Festlande giebt. Hier hatte der Buddhismus Bauwunder bewirkt, ehe die mahomedanische Propaganda den dem Lande eigenthümlichen Cultus fast ganz verwischte. Hier sah man die Tempel von Boro Bodo und Brambanan, die Paläste von Kulassen, die tausend Nischen mit Bildsäulen Buddhas, in Gebäuden verkörperte Sagen, mit denen wir uns ausführlicher beschäftigen werden; hier sind die drei Regentschaften, in denen ein kühner Javaner, Dipo Negoro, so lange jenen Partigängerkrieg unterhielt, welcher die holländische Oberherrschaft bedrohte, jener Krieg, dessen Spuren in den Residenzschaften Kadu, Surakarta und Dschocschokarta noch nicht verschwunden sind.

Die Residenzschaft Kadu, welche in zwei Regentschaften, Maguelan und Minoreh getheilt ist, zählt nicht weniger als 4205 Dörfer, welche jährlich fast 600,000 Gld. Steuern zahlen. Der Hauptort ist Maguelan, ein hübscher von einigen Feldern umgebener Ort. Der Reis, Kaffee, das Oel und der Tabak sind häufig in dieser Provinz und auf ihren fetten Weiden ziehen neben stolzen Rindern die schönsten Pferde der ganzen Insel umher. In der Residenzschaft Kadu, aber in den Staaten des Sultans von Dschocschokarta, liegen die berühmten Ruinen des Tempels von Boro Bodo.

Die Residenzschaften Dschocschokarta und Surakarta stehen unter der unmittelbaren Herrschaft javanischer Fürsten, die von den Kaisern von Mataram abstammen, deren Macht zu Ende des 15. Jahrhunderts so groß war. Nach dem Kriege 1755 theilte die holländische Compagnie diese prächtige Gabe unter die beiden Fürsten. Die Nachfolger dieser von den Holländern eingesetzten Fürsten haben das Vertrauen der Herren der Insel nicht getäuscht. Bei den letzten Aufständen Dipo Negoro's nahmen sie Partei gegen die Insurgenten. Nach den statistischen Berechnungen Raffles beträgt der Flächeninhalt dieser beiden Staaten zusammen 11,300 engl. Q.Meil. und die Bevölkerung 1,657,934 Seelen, von denen 972,727 Unterthanen des Kaisers von Surakarta sind und 685,207 dem Sultan von Dschocschokarta gehorchen. Es ist, wie man sieht, der verhältnißmäßig am meisten bevölkerte Theil des javanischen Gebietes. Die schönen und fruchtbaren Ebenen, die großen und alten Städte, die archäologischen Schätze, der eigenthümliche Charakter der Bewohner dieser Regentschaften verdienen der Gegenstand besonderer und ernster Untersuchungen zu seyn. Die Hauptstadt Surakarta ist ein ziemlich gut nach der Art der javanischen Architekten gebauter Ort. Der Palast oder crattan des Sultans ist sehr groß; er besteht aus einer Menge von Gebäuden, von den jedes eine besondere Bestimmung hat. Surakarta besitzt auch einen durch ein Fort vertheidigten europäischen Stadttheil; in dem Fort wird stets eine holländische Garnison gehalten. Die Stadt oder vielmehr die Vereinigung einer Menge Dörfer enthält, wie man sagt, eine Bevölkerung von 100,000 Seelen. Auch die Einwohnerzahl von Dschocschokarta erreicht nach Hamilton diese Ziffer. Sie liegt 3 St. vom Oceane, SW. von Surakarta.

Ruinen alter Gebäude findet man in dieser ganzen Gegend; verfallene Tempel zu Brambanan, Kobondaiam, dann die tschandis oder Tempel Dschongrangs und Siwus in den Bezirken Maddyon, Kyrtasana, Ketire und Schengat; ferner die Trümmer der alten Stadt Dara, von welcher in der alten Geschichte Javas oft die Rede ist; den Tempel des Waldes Santul; die in den Felsen Klotok ausgehöhlten Gemächer; die Ueberreste von Gidah; die Alterthümer von Penataran und endlich die schönen und interessanten Ruinen Suku am Fuße des Berges Lawu. Das Gebirge Gunong Dieng in NW. von dem Berge Sindoro an der Grenze der Residenzschaft Pekalongang ist ebenfalls durch die Ruinen merkwürdig, welche in der Nähe auf einer Hochebene 1000 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegen. Man hat hier, wie man sagt, die Ueberreste von vierhundert Tempeln gefunden, welche so gestellt waren, daß sie rechtwinkelige Straßen bildeten. Vierhundert Tempel! Dies wäre eine Verschwendung von heiligen Gebäuden, von der die Geschichte keiner andern Nation bisher ein Beispiel gegeben hat. Wäre es nicht natürlich, in dieser ungeheuern Ausdehnung von Schutt die Ruinen einer ganzen Stadt zu sehen? Wie dem aber auch seyn möge, der Gunong Dieng war nach den alten javanischen Sagen der Aufenthalt der Götter Ardschuna, Bima und Gatukatscha. Es ist der Olymp der malaiischen Mythologen.

Wenn man die Residenzschaften der eingeborenen Fürsten verläßt, um wieder in die unmittelbar holländischen Besitzungen einzutreten, so gelangt man in die Residenzschaft Japara und Joanna, deren Hauptort den ersten dieser Namen führt. Japara, an dem Ende einer Halbinsel, liegt außerhalb des Weges, der sich an der Nordküste von Java hinzieht und von Batavia nach Sueabaya führt. Die Residenzschaft Japara enthält 947 Dörfer und wird in 4 Regentschaften getheilt: Japara, Kudus, Patti und Joanna. Das Gebiet ist mit schönen Teakbaumwäldern bedeckt. Japara, das am Meeresrande, fast der Insel Mandelica, dem Aufenthalte der malaiischen Seeräuber, gegenüber, ist eine ziemlich wichtige Stadt. Man sieht hier eine schöne Sägemühle.

Digitized by Google

Die Residenzschaft Rembang, die daran stößt, besteht aus vier Regentschaften: Rembang, Tuban, Radschakwerssie und Blora. In ihr findet man die schönsten Teakbaumwälder. Man hatte früher daselbst ein Oberforstamt eingesetzt. Man zählt in diesem Bezirke ungefähr 1200 Dörfer. Der Hauptort der Residenzschaft ist Rembang mit einer der besten Rheden der Insel. Die Küstenschifffahrt ist hier ziemlich wichtig; man hat mehrere Werfte in dieser Residenzschaft angelegt, z. B. zu Rembang, zu Tuban und zu Bantschar. Mehrere Schiffe sind hier gebaut worden, Briggs, Schooners, Kriegsfahrzeuge für die Marine der Colonie, und unter andern die Corvette „Java", welche gegenwärtig zu der königlichen Marine gehört.

Grisse mit seinen 1318 Dörfern, bildete sonst eine besondere Residenzschaft; jetzt gehört sie zu der Residenzschaft Surabaya. Grisse, eine gesunde und schöne Stadt, ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Europäer, welche sich von den Geschäften zurückgezogen haben und den kostspieligen Luxus der Hauptstadt meiden wollen; die Lebensmittel sind hier wohlfeil und die Wohnungen bequem.

Surabaya, der Hauptort der Residenzschaft Surabaya, haben wir bereits kennen gelernt. Diese begreift die fünf Regentschaften: Surabaya, Dschapan, Grisse, Sidayo und Lamongang. Die Residenzschaft Passaruang, die daran stößt, zerfällt in drei Regentschaften: Passaruang, Bangil und Malang und zählt 1688 Dörfer. In einem dieser Bezirke, Grattey, befindet sich ein merkwürdiger See, Namens Ranu Klindongan. Wenn man den Erzählungen der Eingebornen glauben darf, leben die sich darin aufhaltenden Crocodile auf dem besten Fuße mit den Bewohnern der Umgegend und fallen nur die Fremden an. Die Javaner scheinen diese ungeheuern Reptile dadurch etwas zahm gemacht zu haben, daß sie ihnen so viel Lebensmittel geben als sie brauchen. Man giebt selbst, wie Hogendorp erzählt, den Europäern, welche den See besuchen, ein ziemlich seltsames Schauspiel. Nachdem das Frühstück der Crocodile auf ein Floß gelegt worden ist, stürzen sich zwanzig bis dreißig Javaner in das Wasser und treiben die den Gästen des Meeres bestimmte Beute vor sich her. Diese zeigen sich darauf an der Oberfläche des Wassres, schonen die Schwimmer und begnügen sich damit, das Geflügel und Wildpret wegzuschnappen, das man für sie bestimmt hat.

Die beiden letzten Residenzschaften an dieser östlichen Küste sind Bezukie und Banin Wangui, deren Hauptörter wir bereits beschrieben haben; die erstere enthält 899 Dörfer; die zweite macht man erst urbar.

Die beiden größten zu Java gehörigen Inseln sind Madura und Bali. Madura hat 1100 Dessas oder Dörfer und eine Bevölkerung von 100,000 Seelen, welche unter die beiden Sultanien Bancalang und Samanap vertheilt sind. Die Insel Bali ist für die Holländer nur eine nominelle Besitzung. Sie zerfällt in acht unabhängige kleine Königreiche, deren Einrichtung sehr ungenau bekannt ist. Stamford Raffles schätzt die Bevölkerung auf 600,000 Seelen, Thorn aber nur auf 100,000. Die Insel ist bergig und ungefähr 70 Meil. lang bei einer Breite von 35 Meil. Der Boden hebt sich allmälig von dem Meeresstrande an bis an die Gipfel im Innern. Am Fuße des höchsten dieser Pics liegt das Dorf Karang Assem, welches man für das reichste des Landes ansieht; dann kommt die Stadt Billing.

Was Bali besonders von Java unterscheidet, ist, daß es den Islamismus nicht angenommen zu haben scheint. Man findet in dem ganzen Lande kaum 100 Mahomedaner; die andern Eingebornen sind vielmehr Buddhisten oder Bramanisten. Die Hindureligion findet sich auf Bali mit ihren blutigen Gebräuchen und complicirten Categorien wieder. Man erkennt hier die vier Castes der Braminen, Cshatryas, Waiscias und Sudras wieder. Die Balianer sind größer, stärker, muskulöser als die Eingebornen von Java, eben so auch stolzer, wilder, ungeselliger. Die Vielweiberei steht in Kraft unter ihnen. Derjenige, welcher ein junges Mädchen zu heirathen wünscht, zahlt dem Vater desselben eine Summe, welcher für den Kaufpreis gelten kann. Die gewöhnliche Taxe ist 30 Piaster. Wenn der Bewerber die Mittel nicht hat, die Summe zu zahlen, so tritt er in die Dienste des Schwiegervaters und verkauft ihm seine Arbeit, bis die Schuld dadurch getilgt ist. Die Balianer haben ein bürgerliches (digama) und ein Criminalgesetzbuch (agema), welche beide durch Richter ausgelegt werden. Der Diebstahl wird mit dem Tode bestraft; man ersticht den Schuldigen mit dem Kris. Der Mord und Verrath ziehen eine Strafe nach sich, die mit dem Rade gleich steht; die Glieder des Deliquenten werden durch ein Beil zerschlagen. Das Eigenthum der Verurtheilten fällt an die Häuptlinge und Richter. Der von dem Richter gethane Ausspruch muß von dem Radschah bestätigt werden.

Die Hütten der Balianer unterscheiden sich von denen, welche man in den Dessas Java's findet. Sie sind, wie die Wohnungen der Hindus, aus Erde erbauet und mit gebrannten oder ungebrannten Ziegeln belegt. Die mechanischen Künste sind auf Bali noch sehr weit zurück. Man verfertiget Zeuge aus Baumwolle und Kriegswaffen. Ihre Kris haben einen gewissen Ruf in dem malaischen Archipel.

Kapitel XXIX.

Java. — Allgemeine Geographie. — Sitten, Religion. — Alterthümer. — Geschichte.

Java erhielt seinen Namen, wenn man den Etymologen glauben soll, von dem jawa wut (panicum italicum), welches das Hauptnahrungsmittel der Urinwohner bildete. Die Einwohner nennen diese Insel auch Tana.

Diese Insel erstreckt sich von 103° bis 112° östl. L. und von 5° 52′ bis 8° 46′ Br. Ihre Länge von dem Cap Java bis an die östlichste Spitze beträgt 192 Seemeilen und die Breite zwischen der SW.-Spitze der Bai Pabschitan und dem Vorgebirge Japara 66 St. und zwischen der Mündung des Flusses Serayu und jener der Surabaya variirt sie um 16 bis 19 Meilen. Die Gestalt der Insel ist die eines Rechtecks und ihre Küsten laufen so parallel mit einander, daß man sie in fünf oder sechs Theile trennen könnte, welche eben so viele Parallelogramme bilden würden. Die westlichen und nördlichen Küsten sind tief ausgehöhlt und haben geschützte Häfen und sehr sichere Buchten.

Da Java in seiner ganzen Ausdehnung wenig Breite hat, so besitzt es auch nur zwei Ströme, die erwähnt zu werden verdienen, den Soto und Kediri; der erste läuft durch den Mittelheil und stürzt sich in das javanische Meer; der zweite, der von den heiligen Bergen kommt, verliert sich an Surabaya in dem Meerbusen dieses Namens. Die andern Flüsse verdienen kaum eine Erwähnung: der Tschi Manok, der Tschi Tandoni, der Tschi Kanjongan, und der Tschi Tarung. Jeder Bezirk hat seinen Hauptfluß, der von den Küstenböten gewöhnlich befahren werden kann. Eben so wenig hat Java wichtige Seen. In der Regenzeit bilden sich ungeheuere Wassermassen, aber diese von den Eingebornen rawas genannten Ansammlungen trocknen ein, wenn sich der Munsun ändert, und werden wieder bebaubare Felder. Der größte dieser rawas ist der Buiten See (Binnensee). Die Provinz Bagalan im Süden der Insel besitzt einen kleinen sehr fischreichen See.

Der Boden von Java ist gleichförmig coupirt. Die ganze Nordküste ist gleichsam mit kleinen Inseln flankirt, die von den Erdanschwemmungen der Flüsse gebildet werden; sie ist flach, sandig und schlammig. Die südliche Küste dagegen ist steil und mit Basaltfelsen besetzt. Die Insel zeigt so ein Amphitheater, welches von Süden nach Norden läuft, einige Bezirke ausgenommen, die von kleinen Binnenketten durchschnitten sind. Der ursprüngliche Boden der Insel scheint vulkanisch zu seyn. Die feuerspeienden Berge, welche sich sämmtlich in scharfen Spitzen endigen, haben zerrissene Seiten, in denen während der Regenzeit Wildbäche brausen. Bald heben kleine Hügelreihen ihre seltsam gestalteten Basaltblöcke gen Himmel, bald zeigen sich Kalkfelsen unter der Gestalt von hohen Plateaux, und endlich ziehen sich andere Ketten, welche halb kalkartig, halb vulkanisch sind,

Digitized by Google

in allen Gestalten und Richtungen längs der Küste hin. Die Mineral- und Schwefelquellen, die Naphtha- und Erdölgruben, die Feuer- oder Schlammausbrüche, kurz alle jene Erscheinungen, welche eine vulkanische Bildung begleiten, wiederholen sich in allen Theilen Javas.

Die ganz eigenthümliche Geologie dieser Insel scheint sich dem Bergsysteme der Halbinsel Malacca und der Insel Sumatra nicht anzuschließen. Die Berge von Java bilden keine zusammenhängenden Ketten mehr, sondern einzelne Gruppen, welche sich stets in der Richtung der größten Länge des Landes hinziehen. Dies ist indessen nicht der einzige Unterschied, welcher zwischen Sumatra und Java besteht. Der Teakbaum wächst auf der letztern Insel in großer Menge, während man ihn auf der erstern nicht findet. Sumatra ist reich an edeln Metallen, Java nicht; der Boden Javas endlich ist fruchtbarer, aber man sieht den Kampherbaum nicht, den vorzüglichsten Reichthum Sumatras.

Die Höhe der javanischen Berge des ersten Ranges wechselt von 4500 bis 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die erste Kette fängt in Batam an; der bemerkenswertheste Gipfel ist der Gunong Karang. Die zweite Kette ist die von Salak, welche die Seeleute auch die blauen Berge nennen. Die dritte ist die von Gede oder Pangorango, wo sich mehrere vulkanische Spitzen finden. Weiter nach O. liegt die große vulkanische Kette, wo man die feuerspeiende Spitze Ungarang, Merbabu, Merapa sieht und noch weiter nach O. Japara. Alle diese Ketten bilden 38 deutliche Berge die mit einer herrlichen Vegetation bedeckt sind und überall Spuren von erloschenen Kratern gewähren. Zu verschiedenen Zeiten warfen diese Krater ihre Lavawogen und ihren Rauchregen auf Java. Eine noch seltsamere Erscheinung zeigte sich 1772 bei einem kurzen, aber furchtbaren Ausbruche. Nach dem westlichen Theile des Bezirkes Schreiben zu gab es damals einen der größten Vulkane von Java, den Papadayang. In der Nacht vom 11. zum 12. August umhüllte eine leuchtende Wolke von ungewöhnlichem Aussehen den ganzen Berg, und einige Stunden nachher, ehe die Bewohner vor der schrecklichen Erscheinung fliehen konnten, versank der Berg in Folge eines entsetzlichen Donners. Bei Tagesanbruche war der Berg völlig verschwunden. Der ganze Boden, 15 engl. Meilen lang und 6 M. breit, war eingestürzt, 2957 Einwohner kamen dabei um und alle Ernten wurden vernichtet. Dieser Berg, der sich sonst bei einer Basis von 15 M. im Durchmesser mehrere 1000 Fuß hoch erhob, wurde so ganz verschlungen, daß man ihn gegenwärtig von der Ebene kaum unterscheidet.

So erschüttern, bearbeiteten und untergaben unterirdische Feuer diese große Insel. Ihr Boden ist im Allgemeinen mit Basaltfelsen bedeckt, auf denen sich Kalkfelsen erheben, welche sich leicht an ihren tafelförmigen Spitzen erkennen lassen. Auch in dem Bette aller Flüsse findet man Basaltbruchstücke; daraus muß man wohl schließen, daß dieser Archipel nicht aus getrennten Theilen eines ehemaligen Festlandes, sondern aus Inseln besteht, die sich allmälig gebildet haben.

Trotz dem Rufe der Ungesundheit, besitzt Java doch in fast allen seinen Theilen ein gesundes Clima. Die Temperatur wechselt nur mit den Munsuns und ist feuchter bei dem südwestlichen, trockener aber bei dem nordöstlichen Munsun. Der erstere dauert von October bis April und der letztere von April bis September. Die Regen, welche daselbst herrschen, sind immer von Stürmen begleitet; der Donner rollt mit fürchterlichem Gekrache in den Gebirgen und die Bäche überströmen die Ebene. Die Wärme wechselt je nach der Höhe des Bodens. Zu Gede zeigt der hundertgradige Thermometer früh um sechs Uhr 14° und selten steigt er bei der größten Hitze am Tage über 22°. Auf der Ebene von Samarang, 1000 F. über dem Meeresspiegel, zeigt er 7° und darüber. Auf einem der Gipfel des Berges Sundoro hat man —3° und Eis von der Dicke eines Thalers bemerkt.

Dieselben Verschiedenheiten machen sich in der Vegetation bemerklich. Da es von dem Meere bis auf die Spitze der Berge sechs deutlich unterschiedene Climate giebt, so sieht man auch sechs bestimmte Arten Vegetationen; man findet die ganze Pflanzenstufenleiter von den Wasser- bis zu den Alpenpflanzen. Kein Theil dieses Gebietes ist ganz ohne Vegetation, es mögen nun Gräser und Farnkräuter den Boden bedecken oder Sträucher und Bäume bis zu wunderbarer Höhe sich in die Luft erheben. In der ersten Reihe stehen die nützlichen Pflanzen und Bäume: der Reis, von dem man fast hundert Arten zählt, der Mais, die Bohnen oder Kaoschang, das Zuckerrohr, die Cocospalme, die Arekapalme und eine Menge Bäume aus der Palmenfamilie; der Brodbaum, der in einigen Bezirken gepflanzt wird; der Baum der Reisenden von Madagaskar (ravenala), der von d'Entrecasteaux nach Java gebracht wurde; der Rarak oder Seifenbaum (sapindus saponaria); der Baumwollenbaum, von welchem man mehrere Arten hat; der Bendud, aus dem das elastische Gummi tropft; hohe Farnkräuter, welche sich bis zur Höhe von 80 Fuß erheben; das Teakholz (tectona grandis), malaiisch pohan jattier, welches zum Bauen ganz vorzüglich geeignet ist und von dem Java ganze Wälder besitzt; der Bambus, der sich zur Höhe von 35 Fuß erhebt bei einem von einer Linie bis zu einem halben Fuß wechselnden Durchmesser, ein kostbares Gewächs, das man als Säulen zum Tragen der Gebäude, zu Bretern, zu Wänden der Häuser und zu verschiedenen Zimmer- und Tischlerarbeiten braucht. Unter den Vegetabilien müssen ferner genannt werden: der Tamarindenstrauch (tamarindus indica), malaiisch pohon asam, dessen Früchte treffliche Confituren geben; der Waringui (ficus benjamina), ein von den Javanern verehrter Baum; eine Menge Arten Zimmerholz, der Rosamala (liquidamber rosamala), das Kibima (pinus dammara), aus welchem ein aromatisches, wohlriechendes Gummi tropft; das Huru (laurus geminiflora), das Manglit (laurus mangliet), die verschiedenen Arten des Palaglar Micujak (dicterocarpus retusus und trinervis Blume's), welche eine Höhe von 150 Fuß erreichen; das Pohon Canary (canarium commune), aus dessen Frucht ein Oel bereitet wird; das Pinang (areca catechu); das Pohon Areng (arenga saccharifera), aus welchem man Zucker gewinnt; die verschiedenen Lorbeerarten; das Pohon Mienjank (styrax benzoë), dessen Gummi medicinische Kräfte besitzt; das Pohon Dassap (erythrina indica); das Dscharak (palma Christi), das nur 12 F. hoch wird und dessen einer dreieckigen Nuß gleichende Frucht das in der Pharmacie unter dem Namen Ricinusöl bekannte Oel giebt; das Dscharak Malra oder rothblätterige Dscharak, dessen sich die Javaner als Mittel gegen die Taubheit bedienen. Das Verzeichniß der medicinischen Pflanzen würde zu lang werden; das der Obstbäume enthält den Mangustan, den Mangobaum, den Orangenbaum, Citronenbaum, Erdbeerbaum, den Granatapfelbaum, den Rambutan, den Rammam, die Goyave, die Bilimbirg, die Durion, die Ananas, den Bananenbaum, die Wassermelone. Die europäischen Früchte sind fast alle auf der Insel mißrathen, außer der Erdbeere. Die Küchengewächse sind wegen Mangels an geschickten Gärtnern selten, dafür entschädigt aber die Natur durch eine Menge blühende Bäume und Gesträuche; zu den ersten gehören: Pohon Tschampaka (michela tschampaka), Pohon Kamanga (uvaria odorata), Malatti Costa (gynopachis acuminata) ꝛc.; zu den zweiten: Katscha Piring (gardenia florida), gewöhnliches Malatti (jasminum sambac), Kampang Sapatu (hibiscus rosa sinensis), Kapang Mantega (tabernaemontana coronaria), Tipies Knilet (myletus longifolia), Gaga Mirrya (rhododendron). Endlich unter den Pflanzen bemerkt man Kampang Matan (polyanthes tuberosa), Pukel Ampat (mirabilis jalappa), Patschar Tschina (impatiens balsamina), Kambang Sore (mirabilis dichotoma) und Kampang Saharie (vinca rosea). Was die Gemüse betrifft, so haben die Chinesen das Monopol derselben; die Küchengewächse, welche sie bauen, liefern alle in ihrem Vaterlande gewöhnliche Arten: Möhren, Bohnen, Kohl, Erbsen, Kürbisse, Rüben, Spargel, Spinat, Sallat ꝛc.

Unter der Zahl dieser Gewächse ist eines, welches seit langer Zeit der Gegenstand der seltsamsten und abgeschmacktesten Mährchen gewesen ist, nämlich der Pohon Upas oder Giftbaum. Die Reisenden des 17. und 18. Jahrhunderts sind unerschöpflich in der Schilderung der verderblichen Eigenschaften und der kräftigen, plötzlichen Wirkung desselben. Glaubt man ihnen, so wächst dieser Baum allein mitten in einer Einöde und erstickt alle Vegetation um sich her. Ein Vogel, der über ihn hinwegflöge, müßte ster-

Digitized by Google

ben, und ein Mensch, der unter seinem Schatten ginge, verliere sein Leben. Man lasse den zur Todesstrafe verurtheilten Verbrechern den Saft holen und diese Unglücklichen büßten bei dieser verderblichen Arbeit fast alle ihr Leben ein.

Heut zu Tage lachen die Naturforscher über diese Fabeln. Der Upas oder Giftbaum scheint eine Art Strychnos oder Antiaris zu seyn, deren giftige Eigenschaften genau bestimmt und erkannt sind. Zwei Arten Bäume scheinen dieser Familie eigenthümlich zu seyn. Der erste ist der Arbor toxicaria des Rumphius, Antiar auf Java genannt, wo er in den östlichen Provinzen wächst. Auf Borneo und Celebes findet er sich ebenfalls und gehört der Monöcia an. Die männliche Blüte hat einen schuppigen, dachziegelförmigen Kelch, keine Corolla, mehrere kurze Staubfäden, die von den Schuppen des Receptaculums bedeckt werden, dessen konische, längliche Gestalt am Ende etwas abgerundet ist. Die weibliche Blüte hat ebenfalls keine Corolla, einen einzigen eiförmigen, erhabenen Keim, und ein einziges spitziges Stigma. Die Blätter sind länglich und stehen abwechselnd. Der Arbor toxicaria ist eines der größten Gewächse von Java. Sein nackter cylindrischer und perpendiculärer Stamm erhebt sich bis zu 80 Fuß; an seinem untern Theile ist die Schale anderthalb Zoll stark; sticht oder schneidet man hinein, so fließt ein gelblicher Saft heraus, welcher das Gift ist, ein Gift, dessen Berührung noch gefährlicher ist als die des rhus radicans Europas.

Der andere Giftbaum (der tieuté Leschenault's) ist mehr eine Liane als ein Baum. Der Stamm klettert an den in der Nähe stehenden Baumstämmen hinan, ist anderthalb Zoll im Durchmesser stark, wird völlig cylindrisch und läßt aus der rothbraunen Rinde einen scharfen ekelerregenden Saft ausschwitzen. Dieser Saft ist das Gift. Die Endzweige sind gegenüberstehend, die Blätter in zwei oder drei Paaren gefiedert, oval, ein wenig lanzettförmig, ganz und in einer Spitze endigend, oben völlig glatt, unten aber mit einigen Paralleladern; die Blattstiele sind kurz und bisweilen umgebogen. Der Tiruté klettert im Schatten, aber der Antiar bedeckt die ganze Umgegend. Mit dem aus diesen Bäumen gezogenen giftigen Safte vergiftet man die Kris und besonders die sehr dünnen Rohrpfeile, welche durch Rohre geblasen werden. Es sind zu verschiedenen Malen Versuche über die Wirkung dieser vergifteten Waffen gemacht worden. Ein Hund starb eine Stunde nach seiner Verwundung, eine Maus nach zehn Minuten, ein Affe in sieben Minuten, Hühner in zehn Minuten, ein ungeheurer Büffel in 2 Stunden und 10 Minuten.

Die Zoologie von Java giebt auch ein langes und reichhaltiges Verzeichniß. An die Spitze der nützlichen Thiere muß man den Büffel stellen (malaiisch karbon, in dem Dialecte im Gebirge manding). Der Büffel vertritt in dem indischen Archipele den europäischen Stier. Sein Fleisch ist eines der gesundesten und gesuchtesten Nahrungsmittel des Landes; er pflügt die Felder und schafft die Ernten fort; man spannt ihn auch im Nothfalle an Wagen und er wird auch das Zugthier auf beschwerlichen Wegen. Der Büffel von Java gehört zu der großen Art mit glattem Haar und langen horizontal stehenden Hörnern; es giebt weiße und bläulich schwarze; die letztern werden am meisten geschätzt, sind am kräftigsten und wohlschmeckendsten. Das Fleisch der weißen Büffel ist kein eben so gesundes Nahrungsmittel. Der Büffel hält sich gern im Wasser auf und würde, wenn es anginge, sein ganzes Leben lang in einem Flusse liegen. Er läßt sich gern mehrmals des Tages abwaschen und Abends, wenn er ausgeschirrt wird, läuft er in den ersten Teich, taucht mit einem Wonnelaute unter und läßt oft nur die Schnauze sehen, um Luft athmen zu können. Dieses Java so nützliche Thier verdiente wohl mehr vervielfältigt zu werden. Die Eingeborenen achten den Stier und die Kuh wenig und nur in einigen Gegenden im Innern gehören diese Thiere mit zur Landwirthschaft. Besser gedeihen sie auf Madura und in den östlichen Residenzschaften. Indessen zieht Batavia aus Buitenzoorg Heerden von 6 bis 800 Stück Hornvieh, wodurch die Fleischbänke der Hauptstadt versorgt werden. Die Kühe von Java sind klein und ärmlich und vergeblich versuchte man die Race dadurch zu verbessern, daß man Stiere aus Bengalen, vom Cap, aus Neuholland und selbst aus Europa kommen ließ. Die Wirkungen dieser Kreuzung sind langsam und noch kaum bemerklich.

Die javanischen Pferde sind kräftig und lebhaft, aber klein. Trotz den fortwährenden Verbesserungsversuchen muß man noch immer Pferde von Celebes und Timor holen, welche weit besser sind. Man schätzt in Batavia auch die Pferde aus Pegu, Birma und Macassar. Jedermann hält daselbst Pferde. Die Liebhaber haben sogar ihre Epsom und New Market. Die Regierung unterhält zu Tschangor eine von dem Baron van der Capellen gegründete Stuterei und man ließ zu diesem Zwecke englische, persische und arabische Hengste kommen.

Da die Javaner fast alle Mahomedaner sind, so ziehen sie keine Schweine, deren Fleisch ihnen verboten ist; die Chinesen dagegen haben eine große Anzahl solcher Thiere. Das Fleisch der Schweine von Java ist feiner und wohlschmeckender als das der europäischen, und man hält es sogar für gesünder als das Rind- und Hammelfleisch. Kambing Wolanda (Ziege von Holland) nennen die Eingeborenen das Schaf, woraus hervorgeht, daß dieses Thier in Java nicht einheimisch ist. Die Schafe finden sich auch jetzt nicht häufig auf der Insel, sind im Allgemeinen mager, ärmlich und mit einer harten Wolle bedeckt. Die Ziegen dagegen sind sehr häufig. Die Javaner halten große Heerden dieser Thiere und essen das Fleisch derselben, das saftiger ist als das der europäischen Ziegen.

Von Geflügel wimmelt die Insel und es wird eine große Menge, sowohl bei den Javanern als bei den Europäern, verbraucht. Die Hühner und Enten finden sich fast immer in allen Küchen, den reichen und armen. Die eingesalzenen Enteneier geben einen Ausfuhrartikel für die Bewohner des Bezirkes Dawie, welche allein mehr als 10,000 Stück dieser Vögel ziehen. Diese Eier scheinen einen besondern Wohlgeschmack zu haben.

Wild giebt es in großen und kleinen Arten auf Java in Menge. Man findet hier den Eber, den Hirsch, den Kidang, ein kleines, sehr delikates Reh, den Hasen, den Pfau, den Auerhahn, eine große Wachtelart und bisweilen auch die Schnepfe.

Die wilden und gefährlichen Thiere streifen in allen Wäldern umher. An ihrer Spitze steht der Königstiger und der gefleckte Tiger oder Leopard, von welchem der schwarze Tiger eine Varietät zu seyn scheint. Man hat wirklich in einem Tigerlager gewöhnliche gefleckte Tiger und kleine schwarze Tiger gefunden. Diese Thiere richten große Verheerungen an und verzehren jährlich im Durchschnitte zwei- bis dreihundert Personen. Die Javaner hegen gegen den Tiger eine gewisse abergläubische Verehrung. Man schätzt einander selbst in den Dörfern, um das reißende Thier durch einen täglichen Tribut an Fleisch, todten oder geschlachteten Thieren zu besänftigen, und hofft, der König der Wälder werde sich dadurch bewegen lassen, die Menschen und das Vieh zu schonen. Der Vertrag wird aber, wie man sich denken kann, von Seiten des Tigers häufig gebrochen. Um diese Plage allmälig verschwinden zu lassen und die Tiger auszurotten, hat die Regierung einen Preis auf den Kopf jedes Tigers gesetzt, den man ihr bringt. Seitdem werden jährlich 350 bis 400 Tiger erlegt. Will man einen Tiger jagen, so thut man eine Ziege in eine tiefe und breite Grube und stellt darüber eine Falle auf. Ist das Thier in diesen Hinterhalt gefallen, so bringt man es mittelst scharfer Pfähle um oder schließt ihn in einen hölzernen Käfig ein, um ihn bei einem Stierkampfe benutzen zu können.

Der Kampf des Büffels und Tigers, für welchen die Großen des Landes leidenschaftlich eingenommen sind, gewährt allerdings ein merkwürdiges Schauspiel. Man braucht dabei die Vorsicht, dem Büffel die Hörner spitz zu feilen, und er ist deshalb fast immer Sieger. Uebrigens fürchtet sich der Tiger vor einem Gegner, der sich ihm gerade entgegenstellt. Wenn er kühn seyn und angreifen soll, muß er Gelegenheit haben, seinen Feind von hinten oder unversehens zu überfallen. Wenn man ihn gegen einen Büffel hetzen will, kauert er sich, statt aus seinem Käfige herauszuspringen, häufig zitternd in eine Ecke, und dann muß man, um ihn herauszubringen, zu einer Menge gewaltthätiger Mittel greifen, zu Stacheln, Feuerbränden, kochendem Wasser. Ein anderes Mal verschaffen sich die eingeborenen Für-

Digitized by Google

sten das Schauspiel eines rampok matschen. Bei diesem Kampfe öffnet man den Käfig des Tigers mitten unter zwei- bis dreitausend mit Lanzen bewaffneten Männern, welche so eine eiserne Mauer bilden. Der Tiger dreht sich in einem Kreise herum und sucht dann, gereizt durch das Geschrei der Menge, über die Köpfe der Krieger hinwegzuspringen. Es ist sehr selten, daß er sich dabei nicht spießte.

Das Rhinoceros von Java ist minder gefährlich als der Tiger; es greift den Menschen nur dann an, wenn ihm dieser den Weg streitig machen will. Der Schakal und die Tigerkatze machen ebenfalls die Wälder unsicher; die Affen und Hirsche finden sich daselbst in zahlreichen Arten, aber nirgends trifft man den Elephanten.

Unter den Vögeln findet man fast alle, die in Europa gezähmt leben. Die Familie der Papageien enthält daselbst eine Menge in den andern Ländern der heißen Zone unbekannter Individuen. Darunter zeichnen sich durch ihre Schönheit wie durch ihre Klugheit der rothe Lori mit violett spielenden Flügeln und der weiße Cacatua mit gelbem Federbusche aus. Der blau und schwarze Lori ist berühmt, weil er den Stoff zu einem der hübschesten Mährchen in Tausend und Einer Nacht geliefert hat. Der Casuar, jener hohe, hühnerartige Vogel, dessen Flügelfedern keine Bärte haben, eine Art Strauß der Größe nach, Eber nach den Federn und Ziege nach dem Kopfe, ist auf Java naturalisirt worden. Aber einer der interessantesten Vögel des Landes ist ohne Zweifel die Salangan Schwalbe (hirundo esculenta), von welcher wir bereits mehrmals gesprochen haben. Es ist eine kleine bläuliche Schwalbe, welche sich zu Tausenden in den tiefen und dunkeln Höhlen der Südküste aufhält. Man weiß, welchen Werth die chinesischen Gutschmecker auf die Nester dieser Schwalben legen, welche genau die Form einer Pomeranzenschale haben. Im Wasser erweicht, so daß sie sich in schleimige Fasern theilen, kommen diese Nester als Gewürz in die Ragouts, die Suppen und Pasteten. Ihre wirklich oder nur angeblich auf den Geschlechtstrieb wirkenden Eigenschaften haben nicht wenig dazu beigetragen, sie in der Achtung der Chinesen sehr hoch zu heben und ihren Preis in die Höhe zu treiben.

Der weißliche Stoff, aus welchem diese Nester bestehen, ist noch nicht genau untersucht worden. Einige haben von Meeresschaume gesprochen, andere aber, und dies ist wohl die zulässigste Meinung, von dem Ueberreste der Insecten, von denen sich die Schwalben nähren. Hogendoep hat sorgfältig eine der reichsten Höhlen in dem Bezirke Klappa Nungal, einige Stunden von Buitenzoorg untersucht. Die Schwalben schienen sich nicht weit von der Höhle zu entfernen, flogen ein und aus zu Tausenden, wie Bienen in einen Bienenstock. Es scheint also unmöglich, daß die Vögel die Materialien zum Baue ihrer Nester mitten im Lande am Meere holen.

Die so sehr gesuchten und schnell verkäuflichen Vogelnester haben manche Bewohner Javas in kurzem reich gemacht. Der Landstrich und die Höhle Klappa Nungal, welche wir eben erwähnten, bringen jährlich 70 bis 80,000 Piaster ein. Vor vierzig Jahren ruhte dieser Reichthum noch unbenutzt. Ein kleiner portugiesischer Kaufmann bemerkte zufällig die Oeffnung dieser Höhle, um welche Wolken von Vögeln herumflogen. Er erkannte den Werth des rohen Diamanten und kaufte von der Regierung einige unbebaute Landstücke, welche sich am Fuße des Berges ausbreiten, die kostbare Höhle mit inbegriffen. Jetzt ist der Sohn jenes kleinen portugiesischen Kaufmanns der reichste Rabab der Insel, Eigenthümer dreier Bezirke, der den größten Beitrag zu den Steuern giebt. Alles dies verdankt er den Schwalben.

Zum Einsammeln der Nester bedienen sich die Eingebornen langer Bambusleitern, mittelst welcher sie zu allen steilen Theilen des Felsens gelangen können, und so klettern sie von einer Vertiefung zur andern, von einem Winkel zum andern. Damit die mit der Einsammlung beauftragten Eingebornen nicht versucht werden, zu ihrem Vortheile den Zehent zu erheben, müssen sie die Arbeit nackt verrichten. Ehe sie den Fuß auf die Leiter setzen, werden sie von dem mahomedanischen Priester gesegnet, was auch bei ihrer Rückkehr geschieht, — eine religiöse Formalität, welche nichts als eine Aufsicht ist, denn die dafür reichlich bezahlten Priester sind die Aufseher der Einsammlung. Ist der Segen gegeben, so bringt der Javaner in die Gewölbe hinein und hält in der Hand eine Fackel von elastischem Gummi (ficus elastica), auf welcher sich ein Löschhorn befindet. So kann er die Nester leicht sammeln, ohne die zahlreichen Bewohner dieser Schluchten zu erschrecken. Man hat bei dieser Ernte nichts zu beobachten als die Brütezeit und jene, in welcher die jungen Vögel ausfliegen. Während dieser Zeit läßt man sie in Ruhe. Ein Theil der Nester wird indessen weggenommen ehe die Eier hineingelegt werden. Diese nettern und reinlichern Nester sind die, welche man im Handel Nester der ersten Qualität nennt. Die Nester der zweiten und dritten Qualität sind die, welche der Vogel in der Eile zum zweitenmale baut und in denen die Jungen aufgezogen werden. Sie sind minder schön und minder reinlich und mit kleinen Federn bedeckt, die nur mit Mühe selbst in Wasser abgehen. Der Preis der Nester ist gewöhnlich für die erste Qualität 3000 Piaster für das Pickle von 125 Pfund; jedes Pfund hält 50 bis 60 Nester. Die zweite Qualität wird mit 1400 bis 1500 Piastern bezahlt und die dritte mit 700 bis 800 Piast. In den Residenzschaften Dschoeschokarta und Surakarta werden einige dieser Höhlen für Rechnung der Regierung benutzt.

Auch der Paradiesvogel ist in Java eingeführt worden und man kennt daselbst zehn bis zwölf Varietäten.

Die Reptilien sind auf der Insel sehr zahlreich; man sieht viel Caïmans in den Flüssen und in den Wäldern eine ungeheuere Menge Schlangen. Von diesen letztern giebt es tausenderlei Arten, von der Boa Constrictor bis zu der Biludak, einer kleinen, nur 8 bis 10 Zoll langen Viper, deren Biß aber schnell den Tod herbeiführt. Als Gegenmittel räth man das Brennen mit einem glühenden Eisen oder das Bestreichen mit Höllenstein oder einer Mischung von Hirschhorngeist und Ammoniak. Das letztere Mittel ist wenigstens sehr zweifelhaft. Zu den giftigen Insecten muß man die Skorpione und Tausendfüße rechnen, welche die Häuser belästigen. Gegen die sehr häufigen Stiche dieser Thiere benutzen die Javaner Umschläge von Zwiebeln oder den feinen Kalk, dessen sie sich zur Zurichtung des Betels bedienen.

Valentyn hat zu Java 538 Arten Fische gezählt. Andere Naturforscher: Temminck, Reinwardt, Blume, vermehrten diese lange Liste noch. Diesen gelehrten, geduldigen und gewissenhaften Männern verdankt die Wissenschaft specielle Werke, in denen sich die Naturgeschichte Javas unter allen ihren Seiten und in ihrem ganzen Detail zeigt.

Die Ethnologie dieser Insel ist nicht minder merkwürdig. Die Race welche dieses Land bewohnt, ist eine Varietät jenes über die lange Inselkette verbreiteten malaiischen Geschlechts, welche sich von der Atschinspitze Sumatras bis zur Südspitze von Timor erstreckt. Diese Menschen sind braun von Farbe, stark, gut gebaut, mit einem großen Munde, einer schmalen kurzen, selten vorstehenden Nase, kleinen lebhaften und schwarzen Augen, schwarzem langen und starren Haar. Die Frauen, die nur zwei Zoll kleiner sind als die Männer, haben eine goldgelbe Farbe, die in den javanischen Gedichten eben so gefeiert wird, wie jene unserer Damen von unsern Dichtern. Man hat für die Javanerinnen selbst gelbe Schönheitsmittel erfunden, wie für die Europäerinnen weiße und rothe Schminke.

Diese Völker der braunen Race sind thätig, fleißig, gewandt, schlau und bisweilen rachsüchtig. Man hält sie für Ureinwohner der birmanischen Halbinsel, welche Meinung aber Crawfurd nicht theilt.

Die Körperconstitution der Bewohner ist kräftig und gesund. Die Dauer des menschlichen Lebens ist ungefähr dieselbe wie in Europa; hundertjährige Greise sind nicht selten. Die entzündlichen Krankheiten sind weniger bekannt und minder gefährlich wie in Europa; dafür schwächen Fieber die Bevölkerung. Vor der Einführung der Kuhpockenimpfung richteten auch die Blattern große Verheerungen auf der Insel an. Die Pest und Hundswuth scheinen unbekannt zu seyn, dafür hält man aber Samarang für die ursprüngliche Wiege der Cholera.

In einem so warmen Lande und bei dem mahomedanischen Gesetze, welches ein Gebot daraus macht, müssen die Bäder eine Nothwendigkeit, eine Gewohnheit, ein Pflicht seyn. Zu jeder Stunde des Tages baden sich

Digitized by Google

die Javaner und stürzen sich unter einander in das Wasser der Bäche und Flüsse. Die Sonne schießt in gewissen Jahreszeiten so glühende Pfeile, daß dieselben tödten können. Die Männer gehen deshalb selten, ohne ein Tuch um den Kopf gewunden zu haben. Die Frauen dagegen sind schon durch ihre langen geflochtenen Haare hinreichend geschützt. Nach einem seltsamen Vorurtheile hält man auch die Mondesstrahlen für gefährlich. Die europäischen Matrosen selbst halten sich überzeugt, daß die Mondstrahlen einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit ausüben. Sie hüten sich deshalb sorgfältig davor.

Der Charakter der Javaner ist sanft, träge und nachgiebig. Der Herr befiehlt mit Milde und straft ohne nutzlose Härte. Der Javaner ist außerdem mäßig, geduldig, mit wenigem zufrieden, seinen Nationalhäuptlingen unterthan, gastfrei gegen Reisende, von welchem Volke sie auch stammen mögen, hängt den Sagen seines Volkes an und liebt seine Familie, wie den Boden, auf welchem er geboren wurde. Als Contrast zu diesen guten Eigenschaften ist hinzuzufügen, daß die Eingeborenen eifersüchtig, bisweilen falsch und boshaft, immer aber abergläubisch und leichtgläubig sind. Dieser letztere Fehler ist bei ihnen auf eine unglaubliche Weise eingewurzelt. Bis auf einige wenige, welche ihr Umgang mit Europäern über solche Kindereien hinweggehoben hat, glauben alle Javaner an Träume, Vorbedeutungen, Zaubereien und Hexereien. Ihrer Ansicht nach halten sich in den Wäldern und Bergen Geister auf. Wann Diebe ein Haus plündern, werfen sie etwas Erde aus einem neu aufgeworfenen Grabe gegen dasselbe und glauben dadurch alle darin Wohnende in einen tiefen Schlaf zu versenken. Für noch kräftiger halten sie diesen Zauber, wenn sie solche Erde auf die Betten werfen können. Dieser Aberglaube geht oft so weit, daß die Bevölkerung eines ganzen Ortes Tollhäuslern gleicht. Eines Tages hatte eine alte Hexe geträumt, es sey eine Gottheit von dem Berge Sumbing, einem der höchsten im heiligen Gebiete, herabgestiegen. Sogleich machten sich 5 bis 6000 Arbeiter an's Werk und arbeiteten zwei Monate, damit die Ebene der erwarteten Gottheit bequemer und leichter zugänglich sey.

Neben den Javanern bewohnen die Insel mehrere andere Volksracen, welche bereits beschrieben und bekannt sind: die Chinesen mit ihren Sitten als herumziehende Handelsleute; die Mauren, welche von der Halbinsel Dekkan kamen; die Malaien und Bughis, welche halb Handelsleute, halb Seeräuber sind; die Araber, die gewerbfleißigen Arbeiter und Priester, und endlich die sogenannte portugiesische oder Mischlingsclasse.

Die Javaner sind fast alle Mahomedaner. Der Islamismus wurde vor ungefähr drei Jahrhunderten in dem Archipele eingeführt und seine Fortschritte auf Java waren so groß, daß es gegenwärtig nur noch zwei kleine Dörfer giebt, die dem alten buddhistischen Glauben treu geblieben sind. Einer dieser Stämme, Beduis genannt, findet sich in einer versteckten Gegend der Residenzschaft Bantam; der andere ist in dem östlichen Theile der Insel.

Die Javaner sind sehr lockere Mahomedaner, ob sie gleich die äußern Gebräuche streng beobachten. Die Beschneidung, die Abwaschungen, das Fasten im Ramadan, die Enthaltung von gewissen verbotenen Fleischarten wird selten vernachlässigt oder übertreten, aber dafür kennen die Eingeborenen durchaus nichts von Moral und Dogma und entziehen sich keineswegs die geistigen Getränke, wie es doch jeder Gläubige thun soll. Sie alle sind unwissend und haben nicht einmal unterrichtete Priester. Unter ihren Imams können wenige den Koran lesen und noch wenigere haben sich den Beinamen Hadschi durch die lange und weite Wanderung nach Mecca erworben. Diese Priester können kaum lesen und schreiben, einige Sprüche aus dem heiligen Buche hersagen und einige Geberden verrichten, welche das Ceremoniel dazu seyn sollen. Diese Männer und die Gläubigen, die sie leiten, führen deshalb größtentheils ein sehr sittenloses Leben. Die Religion ist auf Java sehr nachgiebig und bequem: sie läßt alle Arten Temperamente zu, mildert durch die Imams ihre strengsten Forderungen und führt zu einer sehr angenehmen, wenn auch nicht eben erbaulichen Moral. Oft verräth sie auch noch einige alte Ueberreste von dem ursprünglichen Cultus und wird ein mit Buddhismus vermischter Mahomedanismus. So feiert man außer den beiden von dem Koran vorgeschriebenen Festen noch ein drittes zu Ehren der Vorfahren, ein Urfest, das sich ihrem Ritual mit dem großen Feste der Geburt Mahomeds angeschlossen hat. Bei ihren Ceremonien tragen sie die goldenen Bilder einer Schlange oder Naga, eines Thieres, welches einer Gans gleicht, und eines andern Thieres, das Aehnlichkeit mit einem Damhirsche hat. Alle diese Figuren sind offenbar bramanistische Allegorien, eine Art Widerspruch mit der gegenwärtig herrschenden Religion.

Wie in allen Ländern, wo der mahomedanische Glaube herrscht, besteht auch auf Java die Vielweiberei, aber der Gebrauch ist auf die Reichen beschränkt, welche allein das Recht haben, einen Harem zu besitzen. Gewöhnlich haben die Fürsten und Häuptlinge vom ersten Range vier rechtmäßige Frauen außer den Beischläferinnen; die Häuptlinge von niedrigerem Range haben nur zwei Frauen, höchstens drei, und die Bewohner der campongs oder Dörfer müssen sich mit einer einzigen rechtmäßigen Frau begnügen. Allerdings erlaubt ihnen das hierin sehr gefügige Gesetz zahlreiche Ehescheidungen, oft aber gelingt es der Frau, wenn sie Kinder hat oder das Regiment im Hause führt, diese Freiheit des Mannes zu unterdrücken und ihm den Gebrauch derselben zu verbieten. Die Fürsten und Regenten haben eine rechtmäßige Frau, die sie fast nie verstoßen, weil sie gewöhnlich von gleichem Range mit dem Manne ist. In diesem Falle ist durch die Ehepacten bestimmt, daß nur wichtige Ursachen die Scheidung veranlassen können. Eine Frau von diesem Range besitzt übrigens schöne Vorrechte. Sie hat gleiches Recht wie ihr Gatte, macht die Honneurs im Hause und herrscht darin über die andern Frauen, deren Ansprüche und Rechte sie regelt.

Demnach sind die Frauen in diesem Archipele keineswegs in dem Zustande der Erniedrigung, in welchem sie in andern mahomedanischen Ländern leben. Ein Mann bezahlt seine Frau; er kauft sie, hält sich aber dadurch nicht berechtigt, sie mit Verachtung zu behandeln; sie theilt seine Mahlzeiten; sie wird die Gefährtin in gutem und schlechtem Geschicke. Die Frau darf öffentlich erscheinen, ohne Hinderniß, ohne Scandal; sie wohnt den Festen bei und wird zu Rathe gezogen; sie ist nicht aus dem gesellschaftlichen Körper gestrichen. Es haben sogar Frauen in malaiischen Ländern regiert.

Auf Java sind die Frauen industriös; sie treiben verschiedene Handwerke und gehen aus diesem Grunde auf den Straßen herum. Nur die Frauen von hohem Range leben in den Häusern eingeschlossen; indessen sind oft Europäer in das Innere dieser Harems eingeführt worden.

Die Javanerinnen verheirathen sich sehr jung. Mit zwanzig Jahren ist ein Mädchen schon alt. Wenn der Vater eines jungen Javaners meint, sein Sohn habe eine Gefährtin gefunden, die für ihn paßt, so macht er dem Vater des Mädchens Eröffnungen, worauf die Frauen die Unterhandlungen fortsetzen, welche in der Hochzeit endigen. Dann schickt der Bräutigam seine Geschenke, welche in einem Ringe oder einem Zeugstücke bestehen, nebst einer Areknuß (pienang), woher das Wort mampienang (verloben) kommt. Nach dieser ersten Formalität finden sich die Verwandten und Freunde des Bräutigams ein und bringen ihre Geschenke, wodurch die geschlossene Ehe bekannt werden soll. Dann wird man über den Preis des Mädchens einig, in Geld, Edelsteinen, Zeugen, Reis, Büffeln ꝛc. Sind diese Präliminarien vorüber, so begiebt sich der Bräutigam in die Moschee, wo ihn der Panghulu fragt, ob er den bedungenen Preis bezahlt hat, und auf die bejahende Antwort spricht er die Weiheformel aus: „Ich verbinde Dich (den und den) durch das Band der Ehe mit (der und der), welche Deine Frau seyn wird in dieser Welt. Du mußt Deinen Verpflichtungen nachkommen oder Du bleibst ein Schuldner deshalb. Du bist verantwortlich für die Handlungen Deiner Frau. Wenn Du länger als sieben Monate auf dem Lande und länger als ein Jahr auf dem Meere von Deinem Hause abwesend bist, ohne ihr Mittel zum Unterhalte zu gewähren, so wird die Ehe, sobald es Deine Frau verlangt, ohne eine andere Formalität gelöst werden und Du bist der Strafen schuldig, welche das mahomedanische

Digitized by Google

Gesetz bestimmt.“ Nach dieser kirchlichen Weihe nach dem islamitischen Ritus kommen die rein malaiischen Ceremonien. Sie bestehen darin, daß das junge Ehepaar, geschmückt mit Juwelen und kostbaren Kleidern, zu Pferde oder im Tragsessel auf den besuchtesten Plätzen der Stadt oder in dem Dorfe herumgeführt wird, wo es wohnen will. Wenn es eine Heirath zwischen vornehmen Personen ist, so geht ein Mann in komischer Vermummung vor dem Zuge her und macht Grimassen. So gelangt man in das Haus des Brautvaters, wo die beiden jungen Leute einander vorgestellt werden. Sie essen Reis von einem Teller, sie nehmen Betel aus derselben Büchse; es ist fast die confarreatio der Römer. Bisweilen muß die junge Frau ihrem jungen Ehemanne die Füße waschen. In einigen Gegenden verlangt die Sitte, einen Brand vor der Braut herzutragen, den man dann im Wasser auslöscht. Den nächsten Tag nach der Ceremonie führt der Mann seine Frau in seine Wohnung, wo andere Feste die Hochzeitfeierlichkeiten beschließen.

Die Vielweiberei scheint in diesem Archipele keine Abnahme der Bevölkerung hervorgebracht zu haben. Nach den statistischen Angaben hat Java vielmehr seitdem gewonnen. Einige Häuptlinge haben eine ziemliche Anzahl von Kindern; der Regent von Tukan hatte z. B. acht und sechszig. Die Geburten werden mit Pomp gefeiert. Wird eine Frau mit dem ersten Kinde schwanger, so findet ein großes Fest statt; nach dem siebenten Monate feiert man noch eines, bei der Entbindung wird ein drittes angestellt und dabei erhält das Kind auch seinen Namen. Dieser Name ist rein willkührlich, denn es giebt keine Familiennamen. Fromme Personen nehmen arabische Namen an, die andern dagegen malaiische Beiwörter, gut, liebenswürdig, edelmüthig ꝛc. Wie in Arabien setzt aber der Vater seinen eigenen Namen demjenigen hinzu, welchen man seinem Erstgeborenen bei dessen Geburt gegeben hat. Die Knaben werden im achten bis zwölften Jahre beschnitten.

Die Begräbnisse sind anständig, ohne Geschrei und ohne Lärm; stirbt Jemand in der Nacht, so begräbt man ihn den andern Tag; stirbt er am Tage, so begräbt man ihm vor Sonnenuntergang. Eine Umzäunung von Holz und ein Erdhügel zeigen den Platz jedes Grabes an; selten fügt man einen Grabstein oder Grabschrift hinzu. Die Begräbnißplätze sind von sambaja (plumieria obtusa) umgeben, deren Grün Ehrfurcht erregt. Bei dem Tode einer reichen und mächtigen Person aber befolgt man ein pomphafteres Ceremoniel. Alle Verwandten beiderlei Geschlechts begeben sich in die Wohnung des Verstorbenen und empfangen daselbst einige Geldstücke. Jedem Priester giebt man einen Piaster, ein Stück Zeug und eine kleine Decke. Man wäscht den Leichnam, hüllt ihn in weißes Zeug und legt ihn auf eine mit bunter Leinwand und Blumenguirlanden bedeckte Bahre. Je reicher und prachtvoller ein Begräbniß ist, um so mehr schöne Lanzen und schöne Sonnenschirme sieht man dabei. Der Zug der Verwandten und Freunde folgt dem Todten bis an seine letzte Behausung und wartet, bis der Priester über dem Grabe das letzte Gebet gesprochen hat. Diese Gebete werden noch eine ganze Woche lang in dem Hause des Verstorbenen fortgesetzt; jeden Tag kommen die Imans dahin, um zu Gott für seine Seele zu beten. Am dritten, siebenten, vierzehnten, hundertsten und tausendsten Tage werden Festlichkeiten angestellt, welche vidikah heißen und in einer Art Gedächtnißfeier für den Todten bestehen. Man kann sich aber denken, daß solche Förmlichkeiten nur für solche Todte stattfinden, welche ein großes Vermögen hinterlassen haben. Nach ihren Nationalgebräuchen haben die Chinesen ebenfalls prunkvolle Leichenbegängnisse, die aber viel lärmender sind. Bei den Kalangs pflegt man eine Cocusnuß zu zerbrechen, deren Milch auf das Grab geschüttet wird und deren Stücke man zu Häupten und Füßen des Leichnams niederlegt.

Die Javaner machen bei ihren Mahlzeiten nicht viel Umstände. Sie kauern auf dem Boden auf Teppichen und essen ihren Fisch, ihren Reis oder ihr Fleisch mit den Fingern; vor und nach der Mahlzeit waschen sie sich. Das Wasser ist ihr vorzüglichstes Getränk; man kocht es ab, ehe man es vorsetzt und schärft es bisweilen mit Gewürzen. Zwei- oder dreimal des Tages trinken sie Thee. Diese frugale Hausmannskost wird bei ceremoniellen Diners vermehrt, wo man eine große Menge verschiedener Gerichte bemerkt. Gewöhnlich genießt man des Tages zwei Gerichte, eines kurz vor Mittag, das andere Abends um sieben oder acht Uhr. Vor dem Ausgehen früh trinken die Javaner etwas Kaffee und essen dazu einen Reiskuchen.

Der Gebrauch des siri, einer Zurichtung des Betel, ist auf Java wie in allen malaiischen und Hinduländer gewöhnlich. Man streicht mit einem Löffel auf ein Blatt des Siri eine kleine Quantität terra japonica, eine Substanz von angenehmem Bitter, und ein wenig ungelöschten Kalk. Dazu thut man Arekanuß, die narkotisch ist, und macht daraus eine Kugel, welche man kaut. Diese Zurichtung verdirbt bekanntlich den Mund, schwärzt die Zähne und färbt die Lippen mit einem blutig aussehenden Speichel. Trotz diesen so häßlichen Unannehmlichkeiten kann man die Eingeborenen nicht dahin bringen, dem Gebrauche des Betels zu entsagen. Jeder Javaner und jede Javanerin hat immer die Siribüchse bei sich. Der Schnupftabak ist dort nicht unbekannt. Man kannte ihn schon 1600 unter dem Namen tabaco. Die Cigarren sind vortrefflich.

Die gegorenen Getränke des Landes sind zwei Arten, das babek und das brom. Das erstere verfertigt man durch Kochen des klebrigen Reises, ketang, mit einem Sauerteige, ragi, aus Zwiebeln, schwarzem Pfeffer und capsicum. Der in Kugeln geballte Stoff schwitzt und dieses Ausgeschwitzte ist das babek; das Zurückbleibende, das einen ähnlichen Geschmack hat, verkauft man auf dem Markte als eine Leckerei. Um das brom zu erhalten, bringt man das babek mehrere Monate unter die Erde, damit er dicker werde; bisweilen kocht man es sogar. Die Farbe des brom ist braun, gelb oder roth, je nach der Eigenschaft des Reises. Wird dieser Saft einige Jahre lang aufbewahrt, so ist er so stark, daß er berauscht. Zu Surakarta verfertigt man auch eine Art Bier aus den Blättern des Pari mit Zucker und Gewürzen, aber man kann es nur fünf oder sechs Tage aufbewahren.

Die Leidenschaft der Javaner für diese geistigen Getränke zeigt sich nur bei einer kleinen Anzahl Personen. Das Gesetz der Religion verhindert übrigens auch die Ausbreitung. Nicht dasselbe gilt von dem Opium, das zuletzt für sie eine Art Fieber und Wahnsinn wird. Obgleich man diejenigen, welche sich dieser Leidenschaft hingeben, im Malaiischen Opiumtrinker (minum wadat) nennt, so trinkt man doch auf Java das Opium nicht, sondern raucht es. Die Eingeborenen bedienen sich dazu Pfeifen aus Holz oder Rohr (paduban) von der Stärke und Länge einer kleinen Flöte. Ein Ende ist offen und dies wird in den Mund genommen; das andere ist zu, aber oben befindet sich ein Loch mit einem kleinen kupfernen Trichter, worein man ein Päckchen sehr feingeschnittenen Tabak mit dem zu diesem Zwecke zubereiteten Opium legt. Der Raucher zieht diesen Rauch ein und giebt ihn durch die Nase wieder von sich; einige Züge reichen hin, um den Rausch und die demselben folgenden Empfindungen hervorzurufen. Wir haben von der Begeisterung bereits gesprochen, welche durch den Gebrauch dieses narkotischen Mittels hervorgebracht wird. Ist man einmal an diese undeschreiblichen Genüsse gewöhnt, so kann man sich dieselben nicht wieder versagen; man würde lieber nicht essen und nicht trinken. Man muß jeden Tag seine Zuflucht zu dem Opium nehmen und jeden Tag die Dosis verstärken. Nach einigen Monaten aber zeigen sich bereits die traurigen Folgen dieser Leidenschaft. Der Appetit geht verloren; die Augen werden roth und stier; die geistigen Fähigkeiten stumpfen sich ab; der Körper wird mager und verfällt in einen Zustand der Schwindsucht.

Man hat in allen Schriften über Indien viel von diesen Opiumrauchern gesprochen, welche in ihren krankhaften Verirrungen durch die Straßen der Stadt mit einem Dolche in der Hand laufen und alles niederstoßen, was ihnen entgegenkommt, — wüthende Wahnsinnige, welche man hat außer dem Gesetze erklären müssen, indem man allen Eingeborenen erlaubte, sie wie tolle Hunde umzubringen. Herr Hogendorp, der lange die batavische Colonie verwaltete, hat alle diese Erzählungen auf die Grenze der Wahrheit zurückgeführt und die wirkliche Thatsache an die Stelle aller

Digitized by Google

Mährchen gesetzt, welche die Reisenden verbreiteten, die mehr Dichter als Geschichtschreiber waren.

„Reisende," sagt der scharfsinnige Beobachter, „haben mit Uebertreibung von den Verbrechen gesprochen, zu denen die Opiumraucher in ihrer Trunkenheit gebracht würden. Ein mehrjähriger Aufenthalt unter den Javanern und tägliche Verbindung mit der Polizei während dieser ganzen Zeit haben mich überzeugt, daß es gar keine oder nur sehr wenige Beispiele davon gegeben hat. Die Ruhe, welche in den amfeoenkitten herrscht (Oertern, wo das zubereitete Opium verkauft wird und wo die Raucher unter der Aufsicht der Polizei zusammenkommen), wird sehr selten gestört; im Gegentheile sind diese Orte sehr nützlich; man hat daselbst mehr als eine nützliche Entdeckung gemacht, welche auf die Spur eines lange vergessenen Verbrechens führte. In den alten Erzählungen werden häufig amokspuwers erwähnt, die in ihrer blinden Wuth durch die Straßen liefen und alles, was ihnen in den Weg komme, tödteten oder verwundeten, bis sie selbst getödtet und somit unschädlich gemacht würden. Diese Vorfälle sind seit dem Aufhören des Sclavenhandels unendlich selten geworden. Unter den neuerlich herbeigebrachten und verkauften Männern aus Bougia oder Bali befanden sich wohl manche, welche ihr Vaterland, ihre Eltern, eine Geliebte, eine Gattin schmerzlich vermißten; andere, welche die Befehle nicht vollziehen konnten, die sie noch nicht verstanden, und eine Züchtigung fürchteten, empfanden einen Widerwillen gegen das Leben, welcher bisweilen in einen Wahnsinn ausartete, in welchem sie sich der ersten besten Waffe bemächtigten, und blind um sich schlugen, da sie vorher wußten, daß sie selbst fallen und nicht lange zu leiden haben würden. Unter den Javanern und im Innern hört man bisweilen auch von amok (tödte!) sprechen, aber ich habe kein Beispiel gesehen, in welchem diese Ausschweifungen den Folgen des Opiums hätten zugeschrieben werden können, indem sie vielmehr durch die Eifersucht und die Rache, sehr häufig auch durch die Verzweiflung eines auf der That ergriffenen Verbrechers veranlaßt wurden, der dann verblendet (matta-glab) wird, den Tod sucht und ihn vorher allem giebt, was ihm begegnet.

„Dieser Ausdruck matta-glab, welcher wörtlich verdunkelte Augen bedeutet, ist unter den Eingeborenen der Inseln des indischen Archipels sehr gemein; da sie sichertich sehr beschränkte geistige Fähigkeiten besitzen, so verlieren sie leicht den Kopf, sobald sie sich in ungewöhnlichen oder gefährlichen Umständen befinden; aber sie mißbrauchen auf der andern Seite diesen Ausdruck auch sehr häufig, indem sie ihn für eine rechtsgiltige Entschuldigung aller schlechten Handlungen halten. Von zehn Dieben, Brandstiftern, Mördern, welche angeklagt worden sind und gefragt werden, was sie veranlassen konnte, solche Verbrechen zu begehen, antworten gewiß neun: matta glab, womit sie sagen wollen, ich war verblendet, ich hatte den Kopf verloren.

Die Spiele und Vergnügungen der Javaner sind zahlreich und verschiedenartig. Sie suchen auf tausenderlei Weise sich zu vergnügen, sich die Zeit zu vertreiben. Die kindischsten Zerstreuungen gefallen ihrer Trägheit. Die der Frauen bestehen in Besuchen, bei denen sie Siri kauen, einander Geschichten erzählen oder singen und sich dazu mit einem Tamburin begleiten. Die Männer haben ihre Hahnenkämpfe, für welche sie so leidenschaftlich eingenommen sind, wie alle Malaien. Die Wachtelkämpfe oder buru guen sind ebenfalls eine Unterhaltung des Volks, und zur Nachahmung hetzen die Kinder Heuschrecken gegen einander. Selbst die Männer verschmähen es nicht, sich an dem Kampfe zweier Grillen zu ergötzen. Sie wetten bedeutende Summen für und gegen die kämpfenden Insecten und reizen sie dadurch, daß sie ihre Mandibeln mit Grashalmen kitzeln.

Ein andermal giebt es ernstlichere Kämpfe. Obgleich von Natur nicht eben streitsüchtig, schlagen sich die Javaner doch in bestimmten Augenblicken und wenn sie die Chancen des Kampfes, den man acton nennt, geregelt haben. Das Spiel besteht darin, einander tartnäßig Ruthenstreiche so lange zu versetzen, bis einer der beiden Ritter sich für überwunden erklärt. Man kann überall hin schlagen, um aber Kopfwunden zu vermeiden, umwickeln sie das Haupt mit einem Zeugstücke, welches nur die Augen frei läßt. Man darf nur einen Schlag auf einmal geben; wird er barirt, so weicht man zurück, um die Antwort zu empfangen. Diese Art Zweikampf bei dem Tone von musikalischen Instrumenten dauert bisweilen eine Stunde und die Gegner geben ihn nur mit großen blutenden Wunden auf. Die Zuschauer, eine Art Kampfrichter, trennen sie, wenn die Sache nicht nach den herkömmlichen Regeln vor sich geht.

Das sind die Spiele des Volkes; jene der Großen sind höherer Art. Der Kampf des Büffels und des Tigers, der Tod des Tigers in einem Carré von Lanzen, von denen bereits die Rede gewesen ist, machen einen Theil dieser Vergnügungen aus. Sonst hatte man auch einen Kampf des Tigers mit einem Verbrecher. Dieser Gebrauch, welcher abgekommen zu seyn schien, wurde 1812 wegen zweier Verbrecher wieder aufgefrischt, welche Crawfurd anführt. Man gab einem jeden einen Dolch mit abgestumpfter Spitze und dann öffnete man einen Käfig, aus welchem ein Tiger herausstürzte. Der erste der beiden Kämpfer wurde bald niedergeworfen, der zweite aber hatte nach einem zweistündigen Kampfe das Glück, den Tiger zu tödten, indem er ihn mehrmals auf den Kopf, unter die Augen und unter die Ohren stieß. Der Sieger erhielt nicht blos seine Begnadigung, sondern wurde auch noch zu dem Range eines montri befördert. Die Stiergefechte sind auf Madura sehr häufig; ja es ist sogar gelungen, Kämpfe mit Widdern gegen Schweine einzuführen. Die Jagdpartien auf Java sind weder so schön noch so einträglich als auf Celebes. Das Wild hat fast freien Lauf auf den unermeßlichen Ebenen des Mittertheiles dieser Insel, und wenn es zu hitzig verfolgt wird, sucht es eine Zuflucht in dem Gebirge, wo es nicht zu erreichen ist.

Unter den andern Vergnügungen der Javaner müssen auch die theatralischen Vorstellungen erwähnt werden. Das Theater ist eine Art offenen Schuppens, um den herum die Zuschauer sich aufstellen. In der Mitte befindet sich ein Vorleser oder Souffleur (dalang) mit einem Stocke. Er eröffnet das Stück mittelst eines Prologs, kündigt sodann die Personen an, welche auftreten werden, und giebt ihnen ein Zeichen durch einen Schlag mit dem Stocke. Wenn man sie auftreten sieht, sollte man glauben, sie würden nun ihre Rollen ausführen; dies ist aber keineswegs der Fall; der Dalang fährt fort. Die Schauspieler begnügen sich damit, seinen Worten mit Geberden zu Hilfe zu kommen, und so geht es fort bis zu Ende, indem er fortwährend liest und sie ihre Pantomimen fortsetzen. Alle Schauspieler sind in der Landestracht reich gekleidet. Die weiblichen Rollen werden von jungen Leuten übernommen, welche weiße, gut gearbeitete Masken anlegen. Diese Masken sind theils von natürlicher regelmäßiger Gestalt, theils verzerrt und carrikirt. (Taf. 32. Abbild.) Die erstern sind für die gewöhnlichen Schauspieler, die andern für die Lustigmacher bestimmt. Es ist gewiß merkwürdig, auf dem javanischen Theater die Masken wiederzufinden, deren sich die Griechen und Römer bei ihren Bühnenspielen bedienten. Uebrigens steht die Kunst auf den Theatern Javas noch in der Kindheit. Hier eines dieser Stücke: die Tochter eines Königs von Java hat einen Fürsten von Bali geheirathet, der sie verstößt, um mit einer seiner Beischläferinnen zu leben. Dies ist eine Beleidigung, welche der Vater der verstoßenen Fürstin mit den Waffen in der Hand rächen will. Er kommt bei dem Treulosen an und überrascht ihn schlummernd in den Armen der Nebenbuhlerin. Allgemeiner Kampf zwischen den Javanern und Balianern; die beiden Gatten stehen an der Spitze der Truppen und stoßen in der Schlacht aufeinander. Die Fürstin, welche durch den Schutz einer Gottheit unverwundbar ist, schont den schuldigen Gatten, wird aber von der Ueberzahl überwältigt und geräth in Gefangenschaft. Man versucht sie nun durch eine Menge Anerbietungen zu besiegen, die ein minder eifersüchtiges Herz verführen würden. Ihr Gatte will ihr alles abtreten, außer der Geliebten; er will ihr die Hälfte seiner Schätze, die Hälfte seines Reiches geben. Die stolze Javanerin weist alle Anerbietungen zurück und man verläßt sie endlich auf einer einsamen Pirogue, um sich ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit zu entledigen. Die Fürstin wird von neuem und zwar auf wunderbare Weise gerettet, bringt mit frischen Truppen in das Land ihres Gatten ein, schlägt ihn und bietet ihm, als Herrin seiner Haupt-

Digitized by Google

stadt, von neuem ihr Herz und ihre Hand an. Der Untreue zieht den Tod vor; er ersticht sich und nach der Sitte kommt der Teufel, um ihn zu holen und so das Stück zu beendigen.

Dieses Schauspiel nennt man topang; es enthält immer Gegenstände, die aus der Geschichte Javas geschöpft sind. Liebe und Krieg spielen die Hauptrolle darin. Wenn vor dem Souverain gespielt wird, tragen die Schauspieler keine Masken und sprechen ihre Rollen selbst. Sonst liest sie der dalang für sie vor. Die Töne des gamelan begleiten die Schauspieler. Ein topang enthält gewöhnlich zehn Personen außer dem dalang.

Wann der topang das Vergnügen der Großen macht, so ergötzt sich das Volk an dem wayang, einer Art Schattenspiel oder Puppenspiel. Diese 16 bis 20 Zoll hohen Puppen sind von Büffelleder und sehr sorgfältig gearbeitet. Die gewöhnlich geoteskten Gesichter derselben haben eine sehr lange Nase. Die Arme, die Züge, die langen Stelzen mit scharfer Spitze, die seltsamen Kopfbekleidungen, alles ist phantastisch bei diesen wayangs, denen die Javaner ohne Zweifel einen allegorischen Sinn beilegen. (Taf. 32. Abbild.) Diese Puppen, deren verschiedene Theile mittelst kleiner hörnerner Nägel an einander befestigt sind, werden durch Bindfaden an jeder Hand bewegt. Ein weißes Zeugstück ist wie ein Vorhang vor den Zuschauern ausgespannt, und man macht es mittelst einer dahinter stehenden Lampe durchsichtig. Es giebt drei Arten wayangs: den wayang pura, die ältesten von allen, die aus der javanischen Mythologie geschöpft sind und wobei die Götter und Halbgötter des Landes nach den Gedichten Rama's und Mintaraga's auftreten; dann der wayang gedod, welcher sich mit der Periode zwischen der Regierung Paratisit's und jener des unglücklichen Pandschi beschäftigt und endlich der wayang klitik, welcher vielmehr ein Puppen- als ein Schattenspiel ist mit hölzernen ungefähr 10 Zoll hohen, angestrichenen und sorgfältig vergoldeten Figuren. Bei dem letztern braucht man keinen durchsichtigen Vorhang. Der Gegenstand ist aus der Geschichte des Reiches Panschascharam bis zu Ende der Regierung Madschapahit's genommen. Bei allen diesen Vorstellungen steht der Dalang an der Spitze; die Rolle des Dalang, die im Lande sehr geehrt ist, entspricht ziemlich jener der alten Barden. Die Dalangs geben dem Erstgeborenen in jeder Familie ihren Segen und sprechen dazu verschiedene Stellen aus den alten Legenden.

Außer den Wayangs giebt es für das Volk noch Possen, wie eine Art scenario zwischen einem Affen, einem Hunde und einem Blödsinnigen, oder eine Pantomime, welche Barungan heißt und in welcher die Personen als wilde Thiere gekleidet sind; endlich eine letzte Unterhaltung ist der Tanz, welcher tendack heißt und bei Anbruch der Nacht stattfindet. Bei dem Tone der Musik verläßt das Volk die Häuser, um sich auf die öffentlichen Plätze zu begeben, wo die Tänzerinnen ihre Vorstellungen geben sollen. Ein in Eile aufgestelltes Zelt, das durch einige Lampen erleuchtet wird, schützt die Zuschauer. Wenn sie alle versammelt sind, erscheinen die Tänzerinnen, halbnackt, die Haare oben auf dem Kopfe zusammengenommen, Arme, Busen und Schultern entblößt, mit einem Gewande, welches den Blicken der Anwesenden keinen ihrer Reize verhüllt. Sie tanzen nach dem Klange der Instrumente und singen dazu. (Taf. 32. Abbild.) Ein Schurz mit zierlichen Blumen, eine Schärpe, deren beide Enden sie halten und die sie mit anmuthigen Wellenbewegungen um ihre Taille schlingen, weiche Bewegungen, sanfte Stimmen, lascive Geberden, das sind die Mittel, wodurch diese Frauen, ronguen genannt, die Javaner zu verführen suchen. Sind die Männer durch den Anblick dieses Tanzes aufgeregt worden, so suchen sie die Tänzerinnen nachzuahmen und man lacht über sie.

Diese ronguens sind verächtliche und verachtete Frauen, aber die Sultane haben andere Tänzerinnen, welche sie bedolos oder srampis nennen und die mit den indischen Bajaderen wetteifern. Diese führen regelmäßige Ballets auf, welche vielleicht mehr als die seltsamen Verdrehungen der ronguens den Beifall der Europäer gewinnen würden, aber bis jetzt ist das Schauspiel dieser Tänze in den dalams der Sultane verborgen geblieben. Die Pagen dieser javanischen Fürsten führen ebenfalls vor denselben, wenn sie öffentlich erscheinen, einen Marsch auf, den man einen Tanz nennen könnte. Diesen einzigen Fall ausgenommen, haben die Männer keinen Kriegstanz wie ihre Nachbarn von Celebes, von den Molukken und von Timor.

Die gewöhnlichen Wohnungen der javanischen Bauern sind nicht eben kostspielig. Für vier Rupien (oder 4 Gulden) hat er eine Hütte mit den Wänden und Seitenwänden von geflochtenem Bambus und mit einem Dache von den tanzenförmigen Blättern des Ripa oder einer Art Bambusiras. Der Ort, welcher zum Schlafen oder als Bett dient, ist ein wenig über den Boden erhöht. Die Familienhäupter wohnen auf der einen und die Kinder auf der andern Seite. Das Licht kommt durch die Thüre herein. Längs der Vorderseite läuft eine Art Galerie hin. (Taf. 34. Abbild.) Die Häuser der Häuptlinge sind bedeutender; sie haben fünf bis sechs Gemächer und die Stützen sind von Holz. (Taf. 34. Abbild.) Diese Häuser unterscheiden sich von den malaiischen Wohnungen sowohl durch die innere Einrichtung als auch durch die Fenster. (Taf. 34. Abbild.)

Die ländlichen Wohnungen sind fast immer in Dörfer vereinigt. Jedes im Schatten dichter Haine versteckte Dorf hat seine Beamten und Priester. Es ist die patriarchatische Herrschaft in ihrer Einfachheit. Die Städte Javas selbst sind nichts als ein Haufen von Dörfern. In den Hauptorten der Bezirke befindet sich der kadaton oder die Wohnung des Fürsten, dessen innerer Theil der dalam ist. Der kadaton ist fast immer befestigt; er hat Wälle, einen Graben und Kanonen.

Die ehemalige Regierung des Landes war eine sehr zusammengesetzte Hierarchie. An der Spitze der gesellschaftlichen und politischen Ordnung stand der susunan oder Sultan, dessen Titel nach der Erstgeburt erblich war. Er übte eine despotische Gewalt und war unumschränkter Herr mit der weitesten Ausdehnung seines Gutdünkens. Er setzte Beamte ein und ab, gab und nahm Besitzungen; er war Herr über die Personen und das Land, ein Gott auf Erden und mehr als ein Gott, denn er durfte ungerecht seyn. Unter ihm regierten der Vezir oder raden adipati, welcher die Sorge der Macht über sich hatte, während der Sultan die Vortheile und Vergnügungen derselben genoß. Nach dem raden adipati kamen die bapatis oder Provinzialgouverneure, welche wiederum die pandscherans, tumugoogs, andschibais und montris, Statthalter der Bezirke und Kreise, unter sich hatten. Jeder adipati oder pati hatte eine Art Stellvertreter, der im Nothfalle sein Amt versah. Alle diese verschiedenen Beamten, welche durch den Susunan oder dessen Minister aus freier Wahl ernannt wurden, erhielten einen Theil der willkührlichen und unbeschränkten Herrschaft, welche in den Händen des Souverains concentrirt war. Es waren ihrer so viele kleine Despoten. Der einzige Posten, welcher von dem Volke ausging, war der des Häuptlings eines Dorfes. Der petindschi oder Häuptling der Gemeinde wurde alle Jahre von den Bewohnern erwählt. Er hatte um sich einen Rath von angesehenen Männern und mußte sich überdies mit dem mudin oder Priester wegen der Maßregeln verständigen, welche ergriffen werden sollten.

Die Gerechtigkeit hatte zwei Arten von Dolmetschern: die pughulus, Oberpriester, und die ischasaks, Richter. Die einen forderten vor ihr Tribunal die Verbrechen gegen das religiöse Gesetz; die andern die Vergehen, welche durch das weltliche Gesetz zu strafen waren. Alle diese Würdenträger wurden ebenfalls, wie die Militärpersonen, von dem Sultan ernannt. Die Heere bestanden größtentheils aus Truppen zu Fuß. Ehe die Holländer sie disciplinirten, waren die vorzüglichsten Waffen der Kris, der wedung oder der lange Hirschfänger, der Speer, Pfeile, Schleudern und lange Schilde. (Taf. 33. Abbild.)

Der Rangunterschied ist in der Art, den Dolch zu tragen und in den Farben des Sonnenschirmes zu erkennen. Nur der Souverain darf ein payong oder einen vergoldeten Sonnenschirm tragen; die payongs der Königin und der Beischläferinnen sind gelb; die der Familie der Königin und der Kinder des Souverains weiß; die der bapatis oder tumugoogs grün mit goldenen Rändern; die der andschibais, montris, ruggas und der niedern Beamten sind blau.

Das Geräthe der Hütten der Bauern besteht in seinen Decken und

Digitized by Google

Kissen, welche mit bunten Decken belegt werden. Die Wirthschaftsgeräthe beschränken sich auf einige kleine kupferne und Porzellangefäße. Löffel braucht man nur zu Flüssigkeiten; selten bedient man sich der Gabel und des Messers. In den reichen Häusern sind die Meubles häufiger; man sieht da überall Decken, Teppiche, Stöße von Kissen und Betten. Ueberall, wo die Europäer in directer Berührung mit den Häuptlingen stehen, herrscht ein orientalischer Luxus; man findet hier Spiegel, Stühle, Tische, Sophas, Uhren ꝛc.

Die Kleidung der Javaner haben wir bereits kennen gelernt. Die meisten unserer europäischen Zeuge werden gegenwärtig von ihnen gebraucht; sie kennen das Tuch, den Sammet, die indischen Gewebe und wenden eine ungemeine Sorgfalt auf ihre Kleidung. Unter ihren Kleidungsstücken ist bereits der Sarong, eine Art Schurz, der einem Sack ohne Boden gleicht, angeführt worden; der kolambi, ein Rock mit kurzen Aermeln; der scharit, ein Gewand, das weiter ist als der Sarong; der sabuk, eine Jacke von Indienne oder Seide; der sikupang von Seide oder Sammet, mit Spitzen besetzt, und endlich der sambong, eine Art Gürtel von gelbem Seidenzeuge, dessen Enden roth sind.

Die Javaner beiderlei Geschlechts haben, wie es scheint, von jeher eine große Sorgfalt auf ihren Schmuck verwendet. Hier die Beschreibung eines javanischen Anzuges nach einem Gedichte, das aus der Zeit vor dem Mahomedanismus stammt. Sie wird zu gleicher Zeit zur Charakterisirung der Civilisation dieser Epoche dienen und eine Vorstellung von der javanischen Poesie geben, welche ihre Meisterwerke hat. Es spricht ein Dichter, welcher seine Geliebte schildert:

„Ihr Gesicht glänzt wie der Mond; der Glanz der Sonne wird durch „ihre Gegenwart verdunkelt; sie hat ihr die Strahlen geraubt. Sie ist so „schön, daß man ihre Schönheit nicht beschreiben kann. Nichts fehlt ihrem „Wuchse; ihr Haar fällt, wenn es nicht festgehalten wird, in schwarzen „wogenden Ringeln bis zu ihren Füßen hinab. Ihre Augenbraunen sind „wie die beiden Blätter des Baumes imbo; ihre Augen funkeln; ihre „Zähne sind schwarz, glänzend und wohl gestellt; ihre Lippen haben die „Farbe der frischen Schale der Mangustan; ihre Wangen gleichen dem „Duran. Ihre beiden Brüste, gleich dem Elfenbein, sind vollkommen rund „und neigen sich nach einander hin. Ihre Arme sind wie ein Bogen, ihre „Finger lang und biegsam wie die Dornen des Waldes; ihre Nägel sind „Perlen; ihre Haut ist glänzend gelb, ihr Fuß platt auf der Erde und „ihr Gang majestätisch wie der des Elephanten.

„Dieses schöne Weib war mit einem Schindipatola von grüner Farbe „und mit einem goldenen Gürtel geschmückt; an ihrem Finger befand sich „ein Ring, das Erzeugniß des Meeres; ihre Ohrringe waren Smaragden, „umgeben von Diamanten; die Nadel, welche ihr Haar zusammenhielt, „war von Gold und endigte in einem Rubin, umgeben von Gold und „Smaragden; ihr Halsband war von sieben Edelsteinen gebildet. Sie war „so parfümirt, daß unmöglich der Geruch jedes Parfüms unterschieden wer„den konnte."

Das ist wirklich ein Liebhaber, ja es ist ein Dichter mit aller seiner orientalischen Uebertreibung. Sehen wir nun in dem Jaya Langkara, welche unterscheidende Eigenschaften der wirkliche javanische Stutzer hat.

„Ein junger Mann von edler Geburt wird an sieben nothwendigen „Punkten erkannt. Er muß 1) aus guter Familie seyn; 2) Verstand ha„ben; 3) im Stande seyn, sich selbst zu leiten; 4) der Lehren des Sastras „sich erinnern; 5) große Aussichten haben; 6) seine Religion beobachten; „7) und die Eigenschaften, die er besitzt, ohne Zögerung in Anwendung „bringen.

„Sein Herz und sein Geist müssen ruhig seyn; er muß seine Leiden„schaften unterdrücken und schweigen können, wenn es nöthig ist; nie wird „er eine Unwahrheit sagen; er darf den Tod nicht fürchten; er muß ohne „Stolz in seiner Andacht seyn und den Unglücklichen beistehen. Sein Aus„sehen und sein Wuchs müssen ohne Fehl seyn. Sein Gesicht muß sanft „und gleich dem Batara Asmara's seyn, des Gottes der Liebe, wenn er „auf die Erde herabsteigt. Wenn man ihn ansieht, muß er den Gedanken „erzeugen: „wie groß muß er im Kriege seyn!" Die Formen seines Kör„pers müssen wohl proportionirt seyn; seine Haut muß dem gediegenen „Golde gleichen, ehe es dem Feuer ausgesetzt worden ist. Sein Kopf wird „groß seyn, sein Haar lang und schlicht; seine Augen werden sich leicht „mit Thränen füllen; seine Augenbraunen werden dem Blatte des Imbo „gleichen; seine Nase wird vorstehen; er wird einen schwachen Bart auf „der Oberlippe haben; seine Lippen werden der frischen Schale der Man„gustan gleichen; seine Zähne werden schwarz gefärbt und seine Brust wird „breit seyn.

„Alles, was er sagt, wird Eindruck auf die machen, welche ihn hö„ren; die Töne seiner Stimme werden angenehm seyn. Er wird ein „schelana schindi mit einem dunkelgrünen bodot tragen. Der Gürtel „wird golden seyn. Sein Kris wird eine Scheide von satrian und einen „Griff von tung gakami haben. Der sumping (Art künstliche Blume, „welche auf den Ohren hängt) wird von Gold und nach Art des sureng „peti (tapfer bis zum Tode) seyn. Er wird einen goldenen Ring an dem „Daumen der rechten Hand tragen."

Diese Poesie kann ohne Zweifel etwas seltsam scheinen; aber ihr moralischer Zweck, ihr ernster, farbenreicher Ton beweisen unwiderleglich einen hohen Grad von Civilisation bei den alten Völkern von Java.

Dies wird auf nicht minder peremptorische Weise durch die prachtvollen Ruinen bewiesen, mit denen der Boden Javas überstreut ist. Vielleicht ist kein Land reicher an archäologischen Schätzen. Der alte Cultus von Java, den der Mahomedanismus fast ganz vernichtet hat, scheint einige Ueberreste seiner alten Tempel behalten zu haben, um seinen glücklichen Nebenbuhler schamroth zu machen. Diese verfallenen Gebäude finden sich in dem ganzen östlichen Theile der Insel, in dem Bezirke Brambanan, zu Boro Bodo, Kulassan, Singa Sari, Brambanan und Malang. Man sieht in diesem ganzen Bezirke Gruppen von steinernen Tempeln mit einer Statue in der Mitte; Ruinen von Tempeln von gebrannten Steinen und endlich minder vollkommene und neuere Tempel.

Die Tschandis oder Tempel von Brambanan sind gänzlich mit Gebüsch bedeckt, durch welches man sich mit Mühe einen Weg in das Innere dieser Gebäude bahnt. Vor ihnen befinden sich ungeheuere rechas, Statuen der Wächter der Tempel, welche in der Bildhauerei der Eingebornen als zusammengekauert und mit einem Kris oder wedung in der Hand dargestellt sind. Die rechas des kleinen Tempels von Brambanan sind von einer colossalen Größe. Sie gleichen den indischen Fakiren, haben lange Ohrgehänge gleich denen der javanischen Frauen, Armbänder und ein Halsband von Kügelchen; ein starker Sc rz, der bis an das Knie reicht, hält an der rechten Seite einen kleinen Degen; die linke Hand trägt eine zusammengerollte Schlange, welche nach der Brust des rocha sieht. Diese Tempelhüter stehen vor einem massiven Bau von behauenen Steinen, über denen die Farrnkräuter in dichten Büscheln sich erheben. Das unten vierseitige Gebäude endigt in einer vierseitigen Pyramide. (Taf. 32. Abbild.) Der Stein des Innern ist weißlich und im Bruche den Kieselsteinen ähnlich. Die äußere Bauart ist höchst einfach, die des Innern platt. Es giebt zwei Tempel zu Brambanan, einen großen und einen kleinen; beide haben denselben Charakter und denselben Styl. Bei Brambanan befindet sich das Tschandi Siwu oder die Tausend-Tempel, eine der schönsten alten Vereinigungen, welche man sehen kann und die eine Fläche von 600 Fuß Länge und 530 Fuß Breite bedeckt. Diese Tempel stehen vier und vier kreuzförmig, alle sind pyramidenartig, mit Bildhauerei bedeckt und haben vier große Eingänge nach den vier Cardinalpunkten zu.

Diese ganze Linie ist voll von ähnlichen Ruinen. Man findet sie zu Randon Genting, auf dem Wege nach Dschorschokarta; noch weiter hin zu Kali Bening und endlich zu Kulassan, einem Dorfe in geringer Entfernung von Brambanan. Diese Ruinen von Kulassan sind eine ungeheuere massive Masse von Mauerwerk, dessen Vorderseite mit Thüren und zahlreichen Fenstern durchbrochen ist. (Taf. 32. Abbild.) Gemeißelte Nischen, zierliche Vorstufen, eine gewisse Harmonie in den Linien ꝛc. zeichnet dieses Gebäude aus.

Digitized by Google

Aber diese Schönheiten sind noch nichts gegen die Wunder des Tempels von Boro Bodo. Man setzt die Entstehung dieses Gebäudes in das 6. oder 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Es erhebt sich auf einem kegelförmigen Hügel groß und vierseitig mit sieben Reihen Mauern, von denen jede höher als die vorhergehende ist. Die Spitze des Hügels scheint vor dem Baue abgeplattet worden zu seyn. Es endigt in einer Kuppel von ungefähr 50 Fuß im Durchmesser, die von einer dreifachen Reihe von Thürmen in der Zahl von 72 umgeben ist, in denen allen sich Statuen mit nach außen gerichtetem Gesichte befinden. (Taf. 33. Abbild.) Dieser ganze Bau ist mit reichen und feinen Bildhauerarbeiten bedeckt. Ungefähr 400 Nischen sind in der äußern Brustwehr angebracht und in jeder derselben befindet sich eine kauernde Statue Buddhas mit niedergeschlagenen Augen, steifem Kopfe, nacktem Rumpfe, zwei vorspringenden Ohren und einer Kopfbedeckung, die einer phrygischen Mütze gleicht (Taf. 33. Abbild.), kurz Buddha, wie er in den meisten Tempeln der Hindus dargestellt ist. Der Flächenraum des Tempels beträgt ungefähr 600 Q.Fuß. Obgleich die Linie des Gebäudes gerade zu seyn scheint, ist es doch in der That, wenn man es aus der Ferne betrachtet, abgeschnitten, weil man es mit der unregelmäßigen Bildung des Hügels in Uebereinstimmung bringen wollte, und dieselbe Form ist für jede Terrasse beobachtet. Die Gesammthöhe des Gebäudes beträgt ungefähr 100 F. Boro Bodo liegt bei Gunong Dieng, der Wohnung der Götter. Nach diesen wichtigen Ruinen brauchen die minder bemerkenswerthen nicht angeführt zu werden: die Alterthümer von Kediri, Singa Sari und von Malang. An allen diesen Oertern findet man Bildhauerarbeiten, welche an die religiösen Gegenstände auf den Wänden der Pagoden von Benares, der heiligen Stadt der Hindus, erinnern. Buddha und alle seine Embleme; Ganesa mit seinem Elephantenrüssel; phantastische Gestalten, halb Mensch und halb Thier; eben so unentzifferliche Zeichnungen wie die ägyptischen Hieroglyphen, — das sind die merkwürdigen Gegenstände, die in diesem heiligen Lande durch unermüdliche Archäologen gesammelt wurden; aber der Bleistift konnte nur einen kleinen Theil derselben wiedergeben. (Taf. 34. Abbild.)

Diese kirchlichen Gebäude beweisen, daß diese Länder merkwürdige Schicksale in der alten Zeit gehabt haben. Die Eingeborenen haben eine dreifache Geschichte, welche Stamfort Raffles anführt und von denen eine jede offenbar ihren fabelhaften Theil hat. Der englische Schriftsteller glaubt, die ersten Bewohner von Java seyen ägyptische Auswanderer gewesen. Middlekop hält sie mit mehr Grund für Hindus. Die erste in ihren Büchern aufgezeichnete Jahrzahl geht nicht über 72 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung zurück. Vor dieser Epoche ist alles nur Muthmaßung. Eine chronologische Tabelle, die vollständigste von allen, erwähnt 28 Souveraine von dem 1. Jahre Javas bis zu dem Jahre 1700, d. h. in ungefähr 1600 Jahren unserer Zeitrechnung. Man nennt um diese Zeit den Kaiser Panschi, der in den javanischen Gedichten wegen seiner Abenteuer mit einer indischen Fürstin berühmt ist, die er geheirathet hatte; dann kommen Kunda, Latian, Munding, Wangi und Bantak; Medi, welcher die Hauptstadt eines großen Reiches an dem Orte gründete, wo der heilige Krieg von Brata Yudha geführt worden war. „Gründen wir hier die Hauptstadt dieses Reiches," sagte er zu seinen Kriegern, „und nennen wir sie Madschapahit (d. h. Bitterkeit)." So wurde das Reich Madschapahit um das Jahr 1221 Javas gegründet. Dieses Reich breitete sich bald über die ganze Insel aus. Es überlebte sogar die Einführung des Mahomedanismus im Jahre 1300 Javas (1400 ungefähr der gewöhnlichen Zeitrechnung). Im Jahre 1355 stand es auf dem Gipfel seiner Größe; alle benachbarte Archipele, Bali, Flores, Sumbawa, Timor, waren ihm unterthan, aber 50 Jahre später brach ein Religionskrieg aus und die alte Dynastie der Fürsten von Madschapahit unterlag den Streichen islamitischer Abenteurer. Die Tempel wichen den Moscheen, die Fürsten des Landes den Sultanen, das große Reich Madschapahit dem Kaiserreiche Mataram.

Diese Lage dauerte bis zur Ankunft der europäischen Seefahrer. Albuquerque eroberte Malacca 1511 und 1521; Antonio de Britto entdeckte die Insel Madura. Der erste Holländer, welcher in diesen Gegenden landete, war ein gewisser Houtmann, der in Lissabon im Gefängnisse gesessen und dort von einem Gefangenen kostbare Mittheilungen über den Handel der Portugiesen mit den Sundainseln erhalten hatte. Houtmann legte 1596 zu Bantam die erste holländische Factorei an, aber erst im Jahre 1610 gründete Peter Both, der erste holländische Generalgouverneur, ein Comptoir auf der Insel Java an dem Ufer des kleinen Flusses Schaccatra — das gegenwärtige Batavia. Seit dieser Zeit hatten die Holländer abwechselnd mit den Portugiesen, den Engländern und Eingeborenen zu kämpfen, ehe ihre Herrschaft in Indien festbegründet wurde. Der Admiral Speelmann unterwarf Macassar; de Wilde debattirte mit den verschiedenen kleinen Radschahs über die Bedingungen der Oberherrschaft; der rebellische Häuptling Mongkurat Mas that Abbitte zu den Füßen des Generalgouverneurs van Hoorn; der Baron von Imhof triumphirte über eine Empörung der Chinesen, welche die ganze Insel zu überziehen drohete, und nach ihm hatten seine Nachfolger die lange und peinliche Aufgabe, die Ueberreste dieser Rebellion auszurotten. Endlich im Jahre 1749 dankte der Kaiser von Java oder Susunam auf seinem Sterbebette für sich und seine Erben zu Gunsten der holländisch-ostindischen Compagnie ab und überließ es derselben, seinen Nachfolger zu ernennen. Es fanden noch einige Kriege wegen der Vollziehung dieses politischen Testaments statt, aber die batavische Ausdauer überwand nach und nach alle Hindernisse und Java wurde was es noch heute ist, Holland unterthänig. Im Jahre 1811, als der General Daendels durch den General Jansens ersetzt worden war, bemächtigten sich die Engländer Batavias und aller holländischen Colonien und gaben dieselben erst 1814 zurück.

Die Gerechtigkeit muß man den Holländern wiederfahren lassen, daß, obgleich sie ihre Länder streng regieren, sie doch besser als andere die Art und Weise eingesehen haben, wie eine Colonie ihren fernen Besitzern von Vortheil seyn kann, ohne daß die eingeborenen Unterthanen zu viel dabei leiden müssen. In dieser Hinsicht ist Holland weiser und zurückhaltender gewesen als England. Es hat nie den Baum umgehauen, um die Früchte desselben zu gewinnen; es hat nie das Land erschöpft, um bessere Ernten zu erhalten; es hat nie wie ein Verschwender gehandelt, der nur genießen will, der ein kurzes Leben voraussieht und dasselbe wenigstens so angenehm als möglich machen will. Holland hat so viel als möglich, so viel sich nämlich mit seinen Interessen vertrug, die Sitten, Gewohnheiten und Gesetze der Eingeborenen geachtet; es hat der Bevölkerung ihre Häuptlinge und Richter gelassen und sich nur das Recht vorbehalten, diese Richter und Häuptlinge selbst zu richten; es hat die alten Vertheilungen des Eigenthums geachtet, und wenn es das Monopol einführen wollte, ist es dabei doch mit einer Schonung zu Werke gegangen, daß die Veränderung kaum bemerklich wurde.

Man muß auch gestehen, daß Holland durch den Charakter der Leute, welche es zu beherrschen hatte, besser bedient wurde als England. Der Javaner hat nichts von dem Fanatismus und der Intoleranz, welche in Indien so weit getrieben werden, daß man sogar jede Berührung mit dem Sieger vermeidet. Es ist ein gutmüthiges, leicht lenkbares Volk; die Sitten desselben gleichen der Sprache, die sanft, poetisch und wohlklingend ist. Diese Sprache besteht aus 20 Consonanten und 6 Vokalen und scheint aus dem Sanskrit abzustammen. Die Literatur und die Poesie Javas haben sehr ausgebildete Regeln und Begriffe. Die Nationalgesänge sind edel und majestätisch. Die Wissenschaften sind dem javanischen Volke ebenfalls nicht fremd. Es kennt die Zahlen und die ersten Elemente der Mathematik; es hat den arabischen Calender, welcher an die Stelle des brahmanischen getreten ist. Sonst berechnete man die Zeit Javas nach dem bürgerlichen Jahre. Es dauerte bis zum 150. Jahre nach der Einführung des mahomedanischen Glaubens. Unter der Regierung des Großsultan Agung (1633) wurde die Zeit der Hedschira eingeführt. Man rechnet auf Java auch mehrere Aeren Cyclen, unter andern den von 7 Jahren, welchen man bei den Siamesen und Tibetanern wiederfindet. Die Namen der sieben Jahre dieses Cyclus sind: mangkara, der Langustan (ein Fisch); menda (die

Digitized by Google

Ziege); kalabang (der Tausendfuß); wischitre (der Wurm); mintonna (der Fisch); was (der Scorpion); malscha (der Büffel), welche Namen sämmtlich aus dem Sanscrit herrühren.

Die Javaner kennen auch die Schifffahrtskunde und die Geographie. Sie theilen den Horizont in acht Theile. Die Landleute wußten nur die vier Cardinalpunkte zu unterscheiden. Die Arzneikunde wird durch alte Leute, Männer und Frauen, geübt. Einige ihrer Recepte kommen von den Arabern her.

Kapitel XXX.

Australien (Neu Holland). — Hafen des Königs Georg.

Jenseits der Balistraße fand der „Kánguru" den nordöstlichen Munsun, welcher in den Australmeeren bereits vorherrschte. Er öffnete ihm seine Segel, denn er hoffte, derselbe werde so regelmäßig und sanft seyn, wie gewöhnlich in den indischen Meeren. Diese Erwartung wurde getäuscht. Ob die Jahreszeit noch nicht weit genug vorgerückt war oder ob die herrschenden Winde durch die Nähe eines großen Festlandes eine Unbeständigkeit und eine nachtheilige Abwechselung erlitten, genug wir hatten 20 Tage mit den Wellen und widrigen Windstößen zu kämpfen. Erst am 28. Nov. konnten wir die ersten australischen Länder in der Nähe des Caps Leeuwin sehen. Am folgenden Tage kamen wir um die Spitze Bald Head herum und warfen Anker im Eingange der Bucht der Königl. Prinzessin und König Georgs Hafen, die ruhig, gegen Wind und Meer geschützt sind.

Der erste Anblick dieses Landes fiel mir auf. Die Vegetation Neuhollands fand in meinen Erinnerungen nichts Aehnliches; nichts, weder in Malaisien noch in Oceanien, konnte damit verglichen werden. Statt jener so grünen, so majestätischen, mit so nützlichen Früchten beladenen Gewächse bemerkte ich auf nackten Hügeln nur magere Büsche von trauriger blasser Farbe, ja bisweilen halbverkohlte kriechende Gewächse oder krautartige Pflanzen.

Der „Kánguru" hatte auf seiner ersten Reise zum Seehundsfange sieben Mann an diesem Punkte gelassen. Als das Schiff jetzt wieder erschien, kamen ihm sechs davon auf dem Boote entgegen; der siebente war zur Bewachung der Niederlage auf der Insel Michael Mas am Eingange des Hafens zurückgeblieben. Der Fang dieser Männer war einträglich gewesen und Powell schien mit den Resultaten zufrieden zu seyn. Ich, den diese Details wenig interessirten, erfuhr mit mehr Vergnügen, daß ein Stamm von 15 Wilden ungefähr eine Meile vom Ankerplatze wohne. Nach den Berichten der Matrosen waren diese Menschen ganz unschuldig und machten von Zeit zu Zeit den Europäern freundschaftliche Besuche. Als ich dem Capit. Powell den Wunsch äußerte, diese für die ethnologische Wissenschaft so merkwürdige Race genauer kennen zu lernen, antwortete er: „Sie werden sogleich bedient werden. Da ist einer dieser Wilden. Sehen Sie, da vorn auf dem Boote!" Ich blickte auf die angedeutete Stelle und sah einen Gegenstand, der in keiner Hinsicht für einen Menschen gelten konnte. Es war aber doch einer, der nur sein Hintertheil zeigte. In dieser Stellung hätte man ihn für ein in der Sonne ausgebreitetes Thierfell halten können. Auf einen Ruf der Matrosen kehrte sich dieser Gegenstand nach uns. Nichts häßlicheres lebt auf dieser Erde. Man denke sich einen dicken Kopf mit struppigem Haar, einem platten, in der Breite weit ausgedehnten Gesichte, sehr vorspringenden Augenbraunenbogen, sehr tief liegenden gelblich weißen Augen, ziemlich dicken Lippen, bleichem Zahnfleische und einem sehr großen Munde; dazu denke man noch eine gelbliche Rußfarbe, einen magern, schwächlichen Körper, und noch dünnere Beine. Die Unverhältnißmäßigkeit der Arme und Beine ist so groß, daß diese Leute recht gut mit gewissen Vögeln mit Stelzfüßen verglichen werden können. Nun gebe man einem so gebauten Körper zur Bekleidung eine sehr abgeschabte Känguruhaut, welche nur auf der einen Seite die Hälfte der Brust bedeckt und auf der andern kaum bis an die Hüften reicht, so wird man eine ziemlich vollständige Vorstellung von den Eingeborenen Neuhollands haben. Dieser, den ich eben vor mir hatte, war übrigens noch nicht das häßlichste Geschöpf dieses Geschlechts. Valepuol, so hieß er, war überdies einer gewissen Civilisation fähig; er zählte 18 oder 19 Jahre, hatte sich den Engländern angeschlossen und that ihnen mit großem Vergnügen eine Menge kleiner Gefälligkeiten, wenn er nur dafür reichlichere und kräftigere Nahrung erhielt, als er sich auf dem Festlande verschaffen konnte.

Valepuol, seit einigen Monaten der Tischgenosse der Engländer, hatte einige Worte in der Sprache derselben radebrechen lernen. Er war ein nützlicher Führer und fast ein Dolmetscher. Als ihm Powell sagte, ich wünsche seine Landsleute zu sehen, erbot er sich sogleich bereitwillig, mich zu ihnen zu führen. Das Boot setzte uns an der Küste aus, wohin wir beide Flinten mitnahmen, um die Vögel und die in dieser Gegend sehr häufigen Kängurus zu jagen. Auf dem Strande sammelte ich eine große Anzahl Phasianellen, zierliche Muscheln, die lange in den Sammlungen selten gewesen, aber jetzt sehr häufig geworden sind, seit man den König Georgs-Hafen besucht.

Etwas links von der Stelle, wo wir vor Anker gegangen waren, hatte man 1826 eine Colonie angelegt, die aber kurz vor unserer Ankunft wieder verlassen worden war. Sie bestand aus etwa zehn kleinen Häusern, von denen nur zwei oder drei von Ziegelsteinen waren; die übrigen hatte man größtentheils aus Rasen erbaut und das Ganze mit Rohr und Schilf bedeckt. Man hatte dieser Colonie im voraus den Namen Frederick Town gegeben, die Regierung aber denselben nicht angenommen.

Freie Männer sollten von Swan River kommen, um diesen Punkt zu besetzen und die entworfene Colonisation zu verwirklichen. Vor dieser Zeit sah man daselbst nur Soldaten und Deportirte von Port Jackson.

Am Eingange des Canals zeigte mir mein Führer eine Esplanade, wo einige Zeit vorher Europäer gelagert hatten, die keine Engländer gewesen waren. Soviel ich aus den Geberden und confusen Worten schließen konnte, waren es die Matrosen vom „Astrolabe" gewesen, welche wirklich hier Zelte aufgeschlagen hatten. Ich suchte nun dem Wilden begreiflich zu machen, daß ich zu demselben Volke gehöre. Er verstand mich, schien darüber erfreut zu seyn und gab mir zu verstehen, daß er und seine Cameraden die Franzosen nur rühmen könnten, von denen einige sogar eine Nacht in den Hütten dieser Wilden zugebracht hätten.

Unweit von dem Orte, wo wir an das Land gegangen waren, floß zwischen Gras und Gebüsch ein kleiner Fluß, der am Meeresufer einen bequemen Platz zum Wassereinnehmen zu bilden schien. Wir folgten ihm und gelangten auf den Gipfel der Halbinsel, wo sich mehrere Stämme der xanthorrea und kingia mit langen schmalen Blättern zeigten, die in dichte Büschel vereinigt unter der Gestalt eines antiken Bechers nach außen fallen. Der erstere Baum liefert ein zähes Gummi, mit denen die Wilden an Stiele die scharfen Steine aufkleben, deren sie sich statt der Messer, Sägen und Hämmer bedienen.

Obgleich die Spitze dieses kleinen Vorgebirges nur 58 Klaftern hoch ist, hat man doch von da aus eine herrliche Aussicht (Taf. 35. Abbild.); unten die stillen Teiche an der Küste, dann die Bai des Austernhafens mit ihrer grünen Garteninsel, welche Dickichte von ungeheuern eucalyptus begrenzen; in SO. den schönen Hafen der Königl. Princessin mit zwei Dünenseiten, wo ein feiner blendender Sand glänzt; im S. die dürre Kette der Halbinsel Bald Head, wo die Wogen des hohen Meeres in Schaum zerspritzen; im O. die beiden felsigen Inseln Michael Mas und Break Sea, am Eingange des König Georgs-Hafens, und endlich weiter hin den kegelförmigen und regelmäßigen Spitzberg des Berges Gardner. Zu unsern Füßen und nahe dabei befand sich ein Hügel mit ungeheuern einzeln übereinander liegenden, aber an ihrer ganzen Oberfläche ganz kahlen Granitstücken. Um uns her flatterten mehrere Seevögel, welche uns im Fluge fast berührten.

Als wir an der andern Seite der Halbinsel abwärts stiegen, zeigten sich einige sehr große eucalyptus mit banksias und andern Holzarten, aber ihre halb verkohlten Stämme, ihr ungewisser Schatten, ihre kahlen und ungestalteten Wipfel gaben der Landschaft ein mageres, dürres Aussehen.

Digitized by Google

An dieser Stelle stieß mein Führer einigemale ein gellendes Geschrei aus: kuhi, worauf man fast in demselben Tone kuhi antwortete. Dies Geschrei kam aus einigen Hütten, welche wir bald am Fuße eines Hügels in einem kleinen Gebüsche bemerkten. Die Hütten, der Zahl nach vier oder fünf, waren nach der Landessitte gebaut und an denselben saßen zwei Insulaner, welche uns zu erwarten schienen. Einer derselben, ein Mann von etwa 50 Jahren, trat mir entgegen und reichte mir ein Instrument, das aus vier Sägezähnen gemacht und an eine Art Stiel mit der Wurzel des xanthorren befestigt war. Dagegen bot ich ihm ein kleines europäisches Messer an, welches ihn ganz zu entzücken schien. Der andere Wilde, der kräftiger und jünger, aber nicht minder häßlich war, kauerte neben dem Heerde und beschäftigte sich mehr mit seiner Küche als mit meinem Besuche. Diese Küche bestand aus kleinen Fischen, Muscheltbieren, Eidechsen, kleinen Schlangen und etwas zwiebelartigen Wurzeln. Während einiger Minuten beobachtete ich seine Wirthschaft und ich konnte mich überzeugen, daß das, was er damit that, nur eine Gefälligkeit von seiner Seite war; gekocht oder roh wären diese Nahrungsmittel für ihn ganz gleich gewesen; einmal zeigte sich eine Eidechse so nahe bei ihm, daß er sie erreichen konnte; augenblicklich ergriff er sie, hielt sie eine kurze Zeit an die Wärme der Flamme und zerbiß sie dann mit seinen schönen Zähnen, als sey es ein kleiner sorgfältig gebratener Vogel.

Die schönsten Häuser von denen, welche ich damals vor Augen hatte, konnten mit einem halbrunden Bienenstocke verglichen werden, der vertikal auseinander geschnitten ist. Das Holzwerk bestand in kleinen Zweigen und Blätter des xanthorren bildeten eine Art Strohdach. Das einzige Geräthe, welches man in diesen Wohnungen fand, war ein großer Stein vorn. Auf diesem Steine reiben die Eingeborenen den rothen Ocker, mit dem sie sich an ihren Staatstagen schminken. Der älteste dieser Eingeborenen zeigte mir ein Stück von diesem Ocker, das er boiel nannte; rieb mit dem Daumennagel ein Pulver ab, das er in der hohlen Hand sammelte und womit er sich das Gesicht mit einer gewissen Symmetrie bestrich; dann blies er sich auf und schien sich in diesem Schmucke selbst für wichtiger zu halten, als vorher. Der Unglückliche sah aber dabei weder schöner noch reinlicher aus, und man fand also in mir einen gegen die Reize der einheimischen Toilette ganz unempfindlichen Menschen.

Jenseits dieses traurigen Dörfchens kamen wir über eine kleine natürliche Prairie, welche ein klarer Bach durchschnitt; darauf öffnete sich vor uns ein noch bedeutenderer Wald von eucalyptus, Banksien, Casuarina ꝛc., von denen einige große Dimensionen erreichten. Diese zwar öden und jeder Art von Anbau fremden Theile, sind dennoch leicht zugänglich; man geht daselbst ohne Gefahr und ohne Beschwerde und es entstehen eine Menge natürlicher Pfade in Folge des Gebrauches der Insulaner, das Gras anzubrennen, sobald es dürr ist, um den Boden zu ebenen, die Jagd des Känguru's und anderer zur Nahrung dienenden Thiere zu erleichtern. Sie verursachen diese Wiesenbrände mittelst angezündeter Banksienzapfen, welche sie sorgfältig bei sich herumtragen, theils um sich zu wärmen, theils um fortwährend Feuer bei sich zu haben, ohne zu dem ermüdenden Verfahren des Holzreibens ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Diese Zapfen brennen sehr lange, ohne sich zu verzehren. Der alte Wilde, den wir in der ersten Hütte gefunden hatten, hielt außer seinem Spieße und seinem Stocke einen solchen Zapfen in der Hand, und machte sich bisweilen den Spaß, während wir gingen, das Gebüsch anzuzünden.

Als wir längs den Teichen mit süßem Wasser in einer mit Rohr und Sumpfpflanzen bewachsenen Gegend hingingen, erregten plötzlich periodische dumpfe Schläge, gleich als falle ein schwerer Körper auf den Boden, meine Aufmerksamkeit. Einige Minuten sah ich hier und da hin, ohne etwas zu bemerken; dann erkannte ich einen kleinen Kopf, welcher sich über das Rohr erhob und sich hüpfend entfernte. Es war das Känguru. (Taf. 35. Abb.) Ich legte an und schoß, aber das flinke Thier war schon weit hinweg. Valepuol gab mir zu verstehen, es sey sehr schwer, das Thier so zu erlegen. „Wenn wir es jagen," sagte er mir in seiner ausdrucksvollen Pantomime, „pflegen wir es so einzuschließen, daß es an jeder Seite an unsere Spieße anlaufen muß." Die Engländer hetzen dem Thiere große Hunde nach. Da ich keine Kängurus erlegen konnte, so entschädigte ich mich an den Enten, welche sich in großer Menge auf diesen Teichen fanden. So kam ich jagend und das Land beobachtend bis an den Rand des Austernhafens, wo das Garteninselchen wirklich wie ein Blumenkörbchen dalag. Große in Truppe vereinigte Vögel nahmen eines dieser vorgerückten Vorgebirge ein.

Von hier an begab ich mich von neuem in das Innere und drang in den Wald, wo die Kängurus ebenfalls neben mir herumhüpften, ohne daß ich eines treffen konnte. Nichts seltsamer als das Hüpfen dieses Thieres, das ungeheure Strecken auf seinen beiden Hinterbeinen und seinem Schwanze überspringt, während die beiden Vorderbeine, die viel zu kurz sind, um bei dem Laufe dienen zu können, nur zwei überflüssige Anhänge zu seyn scheinen. Bei der Annäherung an den Ort, wo die Granitmassen sich auf der Oberfläche des Bodens zeigen, begannen die kuhi meiner Gefährten von neuem und andere kuhi antworteten darauf. Wenige Minuten nachher waren wir von Eingeborenen jeden Alters, in Kängurufellen und zum Theil mit Spießen bewaffnet, umgeben. (Taf. 35. Abbild.) Valepuol sagte ihnen einige Worte und dann entstand ein wahrer Wetteifer, mich mit Freundschaftsbezeugungen zu überhäufen. Nur als ich mich nach einer Seite hinwandte, wo ich Kinder- und Frauenstimmen gehört zu haben glaubte, suchten sie mich abzuwenden und nach einer andern Richtung hin zu ziehen. Also war bei ihnen die Gastfreundschaft nicht unbegrenzt; sie war minder groß als die Eifersucht. Dies ist übrigens der allgemeine Charakter der melaneſischen Racen, welche den Fremden ihre Frauen nicht gern sehen lassen. Als ich diese Abneigung sah, bestand ich nicht auf meinem Vorhaben und folgte meinen Wirthen. Allmälig schlugen wir den Weg nach dem Schiffe wieder ein; einer nach dem andern verließ uns und zuletzt war mir nur noch Valepuol geblieben.

Am folgenden Tage begleitete ich Powell, der in seinem großen Boote eine Recognoscirung längs dem Flusse der Feanzosen anstellte. Im Vorbeifahren an der Garteninsel wollten wir die Pelikane überraschen, welche sich in dem Gebüsche dieser Insel niedergelassen hatten; aber ehe wir in Schußnähe kommen konnten, entflohen sie und bildeten in der Luft ein langes Band. Später trafen wir sie in dem hohen Grase an der Küste wieder. Einer unserer Matrosen fing sogar ein Paar junge Pelikane, deren Gefieder nur eine Art seidenen Flaums war. Ihr Fleisch gewährte ein wohlschmeckendes Gericht.

Im Hintergrunde der Bai jagten wir einige Schaaren schwarzer Schwäne, Cereopsis und Enten. Je weiter das Boot in diesem Becken vorkam, einen um so ungleichern und niedrigern Boden fand es. Endlich gelangten wir in das Bett des Flusses der Franzosen, der eine Meile von seiner Mündung sehr schmal ist. Seine Breite an dem Meere beträgt ungefähr 50 bis 60 Klaftern und die Tiefe 8 bis 10 Fuß. An den beiden Ufern giebt es schöne Landschaften, wo herrliche eucalyptus über das zierliche Gebüsch hinwegragen. Ungefähr 5 Meil. weit bietet der Fluß der Fahrt eines Bootes kein Hinderniß, in jener Entfernung aber verschließt eine Kette großer Felsen sein Bett gänzlich und wehrt eine weitere Fahrt in das Innere. (Taf. 35. Abbild.) Bei dieser Schranke befinden sich drei Inselchen, wo die Insulaner drei Fischereien von eben so einfacher als sinnreicher Einrichtung angelegt haben. Es sind steinerne Dämme, welche kleine runde Gehege bilden, deren Ausgänge nach dem Meere zu gehen. Die Fluth führt Fische hinein, welche in diesen Labyrinthen zurückbleiben, deren Oeffnung von innen weit enger ist als die äußere bei der Einmündung des Flusses, und selbst längs der Küste des Hafens befinden sich andere nach demselben Systeme angelegte, aber weit größere Fischereien. In diesen sind die Ausgänge durch kleinere in die Erde gestoßene und so nahe an einander stehende Pfähle geschlossen, daß die Fische von einer gewissen Größe nicht dazwischen hindurch können.

Wir gingen an einem Ufer des Flusses an's Land und wanderten einige Stunden weit hin, bald im Schatten einiger eucalyptus, bald auf einem schönen glatten Rasen, bald durch hohe, unter einander verwachsene Farn-

Digitized by Google

kräter, welche nur mit Mühe einen Durchgang gestatteten. Wir folgten auch dem Laufe des Flusses bis zwei oder drei Meilen über die Barre; da, wo wir ihn verließen, war er kaum vier oder fünf Klaftern breit. Ein 5 Fuß hoher Fall beschränkt ihn außerdem in seinem Laufe und jenseits desselben ist er nur ein reißender Wildbach in einem mit Felsenblöcken besäeten Bette. Alles scheint anzuzeigen, daß dieser Fluß nicht höher hinaufgeht und daß er seine Quelle am Fuße der Berge hat, welche sich in NW. erheben. Dieses Gebiet ist reich an Kängurus und längs des Flusses sahen wir auf der Rückkehr schwarze Schwäne, Cereopsis und Enten rechts und links. Wir erlegten einen schwarzen Schwan und da er nur verwundet war, wurde es uns sehr schwer, ihn einzuholen. Er tauchte in das Wasser und erschien erst in großer Entfernung wieder; wir mußten noch ein paarmal auf ihn schießen. Dieser Schwan ist ein edler und schöner Vogel, aber kann wegen der Zierlichkeit seiner Gestalt und der Majestät der Haltung nicht mit dem weißen Schwane Europas sich messen.

Als wir wieder vor der kleinen Garteninsel vorbei kamen, ließ sich daselbst ein entsetzlicher Lärm hören. Es waren Myriaden von Meerschwalben und Austernvögeln, welche sich da niedergelassen hatten. Die Pelikane, welche sich daselbst befanden, erhoben sich und verschwanden. Es scheint, als stellten diese Vögel, wie gewisse Affenarten, ehe sie sich irgendwo niederlassen, Wachen auf, welche für die Sicherheit der Schaar zu sorgen haben. Deswegen kann man sie nur schwer überraschen und erlegen. Nicht so ist es mit den Austernvögeln, welche ein vortreffliches Wildpret sind.

So setzte ich trotz den erlittenen Stürmen, trotz den zahllosen Strapazen meine Forschungen an diesen australischen Küsten fort. Bei einem meiner Ausflüge mit Palepuol befand ich mich vor einem Grabe, wo, nach dem Aussagen meines Führers, vor Kurzem ein Eingeborener beerdigt worden war. Dieses Grab war vier Fuß und 3 Fuß breit, und an jeder Seite hatte man die Erde halbmondförmig aufgeschüttet. Grüne Zweige waren auf dem ganzen Grabhügel gepflanzt und über der Stelle, welche der Leichnam einnahm, lagen die Waffen, die Geräthe und der Schmuck des Verstorbenen. In die Rinde der benachbarten Bäume endlich, in einer Höhe von sechs oder sieben Fuß, waren Kreise von verschiedener Größe eingeschnitten. In dem Grabe lag, wie Palepuol wenigstens sagte, der Körper mit gekreuzten Armen und mit bis an die Brust heraufgebogenen Knien. Auf den Leichnam hatte man eine große Anzahl grüner Zweige geworfen und dann das Loch mit Erde wieder zugefüllt. Diejenigen, welche dem Begräbnisse beigewohnt, hatten sich schwarze und weiße Flecke auf den Leib gemacht, welche als Zeichen der Trauer noch einige Zeit lang bleiben mußten. Zu gleicher Zeit hatten sie sich die Nasenspitze geöffnet. So lange die Trauer dauert, darf durchaus kein Schmuck getragen werden. So haben diese, dem Anschein nach so rohen, aller Civilisation so unkundigen Wilden nichts desto weniger regelmäßige Ceremonien zu Ehren der Todten.

Ein bemerkenswerther Gebrauch dieser Art ist das Verbot, eine Zeit lang nach dem Tode den Namen des Verstorbenen auszusprechen, weil man fürchtet, es werde darauf sein gnoit (Geist) erscheinen. Da zwei Personen einen und denselben Namen führen können, so muß der Namensvetter des Verstorbenen jene Zeit über einen andern Namen wählen. Dieser Glaube an Geister, diese Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich der Todten könnten wohl auf den Glauben führen, diese Wilden hätten eine Ahnung von einem Leben nach dem Tode und es ist möglich, daß sich unter ihnen wirklich etwas der Art findet. Um darüber eine bestimmte Meinung auszusprechen, müßte man ihre Sprache besser kennen. Als ich meinen Gefährten Palepuol hierüber fragte, antwortete er: „in dem Monde". War dies ein selbstständiger oder ihnen von den Engländern eingeflüsterter Gedanke? Als ich einen andern Wilden fragte, wohin ihre Vorfahren gegangen, zeigte er mit den Fingern nach Westen.

Der Dr. Scott Nind, welcher diese Wilden mit Muße beobachten konnte, sagte zu uns, daß sie eine Art Priester haben, welche zugleich die Aerzte sind und mulgaradocks heißen. Diese Jongleurs sind in verschiedene Ordnungen getheilt, deren Macht und Vorrechte je nach ihrer Stellung verschieden sind. Der Mulgaradock steht in dem Lande in dem Rufe, als könne er den Wind und den Regen vertreiben und nach seinem Belieben den Blitz oder Krankheit auf den Gegenstand seines Hasses senden. Wenn der Priester einen Sturm vertreiben will, stellt er sich gerade in die freie Luft, bewegt die Arme, schüttelt seinen Mantel und wälzt sich mit heftigen Verdrehungen. Dieses Kunststück dauert lange mit einigen Pausen der Ruhe, wenn der Sturm nicht bald gehorcht. Um die Krankheit zu vertreiben, befolgt er fast dasselbe Benehmen, nur macht er weniger Lärm und reibt einige grüne Zweige an einander, die er am Feuer erwärmt; er bläst auf den kranken Theil, als wolle er das Uebel wegblasen. Man glaubt ferner, der Mulgaradock könne Kraft und Gewandtheit geben und mehr als einmal wenden sich die Eingeborenen an ihn, um diese Gabe zu erhalten. Die Operation von Seiten des Mulgaradock besteht bloß darin, mehrmals mit seiner Hand stark drückend über den Arm des Bittenden von der Achsel an bis an die Spitzen der Finger zu streichen, welche Letztere er so zieht, daß die Gelenke knacken. Die Reibungen sind indeß nicht das einzige Heilmittel dieser Aerzte. Bei der Dysenterie, welche die Wilden häufig plagt, giebt der Mulgaradock dem Kranken Xanthorreaharz und bisweilen die gelben Schößlinge eines Zwiebelgewächses, welches sie mirnes nennen. Ihre häufigsten Krankheiten sind die, welche von Erkältung herrühren, wie Halsweh und Leibschmerzen; die letztern führen oft den Tod herbei, besonders bei den Kindern.

Die Mulgaradocks sind sehr geschickt in der Heilung der von den Sagaien gemachten Wunden, ziehen gewandt die Waffe oder die in der Wunde zurückgebliebenen Bruchstücke heraus, legen dann etwas Pulver von dem boiel darauf und binden die Wunde mit zarten Rindenstreifen fest zusammen; darauf bestimmen sie eine strenge Diät, für jede Phase der Krankheit besondere Nahrungsmittel, erst Gemüse, dann Eidechsen und endlich Fische.

Nind bemerkte bei diesen Wilden keine Art von Gebrechen. Die Fälle der Taubheit und Blindheit waren äußerst selten. Eines Tages sahen sie mehrere betrunkene Engländer und darunter besonders einen, der sich kaum auf den Beinen halten konnte; sogleich eilten sie zum Doctor und sprachen ihre Besorgniß aus, der Mann werde sterben. Sie sagten, mehrere ihrer Landsleute wären von einem ähnlichen Schwindel befallen worden und hätten sterben müssen. Nind befragte sie genauer darüber und glaubte zu errathen, daß sie vom Sonnenstiche redeten.

Gegen den Schlangenbiß haben diese Eingeborenen ein einfaches, verständiges Mittel. Oberhalb der Wunde binden sie das Glied mit einem Rohre fest zusammen und erweitern die Wunde mit einer Kängurukralle oder der Spitze einer Lanze; dann saugen sie das Gift aus, wobei sie sich den Mund häufig mit Wasser ausspülen. Haben sie kein Wasser bei der Hand, so sehen sie diese Operation für gefährlich an. Ein Eingeborener, der in den Finger gebissen worden war, erzählt Nind, befand sich ein Paar Tage unwohl und sah eine Zeit lang sehr hager aus.

Man verdankt dem Dr. Nind noch eine Menge merkwürdiger Details über die Sitten und Gebräuche dieser Wilden. Er ermittelte auch, daß sich in diesem Theile von Australien die Eingeborenen in zwei Classen theilen, die Erniung und die Tem oder Taaman. Diese beiden Classen müssen sich immer durch Heirathen mit einander verbinden. Ein Erniung muß eine Taaman heirathen und so umgekehrt. Diejenigen, welche dieses Gesetz übertreten, erhalten einen besondern Namen, yurodanguor und die Uebertretung kann überdies eine sehr strenge Strafe herbeiführen. Die Kinder gehören zu der Classe ihrer Mutter. So wird ein Erniung Taaman-Kinder haben, während seiner Schwesterkinder Erniungs sind. Nur der Stamm von Murran in der Nähe von König-Georgs-Hafen scheint diese Sitte nicht zu kennen.

Die jungen Mädchen werden schon in ihrer Kindheit verlobt und oft sogar schon vor ihrer Geburt. Dieses Uebereinkommen wird gewöhnlich von den Familienvätern getroffen und bisweilen sehen sich junge Mädchen schon im voraus Männern von reifem Alter bestimmt, welche bereits mehrere Frauen haben. Für die Kinder männlichen Geschlechtes besteht eine Art Adoption, welche in einigen Beziehungen mit den Obliegenheiten eines Taufpathen Aehnlichkeit hat. Diese Sitte heißt cotostal und sie soll dem Kinde

Digitized by Google

die Hilfe und den Schutz des Mannes sichern, der diese freiwillige Vaterschaft übernimmt.

Eine eigentliche Heirathsceremonie scheinen diese Wilden nicht zu haben. Das Mädchen wird ihrem Zukünftigen vorgestellt, aber die Geschenke desselben gehen mehr den Vater der Braut, als diese selbst an. Sie bestehen in Wildpret und Lebensmitteln; bisweilen erhält sogar der Schwiegervater einen Mantel, Lanzen oder Hausgeräthe. Im 11. oder 12. Jahre wird das Mädchen dem Manne übergeben. Bei diesen Heirathen heißt der Gatte parn yocker. Diejenigen, welche ihre Frauen rauben, was häufig geschieht, müssen sich mehr Mühe geben, um das Wohlwollen derselben zu gewinnen. Bisweilen wird wohl Gewalt gebraucht und das junge Mädchen gegen seinen Willen fortgeschleppt; ist es aber einem alten Manne bestimmt, so folgt es freiwillig einem jüngern und annehmlichern. Der ganze Stamm kennt und duldet eine solche Flucht. Eine Zeit lang halten sich die beiden Liebenden versteckt, verändern oft den Aufenthaltsort und entziehen sich den Verfolgungen des beleidigten Gatten, denn dieser denkt an nichts, als an Rache. Das flüchtige Paar schwebt in Gefahr, bis die Frau schwanger ist. Dann schreiten die Freunde ein; man besänftiget den Mann mit einigen Geschenken und das erste Band der Ehe ist zerrissen. So mit der Frau eines andern entfliehen und in den Wäldern herumziehen, heißt in Australien marr in kolata. Am häufigsten wird die untreue Frau wieder erlangt. Ihr Mann führt sie in sein Haus zurück und schlägt sie gewaltig oder durchsticht ihr den Schenkel mit seiner Lanze. Die Untreue ist in diesen Haushaltungen sehr häufig. Der Mann fürchtet sie immer, hat stets ein wachsames Auge auf seine Ehehälfte und schlägt sie bei der geringsten Ursache zur Klage. Fast alle Männer bleiben bis zum dreißigsten Jahre ehelos, bisweilen auch noch länger. Die Greise haben nicht blos mehrere Frauen, sondern Frauen von jedem Alter.

Dieser ziemlich seltsame Zustand der Dinge wird durch einen noch seltsameren Gebrauch, das tarra manakkarak, gemäßigt, was Aehnlichkeit mit dem italienischen Cicisbeat hat. Die Sitte besteht darin, einer Frau noch bei Lebzeiten ihres Mannes den Hof zu machen unter der wohlbekannten Bedingung, daß sie nach dem Tode des alten Ehemannes die Gattin des Liebhabers wird. Es ist eine Art, in erlaubtem und geduldetem Ehebruche zu leben, wobei indeß soviel Rückhalt und Decorum beobachtet werden muß, um weder die Eifersucht des nominalen Ehemannes, noch das Aergerniß der andern Ehepaare des Stammes zu erregen.

Wenn ein Mann stirbt, so begeben sich gewöhnlich die jungen Weiber desselben während der ganzen Dauer der Trauer zu ihrem Vater; sie müssen diese Zeit hindurch jede Art von Vertraulichkeit mit dem vermeiden, mit welchem sie sich verbinden wollen. Wenn sie diese dem Andenken des Todten schuldige Achtung aus den Augen setzen wollten, würden sie sich einer starken Züchtigung aussetzen; entfliehen sie aber später mit ihrem Liebhaber, so macht man kein großes Aufheben davon.

Die Frauen kommen sehr leicht und fast ohne allen Schmerz nieder; den Tag nach der Entbindung suchen sie sich wieder wie gewöhnlich ihre Nahrung. Die Dauer der Kindheit ist in mehrere Perioden getheilt, welche sämmtlich besondere Namen haben. In den ersten Tagen wird das Kind auf dem linken Arme in einem Zipfel des Mantels getragen; später hängt es auf den Schultern der Mutter. Die Kinder bleiben völlig nackt, bis sie allein gehen können. Werden zwei Kinder auf einmal geboren, so wird das eine umgebracht; sind sie von verschiedenem Geschlechte, so läßt man das Mädchen am Leben. Als Grund zu dieser barbarischen Sitte geben die Wilden an, eine Frau habe weder Milch genug für zwei Kinder, noch sey sie stark genug, beide zu tragen, wenn sie ihre Nahrung suche. Die Kinder saugen bis zum vierten, fünften Jahre; lange ehe sie entwöhnt werden, können sie sich selbst Nahrung suchen. Ein junges Mädchen von neun bis zehn Jahren ist die gewöhnliche Wärterin der kleinen Kinder; sie führt sie in der Umgegend des Ortes herum, wo der Stamm sein Lager aufgeschlagen hat, um dort mit spitzigen Stöcken Wurzeln auszugraben. Wenn die kleine Schaar einen Fremden erblickt, verbergen sich sogleich alle im Grase wie Wildpret, das man überrascht, und ducken sich auf die Erde.

Bei ihren Tänzen sind sie völlig nackt, sie bekleiden sich aber, wenn die Engländer zugegen sind. Dann bedecken sie die Lenden mit ihren Mänteln und lassen nur den Oberkörper frei. Das Gesicht dieser Wilden ist gewöhnlich roth bestrichen und auf den Armen und dem Körper sind verschiedene Figuren mit weißer Farbe gemalt. Das Weiß ist das Zeichen der Trauer, aber man braucht es auch bei dem Tanze, weil diese Farbe in der Nacht mehr absticht. Die Mulgaradocks tanzen nie.

Bei den feierlichen Tänzen wird ein großes Feuer auf einer ebenen Fläche angezündet und hinter diesem Feuer sitzt ein Greis, den man den Vorsitzenden des Festes nennen könnte. Die Tänzer beobachten alle dieselben Stellungen; sie machen Geberden und symetrische Schritte, welche blos von Zeit zu Zeit wechseln. Bisweilen bleiben sie mit einemmale stehen, brummen zwischen den Zähnen, drehen den Kopf bald nach der, bald nach jener Seite und nehmen die grotesksten Stellungen an. Diese Tänze scheinen allegorischer oder symbolischer Natur zu seyn; sie stellen oft Jagdpartien vor, soviel man aus ihrem Geschrei dabei abnehmen kann: warro, wait, turt (Emu, Känguru, Hund). Bei dem Tanzen bewegen sie grüne Zweige, nähern sich abwechselnd einander und legen sie vor dem Greise nieder, welcher den Vorsitz bei ihren Spielen führt. Ein andermal sind sie mit Lanzen bewaffnet und thun, als ob sie einen ihrer Gefährten umbrächten, worauf die Lanzen und Zweige dem Greise ebenfalls übergeben werden. Dieser sitzt während der ganzen Zeit auf dem Boden, nimmt ein ernstes und würdevolles Wesen an und wendet den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite, als wolle er die Bewegungen der Tänzer beobachten und leiten. Außerdem schüttelt und zieht er seinen Bart bald mit dieser, bald mit jener Hand. Der Dr. Rind sah die Frauen nicht mit den Männern tanzen und glaubt nicht, daß diese Vermischung jemals vorkomme. Der Tanz geschieht mit einem lauten Geschrei, das keine Art von musikalischem Gefühls verräth. Jede Person wiederholt bei jedem Sprunge die Worte wau wau oder woù woù, deren Bedeutung unbekannt ist. Bisweilen bleiben sie plötzlich stehen, um einen gellenden Schrei auszustoßen. Diese Tänze finden nur in Friedenszeiten statt. Im Kriege würden sie sich dabei den Ueberfällen ihrer Feinde aussetzen und den Ort ihres Lagers verrathen.

Die Engländer glaubten in den ersten Jahren der Colonisation lange, zwei oder drei Personen der Schaar wären wirklich die Oberhäupter der andern. Es waren durch ihre Länge, ihren schönen Körperbau, ihre Gewandtheit und besonders durch die Malereien auf ihrem Körper bemerkenswerthe Männer. Sie hießen Naikennon, Gnewit und Warti. Später aber erkannte man, daß ihr Vorrang sich nur auf einen gewissen Einfluß beschränke, welcher von ihrer körperlichen und geistigen Ueberlegenheit herrührte, und eine bestimmte, unbestreitbare Oberherrschaft für sie nicht bestand. Naikennon gab sich allerdings für den König der schwarzen Männer aus. Er zögerte lange, seine Würde in einem Besuche bei den Weißen zu gefährden, und als er sich endlich dazu entschloß, stellten ihn seine Gefährten mit einer Art Etikette vor, sprachen lange und vortheilhaft von ihm und schienen ihn für ihren Obern auszugeben.

Naikennon war einer der schönsten Männer im Lande. Sein Haar war in einen Büschel am Hinterkopfe zusammengenommen, festgebunden und mit einem Büschel weißer Federn verziert. An seinem linken Arme befand sich ein ähnlicher Büschel. Seine Brust und Schultern waren mit zahlreichen erhabenen Tättowirungen (umbin) bedeckt. Er zeichnete sich durch eine große Zurückhaltung in seinem Benehmen aus und sprach wenig. Eine lange Zeit weigerte er sich, die Ansiedler auf ihren Jagdpartien zu begleiten und ihnen die kleinern Dienste zu erweisen, welche man gewöhnlich von den andern Gliedern des Stammes erhielt. Endlich aber ließ er sich nebst seinem Bruder Maukorrai herab und wurde dann fest verbunden mit den Fremden, deren Aufenthaltsort er selten verließ. Damals konnten sich die Engländer überzeugen, daß er durchaus keine bestimmte Gewalt über seine Landsleute besaß.

Bei ihren Verheirathungen sind sie nicht auf besondere Stämme beschränkt, aber sie halten es für das beste, eine Frau so weit als möglich

Digitized by Google

herzuholen. In diesem Falle haben die Söhne das Recht, in dem Vaterlande ihrer Mutter zu jagen. Die Eingeborenen sind sehr eifersüchtig auf das Eigenthumsrecht und der Boden ist in Bezirke getheilt, deren jeder einer Familie angewiesen ist. In gewissen Jahreszeiten machen die jungen Leute, welche auf eine Lustpartie ausgehen, ihren Nachbarn einen Besuch und gehen in dieser Absicht oft 40 bis 50 Meil. (engl.) weit. Ihr Aufenthalt, der gewöhnlich nur eine sehr kurze Zeit dauert, wird durch Feste gefeiert.

„Eines Tages," erzählt Rind, „als ich mich mit Maukorraï und fünf oder sechs andern seiner Landsleute auf der Jagd befand, hörten wir in dem Walde kuhi, kuhi kaka. Mein Gefährte blieb stehen; er sagte, es kämen Fremde, es wären Feinde, und äußerte den Wunsch, ich möge ihn bei einem Angriffe unterstützen. Bald aber erkannte er, daß es Freunde waren, und wir gingen auf dieselben zu. Es waren sechs Männer von dem Stamme Murran, die sich auf dem ganzen Wege tanzend uns näherten.

„Ihre Lanzen und ihre mearns oder Stöcke zum Schleudern der Lanze trug ein einziger von ihnen und die übrigen waren unbewaffnet. Sie waren über den ganzen Körper bemalt; jeder hatte auf der Stirn ein Band, in welches Blätter der Xantorrea gesteckt waren, die um das Gesicht herumfielen. Jeder trug außerdem noch einen grünen Zweig in der Hand.

„Unterdeß gingen die Männer der beiden Stämme einige Zeitlang in einem Kreise herum und umarmten einander mehrmals. Jeder schlug den Arm um den Leib seines Freundes, hob ihn etwas über den Boden und küßte ihm die Hände, welche Artigkeiten von den andern in derselben Form sogleich zurückgegeben wurden. Danu begann der Tanz von neuem und ich verließ sie."

Die grünen Zweige, welche diese Wilden bei fast allen Ceremonien herumtragen, scheinen ein Pfand des Friedens zu seyn; sie spielen auch eine große Rolle in ihren Tänzen. Wenn sich Streitigkeiten zwischen zwei Personen erheben, so schreiten die beiden resp. Familien ein und besänftigen sie. Ist Jemand getödtet worden, so bereitet sich der Stamm sogleich, diesen Mord durch den Tod eines Opfers zu rächen, es liegt aber nichts daran, ob dieses Opfer der Mörder selbst oder eine andere Person aus dessen Stamme ist. Dieses Gefühl der Wiedervergeltung wird so weit getrieben, daß wenn ein Mann zufällig stirbt, indem er vou einem Baume fällt, im Meere ertrinkt ꝛc., dieses Unglück von seinen Freunden dem bösen Zauber irgend eines Mulgaradocks eines feindlichen Stammes zugeschriebeu wird, und das Ehrgefühl verlangt von ihnen, daß sie ihrerseits eine Person aus diesem Stamme tödten. Fühlt sich ein Mann gefährlich krank, und hat alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben, so sucht man Jemanden zu tödten, weil man überzeugt ist, nur durch den Tod eines Andern könne der Kranke wieder hergestellt werden.

Bei ihren Privatstreitigkeiten bedienen sie sich zum Schlagen ihrer Stöcke und Keulen, es fallen aber dabei selten tödtliche Streiche. Ob sie gleich keine Schilde haben, wissen sie den Lanzenstichen doch sehr geschickt zu entgehen. Der gewöhnlichste Beweggrund ihrer Streitigkeit sind die Frauen. Bei andern minder wichtigen Zänken suchen sie einander nicht zu tödten, sondern blos zu verwunden; sobald Blut fließt, hört der Streit auf.

Auf andern Punkten Australiens haben die Eingeborenen öffentliche und regelmäßige Kämpfe mit einander; sie machen ihre Streitigkeit auf dem Kampfplatze aus, aber in der Gegend von König-Georgs-Hafen wird der Krieg nicht so edelsinnig geführt; man hält hier am meisten auf Ueberfälle, oft bei Nachtzeit, nnd beschränkt sich größtentheils auf bloße Scharmützel. Bei der Annäherung des Feindes wird ein Schrei ausgestoßen und alle streitbaren Männer eilen mit ihren Lanzen an Ort und Stelle, wobei sie entsetzliche Grimassen machen, so daß sie wie Wahnsinnige aussehen. Selten kämpfen mehr als zwei Krieger auf jeder Seite auf einmal und während dieser Zeit suchen die Andern, statt zu kämpfen, sie zu trennen, was eine außerordentliche Verwirrung veranlaßt. Sie stehen einige Schritte von einander und werfen ihre Lanzen auf einander, denen sie mit einer wahrhaft wunderbaren Gewandtheit entgehen; es reicht eine kaum bemerkbare Bewegung dazu hin.

In Kriegszeiten verlassen die Eingeborenen von König-Georgs-Hafen ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort und ziehen sich in entlegene Gegenden zurück, um ihre Frauen und Kinder in Sicherheit zu bringen oder sie vereinigen sich auch in großer Anzahl, so daß sie imposante und unangreifbare Lagerplätze bilden. In diesem Falle zünden sie selten andere Feuer an, als die, welche zur Bereitung ihrer Speisen nöthig sind und um ihre Feinde irre zu leiten, wechseln sie ihren Aufenthaltsort oftmals. Die Krieger sind gewöhnlich ehelos. Sie ziehen in kleinen Abtheilungen zu drei oder vier Mann und suchen auf ihrem Wege so geringe Spuren als möglich zurückzulassen, weshalb sie auch die bekanntem nnd betretenen Wege vermeiden. Trotz dieser Vorsicht wissen die Eingeborenen die Spuren eines solchen Corps aufzufinden und zu verfolgen. Haben sie ihren Feind einmal entdeckt, so gehen sie ihm truppweise entgegen, aber nur in der Nacht und kriechen auf Händen und Füßen, bis sie nahe genug gekommen sind; dann schleudern sie ihre Wurfspieße. Eine so überfallene Partei entflieht, ohne sich zu vertheidigen, ohne Widerstand zu versuchen; sie benutzt die Nacht, um den Ort zu verlassen, und ein anderes Asyl zu suchen. Wenn man sich dem Angriffe widersetzen wollte, würde eine entsetzliche Verwirrung entstehen, wie sie meinen und sie könnten ihre Freunde von ihren Feinden nicht unterscheiden. Bei diesen Ueberfällen werden die Frauen und Kinder bisweilen ermordet, obgleich häufig ein einziges Opfer dem Sieger bei jedem Angriffe genügt. Der Krieg ist für diese unglücklicheu Völkerschaften ein dauernder Zustand, welcher der Vermehrung der Bevölkerung sehr nachtheilig seyn muß. Da niemand unterliegt, ohne Freunde zur Rache zu hinterlassen, so geht der Kampf vou Widervergeltung zu Widervergeltung ohne Aufhören fort.

Die Sprache der Eingeborenen von König-Georgs-Hafen hat nichts Unangenehmes, sie besitzt vielmehr einen gewissen angenehmen Wohllaut. Gewöhnlich sprechen sie sehr schnell und wenn sie in zahlreichen Gesellschaften beisammen sind, feiern sie bisweilen ein für sie wichtiges Ereigniß durch einen improvisirten Gesang. Dies geschieht noch häufiger von Frauen, wenn sie allein sind. Dann lassen sie ihrer Spottsucht freien Lauf nnd stimmen Lieder an, welche für die Männer oft sehr beleidigend sind. Zu jeder Zeit ist der Lärm in ihrem Lager sehr groß. Ruhe und Stille tritt nur bei der Annäherung eines Fremden ein, dauert aber auch nur so lange, bis der Ankommende erkannt ist.

Seit einigen Tagen befand ich mich an dieser Küste, ohne meinen Wunsch nach einer Kängurujagd erfüllen zu können. Es fehlte an Gelegenheit und günstiger Zeit. Endlich als der SW-Wind heftig zu wehen begann, sagte mir mein Freund Yalepuol, dies sey der günstige Augenblick zur Jagd und wir müßten ihn benutzen. Trotz dem Sturme brach ich mit vier Wilden auf und gelangte an einen mit Rohr bewachsenen Sumpf, wo ich häufig einige jener seltsamen Thiere gesehen hatte. Die Eingeborenen wußten übrigens, daß eines sein Lager darin habe. Bei dem Hingehen zu diesem Lager sorgten sie dafür, daß sie den Wind immer grade im Gesicht hatten; in einer gewissen Entfernung endlich forderten sie mich auf, stehen zu bleiben. Sie legten ihre Mäntel ab, krochen auf Händen und Füßen weiter und rührten sich nicht, wenn der Wind aufhörte. Wenn das erstaunte Känguru sich zufällig nach ihnen wandte uud sie bemerkte, blieben sie ganz unbeweglich und wie todt liegen. Nachdem dies etwa zehn Minuten geschehen war, befanden sie sich nur noch einige Schritte von dem Känguru und warfen alle ihre Sagaien nach demselben. Eine traf es au ein Hinterbein, eine andere an den Kopf, das Thier fiel und that noch einige Sätze, aber die Wilden fielen über dasselbe her und schlugen es vollends todt. Als ich ankam, war das Känguru schon fast ganz zerstückt, aber die Jäger hatten zuerst die besten Stücke gesucht. Einer riß die beiden vordern Zähne aus der untern Kinnlade, welche die Spitzen ihrer Spitze bilden. Ein anderer biß dem Thiere die Spitze des Schwanzes ab und zog die sehnigen Fibren heraus. Diese Fibren wickeln sie zum Trocknen nnd Dörren um einen Stock und dann dienen sie ihnen als Zwirn bei

Digitized by Google

dem Zusammennähen ihrer Mäntel von Thierfellen und zur Befestigung der Lanzenspitzen. Die Eingeborenen begaben sich darauf in ihr Lager, ihre Beute im Triumphe mit sich tragend und der ganze Stamm empfing sie mit einem Freudengeschrei. Ich erhielt als Antheil ein Rückenstück von dem Känguru; gehackt und gedämpft mit Schweinfleisch giebt es ein recht gutes Gericht, welches bei den Engländern steamed heißt.

Sind die Eingeborenen zahlreich, so jagen sie das Känguru auch noch auf andere Weise. Sie bilden nämlich einen Kreis, dessen Umfang sie immer mehr verringern, bis sich das Thier ihren Schlägen darbieten muß.

Die Eingebornen von König-Georgs-Hafen jagen ferner den Emu oder Casuar, besonders im Winter, zu welcher Zeit diese Vögel brüten. Haben sie ein Nest ausfindig gemacht, so verstecken sie sich hinter einem Busche und suchen zuerst das Männchen zu erlegen, weil sie sicher sind, dann das Weibchen gewiß auch zu erlegen. Selten aber gelingt es ihnen, sich dieses Wildprets zu bemächtigen.

Kapitel XXXI.

Australien. — Känguruinsel. — Port Western.

Powell hatte nichts mehr in König Georgs-Hafen zu schaffen und ging am 6. Decbr. wieder unter Segel. Wir steuerten nach O. bei ziemlich rauhem Wind und Meer, obgleich es die Zeit des australischen Sommers war. Nach einer zehntägigen traurigen Fahrt ließen wir am 16. Decbr. den Anker zu Rapean Bay an der Känguru-Insel fallen. Die Insel erhielt diesen Namen im Augenblicke ihrer Entdeckung; als Flinders 1802 daran anlegte, waren die Kängurus so zahlreich und so wenig schüchtern, daß seine Mannschaft an einem Abende 30 dieser Thiere erlegte, von denen das kleinste 60 Pfd. und das größte 125 Pfd. wog. Sie weideten truppweise auf einem grünen Platze an dem Rande eines Waldes. In nicht geringerer Anzahl schleppten sich ungeheure Seekälber an der Küste bis zu den Kängurus und schienen mit diesen in vollkommen gutem Vernehmen zu leben. Flinders bemerkte, daß die Seekälber bei der Annäherung von Menschen mehr Klugheit zeigten als die Kängurus. Diese kümmerten sich nicht im mindesten um die Engländer; vielleicht hielten sie dieselben für Seekälber, während die Seekälber nicht so dumm waren, die Engländer für Kängurus anzusehen. Flinders hätte hinzusetzen sollen, die Seekälber hatten vielleicht an andern Küsten Australiens bereits die Menschen kennen gelernt, während die auf ihre Insel beschränkten Kängurus nicht dieselbe Erfahrung hatten machen können. Wie dem nun auch seyn mag, so ist soviel gewiß, daß sie gegenwärtig diese Erfahrung haben und diese ihr früheres zutrauliches Wesen ganz geändert hat. Als wir nahe an Känguru Head kamen (Taf. 36. Abbild), das Flinders als den Lieblingsaufenthalt dieser Thiere beschreibt, entflohen von zehn neun so schnell als möglich sobald sie uns bemerkten, und wir konnten nur auf zwei schießen, welche unsere Hunde nach einer Stelle trieben, wo einige von uns im Verstreck lagen. Man schoß auch, aber vergeblich, einigemale nach Casuaren. Diese Vögel fallen selten sogleich auf den Schuß; wie sehr sie auch verwundet sind, suchen sie doch zu entfliehen und dann findet man sie nicht leicht wieder.

Die Känguru-Insel ist ein grünes Eden bei den unfruchtbaren und nackten Küsten Australiens. Ein frischer Rasen zieht sich längs den Schieferfelsen hin, die in vollkommen horizontalen Schichten liegen. Diese Vegetation, diese einem Teppich ähnliche Küste müssen ohne Zweifel eine große Anzahl Kängurus angelockt und ihre Vermehrung begünstigt haben. Alle andern Theile der Bucht sind von ziemlich dichtem Wald bewachsen.

Als Flinders diesen Ort entdeckte, bemerkte er, daß die damals grünen Bäume viel ärmlicher zu seyn schienen als eine Menge anderer, deren abgestorbene Stämme noch dastanden oder in Stücken umherlagen. Da diese riesenhaften Gewächse alle an einem Tage und in Folge eines allgemeinen Brandes abgestorben zu seyn schienen; da übrigens nichts verrieth, daß jemals Menschen hier gewesen, so schloß er, der Blitz möge diese Wälder in Brand gesteckt haben. Seiner Berechnung nach konnte dies Ereigniß von 20 bis 25 Jahren geschehen seyn.

Die Känguru-Insel ist ungefähr 30 St. lang und 10 St. breit und von mittlerer Höhe. Das Innere der Insel ist unbekannt; man hat auf ihr noch keine Einwohner gefunden; man weiß nur, daß das Land um das Cap Jervis, welches von der Känguru-Insel nur durch einen 2 bis 3 St. breiten Canal getrennt ist, dieselbe ärmliche schöne Menschenrace nährt, welche an König Georgs-Hafen wohnt. Einige Monate vor unserer Ankunft zu Rapean Bay hatte ihre Wildheit den Tod eines braven englischen Officiers veranlaßt, der ein Opfer seiner Liebe zur Wissenschaft wurde. Von unserm Ankerplatze aus konnte man den Gipfel des Berges Lofty, den Schauplatz des Unglücks, sehen. Später wurde mir der Vorfall zu Port Jackson auf folgende Weise erzählt. Jene edle Aufopferung in fernen Ländern verdient Echos zu finden, welche sie der Welt wiederholen, damit die Namen der Märtyrer der Wissenschaft, wie die der andern Märtyrer geehrt werden.

Der Lieutenant Sturt, von welchem später die Rede seyn wird, hatte den Lauf des Flusses Murray verfolgt und den großen See Alexandrina entdeckt, der bei dem Cap Jervis mit der Bai Encounter durch einen zwar ziemlich breiten, aber selbst für die kleinsten Schiffe nicht befahrbaren Canale in Verbindung steht. Sturt vermuthete, dieser See könnte wohl mit einem tiefern Canale mit dem Busen St. Vincent in Verbindung stehen; die Ermittelung war von Wichtigkeit für das ganze Colonisationssystem des südlichen Australiens und für die Verbindungen, welche man mit dem Innern unterhalten könnte.

Der Capitain Barker, der von einer Sendung nach König Georgs-Hafen zurückkam, unternahm es, die große geographische Frage zu lösen. Den 10. April 1831 kam er an das Cap Jervis, fuhr sehr nahe an der Ostküste des Busens St. Vincens hin und überzeugte sich, daß in einer ziemlich großen Ausdehnung kein Canal sichtbar sey.

Um seiner Untersuchungen noch sicherer zu seyn, ging der Capit. Barker mit Kent, zwei Soldaten und seinem Bedienten an's Land. Sie landeten bei einem kleinen Flusse, dessen Mündung durch eine Barre verschlossen war und der aus der Bergkette der Küste gegenüber kam. Die Landschaft sah fruchtbar aus. Die Ufer des Flusses bestanden in natürlichen, leicht bewaldeten und mit Kräutern aller Art bewachsenen Wiesen. Der Boden war fruchtbar und chocolatenfarbig, wie man vermuthete von der Zersetzung des bläulichen Kalksteins, der sich längs der Küste zeigte. Am Ende des Canals führte ein von Felsen beengtes Thal in das Gebirge. Man fand hier viel süßes Wasser in den Teichen, die sich bei dem letzten Regen gefüllt hatten. Hier bivuakirte die kleine Schaar.

Den andern Tag begann der Capit. Barker nebst Kent und seinem Bedienten den Berg Lofty zu ersteigen. Die untern Theile scheinen von Thonschiefer gebildet zu seyn; die Seiten und der Gipfel waren mit Bäumen bedeckt, welche eine außerordentliche Höhe erreichten. In Osten war die Aussicht durch andere parallel laufende Bergketten beschränkt, in W. aber hatte man die entzückenden Ufer des Canals vor sich.

Im Verlaufe des Tages ging man an dem Rande einer tiefen Schlucht hin, deren Seiten dem Blicke einen Teppich von schönem Grün zeigten. In einer Tiefe von 600 F. auf dem Grunde der Schlucht floß ein kleiner Fluß im Felsenbette. Hier und da stellten ungeheure Felsenblöcke seinem Laufe gleichsam einen Damm entgegen und an solchen Stellen hatte das Wasser den Stein so abgewaschen und geglättet, daß die ihn durchziehenden Adern von rothem und blauem Quarz Mosaikarbeiten bildeten. Einige Meilen von dieser Schlucht machten unsere Reisenden zum zweitenmale Halt.

Der folgende Tag führte sie auf den Gipfel des Berges Lofty, ungefähr 2250 Fuß über dem Meeresspiegel und in einer Entfernung von 11 Meil. von der Küste. Am meisten überraschte sie auf diesem Berggipfel die Größe der daselbst wachsenden Bäume. Ein Stamm hatte vierzig Fuß im Umfange und diese kräftigen Gewächse schienen weder von den herrschenden Winden, noch von ihren hohen Standpunkten zu leiden. Die mei-

Digitized by Google

sten gehörten zu dem Geschlechte eucalyptus und ein Baum zeichnete sich durch den eigenthümlichen Wohlgeruch seiner Rinde aus.

Unsere Reisenden stiegen an der nördlichen Seite des Berges wieder herab und erreichten den Punkt, wo die Bergkette in NNO. sich endigt. Hier hatten sie eine noch weitere Aussicht als selbst auf der Höhe. Sie überblickten den größten Theil des Meerbusens, konnten die Berge erkennen, welche ihn in NNW. einschließen, und gerade nach O. einen andern, dem Lofty ganz ähnlichen Berg, welcher die Kette auf diesem Punkte zu schließen und den See Alexandrina zu verdecken schien. Barker schloß daraus, daß dieser Berg derselbe sey, welcher sich nach Strut am Rande des Sees selbst erheben sollte, der ihm mit dem Lofty verwechselt hatte. Der letztere erhielt mit Recht den Namen Barker.

Diese erste Expedition war glücklich. Die Reisenden befanden sich am 21. April wieder an der Küste. Aber sie gingen einige Tage nachher wieder ans Land und zwar in einer kleinen ziemlich sichern, unmittelbar nördlich am Cap Jervis liegenden Bai, und fanden am Hintergrunde derselben ein 9 bis 10 Meil. langes und 3 bis 4 M. breites Thal. Dieses an zwei Seiten von Ausläufern der Hauptkette eingeschlossene Thal war reich an Weiden, auf denen sich viele Kängurus zeigten. Obgleich hier und da steinig, war der Boden doch im Allgemeinen fruchtbar und von angenehmen Anblicke. Barker wendete sich mit seinen Begleitern gerade nach Osten, ging über die erste Hügelkette und gelangte sodann in ein unfruchtbares, steiniges und mit Gebüsch bewachsenes Thal. Sie gingen über dasselbe und eine zweite Kette, von der sie die Encounter Bay sehen konnten. Der Capitain Barker erstieg den höchsten Punkt und erkannte von da endlich den See Alexandrina und den Canal, durch welchen derselbe mit der Encounter Bay in Verbindung steht. Er stieg nun zu diesem Punkte hinab, kam an den Canal und folgte ihm, bis er die SO-Spitze des Cap Jervis sehen konnte. An dieser Stelle war der Canal etwa eine Viertel Meile breit und Barker wollte hindurch schwimmen, um an das andere Ufer zu gelangen, wo er eine weitere Aussicht zu finden glaubte.

Zum Unglücke war er der einzige, der schwimmen konnte; Niemand vermogte ihm zu folgen. Vergeblich suchte man ihm abzurathen; er bestand darauf, ob er gleich kränklich und leidend war. Kent befestigte ihm den Compaß auf den Kopf, er kleidete sich aus und ging in's Wasser. In zehn Minuten war am andern Ufer. An dem Ufer machte er mit dem seinen Instrumenten einige Messungen und ging dann an dem entgegengesetzten Abhange hinunter. Man sah ihn nicht wieder.

Hier hört das Tagebuch Kent's auf und das Schicksal des unglücklichen Capitain Barker würde noch immer ein Räthsel seyn, hätte nicht eine Eingeborne, welche lange im Dienste englischer Fischer stand, die Katastrophe ausführlich erzählt.

Von dem ersten Hügel aus wendete sich Barker, wie die Frau erzählte, nach einem andern in großer Entfernung und auf diesem Wege bemerkte er drei Eingeborene, welche von dem Meere kamen und zu dem Lagerplatze ihres Stammes gehen wollten. Sie folgten dem Fremden und wagten sich nicht an ihn, weil sie sich vor dem Instrumente fürchteten, das er in der Hand hatte. Der Capitain suchte anfänglich die Wilden zu beruhigen, dann als er sah, daß dies nichts half, wollte er ihnen lieber zuvorkommen und fiel über einen derselben her. Aber sein Angriff war nicht glücklich; er that seinem Gegner nichts zu Leide, während ihn ein Wilder mit dem Wurfspieße an die Hüfte traf. Um sich aus den Händen dieser drei Feinde zu retten, eilte Barker nach dem Meere zu, aber ein zweiter Spieß traf ihn in die Schulter, dann ein dritter mitten auf die Brust. Er fiel ins Wasser und wurde hier vollends umgebracht; er erhielt mehr als 100 Stiche. Darauf zogen ihn die Eingeborenen heraus und warfen ihn in das tiefe Wasser, wo ihn die Flut mit auf das hohe Meer nahm.

Nach der Frau, welche dies erzählte, hatten die drei Wilden bei der Ermordung des Capitains Barker keinen andern Zweck, als den, sich zu überzeugen, ob man einen weißen Mann auch tödten könne. Sturt meint aber, die That sey wohl aus Rache, als Wiedervergeltung für die Grausamkeiten geschehen, welche die Fischer so oft gegen die Eingeborenen begangen hätten. Derselbe Stamm hatte kurz vorher die feindseligste Stimmung gegen Sturt und dessen Begleiter gezeigt und die drei Mörder Barker's waren ohne Zweifel sehr glücklich, ihren Haß gefahrlos stillen zu können!

Am 18. verließ der „Känguru" den Ankerplatz von Nepean und steuerte nach der Baßstraße. Auf dieser Fahrt kam die Brigg mehr als einmal an der Küste hin, die im Allgemeinen niedrig, sandig und von traurigem Aussehen war. Bisweilen entzogen dichte Nebel sie unsern Blicken. Am 21. fuhren wir um die Spitze des Caps Otway herum, das ein hohes, bewaldetes, grünes, freundlicheres Ufer hatte, als irgend eines der bis jetzt beobachteten Länder. Noch denselben Abend ankerten wir in Port Western an dem nördlichen Theile der Insel Philipp.

Ich wollte sogleich einen Ausflug an die Ufer einer tiefen Bucht machen, welche in diese Insel eingreift. So lange ich mich am Strande selbst hielt, konnte ich gemächlich auf einem feinen Triebsande gehen; aber sobald ich in das Innere hineindringen wollte, stellten Gebüsche und andere Gewächse mir eine so stachelige und so dichte Wand entgegen, daß ich, nachdem ich mir die Kleidungsstücke zerrissen, mich genöthigt sah, umzukehren. Bei der Ebbezeit ist das Ufer von einer Lage weichen Schlammes eingefaßt, der das Einsteigen in die Böte unmöglich macht. Weiter hin ist der Strand mit runden, schwärzlichen und schweren Kieseln bestreut, welche von einer vulkanischen Bildung herzurühren scheinen, was aber nicht der Fall ist; sie enthalten viel Eisen.

Leichter ging es sich auf der Sandspitze, welche den westlichen Theil der Bai bildet. Im Innern ist die Landschaft prächtig und gewährt herrliche Spaziergänge, welche von der Hand des Menschen gebildet zu seyn scheinen. Aber die elenden Volksstämme, welche diese Küsten bewohnen, denken nicht an die Verschönerung ihres Landes. Die Sorge für die Nahrung beschäftigt sie hinreichend. Vielleicht sind nicht einmal die kleinen Wege, welche man bemerkt, durch sie hervorgebracht worden, sondern rühren vielmehr von den Thieren her, welche immer derselben Richtung folgen. Das ist wenigstens die Meinung der Fischer, welche sich häufig und lange in diesen Gegenden aufgehalten haben.

Ziemlich weit an der Küste bemerkten wir einige sehr große Seehunde auf den Dünen ausgestreckt. Man eilte hinzu, aber die Thiere merkten die Gefahr, zogen sich zurück und verschwanden in dem Meere mit einer Schnelligkeit, welche man von solchen Massen nicht erwarten sollte. (Taf. 36. Abbild.) Diese Seehunde sind ausgewachsen 7 bis 10 Fuß lang, haben einen dicken Kopf, eine hohe Stirn, viereckige und kurze Schnauze und eine die Unterlippe überragende Oberlippe. Von dem Kopfe nach der Mitte des Rumpfes zu nimmt ihr Umfang fortwährend zu, von da an aber eben so wieder ab, so daß diese Thiere bei dem ersten Anblicke wie zwei mit der Basis aneinander gefügte Kegel aussehen. Der Rücken sieht gleichförmig aschgrau. Das Kinn, die Achselhöhlen und die beiden Seiten des Körpers sehen roth; die hintern Glieder sind fast schwarz und die vordern dunkelbraun, in das Röthliche spielend. Am Kopfe und Halse ist das Haar lang, steif und grob; an den andern Theilen aber kurz und sehr dicht. Die aschgraue Farbe kommt von der Untermischung dieser Haare, von denen einige gelblich weiß und die andern schwärzlich sind. Hält man sie auseinander, so findet man außerdem darunter einen ziemlich weichen rothen Filz.

Die Jungen sind schwarz und haben ein sehr weiches Fell. Der Kopf ist rund und sie sehen minder häßlich aus als in weiter vorgerücktem Alter. Sie werden in der Gefangenschaft nach einigen Tagen so zahm und zutraulich wie kleine Hunde. Sie haben eine meckernde Stimme, welche der der Ziege gleicht, und holen das Futter aus der Hand dessen, der sie ruft. In jüngerm Alter bewegen sich diese Thiere leichter als wenn sie größer geworden sind, weil ihre Glieder noch nicht außer allem Verhältnisse gewachsen sind, wie es später der Fall ist.

Da das Fell dieser Thiere ein in mehrern Ländern des nördlichen Europa sehr geschätztes Pelzwerk ist und sie sich an der südlichen Küste von Neuholland, besonders in der Nähe der Baßstraße sehr häufig finden, so ha-

Digitized by Google

den englische, amerikanische, russische und französische Fischer seit 30 Jahren diesen Handelszweig mit viel Glück und Gewinn betrieben. Aber durch die unaufhörliche Verfolgung ist dieses Thiergeschlecht an manchen Orten ganz vertilgt, an mehrern aber bedeutend verringert worden. Die Seehundsjäger müssen sich deshalb jetzt weit mehr Gefahren und Anstrengungen unterziehen, um nur etwas zu erhalten. Oft treiben sie diese Thiere auf unfruchtbare nackte Felsen, auf niedrige und fast unzugängliche Küsten. Heut zu Tage ist die Beschäftigung des Seehundsjägers eine der undankbarsten, welche man sich denken kann. Trotz dem giebt es noch eine Menge englischer und amerikanischer Rheder, welche sich derselben von ganzem Herzen widmen und ihr Leben und Vermögen darauf verwenden.

Wir machten mehrere andere Ausflüge auf dieser Küste und besonders an dem östlichen Theile der Bai, wo wir an einem schönen sandigen Strande ausstiegen. Bei unserer Ankunft wurden wir durch das Gezwitscher einer Menge Philedons begrüßt, welche sich gewöhnlich auf den Bäumen an diesem Punkte aufhalten. Die meisten dieser Bäume gehören zu den Geschlechtern banksia, eucalyptus, casuarina, podocarpus, leptospermum etc. Der Boden ist in diesem Striche nur wenig verschieden. Man kann überall hin gehen ohne Hinderniß und ohne Mühe, außer an gewissen Punkten, wo sich die Füße in den Ranken eines Farrnkrautes und einer Art dampieria mit gelben Blüten verwirren.

Es wimmelt hier von Vögeln, die zu den Kuckuks, Philedons, Papageien ꝛc. gehören. In zwei oder drei Stunden hatten wir eine reichliche Beute gemacht. Mehrere Kängurus entflohen bei unserer Annäherung und bisweilen fast zwischen unsern Beinen hindurch; aber ihre Flucht war so schnell, daß sie keine Kugel erreichen konnte. Nahe am Ufer trafen wir ungefähr funfzig mehr oder minder zerstörte Hütten mit Spuren von Heerden und Ueberresten von Muscheln umher, den offenbaren Zeugnissen eines neuerlichen Aufenthalts von Insulanern. Ich hätte diese Eingeborenen gern besucht und zwar wegen des Berichtes Tuckey's, der sie bei der Gründung der Colonie von Port Jackson sah; sie schienen zahlreicher, besser gebaut und gebildeter zu seyn, als die der anderen Bezirke. Sie haben, sagt er, Häuptlinge, welche den Kopf mit Federn vom schwarzen Schwane schmükken, sich roth, gelb und weiß bemalen und sich auf den Achseln ihrer Unterthanen tragen lassen. Uebrigens kannte dies Volk seine Ueberlegenheit und zeigte sich wild und ungastlich. Seine Unreinlichkeit übertraf alles, was man sich in dieser Hinsicht denken kann.

Vor einigen Jahren entstanden blutige Kämpfe zwischen ihnen und den Seehundsfängern, seit dieser Zeit scheinen sie sich in das Innere zurückgezogen zu haben und sie zeigen sich an der Küste nur dann, wenn die Weißen nicht an Port Western zugegen sind. Wenn man auf der einen Seite den wilden Charakter der Eingeborenen und auf der andern die Ausschweifungen dieser Fischer oder Jäger berücksichtigt, so läßt sich wohl vermuthen, daß das Unrecht auf beiden Seiten war und die Eingeborenen klug daran thaten, sich zurückzuziehen.

Die Phasianellen sind an allen Theilen der Küste von Port Western sehr häufig, aber die Muscheln kommen immer ohne das Thier dahin. Am Schiffe sah man viele Exemplare eines andern Weichthieres, das mit jenem große Aehnlichkeit hatte, welches man in verschiedenen Gegenden Frankreichs, besonders um Paris, in fossilem Zustande findet.

Englische Reisende, welche im Anfange des Jahres 1826 zu Lande von Twofold nach Port Western gingen, erzählten, sie hätten an der Ostküste dieser Bucht einen prächtigen Strom, unermeßliche höchst fruchtbare Ebenen und eine Menge anderer Merkwürdigkeiten dieser Art gefunden. Die Regierung von Port Jackson ließ sich durch diese Erzählungen bestimmen, eine Abtheilung Soldaten und Verbrecher dahin zu schicken, um eine Ansiedelung zu gründen. Sie kamen zu Ende 1826 an, einige Tage nach der Anwesenheit d'Urville's, aber statt des schönen Flusses fand man kaum einen Bergbach, dessen Bett ganz trocken war. Nach einem kurzen Aufenthalte nöthigte der Mangel an Trinkwasser die Regierung, jene Personen nach Port Jackson zurückzurufen und, wenigstens für den Augenblick, den Plan, Port Western zu colonisiren, aufzugeben. Es ist schwer zu glauben, daß es dort kein Trinkwasser geben sollte, und übrigens würde es sehr leicht seyn, reichliche Brunnen zu graben. Port Western bietet Schiffen jeder Größe einen herrlichen Ankerplatz und seine Lage mitten in der Baßstraße muß ihm nothwendig einst eine große Wichtigkeit geben.

Kapitel XXXII.

Australien. — Neu-Süd-Wales.

Am 26. Abends verließ der „Känguru" Port Western und kam den nächsten Tag zwischen dem Vorgebirge Wilson, einer ungeheuern Granitmasse, welche Australien nach Süden zu begrenzt, und der Insel Redondo vorbei, einem der Gestalt, Höhe und Einsamkeit wegen imposanten Kegel, der unten steil und mit schöner Vegetation bedeckt ist. In den folgenden Tagen fuhr man in einer Entfernung von 12 bis 15 Stunden an dieser sandigen Küste hin, welche sich von Ram Head bis zu dem Vorgebirge Wilson erstreckt. Schon kann man 20 St. weit die Kette der Warragong-Berge bemerken, welche diesen ganzen Theil der Küste beherrscht und welche die Engländer die australischen Alpen oder die weißen Berge nennen. Wir kamen ziemlich nahe an Cap Howe, einer sandigen Küste ohne Grün und Wasser, vorbei; dann weiter hin an dem Dromedar-Berge, der mehr durch seine Gestalt als durch seine Höhe merkwürdig ist, die nicht mehr als 1000 F. beträgt. Im Innern erblickt man lachendes Wiesengrün mit schönen Bäumen. Selten sehen wir das Land deutlich; am häufigsten entzogen uns dasselbe dichte Nebel oder Rauchwolken von den fortwährenden Bränden, wodurch die Australier überall die Farrnkräuter zerstören.

Als ich am 30. früh auf das Verdeck hinaufkam, sah ich den „Känguru" mit Erstaunen im Eingange einer ziemlich schmalen Straße, welche zu beiden Seiten von steilen, schwärzlichen traurigen Küstenwänden begrenzt war. Zur Linken erhob sich ein hoher zierlicher Leuchtthurm, der sogleich die englische Civilisation verrathen haben würde, wenn auch der an Bord befindliche und das Schiff leitende Lotse nicht noch mehr an die europäischen Gebräuche erinnert hätte, die an die australische Küste versetzt worden sind. (Taf. 36. Abbild.) Als wir durch diese Straße hindurch waren, sahen wir vor uns ein ungeheueres Becken sich ausbreiten, welches alle Flotten der Welt zusammen zu fassen vermag. Die Küsten desselben sind angenehm in Buchten, Spitzen ꝛc. abwechselnd gemacht. Es ist ein herrlicher Salzwassersee. Zur Rechten ist der Boden größtentheils unbebaut und zeigt nur einige Sträucherpartien nebst einer Bekleidung von hohen Farrnkräutern. Zur Linken aber entfaltet sich die ganze Colonisation; Dörfer, Lusthäuser, Meiereien und alles mit einem Aussehen von Wohlstand und Reichthum. Mitten in diesem beweglichen Panorama befindet sich die Stadt und der Hafen Sydney Cove. (Taf. 37. Abbild.) Das ist wirklich eine europäische Stadt, europäischer als alles, was ich in den indischen Meeren hatte sehen können. Schiffe, Forts, Magazine, Straßen und Häuser, alles erinnert an England. Man könnte glauben, in einer kleinen Hafenstadt des Canals zu seyn. Der Bau dieser Stadt ist in einem Zeitraume von 40 Jahren entworfen und in einem Lande der Antipoden ausgeführt worden. Vor vierzig Jahren war hier alles „wüste und leer."

Kaum hatte der Anker gegriffen, so schiffte ich mich mit meinem Gepäcke ans. Powell wieß mich in George-Street in ein Hotel, wo ich gute Aufnahme fand und wo der Preis derselben war, wie in einem Gasthause des zweiten Ranges in London. Die Aufwärter, welche mich bedienten, die Arbeitsleute, welche meine Aufträge besorgten, alle waren Leute, die wegen Diebstahls oder eines andern Verbrechens in England verurtheilt wurden, und doch konnte ich mich während meines Aufenthalts überzeugen, daß die Verbrechen in Port Jackson nicht häufiger sind als in den civilisirtesten Ländern Europas. Die Versetzung in ein anderes Land, eine lange Seereise, ein neu beginnendes Leben in einem unbekannten, halb wilden Lande, alles trägt dazu bei, die Verbrecher zu besserer Einsicht in ihre Interessen zu bringen und ihnen zu beweisen, daß Rechtschaffenheit ihren Mann auch weiter bringt.

Digitized by Google

Ein Spaziergang von einigen Stunden in Sydney lehrte mich diese Stadt bald kennen, deren größte Merkwürdigkeit ihr Daseyn ist. Da die meisten Häuser zwischen Hof und Garten vereinzelt stehen, so nimmt sie einen großen Raum ein. Die Häuser haben nicht mehr als eine oder zwei Etagen. Die Straßen sind größtentheils nach der Schnur gezogen, breit und gut unterhalten. Da sie nicht gepflastert sind, so wird der Staub bisweilen lästig; Schmutz aber ist wegen der fast ununterbrochenen Trockenheit des Climas selten. Die Hauptstraße von Sydney, George-Street, ist fast eine (engl.) Meile lang und wird in rechten Winkeln von Querstraßen durchschnitten, während andere mit ihr parallel laufen. (Taf. 37. Abbild.) Das Wasser, dessen sich die Einwohner bedienen, kommt aus Brunnen oder Cisternen in Felsen. Durch die Stadt fließt nur ein kleiner Bach, der aus einem benachbarten Sumpfe entspringt und durch allerhand Unreinigkeiten bald schmutzig gemacht wird.

Der Theil von Sydney an dem östlichen Streifen des Hafens enthält die meisten öffentlichen Gebäude und Wohnungen reicher Privatleute. Darunter befindet sich der Palast des Gouverneurs, eine angenehme und bequeme Wohnung mit einem großen Park, hübschen Gängen und köstlichen Bosquets. Am meisten aber fallen an diesem Gebäude die Ställe in die Augen, denn sie stehen mit dem Uebrigen in gar keinem Verhältnisse, — eine Bauanomalie, wobei der Baumeister das Gothische mitten in einer Stadt von gestern angewendet hat. Deshalb hält man auch auf den ersten Anblick dieses Gebäude eher für eine Kirche als für einen Stall.

An der westlichen Seite von Sydney Cove liegt der Theil, welchen man gewöhnlich rocks (Felsen) nennt, weil der Grund wirklich nackter Felsen ist. Die Patrizier von Neu-Süd-Wales wagen sich selten in die untern Stadttheile, und als ich den Wunsch äußerte, dieselben zu besuchen, rieth man mir, auf meine Taschen wohl Acht zu geben. Es geschah mir indeß nichts Unangenehmes oder Verdrießliches.

Die Häuser von Sydney sind fast alle aus einem Steine gebaut, welchen die Ufer des Canals von Port Jackson liefern. Auch bemerkt man in dieser Stadt bereits wichtige Gebäude, z. B. hübsche Casernen (Taf. 38. Abbild.), die Gefängnisse der Verurtheilten, die Marinemagazine und die katholische Kirche, welche aber nach einem für die Mittel der katholischen Bevölkerung zu großen Plane angelegt worden ist, weswegen man auch die Arbeiten daran einstellen mußte. Der bescheidenere Tempel der Protestanten hat einen pyramidenförmigen Thurm, welcher jetzt der höchste Bau von Sydney ist.

Unbekümmert um die Zukunft hatten die ersten Ansiedler die Bäume in der Nähe der Stadt niedergehauen; deshalb hat die umliegende Gegend ein kahles, trauriges Aussehen. Seit einigen Jahren bemüht man sich, diesem Uebelstande durch Anpflanzung europäischer Bäume abzuhelfen; aber sie wachsen langsam und verderben oft in diesem heißen trockenen Boden. Selbst die einheimischen Bäume wachsen sehr langsam.

Die gegenwärtige Bevölkerung von Sydney wird zu 15,000 Seelen angeschlagen, worunter 2000 Verurtheilte und 400 Soldaten sind. Man kann sie in fünf deutlich charakterisirte Classen scheiden: die Agenten der Regierung, die Kaufleute und Landleute, die Personen von jedem Stande und Range, welche nie verurtheilt gewesen sind, die Freigelassenen und die Sträflinge.

Die Freigelassenen sind diejenigen, welche als Sträflinge in die Colonie kommen und hier die Freiheit entweder nach Ablauf der bestimmten Strafzeit oder durch theilweise Erlassung derselben erhielten. Diese Classe ist ziemlich zahlreich und mehrere dieser Freigelassenen haben schon ein ansehnliches Besitzthum erworben. Wenn der Gedanke der australischen Colonisation von allen denen, welche gegenwärtig Mitglieder derselben sind, verstanden würde, so müßten diese in die Gesellschaft zurücktretenen, durch Zeit und Strafe von ihrem Fehler gereinigten Menschen mit den übrigen ganz gleichgestellt und, als wäre die Vergangenheit gar nicht, von den Mitgliedern aufgenommen werden, welche mit der Gerechtigkeit nie etwas zu schaffen hatten. So ist es aber nicht. Die Personen von freiem Ursprunge haben in Sydney bereits eine für die Freigelassenen beleidigende Aristokratie gebildet. Diese armen Neulinge werden in keine Patriziergesellschaft zugelassen, sind von allen etwas ausgezeichneten Aemtern ausgeschlossen und ihre Versuche, eine rechtliche Gleichheit herzustellen, haben oft die ärgerlichsten Auftritte herbeigeführt. Dieser Schimpf beschränkt sich überdies nicht blos auf die Person, welche ihn verdient hat, sondern er pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort; das Brandmaal geht vom Vater auf den Sohn über, und in diesem Lande, welches das menschliche Fegefeuer für menschliche Vergehungen seyn sollte, wird das Vergehen nicht blos nicht gebüßt, sondern wird sogar erblich.

Noch seltsamer und schlimmer aber ist es, daß in Folge dieses falschen und ungerechten Systems die Freigelassenen unter sich selbst Categorien eingeführt haben, so wahr ist es, daß eine Ausnahme die andere, eine Ungerechtigkeit die andere erzeugt. Man theilt nämlich diese Classe in reine Freigelassene, welche in der Colonie selbst nicht von neuem verurtheilt worden sind, und in unreine Freigelassene, welche wegen örtlicher Verbrechen nochmals bestraft werden mußten. Diese beiden Classen schließen einander eben so eifrig aus, wie sie beide von den Freien ausgeschlossen werden. Als vor einigen Jahren von den reinen Freigelassenen ein öffentliches Festmahl gegeben wurde, hatte sich ein unreiner Freigelassener mit eingeschlichen. Zum Unglücke wurde dies bemerkt und augenblicklich rief man von allen Seiten: jagt ihn hinaus! Vor die Thüre! hinaus! hinaus! Man schickte sich bereits an, wirklich zur That zu schreiten. Der Unreine hatte alles vorhergesehen und kannte seine Rolle. Seine Absicht war, sich, es möge kosten was es wolle, eine gute Mahlzeit zu verschaffen. Allein gegen alle, wickelte er den Zipfel des Tischtuchs um den Arm, so daß, wenn es zur Gewaltthätigkeit und zum Hinwegreißen kommen sollte, das Tischtuch das ganze Gedeck mit herunterziehen mußte. Als man ihm drohte, zeigte er seinen Arm und fuhr fort, seine Suppe zu verzehren, als sey er blos dazu hergekommen. Bei dem Anblicke dieses seltsamen Vertheidigungsmittels und dieser nicht minder seltsamen Kaltblütigkeit fing der größte Theil der Gäste an, laut zu lachen. Der Unreine aß mit und weiter wollte er nichts.

Einige Ausflüge in Sydney und in der umliegenden Gegend hatten mir nur eine unvollkommene Vorstellung von diesem Theile Australiens geben können. Ich entschloß mich deshalb, weiter zu gehen und die bemerkenswerthesten Oerter von Neu-Süd-Wales zu besuchen. Mein erster Ausflug ging nach Parramatta. Zwei Wege führen dahin, einer zu Wasser, der andere zu Lande. Ich bediente mich beider, des ersten hinwärts und des andern zurück. Wir fuhren um die Spitze Dawer herum, jenseits welcher sich vor uns der Stadttheil der Rocks, der Hafen Derbing, das schöne Etablissement des verstorbenen John Mac Arthur und die köstlichen Landhäuser an den Küste vollständig ausbreiteten. Als wir vor einem der letztern ankamen, rief der bis dahin ganz schweigsame Barkenführer seufzend: „das war das Landgut des armen William Bardley.“ An dem Tone dieser Worte errieth ich, daß dahinter ein Drama liege. „Wer ist der William Bradley?“ fragte ich; „ein Gouverneur, ein Lord, ein Capitain?“ — „Nein, Herr, weder Capitain, noch Lord, noch Gouverneur, sondern ein armer Greis, der seinen Lebensunterhalt ehrlich durch seine Arbeit verdiente. Er lebte hier in diesem Häuschen, das sie an dem Ufer des Canals sehen,“ zufrieden mit wenigem, baute einen kleinen Garten oder fischte einige Fische aus der Bai. Von Zeit zu Zeit hielten einige Herrn aus der Stadt an, um mit dem alten Bradley zu plaudern, der redselig, heiter und geistreich war. Eines Tages bemerkte einer die Abwesenheit des Alten und sah, daß das Häuschen verschlossen war. Er fuhr vorüber, ohne sich weiter darum zu kümmern. Als er noch mehreren Tagen das Häuschen noch immer verschlossen sah, schöpfte er endlich Argwohn und ließ sich an der Küste an's Land setzen. Was sah er? Eine erbrochene Thüre, ein ausgeräumtes, innen verwüstetes Haus. Nur ein Hund war zurückgeblieben, der an den Dielen lag und einem Knochen nagte. Der Herr entriß ihm denselben; offenbar war Bradley ermordet worden und der Hund nagte an dem Leichname seines alten Herrn. Aber wo war der Leichnam? Anfangs konnte man ihn nicht auffinden; die Justiz und ihre Diener schei-

Digitized by Google

terten an dieser Aufgabe. Da kam der Herr auf den Gedanken, den Hund hungern zu lassen, um zu sehen, ob er ein anderes Stück Fleisch oder Knochen und wo er es hole. Das Mittel glückte; der Hund ging gerade zu der Stelle, wo der Leichnam begraben war. Man grub ihn aus und er war bereits sehr in Verwesung übergegangen. Ein Sträfling, der lange in den Diensten Bradley's gestanden hatte, wurde festgenommen und in das Gefängniß gebracht; hier gestand er sein Verbrechen und er wurde in Sydney gehangen. Aber alles dies gab dem armen Bradley das Leben nicht wieder; er war ein braver Mann; wir haben ihn alle beweint.

Jenseits dieser Spitze und bis zur Hälfte des Weges sieht man wenig angebaute Stellen an den beiden Ufern des Canals, die aus Sandsteinfelsen bestehen und mit Holz bewachsen sind, während im Innern eine schwach wellenförmige Hügelreihe hinstreicht. Hier und da in den Busen und Buchten des Canals bemerkt man Hütten, in denen sich Holzfäller, herumziehende Brenner und Landleute auf einige Zeit aufhalten. Wenn die Brenner daselbst wohnen, so verräth ein fortwährender Rauch ihre Anwesenheit.

In einer Entfernung von etwa 7 Meil. und am rechten Ufer erscheint das Gasthaus Squire und sein Landungsplatz mit dem von grünen Stacketen umgebenen Garten. Sein kürzlich verstorbener Gründer war der erste Brauer der Colonie und sein Bier stand lange Zeit in einem großen Rufe auf dem australischen Festlande. Weiter hin auf derselben Seite erblickt man Meiereien und Häuser. Zur Linken ziehen sich die großen Salinen des Herrn Blaxland hin mit dem hübschen Wohnhause, seinen Garten und Park, eine herrliche Landschaft, deren Grün sich amphitheatralisch erhebt. Nach einer Getreidemühle zur Rechten zeigt das Land nur eine Aufeinanderfolge von Feldern, bis man sich endlich der prächtigen Wohnung des Herrn Hannibal Mac Arthur gegenüber befindet, die an einer Biegung des Canals unter Orangenbäumen versteckt liegt, in deren Schatten zahme Kängurus herumhüpfen.

Ein wenig weiter hin kommt die Waisenschule auf einen von Gärten und Weideplätzen umgebenen Hügel dem Hause Mac Arthurs gegenüber. Hier verengt sich plötzlich der Canal und wird Fluß genannt, obgleich sein Wasser noch immer salzig ist. Das süße Wasser beginnt erst jenseits der Brücke von Parramatta, wo das Meerwasser durch einen Damm zurückgehalten wird, der das weitere Vordringen hindert. (Taf. 37. Abbild.) Dieser Umstand allein reicht hin uns anzudeuten, wie sehr sich der Boden von Sydney bis Parramatta in einer Ausdehnung von ungefähr 14 Meil. hebt.

Man landet an dem linken Ufer vor einem großen Gebäude von gebrannten Steinen, welches die Commissionsmagazine bildet, und nach einem Gange von etwa einer Viertelstunde befindet man sich in Parramatta. Diese Stadt nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, aber die meisten Häuser stehen einzeln, haben nur ein Stockwerk und oft blos ein Erdgeschoß und sind von Höfen und Gärten umgeben. Die Straßen sind breit, nach der Schnur gezogen, obgleich größtentheils unbewohnt. Da der Boden hier nicht so fest ist wie zu Sydney, so vermißt man das Pflaster fühlbarer, besonders nach dem Regen. Der Gouverneur hat eine angenehme Wohnung zu Parramatta, welche Stadt die Hauptstadt von Neu-Süd-Wales werden soll. Die Gouverneure halten sich indessen noch immer in Sydney auf und die Ortsbehörden behaupten daselbst den Mittelpunkt der Verwaltung. Parramatta leidet darunter und die Bevölkerung des Ortes beträgt nicht mehr als 3 bis 4000 Personen.

Die merkwürdigsten Gebäude von Parramatta sind die Casernen der Soldaten und der Sträflinge, die beiden Kirchen und das Hotel zum goldnen Vließe. Vor dem letztern, das zwei Stockwerke hoch und aus Ziegelsteinen erbaut ist, befindet sich ein grüner Rasenplatz mit einem Wege für Wagen rund herum und einem schönen eisernen Geländer. In diesem Hotel finden die vornehmen Fremden Aufnahme und das vollständigste englische Comfort. Eine Viertelstunde von der Stadt steht ein großes Gebäude, welches Female Factory heißt. In demselben befinden sich die Frauen, denen man nach ihrer Ankunft in der Colonie nicht sogleich die Freiheit bewilligen will, und jene, welche diese Freiheit seit ihrer Anwesenheit verloren haben. Obgleich dieses Gefängniß von allen Seiten mit 12 Fuß hohen Mauern umgeben ist, finden die Eingeschlossenen doch häufig Mittel zu entkommen.

Da Parramatta in einer von Hügeln umgebenen Ebene liegt, so concentriren sich daselbst die Sonnenstrahlen von allen Seiten und die Stadt hat dem zu Folge immer 3 bis 6 Grad Wärme mehr als Sydney. Deshalb tritt auch in den Sommermonaten oft eine langedauernde und verdorrende Trockenheit ein. Die grünen Wiesenteppiche, die blühenden Gebüsche, die lachenden Hügel entkleiden sich dann ihres Schmuckes und alles welkt. Statt einer kräftigen und glänzenden Vegetation hat man nur eine staubige Landschaft, ohne Lufthauch, ohne Blatter und ohne Wasser vor sich.

Da Powell sich in Sydney nur zwei Wochen aufhalten konnte, so durfte ich meine Ausflüge trotz meinem Wunsche nicht bis zu den Ebenen von Bathurst jenseits der blauen Berge ausdehnen; aber diese Zeit reichte wenigstens zu einem Besuche der bemerkenswerthesten Punkte von Cumberland und Neu-Süd-Wales hin. Ein junger englischer Arzt, Harry, mit dem ich bald Bekanntschaft gemacht hatte, erbot sich mir als Führer in einem Lande zu dienen, das er nach allen Richtungen durchzogen hatte. Wir mietheten zu Parramatta einen hübschen Gig mit zwei feurigen Pferden und rollten mit Anbruch des folgenden Tages nach Windsor hin.

Von Parramatta nach Windsor zählt man 21. Meil., welche man in einigen Stunden zurücklegt. Windsor liegt an den Ufern des Hawkesbury, eines schönen Flusses, dessen Wasser bis 60 Meil. über seiner Mündung, 30 M. vor Windsor, süß ist. Dieses Windsor ist ein reizender Flecken am Abhange der blauen Berge, welche sich in auf einander folgenden Terassen erheben und in ihrer ganzen Ausdehnung mit immer grünen Wäldern bedeckt sind.

Bis jetzt hat die Stadt nur eine einzige Straße, welche diesen Namen verdient. Man findet hier ein hübsches Gouvernementsgebäude, zwei Kirchen, ein Gefängniß, einen Gerichtshof, Casernen für das Militär und für die Sträflinge, zwei gute Gasthäuser und endlich Laden, wo die für den Verbrauch der Einwohner nöthigen Gegenstände ausgelegt sind. Die Fruchtbarkeit des Landes, welche durch die Anschwemmungen des Flusses immer wieder erneuert wird, macht Windsor zu einem wichtigen Orte. Es wird jährlich eine beträchtliche Menge Getreide ausgeführt.

Gegenüber und an dem andern Ufer des Hawkesbury findet man den Flecken Wilberforce, weiter hin Richmond, die beide wichtig sind und etwa 5 Meil. von Windsor liegen.

Zwölf Meilen von Windsor findet man Emu Ford an der Stelle, wo der Weg von Bathurst durch den Fluß geht, um in die weiten fruchtbaren Ebenen von Emu zu gelangen, welche von dieser Seite die Grenze der Blauen Berge machen. In einer Ausdehnung von 12 Meil. ist der Boden außerordentlich fruchtbar, obgleich den gelegentlichen Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt. Vor Emu Ford liegt das Gut der Regierung, wo zahlreiche Sträflinge mit verschiedenen Ackerbauarbeiten, besonders mit dem Bau von Roggen und Tabak beschäftigt sind.

Einige Meilen weiter hinauf hielten wir bei Sir John Jamison an, der eine prächtige Wohnung auf dem Gipfel eines Hügels besitzt, von wo man die schönste und größte Landschaft überblickt und die Gewässer des Flusses, die lachenden Ebenen des fruchtbaren Emu und eine herrliche Aussicht auf die Blauen Berge hat. Eine Quelle frischen Wassers, ein unschätzbarer Schatz in Neuholland, rinnt neben der Wohnung. Die Besitzung des Herrn Jamison nimmt eine weite Strecke ein; 1000 Acker ungefähr sind bereits urbar gemacht und geben alle Arten von Erzeugnisse in Fülle. Sir John steht in der Colonie wegen seiner unerschöpflichen Gastlichkeit in großem Ansehen. Sein Landhaus ist der Sammelplatz der besten Gesellschaft von Sydney. Sein Park wimmelt von zahmen Kängurus; als ich darin spazieren ging, kam eines auf mich zu, das ich nach der Größe und dem ernsten ehrwürdigen Aussehen für den Patriarchen dieser Colonie hielt. Es kam auf die unschuldigste und sanfteste Weise von der

Digitized by Google

Welt auf mich zu, legte sich neben mir nieder und beroch mich freundschaftlich, um mich zum Streicheln aufzufoedern. „Nehmen Sie sich in Acht!“ rief Harry; „es ist nicht gut spaßen mit ihm, Sie werden es wohl sehen.“ Der junge Engländer that, als wolle er sich zu diesen Liebkosungen geneigt finden lassen. Das Thier setzte sein Spiel fort und legte seine Vorderbeine auf Harry; plötzlich stützte es sich auf den Schwanz und gab ihm mit seinen Hinterpfoten einen kräftigen Stoß, der, obschon erwartet, meinen Reisegefährten vier, fünf Schritte weit auf das Gras hinwarf. Das spaßhafte Känguru wollte dadurch die Spaziergänger an sich erinnern, sie sollten in ihren Taschen suchen, ob sich darin nicht einige Leckereien fänden, die ihm angeboten werden könnten. Diese Gutschmeckerlaune schien der vorherrschende Instinkt dieses Thieres zu seyn. Bei dem Abendessen schlüpfte es durch die halb offen gelassene Thüre und stellte sich ernst und aufrecht hinter den Stuhl Harry's, wie ein Bedienter, beobachtete alle Bewegungen seines Nachbars und klopfte ihn von Zeit zu Zeit mit der Pfote auf die Achsel, um seinen Theil von dem zu fordern, was er auf dem Teller hatte. Da ich die Kängurus dieser klugen Vertraulichkeit nicht fähig gehalten hatte, so machte mir dieser Anblick viel Vergnügen.

Nicht weit von dem Hause des Sir John geht der Hawkesbury, der in der Sprache der Eingeborenen Warragamba heißt, durch wilde Schluchten, wo Felsen seinen Lauf hemmen und Cascaden bilden. Bisweilen besucht man in einem Boote Regent Glen. Hier sind die Ufer des Flusses dicht aneinander gedrängt, hoch und steil; die Bäume breiten ihre Zweige aus und scheinen eine Wölbung über dem Flusse zu bilden, während blühende Gesträucher hier und da die nackten Wände verdecken und aus Spalten herauswachsen.

Die erste Stadt, welche nun kommt, ist Liverpool in dem Bezirke Bringelly, den in W. die Kette der Blauen Berge begrenzt und welcher sich in S. nach den Ebenen von Cow Pasture erstreckt. Der Größe nach kommt Liverpool unmittelbar nach Windsor; es liegt an dem George River, welcher sich in der Botany Bay ins Meer ergießt. Bis dahin beträgt sein Lauf in gerader Linie nur 12 Meil., die Krümmungen gerechnet aber ungefähr das Doppelte. Kleine Schiffe können bis nach Liverpool hinauf kommen. Diese Stadt, welche einen großen Raum einnimmt, hat ganz gerade Straßen, eine Kirche, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, Casernen für die Soldaten und Sträflinge, ein allgemeines Hospital, mehrere gute Gasthäuser und Magazine. Die Einwohnerzahl beläuft sich nicht über 1000 Seelen. Vor funfzehn Jahren sah man an dieser Stelle statt der Häuser, Straßen, Gebäude und Einwohner eine große Tafel an einem Baume mit der Aufschrift: „This is Liverpool (das ist Liverpool).“ Kein Dach war damals zu erblicken. Aber Liverpool war der Durchschnittspunkt zweier Straßen; eine führt nach den fruchtbaren Bezirken Airo, Appire, Illawara und in die Grafschaften Argyle und Lambden nach Süden. Die schnelle und fortschreitende Colonisation dieser bis dahin öden Gegenden hat die Entwickelung Liverpools beschleunigt und allem Anscheine nach wird die Stadt sich von Tage zu Tage vergrößern.

Es kann nichts merkwürdiger und wunderbarer seyn, als der Anblick auf den Ebenen von Cow Pasture dessen, was die Engländer aus diesem Gebirte zu machen gewußt haben. In Cow Pasture befinden sich die Güter und Schäfereien Mac Arthur's, deren Erzeugnisse den Handelsruf von Neu-Süd-Wales begonnen haben. Die Wohnung und was dazu gehört, liegt auf einer Anhöhe eine halbe Meile vom Flusse, und das ganze Besitzthum enthält mehr als 1000 Acker Landes. Es ist fast ein Bezirk, der aus einer Reihe baumloser Hügel besteht, an denen sich treffliche Weiden befinden. Der Uferrand, welcher durch die Anschwemmungen befruchtet wird, giebt auch vortrefflichen Roggen und Mais.

Es fehlte mir an Zeit, um alle Reichthümer des Innern aufzusuchen. Nach einem Aufenthalte von 24 Stunden zu Liverpool, stieg ich mit Harry wieder in den Gig und in einem Tage kamen wir auf einer ganz glatten, breiten, schnurgeraden, macadamisirten Straße, wie sie die Engländer in allen ihren Colonien anlegen, wieder nach Sydney zurück. Kein Element, kein Mittel des Fortschrittes ist stärker und wirksamer als dieses.

Bei unserer Zurückkunft nach Sydney und als wir uns unserm Gasthause näherten, sahen wir an der Thüre ein halbes Dutzend Personen, von denen ein Mann sich durch den Hut mit Schnuren und einer langen schwarzen Feder, einen großen blauen Rock mit Schnuren ähnlich denen, welche die englischen Officiere tragen, seine Stiefeln und seine ungemein schmuzigen, fast zerlumpten Beinkleider auszeichnete. Auf seiner Brust glänzte eine große kupferne Platte. Die Begleiter dieses Mannes hatten zur Bekleidung ein zerrissenes Hemd und zerlöcherte Hosen. „Was machen diese Bettler hier,“ fragte ich Harry, „und der große Mann dort, welcher ihr Führer zu seyn scheint?“ Harry brach in ein lautes Gelächter aus. „Wie!“ rief er; „Sie kennen unsern König Bungari nicht?“ Ich schüttelte mit dem Kopfe. „Bungari ist der Häuptling des Stammes, welchem das Gebiet von Sydney gehört. Ohne Zweifel sollten Sie von ihnen besucht werden. Es kommt kein Fremder von einigem Range in Sydney an, den sie nicht begrüßen zu müssen glauben, um ein Geschenk zu erhalten. Es ist dies eine Abgabe für den Fremden, aber sie hat auch ihre merkwürdige Seite und ist nicht kostspielig. Bungari ist mit ein wenig Branntwein zufrieden zu stellen. Sehen Sie neben ihm seine edle und majestätische Gemahlin und hinter ihm fünf oder sechs Herrn, welche die vornehmsten Beamten und die tapfersten Häuptlinge des Stammes Guia Gai sind. Ohne Zweifel war Bungari bei der Ankunft des „Känguru“ abwesend; heute aber macht er sein Versehen wieder gut.“

Wirklich waren wir kaum ausgestiegen, als Bungari auf mich zukam, seinen Hut abnahm und mehrere tiefe Verbeugungen vor mir machte, die ich gravitätisch erwiederte. Dann wünschte er mir in sehr schlechtem Englisch Glück zu meiner Ankunft und sagte mir ziemlich gewandt, daß er als König des Landes Ursache habe, auf meine Freigebigkeit zu rechnen. Harry hatte mir meine Rolle bereits beigebracht. Ich stellte mich taub. Da brachte Se. Maj. seine Forderung deutlicher an und beschränkte sie auf eine Flasche brandy (Branntwein). „Ohne Zweifel,“ sagte ich, „großer Bungari, eine Flasche für Euch, aber nicht heute, morgen.“ Man hätte sehen sollen, welche Veränderung bei dieser hinausschiebenden Antwort auf dem Gesichte meines Wilden vorging. „No, massa,“ sagte er in seinem Kauderwelsch, „no tamara; derekle, brandy, derekle. (No, master, not to morrow; directly, brandy, directly. Nein, Herr, nicht morgen; sogleich, Branntwein, sogleich).“ Ich wollte den Branntweinfreund nicht länger hinhalten, um so mehr, da er mir durch Mittheilung einiger Angaben über die Sitten der Eingeborenen vor der Gründung der Colonie nützlich seyn konnte. Ich reichte ihm einen Piaster. Diese unerwartete Freigebigkeit brachte einen wahren Theatercoup hervor. Vor Freude strahlend fing Bungari an, erst allein herumzuhüpfen, dann gab er seiner Gemahlin und seinem Gefolge ein Zeichen und führte mit allen seinen Leuten einen großen Tanz auf, welcher den seltsamsten Anblick gewährte, den man nur sehen kann. Dieser Tanz bestand in einer Art Marsch in plumpen plötzlichen Sprüngen und Sätzen, nach der Art des Ganges der Kängurus. Nach Beendigung desselben kam Bungari zu mir, drückte mir aufs freundschaftlichste die Hand und erklärte mir, er und seine Frau ständen mir in allem zu Diensten. Ich benutzte diese Erklärung, um ihn mit Hilfe Harry's, der ihn sehr gut verstand, einer Art Verhör zu unterziehen, wobei er in seinem Kauderwälsch antwortete. Wir gingen in mein Zimmer hinauf, wohin ich nur Bungari und dessen Frau mir folgen ließ, und um meinen neuen Freund zu einem unbegrenzten Vertrauen zu bestimmen, ließ ich ihm ein Glas Branntwein bringen, das er ohne mit den Wimpern zu zucken hintergoß, aber nicht eher, als er uns beiden eine tiefe Verbeugung fast bis zum Boden gemacht hatte. Trotz seiner grenzenlosen Liebe zum Branntwein, hatte er doch die Aufmerksamkeit, ungefähr einen Fingerhoch davon in dem Glase für seine Ehehälfte zurückzulassen, die ihn so ruhig austrank, als wäre es Milch.

Bungari antwortete mit aller möglichen Gefälligkeit auf die Fragen meines Gesellschafters. Wir erfuhren, daß der edle Häuptling in diesem Augenblicke von außerordentlich wichtigen Sorgen in Anspruch genommen werde. Es handelte sich von einer Art Congreß, auf welchem die

Digitized by Google

Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen um Sydney herum auf immer erledigt werden sollten. Es war auch die Zeit, in welcher die Kerredais die Ceremonie des gna lung vollziehen sollten, welche darin besteht, daß mehrern jungen Burschen, welche das erforderliche Alter erreicht haben, ein Zahn vorn ausgerissen wird. Die Vorbereitungen zu diesen beiden Feierlichkeiten, die Wahl des Ortes und die zahllosen damit in Verbindung stehenden Formalitäten hatten bereits mehrere Zusammenkünfte und Besprechungen unter den Häuptlingen nöthig gemacht und Bungari selbst, der König Bungaei, war genöthigt gewesen, sich von seiner Hauptstadt Sydney zu entfernen, um die verschiedenen Einzelnheiten mit seinen Nachbaen in Ordnung zu bringen. Da der Branntwein auf der Zunge meiner Wilden wirkte, so brachten sie soviel wundersame Dinge über das gna lung zum Vorschein, daß ich den Wunsch äußerte, einer oder der andern Ceremonie beizuwohnen. Bungari erbot sich, mich selbst dahin zu führen und ich nahm den Antrag gern an. Da es spät war, so schickten wir die beiden von dem Branntwein halb betrunkenen Majestäten fort.

Als sich unsere Australier entfernt hatten, wendete ich mich zu Harry. „Doctor," sagte ich, „das sind menschliche Thiere der ersten Art. Seit vierzig Jahren leben sie im Angesichte der europäischen Civilisation, und sie sind so roh und dumm geblieben als sie im Anfange waren; sie lernten weiter nichts begreifen als den Branntwein." — „Sie haben Recht," antwortete Harry; „diese Geschöpfe haben eben so vi vom Thiere als von dem Menschen, und doch hat man alles versucht, um sie zu bilden. Es war nicht zu bewerkstelligen, weder durch die philanthropischen Absichten der Ansiedler, noch durch die Predigten der Missionäre. Alles war vergebens; der rohe zum Herumstreifen geneigte Instinct gewann immer wieder die Oberhand. Um sie seßhafter zu machen, ließ der Gouverneur Macquarie vor Sydney ein nettes Häuschen mit einem Garten daran bauen und stellte es dem Stamme zur Verfügung, welcher das Gebiet von Port Jackson bewohnt. Vergebens. Der Garten blieb unbebaut liegen und die Leute kehrten nur bisweilen in dem Hause ein, um sich gegen das Wetter zu schützen, ohne ihrer herumziehenden Lebensweise entsagen zu wollen. Eines Tages fragte ein Engländer Bungari, was sie von den Häusern hielten: „Mari budschiri, massa, poss i rain," antwortete der Wilde („sehr gut, Herr, wenn es regnet"). Derselbe Gouverneur hatte in einiger Entfernung von Parramatta eine Freischule für die jungen Eingeborenen angelegt. Die Lockung einer leichten und trefflichen Nahrung zog Anfangs einige Personen an, bald aber waren sie des Fleißes überdrüssig, den man verlangte, und sie zogen diesem seßhaften Leben die unsichere und beschwerliche Existenz ihrer Landsleute vor. Heut zu Tage ist die Anstalt ganz eingegangen.

„Die beiden bemerkenswerthesten vergeblichen Versuche, diese Wilden zur Civilisation zu führen, sind folgende: Der Gründer der Colonie, der Gouverneur Phillip, hatte 1788 den Australier Benilong, der sich um die ersten Ansiedler verdient gemacht, an seinen Tisch gezogen. Als Phillip 1792 nach England zurückkehrte, nahm er Benilong mit und behielt ihn bis 1795 in seinem Hause, als der Capitain Hunter zum Gouverneur von Neu-Süd-Wales ernannt wurde. Benilong erschien mit dem neuen Würdenträger wieder in der Colonie und wurde wieder zur Tafel des Gouverneurs gezogen. Einige Zeit lang benahm er sich ziemlich anständig. Man hielt ihn für fast civilisirt und wähnte nichts weniger, als daß er sein ruhiges angenehmes Leben für das wilde Waldleben vertauschen könnte. Dennoch geschah es. Er besuchte anfänglich einige Australier, ohne durch diese Berührung zu leiden; allmälig aber fing er an, wieder wie sie zu fühlen und wie sie an der Einsamkeit des Innern Gefallen zu finden. Einst legte er seine Kleidungsstücke ab und verschwand auf immer; er setzte nie wieder einen Fuß in die Stadt. Der Missionär Maesden, der Geistliche der Colonie, welcher Benilong im Walde sah, versicherte, dieser Mann habe sich nach keiner Annehmlichkeit der Civilisation zurückgesehnt.

„Hier eine andere Thatsache. Ein anderer Eingeborener, den ich von seiner frühesten Jugend an gekannt hatte — sagte der Erzähler — gehörte zu dem Stamme Parramatta; sein englischer Name war Daniel und er ein schöner junger Mann. Der Botaniker Caley hatte ihn zu sich genommen und behielt ihn einige Jahre. Als Caley nach England zurückkehrte, begleitete ihn Daniel, blieb lange daselbst und wurde in den besten Gesellschaften von London eingeführt. Endlich kehrte er nach Neu-Süd-Wales zurück, und als ich ihn zum erstenmale sah, saß er völlig nackt auf einem Baumstamme im Walde, etwa acht Meil. nördlich von Parramatta. Ich drückte mein Erstaunen aus, ihn in diesem Zustande zu sehen, und fragte ihn, warum er die Kleidungsstücke abgelegt habe und in den Wäldern lebe; er antwortete, er liebe die Wälder über alles. Kurz darauf begegnete Daniel einem jungen Mädchen, das frei aus England gekommen war, etwa drei Meil. von Parramatta; er überfiel und nothzüchtigte sie. Er wurde wegen dieses Verbrechens festgenommen und hingerichtet, und starb als Wilder trotz allen Vortheilen, die er mitten in der Civilisation genossen hatte.

„Entmuthigt durch diese fruchtlosen Versuche, hat die Regierung sich entschlossen, diese Menschen sich selbst zu überlassen; nur nöthigt man sie, das Eigenthum auf dem Lande zu schonen und die Gesetze der Schamhaftigkeit zu beobachten, wenn sie in die Städte kommen. Diese beiden Gebote werden bis auf einige wenige Uebertretungen gewissenhaft beobachtet. Die Eingeborenen an der Küste leben friedlich mitten unter den Engländern, sie begnügen sich, bei denselben um einige Lebensmittel und etwas Branntwein zu betteln, den sie leidenschaftlich lieben. In dem Innern aber kommt es oft zu heftigen Streitigkeiten und Kämpfen zwischen den Wilden und Engländern, wobei nicht selten Blut fließt. Bisweilen greifen die Wilden an, ein andermal die Engländer, und in beiden Fällen muß man Truppen an Ort und Stelle schicken. Es ist fast gewiß, daß die Eingeborenen am Meere keine Kannibalen sind, verschiedene Zeugnisse aber beweisen, daß die Bewohner der Berge und Thäler im Inneen bisweilen Engländer erschlagen haben, um sie dann zu verzehren.

„Diese dem Anscheine nach so rohen und dummen Eingeborenen besitzen doch einen gewissen Verstand. Man erzählt von Bungari einen spaßhaften Zug von Erinnerung. Er begleitete vor 10 oder 12 Jahren den Capitain King bei dessen Forschungen am nördlichen Theile Australiens und zeigte sich dabei thätig. Seine Anwesenheit war oft zur Anknüpfung von Verbindungen mit den Eingeborenen von Nutzen. Als Dolmetscher war er zu nichts zu gebrauchen; denn die australischen Dialecte sind in sehr kurzen Entfernungen ganz verschieden von einander. So hat der, welcher in N. von Neuholland gesprochen wird, durchaus keine Aehnlichkeit mit dem von Neu-Süd-Wales. Bei einem Aufenthalte zu Timor nun kam Bungari zu einem Kaufmanne, um ein Glas Branntwein zu trinken; er trank und gab zur Bezahlung einen Piaster, wußte aber wohl, daß man ihm kleines Geld herausgeben müsse. Da der Kaufmann dies nicht hatte, so nahm er den Piaster und sagte, er werde ihm ein andermal herausgeben. Das Schiff segelte indeß ab und Bungari mußte diese Forderung im Stiche lassen. Er vergaß sie nicht, denn als im folgenden Jahre das Schiff wieder an der Insel anlegte, ging Bungari gerade zu dem Branntweinverkäufer und forderte einen Schnapps für sein Guthaben."

Bungari holte mich an dem Tage des Festes ab, wie er versprochen hatte. Früh um neun Uhr kündigte mir ein gellendes seltsames Geschrei die Ankunft seiner Schaar an. Ich trat an das Fenster und sah ein Dutzend weiß, schwarz und roth bemalter Wilder kommen, an deren Spitze Bungari ernst einherschritt. Er kam allein zu mir in das Zimmer und wiederholte seine Verbeugungen, aber ungezwungener und gewandter als den Tag vorher. Er schien von seiner Würde als Stammhäuptling und von den wichtigen Functionen durchdrungen zu seyn, welche er erfüllen sollte. Man sah nichts mehr von einem demüthigen Bettler an ihm, der am vorigen Tage Geld und Branntwein verlangt hatte. Vom Schmutze gereinigt und mit rother Erde angestrichen, sah er wirklich besser aus und schien sich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben. Ich bot ihm ein Glas Rum, aber er trank nur die Hälfte und gab mir zu verstehen, er müsse seinen Kopf wegen der Kämpfe schonen, die er zu bestehen habe. Dann

Digitized by Google

forderte er mich zur Eile auf, denn seine Krieger erwarteten ihn und schienen ungern die letzten in den Schranken seyn zu wollen.

Wir folgten also, Harry und ich, der Schaar der Wilden in geringer Entfernung. Sie bestand aus ungefähr 20 Männern, die ruhig und still gingen, so lange sie sich in der Stadt befanden. Sobald sie aber auf dem freien Felde waren, begannen sie ihre Parade, indem sie bald mit aller Kraft liefen, bald durch das Gebüsch krochen und bald plötzlich stehen blieben, um einen Nationaltanz aufzuführen. So hüpfend und springend gelangten sie auf eine kleine Fläche, welche die Rheden von Port Jackson und Botany Bay beherrscht. Es war ein weiter von dem Gebüsche befreiter Platz, der zu den Kunststücken der Australier ganz geeignet zu seyn schien. Schon lagerte eine Anzahl Stämme in den umliegenden Wäldern. Als wir an Ort und Stelle kamen, führte die Schaar Bungari's einige Stücke aus, deren Zweck dahin zu gehen schien, die Feinde herauszufordern und zum Kampfe zu reizen. Nach diesen Präliminarien zog sie sich zurück, um andern das Feld freizulassen, welche nun dasselbe thaten.

Auf ein Zeichen kamen endlich alle Stämme aus dem Walde heraus und gingen in Gesellschaften von 15 bis 20 Mann, die sämmtlich mit Lanzen, Schilden, Keulen und Womerangs bewaffnet waren, nach dem Kampfplatze zu. Bungari hatte einen seiner Unterthanen, der wegen einer gefährlichen Wunde keinen thätigen Antheil nehmen konnte, als Cicerone neben uns gestellt. Dieser nannte uns die Namen der Stämme, welche auftraten: Sydney, Parramatta, Emu, Botany Bay, Windsor, Illawara, Marrigong, Morrumbidschi und eine Menge andere, die ich vergessen habe. Alle Krieger waren roth, weiß und schwarz bemalt. Jeder Stamm zeichnete sich durch die Gestalt und Farbe dieser Malereien aus. Unter allen diesen Kriegern bemerkte ich besonders die von Marrigong, welche fast alle zwar klein, aber kräftig und gewandt waren und deren fleischige und wohlgebaute Glieder seltsam von den magern und dürren Gestalten der Eingeborenen des Küstenstriches abstechen. Ohne Zweifel verdankten sie diesen Vorzug einer reichlicheren und kräftigeren Nahrung. Ihre Malereien stellten auf der Brust eine Art Harnisch dar und steigerten ihr kriegerisches Aussehen nicht wenig.

Die Schauspiele begannen gegen Mittag. Ein junger Mann von wildem Aussehen stellte sich mitten auf den Kampfplatz. Er war allein und nackt und hatte keine andere Wehr und Waffe, als einen schmalen länglichen hölzernen Schild. Dieser Ritter war bekannt; in einem Zweikampfe, der vor einiger Zeit zwischen ihm und dem Mitgliede eines benachbarten Stammes stattgefunden, hatte er heimtückisch seinen Gegner erschlagen, als dieser seine Keule aufhob. Diese That schrie um Rache. Der Sieger erwartete sie nicht; er entfloh nach dem Walde. Aber überdrüssig des elenden Lebens, das er führen mußte, erschien er jetzt wieder und bot sich einer öffentlichen Bestrafung dar. Fünf Freunde des Ermordeten sollten nach einander sechs Lanzen aus einer Entfernung von 15 Schritten auf ihn schleudern. Das war die erste Prüfung. Er bestand sie auf bewundernswürdige Weise; mit seinem Schilde und einer leichten Bewegung des Körpers parirte er alle diese Wurfspieße. Die zweite Prüfung bestand darin, allen auf einmal und wiederholt geworfenen Sagaien zu entgehen. Er entging zwei Würfen, bei dem dritten aber traf ihn ein Spieß an den Schenkel. Ein allgemeiner Schrei folgte; die Freunde des Verwundeten schlugen sich ins Mittel und obgleich die Ritter des Ermordeten die Rache gern noch weiter getrieben hätten, wurde doch entschieden, die Strafe sey genügend. Der Verwundete zog sich unter die Seinigen zurück und ließ seine Wunde verbinden.

Nach diesem ersten Auftritte erschienen fünf Frauen und stellten sich, jede mit einem kurzen Stabe versehen, in einem Halbkreise auf; dann kamen drei Männer mit Schilden und traten nicht weit von den Frauen. Alle diese Personen zusammen waren eines Mordes an einem Manne aus einem benachbarten Volksstamme angeklagt. Die Frauen sollten eine gewisse Anzahl Hiebe auf den Kopf erhalten; bei vier derselben begnügten sich die Vollstrecker des Urtheils mit dem Scheine, nur die fünfte kam nicht so wohlfeilen Kaufes davon; sie hielt wohl ihren Stock vor, aber der Rachrichter gab ihr einen so starken Schlag auf die Brust, daß sie niederfiel. So stürzte sie und erhob sie sich mehrere Male. Sie sollte weit größere Schuld haben als die übrigen.

Nun kam man zu den Männern. Ein Dutzend Eingeborene stellten sich 15 bis 20 Schritte von ihnen und warfen nacheinander ihre Wurfspieße, welche mit der größten Geschicklichkeit parirt wurden, obgleich die Spieße sehr richtig flogen. Mehr als einer drang einen oder zwei Zoll tief in die Rindenschilde und die andern blieben dreißig Schritte weiter in dem Boden stecken. Ein Mann bei den Angeklagten warf die Waffen den Eigenthümern derselben zurück, was die Schuldigen auch selbst thaten zugleich mit einigen Spöttereien über die Ungeschicklichkeit. So wurden ungefähr 50 Lanzen nach ihnen geschleudert, ohne daß ihnen etwas geschah, worauf man sie von der gegen sie vorgebrachten Beschuldigung freisprach.

Einen Augenblick nachher erschien ein Eingeborener von dem Stamme Illawara, der überführt war, einem Mitgliede des Stammes von Marrigong nächtlicher Weile und heimtückischer Weise Dolchstiche versetzt zu haben. Diesmal sollte der Beleidigte dem Schuldigen die Strafe selbst beibringen. Dieser hatte nur seinen Schild, aber es gelang ihm, damit 15 Lanzen zu pariren, welche der andere aus einer Entfernung von funfzehn Schritten nach ihm warf. Man nahm ihm darauf den Schild und er wich noch zehn andern Lanzen aus, theils durch eine leichte Bewegung des Körpers, theils indem er sie mit dem Arme parirte. Dann band man ihn den linken Arm über dem Ellbogen an den Körper und gab ihm den Schild wieder. Diesmal traf ihn eine Lanze an den so gefesselten Arm und das Blut floß reichlich, obgleich die Wunde nicht tief war. Damit hatte die Strafe ein Ende.

Plötzlich traten zwei Parteien, jede 25 Mann stark und mit Lanzen und Schilden bewaffnet, auf, und begannen einen entsetzlichen Kampf, der, obwohl ordnungslos aussehend, nach einer genau bestimmten Ordnung geführet wurde. Die Kämpfenden zeigten dabei wahrhaft bewundernswerthe Würde und Kaltblütigkeit. Bungari selbst nahm an diesem Turniere Theil und spielte eine ausgezeichnete Rolle. Die Zuschauer mußten aber dabei sehr auf ihrer Hut seyn, denn die beiden Parteien änderten bei ihren Schwenkungen oftmals die Richtung und kümmerten sich sehr wenig darum, ob ihre Wurfspieße die Zusehenden trafen oder nicht. Es geschah indeß kein Unfall, obgleich mehrere dieser Wurfspieße zu unsern Füßen niederfielen. Das Gefecht dauerte noch einige Stunden mit derselben Regelmäßigkeit und ohne weitere Merkwürdigkeit fort.

Wir warteten das Ende nicht ab, sondern wollten lieber die Umgegend des Schauplatzes und den ganzen Theil des Waldes mustern, wo die verschiedenen Stämme lagerten. Wir besahen die Hütten, welche die Frauen und Kinder bewohnten. Die erstern schienen über das Resultat dieses Waffentanzes unruhig zu seyn; sie wünschten in ihre Einöden zurückzukehren und schienen zu fürchten, ihre Hausherrn möchten verwundet zurückkommen. Alle diese Frauen hatten im Allgemeinen ein keineswegs angenehmes Aussehen, die jüngern indeß waren graciöser gebaut und ihre großen schwarzen Augen hatten etwas Ansprechendes trotz ihrem wilden Ausdrucke. Bei unserm Umgange berechneten wir, daß ungefähr 500 Australier beiderlei Geschlechts auf dem Platze anwesend seyn konnten. Solche zahlreiche Zusammenkünfte scheinen indeß gegenwärtig sehr selten zu seyn, und zu derjenigen, welcher wir beiwohnten, war mehr als die Hälfte der eingeborenen Bevölkerung aus einem Umkreise von 30 Stunden zusammengekommen.

Als ich den Ort suchte, wohin sich die Frau begeben haben könnte, welche die stärkste Züchtigung erhalten hatte, ließ sich ein allgemeiner gellender Schrei in der Versammlung hören. Harry schien besorgt zu seyn. „Wir wollen auf unserer Hut seyn," sagte er, „denn bisweilen werden diese Scheinkämpfe ernstlich." Es war indeß keine Veranlassung zu einem solchen allgemeinen Kampfe vorgekommen; man hatte nur einen Mann so schwer verwundet, daß er von dem Kampfplatze getragen werden mußte. Ein Spieß hatte ihn in die Seite getroffen und war weit hineingedrungen. Man hatte die Spitze herausgezogen, die Wunde ausgesaugt und dann mit

Digitized by Google

einem Stücke Zeug verbunden. Obgleich die Wunde tief und die Operation schwierig war, ließ der Unglückliche doch keinen Seufzer hören. Dafür wehklagten die Frauen und Kinder seiner Familie. Ich wußte, daß der Verwundete Uru Mare hieß, zu dem Stamme von Windsor gehörte und des Mordes eines seiner Verwandten angeklagt war. Zu der Zahl der für seine Schuld angeführten Beweise gehörte auch ein Traum eines Alten aus dem Stamme des Getödteten. Dies reichte hin, ihn in der allgemeinen Versammlung grausam zu strafen. Indessen hatte man entweder wegen der Theilnahme mit seiner Lage oder wegen der unzureichenden Beweise seinen Freunden und Verwandten erlaubt, mit ihm zugleich zu kämpfen, mit der Bedingung jedoch, daß er die Streiche, die er erhielt, nicht zurückgeben durfte. Lange war der Unglückliche den Wurfspießen ausgewichen, hatte aber doch, da alle auf ihn zielten, eine schwere Wunde davon getragen. Seine Freunde setzten darauf den Kampf noch einige Minuten fort, aber mehr der Form wegen, als ernstlich, denn die Gegner fingen nun an, sich allmälig zurückzuziehen, zufrieden ohne Zweifel, den Tod ihres Cameraden gerächt zu haben.

Hiermit sollten die Operationen dieser Art Congreß endigen, denn ich sah nur noch Scheingefechte, groteske Tänze und Krieger, welche sich einen Spaß daraus machten, ihre Lanzen nach Bäumen zu werfen. Andere ließen ihre Womerangs sich drehen, ganz besondere Wurfwaffen, welche sich unaufhörlich drehend zu einer bedeutenden Höhe erheben, um neben denen wieder zu niederzufallen, welche sie fortschleuderten. Einer dieser Wilden brachte den seinigen stets wieder zu seinen Füßen nieder. Dieses Werkzeug scheint ihnen mehr zum Spiele und Staate, als zur wirklichen Waffe zu dienen, da es nicht sehr gefährlich seyn und leicht vermieden werden kann, wenn man den seltsamen Gang desselben kennt.

Der erste Act dieses Festes war zu Ende und die Meisten schickten sich zum Aufbruche an, als ein unerwartetes Ereigniß die Ruhe störte, welche bis dahin geherrscht hatte. Von einer Ecke des Kampfplatzes her ließen sich gellende, ohrzerreißende Töne hören. Es war ein junges Weib, das von zwei Kriegern mitten auf den Kampfplatz gezerrt wurde. Die Unglückliche widerstand allen ihren Bestrebungen und klammerte sich an die Büsche und Baumstämme, aber die beiden Wilden kümmerten sich weder um ihr Geschrei noch um ihr Widerstreben und zogen sie unausgesetzt. Ihr Kopf stieß an Steine und Aeste; das mit Thränen gemischte Blut machte sie zu einem Gegenstande des Mitleids. Ich wollte schon der Armen zu Hilfe eilen, aber Harey sagte: „nehmen Sie sich wohl in Acht; es handelt sich um eine Heirath; die Frau ist vielleicht im Einverständnisse mit ihren Räubern; nachdem die Comödie aus ist, gehört sie einem von beiden.“ Harry hatte indeß nur halb Recht; es mischten sich andere Personen hinein. (Taf. 39. Abbild.)

Als sich die beiden Entführer mitten auf dem Platze befanden, trat ein dritter Wilder, ein naher Verwandter des Frauenzimmers, martialisch vor, als wolle er den beiden ersten die Beute streitig machen. Sie hielten still, um ihm zu antworten, und schon maßen sie einander mit den Blicken, als Wilde von andern Stämmen herbeikamen, um die Sache zu schlichten. Diesen Wirrwarr benutzte ein Engländer, der dem Kampfe zusah, stürzte sich auf die Frau, ergriff sie, zog sie mit sich fort und wehrte die Eingeborenen mit seinem Stocke ab. Das junge Opfer schien das Dazwischentreten des Engländers gar nicht ungern zu sehen; sie hing sich an ihren Befreier und freute sich offenbar, den Verfolgungen ihrer Landsleute zu entgehen. Die Sache fing an, sich dadurch zu verwickeln. Die Wilden umringten den Engländer in Masse und würden ihm vielleicht übel mitgespielt haben, wenn ihn nicht andere Engländer vermocht hätten, seinem thörichten Unternehmen zu entsagen. Der ritterliche Britte ließ endlich, aber mit dem stärksten Widerstreben, das Mädchen los, welche von ihren Entführern sogleich wieder ergriffen und der Bewachung der Krieger ihres Stammes übergeben wurde, worauf sie sich in herausfordernder Stellung von neuem auf den Kampfplatz begaben. Dieses kleine Abenteuer endigte mit einigen ohne weitere Folge gewechselten Lanzenwürfen.

Diese damals unerklärliche Scene hellte sich erst später für mich auf. Dem Stamme Marrigong waren zwei junge Mädchen von Kriegern des Stammes aus der Gegend von Sydney entführt worden und seine Ehre forderte, daß er seiner Seits dem Stamme der Räuber zwei Mädchen entführe. Es war also eine in voraus vorbereitete und angeordnete Scene. Man hatte die zu entführenden Mädchen bezeichnet und der Raub sollte in der allgemeinen Versammlung geschehen, damit die Ehre des Stammes von Marrigong völlig gereinigt werde. Aber ein Handwerker von Sydney (derselbe Engländer, welcher sich ins Mittel legte) hatte eines der beiden Mädchen bereits in sein Haus genommen und lebte seit zwei oder drei Monaten mit ihr. Damit nicht zufrieden, wollte er auf dem Kampfplatze auch die zweite sich zueignen. Dies war eine zu starke Verletzung der Gewohnheiten der Wilden, als daß er ohne Gefahr hätte zu seinem Zwecke gelangen können. Deshalb mußte er nachgeben und die Schöne mit dem Manne leben, den ihr die Gesetze ihres Vaterlandes bestimmten.

Die Fläche, wo wir uns befanden, war nicht weit von South Head entfernt, das 5 oder 6 Meil. von Sydney liegt. Man gelangt dahin auf einer schönen Straße, welche zu einem zierlichen Leuchtthurme auf der Spitze eines hohen Steinufers führt, den wir vom Meere aus gesehen hatten. Der Bezirk hat indeß nur unbedeutende Anpflanzungen. Hier und da zeigen sich einige freundliche Landhäuser, aber der Boden ist im Allgemeinen wenig fruchtbar und größtentheils noch mit den Gewächsen bedeckt, welche die Natur selbst hervorbringt. Die Straße nach South Head ist für die Elegants von Sydney eine Lieblingspromenade; Sonntags bedeckt sie sich mit Reitern und Wagen, welche bis an den Leuchtthurm gehen. Es ist ein Geräusch, eine Bewegung, eine Fröhlichkeit, ein Aussehen von Civilisation und Wohlstand, die an die reichsten Städte Europas erinnern. (Taf. 37. Abbild.)

Der pünktliche Bungari hatte mir das Ansehen des gna lung versprochen und er hielt sein Wort. Wir gingen 2 (engl.) Meil., um dieser seltsamen Ceremonie beizuwohnen, von welcher der Gouverneur Collins eine so genaue und wahre Beschreibung gegeben hat, daß ihr noch heute nichts hinzuzusetzen ist. Hier diese Einzelnheiten: —

Auf einem vorher zugerichteten Platze übeten die Eingeborenen zuerst in ihrem schönsten Schmucke Tänze und Gefechte auf. Dieser 25 F. lange und 16 F. breite Platz heißt yu lang. Nach Beendigung dieser kleinen Vorspiele erschienen die kerredais oder Priester, welche das Privilegium haben, die Zähne auszuziehen. Diese Kerredais gehören fast alle zu dem Stamme Kemmiral. An Ort und Stelle angekommen, stellten sie sich bewaffnet in eine Ecke des Platzes, während die armen, für die Operation bestimmten Kinder sich mit ihren Eltern und Verwandten an dem andern Ende befanden.

Die Ceremonie begann mit dem Auftreten einer Schaar bewaffneter Männer, welche einen eigenthümlichen Schrei ausstießen, ihre Schilde und Lanzen zusammenschlugen und Staubwolken um sich aufregten. Einer derselben trennte sich in der Nähe der Kinder von der Schaar, bemächtigte sich eines Knabens und kehrte dann zu seinen Collegen zurück, welche ihn mit einem Schrei empfingen und thaten, als wollten sie das Kind unter ihren Schutz nehmen. So wurden alle anwesenden funfzehn Kinder nacheinander weggerissen und an das andere Ende des yu lang gebracht, wo sie mit übereinandergeschlagenen Beinen, gefaltenen Händen und gesenktem Kopfe sitzen blieben. In dieser Stellung mußten sie die Nacht zubringen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen.

Darauf verrichteten die Kerredais einige mystische Gebräuche. Einer streckte sich auf der Erde aus und wälzte sich wie ein Wahnsinniger umher, bis er von einem gewissen Knochen befreit wurde. Eine Menge Eingeborener umgab ihn, welche schrien und ihn auf den Rücken schlugen, als wollten sie ihm von dem bösen Knochen freimachen helfen. Nachdem diese Anstrengungen und dieses Geschrei eine Zeitlang gedauert hatten, entfernte sich der Priester ermattet und im Schweiße gebadet, stellte sich aber, als sey er von allen Leiden befreit. Diese Spielerei wurde mehrmals wiederholt und jedesmal zeigte der Kerredai einen Knochen, mit dem er sich vorher versehen hatte. Nach der Erklärung, welche van Collins gab, fand

Digitized by Google

dies alles nur statt, um die Kinder zu überzeugen, daß sie nicht viel zu leiden hätten.

Das sind die Vorspiele der Ceremonie und das Programm des ersten Tages. Am zweiten Tage, bei Sonnenaufgange, als die Kinder sich noch immer in derselben Stellung befanden, welche man ihnen den Tag vorher angewiesen hatte, erhoben sich die Kerredais und gingen, etwa 15 an der Zahl, mehrmals um den yu lang auf allen Vieren herum, und ahmten den Gang des Hundes nach; ein hölzerner hinten hinausragender Säbel sah so ziemlich wie der Schwanz des Thieres aus. Jedesmal, wenn sie an den Kindern vorüberkamen, warfen sie mit den Händen und Füßen Staub und Sand empor. Dadurch gab man den Kindern Macht über die Hunde.

Kurz nachher kamen zwei Eingeborene, von denen einer ein aus Binsen und Gras nachgemachtes Känguru und der andere ein Bündel Buschholz trug. Trotz der Leichtigkeit dieser Gegenstände schienen sie doch von der Last ganz niedergedrückt zu werden und sie blieben von Zeit zu Zeit stehen, gleich als wollten sie ausruhen. Endlich legten sie ihre Bürde bei den Knaben nieder und zogen sich zurück wie Leute, die von Anstrengung ganz erschöpft sind. Hierdurch gab man den Kindern das Recht, die Kängurus zu tödten, deren Aufenthaltsort durch das Buschholz angedeutet ward.

Dieser Scene folgte ein langer Zwischenact, während dessen die Kinder immer in derselben Stellung unbeweglich blieben. Die Kerredais hatten sich bei Seite gezogen, um sich von Baumzweigen einen langen Schwanz auf dem Rücken anzumachen. Dann näherten sie sich dem Schauplatze wieder und ahmten den Gang des Kängurus nach. Zwei bewaffnete Eingeborene folgten ihnen in das Gebüsch und schienen den Augenblick auszuspähen, wo sie dieselben mit den Lanzen treffen könnten, während ein anderer Wilder den Tact mit seiner Keule auf einen Schild schlug. Diese Pantomime stellte die Kängurujagd vor und die Eingebornen spielten ihre Rolle mit einem wirklich erstaunenswerthen Talente.

Auf dem yu lang zog diese seltsame Gruppe vor den Kindern immer hüpfend und springend vorbei, dann warf jeder den Zweigschwanz weg, ergriff einen Knaben, nahm ihn auf die Achsel und trug ihn an den Ort, wo der letzte Act dieser Comödie gespielt werden sollte. In einer geringen Entfernung wurden die Kinder wieder auf die Erde abgesetzt und in eine Gruppe zusammengestellt. Hinter ihnen standen mehrere Kerredais, die Lanze in der Hand; vorn befanden sich, etwa 15 Schritte auseinander, zwei Baumstämme. Auf jedem dieser Stämme saß ein Eingeborener, der einen andern Mann auf den Achseln hielt, und alle vier streckten die Arme nach vorn. Zwischen diesen beiden Gruppen lagen mehrere Eingeborene dicht neben einander mit dem Gesichte auf dem Boden.

Man ließ die Kinder nahe an diesen Gruppen hingehen und sobald sie sich näherten, machten die auf den Stämmen Sitzenden die häßlichsten Verzerrungen und Grimassen. Dann führte man die Kinder über die auf dem Boden Liegenden, die sich wie Sterbende krümmten. Dadurch sollten die Knaben sich an die Scenen der Schlachtfelder gewöhnen. Die Eingeborenen hielten diese Einrichtung für sehr gut und meinten, nachher schlügen sich die jungen Leute mit großem Muthe.

Nach dieser neuen Episode that die ganze Gruppe, Kerredais und Kinder, noch einige Schritte; dann blieb sie an einem Orte stehen, wo die Kinder von neuem neben einander gesetzt wurden. Die Kerredais stellten sich mit ihren Lanzen und Schilden in einem Halbkreise vor ihnen auf. In der Mitte und den Andern mit dem Gesichte zugewandt, stand ein Kerredai, welcher in der Ceremonie die Hauptrolle gespielt hatte. Mit der einen Hand hielt er einen Schild und in der andern eine Keule, mit welcher er den Tact schlug. Bei dem dritten Schlage bewegten alle Kerredais ihre Lanzen, senkten sie und berührten zu gleicher Zeit die Mitte seines Schildes. Diese Ceremonie war für die Kinder das Symbol des Gebrauchs der Lanze.

Als dies einige Minuten gedauert hatte, schritten die Kerredais zur Ausziehung des Zahnes, dem Hauptzwecke der Zusammenkunft. Man fing mit einem jungen Knaben an, der nur 10 bis 12 Jahre zählte, und legte ihn auf die Schultern eines Eingeborenen. Der Kerredai, welcher die Operation verrichten sollte, zeigte einen der Knochen, der den Tag vorher aus dem Körper eines der Priester ausgezogen worden seyn sollte. Es war eine Art so geschnittenes Werkzeug, daß damit das Zahnfleisch an der Zahnwurzel durchgeschnitten werden konnte. Dann schnitt man einen womara (Stock zum Schleudern der Lanze) acht bis zehn Zoll von seinem Ende ab, stemmte ein Ende an die Wurzel des Zahnes und trieb diesen dadurch heraus, daß man mit einem großen Steine auf das andere Ende des kleinen Stockes schlug. (Taf. 39. Abbild.) Nachdem der Zahn heraus war, führte man den Knaben bei Seite und suchte das Zahnfleisch durch Compressen wieder festzudrücken; dann legte man ihm den Anzug an, welchen er mehrere Tage hinter einander tragen sollte. Diese Tracht, eine Art Toga der Erwachsenen, bestand in einem Gürtel, woran ein hölzernes Schwert hing. der Kopf wurde mit einem Bande umwickelt, woran Streifchen von Xanthorrea sich befanden, deren weiße Farbe von der nußfarbigen Haut grell abstach. Die linke Hand wurde auf den Mund gelegt, der den ganzen Tag geschlossen bleiben muß, indem das Kind weder essen noch reden darf. So wurden nach einander alle Knaben operirt, während die Zuschauer ihnen unaufhörlich wah-wah! gaga gaga! zuriefen, offenbar um sie von dem Schmerze abzuziehen und ihr Geschrei zu ersticken, aber diese Vorsichtsmaßregel schien uns nutzlos zu seyn, da alle die Operation mit stoischem Muthe ertrugen. Das an dem Munde herabfließende Blut wurde nicht abgewischt; man ließ es auf das Kind und den Kopf des Mannes tropfen, welcher den Knaben auf der Achsel trug. Das Kind erhielt später zu dem seinigen den Namen dieses Trägers, der so gewissermaßen der Taufzeuge wurde. Das Blut, welches diese Adoptivverwandtschaft hervorbrachte, wurde mehrere Tage lang nicht abgewaschen.

Nach diesen Prüfungen werden die Kinder zu allen Rechten der Erwachsenen zugelassen, und müssen alle Lasten und Pflichten derselben tragen. Sie können sich demnach der Lanze und Keule bedienen, bei den Kämpfen erscheinen und die Mädchen rauben, die sie zu ihren Frauen machen wollen. Das gun lung wäre demnach eine wirkliche Einweihung, welche den Uebergang aus der Kindheit in das reifere Alter bezeichnet, ein gewiß merkwürdiger Umstand bei so rohen Menschen, eine Einrichtung, die man bisher nur unter den in der Civilisation schon vorgerückten Völkern gefunden hat.

Dieser Ausflug in die Umgegend von Sydney verschaffte mir außer dem Schauspiele des gun lung, eines der merkwürdigsten in diesen Ländern, auch das eines Begräbnisses. Der am vorigen Tage bei dem kriegerischen Spiele verwundete junge Krieger Uru Mare war in Folge des Lanzenstiches gestorben und der gefällige Bungari meldete mir, daß man zum Begräbnisse schreiten würde. Ich begab mich dahin. Der Leichnam lag in einer Art Hütte von Baumzweigen unter einer schlechten wollenen Decke, welche ihm bei Lebzeiten als Mantel gedient hatte. Rund herum saßen seine Verwandten und Freunde in Schmerz und Trauer; die Kinder und Frauen wehklagten und ließen ununterbrochen klagende Töne hören. Von Zeit zu Zeit standen, ohne sichtbare Ursache, die Männer paarweise auf und gaben sich zu Ehren des Verstorbenen tüchtige Lanzenstöße und Keulenschläge. Nach einigen Stunden brachten zwei Eingeborene eine kleine Pirogue aus Baumrinde herbei und der Leichnam wurde mit seinen Waffen und Fischereigeräthen hineingelegt. Während dieser Vorbereitungen herrschte unter den Männern das ehrfurchtvollste Schweigen, die Frauen und Kinder aber setzten ihr Wehklagen fort. Die Pirogue wurde sodann auf die Köpfe zweier Eingeborenen gehoben und unterdessen wedelten die Umstehenden über dem Leichname mit Kräuterbüscheln, welche die Eigenschaft besitzen sollten, den bösen Geist zu vertreiben. Darauf brach der Zug auf, Bungari und ein anderer Wilder gingen schnell voraus und bewegten von Zeit zu Zeit Grasbüschel, drehten sich nach dem Leichname um und thaten als suchten sie an dem Wege in dem Gebüsche. Wann sie sich nach dem Leichname umsahen, wendeten die Träger das Gesicht ab und vermieden, sie anzusehen.

Digitized by Google

Einige Zeit ging der Zug auf dem gebahnten Wege fort, auf ein gegebenes Zeichen aber wendeten sich Bungari und dessen Begleiter in die Waldung, thaten als suchten sie dort etwas und bewegten fortwährend ihre Grasbüschel. Darauf kehrten sie eilig zu dem Zuge zurück, welcher den Ort der Begräbnißstätte erreichte, wo sich die weinenden Frauen und Kinder bereits befanden. Ein Eingeborener warf zwei Wurfspieße auf diese Schaar, aber offenbar mit der Absicht, Niemanden zu treffen. Fast in demselben Augenblicke nahm Bungari zwei kleine Kinder, nahe Anverwandte des Verstorbenen, und stellte sie vor den Leichnam trotz dem Geschrei dieser armen Geschöpfe, welche sich der Ceremonie nur mit dem größten Widerstreben fügten.

Der Augenblick der Beerdigung war gekommen. Man hatte ein nicht tiefes Grab schon vorher an einem einsamen Orte und unter einem großen eucalyptus gegraben. Einer der Eingeborenen ebnete den Boden, säete Gras darauf, streckte sich seiner ganzen Länge nach darin aus, und kehrte sich nach allen Richtungen hin, als wolle er versuchen, ob der Todte darin bequem liegen und Raum zur Bewegung haben werde. Dann legte man vorsichtig den Leichnam in das Grab, bedeckte ihn mit Erde, legte Zweige, Gras und Farrnkräuter im Halbkreise am Kopf- und Fußende und machte alles mit einem großen Brete glatt. Alles dies war von einer Menge kleinlicher Formalitäten begleitet, die sich unmöglich alle einzeln beschreiben und noch weniger erklären lassen. (Taf. 39. Abbild.)

Nachdem alles dies geschehen war, richteten die Männer einige drohende und strenge Worte an die Frauen und dann entfernte sich jeder im tiefsten Schweigen.

Das war das Begräbniß Uru Mare's, aber es scheint, als dürfe man bei solchen Ceremonien nicht von dem Besondern auf das Allgemeine schließen. Die Begräbnisse haben in Australien keine bestimmte unveränderliche Regel. Andere Reisende haben die Eingeborenen ihre Todten verbrennen, die Asche sammeln und dieselbe sorgfältig vergraben sehen. Ein andermal wurden Krieger, die im Kampfe gefallen waren, von ihren Cameraden verbrannt, ohne daß man wußte, was aus ihren Ueberresten geworden ist.

Vierzehn Tage waren nun seit meiner Ankunft in Sydney vergangen; ich hatte sie benutzt, die ganze Colonie besucht und der Zufall war mir so günstig gewesen, daß ich mehrern Ceremonien der Eingeborenen beiwohnen konnte. Ich konnte mich also schnell entschließen, als Powell mir anzeigte, daß der „Känguru" bereit sey, nach Tasmanien unter Segel zu gehen. Ich nahm Abschied von Harry und schiffte mich am 15. Jan. 1832 wieder ein. Wenige Stunden nachher hatte die leichte Brigg das Cap in S. und fuhr von neuem an der Küste hin.

Kapitel XXXIII.

Australien. — Entdeckung und Geographie.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Malaien und besonders die Macassaren und Bughis lange vor der Ankunft der Europäer in den indischen Meeren Kenntniß von den Ländern Australiens hatten. Sie begaben sich mit ihren Böten fast alle Jahre dahin, um an den nördlichen Küsten der großen Insel Tripangs oder Holothurien zu fischen, und die Seefahrer haben oft ganze kleine Flotten mit dieser Fischerei beschäftigt gefunden. Aber diese Menschen dachten nicht an die geographische Wichtigkeit ihrer Entdekkung. Sie wußten, daß es an Tripangs reiche Küsten in S. gäbe und dies genügte ihnen.

Der Abbé Prevot und der Präsident de Brosse wollten die kostbare Entdeckung der Australländer für Paulmier de Gonneville in Anspruch nehmen; aber beide gründeten ihre Behauptung auf einen offenbaren Irrthum. Die Schilderung, welche Paulmier von den Einwohnern des Landes entwirft, das er 1504 besuchte, hat durchaus keine Aehnlichkeit mit dem, was man jetzt von den schwächlichen, ärmlichen Australiern weiß. Erwägt man die Einzelnheiten in dem Tagebuche Gonnevilles und das, was dieser Reisende von den Insulanern sagt, die ihn aufnahmen, so scheint sich zu ergeben, daß er an Madagaskar anlegte und dort seinen Fürsten Essomerich mitnahm, den er nach Europa brachte.

Die Portugiesen kannten die australischen Länder schon in den ersten Jahren ihrer Niederlassung in Indien und auf den Gewürzinseln. Es konnten ihnen nicht blos die Tripangfischer Nachricht von der Existenz dieser Inseln geben, sondern es gelangten ohne Zweifel auch einige ihrer Schiffe selbst dahin, welche zufällig von dem Wege abkamen. Diese Meinung wird fast unbestreitbar nach der Untersuchung einer alten Karte vom Jahre 1542, auf welcher südlich von den Molukken ein großes Land unter dem Namen Groß-Java angegeben ist und dessen Küstenumriß wirklich dem nördlichen Theile fast gleicht.

Australien blieb indessen ein geheimnißvolles Land bis zum Jahre 1606, als das holländische Schiff der Duythen, das von Bantam zur Erforschung der Inseln von Neu Guinea abgeschickt wurde, eine Ausdehnung von fast 300 St. der nördlichen Küste von Australien in W. der Torresstraße kennen lernte. Was man über diese Reise erfahren kann, findet sich in folgenden Worten: „Dieses große Land wurde zum größten Theile wüste gefunden, indessen traf man an gewissen Orten schwarze, grausame, rohe Wilde, welche einige Leute von der Mannschaft ermordeten. So konnte man also von ihnen nichts über das Land erfahren, sich daselbst nicht einmal Wasser und Lebensmittel verschaffen, und die Noth der Schiffe war Ursache, daß man diese Erforschung nicht weiter fortsetzte. Den Punkt, an welchem die Holländer an dem Lande hinfuhren, nannten sie Cap Keer-Weer oder Umkehr-Vorgebirge."

Genau in demselben Jahre und in denselben Gewässern, ungefähr im Monat August, erwirbt ein spanischer Seefahrer Kenntniß von dem nördlichen Theile Australiens, nämlich Luis Vaes de Torres, der zweite Befehlshaber der von Fernandez de Quiros geleiteten Expedition. Man hat gesehen, wie sein Colonisationsversuch auf dem Heiligen-Geist-Lande scheiterte. Nachdem sie diese Insel verlassen hatten, trennte sich Torres von dem Admirale und setzte seine Fahrt nach W. fort. Im August unter 11°½ S. traf er auf ein Land, das er für den Anfang Neu Guineas hielt, das aber wahrscheinlich dasselbe ist, welches Bougainville später die Neue Louisiade nannte.

Nachdem Torres 300 St. weit an diesem Lande hingefahren war, gelangte er an eine Stelle voll Inselchen und Klippen, wo die Fahrt außerordentlich beschwerlich war. In der Nähe des 11° traf man auf mehrere große Inseln, deren Bewohner schwarz, nackt und stark waren. Ihre Waffen bestanden in Lanzen, Pfeilen und steinernen Keulen. Torres hob etwa 20 Personen von verschiedenen Nationen auf, um von ihnen Nachrichten über diese Länderein zu erhalten. Man brachte fast zwei Monate auf dieser Fahrt zu, worauf man sich nach N. wendete.

Ohne Zweifel war jene Gegend die gegenwärtig unter dem Namen Torres-Straße bekannte, und die großen Inseln, von denen hier die Rede ist, waren die in der Nähe des Vorgebirges York und vielleicht dieses selbst, das nördliche Ende von Australien. So gehört also Torres der Ruhm, dieses große Land von Neu Guinea getrennt zu haben, ob die Sache selbst gleich erst nach den Arbeiten Cooks bestätigt wurde.

Der Holländer Dirck Hatichs, Capit. des Schiffes Eendracht, erforschte 1616 einen Theil der westlichen Küste, der er den Namen seines Schiffes gab, was durch eine Zinnplatte bestätigt wurde, die man 1697 und 1801 auf einer Insel der Seehundsbai fand. Man las darauf in holländischer Sprache: „1616, d. 25. Octbr., ist hier das Schiff Eendracht von Amsterdam angekommen; erster Kaufmann Miebacs von Lüttich; Capit. Dirck Hatichs von Amsterdam. Am 27. desselben Monats ging es wieder nach Bantam unter Segel. Unter-Kaufmann Janseins; erster Steuermann Pieter E. Dooves van Bid. Jahr 1616."

Der Mauritius, ein Schiff derselben Nation, scheint 1618 seinerseits einige Entdeckungen in der Gegend von Willem's River gemacht zu haben, er giebt aber keine bestimmten Nachrichten über diese Reise.

Digitized by Google

Lange vermuthete man auch, ein gewisser Joachem habe in demselben Jahre Arnheims- und Vandiemens-Land entdeckt; gegenwärtig ist es aber bewiesen, daß es unter den Seefahrern, welche Neuholland zuerst besuchten, keinen dieses Namens giebt.

J. von Edel gab 1619 seinen Namen dem Theile der Küste, welche sich südlich von dem Endrachtslande erstreckt. Das große Riff Houtman's Abrothos soll zu derselben Zeit wenn nicht von Edel selbst, so doch wenigstens von einem gleichzeitigen Seefahrer entdeckt worden seyn. Drei Jahre später fuhr das Schiff Leeuwin an der Südseite der schon bekannten Küste hin. 1623 wurde Jan Carstens, der Commandant der Schiffe Pera und Arnheim, von Amboina zur Erforschung der nördlichen Küsten Australiens abgeschickt, welches man noch immer mit Neu Guinea verwechselte. Carstens fand dabei seinen Tod, indem er mit 8 M. von dem Arnheim von den Wilden ermordet wurde. Die Expedition verfolgte dennoch ihren Auftrag weiter; man entdeckte Länder, welche Arnheim und Spult genannt wurden, und dann trennten sich die beiden Schiffe. Der Arnheim kehrte nach Amboina zurück, der Pera aber fuhr weiter an der Küste hin bis Staten River, von wo er nach den Molukken segelte. Bei dieser Entdeckung, sagt der Bericht darüber, fand man überall nichts als Untiefen, unfruchtbare Küsten, dünn von verschiedenen grausamen, rohen und elenden Nationen bevölkerte Inseln, welche der Compagnie nur einen ganz geringen Nutzen gewähren konnten.

Im Jahre 1627 fuhr Pieter Nuyts auf dem „gulde Zeepaard" ungefähr 1000 Meil. an der südlichen Küste von Australien hin. Das Tagebuch dieser Expedition wurde nie veröffentlicht, aber man vermuthete, das von Nuyts besuchte, zwischen 34° und 36° s. Br. gelegene Land müsse, wie alle übrigen Länder dieser Zone, bewohnbare, reiche und fruchtbare Länderein enthalten. Das Jahr nachher gab de Witte seinen Namen dem Lande, welches sich zwischen dem 14° und 24° s. Br. hinzieht.

Im Jahre 1629 verlor Franz Pelsart sein Schiff „Batavia" auf den Felsen Houtman's Abrothos. Da er auf diesen Inselchen kein Wasser finden konnte, so ließ der Capitain eines seiner Böte bedecken und suchte mit einem Theile seiner Mannschaft das Festland zu erreichen. Nach mehrtägiger mühseliger und unfruchtbarer Anstrengung und nach einer Fahrt von 400 M. an der Küste hin, entschloß er sich, nach Batavia zu fahren, von wo er mit der Yacht „Sardam" zurückkam, um seine auf den Abrothos gelassenen Leute abzuholen. Diese hatten endlich in dem Felsen Wasser gefunden, aber mit der Gewißheit, auf dieser Klippe leben zu können, waren auch Gedanken der Insubordination und der Empörung gekommen. Pelsart mußte bei seiner Wiederankunft zu strengen Mitteln greifen; man richtete einige Aufrührer hin und setzte zwei andere auf dem Festlande, den Abrothos gegenüber, aus.

1636 wurde Gerrit Tomaz Pool von Banda mit den Yachten „Klyn Amsterdam" und „Wezel" zu demselben Zwecke wie Carstens abgeschickt, aber ebenfalls, wie jener Seemann, und fast an demselben Orte von den Wilden ermordet. Die Expedition ging indessen unter der Leitung des Supercargo Pietenez Pietersen fort. Widriger Winde wegen konnte man die westliche Küste des Meerbusens von Carpentaria nicht erreichen, aber man kannte die von Vandiemensland in diesem Golfe ungefähr 120 M. weit kennen. Dann kehrte man um, ohne daselbst Bewohner gesehen zu haben, obgleich man an mehrern Orten Rauch bemerkte.

Seit 1643 hatte Tasman den südlichsten Theil von Tasmanien entdeckt, ohne zu vermuthen, daß dieses Land eine besondere Insel bildete, und gab ihm dem Namen Vandiemensland, obgleich ein ansehnlicher Theil des nördlichen Australiens bereits denselben Namen erhalten hatte. Diese Bezeichnungen waren von Seiten der verschiedenen Seefahrer Huldigungen, die sie dem damaligen Generalgouverneur von Batavia, van Diemen, brachten. 1644 wurde Tasman von neuem zur Erforschung nach den Australländern ausgeschickt. Diesmal beobachtete er sorgfältig den Meerbusen von Carpentaria, Arnheim's-Land und Vandiemens-Land. Unglücklicher Weise begrub der engherzige Krämersinn, der die Operationen der holländischen Compagnie leitete, diese schönen Arbeiten in tiefem Geheimnisse. Deshalb ist man selbst noch in unsern Tagen auf bloße Vermuthungen hinsichtlich der Entdeckungen Tasmans beschränkt. Alles, was man weiß, ist, daß er häufig in Berührung mit den Eingebornen kam, und Dalrymple sagt darüber Folgendes: „Unter 13° s. Br. ist die Küste unfruchtbar; die Eingebornen sind schlecht und bösartig; sie griffen die Holländer mit Pfeilschüssen an, sobald sie sich dem Lande näherten, und ohne gereizt worden zu seyn. Dieser Punkt ist sehr bevölkert. Unter 15° s. Br. ist das Volk wild und geht nackt. Niemand kann die Sprache verstehen. Unter 17° s. Br. fand Tasman ein schwarzes, nacktes, kraushaariges, boshaftes und grausames Volk, das sich zu Waffen der Bogen und Pfeile, der Sagaien und Keulen bediente. Eines Tages stellten sich 50 M. vollständig bewaffnet ein, und theilten sich in zwei Haufen, um die Holländer zu überfallen, welche dort 25 M. stark ans Land gegangen waren; aber das Feuer der Geschütze erschreckte sie und trieb sie in die Flucht. Ihre Pros oder Böte sind von Baumrinde; ihre Küste ist gefährlich; es giebt wenige Gewächse; die Eingeborenen haben keine Häuser. Unter 20° s. Br. sind die Einwohner sehr zahlreich; sie schleuderten Steine nach den von den Holländern an das Land geschickten Böten. Sie machten Feuer und Rauch an der ganzen Küste hin, wie man glaubte, um ihre Nachbarn von der Anwesenheit Fremder zu benachrichtigen. Diese Menschen schienen sehr elend zu leben; sie gingen nackt und aßen Yams und andere Wurzeln."

Dieses große Land scheint übrigens in Folge der Untersuchungen Tasman's definitiv den Namen Neuholland erhalten zu haben, während man es vor ihm gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen „großes Südland" oder „Australländer" bezeichnet hatte. Der Name „Neuholland" ist lange unter den Geographen allgemein gewesen, aber er muß dem wichtigern und vernünftigern Australien weichen, welchen die auf diesem Gebiete ansässigen Engländer angenommen und behalten haben und dessen wir uns hier vorzugsweise bedienen.

1688 und 1699 fuhr der Engländer Dampier eine gewisse Strecke an der NW-Küste hin, und diesem scharfsinnigen Beobachter verdankt man die ersten detaillirten und treuen Bemerkungen über diese bis dahin nur unvollkommen gekannten Gegenden. Er beschrieb mehrere seltsame Erzeugnisse des Landes. Die Einwohner, welche er 1688 sah, beschreibt er als nackt, schwarz, mit wolligem und krausem Haar; er fügt hinzu: sie trugen um die Lenden einen Gürtel, an welchem eine Handvoll Gras und einige grüne Baumzweige hingen, womit sie ihre Blöße bedeckten. Allen diesen Wilden, Männern und Frauen, Jungen und Alten, fehlten zwei Zähne vorn in der obern Kinnlade; keiner hatte einen Bart. Als die Engländer an's Land kamen, drohten ihnen die Eingeborenen mit ihren Lanzen und Keulen; aber der Donner der Kanonen trieb sie in die Flucht. Diese Eingeborenen hatten keine Böte, aber man sah mehrere von einer Insel zur andern schwimmen.

Bei seiner zweiten Reise, 1699, sah Dampier dieselbe Menschenrace wieder, hatte aber keine Gelegenheit zu bemerken, ob sie ebenfalls ihre Vorderzähne verloren hätten. Einer von ihnen, welchen man für einen Häuptling hielt, hatte um die Augen einen weißen Ring mit Kalk gemacht und einen Strich, welcher von der Stirne bis zur Nasenspitze ging; gewisse Theile der Brust und der Arme waren mit derselben Farbe bemalt. Diese Menschen bedienten sich der Bogen und Pfeile nicht und er glaubte auch, sie hätten keine Hütten, weil man keine sah. Der Boden war sandig, unfruchtbar und trug nur wenige Pflanzen. Man fand kein süßes Wasser und konnte dasselbe nicht einmal durch Eingraben in die Erde erhalten.

Im J. 1696 wurde William Vlaming beauftragt, ebenfalls eine Musterung an den westlichen Küsten Australiens vorzunehmen, um Spuren von den Schiffbrüchigen vom Ridderschal zu suchen, das, wie man vermuthete, 1684 oder 1685 in diesen Gewässern gescheitert sey. Gegen Ende des Decembers ankerte Vlaming unter der Insel Rottenneß. Man legte an einem Lande an, auf dem drei verlassene Hütten standen, und ging 15 bis 20 St. weit auf einem Flusse hinauf, der Black Swan's River (Fluß der schwarzen Schwäne) genannt wurde. Man sah diese Vögel zum ersten Male und brachte zwei mit nach Batavia. Am 23. Jan. 1697 sah man

Digitized by Google

zwei Wilde an den Dünen hingehen, konnte aber weiter nichts bemerken, als daß sie schwarz, nackt und von gewöhnlicher Größe waren. Am 5. Febr. fand man am Eingange der Seehundsbai die von Dirck Hatichs zurückgelassene Zinnplatte. Blaming ließ sie wieder an einem Baumstamme befestigen, nachdem er eine zweite Inschrift über seine eigene Reise hinzugefügt hatte. Dann trieb er seine Erforschung bis zu der Bai hinter dem NW.-Cap, welche er „Willems River" nannte, und am 21. ging er endlich wieder nach Batavia unter Segel, nachdem er eine Strecke von 200 Stunden der Küste untersucht hatte.

Die Berichte dieser verschiedenen Seefahrer sowohl über die Naturgeschichte als über die Ethnologie Neuhollands waren nicht der Art, daß sie die Habsucht der Europäer reizen oder ihre Neugierde erregen konnten. Auch beschäftigte man sich viele Jahre lang nicht damit. Seine Grenzen nach Osten blieben unbekannt. Bougainville entdeckte allerdings 1769 mehrere Bänke, welche diese Küsten begrenzen, aber die Furcht vor dem Scheitern hielt ihn zurück und verhinderte, daß er der Wissenschaft die Geographie des östlichen Australiens zuerst offenbarte.

Dieser Ruhm war Cook vorbehalten, der sich bereits mit so vielen Kränzen geschmückt hatte. Im Jahre 1770 kam er bei dem Cap Howe an's Land und behielt es im Auge bis zum Cap York, welches das nördliche Ende bildet. Diese bewundernswürdige Arbeit würde allein hinreichen, diesen englischen Seemann zum Range der berühmten Seefahrer zu erheben; er vollbrachte sie aber nicht, ohne daß zahlreiche Gefahren das Schiff und die kostbare Ausbeute an Entdeckungen, womit es beladen war, auf das Spiel stellten. Die schrecklichste Besorgniß fand in der Nacht vom 10. zum 11. Juni 1770 vor einem Cap statt, welches deshalb Cap Tribulation genannt wurde. Hier befand sich das Schiff mit einemmale auf den Korallenspitzen, welche eine ununterbrochene Kette um die Küste ziehen. Lange schüttelte es die Brandung in dieser Lage; sie riß ihm Breter mit doppeltem Beschlage und einen Theil des falschen Kieles ab, ehe es wieder flott gemacht werden konnte. Cook glaubte nicht, sich von den scharfen Spitzen freimachen zu können, welche die Seiten seiner Fregatte zerrissen. Endlich nach zehnstündiger Angst und nachdem man, um das Schiff zu erleichtern, die Kanonen, den Ballast, die Fässer, die minder dringenden Lebensmittel ins Meer geworfen hatte, gelang es, die Fregatte zu erlösen und mit ihr einen nahen Hafen bei einem Flusse zu erreichen, welcher Endeavour genannt wurde. Hier legte man das Schiff um und sah mit Schrecken, welcher ernstlichen Gefahr man ausgesetzt war. Unter den Rissen befand sich einer, der so groß war, daß das Schiff selbst bei der Anwendung aller Pumpen in kurzer Zeit hätte sinken müssen; durch eine Art Wunder aber war die Spitze des Felsens, welche die Oeffnung gemacht hatte, abgebrochen und stecken geblieben, wodurch das Loch größtentheils verstopft blieb. Ohne diesen fast wunderbaren Umstand wäre vielleicht nie von den herrlichen Entdeckungen Cook's die Rede gewesen. Als der unerschrockene Capitain den Fluß Endeavour verließ, glaubte er noch nicht am Ziele seiner ungeheuern Aufgabe zu seyn; er fuhr über die Torresstraße und verließ Neuholland erst, nachdem er die Bildung der Ostküste in einer Ausdehnung von mehr als 600 Stunden kennen gelernt hatte. Die Naturforscher Banks und Salander unterstützten die Geographen und sammelten die kostbarsten und authentischsten Notizen über die Beschaffenheit des Bodens und seine Erzeugnisse.

Der Umfang Australiens war nun endlich bekannt. Man wußte, daß es eine ungeheuere Insel sey, und mußte die lange gehegte Meinung von einem Australlande aufgeben, das man als Gleichgewicht für jenes der nördlichen Hemisphäre für nothwendig hielt. Die über dieses große Land erlangte Kunde war indessen noch sehr unvollständig und unbestimmt selbst in rein nautischer und geographischer Hinsicht. Neue ins Einzelne gehende Forschungen waren nothwendig geworden und sie wurden nacheinander auf Befehl der englischen und französischen Regierung ausgeführt.

Wir brauchen hier St. Allouarn, der 1772 auf dem „Gros-ventre" einige Theile der Westküste besuchte, aber ohne etwas Wichtiges zu leisten; Maclnler, der 1791 einen Theil der Nordküste untersuchte, Bligh, Edwards und Portlock nur zu nennen, welche 1789, 1791 und 1798 die Torresstraße besser kennen lehrten. Wir müssen schnell zur Reise Vancouver's kommen, der 1791 den schönen König-Georgs-Hafen entdeckte und mit bemerkenswerther Genauigkeit eine kleine Strecke der benachbarten Küste aufnahm. An dem Hafen sah er keine Eingeborenen, fand aber zahlreiche Spuren von ihrer Anwesenheit. Im folgenden Jahre musterte d'Entrecasteaux seiner Seits eine sehr große Strecke der Küsten in denselben Gewässern und bestimmte die Lage mit größerer Genauigkeit.

Der Chirurg Baß drang 1797 mit einer bloßen Schaluppe in die Straße, welche Australien von Tasmanien trennt und welche seinen Namen erhielt. Im Jahre 1800 bezeichnete Grant ebenfalls eine Küstenausdehnung von ungefähr 120 Stunden, welche noch Niemand gesehen hatte, in NW. des Caps Otway. Baudin und Flinders erforschten, der erste für Frankreich, der zweite für England, in den Jahren 1801 und 1802 den größern Theil der westlichen und südlichen Küste im Einzelnen. Die Berichte über ihre Reisen verbreiteten in Europa eine Menge höchst wichtiger glaubhafter Nachrichten über dieses große, bis dahin unbekannte Land. Die Naturforscher Peron und Brown klärten an vielen Punkten die Geographie und Naturgeschichte auf.

Vor noch kürzerer Zeit, in den Jahren 1818, 1819, 1820, 1821 und 1822 hat der Capitain King die detaillirte Musterung des ganzen nördlichen Theiles von Australien vervollständigt. Da er kleine Schiffe hatte, welche nicht tief im Wasser gingen, so konnte er sich immer zwischen den Riffen und dem Lande halten und in eine Menge Buchten hineindringen, in welche sich seine Vorgänger mit ihren großen Schiffen nicht hatten wagen können. Seine Arbeit ist ein Muster von Genauigkeit und Geduld und es wird noch lange schwer seyn, ihr etwas hinzuzusetzen. Durch die Beobachtungen des Naturforschers Cunningham, welcher die Expedition begleitete, wurde auch die Flora und Fauna jener Gegenden vollständiger bekannt.

Endlich verdankt man den Capitainen Freycinet und d'Urville die letzten Details; der erstere sammelte 1818 einige neue Beobachtungen über die Seehundsbai und der zweite erforschte 1827 den König-Georgs-Hafen, den Port Western und die Bai Jervis. An diesen beiden Punkten stand der Capitain d'Urville in freundschaftlicher Berührung mit den Eingeborenen und er bemerkte, daß sie an der Bai Jervis stärker aussahen und regelmäßiger gebaut waren. Auch ihr Verstand schien den ihrer Landsleute am König-Georgs-Hafen zu übertreffen und die Franzosen konnten ihre Rechtlichkeit, ihre Sanftmuth und Zurückhaltung nur rühmen. Man sah bei ihnen eine Pirogue. Ihre aus langen, oben zusammengenommenen und mit Gras und Zosteradblättern bedeckten Rindenstücken erbauten Hütten waren innen reinlich und geräumig; jede konnte acht oder zehn Personen fassen. Endlich sahen die Franzosen auf den Sandsteinfelsen der Küste recht gut gezeichnete Skizzen von Cutters und Schaluppen.

Wenn auch der Gesammtumkreis Australiens gegenwärtig bekannt ist, so haben wir doch über die Binnenländer noch keine oder höchst unbestimmte Nachrichten, da sich die Erforschungen aller Reisenden auf die südliche Küste beschränkt zu haben scheinen. Die Niederlassung der Engländer an der Küste führte ebenfalls eine genauere Kenntniß dieses Punktes herbei. Diese Erforschung zeigte, daß die am Meeresufer gewöhnlich nackte und dürre große Insel, wenn man etwas weiter hineinkommt, fruchtbare Strecken hat, die des Anbaues in hohem Grade fähig sind, besonders weite und vortreffliche Weideplätze für alle Arten Vieh.

Die Beschaffenheit des Bodens bietet dem Vordringen der Ansiedler kein Hinderniß bis an den Fuß einer Kette von Bergen, welche den Namen Blaue Berge erhalten haben. Die Schwierigkeit kommt indeß nicht von der Höhe dieser Bergkette, deren höchste Spitzen nur 400 Toisen messen, aber so oft man sich auch einen Weg an mehr oder minder zugänglichen Schluchten hin bahnen wollte, sah man sich nach einer gewissen Zeit durch ungeheuere natürliche, steil emporsteigende und unübersteigliche

Digitized by Google

Mauern aufgehalten. So scheiterten die Versuche von Baß, Caley und Bawalliter; nach unerhörten Anstrengungen und grausamen Entbehrungen sahen sich alle genöthigt, der Hoffnung zu entsagen, die Blauen Berge zu übersteigen. Die Meinung von ihrer Unzugänglichkeit bestärkte sich allmälig unter den Ansiedlern und dies um so leichter, da die Eingeborenen selbst den Engländern keine Stelle anzeigen konnten, auf welcher man in das innere Land eindringen könne.

Endlich im Jahre 1813 wurde die Colonie von einer entsetzlichen Dürre heimgesucht. Das Gras war von der Küste bis an den Fuß der Berge verbrannt; die Quellen waren verschwunden und die Bäche ausgetrocknet; das Vieh starb überall. Da entschlossen sich drei muthige Ansiedler, Blaxland, Wentworth und Lawson, noch eine Musterung zu versuchen, um zu sehen, ob man nicht einige Hilfsmittel jenseits der Blauen Berge finden könne. Ein glücklicher Gedanke veranlaßte sie, sich nicht in die Schluchten einzulassen, sondern immer den Bergspitzen zu folgen. Nach einer Menge Umwege, welche sie mehrmals zur Umkehr nöthigten, befanden sie sich endlich am Westende dieser Kette, ungefähr 25 Meil. in W. vom Flusse Nepean. Man kann sich ihre Freude denken, als sie zu ihren Füßen ein herrliches wohlbewässertes und grasreiches Thal sahen. Der Ingenieur der Colonie, W. Evans, folgte diesen Reisenden und entdeckte bald die Ebenen von Bathurst und die Flüsse Macquarie und Lachlan, welche sie durchströmen. Gleich im folgenden Jahre wurde ein Weg über die Berge angelegt und gegenwärtig bestehen regelmäßige Verbindungen zwischen der Seeküste und den Binnenländern.

Im Jahre 1817 folgten Oxley und Cunningham dem Laufe des Lachlan, welchen man lange für einen Beifluß des Macquarie gehalten, und sie fanden, daß er eine Reihe von Hügeln und leicht wellenförmiger Ebenen durchströme, ohne irgend einen Fluß aufzunehmen, der erwähnenswerth sey. Das Land hatte überdies deutliche Zeichen von Ueberschwemmung in der Regenzeit. 400 Meil. ungefähr im Innern endigte diese lange Musterung; die Reisenden sahen sich von unwegsamen Moorästen aufgehalten.

Im folgenden Jahre folgte Oxley dem Macquarie, fand aber schon nach etwa 50 Meil., daß sich die Quelle desselben in ungeheuern Sümpfen verliere, welche eine Art Mittelmeer zu bilden schienen. Oxley wendete sich nun gegen O., entdeckte noch die reichen und malerischen Ebenen von Liverpool und kam an Port Macquarie an die Küste.

Nach diesen Musterungen des Landes richteten sich die Versuche der Ansiedler nach S. von der Colonie. Der Argyle wurde erforscht und man entdeckte einen dritten Fluß, der nach dem Innern strömte und von den Eingeborenen Morrumbidschi genannt wurde. So wurden noch mehrere ähnliche Unternehmungen zur Erforschung des Landes gemacht, bis Cunningham 1827 den amtlichen Auftrag erhielt, das ganze Land zwischen dem Hunter und der Bai Moreton zu erforschen und bis zu einer gewissen Entfernung in das Innere einzudringen. Am 30. April verließ er die Ufer des Flusses Hunter, ging über die Bergkette, die an diesem Punkte 3000 Fuß hoch ist, und setzte seinen Weg über ein hohes Land fort, welches die Ebenen von Liverpool von der Ostseite begrenzt. Unter dem 30° der Br. folgte er 16 Meil. weit ungefähr einem grünen und fruchtbaren Thale und dann sah er sich an den Ufern eines ansehnlichen Flusses, der Peel genannt worden ist. Sein Bett war nicht weniger als 120 Toisen breit und mußte eine Wassermasse von wenigstens 12 bis 15 Fuß Stärke aufnehmen. Da ihn die Trockenheit zu einem kleinen Bache gemacht hatte, so war es leicht, zu Fuße hindurchzukommen. Man fand hier einige Spuren von Eingeborenen. Unter dem 29° der Br. erschienen ungeheure Ebenen, wo der Blick, so weit er reichte, vergebens einige Rauchwolken zu erkennen suchte, welche die Anwesenheit von Menschen verrathen hätten. Das Bett eines ansehnlichen Flusses, des Dumerang, wurde ebenfalls überschritten und man sah daselbst trotz der Dürre einige Stellen mit tiefem Wasser.

Cunningham, der damals 50 Meil. vom Meere entfernt war, wendete sich nun nach NO., um sich demselben wieder etwas mehr zu nähern. Sein Weg führte ihn Anfangs auf äußerst unfruchtbaren Stellen hin, wo seine Pferde kaum einige Händevoll Gras fanden. Erst unter dem 28° fand er die Darlington Downs und Peel Plains, einen fruchtbarern und bewohnbarern Landstrich. Am 16. Juni war der Reisende bis etwa 20 St. von der Bai Moreton gekommen, aber der Zustand seiner Pferde nöthigte ihn zur Umkehr. Da er sich dabei mehr nach O. hielt, so wurde sein Weg über ein gebirgiges felsiges Land weit beschwerlicher, dessen Grundlage sehr fester Granit war und wo sich der Quarz in starkem Verhältniß befand. Er ging über den Dumerang, 50 M. weiter näher an der Quelle als das erstemal und der Barometer zeigte eine Höhe von 900 F. über dem Meeresspiegel an. Er kam ferner über einen andern ansehnlichen Fluß, den er Gwyder nannte und der durch die Vereinigung des Peel mit dem Horton entstand. Dann zog er nahe am Fuße der Bergkette Harkwick hin, deren Grund aus einem röthlichen Granit mit Feldspath besteht. Einige seiner Spitzen, die viereckig wie Schornsteine emporragen, mußten 5 bis 600 Toisen hoch seyn. Nach 13 Wochen, in denen er 1800 Meil. über bis dahin unbekannte Länder gereist war, kam er an den Hunter zurück.

Im folgenden Jahre begann er seine Reisen von neuem. Von den Ufern der Moreton-Bai konnte er über die Bergkette hin den Punkt erreichen, wo er auf seinem großen Ausfluge innegehalten hatte, und sich überzeugen, daß sich leicht eine Verbindung zwischen den fruchtbaren Ebenen von Darlington Downs und der Niederlassung an der Moreton-Bai herstellen lasse. Es war dies eine wichtige Thatsache für das Gedeihen dieser Colonie. Dann ging er an dem Flusse Brisbane bis an den Punkt hinauf, wo derselbe nur ein kleiner Bach war, der hier und da Sümpfe bildete. Es war bereits fast bewiesen, daß dieser Fluß seine Quelle an dem westlichen Abhange der Berge nehme, während man lange vermuthet hatte, er bilde die Mündung des Macquarie, der nach seinem Ausgange aus den Sümpfen seinen Lauf nach NO. nehmen sollte, um sich in die Moreton-Bai zu ergießen. Aber diese Thatsache wurde noch bestimmter durch zwei beschwerliche Wanderungen des Capitains Sturt bestätigt.

Der Capitain Sturt arbeitete fast zu derselben Zeit, als Cunningham die Umgebungen der Moreton-Bai musterte. Es war die Zeit, wo seit drei Jahren schreckliche Dürre die Colonie belästigte und man glauben konnte, die Sümpfe, welche Oxley aufgehalten hatten, würden nun sicher zu begehen seyn. Als der Capitain Sturt am 20. Septbr. sich auf der Spitze des Berges Harris befand und von da auf die Ebene blickte, erkannte er wirklich mit freudiger Ueberraschung, daß die von seinem Vorgänger angetroffenen Wasser nicht mehr existirten. Statt derselben dehnte sich eine flache Ebene ohne die mindeste Anhöhe aus. Sturt ging über diese Ebene, deren Boden hier und da zerrissen war, und 50 Meil. weiter hin zeigte sich das Bett des Macquarie wieder in einem kleinen Flusse, der sein Wasser mit dem ein wenig weiter nach Norden hin entdeckten Castlereagh vereinigte.

Sturt setzte seine Forschungen nach NW. in der Richtung jener unermeßlichen Ebenen fort, wo seine Schaar mehr als einmal Mangel an Wasser litt. Kaum unterbrachen hier und da einige einzelne Hügel die Einförmigkeit dieser undankbaren Steppen. Ein kleiner Fluß, dem er folgte, brachte ihn an die Ufer eines großen Stromes, den er Darling nannte und bei dessen Anblicke große Hoffnungen in ihm entstanden. Es war unter 30° der Br. und ungefähr 150 St. von der östlichen Meeresküste. Aber wie sehr wurde diese Hoffnung getäuscht, als die Reisenden bemerkten, daß das Wasser des Darling völlig salzig sey! Sie folgten seinem Laufe ungefähr 40 Meil. weit in der Richtung von SW. und fanden keine Veränderung in der Beschaffenheit des Wassers. Die Breite seines Bettes konnte an dem Punkte, wo sie sich befanden, ungefähr 30 Toisen und die Höhe der Ufer 30 bis 40 Fuß betragen. Endlich bestimmten der Mangel an Trinkwasser, die Dürre des Bodens und der Mangel an Lebensmitteln Sturt und seine Begleiter, umzukehren. Der Punkt, wo sie den Darling verließen, lag unter 30° 16′ s. Br. und 144° 50′ östl. L.

Bei dieser Musterung kamen die Reisenden mit den Eingebornen fast täglich in Berührung. Der Capitain Sturt schätzt die Zahl der Wilden, welche er zu beobachten Gelegenheit fand, auf 250. Sie betrugen sich immer freundschaftlich und leisteten den Engländern manchen Dienst. Sturt

Digitized by Google

schildert übrigens diese fernen Gegenden also: „Die Eingeborenen irrten in der Einöde umher und die schlechte Beschaffenheit des Wassers, das sie zu trinken genöthigt waren, hatte ihnen eine Hautkrankheit zugezogen, welche sie schnell hinwegraffte. Die Vögel, welche man auf den Bäumen sah, schienen ihr Leben in der schweren glühenden Atmosphäre nur mit Mühe hinzuschleppen. Der wilde Hund oder Dingo war so schwach, daß er bei der Annäherung der Menschen nicht entfliehen konnte. Während die kleinern Gewächse ganz verzehrt waren, gingen die Bäume selbst ein wegen der Dürre, welche außerordentlich tief in den Boden eingedrungen war. Mehrere Personen der Expedition wurden von Augenkrankheiten in Folge der Rückstrahlung der Wärme auf den Ebenen befallen, welche man durchzogen hatte. Der Thermometer zeigte im Schatten 50° (hundertgr. Scala) um drei Uhr Nachmittags und beim Untergange der Sonne 38°."

Die wichtigen von dem Capit. Strut in den NW.-Gegenden erhaltenen Resultate bestimmten die Regierung, ihn zur Untersuchung des Morrumbidschi auch nach SW. zu schicken. Alles, was man bis dahin von diesem Flusse wußte, beschränkte sich darauf, daß er unter der Westseite der Berge Warragong in der Grafschaft Murray, ungefähr 80 M. von der Ostküste, entspringe, Anfangs mehrere nicht bedeutende Bäche aufnehme, dann nach W. über 300 M. weit fließe und eine Menge Biegungen bilde, aber keinen andern Beifluß aufnehme. Da der Lachlan 30 bis 40 Meil. nach N. schon einen ähnlichen Charakter annahm, so begreift man leicht, warum die zwischen den beiden Flüssen liegenden Ebenen ein so dürres Aussehen hatten.

Im December 1829 begann Sturt diese neue Wanderung. Er folgte dem rechten Ufer des Morrumbidschi bis er über die Schnellen und alle Hindernisse hinweg war, welche die Schifffahrt hätten hemmen können. Hier, in fast gleicher Entfernung von dem östlichen, südlichen und westlichen Meere, legte er eine Art Depot an, brachte sein Boot, das er zu Lande von Sydney dahin geschafft hatte, auf das Wasser und baute an Ort und Stelle ein zweites. Dieser Punkt lag nur etwa 27 M. von dem, wo Oxley den Lauf des Lachlan in den großen Sümpfen aus dem Gesichte verloren hatte. Sturt sah, daß der Lachlan sich wirklich etwa 12 Meil. von seinem Depot in den Morrumbidschi ergoß. Hier und da war der Fluß von Hemmnissen unterbrochen, welche Schnellen und gefährliche Wirbel veranlaßten. Endlich nach einer Fahrt von 90 Meil. durch ein ebenes und einförmiges Land, am 7. Jan. 1830, kamen die Reisenden an das Ende des Morrumbidschi, der mit einem andern schönen Flusse sich vereinigte. Dieser Strom floß nun in einem 400 F. breiten Bette und mit einer Geschwindigkeit von 2½ Meile in der Stunde. Er wurde Murray genannt und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er durch die vereinigten Wässer des Hume, Goulbourn und Oven gebildet, die Hovell und Hume 1824 entdeckten. (Taf. 38. Abbild.)

Nach einer Fahrt von 9½ Tagen auf dem Murray, während man ungefähr 100 Meil. nach Westen gelangte, ohne daß sich das traurige und gleichförmige Aussehen des Landes änderte, erschien die Expedition vor einem Flusse, der von NO. herkam und kaum geringer war als der Murray selbst. Der Capitain Nicols fuhr einige Meilen auf demselben hinauf und fand ihn etwa 50 Toisen breit. Seine bewohnten Ufer waren schöner als die des Murray. Sein Wasser hatte eine Tiefe von 11 Fuß, war trübe, aber nicht salzig. Sturt zögerte indeß nicht, diesen Fluß für der Darling zu halten, den er im vorigen Jahre entdeckt; es bleibt aber noch zu erklären, wie sein Wasser, das damals salzig war, nun süß geworden.

Nach der Aufnahme des Darling wird der Murray 20 bis 25 St. weiter nach W. durch einen andern ziemlich ansehnlichen Fluß vergrößert, der von S. kommt und Lindsay genannt wurde, obwohl er mit dem Goulbourn ein und derselbe seyn kann. Weiter hin erhielt das Land ein ganz anderes Ansehen und wurde bergig. Das nördliche Ufer des Flusses war hoch und schien zum Theil vulkanischen Ursprungs zu seyn. Noch weiter hin erhoben sich andere Kalkgebirge längs dem Flusse in vertikalen Wänden von 200 Fuß Höhe, in denen man eine große Menge Fossilien und Korallen bemerkte. Endlich am 3. Febr., nach einer langen und beschwerlichen Fahrt, als sich die Reisenden ungefähr unter 137° 15′ befanden, wendete sich der Murray plötzlich von N. nach Süden, während sein tief, trübe und still gewordenes Wasser in vielen Krümmungen ungefähr 30 St. weit bis zu dem großen Salzsee floß, den man Alexandrina nannte. Dies ist ein ungeheuerer Wasserbehälter, den Sturt nicht weniger als 50 Meil. Länge und 30 bis 40 M. Breite giebt. Selbst in der Mitte ist der See nicht über 4 Fuß tief, woraus sich ergiebt, daß er eigentlich nichts weiter als ein großer Salzsumpf ist, der durch einen Canal mit dem Wasser der Encounter-Bay in Verbindung steht.

Von der Spitze einiger Sandhügel aus konnte Sturt das Meer zu seinen Füßen sehen und das Cap Jervis bestimmen. An den Ufern des Sees, besonders an dem südlichen, bemerkte man Seehunde und von weitem sah man einige bewaffnete und bemalte Eingeborene, welche demnach keineswegs wohlwollende Absichten zu haben schienen. Diese Eingeborenen machten indeß keinen Versuch, sich den Engländern zu nähern. Sturt schiffte sich von neuem ein und kam auf demselben Wege an sein Depot zurück. So hatte er zuerst den Ruhm, Australien, bei der geringsten Breite allerdings, aber in hinreichender Ausdehnung durchzogen zu haben, um die wichtige Aufgabe des hydrographischen Systems dieses großen Landes zu lösen.

Im Anfange des Jahres 1832 brach der Major Mitchell auf, um das Land in NW. zu erforschen. Man wollte sich von den Aussagen eines geflüchteten Verbrechers überzeugen, der 5 Jahre bei den Eingeborenen des Innern gelebt und alle Gewohnheiten derselben angenommen hatte. Dieser Mann, Namens Barver, war durch eine Abtheilung reitender Polizei ergriffen worden und hatte Nachstehendes ausgesagt.

Barber hatte Australien zweimal in der Richtung von NW. durchzogen und zwar an einem Flusse, der an dem westlichen Ende der Bergkette entspringt, welche die Ebenen von Liverpool begrenzt. Dieser Fluß strömte in einem breiten und tiefen Bette mehrere hundert Meilen weit, ohne daß er ein Hinderniß fand; dann entlud er sich in einen großen See und Barber konnte keine Verbindung desselben mit dem Meere erkennen. Die Eingeborenen sagten ihm, bisweilen besuchten sie Fremde, welche an den Ufern wohlriechendes Holz fällten, das sie in großen Quantitäten fortschafften. Diese von ihnen sehr gefürchteten Fremden wären mit zwei Lanzen, einer großen und einer kleinen, bewaffnet, und die letztere werde abgeschossen; dies hieß ohne Zweifel, die Fremden hätten Bogen und Pfeil. Sie kämen in Booten aus Holz an die Küste, während die der Eingeborenen aus Baumrinde wären; ihre Kleidung sey eine Art Hemd, welches bis an den Einbogen gehe, und Beinkleider, die nicht über das Knie reichten. Alle diese Andeutungen schienen auf die Malaien zu passen. Barber fügte überdies hinzu, er habe Baumstämme gesehen, die mittelst eines Beiles abgehauen worden seyn müßten.

Der Major Mitchell blieb vier Monate abwesend. Der Verlust eines Theiles seiner Lebensmittel und zweier seiner Leute, welche verrätherischer Weise von den Eingeborenen getödtet wurden, verhinderte ihn, diese Erforschung so weit auszudehnen, als er wohl wünschte. Er machte keine neuen Entdeckungen, bestätigte aber, daß die Flüsse York, Gwyder und Dumerang oder Karaula nur Beiflüsse des Darling seyn.

An den Ufern des Karaula versuchten die Eingeborenen nicht, die Caravane Mitchells offen anzugreifen, bemüheten sich aber, dieselben heimtückisch zu überfallen. Die Engländer mußten deshalb immer auf ihrer Hut seyn und jeden Abend zu ihren Lagerplätzen von der Natur schon feste Oerter wählen, um vor nächtlichen Angriffen gesichert zu seyn. In einer Nacht wurden die zwei Männer getödtet, als sie Vieh und Gepäck nach dem Lager brachten.

Der Lieutenant Rose begab sich zu Lande von der Colonie am Schwanenflusse (Swan River) an die von König-Georgs-Hafen und hielt sich in einer Entfernung von 60 bis 70 Meil. von der Küste, von welcher er durch die Kette der Darling-Berge getrennt war, die sich in dieser ganzen Ausdehnung hinzog. Diese Kette besteht aus Granit und ihre mittlere Höhe beträgt etwa 1000 Fuß. Jenseits findet man in einer Ausdehnung von 80 St. ein leicht wellenförmiges Land mit grünen Ebenen und treff-

Digitized by Google

lichen Weideplätzen, welche durch eine Menge Bäche bewässert werden. Auf der ganzen Strecke zeigte sich kein ansehnlicher Fluß. Die größten waren nur 15 bis 20 Toisen breit.

Endlich hat ganz neuerlich der Dr. Wilson das innere Land vor dem König-Georgs-Hafen ungefähr 100 Meil. weit erforscht. Er konnte sich überzeugen, daß der Franzosenfluß wirklich bei hohen zerrissenen Bergen nördlich vom Hafen entspringe und sein Lauf sich 30 bis 40 Meil. erstrekken könne. Er besuchte 45 Meil. vom Meere den See Katharina, der reich an schwarzen Schwänen und andern Wasservögeln ist; dann entdeckte er die Flüsse Sleeman, Hay und Denmark, welche sich alle drei in die Lagunen hinter der Spitze Hillier ergießen, nachdem sie eine Strecke von 40 M. durchlaufen haben. Man konnte sich überzeugen, daß in diesem Kreise die Erde fruchtbar sey und mit dem größten Erfolge angebaut werden könne.

So weit ist man gegenwärtig mit der Erforschung des Innern des ungeheuern australischen Landes. Noch wären indessen die Untersuchungen der neuesten englischen Reisenden beizufügen, welche uns aber noch nicht zur Hand sind.

Australien oder Neuholland liegt von dem 11° bis 39° s. Br. und vom 111° bis 125° östl. L. (vom Pariser Meridian); es hat also ungefähr 1000 Stunden in der Länge und eine mittlere Breite von 450 St. und sein Umfang kommt demnach ungefähr drei Viertel von Europa gleich. Auf den Karten hat die Bildung dieses großen Landes viele Aehnlichkeit mit Afrika. Beide verlängern sich nach dem Ende hin in eine Spitze, beide sind am südöstlichen Theile ausgeschweift und die Breite dehnt sich nach der Mitte zu bedeutend aus. Nur die Baßstraße macht bei Australien einen starken Unterschied.

Australien wird von Neu-Guinea durch die Torresstraße und von Tasmanien durch die Baßstraße getrennt. In Osten trennt es ein Canal von 3 bis 400 M. Breite von Neuseeland und Neu-Caledonien und in W. streckt sich der ganze indische Ocean zwischen Australien und Afrika aus.

Eine große Anzahl Inseln von verschiedener Größe ist an den Küsten Australiens verstreut, besonders in dem nördlichen Theile, wo sie oft eine ununterbrochene, durch Riffe verbundene Schranke vor dem Hauptlande bilden. Die wichtigsten dieser Inseln sind im Norden: die Prinz von Wales Inseln, Wellesley, Groote und Melville: im W. die Inseln Dampier, Barrow, Dirck Hatichs und Rottennest; im S. die Inseln Recherche, Nuyts, Känguru, King und Great; endlich in Osten die Inseln Moreton, Capricorn, Northumberland und Cumberland.

Der ungeheuere Meerbusen von Carpentaria, der bei einer Breite von 50 St. nicht weniger als 130 St. lang (tief) ist, schweift Australien nach Norden bedeutend aus. Die andern bemerkenswerthesten Einsenkungen sind der Meerbusen Van Diemen, Cambridge, Exmouth, die Seehundsbai, die Golfe Spencer, St. Vincent, und die Buchten Glaß-House und Hervey. Die Küsten dieser großen Insel gewähren auch außerdem noch eine Menge guter Ankerplätze, die zahlreiche Flotten aufnehmen und schützen können, wie Port Jackson, Botany Bay, Port Western, Port Phillip, der Hafen des Königs Georg und endlich die herrliche Jervis-Bai, die so sicher und geräumig ist. (Taf. 36. Abbild.)

Auf einem so großen Lande muß das Clima nothwendig in den verschiedenen Gegenden verschieden seyn. An dem ganzen Nordstreifen ist die Hitze sehr groß und fast ununterbrochen. In dem mittlern Theile, von 23° bis 30° s. Br. wird das Clima allmälig gemäßigter; am ganzen Südstriche endlich kann das Jahr in Jahreszeiten, Sommer und Winter, getheilt werden und gewährt alle Abwechselungen von der Wärme zur Kälte und von der Trockenheit zum Regen. Diese Jahreszeiten sind indessen nicht so scharf bestimmt, wie in unsern europäischen Climaten. Sorgfältig 1822 und 1823 zu Parramatta angestellte Beobachtungen gaben als die größte Kälte im Winter —3° des hundertgr. Thermom. und +41° Hitze im Sommer an. Dieselben Beobachtungen zeigen indeß, daß im Winter die mittlere Temperatur zwischen 10 und 11° und im Sommer zwischen 22 und 23° variirt. Die Abwechselungen der Temperatur sind übrigens häufig und schnell aufeinanderfolgend; man hat mehr als einmal an einem Tage den Thermometer von 12 bis 15° schwanken sehen.

Schreckliche Dürre verödet die ganze Ausdehnung von Neu-Süd-Wales und oft vergehen 6 bis 7 Monate, ohne daß ein Regentropfen fällt. Dann verzehren ungeheuere Brände, die theils zufällig entstehen, theils durch die Eingeborenen veranlaßt werden, die ganze Vegetation und gefährden die Sicherheit der Wohnungen und das Leben der Heerden. So lange diese Feuersbrünste dauern, ist die Atmosphäre mit erstickendem Rauche angefüllt und noch lange nachher behält das Land ein trauriges und verkalktes Aussehen. Dann kommen wieder Regen und fallen mit solcher Heftigkeit, daß man sie eine wahre Sündfluth nennen könnte. Das Bett der Flüsse erweitert sich plötzlich; das Wasser tritt über die Ufer und überschwemmt das umliegende Land, so daß ungeheuere Seen entstehen, aus denen nur die Wipfel der großen Bäume hervorsehen. So stieg 1799 der Hawkesbury plötzlich mehr als 40 Fuß über seinen gewöhnlichen Spiegel und 1806 gar zu der ungeheuern Höhe von 80 F. Man hat allerdings dieses plötzliche Anschwellen der Nähe der Blauen Berge und der Beschaffenheit des Bodens am Hawkesbury zugeschrieben; aber die Erzählungen der Reisenden, welche an denselben Oertern theils ungeheuere Seen, theils ausgedörrte Ebenen gesehen haben, zeigen, daß diese Abwechselung von Regen und Trokkenheit der gewöhnliche Charakter des ganzen australischen Festlandes ist. Eine andere Thatsache, die man beobachtete, ist die, daß die Menge des Regens, welche jährlich in Parramatta fällt, ungefähr der in Schottland fallenden gleich ist, nämlich 29 Zoll.

Australien hat noch kein Gebirge gezeigt, das der Höhe nach mit denen des ersten Ranges in Europa verglichen werden könnte. An dem östlichen Streifen erhebt sich die Kette der Blauen Berge, welche parallel mit der Küste in einer Entfernung von 15 bis 20 St. sich hinzieht, selten über 400 Toisen über dem Meeresspiegel; nur Sea-View-Hill, der Gipfelpunkt dieses Systems, wird auf 700 Toisen geschätzt. Diese Höhe reicht indessen hin, die Wasserscheide für die Gewässer zu bestimmen, welche nach Osten und nach Westen strömen.

Die Berge Warragong, welche von den Engländern die Australischen Alpen oder die Weißen Berge genannt werden, ziehen sich südlich von den Blauen Bergen hin. Ihre Gipfel sollen mit wenigem Schnee bedeckt seyn. Zwischen den Bergen und dem Meere liegt die Kette der Schwarzen Berge, welche 20 bis 30 St. auf dem Meere sichtbar sind. Dies scheint eine Höhe von 2000 Toisen anzuzeigen, obgleich man noch keine genauen Messungen hat. An der Westküste erstrecken sich die Berge Darling an dem Schwanenflusse bis an die König-Georgs-Bai. Der Berg William, einer ihrer Gipfel, ist nur 450 Toisen hoch und das Uebrige weit niedriger.

Bis jetzt hat der nördliche Theil nur niedriges Land mit einigen vereinzelten kleinen Anhöhen gezeigt, welche kein zusammenhängendes Bergsystem bilden. Allerdings kennt man von dieser Seite nur den Küstenstrich, eine ebene und sandige Küste. Der Südstrich dagegen besteht fast ganz aus hohen Küstenfelsen, welche im Innern Spitzen von mittlerer Höhe zeigen.

Lange Zeit glaubte man, Australien enthalte keinen eigentlichen Fluß, denn wenn man die Existenz eines Flußbettes untersuchte, fand man immer unbedeutende Wasserströmungen oder in der Hitze völlig ausgetrocknete Bergbäche, der Nepean oder Hawkesbury bei Port Jackson machte allein eine Ausnahme von der Regel; die Flüsse Macquarie, Lachlan, Georg, Hunter und Hastings enthielten nur eine unbedeutende Wassermasse. Aber die seit etwa zehn Jahren gemachten Entdeckungen haben diese Meinung sehr modificirt. Die Flüsse Brisbane, Darling, Murray, Avon sind allerdings keine Ströme, wie man sie in Europa und Asien findet, aber doch ansehnliche und tiefe, ziemlich weit schiffbare Flüsse. So geht der Murray oder Morrumbidschi, der ansehnlichste von denen, welche man kennen gelernt hat, ungefähr 200 St. weit in gerader Linie von ONO. nach WSW.

Digitized by Google

Kapitel XXXIV.

Australien. — Naturgeschichte.

Zur Zeit der Entdeckung gab es auf dem australischen Festlande kein vierfüßiges Thier, welches an die alte Welt erinnerte, als etwa den Hund. Die andern waren sämmtlich neue Arten welche man fast alle in die Classe der Thiere mit Taschen einreihen mußte.

Der Hund des Landes hat Aehnlichkeit mit dem Fuchse, ob er gleich etwas größer ist, da seine Höhe etwa 2 Fuß und seine Länge 2½ F. beträgt. Sein Kopf gleicht dem des Fuchses, seine Ohren stehen gerade und seine Farbe ist verschieden, wiewohl am häufigsten braunröthlich; er heult auf eine klägliche Weise ohne zu bellen. Dieses Thier macht Jagd auf Schafe und Geflügel und richtet darunter oft eine große Niederlage an. Sein Biß gilt für tödtlich unter den Heerden. Er ist außerordentlich lebhaft und sehr schwer zu erlegen. Wenn er ein Känguru von mittlerer Größe angreift, so begnügt er sich damit, ihm auf dem Rücken zu springen, um es zu zerreißen, und wenn sich das Känguru umdreht, um ihn zu bekämpfen, so zieht er sich zurück, beginnt aber seinen Angriff von neuem, sobald das Känguru sich entfernen will, so daß am Ende dieses Thier doch unterliegt. Die Ansiedler, welche ihn beobachteten, benutzen oft das Wild für sich, das der Hund sich erbeutet hatte.

Die Kängurus theilen sich in mehrere Arten und man zählt deren in Neu-Süd-Wales nicht weniger als etwa zehn. Die große Art, die 5 Fuß lang ist, entkommt im Laufe den schnellsten Hunden und schlägt dieselben bisweilen mit einem Schlag des Schwanzes zu Boden. Das Weibchen trägt selten mehr als ein Junges und nie mehr als zwei. Ihre gewöhnlichen Sprünge betragen 12 bis 15 Fuß, man hat aber ein solches Thier an einem sanften Abhange einen Raum von mehr als 42 F. überspringen sehen. Das Känguru hat mehrere Feinde zu fürchten, unter denen der Adler nicht der geringste ist.

Die andern Thiere sind das Kaala, welches von den Ansiedlern gewöhnlich Faulthier genannt wird, von der Größe eines gewöhnlichen Hundes mit einem schönen Pelze. Es nährt sich von den Blättern und der Rinde der Bäume, auf die es klettert; der Womdat oder Desman (Taf. 40. Abbild.), ein kleines Thier, dessen Gestalt einige Aehnlichkeit mit dem Bär hat und dessen Fleisch geschätzt wird; die Opossums und die fliegenden Eichhörnchen, von den Naturforschern sonst Schalengisten oder Staturisten genannt, kleine Thiere, welche sich gewöhnlich auf Bäumen aufhalten und sich von Insecten und Vegetabilien nähren; und Perameten, andere kleine Thiere, die in den Stämmen fauler Bäume leben.

Man will jenseits der Blauen Berge Dasyuren gefunden haben, Raubthiere von der Größe eines Wolfes; aber die Sache ist nicht bewiesen und man hält diese Thiere für Tasmanien eigenthümlich. Das Schnabelthier (Ornithorhynchus) ist ein seltsames Thier, das erst neuerlich für die Naturforscher der Gegenstand von zahllosen Streitigkeiten wurde. Seiner Gestalt nach gleicht es dem Seehunde und dem Vogel; es hält sich in Flüssen und Sümpfen auf. (Taf. 40. Abbild.) Die Zoologen haben lange darüber disputirt, ob es Eier lege oder lebendige Junge gebäre, und wie es scheint, ist die Frage eher in dem ersten als in dem zweiten Sinne gelöst worden. Es ist eine jener Zwischenarten, welche lange die physiologischen Untersuchungen des Menschen beschäftigen werden; ein Thier mit dem Körper eines Fisches, mit dem Schnabel und Schwimmfüßen einer Ente.

Vor dreißig oder vierzig Jahren bot die südliche Küste von Australien noch zahlreiche Trupps von Seehunden, aber die unaufhörlichen Verfolgungen der Fischer, welche sie erlegten, um den Thran und das kostbare Pelzwerk von ihnen zu erhalten, haben ihre Zahl sehr vermindert. Gewisse Arten der Phoken sind sogar gänzlich verschwunden, entweder weil sie völlig vertilgt worden sind, oder weil sie sich auf andere Inseln retteten. Man hat vermuthet, der Dugong bewohne gewisse Punkte des westlichen Küstenufers, aber die Sache ist noch zu bestätigen.

Die Krokodile oder Alligatoren, wie sie die Engländer nennen, finden sich sehr häufig im nördlichen Theile und erreichen eine bedeutende Größe. Die grüne Schildkröte lebt auf mehrern Punkten. Der Eidechsen giebt es mehrere Arten und einige sind bis vier Fuß lang. Eine derselben, welche Cunningham an der NW.-Küste entdeckte und die zwei Fuß lang ist, hat eine große Haut auf dem Hinterkopfe und um den Hals, und diese Art Schärpe giebt ihr ein ganz ungewöhnliches Aussehen. Man findet daselbst noch mehrere Arten Schlangen, darunter einige giftige, wie die schwarze Schlange, black snake, die gefürchtetste von allen. Eine andere, welche die Engländer die Diamantschlange nennen, diamond snake, erreicht eine Länge bis 15 Fuß, aber die Exemplare von dieser Größe sind selten. Einige sagen, sie sey giftig, während sie die andern für unschuldig ausgeben. Eine andere Art, genannt death oder deaf adder, d. h. der Tod oder die taube Schlange, würde dem Menschen sehr verderblich seyn, wenn ihr Biß die gefährlichen Folgen hätte, die man ihm zuschreibt. Ein Ansiedler, sagt man, wurde von ihr gebissen und starb fast plötzlich. Das Blut quoll ihm aus den Augen, der Nase, dem Munde und den Ohren; kaum war er verschieden, so trat die Verwesung ein und nach einer kurzen Zeit war sein Körper in einem solchen Zustande, daß man Mühe hatte, ihn in das Grab zu bringen. Wir müssen indeß hinzufügen, daß der Reisende, welcher dies erzählt, von der Wahrheit aller dieser Umstände nicht überzeugt zu seyn scheint.

Von den Vögeln giebt eine ziemliche Menge Arten. Der Größe nach kommt zuerst der Emu, eine Art Casuar, von hohem Wuchse und schmackhaftem Fleische (Taf. 40. Abbild.); dann die Pelikane, die schwarzen Schwäne, die Cercopsis, die Mánuras mit dem lyraförmigen Schwanze, der in den reichsten Orange- und Silberfarben glänzt (Taf. 40. Abbild.); die Adler, die Habichte, die schwarzen, weißen und grauen Kakadus, die Papageien mit Gefieder von allen Farben; die Reiher, verschiedene Arten Gänse und Enten, Raben, Königsfischer, oft von ziemlicher Größe; dann Tauben, Turteltauben, Rebhühner, Austernvögel, Philedons mit pinselförmiger Zunge, Cordi-calaos mit geharnischtem Kopfe, Goucals, Fliegenschnäpper, der bewundernswerthe Prinzregent, der blendende Königscolibri und mehrere andere.

Die Familie der Insecten bot, ohne so umfänglich zu seyn, wie in der alten Welt, dem Entomologen neue und Australien eigenthümliche Arten. Die Lepidopteren sind nicht sehr häufig und selten haben sie glänzende Farben, ausgenommen im nördlichen Theile, wo sich mehrere Arten Molusken von Neu Guinea zeigen, dagegen findet man auf Australien mehrere Coleopteren von merkwürdiger Gestalt. Die Fliegen, die Ameisen und Muskitos sind häufig und sehr lästig; man trifft Ameisenhaufen von 30 bis 40 F. im Umfange und 10 bis 12 F. Höhe. Diese Insecten zerstören und verwüsten die Pflanzungen und verwandeln bisweilen Baumstämme in Staub. Die Raupen sind eine andere Plage, welche in gewissen Jahren die schönsten Hoffnungen auf gesegnete Ernten vernichtet.

An den Küsten dieser großen Insel hat man eine Menge unbekannter Muscheln gesammelt, welche in der ersten Zeit der Entdeckung von den Liebhabern sehr gesucht wurden. Die Phasianellen finden sich an der Westküste sehr häufig. Peron und Quoy fanden die Trigonia lebend, eine Muschel, welche man bis dahin nur versteinert kannte. Die Seefische sind sehr häufig und fast alle sehr gut. Auch die Flüsse sind trotz ihrer Kleinheit sehr fischreich. Verschiedene Cetaceen von jeder Größe leben an den australischen Küsten, und zuletzt haben die Naturforscher zahlreiche Entdeckungen unter den diesen Gewässern eigenthümlichen Zoophyten gemacht.

Die Flora von Neuholland hat das Pflanzenreich mit einer Menge neuer Arten von der zierlichsten und verschiedenartigsten Gestalt bereichert. Der Ackerbau hat sich einer großen Anzahl dieser hübschen Gewächse bemächtigt und mehrere werden bereits in den Gärten der Liebhaber gebaut, besonders in England. Dagegen scheint die Natur dem Menschen in diesen weiten Einöden keine Pflanze zur Nahrung geboten zu haben. Man würde hier vergebens eines jener kostbaren Gewächse suchen, welche auf allen Inseln Oceaniens wachsen; selbst die Cocuspalme, der cosmopolitische Baum, den man auf allen wilden oder malaiischen Inseln findet, fehlt auf den

Digitized by Google

heißesten Küsten Australiens. Die Engländer bemühten sich deshalb sogleich, europäische nutzbare Gewächse einzuführen und die meisten gedeihen auf dem fremden Boden.

Die blätterreichsten Bäume Australiens gewähren wegen der Gestalt und Stellung ihrer Blätter nur einen unbestimmten Schatten. Die Eucalyptus, die Casuarinas oder Leptospermums, welche von weitem ein frisches und schattiges Gewölbe zu verrathen scheinen, bieten, in der Nähe gesehen, nicht so viel Grün, um den Reisenden vor den Sonnenstrahlen zu schützen.

Die Familien, welche die meisten Arten zählen, sind auf Neuholland die Proteaceen, die Myrtaceen, die Schotengewächse, die Epacrideen und die Diosmeen. Die nützlichsten Bäume sind mehrere Arten Eucalyptus, deren Holz zu jedem Zwecke dient, wenn der Stamm gesund ist, was aber selten vorkommt; die rothe Ceder, red cedar (cedrela australis), welche röthliche, sehr leichte und doch sehr dauerhafte Bretter giebt; die tristania und die melia azedarach, welche zum Bau der Böte dienen, und das xylomelum, aus dem man Flintenschäfte macht. Man kann auch noch ein Paar Araucarias, zwei Callitris, ein Flindersia, verschiedene Casuarinas, eine trichitia mit Rosengeruche, eine Angophora, ein Dacrydium, eine Brisbania, verschiedene Banksias ꝛc. und eine Menge anderer Bäume anführen, deren Holz zu verschiedenen Zwecken verwendet wird.

Man verdankt Cunningham auch die Entdeckung eines Baumes aus der Familie der Schotenträger, dessen Schoten große Körner enthalten, welche geröstet sehr gut schmecken. Gewisse Mimosas geben ein schönes Gummi; eine Art Eucalyptus liefert ein dem orientalischen ganz ähnliches Manna.

Man hat in Australien einige Arten Palmen gefunden, welche aber ihren Erzeugnissen nach ganz unnütz sind. Ein prächtiges Liliengewächs, dorianthes excelsa, treibt seinen Stengel 18 bis 20 Fuß hoch. Die Xanthorrea, die Kingia endigen sich in großen Büscheln langer linienartiger, in große Rosetten zusammengestellter Blätter, welche, wie Wasser über den Rand eines Gefäßes, fallen. Die erstere liefert ein sehr zähes Gummiharz.

Die Rinde des hibiscus heterophyllus würde zu Stricken dienen können. Das caladium macrorhyzum bringt Knollen hervor, welche man zur Zeit der Noth gekocht essen könnte. Die leptomeria und die billarderia tragen kleine Beeren, welche die Eingeborenen und die Kinder der Ansiedler aufsuchen, ob sie gleich nicht eben von angenehmem Geschmacke sind. Trotz der Nähe der Molukken und der Aehnlichkeit des Climas, finden sich die Gewürzbäume auf Australien nicht, wenn auch ein Muscatennußbaum dort wächst, myristica insipida, denn dieser ist unbrauchbar, wie der Name schon anzeigt.

Unter den Seegewächsen, welche die Felsen der Küste bedecken, giebt es eins, welches wegen seiner großen Blätter angeführt zu werden verdient, aus denen die Eingeborenen plumpe Trinkgefäße machen. Daher gab ihm auch Labillardière den Namen fucus potatorum.

Das Mineralreich, das noch wenig bekannt ist, giebt geringen Stoff. Man hat bisher nur sehr unzureichende Angaben über die Geologie von Australien. Die Berge zeigten an verschiedenen Orten Primair- oder Secundairgebirge. Die Felsen bei König-Georgs-Hafen sind Granit, wie die der Berge zwischen diesem Punkte und Swan River; der Berg Lindsay, einer der Gipfelpunkte dieser Kette, endigt sich in einer vierseitigen Fläche von 1500 Toisen Seite, ist sehr glatt, mit Quarzstücken bestreut und endigt in jeder Ecke mit einer ungeheuern Granitmasse. Man glaubt, daß diese Masse die meisten hohen Berge dieses Landes bildet.

Der in horizontalen Schichten liegende Sandstein bildet das Gerüst aller Küstenfelsen am südlichen Seeufer, während der Muschelkalk an dem nördlichen vorherrscht; diese Substanz findet sich auch sehr häufig an den Küsten der Seehundsbai. Bei dem Schwanenflusse trifft man häufig Kalk- und Sandinkrustirungen in horizontalen Lagen; sie umhüllen Muscheln, Wurzeln und selbst Baumstämme.

Das Daseyn des Eisens wird an mehrern Punkten durch Eisenstückchen verrathen. Spuren von Kupfer und Blei hat man in Neu-Süd-Wales und am Schwanenflusse bemerkt; das Blei am letztern Orte scheint sogar Silber oder Quecksilber zu enthalten. Mit Sicherheit ist indeß kein Metall und kein Edelstein in der ganzen Ausdehnung dieses großen Landes nachgewiesen worden; dagegen hat man eine kostbare Entdeckung an Steinkohlen in der Nähe von Neu Castle und an dem Ufer des Hunter gemacht. Die Kohle findet sich daselbst in reichen Adern von großer Ausdehnung in drei Fuß dichten Schichten und schon in einer Tiefe von 15 bis 20 Fuß. Seitdem hat man die Steinkohlen auch an andern Stellen getroffen, wenn auch nirgends in so großer Menge.

In den Schichten von Sandstein und Schiefer unter dem Steinkohlenlager hat man Abdrücke von Pflanzen gesehen und zwar hier und da von Pflanzen in der Blüte; darunter konnte man namentlich die zamia spiralis erkennen. Man fand gleichfalls zahlreiche Abdrücke von Phytolithen in dem schichtenförmigen Lignit, der sich auf den Spitzen des York in den keinen Bergen zeigt.

Der Kalkstein findet sich in Neu-Süd-Wales gar nicht und die Ansiedler ersetzen ihn durch Muscheln ꝛc. Auf verschiedenen Punkten Australiens zeigt sich der Kalk in Verbindung mit Schwefelsäure oder Kohlensäure. Der gediegene Alaun findet sich in crystallisirter Kreide in großer Reinheit. In der Nähe von Sydney giebt es Pfeifenstein von vorzüglicher Beschaffenheit.

Obgleich man an verschiedenen Punkten der Küste Bimsstein gefunden hat, so ist doch das Daseyn keines thätigen Vulkans auf Australien bewiesen; man hat nicht einmal Spuren von neuen Ausbrüchen gefunden. Wegen der in größerer Menge an der Seite der Moreton-Bai gefundenen Bimssteins hat man vermuthet, zwei Pics in der Nähe könnten einige Krater enthalten. Man untersuchte sie genau, fand aber nichts dergleichen.

Im Jahre 1818 fand man wirklich einen ziemlich großen brennenden Berg, den Wingen, und man glaubte Anfangs, es sey ein wirklicher Vulkan, aber dieses Feuer scheint mit einer vulkanischen Thätigkeit nichts gemein zu haben. Da es jedoch eine an sich ziemlich merkwürdige Erscheinung ist, so theilen wir hier die Erzählung von einem Ausfluge des Geistlichen Wilsons, Capellans von New Castle, nach jenem Berge im Jahre 1830 und 1831 mit.

„Der Berg Wingen," sagt er, „liegt an dem östlichen Abhange der Kette, welche das Becken des Flusses Hunter von den Ebenen von Liverpool trennt, unter 31° 54′ s. Br. und 148° 36′ östl. L. und die Höhe des brennenden Theils kann nicht weniger als 1300 bis 1400 Fuß über dem Meeresspiegel seyn. Zur Zeit meines ersten Besuches, im Anfange von 1830, erstreckte sich der Brand über die beiden Gipfel eines und desselben Berges, der aus compacten Sandstein bestand. Das Feuer hatte sich Anfangs von dem etwas höhern nördlichen Gipfel von oben nach unten mitgetheilt und stieg dann an der entgegengesetzten südlichen Spitze wieder empor. Das Feuer schien eine Art Einsenkung zwischen den beiden Spitzen desselben Berges einzunehmen und deshalb hielt der erste Reisende, welcher dies Schauspiel sah, diese Spitze für einen Krater; je kräftiger aber das unterirdische Feuer geworden ist, um so mehr ist der Berg zersprungen und ich konnte den größten Riß mit aller Bequemlichkeit untersuchen. Der Felsen, eine Masse festen Sandsteins, zeigte einen zwei Fuß breiten Sprung. Untersuchte man denselben bis etwa in eine Tiefe von funfzehn Fuß, so sah man, daß die Wände weiß waren, wie etwa von brennendem Kalk; zu gleicher Zeit kamen schwefelige und alaunige Dünste bei unterirdischem Geräusche hervor, das bisweilen äußerst heftig wurde. Ich stellte mich auf den Theil des Felsens, der von dem obern Theile des Sprunges losgetrennt war und warf Steine in den Sprung; das Getöse, das sie beim Fallen machten, schien in einer ungeheuern Tiefe unter meinen Füßen aufzuhören. Der Raum, auf welchem das Feuer thätig war, konnte einen und einen halben Acker betragen. Hier und da auf dieser ganzen Fläche bemerkte man Sprünge von verschiedener Breite, aus denen unaufhörlich Säulen eines schwefeligen Dampfes mit heller Flamme herauskamen; die Ränder dieser Oeffnungen waren mit Schwefelcrystallen besetzt, deren Farbe von

Digitized by Google

dem dunkelsten Orangenroth (von der Beimischung von Eisen) bis zum bleichsten Paille (da, wo Alaun vorherrschte,) variirte. Eine schwarze, glänzende, giftige Materie, wahrscheinlich eine Art Erdpech, fand sich häufig an den Rändern dieser Sprünge. Nur mit Mühe konnte ich mir einige Stückchen davon verschaffen, weil der Boden unter meinen Füßen so heiß und der Dampf, der herausquoll, so erstickend war. Nirgends zeigte sich Lava oder Trachyt irgend einer Art; man erkannte nicht einmal Spuren von Steinkohlen, obgleich dieser Stoff in der Nähe häufig ist. Offenbar brannte dieser Berg seit langer Zeit; mehrere Acker Land unterhalb des jetzt brennenden Theiles, auf denen sehr alte Bäume stehen, haben ebenfalls Spuren von einem ähnlichen Brande an sich und mehrere Steine, welche herumliegen, scheinen verglast worden zu seyn. Das Feuer wüthet noch mit großer Gewalt und alles zeigt an, daß diese Gewalt noch steigen wird. Von Zeit zu Zeit entzünden sich entweder durch Electricität oder irgend eine andere Ursache die unterirdischen Stoffe und die Expansivkraft der Wärme und des Dampfes sprengt ungeheuere Stücke des Sandsteinfelsens los und bildet so fortdauernd Risse. Die schwefeligen und alaunigen Erzeugnisse dieses Berges sind mit Vortheil gegen die Galle der Schafe verwendet worden."

Längs der Küste, vier Meil. von New Castle, hatte man 1828 ebenfalls einen brennenden Berg beobachtet, der schwefelige Dämpfe ausstieß, und an den Rändern der Risse ein schön krystallisirtes Mineral gesammelt, das bei der Untersuchung salzsaures Ammonium mit Schwefel zu seyn schien. Dieses Feuer erlosch indeß 1830 und unterschied sich dadurch von jenem des Berges Wingen, den Wilson 1831 wieder sah.

„Das Feuer," sagt dieser Beobachter, „war seit meinem ersten Besuche keineswegs geschwächt und hatte sich auf den Raum von mehr als zwei Ackern ausgedehnt; es brannte mit gesteigerter Wuth auf dem südlichen und südsüdwestlichen Gipfel und selbst auf den bis dahin unberührt gebliebenen Theile des Berges, nämlich auf dem nördlichen Hügel. Es gab daselbst noch glänzende Schwefelkrystalle an den Rändern der größten Sprünge und an dem kleinsten Ammoniakkrystalle; aus beiden kamen fortwährend erstickende Dämpfe heraus. Das Feuer brauste unter der Erde; die in den Sprung hineingeworfenen Steine fielen in eine unermeßliche Tiefe. Der Anblick der Umwälzungen, die in Splitter zersprengten massiven Sandsteinfelsen, die unzähligen Sprünge an der Oberfläche des Bodens, der Einsturz, die umgeworfenen und halbverbrannten Baumstämme, andere, welche nur den nahen Sturz des Felsens, der sie trug, erwarteten, um ebenfalls zu fallen, die verderblichen Dünste, welche sich um mich her bei dem Brüllen des unterirdischen Feuers erhoben, die rothe oder weiße Gluth der brennenden Risse, alles gewährte einen Anblick, den der Beobachter nicht ohne Erstaunen, aber auch nicht ohne Bedauern betrachten konnte, nicht mit einigem Grade von Wahescheinlichkeit die ersten natürlichen Ursachen dieser seltsamen Erscheinung erklären zu können.

„Auf dem Berge Wingen fanden wir, nur einige Klaftern von dem eben beennenden Theile, eine Art Muschel, und andere Stücke hat man auf einem andern Theile des Berges gefunden. Bis jetzt hat man nur zwei Stücke organischer Ueberreste von der Art versteinerter Knochen in der Nähe des Berges Agabe bei dem Wingen angetroffen, nämlich das Heiligebein eines großen Thieres auf den Dünen von Holdsworthy und den zweiten Halswirbel eines andern zehn Meil. westlich von Moreton, aber in keinem Falle war die Versteinerung in die Schichten hineingedrungen, sondern befand sich nur auf der Oberfläche des Bodens. Deshalb scheinen sie aus gleicher Zeit herzurühren, wie das versteinerte Holz, das sich in gewisser Menge im ganzen Lande findet. An der Reihe der Moräste von Kingdom, welche die Quellen des Hunter bilden, und nur einige Meilen in NW. von dem Wingen stehen noch Baumstämme, welche an dem Orte selbst versteinert worden zu seyn scheinen, wo sie sonst wuchsen. An einigen Orten ist dieses Holz stark mit Eisen geschwängert. Längs der Küste, 3 Meil. nördlich von New Castle an dem Zeichen der Fluthhöhe an der Küste und unterhalb eines Steinkohlenlagers wurde vor kurzem der Stamm eines versteinerten Baumes in vertikaler Lage gefunden; als man ihn zerbrach, zeigte er eine schöne schwarze Farbe und gab dadurch an, daß das Holz in den Zustand von Gagath übergehe. Auf dem Gipfel der Wand, welche den Telegraphen zu New Castle trägt, findet man einen andern Baumstamm in horizontaler Lage und einen Fuß unter der Oberfläche des Bodens; das Gewebe von schön weiß. In diesen beiden Stücken befanden sich übrigens kleine Adern von Chalcedon."

Zum Schlusse der Bemerkungen über die Geographie Australiens müssen wir noch hinzufügen, daß für sie unmöglich die Benennungen angenommen werden können, welche die alten Entdecker jedem seiner Theile nacheinander gegeben haben, wie Nuits-Land, Eendrachts-Land, Witts-Land, Arnheims-Land, Leeuwin-Land ꝛc. Alle diese willkührlichen und unbestimmten Eintheilungen bestimmen nichts und beschränken sich übrigens stets nur auf den Küstenstrich. Interessanter wäre es, die Namen zu kennen, welche die Eingeborenen jedem Theile dieses Landes geben und die wahrscheinlich mit denen der verschiedenen Stämme zusammentreffen; Niemand konnte aber bis jetzt genügende Materialien für diese Arbeit zusammenbringen. Auf der andern Seite bilden die Engländer gegenwärtig neue Eintheilungen mit von dem Mutterlande entlehnten Namen. Wahrscheinlich bleiben nur diese und für die kommenden Generationen wird Neuholland mit mehr Recht Neuengland heißen müssen.

Kapitel XXXV.

Australien. — Eingeborene.

Die Volksstämme, welche Australien bewohnen, gehören zu dem gemeinsten und niedrigsten Typus der melaneſischen Race. Wenn es möglich ist, über diesen Gegenstand eine annehmliche Hypothese aufzustellen, so konnte dieses große Festland ohne Zweifel seine Bewohner von Neuguinea über die Torresstraße erhalten. Diese Wilden gelangten wahrscheinlich von Klippe zu Klippe, von Insel zu Insel bis an die unbankbaren Küsten von Neuholland, und hier, wo sie die nährenden Gewächse ihres ursprünglichen Vaterlandes entbehrten, zu einem Leben herumziehender, leidender, unglücklicher Jäger genöthigt waren, arteten sie aus, verschlechterten sich und kamen auf die letzte Stufe der menschlichen Wesen herab, auf der sie stehen geblieben sind. Giebt man diese Auswanderung zu, so kann man noch fragen, wie diese Menschen den Gebrauch des Bogens und der Pfeile, die Verfertigung von Zeugen und gewisse Begriffe von Industrie und Ackerbau vergessen konnten. Dieser Einwurf würde indeß nicht ohne Antwort bleiben, denn das neue Land bot den Auswanderern keines der Hülfsmittel jenes, das sie verlassen hatten. Sie fanden daselbst nicht einmal das Holz zur Verfertigung ihrer Waffen, ebensowenig die Stoffe zu ihren Zeugen, und daraus ergab sich ohne Zweifel ein allmäliger Verfall, eine allmälige Verthierung. Die Auswanderungen waren überdies höchst wahrscheinlich nicht freiwillig und willkührlich; die Stämme, welche an den Küsten Australiens anlangten und sich daselbst niederließen, waren jedenfalls durch den Krieg aus den fruchtbaren Ländern des Aequators vertrieben worden.

Wie dem auch seyn möge, der Australier ist nicht edler organisirt, als der ungestaltete Saab aus dem südlichen Afrika und der Bewohner aus dem Feuerlande. Jeder Begriff von Ackerbau ist ihm fremd geblieben, kaum haben einige Stämme eine schwache Vorstellung von der Schifffahrt, die aber nicht weiter als bis zum Baue eines Floß oder einer kleinen Pirogue aus Baumrinde geht.

Der Australier ist im Allgemeinen klein und von ärmlichem Gliederbaue; seine Gliedmaßen sind schwächlich und stehen nicht im Verhältnisse zu dem übrigen Körper; der Unterleib ist oft vorstehend, die Stirn zusammengedrückt, die Nase platt; die Nasenlöcher sind weit aufgesperrt, die Augen eingesunken und klein, der Mund sehr groß, die Kinnladen vorstehend, der Bart schwarz, buschig und starr. Seine Farbe wechselt von dem Gelben oder Dunkelkupferfarbig bis zu ziemlich deutlichem Schwarz. Die Haare sind bald lang und glatt, bald schwarz und braun, am häufigsten gelockt,

Digitized by Google

aber nie eigentlich wollig, und dies ist das Einzige, was diese Menschen wirklich von den Negern Afrikas scheidet, denen sie unter andern Hinsichten auf überraschende Weise gleichen. (Taf. 39. Abbild.) Nur einige Stämme zeigen entweder in Folge des Climas oder einer reichlichern Nahrung edlere Organisationscharaktere. Unter diesen führen die Reisenden die Stämme von Marrigong, von der Moreton-Bai, von der Jervis-Bai und von Port Western an.

Jung sind die Frauen nicht so unangenehm. Ihre weichen und leichten Formen besitzen selbst eine gewisse wilde Grazie. Aber mit der ersten Niederkunft geht alles verloren und im Alter sind sie die häßlichsten Geschöpfe, die man sich denken kann.

Die Australier sind sehr gewandt im Laufen; sie klettern auf die Gipfel der Bäume so leicht und schnell wie eine Katze; ihr Gesicht ist scharf und ihr Gehör fein; ihre Zähne sind schön und sehr gut. Der Fischthran wird sehr häufig von ihnen benutzt; sie bestreichen damit den Körper, was ihnen mit der Länge der Zeit einen höchst widerlichen Geruch giebt. Oft legen sie deshalb Fischeingeweide auf ihr Haar und überlassen es der Sonne, das Fett zum Zerlaufen zu bringen. Der abtröpfelnde Thran schützt sie doch wenigstens vor den Stichen der Muskitos.

Die Eingeborenen des Küstenstriches finden große Unterstützung in den Fischen und Muscheln. Im Innern, wo diese fehlen, sind die Eingeborenen auf die Wurzeln der Farrnkräuter, gewisse Knollen, Vögel, Schlangen, Eidechsen und Raupen beschränkt, welche sie sammeln können. Statt aller Zurichtung halten sie dieselben gewöhnlich nur einen Augenblick an das Feuer, um sie leicht zu rösten. Wenn sie ein Känguru erlangen können, was nicht häufig geschieht, so ist dies ein großer Schmaus für sie; aber für ein ganz außerordentliches Glück halten sie es, wenn ein todter Wallfisch an die Küste geworfen wird. Sie stopfen sich mehrere Tage lang voll davon und verlassen den todten Fisch nicht eher, bis das Fleisch völlig in Verwesung übergegangen ist. Seltsam genug mögen dieselben Wilden, welche in der Wahl der Nahrungsmittel so wenig bedenklich sind, keine Art Rochen essen.

Lange hatte man geglaubt, die Australier wären keine Menschenfresser, aber neuerdings angegebene Thatsachen gestatten keinen Zweifel mehr darüber, daß die Völkerschaften im Innern wirklich Menschenfleisch verzehren. P. Cunningham erzählt, als er sich bei einem Freunde, einem Ansiedler, 40 Meil. ungefähr von Sydney befunden, sey ein Stamm aus dem Bezirke Argyle von einem Zuge gegen die Stämme von Bathurst, welche ihr Gebiet überfallen hatten, zurück und vorbeigekommen. Auf eine Frage des englischen Reisenden zeigte einer der Krieger seine fünf Finger, um zu sagen, man habe in diesem Kriege fünf Feinde getödtet, worunter eine Frau gewesen. Die Brust dieser Unglücklichen befand sich noch in einem Sacke, welchen man vor Cunningham öffnete. Die Wilden verheimlichten es nicht, daß sie dieses Stück Fleisch essen würden, wie das übrige bereits verzehrt worden sey. Zur Unterstützung dieser Thatsache bestätigte ein Ansiedler gegen Cunningham, er habe vor einiger Zeit einen Menschenschenkel in einen ähnlichen Sack gewickelt gesehen, und das Fleisch sey zum Unterhalte bestimmt gewesen. Wenn in Folge von Streitigkeiten englische Hirten in die Hände der Eingeborenen gefallen, wären ihre Körper von den Cannibalen verzehrt worden.

In dem südlichen Theile des Landes, dem kältesten und bergigsten, tragen die Wilden kleine Mäntel von Känguru- oder Opossumfellen; diese Kleidungsstücke schützen aber nur den Rücken und die Schultern und lassen fast den ganzen übrigen Körper blos. Zur Verzierung mischen sie in ihre Haare Federn, Thierhaarbüschel, Fischgräten, Vogelknochen und Zähne von vierfüßigen Thieren, die durch eine Art Gummi befestigt werden. Die meisten haben die Nasenscheidewand mit einem Knochen oder einem Stückchen Holz durchstochen. An den Tagen großen Putzes färben sie sich das Gesicht und den Körper weiß, schwarz und roth — mit Kalk von Muschelschalen, rother Erde und Kohle — und die Vertheilung der Farben, wie die Gestalt der Zeichnungen, charakterisiren die verschiedenen Stämme.

Die erhabene Tättowirung steht unter allen australischen Völkerschaften in großen Ehren. Es sind ziemlich tiefe Schnitte in die Haut, welche verschiedene Figuren bilden, wenn die Wunden vernarbt sind. Die Ceremonien dieser Völker besitzen ein gewisses Gepräge, wie man bei den Einzelnheiten des gnu lung gesehen hat, und die Handlung selbst, die Zulassung des Kindes zu dem Stande der Erwachsenen mittelst des Verlustes eines Vorderzahnes, ist eine große Merkwürdigkeit für ein Volk, das übrigens in so tiefer Unwissenheit geblieben ist. Die Zähne werden von den Kerredais ausgerissen, die zu dieser Operation privilegirt sind. Die Kerredais spielen außerdem in der Gegend von Port Jackson dieselbe Rolle, wie die Mulgaradocks am König-Georgs-Hafen. Ueberall auf diesem Festlande findet sich diese Classe von Priestern, Aerzten und Taschenspielern wieder, welche die Krankheiten, die Furcht und den Aberglauben der Eingeborenen zu ihrem Vortheile benutzt.

Die jungen Mädchen aus der Gegend von Port Jackson müssen sich in ihrer Kindheit ebenfalls der Amputation zweier Glieder des kleinen Fingers der linken Hand unterziehen. Der wahre Zweck dieser Verstümmelung ist nicht bekannt. Man weiß nicht, ob sich eine abergläubische Idee damit verbindet, oder ob die Verstümmelung keinen andern Zweck hat, als den Frauen bei der Verfertigung von Fischnetzen mehr Gewandtheit und Leichtigkeit zu geben.

Man hat wenig Verunstaltungen unter diesen Wilden bemerkt. Die Frauen kommen äußerst leicht nieder. Bei ihren seltenen Krankheiten bedienen sich die Aerzte oder Kerredais gewisser Beschwörungen, womit sie wiederholte Reibungen verbinden. Bisweilen lassen sie den Kranken Xanthorreagummi und andere Arzneien nehmen, welche bei ihnen in Ansehen stehen. Die Mulgaradocks sind selbst nach dem Geständnisse der englischen Aerzte geschickte Operateurs, besonders was das Herausziehen von Wurfpfeilen selbst in den gefährlichsten Fällen betrifft. Ist das Holz einmal entfernt, so wird die Wunde mit einem besondern Pulver bestreut und dann mit einem Stücke weicher zarter Rinde verbunden.

Bei den am weitesten vorgeschrittenen Völkerschaften Australiens sind die Wohnungen Hütten von großen Rindenstücken, die oben in der Gestalt von Bienenstöcken vereinigt (Taf. 36. Abbild.), mit Erde belegt und mit Seegewächsen bedeckt werden, welche sie völlig vor dem Wasser schützen. Am häufigsten ist die Hütte des Australiers nur aus Baumästen gebaut und mit Rohr oder Xanthorreablättern bedeckt. Bisweilen nehmen sie sich auf ihren Zügen nicht einmal die Mühe, diese Hütten aufzurichten und begnügen sich, um die Lenden vor dem Winde und Regen zu schützen, mit einem großen Stücke Schale von dem nächsten Eucalyptus, während sie den Vorderkörper an einem kleinen Feuer wärmen, an dem sie schlafen. So lagern sie jeden Abend, und wenn man die Wälder der Blauen Berge durchwandert, trifft man überall Spuren und Ueberreste von diesen Feuerherden, um welche Stücken Rinde und Ueberreste von Gewächsen verstreut sind, mit denen die Eingeborenen ihren Hunger gestillt haben. An diesen Zeichen erkennt man einen Lagerplatz der Eingeborenen. Was den Bau der Piroguen betrifft, so haben auch die am weitesten vorgeschrittenen Stämme nur Böte von Baumrinde fertigen können, welche Stücke an zwei Enden vereinigt und mit einer Art Harz verbunden werden. (Taf. 40. Abbild.)

An gewissen Orten sind diese Völkerschaften Höhlenbewohner. Auf der Hochebene von Clark bei dem Cap Melville untersuchte der Botaniker Cunningham eine dieser Höhlen, deren Wände mit rothem Ocker überzogen und mit einer großen Anzahl Bildern von Fischen, Reptilien, Vögeln, Piroguen ꝛc. verziert waren. Diese Bilder, über 150 an der Zahl, waren recht leidlich mit den weißen Spitzen einer kreidigen Erde ausgeführt. So plump die Arbeit auch aussah, so war sie doch der erste ungeschlachte Gedanke von einer Kunst, der Malerei.

Die Nationalwaffe der Australier ist die Lanze von hartem Holze, deren Gewalt sie mittelst eines kleinen zwei bis drei Fuß langen Stockes verdoppelten, der an dem einen Ende Zahneinschnitte hat. Wenn sie sich dieser Waffe bedienen, so wird der Stock fast vertikal in der rechten Hand gehalten, während die Lanze in ihrer Mitte zwischen den Fingern der linken Hand und ihr Ende in einem Zahneinschnitte des Wurfstockes ruht.

Digitized by Google

Haben sie die Lanze einen Augenblick balancirt und gerichtet, so werfen sie dieselbe mit großer Kraft und außerordentlicher Genauigkeit in fast unglaubliche Entfernungen; sie treffen ihr Ziel oft auf 70 bis 80 Fuß. Diese Lanzen sind entweder blos zugespitzt, oder haben Widerhaken, oder sind mit Gräten oder Muschelschalenstücken versehen. Ihre Keulen oder waddis werden aus einer sehr harten Holzart gemacht und endigen häufig in einem dicken Knopfe, wodurch die Schläge mit dieser Waffe noch gefährlicher werden. Den Womerang haben wir bereits erwähnt.

Bei ihrem Fischfange bedienen sich diese Eingeborenen einer Art Spieß oder Harpune und treiben auch die Fische in große Einfriedigungen von Steinen oder mit Zweigen umflochtenen Stäben, die bei der Ebbe fast trocken bleiben. An den Flüssen fischen sie mit Netzen, welche bisweilen das ganze Bett derselben versperren. Ihre Geräthe sind Beile und Messer und sehr einfacher Art. Die erstern sind nur Stücke von sehr hartem Kiesel, an den beiden Enden grob geschärft und dann mit dem Harze der Xanthorrea an einen hölzernen Stiel befestigt. Diese Beile dienen zu gleicher Zeit auch als Hämmer. Die Messer werden aus scharfen Quarzstücken gemacht, welche man mit demselben Harze an einem Stiele festmacht. Diese Instrumente schneiden nicht sowohl, sondern sägen vielmehr. Die Eingeborenen legen einen großen Werth auf Stücke von zerbrochenen Glasflaschen und sammeln sie sorgfältig, denn sie ersetzen damit den Quarz. Sie zünden Feuer an wie die andern wilden Völkerschaften, indem sie ein Stück dürres Holz schnell und stark in einem Loche eines andern Stücks Holz herumdrehen. Um zu diesem beschwerlichen Verfahren nicht greifen zu müssen, heben sie, wie wir gesehen haben, sorgfältig brennende Zapfen von der Banksia auf. Es ist bei ihnen allgemein üblich, das dürr gewordene Gras anzuzünden und diese Gewohnheit hat nicht wenig dazu beigetragen, die Wälder Australiens den Europäern leicht zugänglich zu machen.

Die Stämme Australiens haben, ob sie gleich herumziehen, ziemlich feste Ideen über das Eigenthum. Jeder erkennt seine Grenzen an und zwingt die Nachbarn zur Anerkennung derselben. Oft giebt die Verletzung des Gebietes zu mörderischen Kämpfen Veranlassung. Ein andermal werden diese Streitigkeiten vor die allgemeine Versammlung der Stämme gebracht und dann nehmen sie mehr den Charakter eines Turniers als eines Kampfes an. Die Frauen wohnen diesen Versammlungen bei und nehmen oft einen thätigen Antheil daran.

In dem südlichen Australien vereinigen sich die Stämme, welche nicht mehr als 30 oder 40 Individuen zählen, in Familien unter die Herrschaft der Aeltesten oder Muthigsten. Die Macht dieses Häuptlings ist precär, wenn man einigen Reisenden glauben darf; nach andern ist sie eine thätiger und wirklicher Einfluß, welcher einige Vorrechte gewährt, z. B. das, ausnahmsweise mehrere Frauen zu nehmen und den besten Theil von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges sich zuzueignen.

Die Australier haben den Hund gezähmt, der ihnen zur Jagd der kleinen Arten Opossums und Kängurus und zur Behaltung der Spur der großen Kängurus und der Emus nützlich ist, welche schwerer wiederzufinden sind. Die Eingebornen halten diese Hunde sehr hoch und die Frauen reichen ihnen bisweilen sogar die Brust gleich den eigenen Kindern. Der Lieutenant Breton hörte selbst erzählen, australische Frauen hätten ihre eigenen Kinder sterben lassen, um ihre Milch kleinen Hunden geben zu können, aber er ist der einzige Reisende, der diese entsetzliche Geschichte erzählt.

In der Umgegend von Port Jackson werden die Ehen auf barbarische Weise geschlossen. Der junge Mann, der sich eine Frau nehmen will, sucht ein junges Mädchen von einem benachbarten Stamme zu überfallen, schlägt sie mit Stockschlägen nieder, nimmt sie auf die Achsel und trägt sie in den Stamm, wo die Heirath auf die rohefte Weise vollzogen wird. (Taf. 39. Abbild.) Obgleich auf diese Weise geraubt, schließen sich die jungen Mädchen doch an ihre Männer an und werden zuletzt treffliche Familienmütter. Dieser rohe Gebrauch scheint nur in Australien zu bestehen; in allen übrigen Gegenden werden die Ehen auf minder gewaltige, auf anständigere Weise geschlossen.

Die Ehren, welche man den Todten erzeigt, wechseln nicht weniger von Stamm zu Stamm, von Zone zu Zone. Die einen begraben sie mit einem gewissen Ceremoniell, andere verbrennen sie ganz auf Herden, und einige überliefern den Körper den Fluten. Endlich (und dies ist besonders bei der Morretonbai beobachtet worden) ziehen in gewissen Fällen die Verwandten oder Freunde die Haut des Todten ab und verbrennen den übrigen Körper; aber man hat noch nicht erfahren können, was sie mit der Haut machen. In jedem Falle ist es fast allgemein üblich, den Namen des Verstorbenen während einer gewissen Zeit nicht auszusprechen, weil man fürchtet, außerdem seinen Geist zurückzurufen. Diese Menschen vermeiden außerdem, vor dem Grabe eines Todten vorüberzugehen, um sein Gespenst nicht zu sehen, das sie erwürgen könnte. Nur die Kerredais haben das Recht, ungestraft an diesen schrecklichen Orten herumzugehen, und um unter die Kerredais aufgenommen zu werden, muß man den Muth haben, eine ganze Nacht an einem Grabe zu schlafen. Während dieses Schlafes, sagen die Eingeborenen, hat der Geist des Todten den Leib des Eingeweihten geöffnet, ihm die Eingeweide umgewendet und dann alles wieder an seinen Ort gethan. In Folge dieser Operation kann er von nun an den Besuchen der Geister trotzen.

Wenn eine Frau stirbt und ein saugendes Kind zurückläßt, so wird dies ohne Erbarmen mit ihr beerdigt, wenn Niemand sich erbietet, für das Kind zu sorgen.

Die Tänze der Australier haben einen symbolischen Charakter. Gewöhnlich tanzen beide Geschlechter getrennt, wie wir es bei den Tänzen am König-Georgs-Hafen gesehen haben. Breton war, wie er erzählt, Zeuge des Tanzes des Stammes der Wollomachis in Neu-Süd-Wales, wo man wie folgt zu Werke ging. Die Männer stellten sich im Kreise um vier Frauen und fingen an zu tanzen. Die Frauen lagen auf allen Vieren, senkten die Köpfe, als wenn sie gegen einander stoßen wollten, und warfen bisweilen die Füße, wie ein Thier, das ausschlägt. Unterdessen gingen die Männer, die Arme wie die Tatzen des Bäres haltend, mit begehrlichen Blicken und wackelnden Köpfen nach einem gewissen Takte um diese vier kauernden Geschöpfe herum. (Taf. 40. Abbild.) Nachdem dies einige Minuten geschehen, standen die Frauen auf, während die Männer ihren Rundgang fortsetzten, und bald endigte diese erste, sehr wenig decente Episode in zu empörend obscönen Einzelnheiten, als daß wir sie schildern könnten.

Der Australier glaubt an Geister, an den Einfluß der Träume, an Zaubereien und Hexereien; er schreibt diesen bösen Einflüssen fast alle seine Krankheiten zu, und die am häufigsten angewendeten Heilmittel sind deshalb Beschwörungen oder neue Zaubereien zur Zerstörung der erstern. Einige Stämme in Neu-Süd-Wales glauben an einen guten Geist, Koyan, und an einen bösen, Potoyan. Koyan will ihnen nur immer gute Dienste erweisen, aber sie fürchten Potoyan sehr, der immer darauf denkt, ihnen böse Streiche zu spielen. Seine Ankunft kündigt sich durch ein besonderes, leises und langgedehntes Pfeifen an. Die Ansiedler, welche diesen Aberglauben kennen, bedienen sich desselben, um sich von der Zudringlichkeit dieser Wilden zu befreien; sie pfeifen wie Potoyan. Aus demselben Grunde pfeifen die Eingeborenen nie, wenn sie unter einem Felsen vorbeigehen, denn sie würden fürchten, er könne auf sie herabfallen. Sie bilden sich ein, wenn sie in der Nacht Fische braten, erregten sie ungünstige Winde. Collins erzählt darüber eine seltsame Anekdote: —

„Eines der Böte im Dienste der Colonie war eines Tages durch widrige Winde im Hafen zurückgehalten worden und die Matrosen vertrieben sich die Zeit damit, Muscheln zu suchen, welche sie dann zu ihrem Abendessen braten wollten. Ein Eingeborener, der sie beobachtete, schüttelte den Kopf und sagte: „der gute Wind wird nicht kommen, weil man des Nachts Fische kocht.“ Die Matrosen lachten damals darüber, als aber am andern Tage die Vorhersagung des Wilden sich bestätigte und der widrige Wind sich verstärkt hatte, mißhandelten die Engländer den armen Propheten und sagten, er sey an dieser Widerwärtigkeit Schuld. Wer war unwissender und roher, der Eingeborne oder die Engländer?“

Digitized by Google

Die australischen Bergbewohner glauben, das warwi, ein Amphibium, das dem Krokodil ähnlich ist, bewohne die Flüsse im Innern und komme bisweilen aus denselben heraus, um Kinder zu rauben, die es dann verzehre. Nach denselben Erzählungen zieht sich der cupir, ein anderes Ungeheuer von menschlicher Gestalt, in unzugängliche Höhlen zurück; er kann, wie man glaubt, die Schwarzen umbringen, aber über die Weißen vermag er nichts.

Die eingeborene Bevölkerung ist bis jetzt durchaus nicht genügend zu schätzen gewesen. Wenn man indessen auch eine Berechnung von dem Bekannten auf das Unbekannte machen wollte, würde man doch keine höhere Zahl erhalten, als 100,000 Seelen, von denen die Hälfte an dem Küstenstriche auf einem Streifen von etwa 10 Stunden lebt. Man hat im Innern ungeheuere Strecken durchwandert, ohne irgend andere Bewohner zu finden, als hier und da einige geringzählige Stämme, und es läßt sich dies leicht begreifen, wenn man an die geringen Hilfsmittel denkt, welche diese Gegend zur Nahrung des Menschen gewährt. Wenn jemals ansehnliche Canäle aufgefunden werden und einen Weg in das Binnenland bahnen, so wird diese Chiffer höchst wahrscheinlich sich steigern, aber schwerlich dürfte sie je 150,000 erreichen.

Uebrigens bemerkt man überall, daß, wo die civilisirteren Racen Fuß gefaßt haben, die ursprünglichen und wilden Bewohner allmälig abnehmen und verschwinden. Alle Colonisationen haben zur Verminderung der Eingeborenen geführt und in Australien wird sich dieser Erfolg zeigen, wie in Amerika und Afrika. Zu Port Jackson nehmen die Stämme von Tage zu Tage ab und sie werden bald gänzlich verschwinden. Es ist dies das Gesetz des langsamen aber fortwährenden Fortschreitens der Menschheit. Der Australier, der halb Mensch und halb Thier ist, hat überdies nichts von den Verschmelzungsbedingungen, welche, wie an andern Orten, eine Mestizen- oder Mischlingsrace hervorbringen könnten, und so wird sein Geschlecht gänzlich untergehen. In zwei Jahrhunderten wird Australien das Europa der andern Hemisphäre seyn und wahrscheinlich sucht man dann vergeblich nach Ureinwohnern. Sie werden nur noch in unsern Büchern als Echos von den Erzählungen früherer Reisenden existiren.

Kapitel XXXVI.

Englische Colonien in Australien.

In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts suchte Großbritanien einen Ort zur Deportation seiner Verbrecher, ein Land der Büßung, wohin es den Abschaum seiner Bevölkerung senden und denselben zugleich zu einer Colonisation verwenden könnte, welche damals das Cabinet von St. James beschäftigte. Durch die Vermittelung von Banks kam man auf Australien und Botany Bay, welche jener Seemann bei seiner ersten Reise mit Cook besucht hatte. Diese Stelle war wirklich für eine solche Bestimmung ganz geeignet. Entfernung vom Mutterlande, Handelslage zwischen Oceanien und Malaisien, gute Stimmung der Eingebornen, alles schien sich für das Project zu vereinigen.

Der erste Versuch fand 1787 statt. Es wurden neun Schiffe bemannt, um die Verurtheilten mit einigen Soldaten zur Bedeckung und mit Munition in die neue Colonie zu bringen. Die Fregatte, der Sirius, und die Brigg Supply sollten diese Schiffe beschützen und der Commodore Philipp, der erste Gouverneur dieses Bußpostens, zog seine Flagge auf der Fregatte auf. Dieses kleine Geschwader nahm 1017 Personen mit, nämlich an Verurtheilten oder convicts, wie die Engländer sagen, 565 Männer und 192 Frauen, und sodann die verschiedenen Behörden und Soldaten.

Das Geschwader verließ am 13. Mai die englischen Häfen, legte bei Teneriffa, Rio de Janeiro und am Vorgebirge der Guten Hoffnung an, wo er frische Lebensmittel einnahm. Am 20. Jan. 1788 lagen alle Schiffe vor Anker auf der Rhede von Botany Bay und sie hatten auf der langen Fahrt nur 32 Personen verloren.

Kaum war man vor Anker gegangen, so musterte man das Land, erkannte bald, daß es sich zur Colonisation durchaus nicht eigne und modifizirte den Plan Banks' dahin, den Posten einige Meilen weiter nördlich vor Port Jackson anzulegen, wo Phillip mit dem ganzen Geschwader vor Anker ging.

Dann gründete man an dieser Küste die Stadt Sydney — der erste Name der Niederlassung; man räumte den Boden ab, errichtete Zelte und schritt zum Anbaue, der in jedem Falle glückte bis auf das Getreide, welches im ersten Jahre völlig mißrieth. Dieser erste Anfang war beschwerlich und mühselig; die Verbrecher kehrten, sobald sie frei waren, zu ihren Lastern zurück; es kamen Räubereien und Todtschläge vor und sie waren kaum durch einige strenge Bestrafungen aufzuhalten. Es wurde deshalb ein permanentes Kriegsgericht eingeführt, das aber die Todesstrafe nur mit einer Majorität von sieben Stimmen gegen fünf aussprach, und überdies mußte auch noch der Gouverneur den förmlichen Befehl zur Ausführung des Urtheils geben.

Im Monat April waren bereits so viele Baraken gebaut, um die neuen Ansiedler während der Strenge des Winters unterbringen zu können. Trotz den Verwüstungen, welche der Scorbut und die venerischen Krankheiten anrichteten, war der Gesundheitsstand ziemlich zufriedenstellend und alles ließ hoffen, daß er sich in Zukunft noch mehr verbessern werde. Im Anfange besaß die Niederlassung 5 Kühe, 2 Stiere, 3 Füllen, 29 Schafe, 19 Ziegen, 25 Schweine, 5 Kaninchen, 18 Truthähne, 35 Enten, 29 Gänse, 122 alte und 85 junge Hühner.

Diese Einzelnheiten sind nicht ohne Wichtigkeit; man sieht, von wo Sydney ausgegangen ist, um die Fortschritte würdigen zu können, welche es in 40 Jahren gemacht hat.

Im Jahre 1789 kamen neue Verproviantirungen vom Vorgebirge der Guten Hoffnung auf der Fregatte „Sirius" an. Dieses Schiff trug unter anderm 125 Centner Mehl, was unschätzbar war, da die Ernte gänzlich fehlgeschlagen war. Besser gerieth sie in demselben Jahre und man erhielt 200 Scheffel Roggen, 60 Scheffel Gerste und etwas Hafer und Mais.

Auch im Jahre 1790 litt die Colonie an Hungersnoth. Der mit Lebensmitteln abgegangene Sirius scheiterte an der Insel Norfolk und man mußte sich sehr einschränken bis zur Ankunft der „Lady Juliana", welche, nebst Lebensmitteln, 222 verurtheilte Frauen überbrachte. Ihr folgten drei andere, mit 1000 neuen Verbrechern beladene Schiffe.

Die Frage der Colonisation war gelöst; die Colonie machte Fortschritte. Man gab den Soldaten, die in Sydney bleiben wollten, Ländereien, so wie den Verurtheilten, welche ihre Arme brauchen wollten, um sich eine bessere Lage zu verschaffen. Jeder von ihnen erhielt 30 Acker Land, wenn er unverheirathet war, 50 wenn er eine Frau hatte und 10 mehr für jedes Kind, das er bereits besaß. Uebrigens verfuhr man nachsichtig, damit die Verbrecher sich allmälig an die Arbeit gewöhnten und sich ihrem neuen Vaterlande anknüpften.

Seitdem wurde die Lage immer besser und besser. Die Stämme der Eingeborenen, welche den Neuangekommenen lange feindlich sich gezeigt hatten, ließen ihnen einige Ruhe und schlossen endlich Frieden mit ihnen. Der Häuptling des Stammes von Sydney, Benilong, kam selbst zu dem Gouverneur, der ihn aufnahm und an seine Tafel zuließ. Zu gleicher Zeit wurde die Urbarmachung im Innern nach größerm Maßstabe betrieben; man gründete die Stadt Parramatta, und um sie herum ließen sich Ansiedler nieder; es kamen 1700 neue Sträflinge zur Verstärkung an und im April 1791 erklärte James Ruse dem Gouverneur zuerst, daß er seiner Ration aus den öffentlichen Magazinen entsage, da er sich künftig durch seine Arbeit selbst ernähren könne. Der Gouverneur erhielt das Recht zu begnadigen und die Strafen zu verwandeln, und die Colonie, deren Wichtigkeit mit jedem Tage zunahm, wurde das Neu-Süd-Wales. 921 Acker waren urbar gemacht.

Die eigenthümlichen Instinkte der Menschen, welche diese Colonie bewohnten, kamen indeß bald wieder zum Vorschein; mit dem Wohlstande kehrte auch die Stehlsucht zurück. Im Jahre 1792 nahm dies Verbrechen,

Digitized by Google

trotz der strengsten Strafe, auf wahrhaft erschreckliche Weise überhand, wenn auch allerdings einige Male die Schuldigen durch Noth und Hunger zu diesen verdammungswerthen Thaten getrieben wurden. Gegen Ende desselben Jahres verließ der Gouverneur Phillip die Colonie in dem Augenblicke, als 3470 Acker Land an Andauer vertheilt waren. Mehrere Officiere der Garnison hatten sich an den Ufern des Canals von Sydney nach Parramatta große und fruchtbare Ländereien ausgewählt, welche, von Verbrechern bebaut, schnell bedeutend im Preise stiegen. Später stellte man freien Ansiedlern, die auf Staatsschiffen aus England angekommen waren, Ländereien und zur Urbarmachung derselben Sträflinge, so wie Rationen auf zwei Jahre zur Verfügung. Diese Rationen konnte man bereits von in der Colonie erzeugtem Getreide vertheilen.

Das Jahr 1794 sah die Urbarmachungen auf wundersame Weise sich vervielfältigen, denn die Ansiedler auf der Insel Norfolk, welche bereits herrliche Ernten erhalten hatten, konnten der Colonialregierung 11,000 Scheffel Mais überlassen. Man erwartete eine Ernte von 20,000 Scheffeln an den Ufern des Hawkesbury; aber ein Theil ging durch das Regenwetter und die Ueberschwemmungen verloren. Dagegen fand man, daß sich das Vieh, welches 1788 auf der Insel Norfolk verloren gegangen war, vermehret hatte. Statt der 2 Stiere und 5 Kühe fand man eine schöne Heerde von 60 Stück Hornvieh. Man beschloß, das Vieh allein und ruhig sich vermehren zu lassen und dasselbe für die unvorhergesehenen Bedürfnisse der Colonie aufzusparen.

Um diese Zeit kam der Generalgouverneur Hunter in Neu-Süd-Wales an und das Jahr seiner Installation war durch ein Schloßenwetter bezeichnet, welches die Ernte von vier Gütern am Hawkesbury zerstörte, die Bäume zerschlug und die Maisfelder verwüstete. Obgleich die Witterung ziemlich mild war, blieben die Schloßen doch zwei Tage liegen und man fand einige Stücke, welche 6 bis 8 Zoll lang und 2 Finger dick waren. Die Zählung, welche man am 1. Septbr. 1796 anstellte, gab für die Colonie 4818 Seelen, wovon 889 auf die Insel Norfolk kamen. Darunter wurden nur 321 von dem Staate ernährt. Das Vieh bestand in 57 Pferden, 101 Kühen, 74 Stieren und Kälbern, 1531 Schafen, 1427 Ziegen und 1869 Schweinen.

Die Städte fingen an, sich regelmäßig zu organisiren. Die Häuser von Sydney und Parramatta wurden numerirt und in Viertel getheilt. Man führte städtische Behörden, Constables und watchmen ein, baute in beiden Orten ein hölzernes Gefängniß und gegründete Schulen, Hospitäler und Kirchen. Die bis dahin sehr beschränkte Zahl der freien Ansiedler vermehrte sich sehr merklich. Sie verbreiteten sich bis in das Innere des Landes und hatten mit Hilfe der Sträflinge, welche ihnen die Regierung überließ, die Masse der angebauten Ländereien bald verzehnfacht. (Taf. 42. Abbild.) Je weiter die Ackerbaucivilisation in das Innere drang, um so mehr hatte sie sich vor den Angriffen der Insulaner zu vertheidigen, an deren Einöden sie grenzte. Mehr als einmal wurden die Güter geplündert und die englischen Ansiedler mußten sich vereinigen, um ihrer Seits die Wilden anzugreifen und zurückzuhalten. Diese fast fortwährenden Neckereien mit den Versuchen zur Plünderung und die Ueberschwemmungen des Hawkesbury waren eine zweifache Wunde, welche diese fleißigen und muthigen Anbauer lange schmerzte. Trotz diesen Hindernissen zählte man zu Ende des Jahres 1798 bereits 7865 Acker angebautes Land.

Zwei Jahre später und zu Ende des Jahres 1800 starb ein gewisser Wilson, ein englischer Sträfling, der ein gewisses Ansehen unter den Eingeborenen erlangt hatte. Um dies zu erreichen, hatte er gesagt, er sey von demselben Geschlechte wie sie, und die Unverschämtheit so weit getrieben, eine alte Australierin für seine Mutter auszugeben. Die arme Frau hatte es geglaubt und die Völkerschaft den Engländer als eine Art Häuptling anerkannt. Er brauchte und mißbrauchte sein Ansehen, besonders um sich der jüngsten und hübschesten Frauen zu bemächtigen. Einige Zeit lang ertrug man diese despotische Laune, als Wilson aber eines Tages Gewalt gegen eine junge Frau brauchte, ermordeten ihn die Verwandten des Opfers mit Lanzenstichen.

Im September 1800, als Hunter die Regierung der Colonie niederlegte, zählte Sydney bereits eine Menge öffentlicher Gebäude. Zwei kleine Schiffe lagen auf den Werften; es wurde eine Münzpresse aus England gebracht und man erließ ein Verbot, in Kupfermünze mehr als 5 Pf. St. aus- oder einzuführen. Im Juni 1801 betrug die Bevölkerung 6508 Personen, in den folgenden Jahren aber, unter dem Capitain Gidley King, stieg sie in ungeheuern Verhältnissen nicht durch Sträflinge, sondern durch Einwanderungen freier Arbeiter, die aus England kamen, um in Australien ihr Glück zu suchen. Um diese Zeit kam in Sydney die französische Expedition unter dem Capitain Baudin an, und bei der Rückkehr schilderte der Naturforscher Peron in den ihm gewöhnlichen Ausdrücken von Enthusiasmus und Uebertreibung diese Colonie, deren Existenz in Europa kaum bekannt war.

Im Jahre 1806 überließ der Capitain Gidley King den Posten eines Gouverneurs dem Capitain Bligh, der bereits durch die Empörung der Mannschaft von der „Bounty" bekannt war, einem harten, unbarmherzigen, despotischen Manne, der den ganzen Colonialhaß gegen sich erhob. Seine Verwaltung wurde bald so verhaßt, daß die angesehensten Einwohner und Eigenthümer von Sydney sich vereinigten, um ihn festzunehmen und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die Regierung im Mutterlande, welche durch diese kühne Handlung mißtrauisch gemacht wurde, wagte nicht, ihre Creatur bei der Gewalt zu lassen, ließ aber die hauptsächlichsten Urheber der Absetzung Bligh's bestrafen. In Folge dieses kleinen Staatsstreiches blieb die Colonie lange ohne Gouverneur, bis endlich im December 1809 der Mann ankam, welcher ihr den schnellsten und fruchtbarsten Aufschwung geben sollte.

Es war der Oberst Lachlan Macquarie, der mit dem 73. Regimente zu Sydney landete. Um diese Zeit zählte die Colonie 15,000 Einwohner, von denen nur 4277 ihren Unterhalt aus den Magazinen der Regierung erhielten. 21,000 Acker Land wurden angebaut, 74,000 dienten dem Vieh als Weide, das aus 524 Pferden, 593 Stuten, 6351 Kühen, 4945 Stieren, 32,818 Schafen, 1732 Ziegen und 8992 Schweinen bestand. Wann der Hawkesbury nicht über die Ufer trat, reichten die Ernten zum Verbrauche hin.

Bald bezeichneten wichtige Arbeiten die Verwaltung Macquarie's. Das sonst schlecht geordnete Sydney wurde eine regelmäßige und schöne Stadt. Fünf andere Städte wurden angelegt: Windsor, Richmond, Wilberforce, Pitt und Castlereagh. Ansehnliche Heerden und volle Magazine sicherten die Colonie immer vor der Noth; 1814 entdeckte man die Gegenden jenseits der Blauen Berge und 1817 wurde daselbst eine Stadt angelegt, während man zu gleicher Zeit eine Straße zwischen dem Küstenstriche und den Ebenen baute, auf welcher schwere Wagen fahren konnten.

Diese materiellen Verbesserungen beschäftigten Macquarie nicht in dem Grade, daß er den geistigen Zustand der Colonie vernachlässigt hätte. Er versuchte zuerst, ihr eine gesellschaftliche Organisation zu geben. Vor seiner Verwaltung gab es Samen der Uneinigkeit und Anarchie unter den Einwohnern; er bestrebte sich, dieselben im Keime zu ersticken. Im Anfange hatte Sydney, wie man gesehen, nur zwei Classen von Einwohnern, Sträflinge und Angestellte. Die freigelassenen Sträflinge bildeten sodann eine dritte Classe, welche man emancipists nannte. Obgleich dieselben nach der überstandenen Strafzeit in alle ihre frühern Rechte hätten eintreten sollen, so blieben sie doch den Angestellten gegenüber in einer untergeordneten Stellung.

Spä er entstand durch die große Anzahl freier Ansiedler, die aus England ankamen, in der australischen Gemeinde eine neue Categorie von Einwohnern und man hätte glauben sollen, dieses dritte Element würde ein Verbindungsglied zwischen den beiden vorher unvereinbaren ursprünglichen Classen bilden und daraus zum Vortheile aller eine allmälige Verschmelzung entstehen. Dies geschah aber nicht. Die neuen freien Ansiedler stellten sich sogleich den Freigelassenen gegenüber und schlossen sich vielmehr dem bevorrechteten Theile an. Die der Verachtung der Beamten und freiwilligen Ansiedler ausgesetzten Freigelassenen wurden von allen ausgezeichneten

Digitized by Google

Gesellschaften und von den bürgerlichen Functionen, wenn auch nicht dem Rechte, doch der That nach ausgeschlossen, und sahen sich dadurch zu einer Art Ilotismus gebracht gleich dem, welchem die Farbigen auf den Antillen lange ausgesetzt gewesen waren. Dieses Vorurtheil ließ auf den Kindern die Vergehen der Väter lasten und die Ausschließung der Freigelassenen wurde erblich.

Dennoch wuchs diese außerhalb des gesellschaftlichen Gesetzes gestellte Classe jeden Tag an Wichtigkeit und Reichthum. Als Eigenthümer eines großen Theiles des angebauten Landes waren die Freigelassenen außerdem größtentheils Männer von reinen Sitten und untadelhaftem Wandel geworden. Sie duldeten, ohne sich zu beklagen, diese verletzende Ausschließung, denn ihre Gegner hatten die Gewalt und Zahl gegen sie. Andere sprachen für sie; freie Philanthropen, die sich immer mehr von der Arroganz der Patrizier des neuen Staates verletzt fühlten, nahmen sich der Sache der Freigelassenen an und führten sie mit beredter Wärme. Daher kam Haß und Streit.

Der weise und wohlwollende Macquarie suchte in der jungen Colonie die Einigkeit dadurch wiederherzustellen, daß er selbst das Beispiel der Versöhnung und Zuvorkommenheit gab. Er ließ einige verdienstvolle Freigelassene zu Magistratsämtern zu, lud die ausgezeichnetsten Männer dieser Classe an seine Tafel und untersagte den Soldaten alle Handelsgeschäfte.

Dieses Beispiel trug indessen keine andere Frucht, als daß die bevorzugte Classe gegen den Gouverneur eingenommen wurde, dem man sein freundliches Benehmen gegen die Männer, welche die Gerechtigkeit gebrandmarkt hatte, zum Vorwurfe machte. Einige Patrizier trieben den Widerstand noch weiter; sie schlugen die Einladungen aus, um nicht zu gleicher Zeit mit Freigelassenen bei Tische zu sitzen. Endlich als letzte Rache klagten sie Macquarie bei den Behörden im Mutterlande verbrecherischer Speculationen und schmachvoller Absichten an.

Die Verleumdung hatte so viel Erfolg in London, daß eine Untersuchungscommission abgeschickt wurde. Sie kam 1819 an Ort und Stelle mit dem Auftrage an, die genauesten Untersuchungen anzustellen. Macquarie ging würdig und edel aus dieser Prüfung hervor, gab aber aus Verdruß seine Demission, verließ die Colonie den 4. December 1821 und nahm das Bedauern der Besten mit sich. Die Geschichte wird sagen, Macquarie war der erste Verwalter, der Sydney auf den Weg des Glückes und Gedeihens brachte. Bei seiner Abreise waren 900 Acker Land mit Getreide besäet und man besaß 30,000 Stück Hornvieh und 200,000 Schafe.

Dem General Macquarie folgte der General Brisbane, ein freundlicher, sanfter, rechtlicher, von den Gelehrten wegen seiner astronomischen Kenntnisse geachteter, aber kalter, schüchterner und zu seiner hohen Stellung nicht sehr geeigneter Mann. Er gab dem Einflusse der freien Ansiedler nach und gestattete den Freigelassenen keine öffentliche Gunst, so wie keiner an seinem Tische erschien. Außerdem hatte Brisbane verschiedene Ersparungsmaßregeln einzuführen, welche seine Verwaltung nicht eben beliebt machten.

Während seiner Verwaltung wurde die bis dahin unbeschränkte Macht des Gouverneurs durch eine Parlamentsacte vom 1. Juli 1823 modificirt, die 1827 Gesetzeskraft in der Colonie erhalten sollte. Ihrem Inhalte nach sollte man einen gesetzgebenden Rath aus 5 bis 7 von dem Gouverneur ernannten Mitgliedern bilden, der seiner Seits die von dem Gouverneur vorgeschlagenen Gesetze und Verordnungen zu prüfen haben sollte. Wenn der Rath den Gesetzvorschlag verwarf, so durfte der Gouverneur damit weiter schreiten, bis die Absicht des Königs bekannt werde. So war der Einfluß dieses Rathes fast Null.

Eine nützlichere Einrichtung war die Einführung eines obersten Gerichtshofs aus einem Oberrichter und zwei Richtern, und eines niedern Gerichts, das unter dem Namen general quarter sessions of peace bekannt ist und sich mit allen Verbrechen und Vergehungen zu befassen hatte, welche nicht Todesstrafe nach sich zogen. Auf diese Weise trat die Civilbehörde an die Stelle der harten und unbeschränkten Militärjustiz.

Uebrigens nahm die Zwistigkeit zwischen der aristokratischen Partei und den Freigelassenen unter Brisbane einen immer schärfer hervortretenden Charakter an. Der Bericht des Untersuchungscommissars Briggs, ein durchaus unpolitisches Werk, enthüllte die alten Wunden und regte den alten Haß von neuem auf; er lieferte den Patriziern eine völlige Rechtfertigung ihrer Verachtung gegen die Freigelassenen und wurde für die Colonie eine neue Veranlassung zu Uneinigkeiten. Das Uebel wäre nur sehr unbedeutend gewesen, wenn der Gouverneur jene Schrift unter seinen Papieren hätte ruhen lassen; aber man druckte sie und verbreitete sie in vielen Exemplaren im Publikum. Es ist möglich, wie d'Urville sagt, daß das Mutterland aus Eifersucht über die schnellen Fortschritte in Neu-Süd-Wales in so kurzer Zeit mit Vergnügen diese Streitigkeiten entstehen sah, welche die Colonie hinderten, ihre Unabhängigkeit zu erklären.

Brisbane verließ die Colonie 1825 und der General Darling folgte ihm. Er war ein Mann, welcher weder dieselbe Freundlichkeit noch Milde besaß. Gerecht aber rauh und hart wie er war, brauchte er nur im Anfange einige willkührliche Handlungen zu begehen, um große Unzufriedenheit zu erregen. Es dauerte lange, ehe dieselbe wieder gestillt werden konnte.

Der Colonialrath hatte keineswegs den Erwartungen entsprochen. Man hatte ihn aus obern Beamten, zwei großen Grundeigenthümern und einem Kaufmanne zusammengesetzt, wodurch er ein ganz aristokratisches Gericht geworden war, dessen Aussprüche den Stempel der patrizischen Ungerechtigkeit an sich trugen. Unter den Zeitungen, die in Sydney gedruckt wurden, befand sich auch der Monitor, der das Organ der Opposition war und in seine Spalten die Klagen der demokratischen Partei aufnahm. Diese Partei sprach ihre Wünsche für den Augenblick sehr gut aus, indem sie die Bildung einer repräsentativen Versammlung, eine Jury und Preßfreiheit verlangte. Das englische Ministerium versprach alles und hielt nichts; es schritt tappend einher.

Damals schätzte man die ganze Bevölkerung von Neu-Süd-Wales auf 60,000 Seelen, worunter 22,000 Sträflinge waren. Die kleinste Anzahl derselben besitzt eine provisorische Freiheit, deren Fortdauer von ihrem künftigen Benehmen abhängt. Sonst stand die Bewilligung dieser provisorischen Freiheit (tickets of leave) in der Willkühr des Gouverneurs; gegenwärtig sind ihm aber heilsame Beschränkungen auferlegt. So kann ein Sträfling seine Begnadigung nur dann erhalten, wenn er einen Theil der Strafe, d. h. vier Jahre, wenn er zu sieben Jahren, sechs, wenn er zu 14 Jahren, und acht überstanden hat, wenn er auf Lebenszeit verurtheilt war. Uebrigens können diese Begnadigten kein Eigenthum besitzen, noch vor den Gerichtshöfen plaidiren; sie bleiben immer in einer Art Vormundschaft. Mehrere dieser Personen werden als Constables oder Aufseher bei den Ansiedlern verwendet.

Die größte Anzahl der Sträflinge wird von der Ortsbehörde den Privatleuten überlassen, welche den Dienst derselben verlangen und sich verpflichten, ihnen die Kleidung und Nahrung zu liefern, welche die Verordnungen vorschreiben. Die Kleidung besteht in zwei Jacken, drei Paaren Schuhe von sehr starkem Leder, drei Hemden, zwei Paaren Beinkleider, einem Hute und einer Mütze. Die Ration ist ebenfalls für die Woche festgesetzt, nämlich auf 12 Pfd. Getreide oder 9 Pfd. Mehl, oder drei und ein halbes Pfund Mais und 9 Pfd. Korn; 7 Pfd. Rind- oder Schöpsenfleisch oder auch 4½ Pfd. eingesalzenes Schweinefleisch; 2 Pfd. Salz und 2 Pfd. Seife. Die Ausgabe für einen Diener dieser Art beläuft sich auf etwa 250 Frcs. jährlich; die meisten Ansiedler bewilligen ihnen aber auch überdies noch Thee, Zucker, Tabak und bisweilen Rum, je nachdem sie mit ihrem Betragen zufrieden sind. Man hat ihnen sogar schon auch noch Lohn außer ihrer Unterhaltung gegeben.

Die übrigen Sträflinge werden auf Kosten der Regierung unterhalten und für ihre Rechnung zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. In den Städten hat man sie in Casernen untergebracht und auf dem Lande begnügt man sich mit hölzernen Baracken. Die Widerspenstigen erhalten Peitschenhiebe und müssen bisweilen mit Eisen an den Füßen an Straßen arbeiten; wegen größerer Verbrechen aber, wenn sie die Todesstrafe nicht nach sich ziehen, werden sie in die Strafanstalten auf der Insel Norfolk oder an der

Digitized by Google

Moreton-Bai gebracht, wo sie außerordentlich streng behandelt werden. Sie ziehen auch deshalb oft dieser zweiten Deportation den Tod vor.

Mit dem Namen bush rangers bezeichnet man diejenigen Sträflinge, welche in die Wälder entflohen sind und ein unabhängiges Leben dem ehrlichen und regelmäßigen vorziehen. Vor zwei oder drei Jahren war die Anzahl dieser Sträflinge ziemlich ansehnlich und ihre Plünderungen beunruhigten besonders die Reisenden und Grundeigenthümer; seit dieser Zeit sind sie aber durch die Einrichtung reitender Polizei und die Prämien, welche man den Entdeckern dieser Menschen bewilligt, bedeutend vermindert worden. Man hat bemerkt, daß diese Banditen keinen Mord begingen, außer wenn sie ihr eigenes Leben vertheidigen mußten.

Während des Jahres 1832 betrugen die Kosten zur Unterhaltung der Soldaten und Sträflinge in Neu-Süd-Wales 115,629 Pf. St.; die Einfuhr belief sich auf 659,881, die Ausfuhr auf 371,174 Pf. St. und die Einnahme von der Colonie 121,066 Pf. St. Die englischen Schiffe, welche in diesem Jahre in Port Jackson ankamen, betrugen zusammen 40,000 Tonnen.

Gegenwärtig ist Neu-Süd-Wales in die Bezirke Ayr, Cambridge, Durham, Roxburgh, Northumberland, Londonderry, Westmoreland, Argyle, Camden und Cumberland eingetheilt. Bis jetzt erhält der letzte allein drei Viertel von der ganzen Bevölkerung; in mehrern andern Bezirken findet man kaum einen einzigen Einwohner und sie enthalten nur einzelne Meiereien oder Hirtenhütten. Eine Statistik von dieser Provinz giebt es übrigens noch keineswegs und da die Colonie im Steigen begriffen ist, würde diese Statistik auch nur in dem Augenblicke des Entwurfes richtig seyn.

Die wichtigste australische Colonie nach Neu-Süd-Wales ist ohne Zweifel die am Schwanenflusse, welche 1829 von dem Capitain Stirling gegründet wurde. Man weiß nur wenig und Widersprechendes darüber und muß erst beglaubigtere und vollständigere Nachrichten erwarten. Wahrscheinlich gewährt sie mehr Hilfsmittel als Neu-Süd-Wales im Anfange bot. Die Ansiedler werden dieselben ohne Zweifel zu benutzen wissen, und da es bei ihnen keine Sträflinge geben soll, wird sich dort auch eine gleichförmige Gesellschaft bilden. Auf diese Weise wird man das eifersüchtige und neckende Leben vermeiden, welches die Grundlage der schönen Colonisation bereits zu untergraben und ihre Zukunft zu gefährden scheint.

Man hatte für die neue Colonie, deren erste Ansiedler die pomphaftesten und übertriebensten Schilderungen davon entworfen, den Namen südliches Hesperien vorgeschlagen, hat sich aber mit der bescheidenern Benennung Swan River (Schwanenfluß) begnügt. Bereits ist der Grund zu vier Städten gelegt, nämlich an der Küste: Freemantle, an dem südlichen Ufer der Einmündung des Flusses; Clarence Town, am Ufer des Meeres vor Cockburn Sound; Perth, 9 Meil. von Freemantle am nördlichen Ufer, und endlich Guildfort, 5 oder 6 Meil. weiter hinauf, ebenfalls am Ufer des Flusses. Nach den Berichten des Lieutenants Bretton liegt die Hauptstadt, Perth, auf einem Hügel in herrlicher Lage über dem Flusse, der an dieser Stelle fast eine halbe (engl.) Meile breit, wenn auch bisweilen nur so tief ist, daß man hindurchwaten kann. Im Jahre 1831 hatte Perth schon 120 Häuser und die ganze Colonie zählte nicht weniger als 3000 E. Freemantle, das man an einer ungünstigern Stelle angelegt, hat an einer Sandküste hinvegetirt, welche durch den Widerschein der Sonnenstrahlen dem Auge wehthut. Ueber ihren jetzigen Zustand sind die Meinungen verschieden. Einige haben geschrieben, die Stadt wäre fast ganz verlassen, und andere versichern, sie zähle 500 Häuser. Wem soll man glauben?

Im Jahre 1824 begründete der Capitain Bremer eine andere Niederlassung auf der Insel Melville und nannte sie das „Fort Dundas". Zweck dieses Postens war eine von hier aus allerdings leicht anzuknüpfende Communication mit den Malaien, die nach der nordöstlichen Seite von Australien kommen, um hier Tripangs zu fischen. Sie gingen jedoch auf die eingeleitete Verbindung nicht ein, und da auch die Eingebornen bei mehrern Gelegenheiten feindselige Gesinnungen zeigten, so verließen die Engländer die Insel wieder, die übrigens sowohl wegen der Hitze, als auch wegen der Trockenheit und Unfruchtbarkeit des Bodens fast unbewohnbar war.

Ebenso ging es mit den Niederlassungen, die man im Jahre 1826 auf Port-Western und auf King-George-Sound anlegen wollte. Neuerlich jedoch beabsichtigte man, die von King-George wiederherzustellen, nicht zu einem Verbannungsorte, sondern wo möglich zu Errichtung einer freien Colonie, die dann unter der Gerichtsbarkeit des Gouvernements am Schwanenflusse stehen sollte.

Andere Niederlassungspläne am Busen von St. Vincent waren durch die schönen Entdeckungen des Capitain Sturt veranlaßt worden, blieben aber nach dem Tode Barker's wegen zu großer Weitläufigkeit unausgeführt. Bei allen diesen Unfällen der anzulegenden Colonien aber wird es doch jetzt immer deutlicher, daß das nach und nach ganz von den Engländern in Beschlag genommene Australien bald eine neue Welt bilden und diese, als ein Werk der Engländer, ihnen rechtmäßiger gehören wird, als Indien, denn sie fanden hier bei ihrer Landung nur unbebauete Einöden.

Kapitel XXXVII.

Tasmanien (Van Diemens Land). — Hobart-Town und seine Umgebungen.

Obgleich die Bai, welche Neu-Süd-Wales von Tasmanien trennt, häufig sehr stürmisch ist, so hatten wir doch bei unserer Ueberfahrt heitern Himmel und ein ruhiges Meer; kein Sturm oder Windstoß hemmte unsere Fahrt, sondern ein leichter Windhauch brachte uns ohne Unfall den 25. Januar in die große Sturmbai von Van Diemens Land. Bei eintretender Fluth und einem gelinden Landwinde zwischen S. und SSO. segelte Powel den Derwentfluß hinauf, um vor Hobart-Town zu ankern. Schon auf dieser kurzen Strecke mußte man eine vortheilhafte Meinung von diesem Lande bekommen. Die Ufer schmückten grünende Saaten, Meiereien mit blühenden Pflanzungen und weidenden Heerden; man sah überall das Werk des fleißigen Europäers, dessen schaffender Geist allein diese Ordnung und Zweckmäßigkeit in den Anlagen hervorgebracht hatte. Nach einer vier und zwanzigstündigen Fahrt gelangten wir nach Hobart-Town, wo der „Känguru" Anker warf.

Hobart-Town hat einen beträchtlichen Umfang und liegt auf einer nur wenig hügeligen Ebene am Fuße des Berges Wellington. Die Bevölkerung und der Umfang der Stadt aber stehen in gar keinem Verhältnisse mit einander, denn die Häuser sind meistens einstöckig und haben große Höfe und Gärten (Taf. 41. Abbild.); die Straßen sind breit, sehr gerade und meistens macadamisirt. Die Steine, welche man hier zum Bauen nimmt, sind sehr schön und hart, aber so schwer zu bearbeiten oder zu zerschlagen, daß man sie gewöhnlich roh verbraucht und die Lücken mit Gips ausfüllt. Doch giebt es einige Gebäude, die aus behauenen Steinen gebauet sind und hier erwähnt zu werden verdienen, wie: das Arsenal, das Getreide-Magazin, die Casernen (Taf. 42. Abbild.), die Kirche nebst dem Chore, das Regierungsgebäude, das Gefängniß, das Irren- und Zuchthaus, das Polizeiamtsgebäude, die katholische Kapelle, wie auch mehrere Schulgebäude. Der Palast des Gouverneurs ist sehr groß, aber unregelmäßig gebauet, übrigens jedoch sehr bequem eingerichtet und hat eine sehr reizende Lage; ringsum sind Wiesen, Gärten, Haine und Gebüsche, die sich bis zum Meere hinziehen. Mitten durch die Stadt fließt ein Bach, der, obgleich unansehnlich, doch für die Bedürfnisse der Einwohner und zum Betrieb mehrerer Maschinen hinreicht. An seinen Ufern wächst eine Menge Bäume, welche die Colonisten, darin vernünftiger als die von Neu-Süd-Wales, nicht gefällt haben; überhaupt erscheint die Stadt mit ihren Umgebungen weit lebendiger und freundlicher, als manche andere kahle Colonialstadt. Im Jahre 1832 belief sich die Einwohnerzahl von Hobart-Town auf 9600; die Hälfte jedoch nur besteht aus Freien, die übrigen sind Sclaven, theils Privat-, theils Staatseigenthum, und werden zu den Arbeiten

Digitized by Google

in den Pflanzungen und bei den Maschinen verwendet. Wir fanden in Hobart-Town hinsichtlich des Lebens und Treibens eine große Aehnlichkeit mit dem in Sidney; dieselben Sitten, dieselben Vorurtheile, dieselben Kasten mit eben dem gegenseitigen Haß; ferner die Scheidung in Freie und Sclaven, in freigeborene und freigelassene Colonisten. Wir fanden fast dieselben Verhältnisse. Nachdem wir die Stadt besehen und einige Ausflüge auf die schönsten Meiereien in der Umgegend gemacht hatten, schlug ich vor, um die uns vergönnte Rast nicht unbenutzt zu lassen, auch Launceston, das am entgegengesetzten Ende der Insel liegt, in Augenschein zu nehmen. Ein junger Officier der Garnison bot sich mir sehr dienstfertig als Reisegefährte und Führer an und so machten wir uns, beide mit sehr guten Reitpferden versorgt, auf den Weg. Die erste Station ist New-Town, ein Dorf von zehn bis zwölf Häusern, das sich sehr malerisch an dem rechten Ufer des Derwent, in einer fruchtbaren Ebene mit schönen Gärten und Pflanzungen hinzieht und deswegen auch der gewöhnliche Vergnügungsort der Einwohner von Hobart-Town ist. Es liegt nur zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt, und so trifft man des Abends stets Gesellschaft auf dem Wege. (Taf. 41. Abbild.)

Sieben Stunden hinter New-Town passirt man den Derwent auf einer Fähre; von hier aus führt der Weg durch einen angenehmen lichten Busch nach Brighton, das wieder sieben Stunden weit entfernt ist und an einem kleinen Bache, Jordan, in einem reizenden Thale liegt. Weiter hinaus zieht sich das schöne Thal Bagdad und das sogenannte Green-Pounds Land, was die geringeren Pflanzer inne haben. Noch weiter hinaus, zwanzig Meilen von der Hauptstadt, kommt man über den Berg Spring-Hill, der mit Waldung bedeckt ist und den Eingebornen bei ihren Streifzügen in diese Gegend als gewöhnlicher Ruhe- und Sammelplatz dient. Vor zwölf Jahren hatten sie einen benachbarten Colonisten erwürgt und seine Besitzungen ganz verwüstet.

Die übrigen Städte, durch welche wir auf unserer Reise kamen, waren: Jericho, eine Stadt, außer der noch viele andere auf Van Diemens Land ähnliche der Bibel entnommene Namen führen; Oatlands, 25½ Meil. von Hobart-Town in einer trockenen und unfruchtbaren Ebene; Rossbridge hinter buschigen Waldungen mit schönen Weideplätzen; Campbell-Town mit großen wüsten Steppen, die durch einen sumpfigen Wald begrenzt werden; endlich Clarendon, die letzte Station vor Launceston. Clarendon ist 54 Meil. von Hobart-Town entfernt und liegt an einer Krümmung des South-Erk in einem 30 Meilen langen und 10 Meil. breiten Thale. Unter den dasselbe einschließenden Bergen ist der Ben-Lomond einer der höchsten auf dem östlichen Theile von Van Diemens Land; er ist fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt.

So gelangten wir nach drei Tagereisen in Launceston, der Hauptstadt des südlichen Van Diemens Landes, an. Die Umgegend ist waldig, fruchtbar, bevölkert und angenehm. Die Stadt liegt am Zusammenflusse des North-Erk und des South-Erk, die hier den Fluß Tamar bilden, der noch 22 Meilen bis zu seinem Ausflusse durchläuft. In dieser Entfernung und obgleich der Tamar nur 30 Klaftern hat, zeigt sich doch Fluth und Ebbe und Schiffe von 150 Tonnen können bis nahe an Launceston fahren. Wegen des stets wehenden Nordwindes, der der Richtung des Flusses von N. nach S. folgt, bringen die Schiffe gewöhnlich zwei oder drei Wochen zu, bevor sie nach Launceston gelangen. Ein Theil der Stadt liegt in der Ebene, die größere Hälfte aber amphitheatralisch auf einer Anhöhe; obgleich sie nur 2500 Einwohner zählt, hat sie doch einen ziemlich großen Umfang; aber die Straßen sind abscheulich schlecht; wenn es geregnet hat, bilden sich Ströme und Wasserlöcher, daß die auf den Straßen sich befindenden Wagen und Ochsen nur mit Mühe herausgezogen werden können. Auch besitzt die Stadt keine besonders merkwürdigen Gebäude; kaum erwähnt zu werden verdient die Kirche, ein großes Magazin, Militairkasernen und ein Kloster, das im Jahre 1826 von gesammelten Beiträgen gestiftet wurde. Diejenigen Familien, welche Beiträge geliefert haben, die sich auf 50 Pf. Sterl. beliefen, können ihre Söhne da bilden lassen, müssen aber noch eine jährliche Pension von 30 Pf. St. geben.

Dieser Theil der Insel ist weit reicher und fruchtbarer als die Umgegend von Hobart-Town. Von hier aus wird das meiste Getreide in die Magazine von Van Diemens Land geliefert; auch findet man in dem ganzen Umkreise nicht einen Zwickel Erde, der nicht bebauet wäre.

Zwanzig Meilen nördlich von Launceston, unweit des Ausflusses des Tamar, liegt George-Town, wo die großen Handelsschiffe ausladen. Das englische Gouvernement, welches diesen Ort für sehr wichtig hielt, hat viel Geld daran verwendet; nach und nach aber gab man diesen wegen des trockenen und unfruchtbaren Bodens schlecht rentirenden Ort wieder auf. Es ist jetzt nur noch ein Gefängniß da, das von alten Seesoldaten bewacht wird.

Bei unserer Rückkehr von Launceston nach Hobart-Town nahmen wir nicht denselben Weg, den wir gekommen waren, sondern ritten über die Ebenen von Patterson; hier ist ein fruchtbarer, thonichter Boden und starker Ackerbau; ringsum lagen freundliche Meiereien; von hier aus kamen wir über die Ebenen von Norfolk, wo wir ein Bauerngut sahen, zu dem zwei Meilen Acker gehörten; von da über Elisabeth-Town, ein sehr schönes Dorf, ungefähr elf Meilen von Hobart-Town, mit 50 Häusern, unter denen sich das des Gouverneurs durch seine reizende Lage besonders auszeichnete. (Taf. 41. Abbild.) Das Dorf liegt am Derwent und es wird eine lebhafte Communication mit der Hauptstadt unterhalten; eine Menge Kähne fährt den Fluß hinauf. Bemerkenswerth ist noch das gute Wirthshaus und ein sehr schön aus gebrannten Mauersteinen gebauete Kirche. Nicht weit von hier, in Sussex, liegt das lachende Dorf Sorrell-Town, das ungefähr vierzehn niedliche Wohnhäuser zählt und eine schöne aus gehauenen Steinen aufgeführte Kirche besitzt, ebenso ein Gefängniß, eine Schule und eine Caserne. Kleine Schaluppen fahren unaufhörlich zwischen diesem Marktflecken und der Hauptstadt Hobart-Town hin und her. Von hier kamen wir über Richmond, ein Dorf, das durch seine Bauten bald eine Stadt zu werden verspricht; ringsum liegen viele Meiereien, es hat schon ein Gefängniß, einen Markt und mehrere hübsche Häuser. Endlich führte uns unser Weg noch über Lawrenny, ein schönes Grundstück von 40,000 Morgen Feld, das ringsum mit Palisaden umgeben, leider aber nur theilweise bebauet ist. Die Grundstücke von Lawrenny liegen in einer Ebene, welche der Derwent und zwei andere Ströme durchschneiden, und zeichnen sich durch besonders fruchtbaren Boden aus, der nur eine richtige Nutzung verlangt; denn auch schon in Gegenden, die mehrere hundert Fuß hoch über der Meeresfläche liegen, ist der Boden sehr gut. Auf dem Grundstücke sind bis jetzt 10,000 Stück Schafe, es sollten aber noch einmal soviel da seyn. Auf der andern Seite des Derwent liegt das Pachtgut Dunrobbin, das eben so fruchtbar, aber nicht von so großem Umfange und von Waldungen umgeben ist. Nicht weit von diesen beiden fruchtbaren Ebenen fangen die unfruchtbaren Bergketten an, die mit ihren kahlen, unfruchtbaren Höhen einen traurigen Anblick gewähren und sich bis in das Innere ziehen.

Nach einer Abwesenheit von sechs Tagen kehrten wir von unserer Reise nach Hobart-Town zurück. Powell hatte seine Geschäfte noch nicht beendet. Ein heftiger NO.Wind hatte ihn vier oder fünf Tage lang in seinen Geschäften verhindert; denn wenn dieser Wind wehet, ist jede Bewegung in der Bai unmöglich. Heftige Windstöße stürzen sich mit unbeschreiblicher Gewalt von dem Berge Wellington auf Stadt und Bai; in den Straßen von Hobart-Town kann man dann nicht aushalten, der Wirbelwind treibt den Staub und Sand in die Höhe und gefährdet das Gesicht. Dieser Wind, der Berg, welcher dem la Table sehr gleicht, diese Staub- und Sandwolken geben Hobart-Town eine große Aehnlichkeit mit der Stadt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jedoch unterscheiden sie sich darin, daß die Bai von Hobart-Town für die Schiffe ein sicherer Hafen, die am Cap aber ein sehr gefährlicher ist.

Der Berg Wellington, dem Flinders den Namen der Tisch gegeben hatte, kam mir hinsichtlich seiner ganzen Form so sonderbar vor, daß sich mir der Gedanke aufdrängte, ihn bis zum Gipfel zu ersteigen. Mein junger Reisegefährte begleitete mich auch hier und besorgte das Nöthige; er

Digitized by Google

miethete einen Führer und zwei Pferde. Mit Anbruch des Tages machten wir uns auf den Weg und ritten einen scharfen Trapp durch eine vier Stunden lange, sehr reizende Ebene, die eine mannigfache Abwechselung und schöne Ansichten darbot. Hier sahen wir ein Gehölz, dort ein Erntefeld oder eine schöne Wiese. Am Fuße eines Hügels lag eine zierliche Hütte, die uns gastfreundschaftlich unter ihr Dach lud und uns ein gutes Frühstück gewährte. Wir bekamen hier Thee, Kaffee und Milch, Schinken, Kotelets, kurz Alles, wie bei einem Pächter in Darby oder Middlesex. So gestärkt und von einem neuen Führer geleitet, fingen wir an, den Berg zu ersteigen, dessen drei erste Abstufungen gar nicht steil, aber mit einer Art Bäumen bedeckt sind, wie eucalyptus, acacia, podocarpus und casuarina, die nur dünnes Laubwerk haben. Auf dem ersten Abhange ist der Boden mit weißlichen weichen Steinen bedeckt, in welchen sich Abdrücke von Vegetabilien befinden, die der Lycopus und dem Farrenkraut gleichen, überhaupt einer Art Wasserpflanze mit sehr gezackten Blättern.

Je höher wir stiegen, desto drückender wurde die Sonnenhitze und desto ruhiger die Luft; sie schien fast zu brennen, denn in diesem Himmelsstriche mildert kein erfrischender Morgenthau durch seine Verdünstung die Hitze der Sonnenstrahlen. Dessen ungeachtet stiegen wir mit ziemlicher Leichtigkeit auf dem gut gebahnten Fußwege immer höher, bis wir an den Fuß der letzten Bergschicht kamen, die eben so hoch, als die drei übrigen zusammengenommen, d. h. beinahe 300 Klaftern hoch und sehr steil war. Hier hörte auch jede Spur von Weg auf und wir mußten uns selbst nun einen durch das Gestrüppe und die Felsstücke bahnen und uns mit den Händen fest anklammern, um nicht in die tiefen Abgründe hinabzustürzen. In einiger Entfernung vom Gipfel trat uns noch ein anderes Hinderniß in den Weg; wir kamen nämlich an losgerissene Felsblöcke, die nicht fest auflagen und über die hinaufzusteigen sehr mühsam und sehr gefährlich war. Sie waren auf der Oberseite sehr glatt, so daß wir uns kaum zu halten vermochten, und wenn wir uns fest anklammern wollten, so lockerten sich die Blöcke los, stürzten wie bei einer sich bildenden Schneelawine unzählige andere mit fort und rollten so einer über den andern bis an den Fuß des Berges hinab. Unser Führer erzählte uns zur Unterhaltung, während wir über diese beweglichen Felsblöcke stiegen, wie viele Reisende schon hier hinuntergestürzt oder gequetscht worden wären.

Glücklicher Weise kamen wir mit einer großen Ermüdung davon. Auf dem Gipfel angelangt, der eine ebene Fläche von 4 bis 5 Klaftern im Umfange bildet, trafen wir keinen Baum, nicht einmal einen Strauch an, aber schönen grünen Rasen, unter welchem wir zusammengewachsene, dicke, aber nur 2 bis 3 Zoll hohe Pflanzen sahen, die in der Ebene vielleicht einige Fuß hoch werden, wenn sie einzeln wachsen.

Diese Verkrüppelung muß ohne Zweifel der in dieser Höhe sehr bedeutenden Heftigkeit der Sturmwinde zugeschrieben werden. Auf der Seite, welche der Stadt zugekehrt ist, bildet die schroffe Wand des Berges einen unabsehbaren Abgrund; man sieht hier sehr hohe Basaltsäulen, von denen viele so regelmäßig gebildet sind, daß man sie von Menschenhänden ausgehauen halten möchte. Die zu Tausenden umherliegenden Felsstücke bezeugen, daß vor langer Zeit ein vulkanischer Ausbruch oder eine Art Erdbeben muß stattgefunden haben. An einigen Stellen erheben sich auf den Säulenruinen noch Felsmassen von 40 bis 50 Fuß Höhe und auf diesen liegt oft noch ein großes Basaltstück, das von der Säule selbst losgerissen ist und von Menschenhänden dahinauf gelegt worden zu seyn scheint. An einer Stelle sind zwei Basaltsäulen durch einen großen quer überliegenden Basaltblock oben verbunden, die in dieser Vereinigung ein Portal von 18 Fuß Breite bilden.

Oben auf dem platten Gipfel des Berges Wellington trafen wir mehrere Quellen, die ein gutes frisches Wasser führen, und die man in einer Wasserleitung vereinigt und nach der Stadt führen sollte. Bis jetzt fließen sie alle in den kleinen Bach Hüon, der in den Canal von Entrecasteaux ausmündet.

Wenn reine Luft und heiterer Himmel ist, so genießt man von diesem Berge aus eine sehr schöne und weite Aussicht. Nordwärts sieht man bis über den Swan-Port, eine Entfernung von mehr als zwanzig Meilen; gegen Osten ist fast dieselbe weite Aussicht; gegen Süden nur ist sie durch eine Bergkette begrenzt aber in Westen erstreckt sie sich über den Ocean bis zum fernsten Horizont.

Um halb zwei Uhr fingen wir wieder an hinabzusteigen; eine freilich weit gefährlichere und mühsamere Sache, als das Hinaufsteigen. Der kleinste Fehltritt — und wir mußten stürzen und dann waren wir unfehlbar verloren. Endlich nach einem Marsche von mehrern Stunden kamen wir an die Hütte, in der wir am Morgen so gut bewirthet worden waren. Wir zogen hier unsere Uniformen wieder an und trafen zur bestimmten Zeit in Hobart-Town wieder ein. Es war der letzte Tag unsers Aufenthaltes. Powell hatte seine Geschäfte beendet. In der Nacht fuhren wir, die eintretende Fluth und einen günstigen Landwind benutzend, den Fluß hinab und ließen uns bis nach der Sturm-Bai treiben, von wo aus die Abfahrt sehr leicht ist.

Kapitel XXXVIII.

Tasmanien. — Entdeckungen. — Die Colonien. — Die Eingeborenen.

Tasman, der holländische Seefahrer, dessen Name so oft in unserer Beschreibung vorgekommen ist, ist der Entdecker von Tasmanien, welches er dem Generalgouvernur von Batavia zu Ehren Van Diemens Land nannte. Dieser Name ist jedoch schon lange, selbst von den Colonisten, mit dem Namen Tasmanien vertauscht worden, ein Name, der passender und richtiger ist und dem berühmten Seefahrer doch die Ehre der Entdeckung bewahrt.

Den 24. November 1642 bemerkte er dieses Land und erkannte es nach einigen Tagen genauer. Am 1. December lief er in eine Bai ein, die er Frederick Hendrik's Bay nannte. Die Matrosen der zuerst ausgesetzten Schaluppe vernahmen menschliche Stimmen und bemerkten hier und da aufsteigenden Rauch, was keinen Zweifel übrig ließ, daß das Land bewohnt sey.

Den 3. December fuhr Tasman selbst in seiner Schaluppe näher an das Ufer und ließ an dem Strande von einem Zimmermann eine Holzsäule aufrichten, in der ein Compaß und darüber der Friedrichshut eingeschnitzt war. „Als der erste Zimmermann," sagt Tasman in seiner Beschreibung, „in meiner, Abel J. Tasman, des Schiffsherren Gerrit Sansy und des Abraham Coomans Gegenwart gethan wie ich ihm geheißen, fuhren wir dem Ufer so nahe als möglich zu und besagter Zimmermann schwamm mitten durch die vom Ufer stark zurückschlagenden Meereswellen. Wir kehrten darauf an Bord zurück und ließen diese Säule als Andenken für die Nachkommenschaft der Einwohner dieses Landes zurück. Es zeigte sich zwar Niemand von ihnen, aber wir vermutheten, daß wohl einige von ihnen nicht fern waren und aus ihrem Verstecke jede unserer Handlungen beobachteten."

Zwei Tage nachher verlor Tasman die Insel aus dem Gesichte. „Es ist nicht bekannt," sagt er, „ob Van Diemens Land, das südöstlich von Neu-Holland liegt, mit demselben zusammenhängt oder nicht."

Lange Zeit blieb dieses Land von den Seefahrern ungesehen, bis endlich Marion den 4. März 1772 mit seinen zwei Schiffen in die Bai von Fredecick Hendrik einlief. Der Rauch und die Feuer, die man an mehrern Orten der Insel bemerkt hatte, bezeugten, daß das Land sehr bevölkert sey. Etliche dreißig Eingeborene hatten sich am Ufer versammelt und betrachteten neugierig die ankommenden Schiffe, welche hier ankern wollten. Den folgenden Tag kamen sie ohne Mißtrauen an die Böte der Franzosen, boten ihnen einen Feuerbrand an und luden sie ein, einen von ihnen zusammengetragenen Haufen Holzstücke anzuzünden. Unbekannt mit der Bedeutung dieser Ceremonie, folgten die Franzosen der Einladung, zündeten den Holzstoß an, bemerkten aber keine Veränderung in dem Betragen der Ein-

Digitized by Google

geborenen. Sie blieben vor wie nach mit ihren Frauen und Kindern bei den Franzosen.

Die Eingeborenen hatten nach der Beschreibung des französischen Capitains eine schwarze Hautfarbe, waren von mittler Statur und alle, sowohl Männer als Frauen, ganz nackend. Die Männer waren mit Speeren und Steinschleudern bewaffnet. Im Allgemeinen hatten sie kleine Augen, einen großen Mund, weiße Zähne und eine eingedrückte Nase. Ihre Haare, welche denen der Kaffern glichen, waren in Zöpfe geflochten und mit rothem Ocker gepudert; übrigens waren sie schlank und gut gewachsen, ihre Brust hatten sie en relief tättowirt. Ihre Sprache war hart und hatte viele Kehllaute.

Die Franzosen bestrebten sich, die Eingeborenen durch kleine Geschenke zu gewinnen, diese aber verschmäheten fast alle ihnen angebotenen Dinge, selbst Eisensachen, Spiegel, Schnupftücher und andere Zeuge. Man zeigte ihnen Enten und Hühner, um ihnen verständlich zu machen, daß man ähnliches Federvieh zu haben wünschte; statt einer Antwort aber, warfen sie die Enten und Hühner unwillig weit hinweg.

Eine Stunde später, als die Franzosen gelandet waren, stieg auch der Capitain Marion ans Land. Einer der Eingeborenen kam auf ihn zu und bot ihm ebenfalls einen Feuerbrand an, um einen auf der Küste zusammengetragenen Holzstoß anzuzünden. Marion schickte sich an, den Wunsch zu erfüllen, da er glaubte, die Gewährung dieser Förmlichkeit werde die Eingeborenen zufrieden stellen; kaum aber stand der kleine Holzhaufen in Feuer, als jene sich alle auf eine kleine Anhöhe zurückzogen und von hier aus einen Steinregen absendeten, der die beiden Capitaine verwundete. Die Franzosen erwiederten den Angriff mit einigen Flintenschüssen, zogen sich aber dann auf eine Insel mitten in der Bai zurück, wo die Mannschaft vor ähnlichen Neckereien geschützt war. Unterdessen hatten die Neger ihre Weiber und Kinder in die Wälder zurückgeschickt, folgten den Booten der Franzosen längs dem Flusse nach und als sie ihnen nahe gekommen waren, schleuderten sie, auf ein als Commando geltendes Geschrei ihres Führers, mit einem Male ihre Lanzen nach den Franzosen. Ein Neger, der in französischen Diensten war, wurde verwundet. Man feuerte wieder die Flinten ab, tödtete einen Neger und verwundete mehrere; die übrigen liefen heulend nach den Wäldern zurück. Auf ihrer Flucht suchten sie aber doch diejenigen ihrer Cameraden, welche durch schwere Wunden verhindert wurden, ihnen zu folgen, mit fortzuziehen. Die Franzosen schickten ein Detaschement ab, um sie zu verfolgen. Man brachte einen verwundeten Eingeborenen mit zurück, der aber nach wenigen Stunden starb. Dieser Neger war fünf Fuß drei Zoll groß und schwarz wie ein Kaffer; als man aber seinen Körper wusch, schien die Hautfarbe mehr röthlichbraun, der Schmuz und der Rauch hatten ihn nur so schwarz gefärbt. Marion, sonach Herr des Platzes, ließ gutes Quellwasser und zu Masten geeignete Bäume suchen; aber vergebens. Die Schiffsjäger trafen eine Tigerkatze und schossen Raben, Amseln, Turteltauben, einen Papagei mit weißem Schnabel und Petikane. Der Fischfang gab reichlichere Ausbeute an Fischen und Muscheln. Hütten trafen sie gar nicht an, denn die elenden Dächer, die hier und da zwischen Baumästen befestiget waren, verdienten den Namen nicht.

Im folgenden Jahre ankerte der Begleiter Cooks, der Capitain Furneaux, in der Bai l'Aventure, um sich mit Holz und Wasser zu versehen, sah aber keinen Eingeborenen. Cook dagegen, der im Januar 1777 an demselben Orte ankerte, war glücklicher; er traf einige Eingeborene und trat mit ihnen in ein freundschaftliches Verhältniß, das selbst ein so vertrautes wurde, daß die Offizier der „Discovery" den Weibern den Hof zu machen versuchten; ihre Galanterie wurde jedoch mit Verachtung zurückgewiesen, und ein alter Neger, der die Sache bemerkt hatte, hieß die Weiber sich zurückziehen, die es auch thaten und sich immer zurückstoßend zeigten. Während sie hier vor Anker lagen, machte der Naturforscher Anderson viele die natürliche Beschaffenheit des Landes betreffende Beobachtungen. Er fand eine große Aehnlichkeit in der ganzen Gegend mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und hinsichtlich der Neger vieles, was sie mit den Bewohnern von Tanna und Mallicolo gemein hatten. Cook selbst berichtigte die Geographie von dem südlichen Tasmanien.

Nach Cook kam Bligh im Jahre 1788 hierher und lag zwölf Tage in dieser Bai vor Anker. Die Einwohner zeigten sich einmal zu Zwanzigen am Ufer; da aber die Brandung zu stark war, konnte kein näheres Zusammentreffen statt finden. Man warf den Eingeborenen einige Geschenke zu, sie schienen sich aber nicht viel daraus zu machen. Nach Bligh kam in demselben Jahre, 1788, der Capitain Hunter, der die Küsten von Tasmanien befuhr; später, 1789, entdeckte Cox die „Austerbai" auf der Insel Maria; nach ihm, 1795, kam Vancouver, der sich jedoch begnügte, von fern einige Punkte von Tasmanien zu erkennen; endlich aber, 1792 und 1793, kam d'Entrecasteaux, der zweimal wichtige Landungen im Süden von Tasmanien machte und mit vieler Mühe den Canal entdeckte, der seinen Namen führt. Bei dieser Entdeckung schifften eben die französischen Officiere den Derwent hinauf, bis zu dem Punkte, wo er sich nach Osten wendet. Der Botaniker Labillardière machte hier wichtige Beobachtungen und fleißig Sammlungen und beschreibt interessant das zwischen der Mannschaft und den Eingeborenen stattgefundene freundschaftliche Verhältniß. Ihm verdankt man die genaue Kenntniß der Sitten dieser Neger. Wir wollen eine, obgleich etwas lange Stelle aus seiner Beschreibung hier anführen:

„Den folgenden Tag," sagt er, „landeten wir unweit des Hafens Entrecasteaux ziemlich zahlreich, um zu versuchen, ob wir die Neger wiedersehen würden. Nicht lange, so trafen wir auf einige, die sehr zutraulich gegen uns schienen. Sie besahen sehr aufmerksam die Bauart und Einrichtung unserer Schaluppen, nahmen uns dann beim Arm und luden uns ein, ihnen längs dem Flusse folgen.

„Wir waren kaum eine Strecke Weges gegangen, so befanden wir uns auf einmal in der Mitte von 48 Negern; nämlich zehn Männer, 14 Frauen und 24 Kinder, unter denen eben so viele Knaben als Mädchen waren, umlagerten uns. Es brannten sieben Feuer und um jedes hatte sich eine kleine Familie versammelt.

„Die kleinern Kinder, welche durch den Anblick und durch die große Zahl von uns Europäern erschreckt waren, eilten auf ihre Mütter zu, die sie schützend in ihre Arme nahmen und sie liebkosten.

„Es war uns schon bekannt, daß diese Neger sich nicht viel aus dem Klange der Violine machten; dennoch glaubten wir, daß sie durch lebhafte Lieder und ein schnelleres Tempo angezogen werden würden. Sie ließen uns einige Zeit in Ungewißheit. Unser Musiker gab sich alle mögliche Mühe, um ihren Beifall zu erlangen; aber er ließ seinen Bogen sinken, als er die ganze Negergesellschaft sich die Daumen in die Ohren stecken sah, um sein Spiel nicht mehr zu hören.

„Dies Volk ist am ganzen Körper mit Ungeziefer bedeckt; wir bewunderten die Geduld einer Mutter, die sich eine lange Zeit damit beschäftigte, eines ihrer Kinder davon zu reinigen; aber mit Ekel sahen wir, wie die meisten Neger mit den Zähnen diese scheußlichen Insekten fingen und sogleich verschluckten. Sonderbar ist es, daß die Affen dieselbe Gewohnheit haben.

„Die kleinen Kinder waren wie besessen auf Alles, was nur irgend glänzte; sie schnitten uns ohne Umstände die Metallknöpfe von unsern Kleidern. Die Mütter waren stolzer auf den Schmuck ihrer Kinder, als auf ihren eigenen und gaben uns endlich Letztere hin, daß wir sie mit den Geschenken anputzen sollten, die wir ihnen selbst gegeben hatten.

„Ich darf den Spaß nicht vergessen, den ein junger Neger sich mit einem der Matrosen machte. Letzterer hatte am Fuße eines Felsens einen Sack mit Muscheln hingelegt; der junge Neger versteckte ihn an einen andern Ort und ließ nun jenen eine Zeit lang suchen. Dann trug er den Sack wieder an seinen vorigen Platz und freuete sich außerordentlich über den Scherz, den er getrieben hatte.

„Die versammelten Neger staunten und freueten sich sehr über die Wirkungen des Pulvers, von dem wir etwas in ihre Kohlenfeuer warfen. Alle baten uns, ihnen das Schauspiel noch einige Mal hintereinander zu gewähren.

„Da sie sich nicht davon überzeugen konnten, daß wir nur Männer

Digitized by Google

seyen, so glaubten sie lange Zeit, die jüngern unter uns wären Weiber, obgleich wir es ihnen öfters verneint hatten. Ihre Neugierde in dieser Beziehung ging weiter, als wir gedacht hatten; sie glaubten uns erst, nachdem sie sich mit ihren Augen davon überzeugt hatten.

„Ich weiß nicht, ob es aus Gefallsucht geschieht, daß die Frauen gewöhnlich eine Zierde anwenden, die freilich bei unsern Schönen gewiß nie Glück machen wird, obgleich sie viel dazu beitragen würden, die durch die Schwangerschaft entstandenen Runzeln zu verwischen. Die Bauchhaut der Negerfrauen nämlich war mit drei großen unter einander liegenden halbkreisförmigen Erhöhungen gezeichnet.

„Einer der Neger hatte mehrere frische Brandwunden am Kopfe; es scheint, daß sie, wie dies auch bei andern Völkern und besonders bei den Indianern der Gebrauch ist, dieses Brandmittel als eine Fontanelle gebrauchen.

„Gegen Mittag sahen wir sie ihre Mahlzeit bereiten. Wir hatten vorher nicht gewußt, mit welcher Mühe die Weiber die zum Unterhalte ihrer Familie erforderlichen Lebensmittel herbeischaffen. Sie nahmen jede einen Korb, ihre Töchter thaten dasselbe und folgten ihnen; sie eilten auf weit in das Meer verlaufende Felsen, von da stürzten sie sich auf den Meeresgrund hinab, um Muscheln und Krebse zu suchen. Da sie schon lange unter dem Wasser geblieben waren, wurden wir besorgt um sie, denn sie hatten mitten unter Seepflanzen untergetaucht, die ziemlich lang waren und unter denen sich auch der fucus pyrifer befand. Wir befürchteten, sie möchten sich darin verwickeln und nicht wieder heraufkommen können. Endlich erschienen sie wieder oberhalb der Wasserfläche und bewiesen uns, daß es ihnen sehr leicht wäre, zweimal so lange als unsere geübtesten Taucher unter dem Wasser zu bleiben. Sie blieben auch nur einen Augenblick oben, um Athem zu holen, und tauchten dann wieder unter. Sie wiederholten es mehrmals, bis ihre Körbe durch ihren Fang ziemlich gefüllt waren. Die meisten von ihnen waren mit einem in Form eines Spatels geschnittenen Stück Holz versehen, wovon früher schon die Rede war; sie bedienten sich desselben, um die sehr dicken Seeschnecken von dem Felsen loszumachen, unter welche sie sich immer sehr tief verkriechen. Hatten sie nun diesmal besonders große gefangen, oder war es kein seltener Fall, kurz die Schnecken waren so groß, wie wir sie noch nie gesehen.

„Als wir die großen Krebse sahen, die ihre Körbe füllten, wunderten wir uns, daß diese Thiere die armen Frauen nicht mit ihren scharfen Scheeren zerrissen hätten; bald bemerkten wir aber, daß sie so vorsichtig gewesen waren, sie alle zu tödten, sobald sie sie gefangen hatten. Die Frauen gingen nur aus dem Wasser, um ihren Männern den Fang zu überbringen, und oft kehrten sie gleich darauf so lange in das Meer zurück, bis sie eine hinreichende Mahlzeit zusammengebracht hatten. Bisweilen wärmten sie sich auch einige Zeit, mit dem Gesichte nach dem Feuer zugekehrt, auf welchem sie rösteten, was sie gefangen hatten; auch hatten sie hinter sich mehrere kleine Feuer angemacht, um sich so recht durchzuwärmen.

„Sie schienen nicht einen Augenblick unthätig seyn zu können, denn während sie sich wärmten, rösteten sie mit der größten Vorsicht ihre Muscheln. Die Krebse wurden weniger sorgfältig behandelt. Diese warfen sie unter einander mitten in das Feuer. Wenn sie gut waren, gaben sie den Männern und Kindern die Scheeren und behielten den Leib für sich, den sie oft auch aßen, bevor sie wieder in das Meer zurückkehrten.

„Wir konnten nicht umhin, diese zu so schwerer und gefährlicher Arbeit gezwungenen Frauen sehr zu bedauern. Sie liefen Gefahr von Haifischen verschlungen zu werden oder sich in den vom Meeresgrunde in die Höhe wachsenden Fucuspflanzen zu verwickeln. Wir ermunterten mehrmals die Männer, doch wenigstens an der Arbeit Theil zu nehmen, aber immer vergebens, sie blieben am Feuer sitzen und nahmen sich die besten Stücke der Mahlzeit; sie aßen auch geröstete Fucuspflanzen und Farnkrautwurzeln. Von Zeit zu Zeit brachen sie Zweige in kleine Stücke, um das Feuer zu unterhalten, wählten aber immer das trockenste Holz. Die Art, wie sie das Holz zerbrachen, zeigte, daß sie einen sehr starken Schädel haben müssen, denn sie brauchten ihn als Unterlage. Sie faßten mit beiden Händen die Enden des Stückes und bogen es so stark über den Kopf zusammen, bis es brach. Da sie immer ohne Kopfbedeckung gehen und der Kopf allem Wetter ausgesetzt ist, so kann er solche Anstrengung schon ertragen; übrigens bilden ihre Haare ein Kissen, das den Druck lindert und ihn gerade auf dem Kopfe noch weit erträglicher macht, als an irgend einem andern Theile des Körpers. Der größte Theil der Frauen hätte dies nicht aushalten können, denn einige hatten die Haare ganz kahl abgeschoren und trugen einen Strick um den Kopf gewunden, andere hatten nur einen einfachen Kranz von Haaren; dies bemerkten wir auch an mehrern Kindern, bei den Männern aber nicht; bei ihnen waren Rücken, Brust, Schultern und Arme mit struppigem Haar bedeckt.

„Die zwei Stärksten unter der Negertruppe saßen mitten unter ihren Kindern und hatten jeder zwei Weiber an ihrer Seite; sie bezeichneten sie uns als die ihrigen, ein Beweis also, daß bei diesen Völkern Polygamie stattfindet. Die andern Weiber, welche jede nur einen Mann hatten, beeiferten sich, uns denselben zu bezeichnen. Welche von ihnen sind die glücklichern? Die einen wie die andern müssen die so beschwerlichen und gefährlichen Arbeiten und Besorgungen ihres Haushalts verrichten; die erstern theilen sie doch unter sich und geben sich dadurch einigermaßen eine Entschädigung für die zu duldende Theilung der Liebkosungen des Mannes.

„Ihr Mahl dauerte schon ziemlich lange und noch hatten wir zu unserer Verwunderung nicht gesehen, daß einer von ihnen trank; sie verschoben dies, bis sie völlig gesättigt waren. Die Frauen und Mädchen holten alsdann Wasser in Krügen, die aus dem schon erwähnten Meergrase geflochten waren; sie schöpften es an der nächsten Quelle und setzten es dicht vor den Männern hin, die es auch, obgleich es sehr schlammig und unrein war, ohne Ekel tranken. Damit endigte ihre Mahlzeit.

„Als wir uns wieder einschifften, um an Bord zurückzukehren, so sahen uns die guten Leute lange nach, ehe sie das Ufer verließen; endlich zogen sie sich in den Wald zurück. Ihr Weg führte sie mehrmals an das Meeresufer, wir hörten alsdann ihr weit schallendes Freudengeschrei.

„Während der Zeit, daß wir mit ihnen zusammen waren, bemerkten wir nicht, daß sie ein Oberhaupt hatten. Im Gegentheil, jede Familie schien völlig unabhängig von der andern zu leben; doch unter den Kindern herrschte eine große Achtung gegen ihre Eltern und ebenso unter den Frauen gegen ihre Männer. Sie schienen sich sehr zu hüten, deren Eifersucht zu reizen. Dennoch rühmte sich einer unserer Mannschafe, bei einer jener Schönen von Van Diemens Land sehr geneigtes Gehör gefunden zu haben. In wieweit die Sache begründet ist, weiß ich nicht."

Im Jahre 1794 kam der Engländer Hayes nach dem von d'Entrecasteaux Rivière du Nord genannten Flusse und nannte ihn Derwent, welchen Namen er auch bis jetzt noch behalten hat. Im Jahre 1798 kam der Chirurg Bass dahin; er behauptete zuerst, daß Van Diemens Land von Australien getrennt sey. In einem mit sechs Mann besetzten Nachen wagte er es, der Küste entlang von Port-Jackson an bis nach Port-Western zu fahren und gab der sie trennenden Meerenge seinen Namen. Fast zu derselben Zeit machte der Lieutenant Flinders hinsichtlich der östlich von der Meerenge liegenden Inseln sehr nützliche Entdeckungen. Gegen Ende desselben Jahres unternahmen Flinders und Bass zusammen mit der Jacht „Norfolk" die Umschiffung von Van Diemens Land. Der Capitain Baudin, der im Jahre 1802 an diese Küsten kam, richtete nicht viel mehr aus, auch vervollständigten die geographischen Ergebnisse wenig die schon gewonnenen. Wichtiger sind die dabei angestellten naturhistorischen Beobachtungen, besonders von Perou, der mit dem ihm eigenthümlichen Feuer seiner reichen Phantasie Mehreres über ihr Zusammentreffen mit den Eingeborenen des Landes geschrieben hat.

„..... Kaum waren wir gelandet," sagt er, „als zwei Neger sich auf dem Gipfel eines steil abgeschnittenen Berges zeigten. Auf die freundschaftlichen Zeichen, die wir ihnen machten, stürzte sich der eine von der Höhe mehr als er stieg herab und stand in einem Nu in unserer Mitte. Es war ein junger Mann von 20 bis 24 Jahren, im Allgemeinen stark gebauet, nur fehlte seinen Beinen und Armen die gehörige Proportion und Stärke,

Digitized by Google

was die Nation charakterisirt. Seine Gesichtsbildung hatte durchaus nichts Rohes und Wildes; er hatte feurige, geistreiche Augen und in seinen Mienen las man Freude und Verwunderung. Herr Freycinet umarmte ihn und ich that ein Gleiches; aber die Gleichgiltigkeit, mit der er diesen Ausdruck der Freundschaft aufnahm, zeigte uns, daß er die Bedeutung davon nicht verstand. Was ihm aber sehr auffiel, war die Weiße unserer Haut; er wollte sich überzeugen, ob der ganze Körper diese Farbe habe und öffnete so unsere Westen und Hemden; er drückte sein Erstaunen durch Ausrufungen und sehr schnelles Stampfen mit den Füßen aus.

„Unsere Schaluppe jedoch schien seine Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zu ziehen als wir selbst; nachdem er uns einige Minuten lang angestaunt und untersucht hatte, stürzte er auf das Fahrzeug los. Ohne sich um die darin zurückgebliebenen Matrosen zu bekümmern, schien er in seiner neuen Musterung ganz vertieft. Die dicken und starken Krummhölzer und die Strickleitern, die feste Bauart des Ganzen, das Steuerruder, die Raen, die Masten, die Segel — Alles betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit, ohne einen Laut von sich zu geben; ein untrüglicher Beweis, daß er mit großem Interesse in diese Anschauung vertieft war. Jetzt kam einer der Matrosen auf ihn zu und bot ihm, um sein Erstaunen zu vermehren, eine mit Arak gefüllte Glasflasche an, die von der Ration der Mannschaft war. Ueber den Glanz des Glases erstaunt, stieß der Neger einen Freudenschrei aus, nahm die Flasche und betrachtete sie einige Minuten genau. Bald aber führte ihn seine Neugierde zur Betrachtung der Schaluppe zurück und er warf die Flasche in das Meer, ohne daß er irgend eine andere Absicht dabei hatte, als sich eines gleichgiltigen Gegenstandes zu entledigen, und fing seine Prüfung von Neuem an. Weder das Zanken des gekränkten Matrosen wegen des Verlustes der Flasche Arak, noch das Drängen der Uebrigen, sich in das Meer zu stürzen und sie zu fischen, vermochten ihn zu stören. Er versuchte einige Male die Schaluppe abzustoßen; da aber das Kabeltau, mit welchem sie angebunden war, seine Anstrengungen vereitelte, ließ er davon ab, kam wieder zu uns herauf und hatte uns einen Beweis von dem Nachdenken und der Aufmerksamkeit dieses Volkes gegeben.

„Auf dem Gipfel des erwähnten Berges angekommen, fanden wir, Herr Freycinet und ich, den andern Neger; es war ein Greis von ungefähr funfzig Jahren; sein Bart und seine Haare waren theilweise grau; seine Gesichtsbildung war, wie die des jungen Mannes, offen und frei; neben einigen Zeichen von Angst und Schrecken las man auch Aufrichtigkeit und Redlichkeit darin. Nachdem uns der Greis beide mit eben soviel Erstaunen als Wohlgefallen, wie der Jüngere, betrachtet und sich, wie jener, von der Wahrheit unserer Farbe durch Oeffnung von Weste und Hemd überzeugt hatte, gab er zwei Frauen ein Zeichen, die bei Seite gestanden hatten. Sie zögerten einige Augenblicke, dann kam die ältere auf uns zu; die jüngere, die ängstlicher und furchtsamer war, folgte ihr. Erstere schien etliche und vierzig Jahre zu seyn; breite Runzeln auf dem Bauche bezeugten deutlich, daß sie mehrere Male schwanger gewesen war. Sie ging ganz nackend und schien, wie der Greis, gut und rechtlich. Die junge Frau, die 26 bis 28 Jahre seyn mochte, hatte einen sehr starken Körperbau; auch sie war nackend, außer einer Känguruhaut, in der sie ihr Kind trug, das sie noch stillte. Ihre, wenn auch schon etwas welke, Brust schien doch gut gebauet und hinreichend Milch zu haben. Die junge Frau, wie auch der Greis und die ältere Frau, die wir für ihre Eltern hielten, hatten eine sehr interessante Gesichtsbildung; ihre Augen besaßen so viel Ausdruck und Geist, daß wir uns darüber wunderten und wir es seitdem bei keiner Frau dieser Nation gefunden haben. Sie schien ihr Kind sehr zu lieben und ihre Sorge für dasselbe war so liebevoll und ängstlich, wie es bei einer guten Mutter stets der Fall ist.

„Wir eilten, dieser guten und interessanten Familie zahlreiche Geschenke zu machen. Alles aber, was wir ihnen anboten, nahmen sie mit einer Gleichgiltigkeit an, die uns überraschte und die wir seitdem noch öfters bei diesen Negern bemerkten.

„Als der junge Mann sah, daß unsere Matrosen ein Feuer machen wollten, raffte er eilig Baumzweige um uns zusammen und machte mit Hülfe einer Art Pechfackel, die er unweit von uns hingelegt hatte, in einigen Augenblicken ein großes Feuer, das um so mehr Vergnügen machte, da es kaum 9 Grad Wärme nach Reaumur war. In diesem Augenblicke erstaunte das junge Weib über etwas, wovon der Grund lächerlich scheinen mag, aber den ich doch nicht übergehen zu dürfen glaube, weil solche unbedeutende Einzelnheiten oft eine richtige Ansicht über den Kulturzustand dieser so fern von der gebildeten Welt lebenden Völker geben. Einer unserer Matrosen trug Pelzhandschuh, die er, als er an das Feuer trat, auszog und in die Tasche steckte. Die junge Frau stieß darüber einen so lauten Schrei aus, daß wir erschraken. Bald merkten wir aber die Ursache ihres Schreckes und sahen aus ihren Zeichen und Gebehrden, daß sie die Handschuh für wirkliche Hände gehalten hatte oder wenigstens für eine Art körperliche Haut, die man so abziehen, in die Tasche stecken und nach Gefallen wieder anziehen könnte. Wir lachten sehr über diesen sonderbaren Irrthum; wenig erfreulich aber war es uns, daß der Greis einige Augenblicke später uns eine Flasche Arak stahl. Da sie einen großen Theil unseres Getränkes enthielt, waren wir genöthigt, die Zurückgabe derselben zu verlangen. Das nahm er übel und entfernte sich sogleich mit seiner Familie trotz allen Vorstellungen, die ich ihm machte, um ihn länger zurückzuhalten."

Peron traf noch einmal mit den Negern zusammen, und wieder nicht ohne besonderes Interesse.

„Wir trafen bald eine Hütte der Eingeborenen an. Dieselbe war mehr nur ein Wetterdach von Rinden gebildet, die in einen Halbkreis gestellt und an einige trockene Zweige gesteckt waren. Da so ein zerbrechliches Obdach höchstens dazu dienen konnte, sie vor der Heftigkeit der sehr kalten Winde zu schützen, so fand ich auch, daß sie mit der Rückwand gegen SO. zugekehrt war, denn dies ist der kälteste, anhaltendste und heftigste Landwind. Vor dieser armseligen Hütte, ajupa, befanden sich die Ueberbleibsel eines nicht lange erloschenen Feuers und in der Nähe lagen große Haufen Austerschalen, die durch die verdorbenen in den Schalen sich befindenden Ueberbleibsel von den Thierchen einen widrigen Gestank verbreiteten. Am Strande sahen wir drei Piroguen, von denen jede aus drei Baumrinden bestand, die grob zusammengefügt waren und durch Querstreifen von demselben Stoffe zusammengehalten wurden.

„Die Hütten, das nicht lange erloschene Feuer, die Ueberbleibsel der Muscheln und diese Piroguen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Familie, mit der wir so eben zusammengetroffen waren, diesen Theil des Ufers bewohne. Nicht lange und wir sahen auch dieselben Personen das Ufer entlang auf uns zukommen. Sobald sie uns erblickten, stießen sie ein Freudengeschrei aus und verdoppelten ihre Schritte, um uns zu erreichen. Ihre Zahl war durch ein junges Mädchen von 16—17 Jahren, wie durch zwei kleine Knaben von 4—5 und noch ein kleines Mädchen von 3—4 Jahren vermehrt.

„Die Familie kam vom Fischfang zurück, der sehr ergiebig gewesen war; denn Alle trugen Muscheln und zwar die an diesen Ufern gewöhnliche große Art. Der Greis faßte Herrn Freycinet bei der Hand und hieß uns ihm folgen; er führte uns in die armselige Hütte, die wir eben verlassen hatten. Das Feuer war in einem Augenblicke wieder angezündet und nachdem er uns mehrere Male sein medi, medi (jetzt Euch) wiederholt und wir ihm Folge geleistet hatten, lagerten sich die Neger und fingen an den Ertrag ihres Fanges zu verzehren. Die Küche war bald und ohne Mühe besorgt. Sie setzten diese großen Muscheln auf das Feuer und da kochte das Thier in seiner Schüssel; sie aßen es sodann ohne irgend eine andere Zubereitung oder Gewürz. Wir kosteten die so zurecht gemachten Muscheln und fanden sie sehr zart und saftig.

„Während unsere guten Van Diemens-Länder so ihr einfaches Mahl verzehrten, kamen wir auf den Gedanken, ihnen Musik vorzutragen, weniger um ihnen ein Vergnügen zu machen, als um zu sehen, welchen Eindruck unsere Stücke auf ihren Geist und ihre Organe machen würden. Beim ersten Tone schienen sie mehr erschreckt, als erstaunt; aber nachdem sie nach einigen Minuten sich überzeugt hatten, liehen sie uns ein

Digitized by Google

aufmerksames Ohr. Sie hörten auf zu essen und drückten ihr Wohlgefallen durch so sonderbare Zuckungen und Gebehrden aus, daß wir uns kaum des Lachens enthalten konnten. Auch sie unterdrückten während der Musik nur mühsam ihre Begeisterung; denn kaum war ein Theil beendigt, so ertönte aus allen Kehlen gewaltiges Wundergeschrei. Besonders der junge Mann war wie außer sich; er packte sich in die Haare, kratzte sich den Kopf mit beiden Händen, machte sonderbare Sprünge und wiederholte das Beifallsgeschrei mehrere Male. Nach einer starken und kriegerischen Musik ließen wir ihnen ein sanftes, gefälliges Lied vorspielen; sie schienen den wahren Sinn davon zu verstehen, aber diese Musik hatte nicht den Einfluß auf sie, wie die erstere.

„Nachdem sie ihre durch unsere Musik unterbrochene Mahlzeit vollendet hatten, nahm die Scene einen interessantern Charakter an. Das junge Mädchen fiel uns immer mehr durch die schöne Zartheit ihrer Gesichtsbildung wie durch den Ausdruck ihrer feurigen Augen auf. Oure-Oure war wie ihre Eltern ganz nackend und schien durchaus nicht zu argwöhnen, daß man anderswo diese Nacktheit für etwas Unziemendes und Anstößiges halten werde. Obgleich von weit schwächerem Körperbau, als ihre Schwestern und Brüder, war sie doch lebhafter und leidenschaftlicher, als diese. Herr Freycinet, der sich an ihre Seite gesetzt hatte, schien besonders der Gegenstand ihrer kleinen Neckereien zu seyn. Oure-Oure zeigte uns auch, was für eine Art Schminke die Weiber dieses Landes anwendeten. Sie nahm einige Kohlen in die Hände und zerrieb sie zu feinem Pulver. Dies behielt sie in der linken Hand, nahm mit der Rechten etwas davon und rieb sich damit die Stirn und die Wangen so, daß sie in einem Augenblicke furchtbar schwarz aussah. Was uns besonders auffiel, war das Wohlgefallen, mit welchem uns das Mädchen nach dieser Toilette zu betrachten schien und die Selbstgefälligkeit, die sie nachdem zeigte. Ich möchte also wohl sagen, daß die Putz- und Gefallsucht jedem Frauenherzen angeboren sey.

„Während dieser ganzen Scene ahmten die kleinen Kinder die Grimassen und Gebehrden ihrer Eltern nach und nichts war sonderbarer, als diese kleinen Figuren vor Freude mit den Füßen stampfen zu sehen, als sie unsere Musik hörten; sie waren unvermerkt sehr vertraut mit uns geworden und zuletzt waren sie so dreist gegen uns, als ob wir schon lange mit ihnen bekannt gewesen wären. Ueber jedes kleine Geschenk, das wir ihnen machten, freueten sie sich außerordentlich und wurden dadurch immer herzlicher gegen uns; im Allgemeinen waren sie sehr lebhaft, scherzend und listig.

„Die Geräthschaften und Meubles der Familie waren so einfach, wie gering an der Zahl. Ein Blatt des fucus palmatus, das an beiden Enden mit einem kleinen Stückchen Holz zusammengesteckt war, diente zum Trinkgeschirr; ein Stück Granit diente statt eines Messers, um die Rinden von den Bäumen loszuschälen und die Pfeile zu schärfen; ein Spatel, dessen sie sich zum Losmachen der Muscheln von den Felsen auf dem Meeresgrunde bedienten. Oure-Oure allein trug ein aus Binsen geflochtenes Netz, das sehr schön und eigen gearbeitet war, und das ich gern zu haben wünschte. Da mir dieses junge Mädchen mehrere freundschaftliche Auszeichnungen bewiesen hatte, so wagte ich, sie um dieses Netz zu bitten. Sie legte es sogleich und ohne Zögern in meine Hände, indem sie diese Gabe mit einem freundlichen Lächeln und einigen verbindlichen Redensarten begleitete, die ich leider nicht verstand. Ich bot ihr dafür ein Tuch und ein Beil an, dessen Gebrauch ich ihrem Bruder zeigte. Die ganze Familie bewunderte und staunte es an.

„Endlich kehrten wir wieder zum Ufer zurück und schifften uns in zwei Schaluppen ein. Unsere guten Neger verließen uns keinen Augenblick und als wir in die offene See stachen, zeigte sich ihre Betrübniß auf eine rührende Art. Sie winkten uns wieder zu sich, und als ob sie uns den Ort bezeichnen wollten, machten sie auf dem erwähnten Berge ein großes Feuer an; ich glaube fast, daß sie die Nacht dabei wachten, denn wir bemerkten das Feuer bis zu Tagesanbruch."

Man würde Unrecht thun, wollte man nach diesem so günstigen Berichte des Naturforschers Perou glauben, daß die Neger auf Van Diemens Land sich immer so zuvorkommend und so gut gegen die Franzosen gezeigt haben. Perou hat in seiner Reisebeschreibung nach der jetzt gewöhnlichen Manier etwas Schmuck angewendet und seinen Seereisen einen interessantern Anstrich gegeben. Nach dem Tagebuche seiner Reisegefährten geht hervor, daß nach dem ersten freundschaftlichen Zusammentreffen die treulose Hinterlist der Neger nicht ausblieb. Ein französischer Officier erhielt, ohne durch irgend etwas Veranlassung gegeben zu haben, unversehens einen Stich mit dem Dolche, der ihm beinahe die Gurgel durchschnitten hätte; ein andermal wurden einige Officiere mit Steinwürfen angefallen. Wieder einmal mußte sich einer der auf dem Schiffe sich befindenden Landschaftszeichner gegen die Wilden vertheidigen, die ihm durchaus einen eben gefertigten Entwurf entreißen wollten, und ein Pfeilregen verwundete den Capitain Hameiin sehr schwer. Ein anderes Zusammentreffen der Franzosen mit den Wilden an der Muschel- oder Auster-Bai, das Anfangs sehr freundschaftlich war, sollte ein trauriges Ende nehmen. Perou erzählt davon Folgendes:

„Ich habe soeben von dem veränderlichen Charakter der Wilden gesprochen, von dem wir gar bald einen neuen und sehr merkwürdigen Beweis erhalten sollten. Während wir, Herr Petit und ich, am eifrigsten mit unsern Nachforschungen beschäftigt waren, hörten wir plötzlich ein großes Geschrei im Innern des Waldes. Sogleich sprangen die Neger schnell auf, ergriffen ihre Waffen und sahen erstaunt und wild gegen das Ufer hin. Sie schienen sehr gereizt, als wir eine Schaluppe unseres Schiffes in geringer Entfernung längs des Ufers fahren sahen. Ich zweifelte nicht lange, daß diese Schaluppe, deren Erscheinen ihnen von mehrern Orten, einer Art Wachtposten, vielleicht von ihren Weibern, die deswegen auf Berge oder hohe Bäume gestiegen waren, gemeldet worden sey, die Ursache ihrer Unruhe wäre. Bald ertönte neues Geschrei, und da es wahrscheinlich anzeigte, daß das Boot sich vom Ufer entferne, schienen die Neger ruhiger zu werden. Ich benutzte diese Zeit, um ihnen begreiflich zu machen, daß die Männer, welche sie gesehen hätten, eben so gut ihre Freunde seien, als wir; daß sie von ihnen nur Geschenke und Wohlthaten zu erwarten hätten. Sie schienen meine Vorstellungen und Zeichen zu verstehen und legten ihre Waffen wieder weg. Wir wollten fortfahren, Herr Petit zu zeichnen und ich einige Worte ihrer Sprache aufzufassen, aber sie wurden unruhiger und zerstreueter und antworteten mir auf meine Fragen nicht mehr, und auch Herr Petit wurde unruhiger und konnte die angefangene Zeichnung nicht vollenden.

„Unvermerkt schienen sie sich der Ausführung ihres Planes immer mehr zu nähern; sie sprachen unter sich mit sehr gereizten Mienen; ihre Blicke, welche uns trafen, wurden zornig und wild; sie schienen einen Angriff zu berathschlagen, aber die Flinte Herrn Rouget's und die ruhige Miene dieses jungen Mannes, des unerschrockensten und schönsten unter der ganzen Mannschaft, schienen sie davon abzuhalten. War es nun Neugierde oder Hinterlist, sie quälten ihn alle Augenblicke, daß er doch die auf den umstehenden Bäumen sitzenden Vögel schießen möchte; wir waren aber ohne unsere Waffe zu wenig sicher und hielten unsere Lage für zu gefährlich, um auf ihre Einladungen einzugehen, wir hatten immer mehr Grund zum Argwohn und zur Besorgniß.

„Ihre Dreistigkeit wuchs mit ihrer Hinterlist. Einer von ihnen wollte die Weste haben, die ich trug und die durch die Lebhaftigkeit der Farben seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er hatte mich schon mehrere Male darum gebeten und ich hatte es ihm so bestimmt abgeschlagen, daß ich nicht glaubte, daß er mich noch einmal belästigen werde; aber es kam anders als ich gedacht hatte. In dem Augenblicke, wo ich weniger auf ihn Acht gab, ergriff er mich bei der Weste und richtete die Spitze seines Dolches gegen mich, schwang ihn lebhaft und schien sagen zu wollen: „Gieb mir sie oder ich tödte dich." In einer so gefährlichen Lage mußte ich zum bösen Spiel gute Miene machen, denn der Elende hätte mich unfehlbar erstochen. Ich stellte mich, als nehme ich seine Drohungen für Spaß, ergriff aber zugleich seinen Arm, bog ihn auf die Seite, zeigte ihm Herrn Rouget, der eben auf ihn angeschlagen hatte und sagte ihm ein Wort seiner

Digitized by Google

Sprache: mata (Tod). Er verstand mich und legte seine Waffe mit einer Gleichgültigkeit bei Seite, als ob nicht das geringste Feindselige unter uns vorgefallen sey.

„Kaum war ich dieser Gefahr entronnen, als ich mich auf eine andere, wenn auch nicht gefährliche, doch höchst unangenehme Art verwickelt fand. Einer der großen goldenen Ohrringe, die ich trug, erregte die Habsucht eines andern Wilden, der ohne ein Wort zu sagen sich hinter mich geschlichen hatte, plötzlich mit einem Finger in den Ring fuhr und so gewaltsam ihn zog, daß er mir das Ohr würde ausgezerrt haben, wenn das Schloß sich nicht geöffnet hätte.

„Man möge nun noch bedenken, daß alle diese Leute von uns mit Geschenken überhäuft worden waren; daß wir sie, so zu sagen, überschüttet hatten mit Spiegeln, Messern, Glaskorallen, Perlen, Tüchern, Schnupftabaksdosen ꝛc.; daß ich mich für sie aller meiner Rockknöpfe berandt hatte, die, weil sie von vergoldetem Kupfer waren, ihnen wegen des Glanzes sehr kostbar geschienen hatten; man möge bedenken, daß wir in alle ihre Wünsche und Launen bereitwillig eingingen ohne irgend etwas dagegen zu verlangen: wie ungerecht und schändlich war daher nicht ihr Betragen gegen uns! Ja ich kann bestimmt behaupten, daß ohne Herrn Rouget und seine von ihnen gefürchtete Flinte, Herr Petit und ich ihre Opfer geworden wären. Und doch war Niemand durch Charakter und Grundsatz geneigter, ihre Veränderlichkeit und ihre Launen zu ertragen, als ich: ich muß eingestehen, alle ihre Handlungen trugen den Stempel der Treulosigkeit und Rohheit, was mich und meine Begleiter empörte, und wenn wir das, was uns begegnete, mit dem vergleichen, was früher unsere Cameraden im Canal Entrecasteaux erfuhren, so schließen wir jetzt, daß man vor diesen Völkern immer mit hinreichenden Mitteln versehen seyn muß, ihre Bosheit zurückzuschrecken und ihren Angriff zu vereiteln."

Was auch immer die Franzosen von den Einwohnern von Tasmanien gelitten haben mögen, der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo diese Neger aus ihren Wäldern und sonstigen Aufenthaltsörtern, aus ihren Besitzungen und ihrem Eigenthum vertrieben werden sollten. Geächtet, flüchtig, in die Wüsten des innern Landes eingetrieben, sollten sie bald ihr ruhiges und freies Leben mit einem Leben voller Qual und drohender Knechtschaft vertauschen.

Im Juni 1803 segelte eine Colonie von Port-Jackson, die aus einem Detaschement Soldaten, einigen Officieren, Freien und einer geringen Anzahl Sclaven bestand und vom Capitain John Bowen commandirt wurde, ab, um in dem Hafen von Hobart-Town zu landen und den Grund zu dieser Hauptstadt von Tasmanien zu legen. Die Colonisation war im Anfange mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft; man litt Mangel, das mitgebrachte Vieh reichte zur Nahrung für die Engländer und zur Fortpflanzung nicht hin; die Niederlassung hatte keinen glücklichen Fortgang gehabt, als im Februar 1804 der Oberst-Lieutenant Collins das Commando übernahm. Durch ihn hob sich Tasmanien äußerst schnell. Man vergrößerte die Stadt, man machte die Umgegend urbar, man drang mit der Recognoscirung des Landes nach allen Richtungen vor. Der dem Ganzen gegebene Aufschwung schritt gleichmäßig seit der Zeit fort und heut zu Tage zählt die Colonie 30,000 Einwohner, unter denen 13,000 freigeboren sind. Lange Zeit blieb Van Diemens Land dem Gouvernement von Neu-Süd-Wales unterworfen. Erst 1825 wurde es eine unabhängige Colonie unter der Leitung eines Vicegouverneurs, der dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales, wenn er officiell nach Tasmanien kommt, Folge leisten muß.

Dem Vicegouverneur zur Seite steht ein vollziehender und gesetzgebender Conseil. Ersterer besteht aus vier Mitgliedern: dem obersten Gerichtsbeamten, dem Secretair der Colonie, dem Rentmeister und dem Polizeidirector. Der Gouverneur präsidirt in diesem Conseil und muß ihn bei wichtigen Sachen zu Rathe ziehen. Widersetzt sich der Conseil dem Gouverneur, so kann dieser doch nach seinem Willen handeln, muß aber seine Gründe schriftlich dem Gouverneur der Mutterstadt angeben.

Der gesetzgebende Conseil besteht aus sieben Mitgliedern, drei sitzen schon mit in dem erstern, die vier übrigen Mitglieder werden aus den Angesehensten der Colonie gewählt. Sie müssen ihre Zustimmung zu den Abgaben geben und über die entworfenen Gesetze sich berathschlagen; ihre Sitzungen sind geheim, bis die officielle Zeitung die Resultate bekannt macht.

Der Bestand dieses Conseils und seine Verfahrungsart sind von seiner Entstehung an der Gegenstand heftiger Streitigkeiten gewesen. Wie im Mutterlande, forderten auch hier die freien Männer die Einsetzung der Jury und der Nationairepräsentanten. Freisinnige Journale, die Organe der Gegenpartei, verbreiteten sehr polemisch diese Klagen. Aber bis jetzt sind alle Anstrengungen vergebens gewesen in diesen entfernten Ländern; man hat die Eiferer verfolgt und die gefährlichsten Blätter durch ungeheuere Geldstrafen erdrückt; das Uebel besteht heute noch.

Van Diemens Land ist von seinen jetzigen Bewohnern in zwei große Theile getheilt worden: in die Grafschaft Buckingham, den südlichen Theil, wovon Hobart-Town die Hauptstadt ist, und in die Grafschaft Cornwall, den nördlichen Theil mit der Hauptstadt Launceston. Beide Theile haben den Fluß Macquarie zur Grenze, in der Gegend, wo er entspringt. Bis jetzt haben sich die Niederlassungen der Engländer fast alle in die Mitte der Insel zusammengedrängt, welcher der fruchtbarste und bewohnteste Theil ist; denn die Küsten in Osten und Westen sind größtentheils mit undurchdringlichen Bergen bedeckt, welche noch einzelne Stämme der Eingeborenen bewohnen.

Einige Zeit nach der Begründung der Colonie wollten sich die Eingeborenen mit den Ankömmlingen verbinden, aber der Commandant verstand unrecht und sendete ihnen einige Kanonen- und Flintenkugeln entgegen; mehrere dieser Unglücklichen wurden getödtet und verwundet. Nach diesem Empfange hegten die Eingeborenen einen Todthaß gegen die Engländer und verwarfen jeden Antrag, den man ihnen später machte. In ihren unzugänglichen Wäldern verschanzt, verließen sie diese nur, um sich zu rächen und zu plündern. Jetzt, wo die englische Regierung in diesen Lande für die Bildung sehr viel thut, werden diese Angriffe der Neger von Tage zu Tage seltener, die Tasmanier weichen vor der europäischen Bildung, und es wird in einigen Jahren die Zeit kommen, wo man nicht mehr einen einzigen Eingeborenen auf der Insel findet. Sie sollen schon auf zwei Tausend verringert seyn.

Die Eingeborenen, eine einfache Abart der Negerrace, gleichen in ihrem ganzen Wesen den schon beschriebenen australischen Racen. Es sind fast dieselben Sitten, Gebräuche und dieselbe Lebensart, nur ist die Hautfarbe der Tasmanier im Allgemeinen dunkler, das Haar mehr struppig, fast wollig, wenn man einigen Reisenden glauben darf. (Taf. 39 u. 42. Abbild.) Sie leben von Jagd und Fischfang, letzterer besteht besonders in Muscheln und Austern. Die Engländer haben bemerkt, daß jeder Stamm einen Mann zum Oberhaupte habe, dem die Uebrigen die größte Ehrfurcht beweisen. Um die Flüsse und Meerengen zu passiren, haben sie Kähne oder Catimarons, die aus Baumrinden bestehen und durch Querbänder von Rinde verbunden sind und zusammengehalten werden. Diese Kähne, welche sechs Mann gewöhnlich besteigen, werden mit Pagäen (Rudern) schnell vorwärts getrieben. Sie verfertigen sie, wenn sie sie brauchen, und lassen sie dann am Ufer.

Beide Geschlechter gehen nackt, manchmal jedoch hüllen sie sich im Winter, wie auch ihre Nachbarn in Australien, in kleine Mäntel, die aus zusammengenähten Känguruhäuten bestehen. Besonders die Weiber tragen diese Kleidung geschickt, sie befestigen sie an den Schultern und um die Hüften schlingen sie einen Strick. Obgleich man die Sitten dieser Neger immer noch sehr unvollkommen kennen gelernt hat, so scheinen sie doch mehrere rohe Gebräuche, die man hier und da in Australien findet, durchaus nicht zu haben. So ziehen sie den jungen Kindern nicht die Zähne aus, schneiden den jungen Mädchen nicht die Gliederknochen in den Fingern aus, tödten nicht die Säuglinge bei dem Tode der Mutter, und rauben sich nicht ihre Weiber. Die Tasmanierinnen scheinen dem Betragen ihrer Männer nicht viel nachzugeben, denn sie verlassen diese oft, um sich den auf dem Seekalb- und Haifischfang hierherkommenden Männern anzuschließen. Wir

Digitized by Google

elend auch dies Leben ist, so finden sie es doch in Vergleich zu dem ihrigen in den schrecklichen Wüsten noch schön.

Kapitel XXXIX.

Tasmanien. — Geographie und Produkte.

Tasmanien oder Van Diemens Land, welches die Baßstraße von Australien trennt, erstreckt sich vom 41° bis 44° s. Br. und vom 143° bis 146° der Länge. Seine Länge und Breite betragen ungefähr jede 150 Meilen und man kann die Insel auf 1200 Q.Meil. schätzen.

Das Clima auf dieser Insel ist immerwährend rein und heiter. Im Winter sinkt der Thermometer selten unter den Gefrierpunkt und im Sommer empfindet man selten eine so drückende Hitze, wie auf Sydney. Auch herrscht hier nicht eine so lange und verwüstende Trockenheit, die die Ernte verdirbt und die Thiere verschmachten läßt. Die einzige Landplage sind die heftigen und häufigen Stürme; doch scheinen diese, da man sie besonders in der Gegend von Hobart-Town stark spürt, besonders diesen Theil der Insel zu bestreichen; denn gegen das Innere zu findet man nicht so heftigen Luftzug.

Obgleich der Umfang dieses Landes zu klein ist, um einen beträchtlichen Fluß zu enthalten, so findet man doch sehr viele Flüsse, die es bewässern, und in dieser Hinsicht ist Tasmanien weit begünstigter als Australien. Es hat zwei schon bedeutende Flüsse, im Süden den Derwent, im Norden den Tamar, die eine ziemliche Strecke weit schiffbar sind. Außer diesen verdienen noch genannt zu werden: der North-Erk und der South-Erk, der Lake-River, der Jordan, der Clyde, der Shannon, der Nose, der Arthur ꝛc., wie auch eine Menge Bäche, die die grünen Thäler bewässern. Auch trifft man in Tasmanien eine Menge Sümpfe von bedeutender Größe an, so die, welche man Lemoon's Lagon genannt hat, Antill's-Ponds, Macquarie-Springs, Arthur, Fergus, Echo und andere. Einer unter ihnen würde sehr merkwürdig seyn, wenn das, was man von ihm erzählt, wahr wäre. Auf dem Gipfel eines Berges im östlichen Theile von Tasmanien gelegen, soll dieser See nicht weniger als 50 Meilen im Umfange haben. Für gewöhnlich flösse das Wasser in unbeträchtlichen Bächen ab; aber zur Regenzeit wäre seine Ueberschwemmung unglaublich groß. Der Derwent soll von diesem ungeheuern Wasserloche entspringen und es würde sich daraus die Unregelmäßigkeit der Ebbe und Fluth erklären lassen. Diese Hypothese beruht aber wieder auf der des Vorhandenseyns eines solchen See's.

Der Boden von Tasmanien ist sehr gebirgig, besonders an den Ufern. Die Pflanzenarten, welche da wachsen, sind fast dieselben wie in Australien; doch wächst hier keine Ceder (cedrela toona), kein Magahoni (eucalyptus robusta) und kein Rosenholz (trichilia glandulosa). Auf der andern Seite trifft man zwei Arten Holz an, die gewöhnlich Blackwood und pin d'Hum genannt werden und zum Bauen sehr gut sind. Das letztere, das zu der Gattung dacrydium gehört, wächst in Menge am Macquarischen Busen. (Taf. 41. Abbild.) Es würde dies auch mit der Fichte an der Bai Adventure (prodocarpus asplenifolius) der Fall seyn, wenn sie nicht sehr selten wäre.

Alle Thiere von Neu-Holland sind auch auf Van Diemens Land, außer dem wilden Hunde. Dafür findet man den Dasyurus (thylacinus cynocephalus), ein fleischfressendes Thier, das bisweilen sehr lang wird, sechs und einen halben Fuß von der Nase bis an die Spitze des Schwanzes. (Taf. 42. Abbild.) Er fällt die Heerden an, flieht aber vor dem Menschen. Eine andere kleinere Art Dasyurus (dasyurus ursinus), gewöhnlich native devil (Landteufel) genannt, findet sich stets auf dieser Insel. Er ist ganz schwarz, hat sehr starke Zähne, ist so groß wie ein Dachshund, aber sehr wild. Einer zeigte sich, nachdem er schon zwei Jahre in dem Käfig war, noch eben so wild als den ersten Tag. Diese Thiere können sehr lange ohne Nahrung bleiben und die zuletzt erwähnte Art kann drei volle Wochen aushalten, ohne auch nur die geringste Nahrung zu bekommen. Die unzähmbare Wildheit dieser Thiere sticht sehr von der der andern Säugethiere der Insel ab; denn die Kängurus, Wombats, Opossums und selbst der große Dasyurus können in wenig Tagen soweit gezähmt werden, daß sie dem, der sie füttert, wie ein Hund folgen.

Die mineralogischen Produkte von Tasmanien sind noch sehr wenig bekannt. Man versichert jedoch, daß die Insel Kupfer, Eisen, Alaun, Schiefer und Steinkohlen enthalte. Man hat jedoch noch nichts davon ausgegraben. Der Kalkstein ist selten; im Süden giebt es sehr schöne geschnittene Steine, der Norden ist daran ärmer. Einige Salzcanäle liefern Salz genug.

Kapitel XL.

Neu-Seeland. — Die Dusky-Bai. — Der Charlotten-Sund.

Den 5. Februar 1835 lichtete der „Känguru" den einzigen Anker, der ihn in dem Hafen von Hobart-Town festgehalten hatte, ließ sich durch einen leichten NNO.Wind hintreiben und erreichte die Sturm-Bai, wo er O. und OSO.Winde bekam, die ihn in die hohe See trieben. Als wir die Küste außer Gesicht verloren hatten, ließ Powell nach WSW. fahren, um den südlichen Theil von Neu-Seeland zu erreichen. Es war in diesem Himmelsstriche Sommer, und man hätte ein ruhiges Meer und sanfte Winde erwarten sollen, aber der „Känguru" hatte im Gegentheil heftige Stürme zu bekämpfen, die das Meer sehr gefährlich aufregten. Unser kleiner Schooner wurde mit einer unerhörten Gewalt von dem Meere auf und ab geschleudert, man hätte jeden Augenblick glauben sollen, daß er zerschmettert und zersplittert werden würde. Die südlichen Meere sind besonders stürmisch; die Gegenden vom Cap der guten Hoffnung, die wegen der gefährlichen Stellen so gefürchtet sind, sind gegen das Meer zwischen Australien und Neu-Seeland sehr ruhig und still. Selten findet man hier eine ruhige Oberfläche.

Der „Känguru" hielt aber wunderbar in diesem stürmischen Meere aus. Drei Tage lang behielt er das Schönfahrsegel, verlor aber den Fockmast und ein Marssegel. Wir, Passagiere und Seeleute konnten uns während dieses Sturmes auf dem Verdecke gar nicht halten; wir mußten uns, wollten wir nicht vom Sturme in's Meer geschleudert werden, an einem Stricke festhalten oder auf dem Verdecke kriechen.

Endlich nach einer sechstägigen so gefahrvollen Fahrt kam unser Schooner vor dem Hafen Mason an, an der Ostküste der Insel Stewart, wo sechs Mann schon seit 3 oder 4 Monaten für Powell's Rheder Fische und Seekälber gefangen hatten. Wir sollten ihnen bei dieser Gelegenheit Nahrungsmittel geben; aber vor dem Hafeneingange, ungefähr zwei Stunden vom Lande, trat eine plötzliche Windstille ein und überließ uns nun dem noch ziemlich starken Wellenschlage und trieb uns lange umher. Glücklicher Weise hatten die Fischer den Schooner erkannt; sie kamen mit ihrem Boote herbei, welches zwei oder drei Neuseeländer noch mit bestiegen, die von der Meerenge Foveaux gebürtig waren und die zu ihren Familien zurückkehren sollten, sobald der Fischfang beendigt seyn würde. Man fragte den Bootsmann nach dem Fange und nach den Bedürfnissen seiner Mannschaft. Er antwortete, daß der Fang sehr ergiebig gewesen sey, sie hätten 6000 Felle und hofften, noch einmal soviel in der Zeit zu bekommen, bis wir sie abholen würden, das war gegen Ende des März oder Anfang April. Was ihren Mundvorrath anbeträfe, hätten sie sich durch den Fischfang und die Jagd so dingeholfen, daß sie noch genug Pökelfleisch und Gemüse hätten, um bis zu ihrer Abfahrt zu reichen. Nur Rum, Tabak, Thee, Zucker und etwas Grise verlangten sie, was sie auch sogleich bekamen. Der Capitain gab nun die Einfahrt in Port Mason auf und zog es vor, nach der Dusky-Bai zu segeln, wo er leichter Holz und Wasser bekommen und die im Sturme erhaltenen Beschädigungen des Schiffes besser ausbessern zu können hoffte.

Digitized by Google

Da sich ein leichter SW.-Wind erhoben hatte, so verabschiedete Powell die Fischer und steuerte nach SO., um das westliche Cap zu umfahren. So verließen wir die Insel Stewart wieder, ohne sie näher als vom Schiffe aus gesehen zu haben. In der Entfernung, in welcher wir sie sahen, ungefähr eine Meile, schien sie uns sehr bergig, wild und unfruchtbar. Ihre sehr unebene Oberfläche schien durch große Erdbeben so gestaltet zu seyn. Einer der Schiffer, der etwas gebildeter war, als die übrigen, erzählte uns, daß sie in den Gegenden am Hafen süßes und ziemlich gutes Wasser getroffen hätten, auch wäre da buschiges Gehölze, als Brombeer-, Lianen- und Farrenkräutersträucher; aber kein einziger hoher Baum. Der Boden bestehe meistens aus unfruchtbaren Felsen und nur durch die verfaulten Vegetabilien entstehende Düngerde. Das Phormium wachse in sehr schönen aber nicht zahlreichen Sträuchern; manche Blätter würden gegen funfzehn Fuß lang. Vögel waren in Menge auf dieser Insel.

Den 17. Februar, bei Tagesanbruch, passirte der „Känguru" in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden östlich die Solander-Inseln, zwei unfruchtbare hohe Felsen, die durch einen sehr engen Canal von einander getrennt sind. Diese beiden Klippen bezeichnen den Eingang in die Enge von Foveaux, die für große Schiffe sehr gefährlich ist, sowohl wegen der Klippen, deren unzählige da sind, als auch wegen der Winde, die sich in einigen Stunden nach allen Weltgegenden gedrehet haben und heftige Windstöße erzeigen, und wegen der starken und unregelmäßigen Strömung.

Als wir die Solander-Inseln passirt hatten, sahen wir Land. Es war die südöstliche Spitze von Taval-Punamu, die aus sehr steilen und sehr hohen Bergen bestand, von denen einige mit Schnee bedeckt waren. Der Boden schien uneben, aber nicht ganz unfruchtbar zu seyn. Das Auge sah durch diese Klüfte große grüne Felder, entweder Thäler oder Ebenen. Gegen Abend näherte sich der „Känguru" dem Lande etwas mehr und passirte das Westcap, das ein ziemlich hohes Gebirge und besonders durch einen auf dem südlichen Theile liegenden weißen Felsen merkwürdig ist.

Von einem günstigen Seewinde getrieben, lief der „Känguru" den andern Tag in dem südlichsten Arme der großen Dusky-Bai ein und ankerte gegen Mittag in der kleinen, aber gegen Wind und Strömung geschützten Bucht „Wasserfall". Man kann sich keine Vorstellung machen, wie einsam und still dieses Ufer ist. Nur der „Känguru" schien lebende Wesen zu enthalten. Kaum ließen sich einige Vögel hören und hätten wir nicht hier und da umgehauene und abgeschnittene Bäume gesehen, wir hätten geglaubt, es habe nie ein menschlicher Fuß diese Erde betreten.

Auch die Vegetation am Ufer gewährte einen ganz eigenen, ungewohnten Anblick. Es waren nicht mehr die schönen Landschaften von Polynesien, wo Palmen- und Bananenbäume in ihrer Pracht und Eigenthümlichkeit hervortreten, man traf hier nicht, wie in Australien, eine wenn auch nicht frische, doch sehr mannichfaltige Blumenpracht. An den Ufern der Dusky-Bai schien die Natur so karg und gewährte die Gegend einen so traurigen Anblick, wie bei uns im tiefsten Norden von Europa; denn man traf auch nur Moos, Moosflechten, Farrnkraut und einige fremde Pflanzen.

In den Thälern ist übrigens die Vegetation sehr gut; der Boden erhält durch die verfaulten Pflanzen eine Art Dünger und giebt dadurch den jungen Sprößlingen hinreichende Nahrung. Auch ist das Land fast überall mit buschigem Gesträuch und sich rankenden Pflanzen bedeckt, die aber das Bahnen eines Fußweges sehr erschweren. Krautpflanzen triffe man verhältnißmäßig sehr wenige und von einer grünen Wiese oder Viehweide sieht man nirgends eine Spur. Dafür giebt es aber wieder Gebüsche, die man fast Wälder nennen könnte, in denen man große Bäume antrifft, von denen die schönsten eine Art dacrydium und podocarpus zu seyn scheinen. Von einem dieser Bäume nahm Cook die jungen Sprößlinge statt des Hopfens zu dem Biere, welches er für die Mannschaft brauen ließ. Die Blätter und Sprossen der melaleuca scoparia, eines allgemein bekannten Strauches, geben ebenfalls, wenn sie mit kochendem Wasser gebrühet werden, ein gewürzreiches und sehr angenehmes Getränk; der Capitain und die Officiere tranken dies statt des Thees. Die einzigen eßbaren Pflanzen des Landes sind Sellerie und Wasserkresse, doch sind beide in zu geringer Quantität da, um einigen Nutzen gewähren zu können.

Das Thierreich ist ergiebiger. In den sumpfigen Gegenden, wie auch am ganzen Ufer kann man wohl gegen fünf Arten Enten schießen, die man hier zu Tausenden trifft; in den Waldungen giebt es Wasserhühner, deren Fleisch sehr schmackhaft ist, und eine Menge anderer dort einheimischer Vögel, die alle sehr gutes Geflügel sind.

Auch der Fischfang liefert schmackhafte Nahrung; besonders zeichnet sich der Fisch aus, den Cook's Gefährten Kohlfisch nannten. Die Mannschaft der in dieser Bai vor Anker liegenden Schiffe nährt sich meistens nur von diesem Fische. Wir aßen 18 Mann an einem solchen Fische und zwei Mann waren blos nöthig, um ihn zu fangen. Außerdem giebt es auch hier Seekälber, die schon größere Schiffe hinreichend mit Fleisch versehen können. Cook fand das Geschlinge des Seekalbes eben so gut, als das des Schweines oder Kalbes und das Fleisch bisweilen dem Rindfleische ähnlich. Wir dagegen waren mit dem berühmten Seefahrer darüber nicht einverstanden. Das Seekalbfleisch, das wir zubereitet hatten, war zähe, unschmackhaft und oft widerlich und Ekel erregend.

Cook gab dieser Bai den Namen, welchen sie noch jetzt führt, und zwar wegen eines an der Einfahrt auf der südlichen Seite sich befindenden sonderbaren Wasserfalles. Eine Wassersäule von 15 bis 20 Fuß im Umfange stürzt von einem horizontalen, 50 Klaftern hohen Felsen herunter. In der halben Mitte dieser Höhe trifft sie auf einen etwas vorgebogenen Felsenvorsprung und bildet von hier aus einen durchsichtigen, 12 bis 15 Klaftern breiten Wasserbogen. Während des Sturzes trennt sich dieser Wasserbogen in unzählige Strahlen, diese springen von den ihnen entgegenstehenden Felsblöcken ab, sprudeln und schäumen und nehmen unendlich verschiedene Formen an, bis sie sich alle in ein schönes 50 Klaftern im Umfange breites Becken vereinigen. Auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen und auch vorn von ungeheuern, zufällig übereinander gethürmten losgerissenen Felsblöcken gehemmt, bahnt sich der Strom durch die Ritzen seinen Weg und stürzt sich dann von der Höhe des Berges nach dem Ufer hinab. Die umliegenden Felsen sind durch den mehr als 150 Klafter hohen Wasserfall stets mit feuchtem Wasserdunst und mit Tropfen bedeckt. Dieser Thau ist so schwer und dicht, daß er wie ein feiner Regen in einigen Minuten die Kleider durchdringt; das Getöse, welches die stürzenden Wassermassen verursachen, ist so stark, daß man kaum die gegenseitig in das Ohr gerufenen Worte verstehen kann. In der Nähe dieses Wasserfalls sieht man auch keinen Vogel; sie fliehen diesen wässerigen Nebel, der ihre Federn näßt und ihnen das Fliegen erschwert. Auf den am Wasserfalle liegenden Felsen wächst Moos, Farrnkraut und einige andere Wasserpflanzen, an den Ufern des Flusses aber gedeihen Sträucher und selbst Bäume, von denen einige sogar 40 Fuß hoch sind. Einen besonders schönen Anblick gewährt dieser Wasserfall, wenn man ihn von den Bergen aus betrachtet. Man übersieht dann das Ganze und bemerkt besser das Einzelne; dann sieht man weiter hinaus, ganz romantisch, die große Bai mit ihren vielen grünenden Inseln, und fern am Horizonte auf der einen Seite ungeheurer Gebirge mit ihren beschneieten Kuppen, auf der andern die unübersehbare Fläche des Südmeeres.

Wir besuchten diese schöne Gegend sehr häufig und ergötzten uns an dem immer neuen Reiz gewährenden Anblicke, drangen auch wohl bisweilen mehr nach dem Innern vor. Je mehr wir uns von dem Meere entfernten, je höher, steiler und unfruchtbarer wurden die Berge. Auch die großen Bäume wurden nach und nach immer kleiner und seltener, bis wir endlich nur noch einiges Gebüsch trafen. Von jenem Punkte aus konnten wir auch die sich durch das Innere des Landes ziehende Bergkette mit ihren von Schnee erglänzenden Spitzen sehr deutlich erkennen.

Bei allen unsern Ausflügen jedoch fanden wir keine andere menschliche Spur, als die Trümmer von zwei Hütten, nahe an einer Bucht der Böttcherinsel. Sie zeugten von dem frühern Aufenthalte irgend eines Stammes oder einer Familie. Cook erzählt auch wirklich, daß er die Ufer der Dusky-Bai von Eingebornen bewohnt getroffen habe; Vancouver

Digitized by Google

dagegen, der später dahin kam, versichert das Gegentheil. Während unsers Aufenthalts zeigte sich keine menschliche Seele.

Nachdem wir uns eine Woche lang in dieser Bai mit Jagd und Fischerei vergnügt hatten, lichtete der „Känguru" am 23. Febr. die Anker, um aus der Dusky-Bai, entweder durch einen gar nicht zu hoffenden Landwind von SW. oder durch die Ebbe unterstützt, wieder auszulaufen. Kaum aber waren wir auf offener See, so drehete sich der Wind unter schrecklichem Regen und Hagelschlag nach SO. und wurde sehr heftig. Das Meer wurde unruhig und fing an hohl zu gehen, der Himmel verfinsterte sich, der Sturm wurde stärker und gefährlicher. Dieser Orkan dauerte 72 Stunden; während dieser Zeit fuhren wir nur mit dem kleinen Focksegel und legten täglich 40 bis 50 Meilen zurück, sahen aber nicht ein einziges Mal Land, und bisweilen wurde es so finster, daß man auf dem Vordertheile des Schiffes die auf dem Hintertheile arbeitenden Matrosen nicht unterscheiden konnte. Den 26. Febr. endlich gegen Abend drehete sich der Wind nach NO. und legte sich etwas. Gegen Abend, als die Sonne unterging, tauchten am Horizonte hohe Berge auf, die durch ihren Umfang und ihre Lage unter diesem Grade der Breite Powell auf dem Gedanken brachten, daß wir uns dem Vorgebirge der Felsen gegenüber befänden. Wir segelten daher die ganze Nacht hindurch nach WNW. und den andern Morgen passirten wir in der Entfernung von einigen Stunden das Cap Farewell, liefen in die Cooksstraße ein und gelangten, von einem frischen Landwinde von N. getrieben, auf die offene, jetzt ruhige See.

Als wir die lange flache Spitze des Cap Farewell, die sich in Form eines Horns nach Westen zieht, passirt hatten, ließ Powell nach Süden steuern, um in der vom Capitain d'Urville 1827 entdeckten Bai Astrolabe zu ankern. Er wollte sehen, ob ihm die Eingeborenen dieses wenig besuchten Ortes nicht Hanf in ansehnlicher Masse zu billigerm Preise, als er auf den bekanntern Orten erhalten hatte, liefern könnten. Den Nachmittag warf daher der „Känguru" unweit des Wasserplatzes Anker, und um den Wilden seine Ankunft zu melden, ließ Powell zwei blind geladene Kanonen abfeuern.

Die Bai Astrolabe ist ein sehr schöner, sicherer und ruhiger Hafen, in welchem die Schiffe gegen Sturm und Fluth geschützt sind; denn bei dem stärksten Sturme auf dem Meere sieht man hier kaum lange und schwache Wellen, die durchaus nicht gefährlich sind. An der Küste zieht sich eine niedrige Bergkette hin, die von mehrern Schluchten durchbrochen ist, aus denen kleine Bäche entspringen; im Hintergrunde erheben sich höhere, bedeutende Berge.

Der flache, sandige Strand bietet eine Menge schöner Landungsplätze dar; wirft man hier das Schleppnetz aus, so fängt man viele und gute Fische. Die Bai Astrolabe liegt in der Mitte der westlichen Seite der großen Tasmansbai, die seit nicht langer Zeit erst von dem Capitain d'Urville ganz entdeckt worden ist. Dieser große, weite Busen ist von W. nach O. nicht weniger als 20 Meil. breit und geht über 22 Meil. tief in das Land. Auf der westlichen und östlichen Seite der Tasmansbai ist das Ufer bergig und mit kleinen Thälern durchschnitten; in der Tiefe aber zieht sich eine große Ebene entlang, die von einer Bergkette, deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind, begrenzt wird. Diese Ebene scheint von einem schon beträchtlichen Strome durchschnitten zu werden, man bemerkt auch von fern dichte Gebüsche, die, ihrer dunkelgrünen Farbe nach zu urtheilen, aus podocarpus bestehen.

Kaum hatte der „Känguru" in dem kleinen Hafen Anker geworfen, so bat ich es mir als eine Gunst aus, nach diesem Eilande übergesetzt zu werden. Ein Boot brachte mich und den Schiffschirurg an das Land; beide mit Flinten bewaffnet durchstrichen wir die Küste. Anfangs folgten wir dem Laufe eines kleinen Baches, dessen Bett in einer Schlucht zusammengedrängt war, an dessen Ufern aber sehr üppiges Farrnkraut wuchs. (Taf. 44. Abbild.) Soviel ich unterscheiden konnte, gehörten die Sträucher zu den Cyathern und die Bäume zu den Myrtaceen. Dies Gesträuch dehnte sich eine lange Strecke hin, aber sechzig oder achtzig Toisen über dem Niveau des Meeres hörte es plötzlich auf. Wir trafen keinen Baum und keinen Strauch mehr: der Boden war zu trocken; kaum gedieh das eßbare Farrnkraut, dessen rebenartige Blätter sich in einander ranken und durch ihre dichte Verschlingungen ein fünf bis sechs Fuß hohes Dickicht bilden, das undurchdringlich ist. Hier und da bemerkten wir noch einzelnes Gebüsch, das aus leptospermum und einigen andern verkrüppelten Baumarten bestand. Bisweilen war auch der Boden ganz dürr und öde und nur mit Moosflechten bedeckt, die eine Art oenomyce strieta und ramalina waren.

Auch das Thierreich schien in diesen unfruchtbaren Höhen kein Gedeihen zu finden. Kein Vogel, kein Insekt, nicht einmal ein Wurm zeigte sich unsern Augen; überall herrschte eine Todtenstille, eine leblose Wüstenei tritt dem Reisenden entgegen und erregt bei ihm sonderbare Gefühle. Wahrlich, wenn nicht hier und da einige verkrüppelte Pflanzen zum Vorschein kämen, möchte man glauben, daß der Boden versteinert sey und keinem lebenden Wesen Nahrung geben könnte.

Als wir in dieser wüsten Gegend umherstrichen, bemerkten wir in der Bai eine große Pirogue, die mit starkem Ruderschlage und großer Eile sich unserm Ankerplatze zu nähern schien. Neugierig, Eingeborene zu sehen, kehrten wir um, verfehlten aber den Weg und kamen erst am Abend bei Sonnenuntergang nach einem drei Stunden langen mühsamen Umherirren am Ufer an. Die Pirogue war vom Bord schon wieder abgefahren, landete aber an der Küste gerade an dem Orte, wo wie wieder auf den richtigen Weg kamen, so daß wir ihr ziemlich nahe waren. Sie nahmen unter zwei verfallenen Hütten (Taf. 44. Abbild.) für diese Nacht ihr Obdach. Ihr Abendbrod, das sie verzehrten, bestand aus gerösteten Erdäpfeln, Farrnkrautwurzeln und getrockneten Fischen. Sobald sie uns erblickten, kamen sie auf uns zu, erhoben ein Freudengeschrei und rückten in einer Art militärischer Parade an, indem sie mit ihren Keulen und Speeren kriegerische Stellungen und Exercitien machten. Ich würde durch dies kriegerische Manöver in Furcht gesetzt worden seyn, wenn nicht mein Begleiter, der mit den Sitten der Eingeborenen schon vertraut war, mich versichert hätte, daß ich ruhig seyn könne und dies nur eine Ehrenbezeugung und eine hergebrachte Form beim Empfange sey. Und wirklich, nachdem sie fünf Minuten lang solche kriegerische Evolutionen gemacht hatten, reichten sie uns freundschaftlich die Hände. Die Anführer rieben ihre Nasen ziemlich derb an den unserigen und führten uns dann zu ihren Lagerstätten.

Bei dem Scheine des Feuers und in dem Zwielicht der Dämmerung betrachtete ich diese Wilden. Ich konnte mich nicht irren, es war wirklich der polynesische Typus, den ich wiedersah, nur männlicher, kräftiger als ich ihn zu Tonga und selbst zu Hamoa beobachtet hatte. Einige Männer besonders, die man an ihrem Aussehen von natürlicher Ueberlegenheit und an ihren feinern und besser verzierten Decken für ranga tiras oder Edelleute erkennen konnte, zeichneten sich durch ihr gutes Aeußere, so wie durch ihre würdevolle und ernste Haltung aus. Das Gesicht dieser Eingeborenen war fast gänzlich durch eine Tättowirung bedeckt, die aus symbolischen und regelmäßigen, tief in die Haut eingegrabenen Zeichnungen bestand. Es folgte daraus, daß ihr Gesicht, das ohne dies nur kupfergelb gewesen wäre, fast fast schwarz aussah. Diese Verunstaltung abgerechnet, besaßen ihre Züge Regelmäßigkeit und Schönheit. Bei einigen hatte das Gesicht einen fast europäischen Charakter. Sie sind groß und wohlgebaut und ihre Bewegungen verrathen Kraft und Gewandtheit. Man fand keine Beleibtheit bei ihnen, aber ihr hoher Kopf, ihre verschwindenden Schultern, ihr sicherer und gerader Gang athmeten einen natürlichen Stolz, der diesem Menschengeschlechte eigenthümlich ist. Die vornehmern Personen zeichneten sich durch eine zierliche Decke von neuseeländischem Flachs aus, die ihren Körper fast bis auf die Mitte der Wade bedeckten und vorn auf der Brust zusammengehalten wurden. Eine kleine Anzahl trug außerdem noch eine zweite Decke, welche um die Hüften befestigt war. Ihr Haar war hinaufgenommen, oben auf dem Wirbel des Kopfes zusammengeknüpft und bei einigen mit wehenden Federn von Seevögeln geschmückt. Die Sclaven und die Männer aus dem Volke haben nur Binsendecken oder dergleichen von gro-

Digitized by Google

dem Flachsgewebe mit einem einfachen Schurze um die Lenden. Ihr ordnungsloses Haar, ihre nicht tättowirten Gesichter, ihr mageres und ärmliches Aussehen, alles zeigte ihren niedrigen und elenden Zustand an.

Diese Eingeborenen erboten sich von freien Stücken die Lebensmittel, welche sie vor sich hatten, mit uns zu theilen; es waren Kartoffeln, Farrnkrautwurzeln und getrocknete Fische. Sie wiederholten mit freundschaftlichem Wesen ka-pai, ka-pai (es ist gut, es ist gut!). Ich aß mit Vergnügen die Kartoffeln, welche in diesem Lande ganz vortrefflich sind. Die Farrnkrautwurzel dagegen konnte ich, so groß auch damals mein Hunger war, nur kosten und mußte sie sogleich wegwerfen, denn ich fand sie zähe und geschmacklos. Selbst die Fische waren nicht zu essen, obgleich sie ziemlich gut aussahen. Die Wilden aßen von allem mit unvergleichlichem Appetite. Um meinen Wirthen eine Artigkeit zu erzeigen, wollte ich zweien Rangatiras einige Tropfen Rum aus meiner Flasche anbieten. Jeder führte den Trank an seine Lippen, aber kaum hatten sie ihn gekostet, als sie ihn mit schrecklichen Grimassen wegwarfen und riefen: kawa, kawa, ka kino (stark, stark, schlecht). Es war dies das erstemal, daß ich Polynesier ein geistiges Getränk zurückweisen sah. Diejenigen, welche ich bis dahin gesehen hatte, waren vielmehr sehr begierig darnach gewesen und verlangten es von allen Europäern, die sie besuchten.

Nach einem halbstündigen Aufenthalte unter diesen Wilden waren wir aufgestanden, um das Boot zu erwarten, als ein Rangatira mich geheimnißvoll beim Arme nahm, um mich hinter einen Felsen am Ufer zu führen. Ich suchte zu verstehen, was er mir sagen wollte, als ich mich in die Arme eines jungen Mädchens gestoßen fühlte, dessen Züge ich in der Nacht nicht erkennen konnte. Mein ehrlicher Wilder, der sich auf das Gewerbe, das er in diesem Augenblicke trieb, etwas einzubilden schien, sagte mit schmeichelndem Tone zu mir: ka-pai, ka-pai (es ist gut, es ist gut!). Das Mädchen sagte kein Wort. Diese seltsame und unerwartete Artigkeit benahm mir anfangs ganz die Sprache, indessen suchte ich dem Rangatira begreiflich zu machen, daß es schon sehr dunkel sey und man am Bord um uns besorgt seyn werde. Er bestand aber auf seinem Willen, wollte den Lohn für seine Kuppelei nicht einbüßen, und vielleicht wäre ich nicht so leicht aus der Schlinge gekommen, wenn ich ihm nicht ein hübsches Messer gegeben hätte, das ich in der Tasche hatte.

Als wir uns an Bord befanden, erzählte man die Ereignisse des Tages. Es waren zwei Piroguen, eine große und eine kleine, aber beide fast leer, angekommen und hatten nur einige Muscheln, Waffen und sehr wenig Hanf zum Tauschhandel mitgebracht. Als Powell ihnen angekündigt, er würde allen Hanf oder Flachs kaufen, den man ihnen brächte, war eine der Piroguen an das Land zurückgekehrt, um diese Nachricht weiter zu verbreiten. Die Eingeborenen auf der zweiten Pirogue hatten sich nicht von dem Schiffe entfernen mögen und vier oder fünf von ihnen waren an Bord geblieben, um da zu schlafen, und hatten mit großem Wohlbehagen die Lebensmittel verzehrt, die sie von einigen Matrosen erhielten. Alle diese Wilden zeigten sich übrigens sanft, zutraulich und wohlwollend. Obgleich ziemlich lebhaft, konnten sie doch schweigen, sobald man es ihnen durch ein Zeichen gebot, und sie bestrebten sich, so wenig als möglich zudringlich zu erscheinen.

Den andern Tag früh erschienen vier andere Piroguen aus den Dörfern Mai-tehe und Skoi-tehe, welche zusammen 80 Insulaner enthalten konnten, unter denen sich acht oder zehn Frauen und eben so viele Kinder befanden. Nur zwei oder drei dieser Frauen konnten wegen ihrer Frische und Jugend für hübsch gelten; obgleich gut gewachsen, standen sie doch den Frauen von Tonga in Hinsicht der Regelmäßigkeit der Züge, der Weichheit der Formen und besonders in der Reinlichkeit nach. Trotz diesen Nachtheilen hatten sie bald Anbeter unter unsern Reisegefährten gefunden und sie benutzten in reichlichem Maße die Freiheit, welche des Landes Gesetz den jungen Mädchen hinsichtlich der unbeschränkten Verfügung über ihre Person gestattet.

An diesem Tage kaufte Powell allen Flachs, den ihm die Piroguen brachten, d. h. vier oder fünf Centner, für eine alte Flinte und ungefähr 4 Pfund Pulver. Die Wilden hatten diese Gegenstände allem vorgezogen, was man ihnen bieten konnte, Spaten, Beilen und selbst Wollenzeugen, die sie sonst sehr hoch halten. Die Waffen sollten ihnen, wie sie sagten, zur Vertheidigung gegen die Stämme von Tera Nake und Tera Wiki dienen, welche an der andern Seite der Straße lebten und sie oft bekriegten. Sonst konnten sie sich allein gegen diese Fremdlinge vertheidigen, seit aber die Europäer ihren Feinden Feuergewehre geliefert hatten, waren sie genöthigt gewesen, nachzugeben. Wenn sie erschienen, entwaffneten sie dieselben entweder durch Geschenke oder entflohen schnell nach den Bergen und überließen ihnen ihre Hütten. „Deshalb wollen wir Feuergewehre," setzten sie hinzu; „sie sind das einzige Mittel, unsere Unabhängigkeit zu behaupten. Unglücklicherweise sehen wir nur sehr selten Schiffe." Sie fügten noch hinzu, wir sollten öfterer wiederkommen und sie wollten viel Hanf zum Austausche bereit halten.

Als gegen Mittag ein Fischerboot nach einem großen Sandstrande in S. von unserm Ankerplatze fuhr, benutzte ich diese Gelegenheit, um mich von neuem an's Land setzen zu lassen. Ein ebener und mit etwas Gras bewachsener Landstreifen zieht sich an dem Strande hin; jenseits beginnt dann ein majestätischer leicht zugänglicher Wald. In der Mitte fließt ein breiter Strom über gewaltige Granitblöcke, welche bisweilen am Abhange des Bodens reizende Wasserfälle bilden, über denen wunderbar grüne Gewölbe hängen. In diesem Schatten flatterten eine Menge Vögel, deren Gesang den Schauplatz belebte, der eben so heiter und lebenvoll war, wie jener am Tage zuvor traurig und schweigsam. Einige und dreißig oder vierzig Klaftern weiter oben war meine Jagd noch ergiebiger, denn keines dieser gefiederten Geschöpfe hatte die Flinte des Jägers noch fürchten gelernt. Unter diesen Vögeln bemerkte ich besonders eine Taube mit metallischem Glanze, und einen Staar, der mit röthlichen Warzen bedeckt war, den großen Nestorpapagei mit dunkelm Gefieder, den Philedon mit dem hübschen Halsbande von weißen Federn, kleine grüne Papageien, denen Australiens ziemlich ähnlich, Turteltauben, Meisen ꝛc. Auch einen Baumhacker von brauner Farbe muß ich erwähnen, der so wenig scheu war, daß er sich ganz dicht an die Vorübergehenden hinsetzte. Einer hatte die Keckheit, sich sogar auf das Ende des Rohres meiner Flinte zu setzen, von wo er mich mit freundlicher Neugierde ansah.

Als ich an die Küste zurückkam, erlegte ich noch einige Austernvögel ꝛc., dann wohnte ich dem Herausziehen der Netze bei, welche zum dritten Male, beladen mit vortrefflichen Fischen, gehoben wurden. Hier nahmen wir Abschied von dieser Bai. Ein Kanonenschuß von dem „Känguru" benachrichtigte uns, daß er den Anker lichten wolle und daß es Zeit sey, sich auf demselben einzufinden. Powell hatte einen SW-Wind benutzen wollen, um die Astrolabe-Bucht zu verlassen. Kaum waren wir am Bord, als sich der Schooner bereits in Bewegung setzte und dann nach der wilden und felsigen Küste der Insel d'Urville zusteuerte; am nächsten Tage kam er um die Inseln Stephan herum, fuhr vor der Admiralitätsbai vorbei und ankerte unter der Insel Motu Aro in dem Canal der Charlotten-Insel, wo der berühmte Cook so viele Male vor Anker ging.

Kaum befanden wir uns auf unserm Posten in dieser Bai, als wir fünf große Piroguen von der Cannibalenbucht vor uns abstoßen und auf den „Känguru" loskommen sahen. Mittelst des Fernrohrs konnte man leicht erkennen, daß jene Fahrzeuge bewaffnete und geschmückte Krieger trugen. „Das sind keine Flachshändler," sagte Powell, „wir müssen vor ihnen auf der Hut seyn." Sogleich wurden die Enternetze ausgespannt, die Kanonen schußfertig gemacht und andere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Piroguen kamen keck heran. (Taf. 44. Abbild.) Keine Frau, kein Kind befand sich auf den Fahrzeugen; dafür zählte man 130 schön tättowirte, kräftige, starke und mit Keulen, Lanzen und selbst Flinten bewaffnete Krieger. Es waren offenbar Abenteurer, die wo möglich ihr Glück zu machen suchten. Powell rief sie an und meldete ihnen, daß nur die Häuptlinge, und zwar unbewaffnet, an Bord kommen dürften; auch setzte er hinzu, wenn sie die geringste verdächtige Bewegung machten, würden seine Kanonen sie Achtung vor seinen Befehlen lehren. Bei dieser entschlossenen Erklärung ent-

Digitized by Google

stand anfänglich ein dumpfes Gemurmel unter dieser Gruppe, bald aber erhob sich der Häuptling der großen Pirogue und gebot seinen Begleitern Schweigen. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren und majestätischem Wuchse und hüllte sich in eine sehr schöne Decke von rothstreifigem Flachszeuge mit einer schönen bunten Franse. Dieser Mann sprach im Namen der Seinigen und erklärte, sie wären gekommen, um die Europäer in freundschaftlicher Absicht zu besuchen, er sehe also keinen Beweggrund, warum der Capitain ihnen mißtraue. Dann gab er selbst das Beispiel, überlieferte einem andern seine Flinte und seine Keulen und stieg darauf keck an Bord. Zwei seiner Gefährten folgten ihm, aber die Häupter der beiden andern Piroguen, Männer von wildem Aussehen, wollten ihre Waffen nicht aus den Händen geben und blieben in ihren Fahrzeugen.

Als der erste Häuptling das Verdeck betreten hatte, reichte er Powell die Hand und sagte zu ihm, er nenne sich Te Matangui na Rangui (der Wind des Himmels), sey der erste Ariki der Insel Entry in der Cookstraße und seine Begleiter wären Oberhäupter verschiedener benachbarter Bezirke. Darauf zog er den Capitain bei Seite und sagte ihm in schlechtem Englisch, er wünsche mit ihm allein zu sprechen und er möge deshalb seinen Leuten befehlen, die andern Eingeborenen unterdeß zu unterhalten. Powell gab die nöthigen Befehle; man zeigte den Häuptlingen Feuergewehre und beobachtete dabei streng die Piroguen.

In dem Zimmer des Capitains gestand Te Matangui na Rangui offen, seine Gefährten hätten den Plan gefaßt, das Schiff zu nehmen. Ungefähr zwei Jahre vorher habe ein englischer Capitain ihren Feinden mit seinen Kanonen und Flinten ihr Land verwüsten und eine große Anzahl ihrer Landsleute umbringen helfen, und alles dies wegen einer armseligen Ladung Hanf, die ihm die Gegner versprochen. Diese Handlung fordere nun oder Genugthuung nach den Sitten Neuseelands und an dem „Känguru" wolle man sie üben. Die Krieger in den Piroguen hätten demzufolge geschworen, die Mannschaft zu ermorden, aber der Häuptling setzte hinzu, er, Matangui, wisse, daß eine solche Rache ungerecht sey; er sagte, er liebe die Europäer und habe vor einigen Jahren sechs Monate bei Marsden gelebt, von dem er immer auf das freundlichste behandelt worden sey. „Da ich meine Cameraden von ihren blutdürstigen Plänen nicht abbringen konnte," setzte er hinzu, „so stellte ich mich, als gehe ich in dieselben ein." Er vertraute darauf Powell ihren Angriffsplan. Man wollte mit anscheinend freundschaftlichen Gesinnungen an das Schiff kommen, und wenn alle sich auf dem Verdecke befänden, das Fahrzeug auf ein Zeichen wegnehmen; gelänge es nicht, daß alle auf das Schiff kämen, so wolle man sich bemühen, so viele als möglich an Bord zu bringen, die ihre Keulen unter den Mänteln versteckt tragen sollten; sie wollten verlangen, die Nacht über daselbst zu bleiben; die Piroguen sollten sich stellen als entfernten sie sich mit der Dunkelheit, um Mitternacht aber geräuschlos zurückkommen, über die Mannschaft im Schlafe herfallen und sich mit den am Bord Gebliebenen vereinigen, welche schon vorher die Metzelei beginnen sollten. Das Complott sey zum Theil durch die einzige Vorsichtsmaßregel Powell's gescheitert und dadurch einige Unentschlossenheit unter die Rädelsführer gekommen; die Krieger hätten aber deshalb ihren Rachеplan noch nicht ganz aufgegeben und sie zählten auf die wohlbekannte Kühnheit der am Bord befindlichen drei Häuptlinge. Als Beweis für die Wahrheit seiner Aussage zog Matangui zwei schöne Keulen unter dem Mantel hervor, übergab sie dann dem Capitain und sagte, er biete ihm dieselben als Geschenk an, statt sich ihrer feindlich zu bedienen. Endlich forderte er ihn auf, sich zu stellen, als wisse er nichts, ihm wie den beiden andern Häuptlingen zu erlauben, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen, und versicherte, ein Paar Kanonenschüsse würden hinreichen, die Uebrigen in die Flucht zu jagen, wenn sie zum Angriffe herbeikämen.

Powell blieb bei dieser so ungewöhnlichen und bestimmten Erklärung anfangs erstaunt und unentschlossen. Er zweifelte keineswegs an der Wirklichkeit des Complotts, kannte aber auch die Schlauheit der Wilden und fürchtete, selbst das Vertrauen Matangui's möge verabredet seyn. Welche Maßregel sollte er ergreifen? Aufbrechen? Dazu war es zu spät und übrigens fast Windstille. Er mußte sich also an den von dem Ariki angedeuteten Plan halten, der am ausführbarsten und sichersten war. Powell sah seinem Manne scharf in das Gesicht: die Haltung des Neuseeländers war würdig, ernst, ruhig und vertrauend. Er konnte sich nicht irren, Matangui hatte die Wahrheit gesprochen. Statt aller Antwort reichte ihm der Capitain die Hand und sagte zu ihm: „ich werde Deinem Rathe folgen."

Diese Unterredung hatte kaum zehn Minuten gewährt; die andern Häuptlinge waren deshalb, als Powell und Matangui wieder auf dem Verdecke erschienen, noch immer mit der Besichtigung der Waffen beschäftigt und hatten die Abwesenheit desselben nicht bemerkt. Zwischen den Eingeborenen und den Matrosen hatte sich unterdeß ein kleiner Tauschhandel eingerichtet. Die erstern verkauften einige Körbe voll Kartoffeln und vier oder fünf Lanzen, die sie aber sehr ungern wegzugeben schienen. Eine der Piroguen schien durchaus nichts von dem Handel wissen zu wollen, obgleich auf ihren Bänken zwölf Körbe voll Kartoffeln standen. Ein Matrose näherte sich und fing an, darum zu handeln. Kai-kai (Lebensmittel zum Essen), antworteten die Neuseeländer. Der Matrose begnügte sich mit dieser Antwort nicht und wollte einen der Körbe aufdecken. Man war nahe daran, ihn mit Gewalt zu hindern, als der Häuptling, einer von jenen, deren wildes Aussehen mir bereits aufgefallen war, mit spöttischem und verächtlichem Lächeln ein Zeichen gab, den Mann gewähren zu lassen. Der Matrose verlor die Geistesgegenwart nicht, hob das Farrnkraut von dem Korbe ab, und was sah man? Halbgeräucherte Fleischstücke, die man nach ihrer Weise für Schweinefleisch halten konnte, aber in der That Menschenfleisch waren. Der Matrose hielt den Schenkel eines Frauenzimmers in der Hand, und als er ihn mit Abscheu wegwarf, nahm ihn der Häuptling, führte ihn an den Mund, biß mit seinen schönen Zähnen hinein und sagte: ka-pai! ka-pai! (es ist gut! es ist gut!) Die Mannschaft des „Känguru" schien an solche Auftritte gewöhnt zu seyn, aber für mich war es ein ganz neues Schauspiel, da ich wohl cannibalische Völkerschaften besucht, aber nie Gelegenheit gehabt hatte, mit eigenen Augen ein so peremtorisches Beispiel von diesem schrecklichen Gebrauche zu sehen.

Unterdeß kam die Nacht heran und alles war geschehen, wie es Matangui vorgeschrieben hatte. Nur die drei Häuptlinge hatten die Erlaubniß erhalten, die Nacht an Bord zu bleiben, und darunter war auch der Freund Powell's. Als es dunkel wurde, gebot Matangui von dem Verdecke aus mit starker Stimme seinen Gefährten, sich zurückzuziehen, setzte hinzu, daß er und seine beiden Begleiter auf dem Schiffe bleiben würden und sie ihre Rückkunft zur verabredeten Stunde erwarteten. Bei diesen Worten erhoben die Piroguen ein wildes Geschrei. Einige Freudenschüsse begleiteten den Rückzug, und die Piroguen, welche sich nach der Cannibalenbucht richteten, verschwanden bald vor unsern Blicken.

Kaum hatten sich die Feinde entfernt, als Powell Befehl gab, das Abendessen für die drei Häuptlinge aufzutragen, worauf er uns zum Kriegsrathe in sein Zimmer berief. Als ich die Eröffnungen Matangui's und das uns bedrohende Schicksal erfuhr, bemächtigte sich meiner ein unwillkührlicher Schauer; ich gedachte an die mit Menschenfleisch gefüllten Körbe und an das wilde Gesicht des Häuptlings der Pirogue. Zurück konnten wir nicht; der Vertheidigungsplan wurde gebilligt; man lud die Kanonen und hielt die ganze Mannschaft auf den Beinen. Die wilden Häuptlinge ihrer Seits schliefen nicht; sie schienen das Meer fortwährend zu beobachten und die versprochene Mitwirkung zu erwarten. So beobachtete man einander bis Mitternacht. Um diese Zeit verwandten wir kein Auge von der Cannibalenbucht, in welcher die Wilden verschwunden waren, als Matangui den Capitain plötzlich bei Seite zog und auf die Südspitze der Insel Motu Aro, gerade der Gegend entgegengesetzt deutete, welche wir bewachten. „Dahin müßt Ihr sehen," sagte er und fuhr, als er einen Blick auf das Meer geworfen hatte, fort: „da sind sie!" worauf er sich zu seinen Begleitern begab. Zwei Minuten nachher konnte man die Piroguen ganz still sich dem Schiffe nähern sehen. So kamen sie fast unbemerkbar bis in eine Entfernung von ungefähr 50 Klaftern, und sie würden haben noch näher

Digitized by Google

kommen können, ohne gesehen zu werden, wenn man nicht bei guter Zeit die Kanonen auf die kleine Flotte abgebrannt hätte. Drei Schüsse reichten hin, die Angreifer zurückzuhalten und den Rückzug zu entscheiden. Zu gleicher Zeit bemächtigte man sich der beiden in feindlicher Absicht am Bord gebliebenen Häuptlinge; jeder wurde einzeln gefesselt. Im Beiseyn der andern wurde Matangui ebenso behandelt, Powell berief sich aber, ihn wieder frei zu machen, rief ihn in sein Zimmer und überhäufte ihn mit Zeugnissen seiner Freundschaft und Dankbarkeit. Zur Vervollständigung dieses Sieges wurden von Zeit zu Zeit Flintenschüsse während der Nacht gelöst, um die Piroguen fortwährend von der Goelette fern zu halten.

Matangui war immer bei uns in dem Zimmer. Aus Dankbarkeit wollte ihm Powell eine doppelläufige Jagdflinte geben, aber der Häuptling sagte, er erkenne den Werth des Geschenkes gar wohl, könne es aber nicht annehmen, ohne sich in den Augen seiner Landsleute verdächtig zu machen. „Obgleich ich zufrieden bin, daß Ihr gerettet seyd," sagte er, „so will ich doch unter den Meinigen nicht für einen Verräther gelten; sie würden die Beweggründe nicht begreifen, die mich bestimmten, so und nicht anders zu handeln." Dagegen bat er Powell, er möge ihm eine Bescheinigung über das geben, was er für den „Kánguru" gethan, damit er mittelst derselben das Vertrauen der englischen Capitaine gewinnen könne, die diese Gewässer etwa besuchten. Es ist nicht nöthig, hinzuzufügen, daß Powell diese Bescheinigung in den besten Ausdrücken gab, die er finden konnte.

Matangui erzählte uns dann unter anderm, daß er und seine Leute seit funfzehn Jahren an dem Ufer des Canals der Königin Charlotte Krieg führten, viele Leute verloren, aber den feindlichen Stämmen noch mehr Schaden gethan, bei den verschiedenen Zusammentreffen ihre Felder verwüstet, ihre Dörfer verbrannt und hundert Personen beiderlei Geschlechts getödtet hätten. In diesem Augenblicke schickten sie sich an, mit ihrer Beute nach Hause zurückzukehren. Ich sprach mit Matangui von den Körben voll Menschenfleisch und verheimlichte mein Erstaunen darüber nicht, daß ein sanfter, edler Mensch, wie er, der bei Europäern gelebt, Theil an solchen Gräßlichkeiten nehmen könne. Meine Bemerkung kam ihm anfänglich ungelegen, bald aber heiterte sich sein Gesicht wieder auf und er sagte: „es ist schlecht, ich weiß es; aber was soll ich thun? Kann ich allein die rohen Sitten meiner Landsleute verbessern? Nähme ich keinen Antheil an den Kämpfen, so würde ich meinen Rang verlieren und selbst von den Sclaven verachtet werden, die mein Benehmen gewiß für Feigheit hielten. Wenn ich das Verzehren von Menschenfleisch auch nicht hindern kann, so nehme ich doch selbst keinen Theil daran. Anfangs sah man diese Verschmähung unserer Gebräuche sehr ungern, aber als ich sagte, der Gott der Weißen sey mir im Traume erschienen, um mir zu sagen, das Menschenfleisch sey tapu, achtete man meine Scrupel und gestand endlich, ich habe Recht, wenn ich dem Atua gehoreche.

Matangui setzte dann hinzu, er würde es gern sehen, wenn sich Missionäre auf seiner Insel niederließen und ihre Bemühungen mit seiner ganzen Macht unterstützen. „Aber," fügte er hinzu, „einige Missionäre würden nicht genug seyn; es müßten mit ihnen andere Europäer kommen, die freundlich gegen die Eingeborenen gesinnt wären, sie die nützlichen Gewerbe Europas und die Kunst, den Boden zu bebauen, lehrten, aber auch im Stande wären, sie vor den Beleidigungen der Nachbarn zu schützen, wenn sie ihnen die Angriffe gegen dieselben untersagten. Ohne dies," fuhr er seufzend fort, „würden die Seeländer immer kämpfen wollen und Niemand wird sie daran hindern können, so lange sie Waffen haben."

Wir fühlten, daß alles, was er sagte, wahr sey und beklagten den armen Ariki, der so aufgeklärt war, um die Verbesserung der Sitten seines Volkes zu wünschen, aber durch die Ohnmacht und die Noth gezwungen wurde, in dem Zustande der Rohheit zu bleiben. Als der Tag herankam, bat der Ariki zuerst, ihm wieder Fesseln anzulegen, damit jeder Argwohn bei seinen Gefährten unterdrückt werde. Der Wind fing an, von dem Hintergrunde der Bucht her zu wehen und Powell hatte die Goelette richten lassen, damit sie wieder auf die hohe See fahren könnte. Bei dem Anblicke dieser Anstalten näherten sich die Piroguen dem Schiffe von neuem, diesmal aber ganz friedlich; selbst die Waffen waren versteckt worden. Da erhielten die drei Häuptlinge ihre Freiheit wieder; die beiden Gefährten Matangui's hatten fortwährend ihre Unschuld betheuert. Obwohl Powell wußte, wie die Sachen standen, that er doch, als glaube er ihren Worten; um ihnen die schlechte Nacht in Vergessenheit zu bringen, oder vielmehr um Gelegenheit zu erhalten, dem edeln Matangui etwas anbieten zu können, schenkte der Capitain jedem ein großes Zeugstück, dem Häuptlinge aber, unserm Freunde, eine schöne Uniform eines englischen Infanteristen, die er unbemerkt mit einem ausdrucksvollen Händedrucke begleitete, welcher den Ariki noch mehr aufzufallen schien als die glänzende Uniform. Bei dem Anblicke der Geschenke, welche die Häuptlinge erhielten, stießen die Krieger lärmendes Freudengeschrei aus und entfernten sich, indem sie das Wasser mit ihren Pagaien umherspritzten. Matangui winkte uns noch aus der Ferne Abschied zu, so lange wir ihn erkennen konnten. „Lebe wohl, würdiger Mann," sagte Powell, indem er durch ähnliche freundschaftliche Geberden antwortete, „ohne dich konnte der arme „Kánguru" viele seiner Glieder an diesem Strande lassen." Seitdem die neuseeländischen Wilden den Gebrauch der europäischen Waffen kennen gelernt haben, ist diese Küste wirklich die gefährlichste für die Handelsschiffe geworden und bald werden nur Kriegsschiffe in diesen Buchten ohne Furcht, überrumpelt zu werden, ankern können.

Als wir um das Cap Koamaro bei den dürren Inseln der Zwei Brüder herumfuhren, ergriff uns eine heftige Strömung und riß uns trotz unserm Widerstreben mit fort. In kurzer Zeit sahen wir uns nahe bei dem Cap Poliware, von wo wir bereits das große Becken der Nutzlosen Bucht erkannten. Durch die ganz neuerlichen Entdeckungen des Capitains d'Urville aufmerksam gemacht, fürchtete Powell, hineinfahren zu müssen, als uns die Ebbe zurück und in einigen Stunden bis eine Stunde von dem Cap Campbell trieb, welches eine niedrige Spitze endigt und in dessen Nähe sich der Berg Tako mit einem schneebedeckten Gipfel erhebt.

Der „Kánguru" benutzte einen Südwind und steuerte nach dem Cap Kawa Kawa, fuhr dann am 2. März mit vollen Segeln an der SO.Küste von Ika-na-Mawi, einem hohen bewaldeten und mit einem schmalen Landstriche eingefaßten Lande, hin. Ueberall verriethen Rauchsäulen, daß diese Küste ihrer ganzen Ausdehnung nach bewohnt sey. Am folgenden Tage, als wir in der Entfernung einer Meile an dem unfruchtbaren Inselchen Motu Akura hinfuhren, dessen Hütten staffelartig längs dem Abhange eines Hügels sich hinziehen, legte Powell bei, ließ eine Kanone abschießen und pflanzte eine rothe Fahne auf dem großen Maste auf. Es war dies ein auf seiner frühern Reise mit den Eingeborenen dieser Insel verabredetes Zeichen. Eine Stunde später lagen drei Piroguen am Schiffe und brachten ungefähr sechs Centner Flachs, zehn Schweine und vierzig Körbe voll Kartoffeln, die wir zu gegenseitiger Zufriedenheit kauften. Die Eingeborenen sahen sanft und friedlich aus, standen aber in körperlicher Hinsicht denen an der Cook's Straße nach. Auch ihre Kleidung war nachlässiger, freilich hatten sie sich auch nicht zu einer kriegerischen Unternehmung geschmückt.

Vor Tea Hura, Hua Hua, Wai Tepari und dem Cap Runaway machte Powell dieselbe Ceremonie und überall eilten die Eingeborenen mit ihrem Flachse und ihren Lebensmitteln an das Schiff. So erhielt er 30 Centner Flachs an diesen vier Oertern. Vor Hua Hua brachte man ihm so viel Schweine und zu so wohlfeilem Preise, daß er sie nicht alle kaufen konnte. Die Eingeborenen dieses Ortes zeichneten sich durch ihr gutes Aussehen, durch ihre stolze Haltung und durch große Kraft aus. Alles an ihnen verrieth Kühnheit und Entschlossenheit. Powell ging auch im Verkehr mit ihnen mit der größten Vorsicht zu Werke. Das Beispiel Rutherfoods, der von dem Häuptling Omai entführt und genöthigt wurde, zehn Jahre lang unter den Neuseeländern zu leben, war eine Lehre, welche die andern Engländer vorsichtig und behutsam machte. *)

*) Ausführlich ist darüber und über ganz Neuseeland in dem Werke gehandelt: „Die Neuseeländer. Mit einer Karte und 16 Abbild." Leipzig, Baumgärtner, 1839.

Digitized by Google

Wir verließen Runaway am 5. März, getrieben von einem aus Norden kommenden hohlen Wellenschlage, der Powell beunruhigte. Am 6. früh legte sich der Wind, als wir uns auf dem halben Wege von den Inseln Puhia, Wabadi und Motu Kora befanden. Die erste von mäßiger Höhe und vier bis fünf Meilen im Umfange, enthält einen fortwährend thätigen Vulkan, von dem wir aber nur den Rauch sahen. Motu Kora, eine kleine Insel nahe an der Küste, ist nur eine halbe Stunde lang und eine Meile breit, aber in ihrem südöstlichen Theile befindet sich ein sehr hoher und wohlbewaldeter Kegel. Fast vor dieser Insel und in geringer Entfernung von dem Ufer erscheint ein zweiter einzelner Kegel von ähnlicher Gestalt, der aber wichtiger ist und von Cook Edgecumbe genannt wurde. Allem Anscheine nach sind diese beiden Massen auch erloschene Krater.

Eine halbe Stunde von Motu Kora gab Powell sein gewöhnliches Signal, aber es erschien nur eine Pirogue mit zehn bis zwölf Eingeborenen, von denen einer das Oberhaupt der andern zu seyn schien. Als dieser Mann drei Centner Flachs abgeliefert hatte, setzte er hinzu, es sey eine größere Menge aufbewahrt worden, aber die meisten Häuptlinge und Krieger wären seit 14 Tagen abgereist, um ihren Verbündeten, den Ngate-Awa zu Tauranga, beizustehen. Dieser Volksstamm erwarte einen Angriff von allen nordischen Streitkräften und habe deshalb die Hilfe aller seiner Verbündeten der Bai des Ueberflusses angesprochen.

Da der Wind günstig war, fuhr Powell sogleich nach Tauranga, das er mit Sonnenuntergange erreichte. In diese schmale Bucht können der geringen Tiefe wegen nur kleine Schiffe hinfahren, im Innern aber erweitert sie sich ansehnlich und das umliegende Land gewährt einen lachenden Anblick. Sonst waren die Ufer sehr bevölkert und große Landstrecken mit Kartoffeln, Pataten und Taro bepflanzt, aber die verderblichen Einfälle der nordischen Stämme haben die Bevölkerung sehr vermindert und die Anpflanzungen sind weiter in das Innere verlegt worden, um sie den Verwüstungen der Feinde zu entziehen.

Als wir in die Bucht hineinkamen, bemerkten wir daselbst einen kleinen Schooner. „Es ist der „Active",“ sagte Powell, „ein kleines den Missionären gehörendes Fahrzeug. Diese Herrn scheinen kühner zu werden und sie begleiten die Eingeborenen auf ihren Kriegszügen.“ Wirklich hatten die Evangelisten versucht, sich in die Streitigkeiten der Stämme zu mischen, aber der Haß war so glühend, daß sie keine Versöhnung zu bewirken vermochten. Powell erkannte also auf den ersten Blick, daß er sich zu Tauranga nicht werde halten können und nichts besseres zu thun habe, als die Bucht Schuraki zu gewinnen. Was mich betrifft, so war die Gelegenheit, diese Völkerschaften Krieg führen zu sehen, zu schön, als daß ich sie hätte entschlüpfen lassen sollen. Ich dachte an die Missionäre und meinte, wenn ich ihr Schicksal theilen dürfe, könne ich alles beobachten, ohne mich großer Gefahr auszusetzen. Ich theilte Powell meinen Plan mit. „Ohne Zweifel,“ sagte er, „ist dies das Beste, was Sie thun können, aber es dürfte noch zweifelhaft seyn, ob die Missionäre Sie aufnehmen. Sie fürchten die Neuankommenden und werden besonders einen katholischen Franzosen mehr fürchten, als irgend einen andern. Wenn Sie aber wirklich hier zu bleiben wünschen, um dem Kriege der Neuseeländer beizuwohnen, so will ich Sie Tetore vorstellen. Tetore ist einer der Häuptlinge des Herrn von der Inselbai, mein Freund und mir von langer Zeit her verpflichtet. Mittelst einiger Pfund Pulver, wird er sie freudig unter seinen Schutz nehmen und Sie wie seinen Sohn behandeln; Sie werden sein Glück und Unglück theilen.“ — „Sollte man nicht erst bei den Missionären anfragen?“ — „Nein; versichern Sie sich zuerst des wilden Häuptlings.“ Wir kamen überein, daß der Schritt den nächsten Tag geschehen sollte.

Während der Nacht verriethen uns einige Kanonenschüsse deutlich genug, daß wir uns auf einem Kriegsschauplatze befanden. Mit Tagesanbruche war die Volle bereit; Powell begleitete mich an die Küste, um mich dem Häuptling Tetore vorzustellen. Wir mußten durch eine ungeheuere Piroguenflotte hindurch, unter der die größte Thätigkeit herrschte. (Taf. 45. Abbild.) Alle Wilde waren in Bewegung: Einige machten ihre Barken flott und andere setzten ihre Waffen in den Stand. Mitten in dieser Unruhe sahen wir Tetore, ein wenig bei Seite, wie er seinen Officieren ruhig und ernst Befehle gab. Es bedeckte ihm eine schöne Kriegsdecke; in der Hand hielt er eine blitzende Flinte, während zwei meres an seinem Gürtel hingen. Drei lange weiße Federn, Zeichen seines Ranges, wogten über seinem auf dem Wirbel zusammengenommenen Haar und sein Gesicht war durch die Tättowirung ganz geschwärzt. Powell trat zu ihm, gab ihm den Nasengruß mit aller möglichen Gravität, bot ihm ein Packet von etwa 10 Pfd. Pulver, theilte ihm meinen Wunsch mit und setzte hinzu, er würde für alles dankbar seyn, das er unter diesen Umständen für mich thue. Tetore lächelte bei dieser Mittheilung, wog mit Zufriedenheit das Packet Pulver, um sich von dem Werthe des Geschenks zu überzeugen, antwortete dann Powell, er wisse wohl, daß er sein Freund sey und dies zwischen ihnen hinreiche, er werde mich deshalb behandeln wie den Sohn des Capitains.

So hatte ich mir einen Beschützer unter den eingeborenen Häuptlingen gesichert und es blieb mir nur noch übrig, bei den Missionären anzufragen. Der erste, Herr Williams, befand sich damals nicht auf dem „Active", sondern lagerte unter einem hübschen Zelte am Strande, das von den Zweighütten der Eingeborenen sehr abstach. An der Thüre befanden sich fünf oder sechs Wilde, welche man an ihrem schüchternen und gesetzten Wesen sogleich für Schüler der Mission erkannte. Als wir das Zelt öffnen wollten, hielten sie uns ab und sagten: „der Herr betet!“ Wir warteten zehn Minuten, worauf wir zu dem Herrn Williams geführt wurden, der uns äußerst kalt aufnahm. Powell sprach für mich und trug meinen Wunsch vor, worauf ich selbst das Wort nahm. Ich suchte dem Missionär begreiflich zu machen, daß ich zu diesem Schritte nicht durch bloße Neugierde, sondern durch den Wunsch getrieben werde, Europa bei meiner Rückkehr die nützlichen Arbeiten der Apostel von Neuseeland zu beschreiben. Williams entgegnete kalt, wenn er auch den Willen habe, nützlich zu seyn, so widersetzten sich doch die Umstände und es thue ihm außerordentlich leid. Ich sah, daß ich ein entscheidendes Argument brauchen mußte: „Herr,“ sagte ich, „welches auch Ihre Entscheidung seyn möge, ich bleibe hier, um meinen Plan auszuführen; ist es nicht in Ihrer und Ihrer Collegen Gesellschaft, so ist es in der des braven Häuptlings Tetore, der mich bereits für eine schöne doppelläufige Jagdflinte unter seinen Schutz genommen hat.“ Diese Erklärung wirkte wie ein Theatercoup. Das Gesicht des Missionärs heiterte sich auf, er reichte mir mit freundlichem Lächeln die Hand und sagte: „Sie sind sehr rasch. Weil Sie denn so viel Werth darauf legen, so mögen Sie einer der unserigen seyn. Ich wollte Ihnen ein beschwerliches, mühsames Leben ersparen; Sie bestehen darauf und ich widersetze mich nicht länger. Sie sind also unser Gefährte und Bruder.“ Von diesem Augenblicke an war die Bahn gebrochen und Williams ein ganz anderer Mann gegen mich. Er wurde gefällig, freundlich und zuvorkommend. Er hatte früher als Schiffslieutenant in der königl. Marine gedient und bezog noch den halben Sold seines Grades. Deshalb zeichnete er sich auch durch seine Kenntnisse und die Energie seines Charakters aus.

Nachdem die Sache auf diese Weise abgeschlossen war, nahm Powell Abschied von uns. Er wollte wieder unter Segel gehen. Wir kamen überdies überein, daß er mein Gepäck in der Inselbai lasse und dasselbe den Missionären von Pai Hia anvertraue, wenn wir uns binnen vierzehn Tagen nicht wiedergesehen haben sollten. Ich nahm nur einen kleinen Mantelsack mit mir, welcher die nothwendigen Sachen für meinen Aufenthalt zu Tauranga enthielt.

Ich befand mich also nun in einem unbekannten Lande und mitten unter nicht minder seltsamen Ereignissen. Ohne Zweifel würde ich eine lange Lehrzeit zu bestehen gehabt haben, wenn mich Williams nicht fast sogleich bequem gestellt hätte. Er hatte Tag für Tag, Thatsache für Thatsache den Feldzug von dem Ausbruche von der Inselbai an aufgeschrieben. Da ich eine Copie davon nehmen konnte, so theile ich hier sein Tagebuch wörtlich mit, ein im wilden Lande und den Ereignissen selbst gegenüber geschriebenes kostbares Document. Es ist keine natürlichere und interessantere Schilderung der Sitten dieser Eingeborenen und des Benehmens der Mis-

Digitized by Google

sionäre entworfen worden, die mitten unter bürgerlichen Unruhen ihren Gedanken von einer christlichen Propaganda zu verwirklichen suchten.

Man wird später in dem geschichtlichen Abrisse sehen, welche Ursachen bei diesen nordischen Völkern die allgemeine Schilderhebung gegen jene von Tauranga veranlaßten. Das Tagebuch geht nicht so weit zurück; es nimmt den Krieg in dem Augenblicke des Ausbruchs von der Inselbai auf. Zum Verständniß der nachfolgenden Einzelnheiten muß man wissen, daß Tetore, Rawa, Rawa, Ware Rahi, Wara Paka, Taeeha, Moka ꝛc. die Namen der vorzüglichsten Häuptlinge der Armee von der Inselbai sind. Tohi Tapu ist der Oberpriester, das Oberhaupt der Oberhäupter, verehrt von allen Stämmen, der wirkliche Calchas dieser wilden Iliade. Kemp und Faiburn sind Missionäre, Collegen Williams', wie dieser zu Pai Hia angesiedelt.

Tagebuch des Herrn Williams.

3. Januar 1832. Früh um sechs Uhr, nachdem wir von unsern Familien und denen, welche wir zurückließen, Abschied genommen hatten, ohne zu wissen, auf wie lange, brachen wir auf unsere Expedition nach Tauranga auf. Faiburn und ich schifften uns auf unserm Boote ein; Tahi Tapu und Tohe bestiegen ihre Piroguen. So fuhren wir unter dem Jubel aller derer, welche sich versammelt hatten, um unsere Abreise zu sehen, nach dem hohen Meere. Die Umstände, welche sich daran knüpften, machten diese Scene sehr interessant. (Taf. 45. Abbild.)

Wir kamen bei gutem Winde um Tapaka herum und sprachen vor Ko Pito mit Tetore; er wollte uns aussteigen lassen und warten, bis der Wind günstiger werde, denn er wehete damals sehr stark; aber es war zu nahe bei uns. Wir fuhren bis Koro Kawa, einem kleinen schattigen und ruhigen Busen in der Bucht von Parea. Unser Zelt wurde aufgeschlagen und unser Lager zurecht gemacht; wir waren mit vier Stücken 7 Fuß langer und 4 Fuß breiter Leinwand versehen, um uns vor der Feuchtigkeit des Bodens zu schützen und im Falle des Regens unser Zelt zu verstärken. Wir versammelten uns ungefähr 40 an der Zahl zum Abendgottesdienste. Matui betete sehr erbaulich und flehete zur göttlichen Vorsehung, sie möge mit uns gehen, uns Gunst in den Augen Aller finden lassen, die Uebel des Krieges beendigen und die Wege für die Verbreitung des Evangeliums bahnen, damit diese Menschen, so lange die Sclaven des Satans, endlich die Kinder Gottes werden könnten. Mehrere unserer jungen Leute entledigten sich dieser schweren Pflichten besser als wir es thun konnten, weil sie ihre bilderreiche Sprache geläufig redeten. Die Nacht war schön.

5. Januar 1832. Diesen Morgen schienen die Eingebornen keineswegs geneigt, sich vom Platze zu rühren, als der Knall von mehrern Flintenschüssen, welcher von Tetore herzukommen schien, alles in Bewegung brachte. Augenblicklich machten wir uns auf den Weg und ein einstündiger Marsch brachte uns nach Ko Paria, einem wohlgeschützten Orte. Tetore hatte sich neben uns gesetzt; bei der Ebbe statteten wir ihm einen Besuch ab und blieben einige Zeit bei ihm. Einige Krieger machten Patronen, andere schnitzten Pagaien, die meisten aber schliefen. Es wird unsere wichtigste Pflicht seyn, alle günstigen Gelegenheiten zu benutzen, um diese Menschen zu besuchen, mit ihnen zu sprechen und einigermaßen ihre Aufregung zu stillen.

6. Januar 1832. Bei Tagesanbruche sagte Tehi Tapu, es werde ein Sturm eintreten, was die Eingebornen bestimmte, noch länger zu warten. Es war eine schreckliche Geduldsprobe für uns, so durch die Besorgnisse dieser Leute unnöthig aufgehalten zu werden. Faiburn und ich standen auf, um uns nach dem Wetter umzusehen; es war gut und aus SW. wehete ein frischer Wind. Endlich fingen alle an sich zu regen; Tetore ging unter Segel und wir fuhren früh um 7 Uhr um das Cap Brett (oder Cap Kokako). So hatten wir drei Tage gebraucht, um 20 Meilen weit zu kommen, aber diese Menschen sind so abergläubisch, besonders bei ihren Kriegszügen, daß sie keine gekochten Nahrungsmittel in ihre Piroguen nehmen dürfen und wenn einige Tropfen Wasser sich darin befände, würden sie auf der Stelle in großer Unruhe wieder an's Land gehen. Wäre dies nicht möglich, so würden sie schweigen und ihre karakia (Zaubersprüche) hersagen. Da es aber in unserm Zwecke lag, uns nahe bei den Führern des Heeres zu halten, so mußten wir wohl alle Verzögerungen ertragen.

Wir frühstückten zu Wai Kari und bald satzen wir, daß die Eingebornen nicht weiter gehen wollten. Wir machten denen in unserer Nähe einen Besuch. Während wir mit Rewa sprachen, wurde der Wind vom hohen Meere her so günstig, als man nur wünschen konnte; aber es mochte sich Niemand rühren, weil es gegen das Herkommen war, sich zu beeilen. Alle dachten an nichts, als an das Essen, Trinken und Schlafen. Uebrigens war jeder redlich gegen uns und Rewa fragte uns über die Mittel, wie Frieden gemacht werden könne.

Tetore schlug uns vor, den folgenden Tag bei guter Zeit aufzubrechen, was mit unsern Wünschen zusammentraf. Ich fragte ihn, warum sich die Eingebornen nicht näher an einander hielten, und er entgegnete, es sey Sitte, daß jede Schaar dahin gehe, wohin es ihr beliebe, und jeder Häuptling könne durchaus nach seinem Gutdünken handeln. Welche Unvorsichtigkeit! Da kein leitendes Oberhaupt da ist, so handelt nicht nur jeder Stamm für sich, sondern jedes Individuum hat auch diese Freiheit. Wenn es einem in dem Sinn kommt, etwas Schädliches zu thun, so kann ihn der andere nicht daran hindern. Auf diese Weise leidet oft ein ganzer Stamm durch die Hartköpfigkeit einer einzigen Person.

7. Januar 1832. Vor Tagesanbruch war alles in Bewegung. Nachdem wir unser Gebet früh beendigt hatten, war es Nacht, als wir uns wieder einschifften und bald befanden wir uns mitten unter einer furchtbaren Flotte. Die Ruderer geriethen oft in Streit, aber wir behielten unsere Stellung, obgleich die Mannschaft unsers Bootes gegen mehrere Piroguen schwach war; zu Mangati gingen wir zum Frühstück an's Land. Hier befanden sich die Ueberreste niederer Schoppen von Zweigen, welche eine Kriegerschaar voraus errichtet hatte; die Eingebornen berechneten die Zahl derselben nach jener der hier und da verstreut liegenden Steine, mit denen man das Farrnkrautwurzelmehl gerieben hatte. Man schloß, daß es die Schaar von Rewa Rewa gewesen. Nach einer Stunde gingen wir wieder unter Segel. Die Küste war zerrissen und allem Anscheine nach ohne Bewohner. So gelangten wir gegen Mittag nach Tutu Kaka, einen kleinen hübschen Ort mit tiefen Buchten, wo trotz einiger Felsen in der Höhe des Wasserspiegels kleine Schiffe zu jeder Zeit sicher sind. Alle gingen hier an's Land, so schnell als möglich, und den ganzen Tag rührte man sich nicht wieder.

8. Januar. Früh um acht Uhr versammelten sich alle Eingebornen und betrugen sich sehr wohl. Es war der erste Tag des Herrn, der nach der Schöpfung an diesem Orte gefeiert wurde. Es war wirklich merkwürdig zu sehen, wie neuseeländische Krieger das Lob des Herrn sangen und unsere Worte von der Liebe des Erlösers anhörten. Alle gestanden, es wäre gut, so zu beten. Einige der Männer Tetore's schossen gegen dessen Willen Tauben in dem Walde und jagten Schweine.

13. Januar. Tetore, Rewa ꝛc. sind vor Anker gegangen; Ware Perka hat man übergangen wegen des schlechten Betragens seiner Leute, welche die der Umgegend quälten. Nach dem Frühstücke besuchten wir dieselben; sie sahen das gern und grüßten uns wie gewöhnlich: Hare mai, hare mai. Sie entschlossen sich, daß man ach nächsten Tage zeitig aufbrechen wolle, da es ein Sonnabend sey, um am Sonntage auszuruhen, und sie sprachen den Wunsch aus, eine allgemeine Musterung ihrer Streitkräfte anzustellen, was seit der Abfahrt aus der Inselbai nicht stattgefunden hatte. Um 4 Uhr gegen Abend schickten sich alle zu dieser Ceremonie an, putzten ihre Flinten, schmückten ihre Köpfe mit Federn und knüpften um die Hüften Tücher von verschiedener Farbe. Einige der vornehmsten trugen Mäntel von scharlachrothem Tuche, mit Hundsfell besetzt, und andere schöne im Lande verfertigte Decken. So stellten sich die Stämme in einzelnen Schaaren an dem bestimmten Orte auf und erwarteten das Signal, um aufzubrechen. Einen Augenblick herrschte nun Tumult und Verwirrung, da jeder Rath geben wollte, was geschehen sollte. Die Frauen, die Kinder

Digitized by Google

und die Hunde trugen ihrer Seits viel zu dieser Unordnung durch ihr Geschrei und Herumlaufen bei. Endlich brach eine Abtheilung langsamen Schrittes, aber ohne Regelmäßigkeit, nach dem Ufer zu auf, das bei der Ebbe gleichförmiger und zur Parade geeigneter war. Als diese Abtheilung ihren Posten eingenommen hatte, folgte ihr eine zweite und so fort, bis das ganze Heer sich dort befand. Indessen stellte sich ein Reservecorps in einiger Entfernung auf, um ein Gefecht zu simuliren. Es ist ein unter diesen Wilden allgemein gebräuchliches Manöver, sich auf einander zu stürzen, oder an einander vorüber zu ziehen, dann umzukehren und mit einander sich zu vermengen. Darauf gingen sie zu ihrem Kriegstanze oder haka über, der von entsetzlichem Geschrei und Geheul begleitet wurde. Bei dieser Gelegenheit geben sie ihrem Körper gräßliche Stellungen, machen häßliche Geberden, strecken die Zunge so weit heraus, daß sie bis über die Ohren reicht, und wälzen die Augen in den Höhlen. (Taf. 48. Abbild.) Jeder spricht so laut als er es vermag und bewegt zu gleicher Zeit seine Flinte, um den immer sehr blanken Beschlag sehen zu lassen. Dies wird zwei oder drei Mal wiederholt, zum großen Vergnügen aller Anwesenden. Dann setzen sie sich im Kreise nieder, wobei sie einen Raum zwischen einander frei lassen, in dem die Redner vor und zurück gehen können, welche ihre Meinung aussprechen wollen. Dieses Amt fällt gewöhnlich den Häuptlingen zu, obgleich es auch jeden andern freisteht zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit waren die Redner sehr mittelmäßig. Die Zahl der anwesenden Krieger mochte ungefähr 400 M. betragen und das ganze Heer bestand demnach aus etwa 800 M. Einige unserer Freunde drückten den Wunsch aus, otirabont (ein Gericht aus Mehl und heißem Wasser) zu essen, und da unsere jungen Leute eine große Menge Fische gefangen hatten, so gaben wir ihrem Verlangen sogleich nach. Indeß fand Troka, der schlechte Mensch, Mittel, Unruhe zu erregen, da er für sich eine doppelte Portion fordern wollte, was zu Schimpfreden führte. Mehrere Häuptlinge hielten ihm sein Benehmen ernstlich vor und unsere Zöglinge waren über das Vorgefallene sehr betrübt.

15. Jan. 1832. — Gegen neun Uhr näherte sich eine Pirogue dem „Active", machte mit den Rudern viel Lärm und man hörte einen Triumphgesang. Als die Eingeborenen an uns vorüberfuhren, riefen sie uns zu, daß sie vier Engländer ergriffen hätten. Wir sagten ihnen, sie sollten an Bord kommen. Die Engländer gehörten zu der Mannschaft der Lucy Adam; sie hatten ihr Schiff seit 23 Tagen verlassen und befanden sich auf dem Wege nach der Inselbai. Die Eingeborenen hatten ihnen fast alles abgenommen, was sie besaßen, gaben ihnen aber sogleich einige Sachen zurück. Lange berietben sie sich unter einander, was sie mit ihnen thun sollten. Die meisten verlangten, sie an die Kanonen zu spannen, um dieselben gegen den Feind manövriren zu lassen. Den ganzen Abend waren die Eingeborenen sehr beschäftigt, um sich zum Aufbruche mit der Morgenröthe vorzubereiten.

16. Jan. — Schöner Morgen. Um zwei Uhr war alles in Bewegung. Man trug das Gepäck in das Boot, welches die Piroguen bald einholte. Die Leute Tareha's riefen uns an, ihnen zu sagen, was sie mit den Engländern machen sollten. Wir riethen ihnen, dieselben gehen zu lassen, und dies geschah denn auch.

Zu Mangewai sahen wir große Bruchsteinlager, die später für das Bauen von Wichtigkeit seyn werden. Moka ließ hier mehrere Kanonensalven geben. Dies hieß paura mamai (heiliges Pulver) und er verpuffte es, weil er einst an dieser Stelle eine Wunde in den Schenkel erhalten hatte. Man sieht hier viele hübsche Landschaften und Spuren ehemaliger Wohnungen, aber die Bewohner sind durch die Geißel des Krieges vertilgt worden. Jeden Augenblick zeigte man uns einen Ort, wo sonst Stämme gewohnt hatten, die nicht mehr existiren, man darf aber hoffen, daß Gott dieses Volk bald von den Uebeln erlösen wird, die das Verderben desselben veranlassen. Bis vier Uhr kamen fortwährend Piroguen an, sie waren aber so vereinzelt, daß man sie nicht zählen konnte; es mochten 40 bis 50 seyn.

18. Jan. 1832. — Die Eingeborenen fürchteten sehr, Tareha möge nach der Inselbai zurückgekehrt seyn, denn er halte die Hauptmasse seiner Flotte noch nicht erreicht und befand sich in einer großen Pirogue mit dreien seiner Frauen, welche die Ruder handhabten. Diese Pirogue war tabuirt, weil sie den Leichnam Schonguis getragen hatte, des obersten Häuptlings, der zu Korora Reka in seiner Residenz getödtet worden war. Sie hieß deshalb waka mamai (die heilige Pirogue). Es giebt unter den verschiedenen Stämmen, die sich auf dem Marsche befinden, mehrere Gegenstände, wie Ruder und Kriegsgeräthe, die man mitgenommen hat, um sie, wenn man so sagen kann, den Manen der Verstorbenen zu opfern. Alle diese Gegenstände sind heilig und das Heer wird oft aufgehalten, weil Niemand in die heilige Pirogue treten darf außer dem alten Tareha und dessen drei Frauen. Schon zum zweitenmale ist er zurückgeblieben.

Nachmittags wäre ein Ereigniß mehrern Eingeborenen und vielleicht allen beinahe verderblich geworden. Man fing einen großen Haifisch, der sich an die Schulter eines Mannes gehängt hatte. Seine Gefährten kamen ihm auf der Stelle zu Hilfe, da sie ihn aber von dem Ungeheuer nicht losmachen konnten, so versuchten sie, den Hai durch Beilhiebe zu tödten, und auch der Mann erhielt einen Schlag auf den Rücken. Ohne daran zu denken, daß dies ein Zufall war, griffen die Unsinnigen sogleich zu den Waffen, um einander zu bekämpfen und so Genugthuung zu erlangen.

21. Jan. — Keine Wahrscheinlichkeit, weiter zu gelangen. Es würde dies wenig zu bedeuten haben, wenn die Eingeborenen vernünftig wären, aber es sind unlenkbare Menschen. Ich war etwas besorgt, als ich erfuhr, daß die Popotoe, die Bewohner von Schuki Anga, sich vorgenommen hätten, auf einem andern Wege die Themse hinaufzugehen, um wo möglich unversehens über die Frauen und Kinder der Verbündeten von Tauranga herzufallen. Einige der Häuptlinge wollten sich widersetzen, aber wir mußten uns ergeben.

Sonntag, d. 22. Jan. — Ich habe eine bessere Nacht gehabt, da ich mein Bett von dem Karree (Name des Bootes) holen ließ, weil es nicht das Ansehen hatte, als werde man sich rühren, indem ein widriger Wind wehte. Bis dahin war mein Bett nichts als ein Haufen Farrnkraut gewesen. Die Eingeborenen erhoben ein großes Geschrei bei dem Anblicke einer vortrefflichen Farrnkrautwurzel, die man gestern fand. Moka gab sogleich Befehl, seine Pirogue flott zu machen, um solche Wurzeln zu sammeln. Alles war in Verwirrung. Ich fühlte, daß alle meine Vorstellungen nutzlos seyn würden, aber ich kannte meine Pflicht und zögerte nicht. Ich ließ also den Häuptling sagen, es sey der ra tapu (heilige Tag) und er dürfe dem Willen Gottes sich nicht widersetzen, setzte aber hinzu, den nächsten Tag würden wir alle zusammen gehen. Moka forderte darauf seine Leute auf, in Ruhe zu bleiben. Dieser Moka, der Bruder Ware Rahi's und Rera's, ist ein kühner, unverschämter, selbstsüchtiger Mann, immer geneigt, Böses zu thun, besitzt aber großen Einfluß. Um halb neun Uhr vereinigten sich alle unsere Nachbarn, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Nach dem Mittagseessen besuchte ich die nicht zahlreichen Popokos.

28. Jan. 1832. — Die Eingeborenen erzählten mir von ihrer abergläubischen Furcht, die dadurch entstanden war, daß sie einige heilige Stöcke, die Ueberreste aller Hütten, und ein wenig Flachs verbrannt hatten. Ein Sohn des alten Tareha, der schon lange gestorben und ein Tanewa (Meergott) geworden, ist seinem Vater erschienen, hat ihm ihre Gottlosigkeit vorgeworfen und hinzugesetzt, er werde nicht eher beruhigt seyn, bis man ihm zur Sühne einige Menschen opfere; der heftige Wind sey die Strafe, er würde die Piroguen umwerfen und das Meer werde noch lange hohl gehen. Der alte Jadi Tapu und Andere hörten diese Erzählung sehr aufmerksam an und unterstützten die Meinung, daß der Sturm eine Folge der Entweihung geheiligter Oerter sey. Sie fürchten sich sehr vor Tanewa, dürfen keine gekochten Lebensmittel in den Kriegspiroguen behalten und es ist ihnen verboten, zu essen oder auszuspucken so lange sie flott sind, ja sie dürfen nicht einmal Feuer haben oder rauchen, — Entbehrungen, welche von ihrem Glauben zeugen. Ich sagte ihnen, die Engländer wären die ersten Seefahrer in der Welt, führen überall hin, ohne Tanewa zu fürchten, und da die Fahrzeuge der Eingeborenen fest wären, könnten sie ohne Furcht wie

Digitized by Google

die Engländer schiffen; sie begriffen dies nicht und sagten, sie würden noch einige Tage warten, bis das Meer ganz ruhig sey.

25. Febr. — Die Mercurinseln liegen 5 oder 6 Meil. in O. und unsere Leute zeigen sich nirgends. Es ist sehr zu fürchten, daß sie vorausgegangen sind und ihre mörderischen Operationen begonnen haben.

Sonntag, 4. März. — Die Eingeborenen machten großen Lärm und sprachen von allen Seiten, ehe es noch Tag war. Als ich mein Frühstück verlangte, antwortete man mir, das Feuer und Wasser wären tabu und es dürfe Niemand essen oder trinken bevor das Orakel befragt worden sey, der Priester mache aber in einiger Entfernung bereits Anstalten zu dieser Ceremonie. Ich begab mich dahin und fand alle sieben Häuptlinge an einem abgelegenen und schattigen Orte versammelt; im Anfange verbot man mir, hinzukommen, nach einer kurzen Berathung gab man mir indeß die Erlaubniß, weil ich ein Weißer sey. Sie waren eben damit beschäftigt, kleine einen Fuß lange Stäbe der Reihe nach und in der Zahl ihrer Pirogen aufzustecken; auch stellten sie andere für die Zahl der Häuptlinge der feindlichen Partei auf. Vor jeden dieser Stäbe stellten sie zwei andere von derselben Länge; um jeden Stab war ein Stück von der neuseeländischen Flachspflanze befestigt. Als alles bereit war, hieß man uns alle zurückgehen mit Ausnahme eines alten armen Teufels, der nicht fünf Pfund Fleisch auf den Knochen hatte. Eine halbe Stunde darauf setzte sich der Greis mitten unter uns nieder, fragte Tohi Tapu, was er geträumt habe, und erzählte seinen Traum in der vorigen Nacht. Dann ließ man uns sehr vorsichtig an den Ort gehen, wo der Priester fortwährend gearbeitet hatte, und wir fanden die Stäbe in großer Unordnung. Ein Drittel ungefähr lag auf dem Boden und diese zeigten diejenigen an, welche in der Schlacht bleiben würden. Für mein Boot hatte man auch Stäbe aufgestellt und sie waren alle unberührt geblieben. Einige Augenblicke nachher kamen die Eingeborenen in Menge und mit großem Lärm herbei, um den Ausgang des Zuges zu erfahren; jeder fragte nach seinem eigenen Schicksale und alle auf einmal mit solchem Ungestüm, daß man unmöglich etwas verstehen konnte. Endlich trat wieder eine Art Ruhe ein und der Greis fing an, in Einzelnheiten überzugehen. Bald aber gerieth er in Verwirrung und man mußte von vorn anfangen. Der heilige Boden wurde deshalb von allen Zuschauern gereinigt und wir begaben uns an die Küste, um den Ausgang abzuwarten. Einige Personen fragten, ob ich mein Frühstück verzehrt habe, und schienen sich zu freuen, als sie erfuhren, daß dies keineswegs der Fall gewesen. Alle schienen auf die Operationen des Priesters so viel Vertrauen zu legen, wie auf die Richtung des Windes nach dem Gange der Wolken. Ich versicherte sie, daß sie diese Gebräuche bald aufgeben würden, wie es auch unsere Vorfahren gethan, nachdem sie das Christenthum angenommen. Einige beruhigten sich bei meinen Worten, andere nicht. Bald darauf ließ ich den Gottesdienst beginnen und ich bemerkte, daß alle bereits Langeweile über den Zug fühlten.

6. März. — Endlich kamen wir dem Feinde näher und eine alte Frau, die man gefangen genommen, erzählte wichtige Neuigkeiten, nämlich daß Ware Rohi und seine Krieger einen großen Sieg über die Bewohner von Wai Kato gewonnen hätten. Ich war überzeugt, daß sie eine Lüge sagte, aber es schmerzte mich, als ich sah, mit welcher Freude man die Grausamkeiten anhörte, welche die Frau erzählte. Uebrigens sagte sie uns, Rewa Rewa befinde sich nur einige Meilen weit am andern Ufer des Flusses. Wir erfuhren bald, daß die Rote Awas vier bis fünf Mal mit Rewa Rewa zusammengetroffen wären und daß ernste Kämpfe stattgefunden hätten, aber ich sah mit Vergnügen, daß Niemand verwundet oder getödtet worden sey. Gegen Mitternacht, als alles schlief, wurde das Lager durch vier Flintenschüsse am Ufer erschreckt; jeder eilte sogleich zu seinen Waffen, da man nicht wußte, ob sie von Freunden oder Feinden kamen. Das Pfeifen der Kugeln, jener Todesbote, hatte etwas Feueriges an sich; übrigens erfuhren wir, daß sie einen Boten von Rewa Rewa ankündigten. Er sprach zuerst von dem Zuge Ware Rohis gegen die Rote Watuas, dann von ihrem Zusammentreffen mit dem Feinde selbst und einem Stelldichein, das auf den Nachmittag angeordnet sey."

Hier endigt die Schrift des Missionärs; die letzten Zeilen waren eben erst geschrieben. Ich war zum ernstesten Augenblicke des Feldzugs gekommen; man wollte die Kriegsoperationen beginnen. Nachdem ich mit Williams gefrühstückt, gingen wir beide fort, um die Reihen der Eingeborenen zu besuchen. So oft wir vor einer Hütte der Krieger vorkamen, traten diese heraus, um den Missionär über den Gebrauch ihrer Waffen zu fragen. Dieser verweigerte jede Art von Rath, indem er sagte, einem Manne des Friedens komme es nicht zu, den Krieg zu lehren, er wolle sich vielmehr bemühen, den Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Um zehn Uhr schifften sich alle Krieger ein; die Pirogen rückten nahe an einander und machten zusammen eine wahrhaft imposante Flotille aus; man zählte darunter eine Menge Yachten, die sie sich durch Tausch von den Wallfischjägern verschafft hatten. Gegen Mittag kamen wir nach Karo Pua, wo Rewa Rewa beschäftigt war. Der Pa der Rote Awas, Otumo Etei genannt, lag ungefähr eine halbe Meile von uns und mehrere der Bewohner waren aus den Verschanzungen herausgetreten, um unsere Ankunft mit anzusehen. Der Schooner „Active" und der Cutter von Pi kamen auch bald nachher an.

Bei der Ebbezeit bewaffneten sich alle unsere Leute, um in den Pflanzungen bis an den Pa fourragiren zu gehen. Lange widerstanden zwei der Feinde allein dem Feuer der Nga Puis, allmälig aber wuchs die Zahl der Kämpfenden auf beiden Seiten, und sie unterhielten, durch den Fluß von einander getrennt, ein ziemlich lebhaftes Feuer. Nur die Flut zwang sie, sich zurückzuziehen. Es nahm an diesem Scharmützel keiner der vornehmeren Häuptlinge Theil und ich wunderte mich sehr, daß Niemand verwundet und getödtet wurde.

Die Eingeborenen sprachen die ganze Nacht über von dem Gefechte. Die größte Animosität herrschte bei diesen Gesprächen; sie wollten ihre Feinde erschlagen und verzehren, und der Priester Tohi Tapu war einer Aufgebrachtesten der ganzen Gruppe. Vergebens versuchte Williams einige Vorstellungen zu machen; der Wilde achtete nicht darauf.

In den beiden folgenden Tagen dauerte das Schießen von einem Ufer des Flusses nach dem andern, immer ohne Resultat, fort, bis unsere Häuptlinge die Nutzlosigkeit ihrer Versuche einsahen und sich entschlossen, den Pa von hinten anzugreifen und mit Sturm zu nehmen. In der Nacht vom 9. zum 10. März etwas nach Mitternacht schifften sich alle Krieger in einer entsetzlichen Unordnung ein. Man hatte diese Stunde gewählt, um das Feuer der Feinde zu vermeiden, dem man den Tag über ausgesetzt gewesen seyn würde, da man an einer gefährlichen Stelle über den Fluß setzen mußte. Hätten die Feinde nur ein wenig Geistesgegenwart besessen, so würden sie diese Stelle besetzt und dadurch unsere Reihe in Unordnung gebracht haben; aber daran dachten sie nicht. Unsere Pirogen bedeckten demnach den Fluß, und da man das Farrnkraut und das Gebüsch angezündet hatte, so gab dies eine wahrhaft satanische Scene. Der rothe Widerschein des Feuers im Wasser und der Luft, die schwarzen Gesichter und nackten Körper, die ungewöhnlichen Fahrzeuge, das mit tiefer Stille abwechselnde Geräusch, alles bildete ein Gemälde, das von einem Dante oder Milton besungen zu werden verdiente. Wir landeten an der Hinterseite des Pa und nach einigen Minuten zeigten sich daselbst dreihundert Fackeln und belebten ihn wie durch Zauberei. Es war der Feind.

Aus Klugheit blieben wir, Williams und ich, bis zum Tagesanbruche in unserm Boote liegen; sobald aber die Morgenröthe erschien, bestiegen wir einen nahen Hügel, den ein verfallener Pa krönte und von wo wir alle Bewegungen der beiden Parteien mit ansehen konnten. Bei dem ersten Grauen des Tages hatten sich unsere Leute, völlig nackt, mit Ausnahme einiger wenigen, die ein Hemd oder ein Tuch um die Hüften und eine Patronentasche über der Brust trugen, nach dem Pa gewendet. Die Rote Awas waren aus demselben herausgekommen, um sie zu empfangen, und bald begann das Feuer von beiden Seiten. Es dauerte ungefähr drei Stunden, worauf die Unserigen den Weg nach dem Lager wieder einschlugen, da sie ihre ganze Munition verbraucht hatten. Sie nahmen einen Todten und Verwundeten mit sich, der seine Rettung seiner Patronentasche ver-

Digitized by Google

dankte. Ob der Feind auch Todte hatte, war schwer zu bestimmen. Im Augenblicke, als das Feuer aufhörte, erhob sich unter den Nga Puis, die an dem Schießen ebenfalls Theil genommen hatten, ein allgemeines Hurah.

Williams, Kemp und Feirburn beschlossen, die Eingeborenen sich selbst zu überlassen, da alle Friedensvorschläge vergeblich seyen. Ich war noch neugierig und begleitete die Missionäre nur bis an ihr Boot. Ich meines Theils blieb eigentlich nicht der Feindseligkeiten wegen am Ufer zurück, sondern um zu sehen, was mit einem Leichname geschehen weede, welchen man geheimnißvoll weggetragen hatte. Tetore hatte mir gesagt, es werde eine große Ceremonie stattfinden und ich mochte eine so schöne Gelegenheit nicht undenutzt lassen. Anfangs glaubte ich, es handele sich um ein Begräbniß, aber der feindliche Leichnam war der eines Feindes und man hatte für ihn Ehrenbezeugungen andeeer Art vordehalten.

Es war der Leichnam eines gemeinen am vorigen Tage gebliebenen Mannes, als der erste im Kampfe Gefallene aber tabu und sollte zu höchst wichtigen Gebräuchen dienen. Tetore verschaffte mir Zutritt zu dieser Feierlichkeit. Als ich ankam, war der Körper von den Häuptlingen vorbereitet und zerstückelt worden, welche die Stücken nun auf Kohlen legten. Als alles gebraten war, legten fünf Priester, an iheer Spitze der alte Tohi Tapu, jeder ein Stück Fleisch in ein Körbchen, das sie an einem in die Erde geschlagenen Pfahle aufhingen. Es war dies das kai atua (Gottes Lebensmittel), der Antheil für die Gottheiten, welche man um Rath fragen wollte. Darauf fingen die Tohungas an zu beten, hörten aber von Zeit zu Zeit auf, um kleine Stücke von dem geweihten Fleische zu essen.

Die Häuptlinge, welche im Kreise um die schweigenden, ernsten, andächtigen Priester herumsaßen, bedeckten unteedeß das Gesicht mit den Händen und Matten, denn ihre Blicke würden diese Mysterien entweiht haben. Ich allein wagte die heilige Ceremonie anzusehen, und meine Neugierde ärgerte offenbar Tahi Tapu, der mich mehrmals nöthigte, den Kopf hängen zu lassen.

Einige Zeit nachher erklärte Tahi Tapu, die Atuas hätten die Opfergaben angenommen und würden der Sache Tetore's und der Seinigen günstig seyn; man könne den Krieg in allem Vertrauen fortsetzen. Bei dieser Erklärung richteten die erfreuten Häuptlinge den Kopf wieder auf; jeder nahm ein Stück von dem Körper und fing an, dasselbe zu essen, aber mit Ernst und Andacht, weil diese Mahlzeit ein religiöses Thun war. Wären noch andere Leichname dagewesen, so würden sie ohne Beihilfe der Priester von den andern Kriegern zugerichtet und verzehrt worden seyn.

Da der übrige Theil der Ceremonie mir nur Ekel und Abscheu einflößte, so ließ ich die Häuptlinge ihr gräßliches Mahl halten und duechging das Lager. Die Krieger hatten sich in der größten Unordnung darin verstreut; einige schliefen ganz nach ihrer Bequemlichkeit; andere putzten sehr sorgfältig die Flinten, oder gossen Kugeln oder machten sich dergleichen aus Stein; die meisten aber richteten sich Farrnkrautwurzel zur Mahlzeit zu. Außerdem bildeten sich Geuppen, wo man gravitätisch von den Kriegsereignissen sprach. Darunter mischte sich das Geschrei der Kinder, das Bellen der Hunde und selbst das Krähen der Hähne; denn mehrere Häuptlinge liebten diese Thiere und hatten sie mit ins Feld genommen. Die Sclaven richteten die Fische zu, welche sie gefangen hatten.

Dieser Ausflug brachte mich bis an einen abgelegenen Ort, wo ich das seltsame Schauspiel genoß, daß eine Frau einem Mann tättowirte. Derselbe erlitt diese Operation auf dem rechten Backen, da der linke mit diesen Ehrenzeichen bereits ganz bedeckt war. Die Frau hatte ouf die Haut etwas Schwarzes gestrichen und machte darauf die Zeichnungen, welche sie herstellen wollte. Daeauf bediente sie sich eines kleinen Instruments aus einem Albatroßknochen, der in eechten Winket an einem kleinen hölzernen Griffe befestigt war. Der Knochen war am Ende schaef, so daß er, wenn mit einem kleinen Stabe auf den Rücken des Griffes geschlagen wuede, die Haut öffnete und tief einschnitt. Das Blut steömte in Menge heraus, aber die Künstlerin wischte es immer ab, bald mit dem Rücken der Hand, bald mit einem hölzernen Spatel. Als die Einschnitte gemacht waren, wurde die Farbe oder moko mit einem kleinen Pinsel hineingethan. Der Mann mußte ungeheuern Schmerz fühlen, aber er ließ keinen Seufzee hören. (Taf. 48. Abbild.)

Während ich diesem seltsamen Auftritte zusah, kam Tetore und ich sprach gegen ihn mein Bedauern über die Schmerzen des Tättowirten aus. Er lächelte verächtlich und sagte, das sey nichts. „Aber," sagte er, „das da ist schwer zu ertragen," und er zeigte mir die Zeichnungen, welche seine Augenwinkel, seine Lippen und besondees den Rand und die Scheidewand der Nase schmückten. „Das macht Schmerzen, die jede Vorstellung übersteigen."

Da ich an diesem Tage nicht an Bord des „Active" zurückkommen konnte, so nahm ich mir vor, bei Tetore zu essen, der mir angeboten hatte, seine Mahlzeit zu theilen. Sie war nicht so schlecht, als ich erwartet hatte, und bestand aus Kartoffeln, vortrefflichem Fisch und zwei auf Kohlen gebratenen Hummern. Ich aß von allem gern und mit Appetit. Tetore selbst rührte nichts an, sondern verschlang, was ihm seine Diener vorhielten, wie ein Kind von einigen Monaten. (Taf. 47. Abbild.) Ich hielt erst diese Ceremonie für etwas Gewöhnliches, aber Tetore erklärte mir, sie sey nur eine Folge des Opfees von heute früh. Er war wie die andern Häupelinge auf vier und zwanzig Stunden tabu und seine Hände durften keine Speise anrühren. Dieser Gebrauch ist für die, welche Sclaven haben, nur theilweise hinderlich; diejenigen aber, welche keine besitzen, müssen sich platt auf den Bauch legen und ihre Speisen mit dem Munde ergreifen, wie die Thiere. Einer der Leute Tetoee's, der ebenfalls tabu war, weil er den Körper zubeeeitet hatte, aß auf diese Aet.

Dieses Verbot war nicht das einzige, welches in Folge der beschriebenen Ceremonie erging. Wäheend wir unter freiem Himmel aßen, trat ein Regenguß ein und ich wollte, mit einem Stück Fisch in der Hand, in der Hütte Tetore's Schutz suchen. „Nimm Dich wohl in Acht," sagte der Häuptling zu mir, indem er mich zueückhielt; „mein Zelt ist den ganzen Tag tabu; man daef darin nicht essen, wenn man nicht die Rache des Atua auf sich ziehen will." Wir mußten alse unsere Mahlzeit im Regen beendigen. Ich sollte die Nacht unter demselben Dache mit dem braven Häuptlinge schlafen, der, um mie Platz zu machen, seine Frauen und seine Kinder in eine benachbarte Hütte geschickt hatte. Als es Abend wurde, streckte ich mich auf einem Haufen Farrnkraut aus und stützte meinen Kopf auf einen Baumstamm, denn andere Kissen kennen die Neuseeländer nicht.

Am nächsten Tage kam das Boot der Missionäre an die Küste und ich benutzte die Gelegenheit, an Boed zu gehen. Dort verbrachte ich den Tag mit fischen, während die Missionäre beteten. Abends begann die Fusillade an dem Ufer von neuem und dauerte die ganze Nacht mit großer Erbitterung fort. Am 12. März mit Tagesandruch stellten sich die Nga Puis in Masse auf und rückten nahe an den Pa. Sie befanden sich in diesem Augenblicke etwa hundert Schritte von den Palissaden. Etwa funfzig von ihnen hatten eine starke Stellung in einem Buschdickicht und Gras genommen, sie wurden aber bald von dem Rate Awas vertrieben, obgleich diese ungedeckt kämpfen mußten. Dee Ort, wo der Kampf am hitzigsten war, lag gerade unserm Schiffe gegenüber und wir konnten eine Menge Kinder aus dem Pa kommen sehen, um die Kugeln aufzusuchen, wie sie um sie her niederfielen.

Den 13. früh ruhten die beiden Paeteien aus und es herrschte ein tiefes Schweigen in der Bai. Die Missionäre Williams und Fairburn wollten diese Waffenruhe benutzen, um zu sehen, was in dem Pa vorgehe, und einen ihnen befreundeten Häuptling, Kia Roa, besuchen, der denselben Morgen den Belagerten zu Hilfe gekommen war. Ich begleitete sie auf diesem Besuche. Die Leute in dem Pa empfingen uns mit offenen Armen und konnten nicht genug Worte des Dankes darüber finden, daß wir uns der Verwundeten angenommen hatten. Es befanden sich eine Menge Kinder mit höchst interessantem Gesichte da und man konnte nur mit Grausen an das Schicksal denken, das diesen Unglücklichen bevorstand. Die Festungswerke, womit sich die Wilden umgeben hatten, zeugten, ob sie gleich sehr plump waren, doch von einigen gut berechneten Combinationen. Doppelte

Digitized by Google

Palissaden, doppelte Gräben, spanische Reiter an den Eingängen und selbst vorgeschobene Werke zur Vertheidigung des Aeußern, nichts fehlte. Aber die Nga Puis hatten den Vortheil der Mehrzahl, der Flinten und der Erfahrung. Die Chancen des Krieges waren nicht für die unglücklichen Rata Awas.

Während wir so den verpalissadirten Raum durchgingen, rührten sich die Nga Puis von neuem zum Kampfe. Ein junges Mädchen kam am Arme verwundet in den Pa und das heftiger werdende Schießen zeigte uns an, daß es Zeit sey, uns zu entfernen. Vom Schiffe aus konnten wir den ganzen Kampf übersehen; das Schießen dauerte drei Stunden und es gab auf beiden Seiten einige Todte. Die Nacht trat darauf ein und mit ihr Klagen, die aus dem Lager der Belagerten zu kommen schienen. Ohne Zweifel begrub man die Todten, welche Ceremonie auch von einigen Flintenschüssen begleitet wurde.

Der Krieg war bis jetzt mit ziemlich gleichem Erfolge auf beiden Seiten geführt worden, aber ein beklagenswerthes und unerwartetes Ereigniß änderte diese Lage der Dinge. Ein englischer Schooner ging auf der Rhede vor Anker, und der Capitain, mehr Kaufmann als Mensch, hatte den Nga Puis Kanonen, Flinten und Munition unter der Bedingung angeboten, daß sie seine Flachsladung unentgeltlich vervollständigten. Die Nga Puis hatten das Anerbieten mit Begeisterung aufgenommen und mit Tagesanbruche schiffte man die Hülfskanonen bereits aus. Dieser schändliche Handel geschah unter den Augen der Missionäre und durch christliche Hände, ohne daß sie etwas dagegen thun als Vorstellungen machen konnten.

Von nun an konnte man nur durch friedliche Vermittelung zu wirken suchen; der Geist des Krieges und der Zwietracht herrschte vor. Die Missionäre wollten indeß, ehe sie den Ort verließen, noch einen letzten Schritt wagen. Zuerst begaben sie sich in den Pa, wo sie nicht lange blieben. Die dort befindlichen Eingeborenen schienen minder niedergeschlagen, als man glauben sollte. Williams wollte einige junge Leute mit zur Insel bai nehmen, aber die Furcht vor ihren Feinden hielt sie zurück. Dann gingen die Missionäre zu den Belagerern und besuchten nach einander die verschiedenen Häuptlinge der Nga Puis. Die neue Verstärkung hatte sie über allen Glauben hochmüthig gemacht; die Gelassensten begnügten sich damit, die Friedensprediger hinauszuführen; die andern sahen dieselben mit einer verächtlichen Miene an und wollten sie nicht einmal anhören. Den Abend fand eine Zusammenkunft statt, in welcher alle auf dem Kriege bestanden und wo Tohi Tapu sich mit außerordentlicher Heftigkeit aussprach. Einer der Häuptlinge von Wai Mate, ein gewisser Tinana, ging sogar so weit, zu behaupten, die Missionäre wären Spione, die sich früh in den Pa begeben hätten, um den Kriegsplan der Nga Puis zu verrathen. Zum Glück fanden die Worte dieser Wüthenden kein Ohr in dieser Versammlung.

Die Missionäre gaben nun jede Hoffnung auf, eine Aussöhnung unter so erbitterten Gegnern zu Stande zu bringen, und entschlossen sich, den Schauplatz des Krieges zu verlassen, dessen Ausgang nicht mehr zweifelhaft seyn konnte. Obgleich schon stärker als ihre Gegner, hatten die Nga Puis noch die Unterstützung einer Artillerie erhalten. Der ganze Krieg drängte sich in die blutige Katastrophe einer Erstürmung zusammen. Ich schickte mich deshalb mit Vergnügen an, diese Gegenden mit dem „Active" zu verlassen. Wenige Stunden vor der Abfahrt kamen mehrere Krieger der Rata Awas und unter ihnen Kia Roa zu uns, um Abschied zu nehmen. Sie schienen über ihr Schicksal ruhiger zu seyn als wir und bestanden darauf, die Missionäre möchten einige Apostel zu ihnen schicken, um dort das Evangelium zu predigen; Williams versprach, dies nach Beendigung der Feindseligkeiten zu thun. „Aber es wird wohl zu spät seyn," setzte er hinzu; „vielleicht kommt nicht ein Einziger davon."

Der „Active" ging unter Segel, aber sogleich wurde ihm der Wind zuwider und in den drei nächsten Tagen mußte er theils ankern, theils kam er nur mit Mühe ein Stück fort. Bei der Aufregung unter den Bewohnern dieser Küste war unsere Lage ziemlich gefährlich. Einmal kamen etwa zehn Nga Puis an uns; sie hatten uns für ein Schiff gehalten, das mit ihnen Waffenhandel triebe, und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, wir sollten die Gewehre an's Land bringen. Es war unser Freund Tetore und der fanatische Tohi Tapu.

Endlich verließ der „Active" die Gewässer von Tauranga und am 21. März trafen wir den „Känguru", der nach der Inselbai steuerte. Mein Feldzug war also beendigt und ich kehrte auf den „Känguru" zurück.

Seit unserer Trennung hatte Powell an mehrern Punkten der Schuraki-Bucht angelegt und von einer Menge Stämme Flachs erhalten, so daß er 40 Centner dieses Erzeugnisses zusammengebracht zu haben glaubte.

Ein schöner Südostwind trieb; am folgenden Tage fuhren wir mit vollen Segeln in die Inselbai ein (Taf. 45. Abbild.) und ankerten vor dem Dorfe Kerora Reka. Unter den Hütten von Rohr und Zweigen erhoben sich ein Paar Gebäude von Mauersteinen und Brettern, welche die europäische Industrie verriethen. (Taf. 45. Abbild.) An der entgegengesetzten Seite zeigte sich die Niederlassung der Missionäre von Pai Hia, die angenehm am Fuße eines kleinen Berges lag. Aber ein neuer Gegenstand zog bald meine Aufmerksamkeit auf sich. Unter den drei Schiffen, welche bereits da vor Anker lagen, bemerkte ich die stolze amerikanische Flagge. Kaum hatte ich sie erblickt, so rief ich: „ist es Täuschung? Nein, er ist es, mein „Oceanier"! und obgleich wir eine Meile auseinander lagen, rief ich doch „Pendleton!" Der „Oceanier" war es wirklich, aber durch welchen unerklärlichen Zufall kam er daher? Ob sich wohl der vortreffliche Capitain am Bord befand? Ich bat Powell sogleich, mir ein Boot zu geben, damit ich meine Zweifel lösen könne. Ich kam an den „Oceanier" und wie groß war meine Freude, als ich Pendleton auf dem Verdecke sah! „Willkommen!" rief er mir zu und ich flog ihm in die Arme. „Kommen Sie in die Kajüte und lassen Sie uns plaudern." Ich begrüßte die ganze Mannschaft herzlich und stieg dann mit dem Capitain hinab.

Erst mußte ich ihm meine Abenteuer erzählen, dann theilte er mir die seinigen mit. „Nachdem wir Sie zu Manado in den Händen dieser Juden von Holländern gelassen hatten, fuhr ich gerade nach Canton, wo ich meinen „Oceanier" ausbesserte und die Tripangs, das Sandelholz, das Schildkrot, das Missoi ꝛc. mit gutem Preise absetzte. Dafür nahm ich Thee, Seidenzeuge und einige andere Artikel, die ich nach Panama, Guyaquil und Lima bringen wollte. Die Fahrt ging gut und der Handel auch. Nachdem ich mich in Callao wieder verproviantirt hatte, begann ich meine halb merkantilischen, halb hydrographischen Streifzüge von neuem, kehrte an mehrere Inseln des Archipels Pomotu zurück und fand Gelegenheit zu manchem guten Tausche. Auf den Rath eines auf Taïti ansässigen Landsmanns entschloß ich mich, Neuseeland zu besuchen, wo ich manche Vortheile finden würde. Da liege ich denn seit ungefähr einem Monate. Der Anfang war ziemlich glücklich. Wir haben etwas neuseeländischen Flachs erhalten und auch hübsches Holz gefällt. Die Lebensmittel sind überdies in Ueberfluß vorhanden. Alles ging so nach Wunsch, als vor zehn Tagen den „Oceanier" eine schreckliche Catastrophe traf. Ich hatte ein gut bewaffnetes Boot abgeschickt, das Wasser in einer Bai am Cap Wai Apu holen sollte; aber ungefähr 40 bis 50 Eingeborene fielen über meine armen Matrosen her. Diese vertheidigten sich mit dem größten Muthe und tödteten etwa zwanzig ihrer Feinde; aber die Kräfte waren zu ungleich und bald unterlagen fünf von unsern Leuten den Keulen der Eingeborenen. Die fünf andern retteten sich mit mehr oder minder gefährlichen Wunden in das Boot. Als der Angriff begann, hielt eine Pirogue der Eingeborenen an der Küste und gleich bei den ersten Flintenschüssen ließ ich Feuer darauf geben. Nur durch solche Mittel konnte ich die Zurückgabe der Leichname unserer armen Gefährten erhalten, die auf diese Weise nicht gegessen worden sind. Wir verließen, wie Sie sich denken können, die verderbliche Rhede auf der Stelle und kamen hierher, wo ich vier Matrosen rekrutirt habe, um die Verlorenen zu ersetzen. Uebrigens haben wir hier zu traurige Erinnerungen, um uns lange aufzuhalten. Uebermorgen brechen wir auf."

— „Und welchen Plan haben Sie, Capitain?"

„Wir wollen Neu-Caledonien, Rotuma, die Carolinen und Marianen besuchen."

— „Und dann?"

Digitized by Google

„Ach dann! Sie fragen mich mehr als ich selbst weiß. Dann können wir nach dem Norden Amerikas zurückkehren, um nach New York zu gelangen, das ich nach so langer Abwesenheit gern wieder sehen möchte."

— „Wollen Sie Ihren alten Reisegefährten, Ihren Unzertrennlichen wieder aufnehmen?"

„Braver junger Mann, Sie wissen wohl, daß Sie ein Kind des „Oceaniers" sind."

Mein Auszug war bald geschehen; ich umarmte Powell herzlich; er hatte sich als Freund gegen mich gezeigt und nirgends wird wohl die Freundschaft inniger als auf dem Meere.

Da mir nur wenig Zeit zum Besuche der Niederlassung auf der Inselbai übrig blieb, so richtete Pendleton sogleich einen Ausflug für mich nach dem Dorfe Kawa Kawa ein. Am 27. früh um fünf Uhr bestiegen wir das große Boot mit sechs kräftigen Matrosen, welche uns bald vor das Haus der Missionäre von Pai Hia brachten, dessen Reinlichkeit ich bewunderte. (Taf. 45. Abbild.) Der Bruder des Missionärs Williams bot sich uns als Führer nach Kawa Kawa an und bald waren wir im Bette des gleichnamigen Flusses, der 3 bis 4 Meilen weit nicht ganz eine Meile breit ist. In der Mitte eines kleinen Thales zeigte uns Williams die Wohnung des berühmten Tohi Tapu, von dem die Missionäre im Anfange viel zu leiden gehabt hatten. Die Rangataras von Kawa Kawa kamen uns entgegen.

Zuerst begaben wir uns in den Wald, wo Pendleton den Kudi, die schöne Fichte, sehen wollte, aus welcher die Eingeborenen ihre größten Piroguen verfertigen und welche die Engländer mit Erfolg als Bauholz benutzt haben. Um dahin zu gelangen, mußten wir das ganze Dorf Kawa Kawa hindurch, das aus ungefähr hundert Hütten in einem lachenden Thale bestand. Einige dieser Hütten waren recht gut von schönen Brettern gebaut und außen mit Schnitzereien verziert. Fünf bis sechs sahen bereits wie europäische Wohnungen aus.

Die Pflanzungen von kumaras oder süßen Pataten sind eine gewisse Zeit hindurch durch ein strenges Tabu geschützt. Man baut dann, da auch die Arbeiter tabuirt sind, Hütten und die Leute müssen bis zur Beendigung der Arbeiten darin an Ort und Stelle bleiben. (Taf. 49. Abbild.) Auch die Einsammlung dieser Kumaras ist eine wichtige Epoche, welche die Wiederkehr des Jahres bezeichnet. Sie findet erst nach der Einsegnung des Priesters statt und man schließt sie durch ein Tabu, das man auf die Aufbewahrungsörter dieser heiligen Frucht legt. Während alle andern Gegenstände dem Raube ausgesetzt sind, achtet man selbst in den erbittertsten Kriegen die Oerter, an denen die Kumaras aufbewahrt werden.

Nach einiger Zeit gelangten wir in ein tiefes Thal, das in der Regenzeit ganz mit Wasser bedeckt seyn muß. Darauf wachsen fast nur ungeheuere kaï kateas, schöne Bäume von dem Geschlechte podocarpus. Ihr Ansehen erinnert an die Cypressen nach einem viel größern Maßstabe, aber das Holz ist schwer, brüchig und nicht eben nützlich. Ein wenig weiter hin am Abhange eines Hügels fanden wir Kudis mit riesenhaften Stämmen, den Baum, welcher in Neuseeland das geschätzteste Holz liefert. Er ist ein herrliches Gewächs von pyramidalischer Gestalt und streckt sich bisweilen 150 bis 180 Fuß in die Höhe, während der Stamm 100 Fuß hoch keinen einzigen Ast treibt. Urville glaubt, er gehöre zu dem Geschlechte brancaria, Richard hat aber einen podocarpus daraus gemacht und ihn laminaefolius genannt. In denselben Wäldern wachsen andere herrliche Bäume, unter denen mehrere zierliche Gesträuche und verschiedene Farnkräuter gedeihen.

Nach diesem langen Ausfluge kehrten wir zu dem Boote zurück. Williams bekleit uns mit Gewalt zu einer Mittagsmahlzeit, bei der Schweinfleisch, Wildpret, Geflügel, Gemüse, Gebäck und Confituren, alles von den Frauen vollkommen zubereitet, zu haben waren. Diese europäische Mahlzeit, diese Frauen in der Londoner Tracht, die hübschen Kinder in dem gut möblirten Zimmer — alles dies war nicht mehr Neuseeland. Nur außer dem Hause fand man noch halbnackte, mit Matten bedeckte Menschen, unter denen sich indeß einige zeigten, welche den Luxus bis zu Beinkleidern trieben.

Tekoke, der Häuptling von Pai Hia und Kawa Kawa und seine Frau Tapa Tapa wohnten dem Nachtische bei und schienen über diese Ehre nicht wenig sich geschmeichelt zu fühlen. Wir nahmen ein wenig spät Abschied. Den andern Tag wollten wir unter Segel gehen, um bei der Insel Motu Rua anzulegen, wo es eine Menge wilder Schweine giebt und wo die Trümmer des alten Pa Koro Koro's liegen. Wir kamen zeitig an und ankerten vor einem kleinen Thale, worauf das Hospital und der Garten Marion's sich befand. Die einzigen davon noch übrigen Spuren sind die Rüben und der Kohl, welche in großer Menge fortwachsen. Von der Spitze Motu Ruas hat man eine herrliche Aussicht auf die ganze Bai und die Inseln, welche ihr den Namen geben. Die Hütten in dem Pa Koro Koro's sind alle fast zerstört und das Gras wächst in Menge dort. Die tiefen Graben und die hohen Palissaden, die noch sichtbar sind, zeigen allein, daß der Ort einst befestigt war. (Taf. 46. Abbild.)

Bei unserer Rückkehr auf den „Oceanier" fanden wir dort eine berühmte Priesterin, Waka Taï. Sie verband mit der Gabe der Weissagung die Kunst der Zauberei, und die Insulaner legten großes Vertrauen auf ihre Aussprüche. Da ihr Rang und ihre Würde zu hoch sind, als daß ein inniges Verhältniß zwischen ihr und den Männern ihres Stammes stattfinden könnte, so hatte es diese Priesterin für zweckmäßig gefunden, ihre Gunstbezeugungen nur Europäern zu bewilligen. Pendleton, der ihre hohe Würde kannte, gab ihr einige kleine Geschenke, welche sie sehr günstig für uns stimmte. Leider hatte Niemand an Bord Lust, von der Gunst der Priesterin so vollständig Gebrauch zu machen, als sie wohl wünschte, denn sie war weder jung noch hübsch. Als sie sich so verlassen sah, forderte sie Rum und eine Cigarre und dann plauderte sie sehr mittheilend. Als sie unsern Koch sah, einen schon ziemlich bejahrten Mann von etwas groteskem Aussehen, fragte sie nach seinem Amte. Pendleton antwortete im Scherz, er sey unser tohunga (Zauberer, Priester und Arzt) und er würde als Amtsgenosse mit ihr gewiß gern in ein vertraulicheres Verhältniß treten. Waka Taï trat darauf sogleich zu ihm, um ihn nach der Landessitte, d. h. durch das Aneinanderreiben der Nasen, zu begrüßen. Unglücklicher Weise fiel dem Koch, als er sich bückte, die Perücke von Kopfe, so daß die Glatze zum Vorschein kam. Dies würde wenig zu bedeuten gehabt haben, wenn die Priesterin den Zufall nicht für die Wirkung eines Zaubers gehalten und sich eingebildet hätte, der Mann habe seine Kopfhaut abgeschüttelt. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus; die nicht minder erschrockenen Frauen ihres Gefolges flohen nach allen Richtungen hin und riefen: „ein Zauberer! ein Zauberer!" Der Koch hob ruhig seine Perücke auf und setzte sie wieder auf den Kopf, was die Frauen zum zweitenmale in Erstaunen setzte.

Die Priesterin überwand indeß ihre Furcht und näherte sich, wenn auch vorsichtig, dem Confrater. „Kann er seinen Kopf so leicht abnehmen als seine Haare?" fragte sie Pendleton. Dieser antwortete, er glaube, dem großen Zauberer sey nichts unmöglich, und entgegnete, als die Priesterin zu wissen wünschte, über wie viele Geister er gebiete, die Zahl derselben werde schwer genau anzugeben seyn.

Diese Frage und Antwort brachten die Officiere auf den Gedanken, der Priesterin einen andern Streich zu spielen. Sie riefen den Koch, denselben Dick, dessen Schrecken auf Nuka Hiwa wir erzählt haben, als wir das erste menschenfressende Volk sahen. Dick hatte sich seitdem an solche Sachen gewöhnt und ergriff die Gelegenheit, die Menschen einmal eben so zu erschrecken, wie sie ihn erschreckt hatten, mit Freuden. Ein Officier nahm dem Kochе die Perücke ab, malte mit rother Farbe die entsetzlichste Fratze auf die Glatze, welche er ersinnen konnte, und setzte dann die Perücke wieder darauf. Die Priesterin gab die Gelegenheit selbst, den Kopf Dick's zu entblößen. Pendleton hatte ihr so viel Rum gegeben, daß alle Furcht bei ihr verschwunden war; sie konnte wieder die schrecklichsten Zaubereien ertragen und wurde so keck, daß sie Pendleton sagte, sein Zauberer möge einmal den Kopf abnehmen, weil außerdem ihre Landsleute nicht glauben

Digitized by Google

würden, daß er dies vermöge. Pendleton zögerte und wußte nicht, wie er sich auf gute Manier aus der Verlegenheit ziehen sollte, als der Koch vortrat und sagte, er wolle den Wunsch der Priesterin befriedigen. Er verbeugte sich tief vor ihr, schüttelte seine Perücke über das Gesicht und hielt ihr die schreckliche Frage auf seinem kahlen Kopfe vor. Pendleton und ich, die wir nicht vorbereitet waren, erschraken fast selbst, und man kann sich darnach das Entsetzen denken, welches sich der Priesterin und der sie begleitenden Frauen bemächtigte. Männer, Weiber, Kinder, Priesterin, Häuptling, alles entfloh und verließ das Verdeck unter gewaltigem Geschrei. Einige stiegen in ihre Piroguen hinab und andere sprangen sogleich in das Wasser. Vergebens rief man sie zurück, sie wollten nicht wieder auf dem Verdecke erscheinen. Der Koch triumphirte, aber nicht lange. Williams, der unterdeß dazu kam, wollte diese Episode benutzen, um die Leute zu belehren und ihnen zu zeigen, wie das anscheinend Uebernatürliche sich ganz einfach erkläre. Auf seinen Ruf kamen die Eingeborenen zurück und der Koch büßte nun seiner Seits. Die jungen Mädchen und die Kinder zogen fortwährend an seiner Perücke, um sich zu überzeugen, ob seine Zaubereien wirklich natürlich zugingen.

Den 29. März wurde der Wind günstig und der „Oceanier" ging unter Segel; er fuhr um die Spitze Tapoka herum, aus der Bai hinaus und Abends mit Untergang der Sonne verlor man das Cap Otu oder das Nord-Cap von Neuseeland aus dem Gesichte.

Kapitel XLI.

Neuseeland. — Entdeckung und Geschichte.

Tasman hatte Vandiemensland entdeckt, als er am 23. Decbr. 1642 an die Küste von Neuseeland kam, von dem die Europäer vor ihm keine Kenntniß gehabt hatten. Nachdem er mehrere Tage lang an dem Lande hingesegelt war, fuhr er am 17. in der Cook's Straße, welche er für eine tiefe Bai hielt, und ankerte am folgenden Tage nahe am Lande. Sogleich wurden zwei Böte zur Aufsuchung von Wasser abgeschickt, kamen aber erst eine Stunde nach Sonnenuntergange wieder. Ihnen folgten zwei Piroguen mit Eingeborenen, welche auf sehr geräuschvolle Art sprachen. Sie hielten sich einen Steinwurf weit von dem Schiffe und bliesen auf einer Muschel, worauf die Holländer mit der Trompete antworteten. Dies dauerte einige Zeit, bis die Wilden sich zurückzogen. Den folgenden Tag verging die Zusammenkunft nicht auf gleich friedliche Weise, worauf Tasman die Bai verließ, welche er die „Mörder-Bai" nannte, fuhr an der westlichen Küste von Ika-na-Mawi hin und kam den 4. Januar nahe an die Nordspitze. Am folgenden Tage ankerte er nahe an einer der Inseln Manawa Tawi, die er die „Drei Königs-Insel" nannte. Man versuchte da an's Land zu gehen, um Wasser zu holen, wurde aber durch die Brandung und die feindliche Stimmung der Bewohner gehindert.

Tasman ging also nochmals unter Segel, ließ dem von ihm entdeckten Lande den Namen Staten-Land und vermuthete, es werde mit den in Osten von Feuerland entdeckten und ebenfalls Staten-Land genannten Ländern in Verbindung stehen. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß die letztern ganz getrennt und verschieden wären, erhielt die Entdeckung Tasman's den Namen Neuseeland, den sie behalten hat, ohne daß man seinen Ursprung angeben könnte.

Das Land wurde übrigens hundert und zwanzig Jahre lang völlig vergessen und man kann sagen, Cook entdeckte es von neuem. Derselbe sah es am 6. Octbr. 1769, legte an der östlichen Seite eines Vorgebirges an, das er Young-hicks nannte, und ankerte in der Bai Taone Roa.

Die ersten Verbindungen Cook's mit den Insulanern waren, wie jene Tasmans, durch blutige Auftritte bezeichnet. Der Capitain und die beiden Naturforscher Banks und Solander, die an's Land gegangen waren, schritten nach den nahen Hütten hin, als vier mit langen Lanzen bewaffnete Wilde sich auf das kleine Boot stürzten und dasselbe gewiß weggenommen hätten, wenn nicht ein Matrose eine Flinte über ihren Köpfen hin abgefeuert hätte. Der Knall hielt sie einen Augenblick zurück, dann begannen sie ihren Angriff von neuem, den ein zweiter Schuß nicht abweisen konnte. Man mußte auf die Wilden selbst zielen und einen niederstrecken, um die drei andern einzuschüchtern. Bei dem Anblicke des Leichnams blieben sie wie versteinert stehen, versuchten anfangs ihn mit fortzunehmen, entflohen aber und ließen ihn zurück. Da es spät war, so kehrten die Engländer an Bord ihres Schiffes zurück und hörten die ganze Nacht die Eingeborenen am Strande laute Gespräche führen.

Den andern Tag stiegen Cook und seine Gefährten am Ufer eines Flusses aus, während etwa 50 Eingeborene an dem andern Ufer standen. Bei der Annäherung der Engländer nahmen die Wilden ihre Lanzen und schön polirten Steinbeile zur Hand. Der Taïtier Tupaïa versuchte mit denselben zu reden, aber sie antworteten mit einer Bewegung ihrer Waffen und deuteten den Fremden durch Zeichen an, sie möchten sich zurückziehen. Um sie einzuschüchtern, ließ Cook eine Flinte abschießen und die Kugel fiel in den Fluß, der die beiden Parteien trennte. Dann stellte er seine Marinesoldaten in Schlachtordnung auf und marschirte mit den Naturforschern und dem Taïtier auf die Wilden zu. Der letztere redete sie nochmals an und erklärte ihnen, was die Engländer wollten. Diesesmal verstanden ihn die Neuseeländer, antworteten, sie willigten in einen Handel und gaben durch Zeichen zu verstehen, man möge zu ihnen kommen. Nach einiger Zögerung entschlossen sie sich, mit den Waffen an das andere Ufer zu schwimmen. Man schenkte ihnen einige Glasperlen und Eisen, auf das sie wenig Werth zu legen schienen, wollten aber sogleich ihre Waffen gegen die Flinten austauschen. Nach mehrern nutzlosen Versuchen, sich der Flinten zu bemächtigen, entriß endlich einer dem Astronom Green den Degen und schwang ihn zum Zeichen des Triumphes über seinem Kopfe. Da die Unverschämtheit der Wilden immer mehr zunahm, so schoß Bank sein mit Schrot geladenes Pistol auf den Dieb ab. Anfangs schwieg derselbe, dann begann er seine herausfordernden Geberden von neuem und entfernte sich langsam. Ein Officier schoß ihn darauf mit einer Kugel nieder. Seine Begleiter gingen auf die Engländer los, aber drei Schüsse mit Schroten verwundeten einige und trieben sie zurück.

Der eigensinnige Cook, der wohl sah, daß diese Wilden sich nicht leicht einschüchtern ließen, entschloß sich, einige mit Gewalt in seine Hände zu bringen, ihnen Geschenke zu geben und sie sehr gut zu behandeln, um die Andern dadurch ebenfalls freundlicher zu stimmen. Der Zweck war allerdings lobenswerth, aber der Germann ging, wie gewöhnlich, dabei rauh zu Werke. Als er an der Küste hinfuhr, kamen unerwartet zwei Piroguen mitten unter seine Böte. Der Capitain schnitt ihnen den Weg nach der Küste ab, aber die Piroguen ruderten schneller und entkamen. Cook ließ darauf in die Luft schießen. Bei dem Knalle hielten die Wilden an und zogen sich nackt aus. Man glaubte, sie wollten sich in das Meer stürzen, aber sie wollten kämpfen und begannen ihrer sieben wirklich den Angriff mit Rudern und Steinen. Man mußte ernstlich feuern, tödtete vier und fing die drei andern, welche in das Wasser gesprungen waren.

Als sie sich gefangen sahen, zeigte alles in ihrer Haltung, daß sie einen gewissen Tod erwarteten. Ihre Freude war deshalb groß, als sie erkannten, man wolle sie nicht blos nicht umbringen, sondern man behandte sie freundschaftlich und gebe ihnen selbst Kleidungsstücke und Speisen. Sie aßen mit großen Appetite, thaten eine Menge Fragen und legten sich scheinbar sehr zufrieden schlafen. Tupaïa mußte sie zwar noch einmal zu beruhigen suchen, es gelang ihm aber so wohl, daß sie endlich einen ernsten und langsamen Gesang anstimmten, der nicht ohne Harmonie war.

Diese drei Personen, von denen die beiden ältesten Brüder waren, hießen Ahu Rangui, Kolke Rangui und Mora Kowete. Sie hatten alle drei ein ausdrucksvolles und verständiges Gesicht, der jüngste besonders, ein junger Mensch von kaum 15 Jahren, ein offenes Wesen und ungezwungenes Benehmen, das Jedermann auffiel.

Am folgenden Tage kündigte man ihnen an, nachdem man sie mit Geschenken überhäuft, daß man sie wieder an's Land bringen werde, wor-

Digitized by Google

über sie anfangs große Freude äußerten. Als man aber an die Stelle gelangte, wo man sie aussetzen wollte, verfinsterte sich ihr Gesicht und sie erklärten endlich, wenn man sie hier lasse, würden sie von den Bewohnern, ihren Feinden, erschlagen und verzehrt werden. Nach einer Berathung entschlossen sie sich aber doch, an's Land zu gehen, und es geschah ihnen nichts Böses; sie wurden von einer neugierigen Menge umringt, der sie ihren Aufenthalt an Bord beschreiben mußten. Man sah indeß, daß ihr Mißtrauen dadurch noch nicht ganz verscheucht sey.

Dennoch kam eine Pirogue an das Schiff, das unter Segel ging. Einige Männer stiegen an Bord; man gab ihnen einige Geschenke und sie traten ohne Schwierigkeit ihre Waffen ab. Diese Eingeborenen erklärten, sie würden nicht an Bord gekommen seyn, wenn ihre Cameraden nicht vortheilhaft von dem Schiffe gesprochen hätten.

Cook fuhr darauf nach Süden und bemerkte bei der Insel Tea Hura bebauete Länder und Paliſſaden, welche zur Befestigung dienten. Die Eingeborenen kamen in fünf Piroguen, bewaffnet und in feindseliger Absicht vom Lande heran. Da ein Flintenschuß zu ihrer Beruhigung nicht hinreichte, so feuerte man eine mit Kartätschen geladene Kanone unter sie ab. „Da," erzählt Cook, „standen sie schnell auf, erhoben ein gewaltiges Geschrei, berietben sich unter einander und entfernten sich ruhig."

Die Bewohner der Halbinsel Tera Kako zeigten sich klüger; sie näherten sich in zwei Piroguen, hörten die Erklärungen Tupaia's an, antworteten höflich darauf, weigerten sich zwar, an Bord zu gehen, nahmen aber einige Geschenke an und kehrten anscheinend zufrieden zurück.

Auf der Fahrt auf der Bai Hawke sah sich der „Endeavour" häufig von Piroguen der Eingeborenen begleitet, die bisweilen herausforderndes Geschrei ausstießen und die Engländer durch beleidigende Geberden zum Kampfe forderten. Am 14. Octbr. umringten neun solche Piroguen voll bewaffneter Wilden das Schiff in der Absicht, dasselbe anzugreifen; schon hatten sie ein Kriegslied angestimmt, als ein Kartätschenschuß ihren Eifer abkühlte und sie ans Land zurücktrieb. Eine der Piroguen näherte sich indeß, durch Tupaia's Rede bewogen, friedlich dem Schiffe, und schon fingen die Eingeborenen in derselben an, umgänglich zu werden, als sie durch das Geschrei und die Drohungen der andern Piroguen wieder vertrieben wurden.

Am folgenden Tage erschien eine andere Pirogue, die größte, welche man bis dahin gesehen hatte, und die Eingeborenen darauf suchten zu stehlen, wo es gehen wollte. Der Taktier Tupaia hatte zum Diener einen Knaben, Tai Abo. Ein Neuseeländer ergriff denselben, zog ihn in seine Pirogue und fing an, an das Land zu rudern. Man gab Feuer; einer der Diebe fiel, und da die andern bestürzt stehen blieben, so benutzte dies der kleine Tai Abo, um an das Schiff zurückzuschwimmen. Die Pirogue versuchte wohl den Flüchtigen zu verfolgen, aber ein lebhaftes Flintenfeuer trieb sie zurück.

Als Cook bis an das Vorgebirge Topolo Polo gekommen war, kehrte er um. Bei Tora Kabo kam eine Pirogue mit fünf Eingeborenen an das Schiff. Zwei der Männer, welche Häuptlinge zu seyn schienen, faßten bald so viel Vertrauen zu den Europäern, daß sie um die Erlaubniß baten, die Nacht an Bord zubringen zu dürfen. Sie besahen aufmerksam und sorgfältig Alles, was sich ihren Blicken darbot, und schienen für die Geschenke, die man ihnen machte, sehr dankbar zu seyn. Einer von ihnen wollte weder trinken, noch essen, dagegen verschlangen ihre Diener Alles, was sie erlangen konnten, mit einer Begierde ohne Gleichen. Am folgenden Tage kehrten sie an das Land zurück.

Den 20. October ankerte Cook in einer Bai, die er Tegabu naante, dieselbe ohne Zweifel, welche auf d'Urville's Karte Toko Malu heißt. Die Eingeboeenen gingen mit den Engländern ganz friedlich um, was den Natueforschern erlaubte, einige Ausflüge in das Innere zu machen. Sie bemerkten da Anpflanzungen von süßen Pataten, Taro und Kürbissen, die sehr regelmäßig angelegt und gut unterhalten waren. Zweihundert Acker waren so bebaut, die Einwohnerzahl aber konnte sich nicht über 100 Seelen belaufen.

Von da gelangte man in die Bai Hua Hua, wo die Eingeborenen sich nicht minder wohlwollend zeigten. Man konnte ihre Gewohnheiten, ihre Häuser, ihre Befestigungen und Piroguen beobachten. Eine der letztern war bis 64 Fuß lang, 5 breit und 3½ F. tief. Die 60 Fuß langen Seitenbretter hatte man mit Basreliefs in seltsamem Geschmacke verziert.

Cook fuhr an der Küste hin, um das Cap östlich von Wai Apu herum und mußte vor dem Cap Runaway nochmals zu den Kanonen greifen, um mehrere Piroguen zurückzutreiben, welche in offenbar feindseliger Absicht kamen. Auf einer befanden sich 40 Wilde, von denen 30, in zwei Reihen geordnet, ruderten. (Taf. 46. Abbild.)

Am 1. Novbr. in der Bai des Ueberflusses wurde früh das Schiff von etwa 50 Piroguen umringt, die erst ruhig Tauschhandel trieben, mit einemmale aber sich feindselig zeigten. Cook ließ auf die Angreifer erst mit Flinten, dann mit einer Kanone schießen, deren Kugel sie schnell in die Flucht trieb.

Nachmittags, als man sich bei der Insel Motu Hora befand, näherte sich eine große Doppelpirogue, die erste dieser Art, welche man sah, dem „Endeavour". Die Krieger auf derselben sprachen lange freundschaftlich mit Tupaia und antworteten auf alle seine Fragen, beim Rückzuge aber begrüßten sie die Engländer mit einem Steinhagel. Die Küste vor Motu Hora war nicht sehr hoch, aber, unbewaldet und mit Pflanzungen und Dörfern bedeckt, die letztern, größer als alle bis dahin bemerkten, lagen auf den Anhöhen, waren außen durch einen Wall gesichert und außerdem von hohen Paliſſaden umgeben. Ein wenig weiter hin war das Land noch mehr bevölkree; man sah mehrere Flecken und auf der Bai fuhren Hunderte von Piroguen. Man erfuhr bald, daß dies Land einem mächtigen Häuptlinge, Toratu, unterthan sey.

Am 3. Abends ankerte Cook in der Bai Mili Tuga, welche er Mercur's Bai naante. Bald umringten mehrere Piroguen das Schiff und die Eingeborenen antworteten der Zuvorkommenheit der Engländer nur durch Drohungen. Einige Flintenschüsse über ihre Köpfe hinweg reizten sie nur noch mehr, statt sie in Furcht zu setzen; aber als es Abend wurde, entfernten sie sich, versprachen indeß, am nächsten Tage in größerer Anzahl wieder zu kommen, um alle Engländer umzubringen.

Am folgenden Tage erschienen zwölf Piroguen mit hundert und funfzig vollständig bewaffneten Kriegern. Auf die Aufforderung Tupaias ließen sie sich anfangs in einen Tauschhandel ein, benahmen sich aber dabei so unredlich und unverschämt, daß man sich der Flinten gegen sie bedienen mußte. Den nächsten Tag war ihr Benehmen ein ganz anderes. Sie schienen da einem alten Häuptlinge, Namens Toiawa, zu gehorchen, der sich redlich, gemäßigt und klug zeigte. Er kam an Bord, erhielt einige Geschenke und versprach, den Engländern in allem zu Dienste zu seyn. Auf sein Wort gingen die Officiere und Naturforscher an's Land und wurden nicht beunruhigt; am 10. aber führte die Lebhaftigkeit eines Officiers ein trauriges Ereigniß herbei. Er hatte einen Neuseeländer ein Stück Zeug gegeben, um eine Decke dafür einzutauschen, aber die Wilde wollte dann die Decke nicht herausgeben und antwortete auf die Vorwürfe durch Spott und Drohungen. Der Officier schoß darauf den Wilden auf der Stelle nieder. Die Häuptlinge erklärten indeß den Wilden für schuldig und sprachen den Officier das Recht zu, denselben zu tödten. So hatte die Sache keine weitern Folgen.

Bei einem andern Ausfluge besuchten die englischen Officiere einen Pa oder eine Festung der Eingeborenen, welche bedeutender war, als alle, die man bis dahin gesehen hatte. (Taf. 46. Abbild.)

Im Augenblicke, als der „Endeavour" aus der Bucht herausfuhr, näherten sich ihm zwei große Piroguen mit feindseligen Aeußerungen. Tupaia konnte die Wilden nicht besänftigen, aber ein Flintenschuß trieb sie sogleich zurück. Cook gelangte darauf in eine andere tiefe Bucht, welche sich in einem schönen Flusse endigte, dessen Wasser drei Meilen von der Mündung völlig süß war. Man fuhr auf diesem Flusse 14 Meilen hinauf und sah an den Ufern eine Art Fichte, welche man für nützliches Bauholz hielt. Mehrere dieser Bäume hatten sechs Fuß über dem Boden fast 18 Fuß im Umfange und maßen bis an die obersten Aeste 80 Fuß.

Digitized by Google

Diesen Fluß und die große Bai dabei nannte Cook Themse, der wahre Name aber des erstern ist Wai Kahu Runga und der Bai Schuraki. Die Eingeborenen zeigten sich ziemlich freundschaftlich; nur einen glaubte man züchtigen zu müssen, weil er Stücke von einem Telescope entwendet hatte. Cook erzählt, die andern hätten die Geißelung gebilligt, sie hielten es aber für gerathen, sich von dem Schiffe zu entfernen und kamen nicht wieder dahin.

Vor der Bai Wangari mußten die Kanonen nochmals gebraucht werden, um den kriegerischen Eifer der Eingeborenen abzukühlen, welche auf großen Piroguen herbeigekommen waren. — Auch die Eingeborenen der Inseln Motu Karo veranlaßten thätliche Zurechtweisungen von Seiten der Engländer. Darauf begab sich Cook, durch widrigen Wind genöthiget, in eine mit vielen Inseln übersäete Bai, die er deshalb die Inselbai nannte. Auch hier mußte er seine Zuflucht zu den Flinten und Kanonen nehmen, um die Wilden zurückzuhalten, welche das Schiff plündern wollten. Als die Engländer ans Land gingen, versuchten die Eingeborenen, sich zu entschuldigen; sie stimmten einen Kriegsgesang an und stürzten sich auf die Böte. Mit einigen Flintenschüssen und Kanonensalven wurde man sie los. Nach dieser Probe von der Stärke der Fremden hielten sich die Wilden ruhig und zeigten nur freundschaftliche Gesinnungen. Jeden Tag kamen sie an das Schiff, um friedlich und redlich einen Tauschhandel zu betreiben. Die Officiere konnten überall, wo sie wünschten, ohne Gefahr an's Land gehen; man nahm sie ganz herzlich auf. Der Bezirk schien sehr bevölkert zu seyn; man bemerkte mehrere von schönen Pflanzungen umgebene Dörfer, sowie einzeln stehende Hütten. Auf dem Lande sah man mehrere Stücke morus papyrifra, aus deren Rinde die Taitier ihre schönen Zeuge verfertigen. Die Pflanze schien übrigens in der Inselbai selten zu seyn und die Eingeborenen machten nur einige kleine Schurze daraus.

Bei der Erforschung des nördlichen Theiles von Neuseeland hatte Cook viel mit widrigem Winde zu kämpfen, aber er zeigte, wie überall, auch hier eine unermüdliche Ausdauer. Endlich, am 1. Jan. 1770, fuhr er um das Vorgebirge Pringo herum und erschien an der westlichen Küste, die er bis an das Cap Boriell untersuchte. Gewöhnlich stellten sich ihm nur steile und unzugängliche Felsen oder Dünen von traurigem Aussehen entgegen. Er wurde deshalb nirgends versucht, zu landen. Darauf begab er sich in einen tiefen Einschnitt, den Tasman für einen Meerbusen gehalten hatte, und ankerte am 15. Januar in einer Bai an der südlichen Küste, welcher er den Namen Canal der Königin Charlotte gab.

Als die Engländer an's Land gingen, um Wasser einzunehmen, schienen die Eingeborenen ziemlich gut gestimmt zu seyn, man mußte aber doch mit Schrot auf einen schießen, der sich unredlich und unverschämt benahm. An dieser Stelle überzeugte sich Cook auch, daß die Neuseeländer die Körper ihrer im Kampfe gebliebenen Feinde verzehrten. Halb abgenagte menschliche Knochen lagen hier und da auf dem Boden, und sie verheimlichten es auch gar nicht, daß es Ueberreste von einem Festmahle wären. Sie setzten hinzu, von dem Kopfe äßen sie nur das Gehirn und bewahrten das Uebrige auf. Auf den Wunsch des Naturforschers Cook's, einen solchen Kopf zu sehen, brachte ihm ein Greis vier, deren Haare und Schädel noch im natürlichen Zustande sich befanden. Das Fleisch daran mußte durch eine besondere Vorbereitung erhalten seyn, denn es war zwar weich, hatte aber keinen unangenehmen Geruch. Der Naturforscher kaufte einen dieser Köpfe, aber einen zweiten wollte der Eingeborene nicht abtreten. Dagegen bildete sich ein starker Tauschhandel mit Menschenknochen, welche die Engländer eifrig kauften, als Beweise des Cannibalismus dieser Wilden.

An einem Theile des Dorfes bemerkte man mit Erstaunen ein mit Federn geschmücktes Kreuz, das einem Crucifix ganz ähnlich war. Als man nach dem Gebrauche dieses Zeichens fragte, antwortete man, es sey zu Ehren eines Todten aufgerichtet worden. Da die Wilden vorher erklärt hatten, sie begrüben ihre Todten nicht, sondern würfen sie in das Meer, so wollte man wissen, ob der Leichnam noch unter dem Kreuze liege, aber die Eingeborenen gaben keine Antwort.

Cook wünschte ferner zu wissen, ob es in dem Lande noch eine Erinnerung von der Anwesenheit Tasman's gebe. Er ließ deshalb durch den Taitier Tupaia den Häuptling Topaa fragen. Dieser entgegnete indeß, er habe nie etwas davon gehört, setzte aber hinzu, seine Vorfahren hätten erzählt, es sey früher einmal an dieser Stelle ein kleines Schiff aus einem fernen Lande, Ulimaroa, angekommen und darauf hätten sich vier Männer befunden, die bei der Landung umgebracht worden wären.

Cook blieb drei Wochen an dieser Stelle und ging dann wieder unter Segel. Er wendete sich gegen SO. und überzeugte sich, daß die von Tasman für eine Bai gehaltene Einsenkung eine wirkliche Straße oder Meerenge sey, die den Namen des englischen Capitains erhielt. Nachdem er an der Küste des nördlichen Landes (Ika-na-Nawi) bis an das Vorgebirge Tapolo Polo gekommen war und sich überzeugt hatte, es sey eine Insel, wendete er sich an das südliche (Tawai Punamu), um es ebenfalls genauer kennen zu lernen.

An dem ganzen SO-Striche von Tawai Punamu sah Cook nur ein einziges Mal Wilde an einer Stelle, die er Lookers nannte, wo vier oder fünf Piroguen mit Eingeborenen das Schiff erstaunt betrachteten. Trotz der dringenden Einladung Tupaia's, wollten sie nichts mit den Engländern zu thun haben und kehrten an's Land zurück, zufrieden, ihre Neugierde befriedigt zu haben. Am 9. März kam man um das Südcap von Neuseeland herum und gelangte an die Erforschung der NW-Küste der südlichen Insel. Dieser ganze Küstenstrich, der meist steil, wild, unbebaut und von der Brandung gepeitscht war, bot den Schiffern keine interessante Episode dar. Den 28. März ankerte man in einer Bai der Cook's Straße, welche Admiralitätsbai genannt wurde, und wo man drei Tage zur Einsammlung von Wasser und Holz verwendete. Das Land schien seit langer Zeit verlassen zu seyn. Kaum fand man einige verfallene Hütten. Das umliegende Land war bergig und mit Bäumen, Büschen und Farrnkraut bedeckt, wodurch es fast unzugänglich wurde.

Endlich am 31. März verlor Cook Neuseeland aus dem Gesichte, nachdem er die ganze Küste desselben erforscht und die kostbarsten geographischen Data gesammelt hatte, während seine Gefährten Banks und Solander die Wissenschaft mit einer Menge neuer Begriffe über die Ethnographie und die Naturgeschichte dieser Gegenden bereicherten.

Eben als Cook vor der Bai Ubudu vorbeifuhr, ankerte der Capitain Surville daselbst, der ihr den Namen Lauriston-Bai gegeben hatte. Als Surville an's Land ging, kam ihm der Häuptling des Dorfes entgegen, während hier und da verstreute Eingeborene Hundefelle und Grasbackete, die sie in den Händen hielten, abwechselnd heben und senkten. Man konnte sich diese Geberden nicht erklären, aber den nächsten Tag erschienen die Wilden in Haufen und bewaffnet. Auf das Gesuch des Häuptlings ging Surville allein an die Küste. Der Häuptling verlangte die Flinte des Capitains, und als in diese abgeschlagen wurde, den Degen. Diesen bewilligte ihm Surville und der Wilde zeigte die Waffe stolz seinen Landsleuten an die er eine sehr lebendige Anrede hielt. Von diesem Augenblicke an herrschte das beste Vernehmen zwischen den Neuseeländern und den Franzosen, so daß sich die letztern Lebensmittel und Erfrischungen in Menge verschaffen konnten.

Während sich Surville in dieser Bai befand, beachte ein heftiger Sturm sein Schiff in die größte Gefahr; der Capitain rettete es zwar durch geschickte Manöver, aber die Schaluppe, die sich mit den Kranken am Lande befand, mußte vor dem schlechten Wetter fliehen und sich in eine kleine Bucht bei einem Dorfe flüchten, wo ein Häuptling Nagui Nui herrschte. Dieser nahm die Kranken in seine eigene Wohnung auf und reichte ihnen alle Erfrischungen, ohne etwas dafür annehmen zu wollen. Der Sturm hatte überdies ein Boot vom Schiffe losgerissen und an das Dorf Nagui Nui's geworfen. Der Capitain ließ es sogleich suchen, aber die Eingeborenen bemächtigten sich desselben und versteckten es so gut, daß es nicht gefunden werden konnte. Als Surville alle Nachsuchungen nutzlos sah, entschloß er sich, wegen des Diebstahls Rache zu nehmen. Es befanden sich Eingeborene an der Küste und er lud sie ein, näher zu kommen; dann ergriff er einen, führte ihn an Bord, bemächtigte sich einer Pirogue,

Digitized by Google

verbrannte die, welche an dem Strande lagen, steckte das Dorf an und ging unter Segel, um Neuseeland zu verlassen. Es war dies eine grausame, nicht zu rechtfertigende Rache.

Leider war der ergriffene Eingeborene der Häuptling Nagui Rui selbst, der die Kranken so wohlwollend und uneigennützig aufgenommen hatte. Er starb am 12. März 1770 vor den Inseln Juan Fernandez.

Am 24. März 1772 erschien darauf der Capitain Marion mit den Schiffen „Mascarin" und „les Castries", besuchte einige Punkte der Küste und ankerte am 4. Mai in der Inselbai. Den Abend vorher kamen drei Pirogen dem Schiffe drei Stunden weit entgegen, und die Eingeborenen willigten nach einiger Zögerung ein, sich an Bord zu begeben. Sie aßen das Brod, das man ihnen anbot, nahmen aber die geistigen Getränke nur mit Widerstreben. Hemden und Beinkleider, die man ihnen gab, machten ihnen große Freude, den höchsten Werth aber legten sie auf Eisen. Fünf oder sechs verlangten, die Nacht über auf den Schiffen zu bleiben. Am 12. Mai ließ Marion Zelte auf einer Insel Motu Rua nahe am Ankerplatze für die Kranken aufschlagen. Die Schiffe wurden sogleich von Pirogen umringt und die Wilden darauf brachten eine Menge Fische, welche sie gegen alte Nägel, Eisenstücke und einige Glasperlen austauschten. Alle schienen sanft und bescheiden zu seyn und wußten bald die Namen aller Officiere. Die Häuptlinge zeichneten sich vor den andern durch Federbüschel auf dem Kopfe aus, und die verheiratheten Frauen erkannte man an einer Binsenflechte, welche das Haar vorn auf dem Kopfe festhielt, während die Unverheiratheten dasselbe frei trugen. (Taf. 48. Abbild.) Die Wilden hatten auf dieses Unterscheidungszeichen selbst aufmerksam gemacht und angedeutet, die Franzosen könnten ihre Bewerbungen bei den Mädchen anbringen, sollten aber die Frauen verschonen.

Nach erhaltener Einladung begaben sich die Franzosen auch an's Land. Man zählte an der Küste der Bai ungefähr 20 Dörfer, von denen mehrere 400 Einw. haben konnten. Die kleinsten hatten etwa 200 Bewohner. Sobald die Officiere ausstiegen, kamen ihnen die Wilden entgegen und drangen in dieselben, sie in ihren Häusern zu besuchen.

Marion hatte nach mehrern Ausflügen einen Wald von herrlichen Cedern entdeckt, der nur drei Stunden vom Ankerplatze entfernt war und wo man Bäume finden konnte, die wohl zum Ersatze der verlorenen Masten dienten. Sogleich fing man die Arbeiten an und stellte drei Wachtposten auf, wo sich Soldaten mit einem Officier befanden.

Die Wilden besuchten diese Posten häufig und brachten Fische, Wachteln, Holztauben und wilde Enten, aßen mit den Europäern und halfen ihnen bei der Arbeit, ja trugen sie auf den Armen, wenn sie müde waren. Der Capitain kannte keine größere Freude, als unter diesen Menschen zu seyn; seine Kajüte war immer gedrängt voll; er überhäufte sie mit Geschenken und fing an, mit ihnen zu sprechen. Die Eingeborenen bedienten ihn, als wären sie seine Sclaven, brachten ihm alle Tage die schönsten Fische, trugen ihn auf den Armen, wenn er an's Land kam, und jubelten vor Freude; die Weiber, die Mädchen und selbst die Kinder liebkosten ihn und alle nannten ihn bei seinem Namen. Jeder Officier hatte unter den Wilden einen besondern Freund, der ihn überall begleitete; kurz das Volk schien das gastfreundlichste, das sanfteste auf der Welt zu seyn.

Am 8. Juni erklärten die versammelten Häuptlinge Marion zum Oberhäuptling des Landes und steckten ihm zum Zeichen seiner Würde vier prächtige weiße Federn auf den Kopf. Der Lieutenant Crozet bemerkte indeß, daß ein junger Wilder, der ihn besonders interessirte, ein bis dahin immer lustiger Bursche, plötzlich traurig und bekümmert wurde. Er wies die Geschenke zurück, die ihn Crozet anbot, nahm nicht einmal Speisen an, ging traurig fort und kam nicht wieder. Bei einigen wilden Freunden der Officiere bemerkte man dasselbe. Sie hatten Kenntniß von einem Complott und entfernten sich, entweder, um daran Theil zu nehmen, oder um bei dem Verbrechen nicht zugegen zu seyn. Die Franzosen ahneten nichts und es bedurfte, um ihnen die Augen zu öffnen, einer plötzlichen, unerwarteten schrecklichen Katastrophe. Die Leute in einer Schaluppe, welche Wasser und Holz holen sollten, wurden ermordet, und Marion mit sechszehn Personen in einem Boote verschwand. Crozet, den man noch den Vorfall anzeigen konnte, rettete das Uebrige, nahm schreckliche Rache an den Wilden und ließ dann die Todten auf der Insel begraben. Man suchte einige Verwundete zu ergreifen, um sie zu verbinden, aber die Unglücklichen wehrten sich wie wahnsinnig, so daß man keinen einzigen zurückhalten konnte.

Die nothwendigen Arbeiten hielten die Franzosen fast noch einen ganzen Monat an diesem Punkte zurück. Während dieser Zeit versuchten die Wilden zu wiederholten Malen, sie heimtückisch zu überfallen, aber alle ihre Plane scheiterten und sie verloren noch mehrere Leute.

Ehe man das verderbliche Land verließ, wollte der Capitain noch einen letzten Versuch machen, um Aufklärung über das Schicksal Marion's und seiner Gefährten zu erhalten. Eine wohlbewaffnete Schaluppe wurde mit einem Detaschement nach dem Dorfe geschickt, welches nach den Erzählungen der Eingeborenen der Schauplatz der Katastrophe gewesen war. Der befehligende Officier landete an derselben Stelle, wo man die Böte an dem Strande gesehen hatte; aber sie waren nicht mehr da, die Eingeborenen hatten sie verbrannt, um das Eisen davon zu erhalten. Das Detaschement rückte nun gegen das Dorf, aber unterdeß flohen die Eingeborenen und man sah, daß der Häuptling, Tekuri, den Mantel Marion's umhatte. Kaum waren einige Greise zurückgeblieben, die nicht hatten fliehen können und die friedlich vor den Thüren ihrer Hütten sitzen blieben. Einer derselben, den man gefangen mitnehmen wollte, stieß, ohne sich viel zu bewegen, einen Soldaten mit dem Spieße. Man erschoß den Widerspänstigen, that aber den Uebrigen nichts zu Leide. Die Nachgrabung in der Wohnung Tekuri's brachte den Schädel eines nicht lange gestorbenen Menschen heraus, an dem noch einige Fleischtheile hingen. Man fand auch ein Stück von einem menschlichen Schenkel, der am Bratspieße stak und zu drei Vierteln verzehrt war.

In den andern Häusern fand man ein mit Blut befleckles Hemd, das Marion gehört hatte, die Kleidungsstücke und Pistolen des jungen Baudricourt, verschiedene Waffen und mehrere Stücke von den Sachen der Matrosen. Nach der Sammlung dieser traurigen Beweise von der Ermordung ihrer Gefährten, steckten die Franzosen die Hütten in Brand und das ganze Dorf wurde in Asche gelegt.

Zu derselben Zeit bemerkte man, daß die Insulaner ein anderes Dorf in der Nähe verließen, das sehr befestigt war und unter dem Häuptlinge Piki Ore stand. Da man starken Verdacht hatte, die Bewohner desselben möchten an der Ermordung mit schuldig seyn, so begaben sich die Franzosen auch dahin, und fanden ebenfalls mehrere Gegenstände. In der Wohnung Piki Ore's z. B. gereinigte und gekochte menschliche Eingeweide. Auch dieses Dorf wurde in Asche gelegt.

Nach diesen Repressalien verließen die beiden Schiffe die Inselbai am 14. Juli 1772.

Bei seiner zweiten Reise, im März und April 1773, hielt sich Cook lange in der Inselbai, bei dem Westcap von Neuseeland, auf. Die Officiere und Naturforscher durchstreiften die Gegend nach allen Richtungen und hatten mehrmals Gelegenheit, den wilden und oft malerischen Charakter der Landschaft zu bewundern. Uebrigens fand man daselbst nur eine Familie von 7 bis 8 Personen, welche dahin verbannt zu seyn schienen. Die Engländer standen in freundschaftlicher Verbindung mit ihnen und überhäuften sie mit kleinen Geschenken.

Von da begab sich Cook in den Canal der Königin Charlotte, wo er seinen Reisegefährten, den Capitain Furneaux, wiederfand, von dem er seit 14 Wochen getrennt war. Die Eingeborenen betrieben einen regelmäßigen und freundschaftlichen Handel an den Schiffen und die jungen Mädchen ergaben sich, nach erhaltener Erlaubniß, den Matrosen um die Wette und für eine Kleinigkeit. Einige sträubten sich allerdings und die verheiratheten Frauen zeigten sich außerordentlich keusch. Man versuchte, einige Gewächse und Thiere Europas an diesem Punkte zu acclimatisiren; die erstern gediehen, zwei Schafe starben aber nach wenigen Tagen, während die Ziegen sich schnell vermehrten. Cook besuchte noch mehrere Punkte, kam auf

Digitized by Google

seiner dritten Reise wieder nach Neuseeland und der Capitain Furneaux verlor in einem Hinterhalte zehn Mann. Nach ihnen kam Vancouver 1791, dann 1793 d'Entrecasteaux und in demselben Jahre der Capitain Hansen von dem „Dädalus".

Lange hatten sich alle Neuseeländer geweigert, auf ein Schiff zu gehen und eine europäische Colonie zu besuchen. Der erste, welcher sich dazu entschloß, war ein Häuptling von der Inselbai, Tepahi. Um das Jahr 1805 ließ er sich mit seinen fünf Söhnen auf die Insel Norfolk bringen und begab sich von da nach Port Jackson. Er wurde dort sehr gut behandelt und kehrte mit vielen Geschenken, nützlichen Geräthschaften und Werkzeugen zurück. Auf dem Schiffe, das ihn wieder in sein Vaterland brachte, befand sich ein junger Engländer, Georg Bruce, der die Erlaubniß erhielt, mit Tepahi zu Rangui Hu zu bleiben. Bald hatte Bruce die Liebe des Häuptlings verdient und erworben, der ihm seine Tochter zur Frau gab und ihn zu seinem ersten General ernannte. Um diese doppelte Ehre erhalten zu können, mußte Bruce sich vollständig tättowiren lassen, worauf er für würdig erklärt wurde, die Hand Eteki's, der jüngsten Tochter Tepahi's, zu erhalten, die damals kaum funfzehn Jahre alt war. Bruce wurde nun ein angesehener Mann in seinem Stamme und leistete mehr als einmal den Schiffen seiner Landsleute wesentliche Dienste. Die Engländer zeigten sich freilich nicht immer dankbar und Einer besonders benahm sich gegen ihn wie ein Buccanier oder Seeräuber, nämlich der Capitain Dalrymple von dem „General Wellesley". Obgleich ziemlich weit von dem Bezirke Tepahi's ankernd, wendete sich jener Capitain doch an Bruce, um Lebensmittel zu erhalten. Bruce war bereit dazu; dann verlangte Dalrymple einen andern Dienst: ihn an das Noedcop zu begleiten, um ihm bei dem Tauschhandel behilflich zu seyn. Nach einigem Widerstreben willigte Bruce ein und ging mit seiner Frau auf das Schiff nach dem förmlichen Versprechen des Capitains, ihn zu seinem Stamme zurückzubringen. Statt dies Versprechen zu halten, segelte Dalrymple nach Indien, ließ Bruce zu Malacca und verkaufte die Frau zu Penang. Man behauptet indeß, Bruce sey zu seiner Frau gelangt und mit ihr nach Neuseeland zurückgekehrt. Wie dem auch seyn möge, man hörte weiter nichts von ihm.

Diese treulosen und rohen Handlungen, welche von Zeit zu Zeit geschahen, führten bald zu schrecklichen Repressalien von Seite der Eingebornen. So geschah es dem Capitain John Thomson von dem „Boyd". Dieses Schiff hatte zu Wangaroa mehrere Eingeborene aufgenommen, um sie in ihre Heimath zu bringen. Darunter befand sich auch der Sohn eines Häuptlings von Wangaroa, Namens Taara, der aber bekannter ist unter dem Namen Georg. Derselbe hatte zwar die Ueberfahrtskosten bezahlt, legte aber überall mit Hand an, und nur Krankheit hinderte ihn an der Fortsetzung seiner freiwilligen Arbeit. Da ließ ihn der rohe Capitain streng züchtigen, verweigerte ihm seine Ration und drohete, ihn ins Meer zu werfen. Vergebens stellte Taara vor, er dürfe als Häuptling nicht wie ein Sclave geschlagen werden, man hörte nicht auf ihn und schlug nur noch mehr. Taara machte nun den Heuchler, in der Heimath aber rief er seine Freunde zusammen und das Verderben des „Boyd" wurde beschlossen.

Der ebenso unvorsichtige als grausame Thomson hatte sich mit fast seiner ganzen Mannschaft an das Land begeben und das Schiff der Bewachung nur einiger Matrosen überlassen. Kaum erschien er vor Tepahi, als dieser ihm strenge Vorwürfe wegen der Behandlung seines Sohnes machte und ihn mit einem Keulenschlage niederstreckte; alle seine Begleiter hatten dasselbe Schicksal. Zu gleicher Zeit ging auf dem Schiffe eine blutige Scene vor. Die Eingeborenen, welche in grosser Anzahl an das Schiff gekommen waren, kletterten auf dasselbe und fielen über die zurückgebliebenen Matrosen her. (Taf. 49. Abbild.) Einige, die sich in das Takelwerk geflüchtet hatten, wurden durch den Häuptling Tepahi gerettet, der von der Inselbai kam und sie in seine Pirogue nahm; aber kaum hatten sie das Land betreten, so stürzten sich die Eingeborenen von Wangaroa über sie und erschlugen sie. Die Körper der Opfer wurden darauf von den Siegern gebraten und verzehrt. Es befanden sich 70 Personen auf dem „Boyd" und es entgingen der Metzelei nur zwei Frauen und ein Kind, welche sich gleich anfangs versteckt hatten. Als man sie später fand, erfuhren sie keine schlechte Behandlung und wurden kurz nachher einem Capitain übergeben, welcher in der Bai anlegte; auch ein Schiffsjunge entkam. Er hatte während der Ueberfahrt dem Häuptling Taara einige Gefälligkeiten erzeigt und dieser ihn liebgewonnen. Mitten in der blutigsten Metzelei bemerkte er den Häuptling, eilte zu ihm und sagte: „Georg, Du wirst mich nicht umbringen." Trotz dem, daß der Wilde in dem Augenblicke sehr gereizt war, nahm er den Knaben doch in Schutz. „Nein, mein Junge," sagte er, „ich werde Dir nichts zu Leide thun, Du bist ein gutes Kind." Und wirklich wurde er geschont. Die Wegnahme des Schiffes wurde übrigens dem Sieger selbst verderblich. Der Vater Taara's wollte, als man Herr des Schiffes war, eine Flinte versuchen. Da er sich bei einem Pulverfasse mit eingeschlagenem Boden befand, so fing das Pulver durch den Schuß Feuer, sprengte den Alten in die Luft und verbrannte das Schiff. Dieses Ereigniß brachte Taara vollends gegen die Europäer auf, denen er den Tod seines Vaters zuschrieb.

Man hat gesehen, daß der Häuptling Tepahi, wenn auch vergebens, einige englische Matrosen vor diesem Unglücke zu schützen suchte. Statt daß ihm dieses Benehmen die Freundschaft der Europäer erwerben sollte, zog es ihm deren Unwillen zu. Man verwechselte seinen Namen mit dem Tepuhi's, des Vaters Georgs, und er galt für einen der Urheber der Metzelei. Um Rache zu nehmen, erschienen einige Monate nachher mehrere Capitaine von Wallfischjägern in der Inselbai und griffen vereint die Insel an, auf welcher der Stamm Tepahis lebte. Die Eingeborenen wurden bei diesem ungerechten und unerwarteten Anfalle sehr gemißhandelt, mehrere getödtet, viele verwundet. Ihr Dorf verschwand von der Erde. Tepahi entfloh zwar, schwer verwundet, blieb aber einige Zeit darauf in einer Schlacht mit dem Stamme Wangaroa, die ursprünglich durch die Wegnahme des „Boyd" veranlaßt wurde.

Um diese Zeit verließen mehrere Insulaner nach dem Beispiele Tepahi's ihr Vaterland, um den Europäern zu folgen und deren Sitten durch einen Aufenthalt unter ihnen kennen zu lernen. Maunga von Korora Reka begab sich 1805 unter dem Schutze des Dr. Savage nach England und wurde der königlichen Familie, so wie verschiedenen ausgezeichneten Personen vorgestellt, welche ihm reiche Geschenke gaben. Nach der Rückkehr wurde er bald von dem Ariki wegen eines am Bord eines Schiffes begangenen Diebstahls verbannt. Nach Ablauf seines Exils kam er zurück und stand unter dem Namen King Harry in einigem Ansehen.

Ein anderer junger Neuseeländer, Mawi, Neffe Taara's, des Ariki von Korora Reka, wurde in einem Alter von kaum zehn Jahren von seinem Vater 1806 einem Capitain anvertraut, der ihn von den Vortheilen der Civilisation und den Wohlthaten des Christenthums überzeugt hatte. Mawi lernte bei einem Ansiedler auf der Insel Norfolk lesen und schreiben, und folgte ihm 1812 nach Neu-Süd-Wales. Nach einiger Zeit brachte man ihn nach London in die Erziehungsanstalt der Missionsgesellschaft. Sein Benehmen war exemplarisch. Er zeigte die größte Lernbegierde und man gründete große Hoffnungen auf ihn, als er am 28. Decbr. 1816 an einem Faulfieber starb.

Dua Tara, der Neffe Tepahi's, hatte ein noch seltsameres Schicksal. Er wünschte sich in der Schule der Europäer zu unterrichten, konnte aber nie zur Verwirklichung seines Planes gelangen. Er war das Spielzeug treuloser Schiffscapitaine und lernte von unserer Civilisation nur die schlimmen Seiten kennen. Er schiffte sich 1805 auf dem Wallfischjäger „Argo" ein, diente da über ein Jahr als Matrose und wurde nach dieser Zeit ohne alle Entschädigung zu Port Jackson an's Land gesetzt. Hier ging Dua Tara auf den Wallfischjäger „Albion", Cap. Richardson, und fischte sechs Monate lang mit an den Küsten von Neuseeland. Als der „Albion" in der Inselbai ankerte, kehrte Dua Tara zu seinen Freunden zurück und erhielt diesmal von dem Capitain als Bezahlung für seine Dienste einige europäische Artikel.

Als ein halbes Jahr darauf „die Santa Anna", Cap. Moody, erschien, schiffte er sich von neuem ein und wurde mit einem andern Neuse-

Digitized by Google

länder, zwei Taitiern und zehn Europäern an der Insel Bounty ausgesetzt, um dort Seehunde zu fangen. Hier blieben diese Menschen fünf Monate lang und erduldeten unerhörte Leiden und Entbehrungen. Erst nach dieser Zeit kam die „Santa Anna" wieder, nahm 8000 zugerichtete Seehundsfelle ein und segelte nach England, dem Lande, wohin Dua Tara sich so lange sehnte. Im Juli 1809 kam das Schiff in der Themse an. Dua Tara wünschte den König zu sehen, was ihm Moody versprach, nach einigen Tagen ließ aber der treulose Capitain den Wilden auf die „Anna" bringen, welche Verbrecher nach Neu-Süd-Wales führen sollte. Vergebens verlangte der unglückliche Insulaner einige Sachen und den Lohn für seine langen Dienste; man antwortete ihm, in Port Jackson werde er Flinten erhalten. Krank, abgemagert, halb todt kam Dua Tara an Bord der „Anna". Zum Glück kehrte Marsden auf demselben Schiffe nach Port Jackson zurück, erfuhr aber erst nach einiger Zeit die Anwesenheit Dua Tara's. Als er den Armen zum ersten Male sah, saß er, von Lumpen bedeckt und an einem heftigen Husten leidend, betrübt da. Auf die Frage Marsden's erzählte er seine Abenteuer, und setzte hinzu, die englischen Matrosen hätten ihn so grausam geschlagen, daß er Blutspucken bekommen, und der Capitain habe ihm seinen Lohn vorenthalten, so wie ihm gehindert, den König zu sehen.

Marsden nahm sich des Wilden an, behielt ihn acht Monate bei sich zu Parramatta und verschaffte ihm dann eine Gelegenheit zur Rückkehr in sein Vaterland. Der Capitain hatte sich blos ausgedungen, daß Dua Tara und zwei andere Neuseeländer, welche mitfuhren, bei der Beladung des Schiffes zu Neuseeland mit arbeiteten.

Bei dem Cap Otu blieb Dua Tara zwei Tage am Lande, um der Mannschaft Schweine und Patateu zu verschaffen, worauf sich der Capitain anschickte, seine Ladung Thran einzunehmen, womit er nach ungefähr sechs Monaten zu Stande kam. Da sich das Schiff in der Nähe der Inselbai befand, so erinnerten Dua Tara und seine Gefährten den Capitain an die eingegangenen Verbindlichkeiten und baten ihn, sie an der Küste ihres Vaterlandes aussetzen zu lassen, das sie vor sich sahen. Sie waren weit entfernt, eine neue Treulosigkeit zu erwarten und man kann sich also ihr Erstaunen denken, als ihnen der Capitain antwortete, er fahre nach der Insel Norfolk und würde auf dem Wege anlegen, um sie an einem andern punkte Neuseelands auszusetzen. An der Insel Norfolk wurde Dua Tara mit seinen beiden Landsleuten an's Land geschickt, um Wasser zu holen; die Brandung warf ihr Boot um und sie wären fast ertrunken. Der arme Neuseeländer war noch nicht am Ziele seiner Leiden. Als er wieder an Bord kam, erklärte der Capitain, er werde nicht wieder nach Neuseeland zurückkehren, sondern nach England segeln, müsse ihn und seine Landsleute deshalb auf der Insel Norfolk lassen. Auf diesem öden und armen Eilande ließ man sie wirklich. Der Capitain Greyner von dem Wallfischjäger „Anna" fand sie, nahm sie halb verhungert auf und brachte sie nach Parramatta zu Marsden zurück. Endlich nach einem zweiten Aceerbe und einer nochmaligen fünfmonatlichen Fahrt wurde der arme Dua Tara 1812 seinem Vaterlande wiedergegeben und brachte Getreide, sewie Ackergeräthe mit.

„Nach seiner Ankunft erhielt Dua Tara sogleich die Macht seines Oheims Arpahi, der gestorben war. Da ihm die Bebauung des Bodens sehr am Herzen lag, so rief er sogleich seine Freunde zusammen, setzte ihnen die Vortheile auseinander, welche man von dem Ackerbaue haben könne, zeigte ihnen seine Getreidekörner und erklärte ihnen, daß daraus das Brod und der Zwieback bereitet würden, welche sie auf den europäischen Schiffen so gern äßen; dann theilte er etwas unter sie und behielt das Uebrige für sich und seinen Oheim Schongui, einen der einflußreichsten Häuptlinge dieses Theiles von Neuseeland. Alle säeten die Körner, aber alle, mit Ausnahme Schongui's, rissen das junge Getreide grün aus, weil sie sich einbildeten, die Früchte müßten an der Wurzel wachsen, wie bei den Kartoffeln; da sie nichts daran fanden, so brannten sie alles nieder und erzählten es Dua Tara, um ihn zu höhnen. Was er ihnen auch sage, sie glaubten ihm nicht. Als indeß das Getreide Dua Tara's und Schongui's reif war, zeigte man es den Ungläubigen. „Ja," sagten sie, „das sind wohl Körner, aber daraus kann man kein Brod machen." Dua Tara suchte die Körner auf einer Kaffeemühle zu mahlen, was ihm nicht gelang und die Meinung der Ungläubigen zu bestätigen schien. Im nächsten Jahre schickte Marsden eine Handmühle und Dua Tara machte vor den versammelten Häuptlingen Mehl, sowie daraus einen Kuchen, den er unter sie vertheilte. Nun waren sie überzeugt, jubelten vor Freude und äußerten den Wunsch, die nützlichen Samen zu bauen.

Auf die Nachricht der guten Stimmung der Eingeborenen entschloß sich Marsden, zwei bei der Mission angestellte Personen, Kendall und Hall, dahin zu schicken, mit dem Auftrage, nachzusetzen, ob wohl eine Anstalt dort begründet werden könne. Diese beiden Missionäre kamen am 1. Juli 1814 in der Inselbai an und verwendeten sechs Wochen auf den Besuch der benachbarten Völkerschaften. Man nahm sie überall gut auf und mehrere Häuptlinge wollten die Missionäre nach Port Jackson begleiten, damit Marsden sich schneller entschließe, eine Mission bei ihnen anzulegen.

Marsden wollte eine so wichtige Maßregel nicht Andern überlassen und schiffte sich deshalb am 19. Novbr. 1814 mit Kendall, Hall, King und deren Familien ein. Bei seiner Ankunft besuchte er mehrere Stämme und wurde überall ehefurchtsvoll und freudig aufgenommen. Nach einem Ausfluge zu dem mächtigen Ariki Hupa veranstaltete er eine Zusammenkunft der Häuptlinge und schloß hier einen Handel, nach welchem er für zwölf Beile 200 Acker Land auf dem Gebiete Rangui Hu für die allgemeine Missionsgesellschaft erhielt. Als Siegel des Vertrags fügte der verkaufende Häuptling dem Papiere eine Copie der Tätowirung seines Gesichts bei; das war seine Unterschrift. Auf diesem Grunde wurden schnell Hütten erbaut, welche die Missionäre mit ihren Familien und Arbeitern bezogen. Die Niederlassung bestand ursprünglich aus 25 Europäern von jedem Alter und Geschlecht.

Nach dieser Einsetzung verließ Marsden Rangui Hu am 26. Febr. 1815. Bald darauf starb Dua Tara, was für Neuseeland ein unersetzlicher Verlust war. Er allein hatte so lange unter den Europäern gelebt, um deren Civilisation zu begreifen und die Hilfsmittel derselben benutzen zu können. Als er die Missionäre ein Stück Land von Rangui Hu colonisiren sah, sagte er zu Marsden: „nachdem ich nun den Getreidebau auf Neuseeland eingeführt habe, wird es ein wichtiges Land werden. Ich werde Getreide nach Port Jackson bringen und dafür Spaten, Beile, Hacken, Thee, Zucker ꝛc. kaufen können." Er sah schon Neuseeland einen Anblick wie die Umgegend von Sydney gewähren; er dachte an Urbarmachungen nach großem Maßstabe und hatte bereits den Plan zu einer regelmäßigen Stadt entworfen. Damit beschäftigte sich sein Geist, als ihn die Krankheit im 28. Jahre hinraffte. Man darf indeß nicht glauben, daß Dua Tara sich ganz den neuseeländischen Vorurtheilen entzogen hätte. Ein zehnjähriger Aufenthalt unter den Europäern, ein seltener Verstand und ein sicheres Urtheil konnten dem Einflusse der Erinnerungen aus der frühern Jugend nicht entgegenwirken. Derselbe Mann, welcher bei den Engländern über den Aberglauben seines Landes spottete, wurde während der Krankheit wieder ein Sclave desselben wie seine Landsleute. Er unterwarf sich den rohesten Forderungen des Tabu.

Die Missionäre hatten die Wirkungen dieses in dem Lande allmächtigen Aberglaubens zu fürchten. Obgleich alles dem Anscheine nach ruhig war, konnten sie doch unversehens bei dem Tode Dua Tara's in Folge eines seltsamen Gebräuches überfallen werden, der in einem solchen Falle verlangt, daß die benachbarten Nationen mit den Waffen das Gebiet des Verstorbenen verwüsten. Durch die Vermittelung des mächtigen Schongui und einiger andern Häuptlinge entgingen sie indeß diesmal dieser Heimsuchung.

Die frommen Ansiedler beschäftigten sich eifrig mit dem Anbaue des Landes, dem Unterrichte der Kinder und der Bekehrung der Eingeborenen. Der Boden entsprach aber ihren Bemühungen besser als der Geist der Wilden. Die meisten Gewächse Europas gediehen auf ihren Feldern, aber ihre geistlichen Bestrebungen blieben ohne Erfolg, außer daß einige Kinder lesen und schreiben lernten. Der Charakter dieses blutgierigen

Digitized by Google

und kampflustigen Volkes schien mit einer ganz sanften und friedlichen Religion gar nicht verträglich zu seyn. Statt die Kriege zu Ende zu bringen, machte sie die Anwesenheit der Europäer nur noch mörderischer, indem sie die Feuerwaffen unter die Wilden brachte. Um dieselben von den Ansiedlern zu erhalten, wendeten die Neuseeländer abwechselnd Bitten und Drohungen an, ja sie gingen sogar so weit, ihnen die Lebensmittel zu verweigern, und dieselben den andern zu bringen, welche minder strupulös darin waren.

Im August 1815 ankerten zwei Schiffe, „Trial" und „Brothers", in einer Bai bei dem Vorgebirge Moë Hao. Die Eingeborenen griffen dieselben bei hellem Tage an und bemächtigten sich ihrer wirklich; aber die Engländer nahmen nach einem hartnäckigen Kampfe ihre Fahrzeuge wieder. Fünf Europäer und zweihundert Wilde blieben dabei.

Um dieselbe Zeit bemerkte einer der Missionäre, Hall, der auf einem andern Punkte der Inselbai, Wai Tangui, gewohnt hatte, daß der dortige Boden fruchtbarer sey als jener von Rangui Hu. Eine daselbst unter dem Schutze des Häuptlings Waraki gegründete Niederlassung gab bereits die größten Hoffnungen, als jener Häuptling starb. Nach dem oben erwähnten Gebrauche plünderten die Eingeborenen das Haus Hall's und erlaubten sich sogar Thätlichkeiten gegen ihn. Dieser Missionär verließ demnach 1816 Wai Tangui, das für den Garten von Neuseeland galt.

Im März desselben Jahres ankerte das amerikanische Schiff „Agnes" in der Nähe des Osteaps auf der Bai Toke Mahu und es bestand ein ganz gutes Vernehmen zwischen ihm und den Eingeborenen. Man trieb etwas Tauschhandel und lebte zwei Tage lang ganz freundschaftlich, am dritten aber bemerkte der Capitain eine feindselige Stimmung und gab Befehl zum Aufbruche. Es war zu spät; die Wilden fielen mehrere hundert Mann stark über die Mannschaft her, tödteten drei Personen und schlugen die zwölf andern nieder, die sie gefangen an die Küste schleppten. Hier wurden von ihnen sechs erschlagen, gebraten und in Gegenwart der Ueberlebenden gegessen. Die sechs andern sahen sich den nächsten Tag in das Innere und zwar in das Dorf Rangadi geführt, wo sie sich im Gesicht tättowiren lassen mußten. Fünf von ihnen blieben sechs Monate zu Rangadi, worauf man sie trennte. Nur zwei begleiteten einen mächtigen Häuptling, Emai, in das Innere. Einer davon, ein Engländer, Rutherford, erzählte später die Abenteuer. Der Bericht, den er nach seiner Rückkehr in sein Vaterland herausgab, enthält sein Portrait mit den Tättowirungen auf dem Gesichte und dem übrigen Körper (Wir theilen nebenstehend eine treue Copie davon mit.) Erst nach einer Gefangenschaft von zehn Jahren erhielt Rutherford seine Freiheit am 9. Jan. 1826 wieder. Seine Abenteuer sind ausführlich in dem bereits angeführten Werkchen („Die Neuseeländer", Leipzig, Baumgärtner) erzählt.

Die Missionäre machten unterdeß immer Fortschritte, wenn auch nur langsam. Im April 1817 hatte Kendall in seiner Schule 70 Kinder, Knaben und Mädchen, welche eben so leicht wie europäische lesen und schreiben lernten. Um diese Zeit schickte Marsden sechs Stück Hornvieh in die Inselbai, und in demselben Jahre kamen Tuai und Titari nach Port Jackson, sowie nach England. In London blieben sie zehn Monate in den Schulen der Missionsgesellschaft, wendeten aber nur auf die Handwerke etwas Aufmerksamkeit; die Civilisation hatte sie kaum berührt, als sie 1819 mit Marsden und drei neuen Missionären in ihr Vaterland zurückkehrten.

Die Macht und der Einfluß Schongui's im ganzen nördlichen Theile von Ika-na-Mawi waren damals noch immer im Zunehmen. Dieser Häuptling, einer der charakterischsten Köpfe dieses Geschlechts (Taf. 47. Abbild.) schien sogar bereits nach der Oberherrschaft zu streben, hütete sich dabei aber wohl, den Geist der Freiheit und Unabhängigkeit der neuseeländischen Häuptlinge zu verletzen. Da er durch den Schrecken der Waffen an sein Ziel gelangen wollte, so schonte er die Missionäre, weil ihre Anwesenheit englische Schiffe anzog und es ihm dadurch möglich wurde, häufiger Flinten zu erhalten. Uebrigens verstanden die Arbeiter der Missionäre allein, die Waffen seiner Krieger im Stande zu erhalten und auszubessern. Das waren also die Gründe seiner Schonung der Missionäre. Es kam

kein religiöser Gedanke dazu. Nach ihm konnten die Lehren des Christenthums nur für ein Volk von Sclaven passen.

Im October bereiste Marsden zu Fuße eine große Strecke des nördlichen Theils von Ika-na-Mawi, kam bis an die Mündung des Flusses Schuki Anga und besuchte dann den fruchtbaren Bezirk Taë Ame, wo man noch Spuren von neuerer Wirksamkeit der Vulkane findet. Ueberall wurde er von den Eingeborenen freundschaftlich und herzlich aufgenommen. Jedes Dorf gab ihm eine Ehrenbedeckung zum Geleite in das nächste Dorf und einige Leute dieser Escorte blieben als Führer auf der ganzen Reise bei ihm. (Taf. 50. Abbild.) — Später lernte er auch den berühmten Mudi Panga kennen, den tapfersten der Nebenbuhler Schongui's. Dieser sehr talentvolle Häuptling war höchst lernbegierig, von mittlerer Größe, kräftig, thätig, von stolzem und geistreichem Blicke, und hatte trotz seinen 50 Jahren ein kriegerisches schönes Gesicht, das Achtung und Gehorsam gebot. Nur er, der fast überall Sieger geblieben, hatte dem Umsichgreifen Schongui's einen wirksamen Damm entgegenzusetzen vermocht. Schon 1808 hatte Schongui überlegene Streitkräfte gegen ihn ausgeschickt; aber Mudi Panga schlug sie, tödtete zwei Brüder des Gegners und den größten Theil der Anführer. Schongui selbst verdankte bei dieser Gelegenheit seine Rettung nur der schnellen Flucht. Lange nachher wollten die Häuptlinge der Inselbai Vergeltung üben; sie hatten ihre Krieger vereinigt und fielen von neuem in das Gebiet Mudi Panga's ein. Sehr viel rechneten sie auf die große Anzahl Feuergewehre, welche sie besaßen, aber der schlaue Häuptling wußte diese Ueberlegenheit zu neutralisiren. Er hatte seinen Kriegern befohlen, sich platt auf den Bauch zu legen, wenn die Gegner zielten, nach dem Schusse aber schnell aufzuspringen und auf den Feind loszustürzen. Diese List gelang vollkommen; die Kugeln gingen über den Köpfen der Leute Mudi Panga's hin, ohne ihnen das mindeste zu schaden; diese dagegen brauchten ihre Keulen sehr wirksam, während die andern mit den

Digitized by Google

Flinten nichts anzufangen wußten. Das Heer von der Inselbai wurde deshalb fast ganz aufgerieben; kaum entkamen 15 Mann; alle übrigen verloren ihr Leben oder geriethen in Gefangenschaft.

Trotz diesen glorreichen Thaten wünschte Mudi Panga in Frieden zu leben; er kämpfte nur zu seiner und seines Volkes Vertheidigung und beklagte die Nothwendigkeit, welche ihn dazu zwang. Oft sprach er gegen Marsden den Wunsch aus, einen dauerhaften Frieden zwischen den Häuptlingen von Neuseeland eintreten zu sehen; auch verlangte er dringend die Ankunft der Missionäre auf seinem Gebiete, weil er sie für die sichersten Vermittler einer nahen Civilisation hielt.

Marsden fand auf seiner langen evangelischen Wanderung auch noch andere Häuptlinge, welche richtige Ansichten und Gefühle hatten, und kehrte mit genauer Kenntniß dieses Volkes zurück. Er überzeugte sich selbst von allen Elementen der Größe und des Reichthums des Landes und stellte unwiderleglich als die einzigen Hindernisse künftiger Fortschritte den Aberglauben und besonders die kriegerischen Sitten der Bewohner auf.

Keiner von allen Häuptlingen, welche die friedlichen Lehren der Missionäre hinderten, war starrer und kampfgieriger als Schongui. Er strebte nach der Alleinherrschaft und träumte von der Ausrottung der Stämme, welche sich seinen Plänen widersetzen wollten. Besonders hatte er geschworen, ausgezeichnete Rache für die Niederlagen zu nehmen, die er durch Mudi Panga erlitten. Mit Munition und Flinten glaubte er seinen Nebenbuhler bald vernichten zu können. Aber wo sich diese Munition und diese Flinten verschaffen? Schongui sah kein besseres Mittel, als selbst nach England zu reisen und sie sich dort zu holen. Er eröffnete sich den Vorstehern der Mission und diese gingen in ganz verschiedener Absicht mit Freuden in seinen Plan ein.

Schongui schiffte sich also im März 1820 mit einem vertrauten Krieger, Wai Kato, ein und kam im folgenden August in London an. Die Missionsgesellschaft nahm ihn sehr freundlich auf, er wurde dem Könige und den vornehmsten Lords vorgestellt, aber der stolze Insulaner verleugnete seine Würde und seine Kaltblütigkeit keinen Augenblick. Unter den zahlreichen Geschenken, die er von dem Könige Georg erhielt, schien er den meisten Werth auf die Waffen, einen Cuiraß und eine Uniform zu legen. In Port Jackson auf der Rückreise vertauschte er die reichsten Geschenke gegen Pulver und Flinten.

In der Abwesenheit Schongui's machten die Missionäre Fortschritte. Mehrere Eingeborene willigten ein, Handarbeiten zu thun, beschäftigten sich mit dem Ackerbaue und lernten Holz sägen und behauen. Man bediente sich ihrer als Tagelöhner und gab ihnen nur den Unterhalt. Die Rückkehr Schongui's am 11. Juli 1821 änderte die Lage der Dinge ganz. Er brachte von seiner Reise nur eine Mißachtung der Missionäre wieder, deren niedrige Stellung er mit der Pracht und dem Glanze der Lords hatte vergleichen können. Noch mehr wurde er gegen diese Männer des Friedens dadurch aufgebracht, daß sie ihm nicht nur Pulver, Waffen und alles versagten, sondern auch alles anwendeten, um die Schiffscapitaine zu verhindern, ihm dergleichen zu geben. Nach der Rückkehr rief er seine Krieger zusammen, erzählte ihnen seine Reise und setzte hinzu: „der König von England hat viel Flinten, Pulver und Soldaten; ich habe ihm gefragt, ob er verboten, uns Waffen zu geben, und er antwortete: nein. Die Missionäre hatten geschrieben, man solle mir Waffen verweigern, aber der König ging nicht darauf ein, und die Missionäre sind die Sclaven des Königs Georg." Durch solche Reden nahm Schongui selbst die Besten gegen die Missionäre ein. Er selbst stellte sich an die Spitze einer traurigen Reaction. Er befahl den Arbeitern der Mission, ihre Arbeiten einzustellen, wenn man sie nicht mit Pulver und Flinten oder mit Geld, dergleichen zu kaufen, bezahle. Die Arbeiter gehorchten. Bald folgten Rohheiten aller Art auf die ersten Neckereien. Die Wilden stürmten die Palissaden, raubten das Vieh und alles, was ihnen vor die Hände kam, und bedrohten sogar das Leben der Ansiedler. Ohne den Häuptling Rewa würde es zu den äußersten Gewaltthätigkeiten gekommen seyn. Schongui selbst fühlte, daß es unpolitisch sey, die Leute zu nöthigen, das Gebiet zu verlassen und sich an einem andern Orte anzusiedeln. Er schonte sie deshalb wieder etwas mehr, sie mußten aber dafür die Flinten putzen und im Stande erhalten. Außerdem besuchte er die Missionäre oft, denn er liebte ihren Thee, ihren Kaffee und ihre Küche.

Der ehrgeizige Häuptling wartete übrigens nicht lange, seinen Plan, die allgemeine Herrschaft zu erreichen, ins Werk zu setzen. Er besaß damals alles, was ihm seine Eroberungen leicht machen konnte: tapfere Krieger und zahlreiche Flinten. Im Septbr. 1821 verließ er demnach die Inselbai auf einer Flotte, welche 3000 Streiter trug, von denen 100 mit Flinten bewaffnet waren. Nie hatten diese Gegenden ein solches Heer gesehen. Schongui rückte den Bewohnern von Schuraki und Witi Anga entgegen. Der Kampf war schrecklich; es blieben von beiden Seiten viel Todte auf dem Platze; auf der Seite der Besiegten zählte man tausend, und der Sieger Schongui gab den Seinigen 300 Leichname zum Verzehren. In dieser Schlacht tödtete der wilde Häuptling mit eigener Hand den tapfern Inaki, einen der vornehmsten Häuptlinge von Schuraki. Schongui schnitt ihm den Kopf ab, fing das Blut in der Hand auf und trank es. Zweitausend Gefangene gehörten zu der Beute der Sieger. Schongui verlor dagegen ebenfalls eine ziemliche Anzahl Krieger und darunter seinen Schwiegersohn Teke. Um diesen Tod zu rächen, rückte er von neuem gegen die Völkerschaften von Schuraki (Febr. 1822). Zwei seiner Piroguen fielen in die Hände des Feindes, der die Leute darauf erschlug und verzehrte. Schongui und seine Gefährten blieben indeß im Vortheile und vertilgten nur an diesem Orte, an den Ufern des Wai Kato, 1500 Eingeborene.

Tuai, der Bruder Koro Koro's, der lange unter den Europäern gelebt hatte, erschien im Juni 1822 wieder in der Inselbai, nachdem er zwei Jahre lang mit den Stämmen in Süden Krieg geführt hatte. Tuai hatte auf seinen Zügen viele Gefahren bestanden und mehrere Wunden erhalten. In einer Feste wurde er von einem ansehnlichen Heere eingeschlossen und hielt sich zwanzig Tage ohne zu essen und zu trinken. Schon glaubte der Feind, die kleine Schaar in den Händen zu haben, aber sie wurden von den Verbündeten von Witi Anga befreit. Tuai stand weit über seinen Landsleuten. Er ahmte die Engländer in allen ihren Manieren nach, sprach Englisch und zwar so gut, daß man ihn, ohne die Tättowirung, für einen geborenen Engländer und gentleman hätte halten können. Oft wohnte er andächtig dem Gebete der Missionäre bei und betrug sich überhaupt sehr anständig. (Taf. 47. Abbild.)

Die Missionäre arbeiteten indeß, um ihre ersten Anstalten zu befestigen und neue anzulegen. Im Laufe des Jahres 1823 kamen zwei von ihnen auf einer Forschungsreise bis an die Bai Schuraki, um sich in dem Bezirk Wangari niederzulassen. Aber der Krieg hatte den ganzen Bezirk entvölkert und die letzten Bewohner hatten sich in die Wälder geflüchtet. Die beiden Missionäre kamen nun nach Wangaroa, wo sie von dem Häuptlinge Gorg oder Taara etwas Land kauften und sich eine kleine Wohnung bauten, wo noch zwei ihrer Collegen ihnen sich anschlossen, um ihre Arbeiten zu theilen. Marsden erschien im Juli dieses Jahres nochmals in der Inselbai. Das Schiff Cramston, auf dem er gekommen war, litt in der Bai, an der Mündung des Flusses Wai Tangui, Schiffbruch und die Eingeborenen benahmen sich bei dieser Gelegenheit mit einer Rechtlichkeit, welche einem civilisirten Volke Ehre gemacht haben würde. Es wurde durchaus nichts gestohlen. Gegen das Ende des Jahres 1823 kam eine Verstärkung von Missionären auf Neuseeland an und gründete die Niederlassung zu Pai Hia unter dem Schutze des Häuptlings Tekeke, eines Greises von sanftem und wohlwollendem Charakter.

Während dieser Zeit brachte der Tod einige Veränderungen unter den Häuptlingen des Landes hervor. Koro Koro und sein Oheim Kaipo, Häuptlinge an der Bai Schuraki, waren gestorben und ihr Nachfolger war Tuai, der Neuseeländer, welcher die Reise nach England gemacht hatte und wie wir gesehen haben, gern die englischen Sitten nachahmte. Tuai hatte einen Oheim, Pomare, den Häuptling von Maka Uwi bei Korora Reka, einen Mann von ausgezeichneter Tapferkeit. Dieser bekriegte damals an

Digitized by Google

der Spitze von 130 auserlesenen Männern alle südlichen Stämme, gewann einen Sieg nach dem andern, kam bis an die Cook's Straße und verwüstete alles auf seinem Wege; dann kehrte er an der westlichen Küste von Ika na Mawi zurück und machte so die Wanderung rund um die Insel, ohne daß ihn irgend ein Stamm aufhalten oder vernichten konnte. Dieser Zug stellte Pomare auf die höchste Stufe des Ansehens unter den Neuseeländern. Tuai, der Napoleon auf St. Helena gesehen und die Wunder des Lebens desselben hatte erzählen hören, sagte zu den Franzosen der „Coquille", Pomare sey der Panapati (Bonaparte) Neuseelands.

Im April 1824 ankerte die französische Corvette „Coquille" vor dem Dorfe Paroa. Auf das Gesuch Marsdens hatte Duperrey in Port Jackson den Missionär Clarke und dessen Familie, sowie zwei Insulaner, darunter den Neffen Schongui's, an Bord genommen. Dieser Häuptling nahm anfangs den Missionär, der für den Stamm Kidi Kidi bestimmt war, sehr wohl auf. Man hatte ihm gesagt, Clarke sey Schmied und er hoffte, ihn in dieser Eigenschaft brauchen zu können; als er aber sah, daß der Engländer sein früheres Gewerbe ganz vergessen habe und nur daran denke, dem Christenthume Seelen zu gewinnen, verheimlichte der irreligiöse Schongui sein Mißfallen nicht und Clarke mußte seine ganze Geduld aufwenden, um das erste Vorurtheil des Häuptlings zu überwinden.

Es herrschte zwischen den Franzosen und Neuseeländern das beste Vernehmen. Tuai verließ die „Coquille" fast nicht und verschaffte dem Lieutenant d'Urville, für den er Freundschaft faßte, eine Menge interessanter Nachweisungen. Einige Officiere versuchten kleine Ausflüge. Diejenigen, welche sich nach Kidi Kidi zu dem Stamme Schongui's begaben, konnten das Benehmen der Eingeborenen nicht eben rühmen. D'Urville dagegen fand die beste Aufnahme zu Pal Hia bei Tekoke und zu Mata Uwi, wo Kendall unter dem Schutze Pomare's lebte. Dieser Missionair war damals mit der Gesellschaft uneinig, deren Ansichten er nicht ganz theilte. Uebrigens beschränkten sich die geographischen Resultate, welche die „Coquille" erhielt, auf die Aufnahme eines Theils der Inselbai.

Im folgenden October starb Tuai nach einer langen und schmerzhaften Krankheit und sein Vetter Tuao folgte ihm; aber unter diesem Häuptlinge verlor der Stamm von Paroa, der lange blühend gewesen und von den Völkerschaften im Norden der Inselbai beneidet worden war, seine Stärke und seinen ganzen Einfluß. Die Nga Puis, vereinigt mit den Kriegern von Wai Mate, stürzten sich auf den Pa von Kahu Wera, plünderten und verwüsteten die Wohnungen und nöthigten die Eingeborenen, sich zu den benachbarten Stämmen zu flüchten. Schongui nahm zwar nicht selbst Theil an dieser gewaltthätigen Handlung, hatte die Vollführer aber dazu angereizt.

Bald begann indeß Schongui die Feindseligkeiten selbst wieder. Im Februar 1825 verließ er die Inselbai mit 400 Kriegern und wollte sich einem noch stärkern Heere von Verbündeten anschließen. Er sehnte sich, seinen frühern Nebenbuhler, den tapfern Mudi Panga, zu schlagen. Trotz dem hartnäckigen Widerstande des Stammes von Kai Para blieb Schongui Herr des Kampfplatzes; er verlor zwar seinen ältern Sohn, einen schönen jungen Mann von zwanzig Jahren, hatte aber die Freude, Mudi Panga zu tödten und unbarmherzig zu verzehren.

Schongui büßte seine Siege bald durch häusliches Leiden. Nach seinem Sohne starb sein Schwiegersohn im Kampfe. Die ältere Tochter wurde das Opfer einer abzehrenden Krankheit; seine Favoritin erhenkte sich, weil man sie mit dem Manne der Kranken im Ehebruche getroffen hatte; seine Schwester hätte er selbst fast getödtet, weil sie der Favoritin bei dem Selbstmorde beigestanden. Zweimal drückte er seine Flinte auf sie ab und zweimal versagte sie. Eine andere seiner Frauen endlich wurde öffentlich wegen Ehebruchs geopfert, und habsüchtige Nachbarn plünderten mehrere seiner Besitzungen.

So vieles Ungemach brachte Schongui auf und er wollte deshalb Kidi Kidi verlassen, um sich zu Wangaroa niederzulassen. Wangaroa war in diesem Augenblicke von den Stämmen der Nga te Ubus, welche ungefähr 200 Krieger zählten, und von den Nga te Pos besetzt, welche deren 600 oder 700 hatten. In der erstern dieser Völkerschaften befanden sich die Missionäre von Wesley, deren Anstalt in dem blühendsten Zustande sich befand. Man sah dort einen hübschen Garten, ein Stück Land von 4 Ackern mit Getreide besäet und endlich eine feste und bequeme Wohnung, eine Scheune, eine Zimmerwerkstatt und verschiedenes Andere.

Bei der Nachricht von dem Einfalle Schongui's ergriffen die Nga te Ubus die Flucht. Die Missionäre blieben ohne Vertheidigung und der Gnade oder Ungnade der Räuber Preis gegeben, welche ihre Niederlassung vollständig plünderten. Mit großer Noth und mehrmals der Gefahr, ermordet zu werden, ausgesetzt, erreichten sie die Inselbai. Die Nga te Pos wichen nicht ohne Widerstand. Sie hatten sich in ihrem Pa verschanzt und vertheidigten sich hier tapfer mehrere Tage. Aber die Mehrzahl behielt endlich die Oberhand und die Belagerten bezahlten ihren Widerstand theuer. Kaum zehn Mann entkamen dieser Metzelei. Der Kopf des alten Häuptlings, Matapo, blieb lange als ein Siegeszeichen auf einer Stange an der Inselbai aufgesteckt. Uebrigens hätte Schongui seinen Sieg bald theuer bezahlen müssen. Bei dem Angriffe auf die Festung traf ihn eine Kugel so gefährlich, daß man lange für sein Leben fürchtete.

Dieser Augenblick war ein kritischer für die Missionäre. Obgleich Schongui sich nur halbwohlwollend gegen sie zeigte, so hatten sie sich doch unter dem Schutze seines Namens bis dahin im Lande erhalten. Da sein Tod endlose Unruhen veranlassen konnte, so schickten sie alles Werthvolle nach Port Jackson. Hätten sich auch in diesen schwierigen Umständen keine englischen Schiffe auf der Rhede befunden, so besaßen sie doch ein anderes Rettungsmittel in dem kleinen Schooner von 60 Tonnen, „Herald", den sie an Ort und Stelle gebaut und unter dem Jubelgeschrei der erstaunten Wilden in das Wasser gelassen hatten. Später mußte man dieses kleine Schiff ersetzen, denn es scheiterte 1828 an der Küste und wurde von den Eingeborenen geplündert.

Die Wilden plünderten um diese Zeit auch den englischen Wallfischjäger „Mercury", den sie überrumpelten und dessen Mannschaft mit genauer Noth die Inselbai erreichte. Unter den Europäern, welche sich in diesem Jahre (1826) in diesen Gewässern zeigten, muß der Capitain Dillon erwähnt werden, der mit Pomare einen Handel schloß, nach dem sich dieser verpflichtete, für fünf Flinten und zwei Fässer Pulver an den Ufern des Schuraki soviel Holz zu fällen, daß die ganze Ladung davon vollständig werde. Pomare brach wirklich mit mehr als 2000 bewaffneten Leuten auf, um sein Versprechen zu erfüllen, aber bei seiner Rückkehr fand er Dillon nicht mehr; der Capitain war wieder unter Segel gegangen. Diese gescheiterte Unternehmung verursachte den Tod Pomare's. Während er sich in einer engen Bucht befand, wurde er von einer zahlreichen Schaar von Feinden überfallen. Erst traf ihn eine Kugel, dann wurde er vollends mit der Keule erschlagen. Sein Kopf und der seines ältern Sohnes wurden darauf nach der Landessitte zugerichtet und aufbewahrt.

Den 12. März 1827 ankerte der „Astrolabe" auf der Inselbai vor dem verfallenen Dorfe Paroa. Dieses Schiff hatte an den Küsten Neuseelands große hydrographische Arbeiten vollendet, während denen es vielen Gefahren ausgesetzt gewesen war. Während des kurzen Aufenthalts auf der Inselbai machte Capitain d'Urville mehrere Ausflüge nach Pal Hia, Korora Reka und bis nach Kawa Kawa, sprach überall mit den Eingeborenen und den Missionären und sammelte so eine Menge schätzbarer Notizen, welche in dem Werke: „Voyage de l'Astrolabe" mitgetheilt sind.

Bei der Abfahrt des „Astrolabe" schienen die neuseeländischen Missionen über ihre Zukunft etwas ruhiger zu seyn. Der berühmte Schongui starb endlich zu Wangaroa. Auf dem Sterbebette, wo er seine ganze Geistesgegenwart noch besaß, rief er seine Kinder zu sich, ermahnte sie, einig zu bleiben, und empfahl ihnen die Missionäre. Was noch merkwürdiger ist bei einem so grausamen und blutdürstigen Manne, er verbot ausdrücklich, bei seinem Tode irgend einen seiner Sclaven zu opfern, wie es in einem solchen Falle üblich war. Der Nachfolger in der Herrschaft über Kidi Kidi war sein Vetter Rewa, ein Freund der Missionäre, der sich immer

Digitized by Google

friedlicher gezeigt hatte als die andern Häuptlinge. Die Ansiedler sahen deshalb seine Erhöhung sehr gern.

Einige Monate nach dem Tode Schongui's versetzte ein unvorhergesehenes Ereigniß das ganze Land beinahe in eine allgemeine Aufregung. Ein Häuptling von der Inselbai war in einem Streite an den Ufern des Schuki Anga getödtet worden und es brach ein Heer auf, um sich über den Vorfall zu unterrichten und demnach zu handeln. Alles stand auf dem Punkte, freundschaftlich zu endigen, als ein Mißverständniß einen allgemeinen Kampf herbeiführte, worin ein Häuptling und mehrere Krieger ihren Tod fanden. Die Nga Puis wurden geschlagen und in die Flucht getrieben, aber in dem Rausche, die Ihrigen zu rächen, suchten die Besiegten alle Bewohner der Inselbai für ihre Sache zu gewinnen und sie gegen die von Schuki Anga zu führen. Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, hörten sie endlich auf die Stimme der Missionäre Williams und Davis, und durch die Vermittelung derselben wurde Frieden geschlossen. Zu wiederholten Malen stillten diese Prediger Zwistigkeiten zwischen Stämmen und unter andern einen Streit, der den Nga Puis und den Bewohnern von Kawa Kawa beinahe die Waffen in die Hand gegeben hätte.

Das Jahr 1829 scheint ziemlich ruhig vergangen zu seyn. Die Missionäre machten ohne Zweifel nicht viele Proselyten, aber ihr Einfluß erweiterte sich sichtbar und ihre Niederlassungen vergrößerten sich. Die Eingeborenen hörten ihre Predigten gern und wohnten dem Gottesdienste bei. Außerdem schien überhaupt der Charakter der Insulaner milder zu werden; mehrere Häuptlinge waren offenbar des Krieges müde und wünschten einen dauerhaftern Zustand. Mit einem Worte, die Missionäre schmeichelten sich mit der Hoffnung, bald vollständigere Erfolge zu erhalten.

Nach den Missionären war das schändliche Benehmen des Capitains eines Wallfischjägers, den sie nicht nennen, die erste Veranlassung zu einem Kriege, der damals zwischen den Eingeborenen des nördlichen und denen des südlichen Theils der Inselbai ausbrach. Den 5. März 1830 landeten die erstern unter Udu Roa zu Korora Reka, wo die andern sie unter der Anführung Rewi Rewi's erwarteten. Hier fand eine feierliche Zusammenkunft zwischen den Häuptlingen der beiden Heere statt. Der Oberpriester Tol Tapu hielt eine Rede, um Udu Roa aufzufordern, sich mit der Verwüstung der Patatenpflanzungen seiner Nebenbuhler zu begnügen und seine Rache nicht weiter zu treiben. Auch die Missionäre von Pai Hia sprachen und wendeten alles an, um die beiden Parteien auszusöhnen. Die Häuptlinge hörten alle diese Reden mit großer Aufmerksamkeit an, indeß wurde nichts beschlossen und die Missionäre kehrten in der Hoffnung zurück, daß nichts Böses geschehen werde.

Als den folgenden Tag, den 6. März, früh um 9 Uhr das Schießen zu Korora Reka begann, begaben sich Williams und Davis dahin und zu Rewa, der seinen Leuten gebot, das Feuern einzustellen. Die beiden Parteien schossen aus einer Entfernung von etwa 12 Klaftern aufeinander und es waren etwa 100 Personen getödtet oder verwundet. Als die Missionäre ihnen auseinandergesetzt hatten, wie gottlos der Krieg sey, vermischten sich beide Theile mit einander. Die Angreifer erhielten die Erlaubniß, die Körper ihrer Krieger vom Schlachtfelde wegzunehmen, ließen aber die der Sclaven zurück. Da auch der Leichnam eines Häuptlings zurückgelassen wurde, so ging einer der Sieger hin, öffnete ihm den Leib mit einem Beile und nahm ein Stück Leber heraus, das er der Gottheit opferte. Die Feindseligkeiten waren indeß nur hinausgeschoben. Am 7. mit Tagesanbruche wurden von den Piroguen Udu Roa's einige Schüsse abgefeuert, worauf sie sich nach Modu Roa zurückzogen. Die Bewohner von Korora Reka dagegen steckten Nachmittags ihr Dorf in Brand und begaben sich mit ihren Frauen, Kindern und Habseligkeiten an andere Punkte der Bai, besonders in den Pa von Kawa Kawa. Mit Sonnenuntergang wollten Udu Roa, Rewa und Tol Tapu bei der Mission von Pai Hia lagern.

Der Krieg wüthete also mit neuer Wuth, als von Port Jackson Marsden ankam, der von allen Parteien hochgeachtet wurde. Seine Rückkehr hatte die glücklichsten Folgen. Die Nga Puis, welche entschlossen zu seyn schienen, ihre Vortheile gegen die Nebenbuhler zu verfolgen, wichen den Vorstellungen Marsden's. In Folge verschiedener Zusammenkünfte wurde am 18. März Friede geschlossen und auf eine seltsame Weise besiegelt. Ein Häuptling von der Partei Udu Roa's trug ein langes Lied vor und hielt dazu einen kleinen Stab in der Hand. Nach Beendigung des Gesanges zerbrach er den Stab und warf ihn zu den Füßen eines der Abgesandten der Gegenpartei. Dieser wiederholte seiner Seits dieselbe Ceremonie. Durch diese Formalität sollte angezeigt werden, daß die Feindseligkeiten zu Ende wären. Mehrere Eingeborene glaubten an diesen Frieden, weil er unter der Vermittelung der Europäer geschlossen worden sey; andere aber hielten ihn für gar nicht dauerhaft, weil kein ausgezeichneter Häuptling von der Seite Kawa Kawa's als Genugthuung für den Tod Schongui's, des ersten Häuptlings von Tako, zwischen Rangui Hu und Wangaroa, getödtet worden sey. Die Söhne dieses Schongui gaben wirklich nur mit Widerstreben ihre Einwilligung zu dem Frieden. Da sie die Genugthuung nun nicht im Norden erhalten konnten, so warfen sie sich auf die südlichen Völkerschaften zurück.

Mit 70 ihrer Verwandten und Freunde brachen sie auf, begannen ihre Metzeleien an dem Schuraki, gingen dann auf die Insel Kuhua, deren Bewohner seit langer Zeit in Frieden mit den Nga Puis lebten, tödteten alle Männer, die sie finden konnten, und machten die Frauen und Kinder zu Sclaven bis auf wenige, welche sich in der Nacht nach Tauranga retteten, wo sie Lärm machten. Darauf wendeten sie sich nach der Insel Mokiti, wo sie dieselbe Metzelei begannen; während sie aber das Fleisch ihrer Opfer verzehrten, fielen die Bewohner von Tauranga über sie her, erschlugen alle und verzehrten sie. Als die Nachricht davon zu der Inselbai gelangte, schwuren die Nga Puis und ihre Verbündeten, den Tod ihrer Landsleute an den Eingeborenen von Tauranga zu rächen. Es wurden große Vorbereitungen zum Kriege gemacht und man rüstete eine ansehnliche Flotte aus, die gegen die Völker des Süden agiren sollte.

Das waren die Präliminarien zu dem Feldzuge, von dem weiter oben die Rede gewesen ist und dem die Missionäre als Augenzeugen beiwohnten. Man hat gesehen, daß die Nga Puis zurückkehrten, ohne die Nate Awas unterworfen zu können, ihre Rache aber auf eine gelegenere Zeit verschoben.

Um diese Zeit schienen die Missionäre große Fortschritte in dem Einflusse über die Eingeborenen gemacht zu haben. Eine große Anzahl wohnte regelmäßig dem Gottesdienste und dem Gebete bei. Einige waren selbst getauft worden und standen den Europäern bei ihren Arbeiten bei. Zum Unglück ließ sich kein einflußreicher Häuptling bereden und außer dem Häuptling Temarangal geben nur wenige Hoffnung zu einer Bekehrung.

Das größte Hinderniß, das der Verbreitung der neuen Religion entgegensteht, ist der gesellschaftliche Zustand der Neuseeländer, der das Land in eine Menge kleiner Staaten spaltet, die eben so viele Republiken unter mächtigen Oberhäuptern bilden. Zwischen diesen verschiedenen Stämmen herrschen fortwährend hartnäckige und blutige Kriege, welche durch die Vorurtheile von kriegerischer Ehre und der Rothwendigkeit, Blut durch Blut abzuwaschen, in ewiger Dauer erhalten werden. Ginge ein Stamm zum Christenthume über, so müßte er mächtig genug seyn, um sich Achtung von den benachbarten Völkerschaften zu erzwingen; außerdem würde er schnell vernichtet werden. Wenn die Anhänger, die sich die Missionäre zu erwerben suchen, zahlreich genug seyn werden, um eine Art Garnison oder Garde zu bilden, so wird jener Zweck wahrscheinlich erreicht werden.

Ein anderes Hinderniß der Fortschritte der Evangelisten ist die Anwesenheit nichtsnutziger Personen, aus den Gefängnissen von Port Jackson entflohener Verbrecher, unter den Eingeborenen. Dieser Abschaum von Europa, diese Menschen ohne Glauben mit schlechten Sitten, verschlimmern eher die natürlichen Neigungen der Wilden, statt sie zu bessern, und ihr Betragen hat mehr als einmal Zank und blutige Schlägereien herbeigeführt. Oft baten die Missionäre um die Vertreibung derselben von dem Boden dieser Insein, aber dies konnte nur mit der Einwilligung der Häuptlinge geschehen. Man erwartet jetzt die Wirkungen der Anwesenheit eines Consularagenten, Busby, dem die englische Regierung seinen Aufenthalts-

Digitized by Google

ort in der Inselbai angewiesen hat. Vielleicht lassen sich die Capitaine der Wallfischjäger durch die Anwesenheit einer politischen Autorität in Schranken halten, betragen sich besser gegen die Insulaner und setzen die Ansiedler nicht mehr grausamen Vergeltungsmaßregeln aus.

Fünf bis sechs Monate vor unserm Aufenthalte in jenen Gewässern war das Gerücht gegangen, die Franzosen wollten Besitz von Neuseeland nehmen und dreizehn Häuptlinge unterzeichneten eine Bittschrift an den König von England, er möge sie unter seinen Schutz nehmen und die Männer von dem Stamme Marion's verhindern, sich ihres Landes zu bemächtigen. Die Missionäre zeigten mir eine Abschrift dieser Petition.

Es bestehen gegenwärtig folgende Missionsanstalten auf Neuseeland: zu Rangui Hu zwei Missionäre; zu Kidi Kidi drei; zu Pai Hia fünf; zu Wai Mate sechs. Alle diese Missionäre gehören zu der Church Missionary und halten sich an der Inselbai auf mit Ausnahme jener von Wai Mate, die sich etwa 20 Stunden im Innern befinden.

Zwei Missionäre von der Westleyanischen Gesellschaft wohnen zu Manganga an dem Schuki Anga im Innern. Die Zahl der jungen Leute beiderlei Geschlechts, welche die Schulen besuchten, schätzt man auf ungefähr 320. Die Missionäre hatten nur erst dreißig Insulaner getauft, aber eine große Anzahl äußerte den Wunsch, die Taufe zu empfangen und bereiteten sich darauf vor. Temarangai, derjenige Häuptling, der am günstigsten für das Christenthum gestimmt ist, ließ auf seinem Gebiete eine Kapelle bauen, damit die Missionäre darin predigen könnten, wenn sie nach Tai Ame kommen.

Kapitel XLII.

Neuseeland. — Geographie. — Erzeugnisse.

Unter der Benennung Neuseeland versteht man die Australländer, die auf der einen Seite zwischen dem 34. und 48° s. Br. und auf der andern zwischen dem 164. und 176° östl. L. (vom Pariser Meridian) liegen. Die Oberfläche kann nur mit einem Gürtel von 400 St. Länge und einer sehr verschiedenen Breite (im Durchschnitt 25 St.) verglichen werden. Ungefähr in der Mitte ist dieser Streifen in zwei Stücke durch die Cook's Straße getheilt, eine Art Trichter, dessen Mündung sich nach dem westlichen Meere richtet und der sich durch einen engen Ausgang in dem östlichen Meere endigt.

Cook bediente sich zur Bezeichnung der beiden Hauptinseln der Namen Tovy Poenammu und Eahi Nomauwe, die er von den Eingeborenen hörte. Der letztere ist offenbar falsch aufgeschrieben worden. D'Urville hat nachgewiesen, daß sich die Bewohner der Cookstraße dieser Namen bedienen, um die beiden nach Süden und Norden zu gelegenen Länder zu bezeichnen, zweifelt aber, ob sie auch auf den beiden Inseln allgemein angenommen sind. Er hat sie indeß unter der verbesserten Gestalt Tawai Punamu und Ika na Mawi ebenfalls angenommen. Der erste bezeichnet den See, wo sich punamu oder grüne Erde sammelt, und der sich wirklich auf der südlichen Insel befindet. Der andere bedeutet Fisch von Mawi und bezieht sich auf gewisse abergläubische Vorstellungen der Eingeborenen, welche dieses Land mit einem Fische vergleichen, dessen Glieder durch einige der vornehmsten Vorgebirge vorgestellt werden. Nach ihren Sagen ist Mawi der Name des Gründers ihres Geschlechts.

Diese Länder, besonders das nördliche, haben eine gleichförmige und gemäßigte Temperatur, welche das Clima gesund und den Boden fruchtbar macht. Die Bäume erhalten ihre Blätter selbst im Winter, und im Monat April und Mai, welche unserm October und November entsprechen, stehen die Küchengewächse unserer Climate noch in voller Blüte.

Dagegen wehen die Winde an den Küsten von Neuseeland mit großer Wuth und machen die Schifffahrt beschwerlich und gefährlich. Tasman, Surville, Cook, Marion und d'Urville erlitten entsetzliche Orkane, welche ihre Schiffe gefährdeten. Diese Stürme würden noch gefährlichere Wirkungen haben, gewährte nicht die Küste eine Reihe trefflicher Häfen und geschützter Buchten. Noch sind nicht alle bekannt.

Die bemerkenswerthesten Inseln des zweiten Ranges sind die Insel Stewart südlich von Tawai Punemu, die J. d'Urville in der Tasman-Bai, die J. Resolution in der Dusky-Bai, und auf der Karte O'Donnell's eine J. Resolution, die neuerlich von dem Lande losgetrennt worden zu seyn scheint, etwas südlich von der Dusky-Bai. Dann an der Küste von Ika na Mawi die Inseln Sugar Loaf (Zuckerhut), Tea Hura, Puhia i Wakadi, Tuhua, die Inseln Merkur, Otea, Schuturu, die verschiedenen Inseln der Bai Schuraki, die Inseln Towiti Rahi, Motu Kawa und endlich die J. Manawa Tawi oder die Drei Könige.

Die vorzüglichsten Vorgebirge sind das Südcap an der Insel Stewart, dann an Tawai Punamu das Westcap, die Spitze der Wasserfälle, das C. Foulwind, die Felsenspitze, das C. Farewell, das C. Stephan, das C. Jackson, das C. Koamaro, das C. Campbell, das C. Akaroa und das C. Saunders; endlich an Ika na Mawi das C. Kawa Kawa, das C. Poliwero, das C. Borrell. Die Spitze Albatroß, die Sp. Woody Head, das C. Reinga, das C. Otu oder grüne Vorgebirge, die Sp. Kari Kari, das C. Kokako, das C. Tawara, das C. Moë Hao, das C. Runaway, das C. Mai Apu oder Ostcap, das C. Table, das C. Mata Mawi und das C. Topolo Polo.

Die südliche Insel wird ihrer ganzen Länge nach von einer Kette sehr hoher Berge durchzogen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Bei dem Cap Campbell bemerkt man die isolirte Masse des Berges Tako. Auf der nördlichen Insel scheint ebenfalls eine Kette ziemlich hoher Berge parallel mit der Ostküste zu laufen und die Verlängerung der Kette von Tawai Punamu zu bilden. Von diesem allgemeinen Systeme muß man den ungeheuern Pic des Berges Puke Aupapa oder Egmont, den Berg Ubu Maria im Mittelpunkte der Insel, den majestätischen Iku Rangui bei dem Ostcap, den Berg Edgecumbe und den Ohura absondern, der weniger durch seine Höhe, als durch sein Einzelnstehen mitten unter Sanddünen bemerklich ist.

Unter den Wasserbecken sind zu erwähnen der See Roto Dua, ungefähr in der Mitte von Ika na Mawi, der nach einigen Angaben 25 Klaftern Tiefe und 50 bis 60 Meil. im Umfange haben soll. Mehrere Flüsse nähren ihn und eine heiße Quelle sprudelt an seinem Ufer heraus. Die kleine Insel Mokoia, die 3 M. im Umfange hat, erhebt sich in der Mitte desselben. In dem Bezirk Wai Mate liegt der See Maupere, der viel kleiner, aber fischreicher und mit wilden Enten und andern Wasservögeln bedeckt ist. Auf der Karte Mac O'Donnell's sieht man im Innern von Tawai Punamu noch drei große Seen, aber man weiß nicht, nach welcher Angabe sie dahin gehören.

Die Flüsse sind noch wenig bekannt. Auf der südlichen Insel giebt die bereits erwähnte Karte einen ziemlich ansehnlichen an, der sich in eine tiefe Bai vor der Straße Forreaux münden würde. Auf Ika na Mawi kennt man bereits den Schuki Anga, den Wai Roa, Wai Tamata, Wai Kato und Wai Pa. Die beiden letztern entspringen in der Mitte der Insel.

Die einzigen vierfüßigen Thiere, welche man vor der Entdeckung kannte, waren der Hund und eine Art Ratte, die kleiner ist als die europäische. Cook führte die Schweine ein und die Missionäre haben mehrere europäische Hausthiere dahin gebracht, welche sehr gut gedeihen würden, wenn nur die Eingeborenen sie pflegen wollten. Die lebendig gebärenden Amphibien waren mannichfaltiger: die zu der Art p. ursina gehörenden Phoken wimmelten an diesen Küsten, besonders in S., und die Wallfische und Meerschweine durchschnitten die Meere, welche die Küsten Neuseelands bespülten.

Aus der Ordnung der Reptile haben die Untersuchungen der Naturforscher nur eine kleine sehr unschuldige Eidechse entdeckt — doch haben die Eingeborenen Begriffe von gefährlichen Schlangen und ungeheuern Eidechsen, welche Kinder verschlingen könnten. Sollte wirklich das Land im Innern Schlangen und Krokodile haben?

Digitized by Google

Die Familie der Vögel hat der Naturgeschichte einen reichern Tribut gebracht und die Wälder Neuseelands haben die Verzeichnisse der Ornithologen mit mehrern neuen Arten vermehrt; dahin gehören der Nestor-Papagei, der Kragen-Philedon, zwei oder drei Arten Tauben ꝛc. Eine sehr merkwürdige Art ist ein Zwergcasuar, den die Naturforscher mit dem Geschlechtsnamen apterix bezeichnet haben, den aber die Eingeborenen kiwi nennen. Aus seinen Federn verfertigt man sehr gesuchte Decken. Man sagte dem Capitain d'Urville, diese Art sey an den Seiten des Berges Iku Rangui sehr gemein und man jage sie mit Hunden und Fackeln. Der Nestor-Papagei, der im Lande kaka heißt, und der Kragen-Philedon, den man tui nennt, waren die einzigen Vögel, welche man zu zähmen versucht hatte. Gegenwärtig halten einige Familien Hühner und der Schrei des Hahnes, wie die kriegerische Haltung des Vogels gefallen den Wilden sehr.

Das Insectenreich ist an großen Arten arm. Einige Nachtfalter und eine sehr kleine Anzahl Coleopteren sammelte man auf dem großen Lande; aber man findet viel Ameisen, kleine Heuschrecken, Spinnen und Fliegen. Die Muskitos, die Sandfliegen und die blauen Fleischfliegen sind die alleinigen lästigen Insecten. Die Tausendfüße soll man nur auf der Insel Manawa Tawi, nicht aber auf dem großen Lande finden.

An den Küsten von Neuseeland halten sich verschiedene Arten Seemuscheln auf. Auch giebt es eine große Menge Crustaceen, besonders an Tawai Punamu hin, denn die Bewohner werden deshalb kai kollura oder Krebsesser von denen der andern Insel genannt. Die Wilden tauchen in das Meer und lösen diese Schalthiere mit den Füßen von dem Grunde ab.

Wir können hier unmöglich alle Fische aufzählen, welche sich in den Buchten und Canälen dieser Inseln finden und von denen mehrere ein vortreffliches Fleisch haben.

Das Pflanzenreich ist, ohne reich und majestätisch wie auf den Aequator-Inseln, oder zierlich und mannichfaltig wie in Australien zu seyn, auf Neuseeland würdig vertreten. Eine Flora von ungefähr 400 Arten ergiebt sich schon aus den Untersuchungen, welche von Botanikern bis jetzt angestellt worden sind, und neue Nachforschungen werden diese Zahl ohne Zweifel steigern. Von dieser Zahl kommen allein auf die Farrnkräuter 45 Arten, welche eine große Rolle in der ganzen Vegetation spielen. Das eßbare Farrnkraut nimmt fast alle waldlosen Hügel ein; zwei Arten von baumartigen Epatheen bedecken mit den andern Bäumen und Gesträuchern gewisse feuchte Schluchten und andere viel kleinere Arten überziehen die Felsen und die Löcher alter Bäume.

Zu den wichtigsten Bäumen gehören zwei Arten podocarpus, ein dacrydium, der phyllocladus, welche bisweilen riesige Größe erreichen, und der melicythus ramiflorus, der ganz dem weißen Maulbeerbaume gleicht. Auch andere Bäume sind bemerkenswerth, aber wir können nur ihre einheimischen Namen anführen, nämlich der derun, der karaka, der mai tao, der hinu, der tawn, der rewa rewa, der kai katea und der kou. Eine Art sehr starker und sehr lederartiger Liane zieht bisweilen ihre Zweige längs am Boden hin bis 50 und 60 Fuß von dem Stamme.

Die dracaena australis lieferte den Gefährten Cooks ein wahrhaftes Nahrungsmittel, das den Palmenkohl vertrat; sie machten Thee aus den Blättern des leptospermum scoparium und aßen als Spinat die Blätter der tetragonia expansa und des lepidium oleraceum. Die Matrosen des „Astrolabe" brauchten in die Suppe und als Salat die jungen Pflanzen des sonchus oleraceus. Der Seterie ist an manchen Orten sehr häufig.

Das phormium tenax ist gegenwärtig in der ganzen Welt bekannt, aber sein eigentliches Vaterland bleibt Neuseeland, wo es gern an feuchten Stellen wächst. Aus seinen festen und seidenartigen Fasern weben die Eingeborenen ihre Decken. Die Engländer und Amerikaner legen viel Werth darauf zur Verfertigung gewisser Taue. Große und schöne Fucaceen wachsen überdies an den Küsten. Flechten und Moose bedecken die Felsen, die Baumstämme und die dürren Hügel. Nur in den letztern Familien hat man mehrere schon in Europa und einigen andern Theilen der Erde bekannte Grundformen wiedergefunden.

Aus dem Mineralreiche hat Neuseeland bereits eine ziemlich große Menge Substanzen geliefert, z. B. Granit, Basalt, Kiesel, Agath, Grünstein ꝛc. An verschiedenen Punkten traf man vulkanische Stoffe und die kleine Insel Puhia i Wakadi in der Bai des Ueberflusses ist ein Vulkan in fortdauernder Thätigkeit. Die Ufer des Sees Maupere zeigen Stalactiten, Quarz und in den Felsen eincrustirte Krystallstücke. Die Sandsteinfelsen bilden an manchen Punkten der Küste natürliche Arkaden von höchst malerischem Style und enthalten oft Krystallstücke.

Bei dem Nordcap soll es eine sehr helle Quelle geben und das Wasser derselben die Eigenschaft haben, die hineingetauchten Gegenstände zu versteinern. Der rothe Ocker ist überall sehr häufig; auch findet man schönen Töpferthon.

Quoy sammelte fossile Muscheln in dem Sandthone eines Hügels an dem Ufer der Bai Hua Hua, und sie sind bis jetzt die vorzüglichsten authentischen Proben von dem fossilen Zustande, welche dieses Land besitzt.

Kapitel XLIII.

Neuseeland. — Die Eingeborenen.

Es läßt sich aus allen Charakteren leicht erkennen, daß die Bevölkerung von Neuseeland zu der großen polynesischen Familie gehört, welche die Inseln Hawai, Taïti, Hamoa und Tonga bewohnt; aber auf diesen Australländern und unter ihrem strengern Clima hat sie einen bemerkenswerthen Grad von Energie und Kraft erhalten. Die Kampflust, die Todesverachtung und das Ehrgefühl sind bei den Neuseeländern auf einen Punkt getrieben, den die weichlichern Bewohner der heißen Zone nicht kennen.

Den neuseeländischen Typus kann man auf folgende Weise charakterisiren: mittlere Größe, regelmäßige Bildung, kräftige Glieder, wenig Beleibtheit, charakteristische Physionomie, dunkelgelbe Farbe, langes schlichtes gewöhnlich schwarzes, bisweilen kastaniendraunes Haar, große Augen, wohlgebildete, wenn auch ein wenig erweiterte Nase, und endlich wenig Haare am Körper. (Taf. 48. Abbild.) Unter diesen Menschen finden sich in gewissem Verhältniß kleinere, mehr untersetzte, breitschulterigere Personen mit dunkler Hautfarbe, die indeß nicht schwarz ist, krausem Haar und Bart, kleinen eingesunkenen stechenden Augen und mehr behaarten Körper. Einige Reisende wollten deshalb zwei bestimmte Racen scheiden; d'Urville sieht aber nur zwei Varietäten und schreibt die letztere einer Vermischung der Eroberer, welche der reinen polynesischen Race angehörten, mit den Ureinwohnern zu, welche Melanesier, ähnlich den Eingeborenen der Neuen Hebriden oder Neu-Caledoniens, gewesen seyn könnten. Heut zu Tage scheint es kein Individuum von reinem Blute mehr zu geben, das der letztern Race angehörte. Uebrigens erträgt dieser allgemeine Charakter eine Menge ausdrucksvoller Nuancen, von denen einige an die schönsten Formen des Alterthums oder an den regelmäßigen Schnitt der jüdischen Gesichter erinnern.

Die Frauen stehen im Allgemeinen den Männern nach. Es fehlt ihrem Gesichte an Ausdruck und Zartheit; ihre Glieder sind zu dick, ihr Busen zu stark, ihr Wuchs zu kurz und zu ramassirt. (Taf. 48. Abbild.) Sobald sie Mutter werden, verlieren sie ihre ganze Jugendfrische. Einige mehr Begünstigte erhalten wohl ihre anmuthigen Züge, ihr langes schwarzes Haar und ihre Augen voll Feuer und Leben, aber dies sind sehr seltene Ausnahmen.

Die häufigsten Krankheiten der Neuseeländer sind Eingeweideschmerzen, Kopf- und Augenweh, Marasmus, Schwindsucht, verschiedene Fieber; indessen sind diese Wilden trotz den Entbehrungen, die sie oft ertragen müssen, nicht kränklicher als die Europäer. Man findet selbst bei ihnen weit mehr alte Leute als auf den andern Inseln Polynesiens. Trotz dem Alter behalten diese Männer ihre Kraft und alle ihre Fähigkeiten in bewundernswerthem Grade. Ihre Haare bleichen kaum, ihre Zähne widerstehen den Jahren und ihre Runzeln zeigen sich unter der Tättowirung nicht.

Digitized by Google

Die ersten Verbindungen, welche die Europäer mit den Neuseeländern hatten und die fast immer von blutigen Katastrophen begleitet waren, erwarben diesen Wilden einen Ruf von Rohheit und Wildheit. Später aber, als man den Ursachen dieser Unfälle nachforschte, erkannte man, daß das Unrecht nicht immer auf ihrer Seite gewesen sey. Mehr als einmal ging der Angriff von Europäern aus und andere Male führte die Unkunde der Gebräuche der Insulaner beklagenswerthe Mißverständnisse herbei. Die Etikette und Ehre verlangte, daß man sich vor den Fremden nur mit den Waffen in der Hand und unter kriegerischen Demonstrationen zeige, die nichts als eine militärische Parade, eine den Fremden angethane Ehrenbezeigung waren. (Taf. 49. Abbild.) Weit entfernt, auf dieses Entgegenkommen auf ähnliche Weise zu antworten, bewährten sie ein argwöhnisches Schweigen oder gaben Feuer auf ihre Gäste. Im ersten Falle war es ein Zeichen von Verachtung, worauf die Eingeborenen durch Beleidigungen antworteten; im zweiten dagegen eine directe Feindseligkeit, die immer Repressalien oder, wie die Eingeborenen sagten, eine utu (Genugthuung) verlangten. Man begreift, daß in einem solchen Falle das erste Zusammentreffen nur traurige Folgen haben konnte.

Als man diese Völkerschaften besser kannte, bewiesen sie, daß sie mehr gute Eigenschaften hätten als Fehler. Ehrlich, rechtschaffen, gastfrei, treue und aufopfernde Freunde, zärtliche Verwandte sind sie, auf der andern Seite jähzornig, stolz und unversöhnlich in ihrer Rache. Der seltsamste Zug in ihrem Charakter ist ihre Neigung, von Gefühlen des Wohlwollens und der Freundschaft mit einemmale zu Ausbrüchen der Wuth und des Zornes übergehen, sobald sie ihre Eitelkeit für verletzt halten. Es genügt, dem Ruhe und Kaltblütigkeit entgegenzusetzen.

Obgleich leidenschaftlich für die Rache eingenommen, kennen diese Völker doch auch edelsinnige Gefühle. Sie sind heiter und scherzlustig und eine ihrer beliebtesten Erholungen besteht darin, die Gebereden der Europäer nachzuahmen, was sie auf eine sehr komische und oft geistreiche Art thun. Ihre Haltung ist indessen für gewöhnlich ernst und gesetzt.

In der Schule der Europäer sind diese Insulaner gute Arbeiter in den Handwerken geworden, die man sie lehrte; sie geben geschickte Zimmerleute, Maurer, Schmiede, und mit einiger Uebung auch treffliche Matrosen. Ihre Verbindungen mit den Europäern haben ihnen einige Vorstellungen von dem Handel beigebracht. Der abenteuersüchtige Neuseeländer liebt die großen Reisen, ob er gleich fest an seinem Vaterlande hängt und es mit Ausbrüchen der größten Freude wieder erblickt.

Diese Insulaner hegen eine große Liebe gegen ihre Kinder, Eltern und Freunde. Diese Liebe äußert sich bei Todtzeiten durch völlige Hingebung, und nach dem Tode durch lebhafte Trauer und freiwillige Verstümmelungen. Die Ueberlebenden zerreißen sich das Gesicht und den Körper mit Muschelschalen und scharfen Steinen. (Taf. 51. Abbild.) Wenn sie Europäer ähnliche Verluste ruhiger ertragen sehen, so behaupten sie, dieselben kennten wahre Liebe nicht, denn, sagen sie, es giebt keinen Schmerz, wenn nicht Blut dabei fließt. Diese blutigen Demostrationen finden auch statt, wenn sie sich auf lange Zeit von den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit trennen müssen. Die Europäer sind mehr als einmal von dem Anblicke gerühret worden, den ihnen diese Scenen der Trostlosigkeit gewährten. Bei dieser Gelegenheit weinten Krieger, die auf dem Schlachtfelde unbarmherzig waren, wie die Weiber.

Die Ehrfurcht für das Alter steht unter diesen Völkerschaften ebenfalls in großer Kraft. Ueberall, bei den Mahlzeiten, bei den Rathsversammlungen, bei den großen Ceremonien werden die Ehrenplätze den Alten aufgespart. Wenn das Alter sie von den Kämpfen zurückhält, so hört man ihren Rath mit Ehrfurcht an. Diese Rücksicht erstreckt sich selbst auf die Sclaven, und die Häuptlinge erhalten diejenigen fortwährend, welche ein hohes Alter erreichen, auch wenn sie keine Dienste mehr von ihnen erwarten können. Die Gastfreundschaft ist ferner eine unter den Neuseeländern so allgemeine Tugend, daß sie in den englischen Colonien mit den größten Erstaunen Menschen dem Hungertode vor den Buden der Bäcker und Fleischer ausgesetzt sahen. Dies war für sie etwas Ungeheueres, Unerklärliches, ein Räthsel ohne Auflösung. Wenn sie von einem geizigen Häuptlinge sprechen wollten, wußten sie keinen bessern Vergleich zu finden, als den mit der englischen Gastfreundschaft. Tai Wango bot eines Tages d'Urville Pataten an, die er aus dem Korbe seines Oheims Schongui nahm und sagte, als der Officier sie anzunehmen zögerte: „Nimm, Ranga-Tira, wir sind nicht in Port Jackson; es ist nicht nöthig Geld dafür zu geben, daß man gegessen hat."

Wir müssen indeß hinzusetzen, daß diese Völker durch ihren Verkehr mit den Europäern mehrere ihrer guten Eigenschaften verloren haben. Sie sind mißtrauisch, geizig und habsüchtig geworden. Dagegen haben sie wenige neue Tugenden erhalten und keiner ihrer barbarischen Gebräuche hat wirklich aufgehört. Ohne Zweifel wird dies geschehen, aber nur allmälig und wenn die durch die Einführung der Feuergewehre noch blutiger gemachten Kriege die Bevölkerung verdünnt und sie andere Muster vor Augen haben werden, als diejenigen sind, welche ihnen die englischen und amerikanischen Wallfischjäger bringen.

Nichts kann einfacher seyn als die politische Einrichtung dieser Völker. Jeder Stamm, der wahrscheinlich anfänglich nur eine einzige Familie war, erkannte einen Häuptling an, der über das gemeinsame Interesse zu wachen und die Streiter in den Krieg zu führen hatte. Die Gewalt dieses Häuptlings war durch kein Gesetz beschränkt, nicht einmal durch ein bestimmtes Herkommen; sie schien gänzlich von dem persönlichen Einflusse des Individuums und des Vertrauens abzuhängen, das er seinen Untergebenen einzuflößen wußte. Uebrigens war jeder Adelige oder Ranga Tira vollkommen Herr in seinem eigenen Kreise, und diese individuelle Freiheit schien sich selbst auf alle Personen auszudehnen, welche sich eine von dem Oberhaupte der Familie unabhängige Existenz schaffen konnten.

Die Gesellschaft auf Neuseeland bestand aus drei Classen: den rangatiras, Adeligen oder Grundbesitzern, den tangatas, gemeinen Leuten ohne Eigenthum, und endlich den taorekas oder Sclaven, welche indeß gegenwärtig häufiger kukis nach dem englischen Worte cook (Koch) genannt werden und aus Kriegsgefangenen bestehen. Von den ranga tiras wurden die Häuptlinge aller Art und die ausgezeichnetsten Krieger gewählt; die gemeinen Leute dagegen beschäftigten sich mit der Fischerei und dem Baue von Wohnungen und Booten; sie kamen hinter den ranga-tiras. Die Sclaven wurden zu den niedrigsten Arbeiten gebraucht, besonders zum Zurichten und Kochen der Speisen.

Die vornehmsten Stammhäuptlinge heißen ranga-tira-rahi oder ranga-tira-nui. Bisweilen scheint ein noch höherer Ranga-tira über gewisse ziemlich beträchtliche Gebietstheile unter dem Titel ariki gesetzt zu seyn, aber Niemand hat es bisher zu ermitteln gewußt, worin die Vorrechte des Ariki eigentlich bestehen, um so mehr, da dieser Titel häufig Personen beigelegt wird, die einen mehr religiösen als politischen Charakter haben. Allerdings hat jeder ranga-tira, wenn es ihm an einem directen Mittel fehlt, seine Rechte zu erhalten, kein anderes Hilfsmittel, als die negativen Privilegien des Tabu. Durch dieses Beto, das er zu jeder Zeit in Anwendung bringen kann, wird es ihm möglich, auch die Widerspänstigsten seiner Unterthanen zum Gehorsam zu bringen.

Der Titel des Häuptlings geht gewöhnlich von dem ältern Bruder auf die jüngern über, um dann zu den Kindern des ältern zurückzukehren. In der Umgegend der Inselbai mußte eine Probe von militärischer Geschicklichkeit abgelegt werden, wenn einer das Militärcommando behalten wollte, und wenn der Häuptling sich das nöthige Talent, die Andern in den Kampf zu führen, nicht zutrauete, so entsagte er der Macht von selbst. An andern Orten ließ sich der Häuptling durch eine Art Generalissimus ersetzen, der bisweilen aus dem Volke stammte, sich aber freilich durch seine Thaten ausgezeichnet hatte. Man hat selbst Völkerschaften angegeben, welche von Frauen geführt wurden.

Die Ranga Tiras halten viel auf ihren Rang und bemühen sich, vor den Europäern eine einigermaßen groteske Gravität zu bewahren. Kommt eine Schiffsmannschaft an, so erkundigen sie sich auf der Stelle nach dem Range der verschiedenen Personen und stellen dann Vergleichungen mit ih-

Digitized by Google

ren gesellschaftlichen Kategorien an; aber die Versuchung, der sie durch die Gegenstände ausgesetzt werden, welche bloße Matrosen ihnen darbieten können, vernichtet bald alle steife Etikette. Unter einander fallen die Schranken nicht so schnell; jeder Häuptling, jeder Ranga Tira ist in Ehrensachen sehr empfindlich. Die geringste Uebertretung der Regeln kann blutige Kriege und dadurch die Vertilgung ganzer Stämme herbeiführen. Der angegebene Grund jedes Krieges ist das Verlangen einer Genugthuung (utu) für eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung. Wenn die angegriffene Partei sie verweigert, so beginnt der Krieg und hört nur mit der Niederlage einer Partei auf. Bei jedem Friedensschlusse muß eine der Parteien der andern den utu bewilligen, sonst würde Niemand den Frieden für aufrichtig und dauerhaft halten. So forderten die Wilden selbst in ihren Streitigkeiten mit den Europäern das utu als Garantie des Friedens.

Da diese hartnäckigen und fortwährenden Kriege mit der Zeit das Land hätten entvölkern können, so verbanden sich gewöhnlich mehrere Stämme zum Schutz und Trutz. Wenn ein Stamm dem andern den Krieg erklärt, so wird derselbe gewöhnlich auf authentische Weise angekündigt. Bisweilen fallen indeß die Krieger auch unversehens über ihre Feinde her. Bei den Märschen suchen sie sich soviel als möglich zu verbergen. Ihre Vorräthe bestehen in getrockneten Fischen und Farrnkrautwurzeln. Dieser letztere Stoff, der auf allen Hügeln wächst, bildet ihre vorzüglichste Nahrung. Sclaven müssen die Lebensmittel tragen und man schickt sie zurück, wenn man sie nicht mehr braucht. Bei den regelmäßigen Schlachten beginnen die Krieger mit dem Lanzenwerfen; dann kämpfen sie Mann gegen Mann mit der Keule, mit welcher sie sich wüthende Hiebe versetzen. Die Einführung der Feuergewehre hat die allgemeinen Schlachten seltener gemacht; dafür wurde der Scharmützel- und Ueberfallskrieg mehr ausgebildet. Ehe sie handgemein werden, stimmen beide Parteien den Kriegsgesang an und begleiten ihn mit schrecklichen Geberden und Geheul. Eine ihrer gewöhnlichsten Grimassen besteht darin, die Zunge ungeheuer weit herauszustecken und dabei die Augen in ihren Höhlen so herumzudrehen, daß nur das Weiße davon sichtbar bleibt. Es ist dies bei ihnen das Sinnbild des Ruhmes, utu, und man findet dasselbe an den meisten ihrer geschnitzten Bilder.

Die Krieger, welche auf dem Schlachtfelde fallen, werden ohne Barmherzigkeit erschlagen und verzehrt. Die Frauen und Kinder der Besiegten tödtet man entweder ebenfalls oder macht sie zu Sclaven. Unter gewissen Umständen lassen die Häuptlinge die Krieger ihres Stammes die Revue passiren. Diese Krieger sind in Haufen zu hundert Mann getheilt und jeden dieser Haufen befehligt ein Ranga Tira.

Bei einem solchen gesellschaftlichen Zustande, wo die Begriffe von Gut und Schlecht sehr unbestimmt sind, kann es natürlich keine Criminalgesetzordnung geben. Alles wird nach dem Recht des Stärkern geordnet; vor dem Mächtigen muß sich der Schwache neigen. Die Sclaven hängen ganz von ihren Herren ab, wie die gemeinen Leute von den sie befehligenden Ranga Tiras und die niedrigern Ranga Tiras von den vornehmern, obgleich in diesem Falle der Gehorsam nicht eben lästig ist. Unter einander müssen sich die vornehmsten Ranga Tiras einigen herkömmlichen Formalitäten unterwerfen, über deren Beobachtung die Versammlung der Ranga Tiras wacht. Verletzt sie Einer, so versammeln sich seine Nachbarn, bestimmen die Strafe und führen dieselbe aus, indem sie ihm seine Güter ganz oder zum Theil nehmen oder ihn züchtigen. Ein anderes Mal werden die Streitigkeiten der Häuptlinge durch Zweikämpfe in Gegenwart der versammelten Häuptlinge ausgemacht, eigentliche Duelle, wie unsere alten Gottesgerichte, jene Kämpfe, die sich bisweilen in Turniere gestalteten, wenn die Freunde der Kämpfenden sich deren Sache mit annahmen.

Das Recht der Wiedervergeltung wird mehr geübt. So setzt man dem Diebstahle die Plünderung, den Verwundungen Blutvergießen und dem Tode Mord entgegen. Im Falle des Ehebruchs werden die Schuldigen bisweilen umgebracht. Indessen scheint man einen Unterschied in der Strafe je nach dem Orte zu machen, wo das Verbrechen begangen wurde; geschah es bei einem Manne, so wird nur die Frau geopfert; war es bei der Frau, so bringt man nur den Mann um. Wenn der Ehemann die Rache einer mächtigen Familie fürchtet, so schickt er die Ehebrecherin zu ihren Eltern zurück. Die Ehebrecher und die Diebe werden aus dem Stamme verbannt. Sterben die letztern, so hängt man ihre Körper oder ihren Kopf an ein Kreuz.

Die Beschäftigungen dieser Wilden bestehen unter den höhern Classen in der Bebauung des Landes, in dem Baue der Häuser und Piroguen, in Fischerei und Jagd. Bisweilen wenden sie ihre Zeit auch auf die Verfertigung verschiedener Gegenstände aus Holz, Knochen oder Stein, wie Kästchen, Flöten, Keulen ꝛc.; sie machen auch Lanzen, Ruder, Grabscheite und andere Geräthe. (Taf. 47. Abbild.) Mehrere dieser Gegenstände sind mit schön gearbeiteten, wenn auch bisweilen geschmacklosen Schnitzereien verziert. Diese Industrie war um so bewundernswürdiger vor der Einführung des Eisens, da sie damals nur Steine und Muscheln als Werkzeuge brauchen konnten. Die Frauen sind vorzugsweise mit dem Pflanzen und Muschelsuchen beauftragt, wie sie bei Reisen die Lebensmittel und das Wasser tragen müssen. Auch verarbeiten sie allein den neuseeländischen Flachs.

Gewöhnlich halten die Neuseeländer zwei Mahlzeiten, eine bei Sonnenaufgange und die andere kurz vor Sonnenuntergange. Außer bei besondern Fällen von Tabu können die Frauen mit den Männern essen, ob sie es gleich gemeiniglich aus Bequemlichkeit nicht thun; aber die Sclaven dürfen nicht mit ihren Herren essen. Es finden bei ihnen bei weitem weniger Verdietungen hinsichtlich der Nahrungsmittel statt, als auf Taiti und Hawaii. Doch hat bei gewissen ceremoniellen Mahlzeiten jeder seinen besondern Theil, den er allein berühren darf, und sie nehmen mit nach Hause, was sie nicht verzehren können. Das Rohrkörbchen, in welchem sich jede Portion befindet, muß nach der Mahlzeit sogleich entzweigemacht werden, damit man es nachher zu keinem andern Zwecke brauchen kann. Das gemeinsame Getränk ist Wasser in Kürbissen und jeder Gast trinkt nach der Reihe und sucht das Wasser in den Mund laufen zu lassen, ohne das Gefäß mit den Lippen zu berühren. Farrnblätter ersetzen die Teller und das Tischzeug, und die Finger dienen statt der Gabeln und Messer.

Das Bett der Neuseeländer ist ein Haufen Farrnkraut, der in einem Winkel der Hütte aufgeschichtet wird. Ein Holzklötzchen dient als Kopfkissen. Im Winter deckt man sich mit Matten zu; im Sommer schlafen sie nackt. Die Feuer, die sie in ihren Hütten unterhalten, machen dieselben so warm wie Backöfen. Obgleich sie sich spät niederlegen, stehen sie doch mit Sonnenaufgange auf.

Diese Völkerschaften haben einige verworrene Begriffe von Astronomie. Die Sternbilder und großen Sterne haben von ihnen besondere Namen erhalten, an welche sich religiöse Ideen oder nationale Sagen knüpfen. Oft verbringen sie ganze Stunden, um die Erscheinung eines Sternes am Horizonte zu beobachten, und beunruhigen sich, wenn er sich nicht zeigt. Den größten Nutzen gewähren ihnen diese Kenntnisse dadurch, daß sie sich bei ihren nächtlichen Wanderungen darnach richten. Da sie leidenschaftlich für das Reisen eingenommen sind, so unternehmen sie lange und beschwerliche Wanderungen und Fahrten in politischen oder Handelsinteressen, oder auch blos aus Neugierde. Trotz dem Mißtrauen, das durch lange Kriege entstehen muß, werden die Reisenden doch fast immer auf ihrem Wege gut aufgenommen und erhalten bei dem Aufbruche Lebensmittel und Führer.

Die Männer verheirathen sich zwischen dem zwanzigsten und vier und zwanzigsten Jahre, die Frauen viel früher. So lange die letztern nicht verheirathet sind, können sie nach Belieben ihre Gunstbezeigungen vertheilen, indessen müssen auch bei diesen vorübergehenden Verbindungen die Rangunterschiede beobachtet werden. Ohne Zweifel mißbrauchten die Mädchen vor der Ankunft der Europäer diese Freiheit nicht; aber die Bewerbungen der Fremden und die Verführung durch Geschenke brachten diese Unglücklichen bald zu der Schamlosigkeit, in welcher sie sich befinden. Sobald ein Mädchen einen Mann bekommt, verliert sie diese ganze Freiheit und muß treu und keusch werden, was die Neuseeländerinnen sowohl aus Neigung als aus Furcht vor Strafe zu seyn scheinen.

Digitized by Google

Diese Strafen sind körperlich und können sowohl von dem Manne als von der Familie in Anwendung gebracht werden. Da eine verstoßene Frau für einen Andern tabu wird, so befindet sich die Schuldige auch noch unter der Last, den Unannehmlichkeiten und Strafen, welche eine Folge jenes Verbotes sind. Dieses Gefühl für eheliche Treue findet sich selbst bei den Sclavinnen, welche ihre Gunstbezeugungen am Bord der Schiffe anbieten. Sobald ein Matrose einer derselben sagt, er nehme sie für die Zeit seines Aufenthalts zu seiner Frau, so legt sie sich augenblicklich die Pflichten einer solchen auf und nichts kann sie bewegen, der Verbindlichkeit zuwiderzuhandeln, weder Versprechungen, noch Bitten, noch Geschenke.

Die Verehelichung bringt wenig Formalitäten mit sich. Der Mann wählt unter den freien Jungfrauen diejenige, welche ihn gefällt, erklärt seine Wahl ihren Eltern und führt seine Frau in seine Wohnung, nachdem man über das gewöhnliche Geschenk übereingekommen ist. Einige Reisende haben behauptet, die Einwilligung des Mädchens sey gar nicht nöthig; andere dagegen versichern, wenn das Mädchen das erstemal weine und zum zweiten und dritten Male bei der Weigerung verharre, so sey der Bewerber genöthigt, sie in Ruhe zu lassen. Vielleicht ist diese letztere Bedingung nur bei den Frauen von einem gewissen Range erforderlich, denn bei den Verheirathungen nehmen die Männer mehr Rücksicht auf den Rang und die Geburt der Frau, als auf ihre persönlichen Reize, da sie durch das Ansehen der Familie, aus welcher sie ihre Frau wählen, nur ihren eigenen Einfluß steigern wollen. Ein Mann kann mehrere Frauen nehmen, muß aber einer jeden eine besondere Wohnung geben, denn selten wohnen zwei Frauen bei einander. Einige Ranga Tiras haben acht bis zehn Frauen. Eine davon steht allen andern voran, nämlich die, welche der mächtigsten Familie angehört. Sie allein theilt die Ehren, welche ihrem Manne erwiesen werden, und nur ihre Kinder folgen dem Vater in der Macht und den Besitzungen. Ein Mann heirathet oft mehrere Schwestern; der alte Tepahi hatte die vier Töchter aus einer Familie zu Frauen gehabt. Derjenige, welcher eine Sclavin heirathet, muß sich eine Art Degradation gefallen lassen. Der Mann wird von seinen Besitzungen vertrieben; die Frau, welche einen Sclaven heirathet, wird von ihren Eltern gezüchtigt. Tepahi schloß eine seiner Töchter, welche eine Mißheirath geschlossen hatte, mehrere Jahre lang in einen Käfig ein. Das Kind eines Häuptlings und einer Sclavin ist nicht frei, es müßte denn der Häuptling die Mutter freigeben und sie später mit den erforderlichen Formalitäten von ihren Eltern verlangen.

Nicht selten geben sich die Frauen, wenn sie ihren Mann verloren haben, freiwillig den Tod, und diejenigen, welche diese heldenmüthige That vollbringen, sind ein Gegenstand der Bewunderung ihrer Freunde und Verwandten. Seltener opfert sich der Mann auf dem Leichnahme seiner Frau. Eine Wittwe kann sich nicht eher wieder verheirathen, bis sie die Ceremonie der Aufhebung der Knochen ihres Mannes verrichtet hat, und selbst nachher gilt es für eine Art Flecken, sich von neuem an einen Mann zu binden. Um diesem Schimpf zu entgehen, bringen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen bisweilen die arme Wittwe selbst um. Die Frauen sind sehr empfindlich über die Vorwürfe von ihren Männern, was so weit geht, daß manche sich nach einer solchen Scene das Leben nehmen. Der Selbstmord ist überhaupt unter beiden Geschlechtern sehr häufig und man nimmt oft sehr unbedeutender Ursachen wegen seine Zuflucht zu ihm.

Ist eine Frau ihrer Entbindung nahe, so wird sie tabu und von der Gesellschaft ganz abgesondert. Man weist ihr eine besondere Hütte an, wo sie von einer oder von mehrern ebenfalls tabuirten Frauen bedient wird. Diese Abschließung dauert auch noch einige Tage nach der Niederkunft fort. Sie kommen unter freiem Himmel nieder ohne den geringsten Laut von Schmerz von sich zu geben, und die Anwesenden rufen bei dem Anblicke des neugebornen Kindes: tane, tane! Die Mutter schneidet die Nabelschnur selbst ab, steht dann auf und setzt ihr gewöhnliches Geschäft fort.

In gewissen Fällen bringt die Mutter das Kind gleich nach der Geburt dadurch um, daß sie ihm den Daumen oben auf den Schädel drückt. Der Kindermord wird besonders an den Mädchen, welche die von den Eltern gewünschte Zahl überschreiten und an den Früchten schimpflicher oder ungesetzlicher Verbindungen begangen. Fünf oder sechs Tage nach der Geburt wird eine Art Taufe mit dem Kinde vorgenommen. Die Mutter breitet in Beiseyn ihrer Freunde und Verwandten eine Decke über zwei Holzstücke und legt das neugeborene Kind darauf. Dann kommen alle Frauen, eine nach der andern, tauchen einen kleinen Zweig in ein mit Wasser gefülltes Gefäß und besprengen damit die Stirn des Kindes. In diesem Augenblicke giebt man ihm den Namen und bittet die Götter für dasselbe um Kraft und Muth, Sieg über die Feinde, Genuß des udu (Ruhms) in dieser wie in jener Welt. Der Name wechselt bisweilen, besonders nach einem Ereignisse, an welches der neue Name erinnern soll, und dann soll auch die Taufe wiederholt werden.

Die Erziehung der Kinder ist ganz einfach; sie wachsen unter den Augen ihrer Eltern auf; die Knaben bilden sich bald für die Uebungen des männlichen Alters, in der Handhabung der Waffen und in den Kriegstänzen. Die Mädchen dagegen beschäftigen sich unter der Leitung ihrer Mütter mit den Arbeiten ihres Geschlechts. Trotz der Freiheit, die sie genießen, sind die Kinder im Allgemeinen sanft und gleichmüthig und kennen die Launen nicht, welche diese kleinen Wesen in den civilisirten Ländern oft so boshaft machen. Die Adoptionen sind auf Neuseeland wie auf Tonga Tabu sehr häufig. Oft geben junge Leute Greisen, welche keine Kinder haben, den Namen Vater und diese Adoption trägt alle Rechte der wirklichen Vaterschaft mit über.

Die Tättowirung heißt auf Neuseeland moko, und diese Decoration deutet weit bestimmter als auf den andern Archipelen eine Auszeichnung an. Das moko ist nur den Kriegern gestattet, und diejenigen, welche jenen den Sclaven, gemeinen Leuten und selbst den Adeligen, die am Kampfe keinen Antheil nehmen, untersagten Schmuck nicht haben, stehen in keinem Ansehen. Nach jedem Feldzuge fügt der Krieger gewöhnlich neue Züge dem moko hinzu und man frischt die alten drei oder viermal wieder auf. Die Linien der Tättowirung, welche sich auf den andern Inseln auf einfache Zeichnungen beschränken, werden auf Neuseeland wirkliche Furchen, welche tief in die Haut einschneiden. Ein Ranga Tira ist um so mehr geehrt, je tiefer und näher an einander die Linien seines moko sind. Die Frauen dürfen sich nur unbedeutende Zeichnungen auf das Gesicht machen, dafür haben sie aber das Recht, tiefere und complicirtere Einschnitte auf den Schultern und dem übrigen Körper zu haben.

Das moko ist für die Neuseeländer das, was die Wappen für die Europäer sind. Als ein Eingeborner eines Tages das graviete Wappen auf dem Petschafte eines englischen Officiers sah, fragte er, was das Zeichen bedeute, und als man es ihm erklärt hatte, antwortete er: „ich sehe wohl, was es ist; es ist das moko der Familie M." Einige Familien haben wirklich ihr eigenthümliches moko, das Andere nicht brauchen dürfen, ohne sich die Rache der Erstern zuzuziehen. In gewissen Umständen setzen die Eingebornen ihr moko statt der Unterschrift unter etwas. Ein Häuptling wiederholte oft, sein Name sey auf seinem Gesichte geschrieben. Während seines Aufenthalts in England willigte der Häuptling Tupe Kupa ein, sich malen zu lassen, aber vorzugsweise sah er darauf, daß die Zeichnungen auf seinem Gesichte treu wiedergegeben würden. (Taf. 50. Abbild.) Er sagte oft: „der Europäer schreibt seinen Namen mit der Feder, der Name Tupe's ist hier." Der Fremde gewöhnt sich leicht an diesen seltsamen Schmuck. Er steigert den Ausdruck und die Energie des Gesichts; schützt vor den Stichen der Muskitos und vor den Wirkungen der Witterung, und vermindert den Einfluß der Jahre auf das Gesicht der Menschen. Endlich verräth er besser als irgend eine andere äußere Decoration den Stand und Rang dessen, der ihn trägt.

Die in so vielen Hinsichten industriösen und thätigen Neuseeländer sind in der Baukunst sehr zurückgeblieben. Ihre Hütten haben selten eine Länge von mehr als 7 oder 8 Fuß, eine Breite von 5 oder 6 und eine Höhe von 4 oder 5 Fuß. Die Wände werden durch neben einander geschlagene Pfähle und dazwischen geflochtene Zweige gebildet und von außen mit Wasserpflanzen, besonders den biegsamen Blättern der typha bekleidet. Das Dach

Digitized by Google

besteht aus einem Holzstücke, das den First bildet, und einer Strohbedeckung. Einige Hütten der Häuptlinge sind noch einmal so groß und die Dächer derselben werden dann immer von einer Reihe Pfähle getragen. An dem einen Ende befindet sich ein 3 Fuß hoher und 2 Fuß breiter Eingang, der mit Bretern oder dicken Decken verschlossen wird. Eine zweite Oeffnung an der Seite und ein wenig über der Thüre vertritt das Fenster und wird mit einem Binsengeflecht geschlossen. An der Seite, wo sich die Thüre befindet, ragt das Dach drei oder vier Fuß weit vor, so daß eine Art Schoppen gebildet wird. Hier hält sich der Herr vom Hause auf und nimmt seine Mahlzeiten ein, weil er es in der Hütte nicht thun darf. Bisweilen sind die Wohnungen der Häuptlinge mit Schnitzereien verziert, welche man mit Ocker roth angestrichen hat. (Taf. 37. Abbild.) Manche Reisende hielten anfangs diese Bilder für Statuen von Göttern, für echte Götzen, aber es ist jetzt bewiesen, daß sie diese Bestimmung nie gehabt haben. Es sind bloße Verzierungen, mit denen die Insulaner durchaus keine religiösen Begriffe verbinden. Rutherford behauptet indeß, diese Statuen würden an die Thüren der Häuptlinge gestellt, um den Sclaven den Zutritt zu verwehren, welche mit dem Tode bestraft werden würden, wenn sie dieses Verbot überträten.

Der Fußboden der Hütte ist eine gut geschlagene und etwas erhöhete Tenne und der Herd ein kleines hohles, von Steinen umgebenes Viereck. Der Rauch zieht sich entweder durch das Fenster oder durch die Thüre hinaus, wenn kein Fenster da ist. Diese Hütten sind deshalb immer voll Rauch und auch bei wenigem Feuer sehr warm.

Das Mobiliar in diesen Hütten besteht in Werkzeugen von Stein oder Knochen, in Körbchen von Binsen, Kürbissen und Fackeln. Die kleinern Gegenstände, wie Nadeln, Fischhaken von Knochen oder Muschelschale, legt man in kleine ovale Kästchen, die man aus einem Holzblocke schneidet und recht hübsch mit Basreliefs verziert. Unter der Vorhalle steht der Stein und der Schlägel, womit die Farrnkrautwurzel geschlagen wird. Die Gebäude, worin man die Lebensmittel, die Waffen, die Instrumente des Stammes aufbewahrt, sind mit mehr Luxus und dauerhafter gebaut, als die bloßen Wohnungen. Sie haben bisweilen eine Länge von 24 bis 30 Fuß, eine Breite von 12 bis 15 und eine Höhe von 10 bis 12 Fuß. Man stellt sie bisweilen 3 bis 4 Fuß über den Boden und schmückt sie mit Basreliefs. Am Ufer der Bai Schuraki sah Micholes ein 80 Fuß langes Gebäude, welches durch eine von einem Ende bis zum andern gehende Scheidewand in zwei Hälften getheilt war. Er vermuthete, daß es ein Schweinstall sey.

Außer dem hier und da vereinzelten Hütten, welche die Eingeborenen in Friedenszeiten bewohnen, besitzt jeder Stamm sein pa oder seine Festung, in welche alle Mitglieder bei einem Kriege flüchten. Diese bereits beschriebenen pas sind gewöhnlich auf Hügeln oder von Natur festen Felsen angelegt und durch Menschenhand uneinnehmbar gemacht. Die Hütten für jede Familie in diesen Pas, welche stufenweise an dem Abhange stehen, gewähren einen sehr malerischen Anblick. Die des obersten Häuptlings liegt immer auf der Spitze des Pas und die der vorzüglichsten Ranga Tiras stehen um jene herum. In den von den Europäern besuchten Gegenden ist dieses System bereits etwas verändert worden. In der Umgegend der Inselbai haben sich einige Häuptlinge breterne Häuschen mit wirklichen Thüren, Fenstern und Dächern bauen lassen. Als Geräthe enthalten dieselben Stühle, Bänke, Koffer, Tische und bisweilen sogar Ruhebetten.

Die Grundlage der Nahrung in ganz Neuseeland ist die Farrnkrautwurzel (pteris esculenta), die leicht geröstet und dann erweicht wird, nachdem man sie eine Zeit lang auf einem Steine mit einem Schlägel geklopft hat. Man muß an ihren Genuß gewöhnt seyn, um den Geschmack angenehm zu finden. Die Neuseeländer hängen ganz von diesem Gewächs ab und füllen damit die Pas für den Fall eines Krieges. Sie brauchen auch das Mark des innern Saftes eines Baumfarrnkrautes (cyathea medullaris), das sie in ihren Erdöfen kochen. Die süße Kartoffel und der Taro waren vor der Ankunft der Europäer auf diesen Inseln angebaut; die erstere ist das Lieblingsgericht der Häuptlinge und das Volk ißt sie nur bei großen Festen. Von allen europäischen Gewächsen, welche Cook und Marion brachten, hat sich nur die Kartoffel vermehret, und sie gedeiht jetzt reichlich auf der ganzen nördlichen Insel.

Von den vierfüßigen Thieren gaben ihnen sonst nur der Hund und die Katze ein eßbares Fleisch; das des Hundes war besonders geschätzt. Jetzt ist das Schwein auf Ika-na-Mawi gemein, obgleich das Fleisch noch für die Häuptlinge aufgespart wird und die Leute aus dem Volke es nur dann essen dürfen, wenn sie es dem Feinde abgenommen haben. Sonst fingen die Eingeborenen in der Schlinge einige Vögel, wie Tauben, Enten und Seeraben, um sie zu braten. Die Einführung der Feuergewehre hat diese Hilfsquelle minder precär gemacht. Mehrere neuseeländische Familien halten auch Hühner, welche sie kakatuas nennen und deren Eier sie essen. Nur verursacht ihnen die wenige Rücksicht, welche die Hühner auf tabuirte Orte nehmen, oft Sorge und Unruhe. Ein ähnlicher Grund ließ sie die Einführung des Hornviehs zurückweisen.

Das Meer mit seinen trefflichen Fischen und verschiedenen Muscheln ist eine Hauptnahrungsquelle für sie. Zu gewissen Zeiten fangen sie eine große Menge Fische, nehmen sie aus und dörren sie in der Sonne. So halten sie sich in den Magazinen für den Winter. Die Wilden essen diesen Fisch außerordentlich gern, ob er gleich oft einen entsetzlichen Geruch hat und von Würmern wimmelt. Auch halten sie es für ein großes Glück, wenn ein Wallfisch oder Delphin an ihre Küste geworfen wird. Alle Bewohner des Küstenstrichs eilen herbei, um sich zu ergötzen, und der Besitz des großen Thieres wird bisweilen ein Gegenstand des Streites für zwei Stämme. Der Thran der Pyoken ist für sie ebenfalls ein Lieblingsgericht.

Das Hauptgericht aller dieser Wilden ist das Fleisch ihrer auf dem Schlachtfelde erschlagenen Feinde. Abergläubische Beweggründe sind ohne Zweifel die erste Veranlassung zu diesen Gelagen, obgleich auch die Leckerhaftigkeit daran einigen Theil hat. Die Missionäre haben bestätigt, daß die Häuptlinge mehr als einmal Sclaven unter dem geringfügigsten Vorwande, eigentlich aber in dem Wunsche erschlagen haben, das Fleisch derselben zu verzehren. (Taf. 51. Abbild.) Von dem Kopfe essen sie gewöhnlich nur das Gehirn, worauf sie den übrigen Theil des Körpers zureichten und ihn in ihren Erdöfen kochen lassen, gerade wie sie es mit einem Schweine machen würden. Sie meinen, es sey dem Geschmacke nach ein sehr großer Unterschied zwischen dem Fleische eines Neuseeländers und eines Weißen und sie geben dem erstern den Vorzug. Sie schreiben den Unterschied der Gewohnheit der Europäer zu, gesalzene Speisen zu essen. Sie selbst brauchen das Salz nie bei ihren Speisen, sehnen sich leidenschaftlich nach verdorbenem Gemüse und verschimmelten Zwieback, rühren aber selten das gesalzene Fleisch der Matrosen an. Wie viele andere Wilde, verschlingen sie oft das Ungeziefer, das sie auf ihren Köpfen finden.

Vor der Ankunft der Europäer kannten die Neuseeländer kein geistiges Getränk und sie tranken nur Wasser. Unsere gegorenen Getränke flößten ihnen Ekel und Widerwillen ein, dafür tranken sie mit Vergnügen Thee, Kaffee, Chocolate und alles Zuckerige.

Die Kochkunst der Eingeborenen ist höchst einfach; sie beschränkt sich darauf, die Lebensmittel in den Erdöfen kochen oder sie am Spieße oder auf glühenden Kohlen braten zu lassen. Dann zerschneiden sie dieselben mit scharfen Muschelschalen. Die Fische machen sie bisweilen gewissermaßen gedämpft, indem sie dieselben in mehrere Kohlblätter wickeln, dann auf einen flachen vorher erwärmten Stein legen und sie von Zeit zu Zeit umwenden. So gekocht, schmecken die Fische sehr gut. Feuer machen sie, wie auf vielen Inseln, dadurch, daß sie schnell ein Stück hartes Holz auf einem weichern herumdrehen.

Die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter besteht in zwei Decken von Flachs; die eine werfen sie blos um die Schultern und befestigen sie vorn, die andere schlagen sie um die Lenden, so daß sie bis auf die halbe Wade reicht. Ein Gürtel hält sie in der Mitte fest. Gewöhnlich ist die obere Decke von grobem Zeuge, bisweilen sogar von im Rauch geschwärzten Binsen, die so geordnet sind, daß die Spitzen alle auf einander liegen, wie

Digitized by Google

die Stacheln eines Igels. Wenn sie mit diesen Decken auf der Erde kauern, sind sie fast ganz bedeckt und sie sehen dann aus wie auf dem Boden stehende Bienenstöcke von Stroh. Bei großen Gelegenheiten aber, bei Festen und Feierlichkeiten trägt der Krieger von einem gewissen Range eine prächtige Decke von Flachs und glänzendem seidenartigem Gewebe, mit Besetzungen von verschiedener Farbe, die mit Haarbüscheln, Federn des kivi oder rother Wolle verziert sind. Die Haare sind auf dem Wirbel des Kopfes zusammen genommen und mit schönen weißen Federn geschmückt, die im Winde wehen.

Die Kinder gehen gewöhnlich bis zum achten Jahre nackt. Bei ihren Beschäftigungen und Arbeiten behalten die Männer oft weiter nichts als die Gürtel, die Frauen legen aber die untere Decke nie ab. Diese Frauen sind im Ganzen weit züchtiger, als auf den andern Inseln Oceaniens.

Die Wilden bekleiden sich gern mit einigen europäischen Lumpen. Haben sie einige alte Sachen erhalten, so schmücken sie sich damit, als wenn sie dadurch sehr wichtige Personen würden. Sie sehen indeß in ihrer Nationaltracht weit besser aus, die edel und einfach ist und zu ihren Gewohnheiten weit besser paßt. Der Neuseeländer ist, welchen Anzug er auch tragen mag, gewöhnlich unreinlich und steht darin den andern Polynesiern nach, die, unter einem minder rauhen Himmelsstriche, sich häufiger baden und deren Körper nicht so häßlich schmierig und voller Ungeziefer ist.

Die beiden Geschlechter tragen als Schmuck Haifischzähne, Holzstückchen, kleine Muscheln, Rollen von Zeugen und Albatrosfedern, welche sie in die Ohren hängen und womit sie ihre Haare verzieren. Sie haben auch Halsbänder von Rohestückchen, Knochen und kleinen Muscheln. Ihr kostbarster Schmuck aber ist unstreitig die seltsame Figur von grünem Stein, punamu genannt, welche sie am Halse tragen. (Taf. 47. Abbild.) Dieser Schmuck scheint das Attribut der Häuptlinge von einem gewissen Range zu seyn, sowie kleine Stäbchen aus demselben Stoffe, die zwei bis drei Zoll lang, an dem einen Ende umgebogen sind und vorn auf der Brust an einem der obern Zipfel ihrer Decken hängen. Diese Zierrathen sind nur ein Theil des Festanzuges eines Neuseeländers. Bei wichtigen Gelegenheiten beschmiert er sich das Gesicht mit Ocker und Fischthran und reibt den ganzen Körper mit Oel oder Thran ein. Dieser Gebrauch giebt den Eingeborenen einen höchst unangenehmen starken Geruch; aber er darf nicht übergangen werden, besonders vor dem Kampfe.

Die Ackerbauarbeiten dieser Völker beschränken sich auf das Pflanzen von Kartoffeln, Pataten und Taro. Erst brennen sie das Gebüsch und Gras ab, um den Boden frei zu machen und ihn mit der Asche zu düngen, dann bearbeiten sie denselben mit hölzernen Spaten und legen die Wurzeln. (Taf. 49. Abbild.) Ist alles dies geschehen, so umgeben sie ihre Pflanzungen mit Palissaden. Von Zeit zu Zeit harken sie diese Felder und bringen Bewässerungscanäle an, wenn es nöthig ist. Diese Pflanzungen gewähren, wenn sie auch nicht groß sind, einen reinlichen und regelmäßigen Anblick. Man erhält im Jahre zwei Pataten-Ernten. Hat man diese Frucht aus der Erde genommen, so läßt man sie an der Luft trocknen und schichtet sie sodann in Magazinen auf. Die Pataten und Kartoffeln werden in kleinen Körben von Binsen fortgeschafft und aufbewahrt, welche im Durchschnitt 17 Pfund fassen können. Bisweilen bauen sie auch das phormium tenax oder den neuseeländischen Flachs an, indem sie junge Triebe symmetrisch in sumpfigen Boden pflanzen.

Diese Eingeborenen haben sehr große Fischnetze. Man hat dergleichen von 3 bis 400 Klaftern Länge und 15 bis 20 Fuß Breite gemessen. Daran befinden sich Stücke leichten Holzes und kleine sehr schwere Steine. Diese Netze sind gewebt oder geflochten, theils aus Flachs, theils blos aus Binsen. Die Wilden fischen auch mit der Angel und haben Haken von Perlmutter- und andern Muschelschalen. Rutherford sagt, sie fingen die Fische bisweilen auch mit den Händen im Wasser.

Der Piroguen giebt es zweierlei Arten; die einen sind 20 bis 30 Fuß lang, 2 bis 3 F. breit und können 10 bis 20 Personen fassen; die andern haben eine Länge von 60 bis 80, eine Breite von 5 bis 6 und eine Tiefe von 4 Fuß und können 80 bis 100 Personen tragen. Die erstern, welche Privatpersonen gehören, sind solche, deren man sich zum täglichen Gebrauche bedient; die letztern dagegen sind Eigenthum des Stammes und werden nur zum Kampfe verwendet. Alle diese Piroguen sind aus einem seiner ganzen Länge nach ausgehöhlten Stamme gemacht, an dessen breiten Seiten man zur Erhöhung ein einen Fuß breites Bret ansetzt. Die Piroguen, welche gewöhnlich durch Ruder fortgetrieben werden, spannen das Segel nur bei günstigem Winde auf. Ihre dreieckigen Segel bestehen aus zusammengenähten Strohdecken. Mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen unternehmen oft hunderte von Kriegern Fahrten von 100 bis 200 M. auf den stürmischen Meeren von Neuseeland, wenn gleich jährlich so manches von dem Meere verschlungen wird. Steigen die Insulaner ans Land, so ziehen sie die Piroguen ans Trockne, oft weit in das Land hinein, damit man sie ihnen nicht stehle. Um ihre Häuser und Piroguen anzustreichen, bedienen sich die Neuseeländer einer Farbe aus Thran und Ocker, die sie mit Federpinseln auftragen.

Die Nationalwaffen der Neuseeländer waren sonst Lanzen von verschiedener Größe von 5 bis 30 Fuß Länge, Keulen von Stein, Wallfischknochen oder blos von hartem Holze, und endlich Streitäxte von 5 Fuß, die sich in einem schneidendem Viertelskreise endigten. Diese Aexte hießen patu patu oder blos patu.

Die mere genannte Keule (Taf. 47. Abbild.) ist eine Waffe, welche die Häuptlinge nie ablegen. Sie ist 18 bis 20 Zoll lang, 4 bis 5 breit und hat gewöhnlich die Gestalt eines Schlägels. Am Griffe befindet sich ein Loch, um einen Strick durchziehen zu können, mit dem man sie an das Handgelenke hängt. Mit dieser kleinen Keule schlagen die Insulaner einen Menschenkopf entzwei. Einige Häuptlinge tragen auch als Zeichen ihrer Macht lange an den Seiten hübsch ciselirte Wallfischrippen, die eine Aehnlichkeit mit einem Scepter haben. Nach Michelas heißt eine solche Rippe heni, nach dem Capitain d'Urville aber patu waïroa. Die Neuseeländer bedienten sich ferner der Steine und Spieße zum Werfen, kannten aber den Gebrauch der Schleuder, des Bogens und Schildes nicht.

Alle diese Waffen haben jetzt den Feuergewehren weichen müssen, deren Ueberlegenheit die Wilden bald einsahen. Deshalb richten sich auch alle ihre Wünsche nur auf die Erwerbung von Flinten. Die Macht eines Stammes wird nicht mehr nach der Zahl der Männer, sondern nach der Zahl der Flinten berechnet. Glücklich der, welcher eine Doppelflinte hat, die sie pu dua tangata nennen, weil er zwei Personen auf einmal tödten kann.

Aus dem Flachse verfertigen die Neuseeländer ihre schönsten Decken. Der Webstuhl, dessen sie sich bedienen, ist ganz einfach ein rechtwinkeliger Rahmen von der Größe der Decke. Die Fäden der Kette werden an den beiden Enden des Rahmens befestigt, worauf man die Einschlagfäden mit einer Nadel, welche das Schiff vertritt, mit der Hand hindurchzieht. Man hat diese Decken von verschiedenem Gewebe, verschiedener Größe und Farbe. Die größten sind 12 bis 15 Fuß lang und 5 bis 6 F. breit; sie kosten fünf bis sechs Monate Arbeit.

Die einzigen musikalischen Instrumente dieser Wilden sind Flöten von zwei oder drei Arten mit einigen wenigen Löchern. Alle werden mit der Nase geblasen, aber man bringt nur dumpfe und mißtönende, obgleich sanfte und klagende Klänge hervor. Diese Flöten sind bisweilen von Holz, aber auch von Menschenknochen und immer mit Schnitzereien verziert. Auch haben sie eine plumpe Lyra von drei oder vier Saiten, welche abscheuliche Töne giebt. Die Seetrompete, murex tritonis, dient ihnen als Schlachttrompete.

Die Eingeborenen haben verschiedene Arten von Gesängen, erotische, satyrische, elegische und Kriegsgesänge. Zur Begleitung schlagen sie sich bisweilen auf die Brust, was einen seltsamen Effect macht; aber diese Musik ist für den Executirenden sehr ermüdend. Wenn sie so im Chore singen, giebt einer den Ton an und die andern beendigen die Strophe, indem sie sich auf die Brust schlagen.

Der merkwürdigste von allen ihren Gesängen ist ohne Zweifel die feierliche Hymne, welche man Pihe nennt und die bei großen Gelegenhei-

Digitized by Google

ten, vor dem Kampfe und bei den Begräbnißfeierlichkeiten gesungen wird. Die Eingeborenen zeigen dabei eine Andacht und Begeisterung, welche dem Fremden sehr auffallen. Dieser heilige Gesang scheint in ihnen die außerordentlichsten Gefühle anzuregen; vielleicht liegt in ihm irgend ein Symbol, ein Compendium ihres Glaubens und ihrer Hoffnungen für die Zukunft. Zum Unglück hat bis jetzt kein Europäer davon eine auch nur annähernde Uebersetzung zu geben vermocht. Wir theilen dies Lied nach der Angabe des Capitain d'Urville mit, der es aus dem Munde Schongui's in Beiseyn des Missionärs Kendall hörte, der damals die Sprache der Neuseeländer am besten kannte.

Papa ra te wati tidi
I dunga neï
Ku ana, kana pu i e o
E ahi o
Tu ka didi
Rongo maï, ka heke
Ta tara
Te waï puna
Te aha kobudu,
Ko nga nana,
Ko waï parangui
Ko kapi te ono,
Ko kapi te ono
Te iki iki,
Te ra marama
Te weti, te weta
Te toto roï aï
Wano,
Wano, wano, wano,
Mai toki umi e.
Ka didi tu,
Ka ngu'ia tu,
Ko wewei tu,
Ko wa wana
Tue tue tue
Ka taka
Raro pudi aï
Ka taka te waro.
Pi pi ra u e du ko i e
Pi pi
Ra u e du ko i e.
Ke koti kotia,
Te udu o te ariki
Pi pi ra u e du ko i e
Pihe

E tapu
E tapu tu mata tara roa.
E ngaro
E ngaro tu ki tana e iwa.
E iwa
E iwa tu hua ki te maraï
Wero wero.
Wero wero, te tara o maï ra,
Wero hia, ki taï hia,
Waka rawa, waka rawa
Te tara ki a taï,
Me ko tahi manawa reka
Te manawa ki a tu.
Haï, haï, ha!
Haï, haï, ha!
Kia udu, haï, haï, ha!
Pihe
Iki iki
Iki iki wara wara
Ko iaï tanga roa
I tawa.
O maï ra,
E ki na tu.
Wanga hinga;
Ki a taï
Koro pana
Te kua ki te maraï
Witi dua
Te ika tere ki painga
Kia udu, haï, haï, ha!
Haï, haï, ha!
Kia udu, haï, haï, ha!
Haï, haï, ha!
Kia udu, haï, haï, ha!
Pihe

Obgleich diese Hymne Pihe auf der ganzen Insel Ika-na-Mawi national zu seyn schien, so bemerkte d'Urville doch, daß sie nach Süden zu minder vollständig gekannt sey. Die Bewohner der Nordküste der Cooksstraße sagten nur einige Stellen daraus her und die Eingeborenen der Bai Tasman kennen sie gar nicht.

Die Neuseeländer zählen die Zeit nach Nächten, po; nach Monden, marama, und nach Monaten, tau. Ueber zwanzig bis dreißig Monden hinaus sind ihre Rechnungen sehr ungenau. Ein Ereigniß aus einer entlegenen Zeit können sie nicht anders angeben, als durch einen Vergleich mit einem wichtigen Zustande ihres Lebens. Die Raumentfernungen messen sie nach halben und ganzen Tagemärschen. Die Tiefe des Meeres wird nach kuma geschätzt, ein Maas, das bald einer Klafter, bald zwei Klaftern entspricht. Ein seltsames Mittel, das Feld zu messen, besteht bei ihnen darin, sich platt hinzulegen, die rechte Hand über den Kopf zu halten, wieder aufzustehen und sich wieder auszustrecken, bis das Land gemessen ist. Auf diese Weise maßen sie die europäischen Schiffe.

Was ihren religiösen Glauben betrifft, so hat man viel darüber geschrieben, ob man gleich wenig davon weiß. Das Resultat der Untersuchungen dürfte folgendes seyn. Das Wort atua wird bei ihnen, wie auf Hawai und Taïti, der Gottheit im Allgemeinen gegeben, während man die speciellen Geister und besonders die Geister der verstorbenen Personen waï dua nennt. Ihre atuas sind, so viel man darüber urtheilen kann, vernünftige unmaterielle Wesen; nie werden sie durch ein Götzenbild dargestellt. Die vornehmsten Götter wären Mawi Ranga Mangui, der oberste des Himmels, ein wahrer Jupiter; Tipoko, der Gott des Zornes und des Todes; Mawi Mua und Mawi Potiki, zwei Brüder, welche zusammen an der Bildung der Erde arbeiteten; Rebo Toro, der Gott der Thränen ꝛc. Außer diesen Hauptgottheiten giebt es eine Menge anderer mit eigenthümlichen Attributen. Ein Insulaner, den man eines Tages fragte, wie er sich atua vorstelle, antwortete: „wie einen unsterblichen Schatten.“ Tuaï, dem d'Urville dieselbe Frage vorlegte, entgegnete: „es ist ein Geist, ein allmächtiger Hauch.“

Der atua kann eine eigenthümliche Gestalt annehmen, z. B. die einer Eidechse, ohne in die Eingeweide derselben hineinzukommen. Deshalb hat ihnen jenes Thier zu jeder Zeit eine religiöse Scheu eingeflößt. Der atua bezeichnet sein Daseyn durch ein leises Pfeifen, das oft nur für den Priester bemerklich ist. Der atua bringt ferner in der Gestalt eines ungeheuern Fisches das Rollen des Donners hervor und dann beten die Neuseeländer zu ihm; denn ihr Glaube ist wie bei fast allen Polynesiern ein Cultus des Schreckens; sie beschwören mehr die bösen Götter, als daß sie die gütigen Gottheiten verehren.

Die neuseeländischen Priester heißen tohungas. Sie sind die Dolmetscher der Gottheit; man fragt sie deshalb bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath und glaubt ihren Aussprüchen. Sie können nach den Eingeborenen die Zukunft vorherverkündigen, die Stürme beruhigen, die Krankheiten heilen ꝛc. Diese Vorrechte sind indeß nicht immer das Resultat eines Taschenspielerstückes; es giebt auch rechtliche Tohungas, welche sich einbilden, wirklich die Macht zu besitzen, welche man ihnen zuschreibt. Das Amt des tohunga ist erblich und die Väter richten ihre Kinder frühzeitig ab. Uebrigens sind diese Priester tolerant und zeigten gleich zu Anfange die höchste Achtung für die Missionäre, welche sie atua-tangatas oder tohungas (Diener Gottes oder Priester) nannten. Sie wollten dem Gott der Christen die ihm gebührenden Huldigungen darbringen, als man aber verlangte, sie sollten ihre Atuas aufgeben, weigerten sie sich und sagten: „ohne Zweifel ist der Gott der Christen mächtig; er kann den Christen genügen, aber wir, wir brauchen neben ihm auch die atuas unsers Vaterlandes. Wenn wir sie verließen, würden sie uns durch tausend Uebel und Unfälle heimsuchen.“

Diese Priester-Aerzte begeben sich zu dem Kranken, wenn sein Zustand Besorgniß erregt, und verlassen ihn nicht, bis er geheilt oder todt ist. Ihre Rolle bei dem Sterbenden besteht weniger darin, ihn gesund zu machen, als auf die strenge Beobachtung des Tabu zu sehen. Außerdem ist alles Spiegelfechterei. Die strengste Diät ist die Grundlage der Behandlung, dann setzen sie den Kranken, statt ihm warme Getränke zu geben und ihm an einem geschützten Orte zu lassen, der Luft aus und lassen ihn kaltes Wasser trinken. An manchen Orten wird nach dem Tode des Kranken eine genaue Untersuchung angestellt, um das Benehmen des Arztes zu richten und zu ermitteln, ob keine Bedingung des Tabu übertreten worden ist. Wäre etwas dergleichen vorgekommen und würde es bewiesen, so müßte der Kopf des Arztes die Seele des Verstorbenen besänftigen. Obgleich die Tohungas schlechte Aerzte sind, so kennt man sie doch als weit geschicktere Chirurgen, und sie machen bisweilen blos mit scharfen Muschelschalen Operationen, die unsern europäischen Chirurgen Ehre bringen würden.

Die Neuseeländer glauben an das getrennte Daseyn eines verständigen und immateriellen Theils des Menschen, den sie waï dua nennen, sowie an ein künftiges Leben und Vergeltung. Bei dem Tode trennt sie der waï dua durch eine Art Zerreißung von dem Körper, schwebt dann drei Tage um seine sterbliche Hülle umher und begiebt sich darauf nach dem Felsen Reinga, am Ende der Insel Ika-na-Mawi, wo ihn ein Atua ergreift, um ihn entweder in den rangui (Himmel oder Aufenthalt des Ruhmes) zu bringen oder ihn in den Aufenthalt der Finsterniß, po-ruï oder pokino, zu stürzen. Nur der im Kampfe errungene Ruhm, und die Schande, vor dem Feinde unterlegen zu seyn, kommen bei dieser Prüfung in Betracht. Ein noch seltsamerer Glaube ist der, daß sie durch das Verzehren des Körpers ihres Feindes nicht nur seine materielle Substanz vernichten, sondern

Digitized by Google

auch dessen Geist oder wai dua sich aneignen. Deshalb gilt das Verzehren seines Feindes für etwas Glorreiches, Gottähnliches, indem auch die Götter häufig Menschen verzehren sollen.

In dem künftigen Leben verbringen die wai duas ihre Zeit in Gelagen und immer glorreichen Kämpfen. Sie kehren oft von dort zurück, um sich den Lebenden als Schatten, als Sonnenstrahlen, heftige Windstöße ꝛc. zu zeigen. Deshalb nähern sich die Eingeborenen nie dem Grabe eines Menschen, um den wai dua desselben nicht erscheinen zu sehen. Nach den Wilden sitzt die Seele in dem linken Auge und dieses Auge wird als ein Stern repräsentirt. Nach dieser Erklärung begreift man, warum viele Krieger, wenn sie einen Feind auf dem Schlachtfelde niedergestreckt haben, ihm das Auge ausreißen und dasselbe verzehren: sie wollen seinen wai dua in sich aufnehmen. Andere trinken auch das noch warme Blut des Gegners, um sich noch besser den Geist des Todten anzueignen.

Das polynesische Tabu findet sich in seiner ganzen Strenge auf Neuseeland wieder, wo das Wort tapu gesprochen wird. Es ist auch hier der Tyrann des Gewissens, der Bestimmer aller Handlungen, das einzige, was die Macht der Häuptlinge aufrecht hält. Alles, worauf das Tabu gelegt wird, kommt unter die besondere Macht der Gottheit und muß dem gewöhnlichen Gebrauche der Menschen entzogen werden. Jede Uebertretung, wäre sie auch noch so unbedeutend, wird aufs strengste bestraft, ja sie kann den Tod nach sich ziehen. Bei Männern von einem gewissen Range beschränkt sich die Strafe auf ziemlich unangenehme Büßungen. Die Völkerschaften sind überzeugt, wenn der Uebertreter von seinem Stamme nicht bestraft wird, strafe die Gottheit den ganzen Stamm. Das Tabu scheint von den Häuptlingen und Priestern abzuhängen, welche sich mit einander verstehen, um ein Werkzeug der Gewalt daraus zu machen, das bei diesen ungefügigen und leitgierischen Völkern wirklich sehr nöthig ist. Die allgemeinsten Tabus treffen die Lebensmittel, welche in den Häusern nicht verzehrt werden dürfen; die Patatenpflanzungen; die gefährlichen Kranken, welche man von der Gesellschaft der Gesunden trennt; die Gräber, die Haare, den Bart und alles, was zu dem Kopfe eines Häuptlings von hohem Range gehört. Es giebt aber auch zufällige und zeitweilige Tabus, z. B. für den Bau von Häusern und Piroguen, bei der Niederkunft der Frauen, bei der Operation des moko, bei dem Fange gewisser Fische, bei allen Gegenständen endlich, welche man aus abergläubischen Gründen oder aus bloßer Klugheit mit diesem Verbote zu belegen für gut findet. Die Aufzählung dieser Kindereien würden zu lang und ermüdend seyn.

Die makutus sind eine Art von den Neuseeländern sehr gefürchteter Zauber. Sie werden durch Gebete, magische Wörter, gewisse Geberden, Grimassen u. dergl. bewirkt. Am häufigsten sind die Priester selbst die Urheber derselben, und man muß, um ihre Wirkung niederzuschlagen, seine Zuflucht zu entgegengesetzten Zaubern nehmen. Diesen übernatürlichen Ursachen werden eine Menge Krankheiten und Todesfälle zugeschrieben. Auch die Träume haben einen großen Einfluß auf den Geist der Insulaner, besonders in dem Munde der Priester, die dann die Dolmetscher der Gottheit selbst werden. Man hat oft Heere, welche einen Feldzug unternehmen wollten, wegen des Glaubens an einen ungünstigen Traum auseinandergehen und ihrem Plane entsagen sehen.

Die Begräbnisse der ariki oder Häuptlinge finden mit einem gewissen Pompe und einer gewissen Feierlichkeit statt. Drei Tage lang bleibt der Körper des Verstorbenen mit seinem Schmucke ausgestellt und die Verwandten, Männer und Frauen, kommen, um bei ihm zu wehklagen, zu heulen, sich die Brust und die Schultern so zu zerkratzen, daß sich das Blut mit ihren Thränen vermischt. (Taf. 51. Abbild.) Am dritten Tage setzt man den Körper auf eine Art Stuhl, den dann zwei Männer auf die Achseln nehmen, wie einen Palankin. (Taf. 51. Abbild.) So trägt man ihn an einen streng tabuirten Ort. Ein Pfahl, ein geschnitztes mit Ocker angestrichenes Gesicht, und alles dies mit einer Palissadenreihe umgeben, bezeichnen das Grab eines ranga tira, wie ein Haufen Steine das eines gemeinen Mannes. Der Leichnam eines Sclaven wird auf den Anger geworfen. Nach der Beerdigung läßt man den Körper so lange ruhen, bis sich das Fleisch von den Knochen trennt. Nach dieser Zeit, d. h. nach 10 bis 12 Monaten, finden sich die nächsten Verwandten des Verstorbenen ein, um die Ceremonie des Knochenaufnehmens zu verrichten. Man reinigt sie sorgfältig und es findet eine neue Trauer statt, worauf man die Knochen auf Platformen oder in Kisten legt, welche in den Familienbegräbnissen stehen. Diese Begräbnisse sind gewöhnlich natürliche Grotten oder auch blos Platformen, die zwei oder drei Fuß über den Boden erhaben und von Palissaden umgeben sind. Bei gewissen Gelegenheiten werden die Todten nicht beerdigt, sondern in luftdicht verschlossenen Kasten aufbewahrt, die auf geschnitzten und roth angestrichenen Pfählen ruhen.

Bei dem Tode eines Stammhäuptlings opfert man gewöhnlich mehrere Sclaven, deren Körper unweit von dem des ariki begraben werden. So hat sein wai dua auch in der andern Welt Diener. Sind die Sclaven geopfert, so rücken die vereinigten Häuptlinge bewaffnet mit ihren Kriegern in das Gebiet des Stammes, dessen Ariki gestorben ist, verwüsten und plündern dasselbe, gleichsam als wollten sie den Stamm dafür strafen, daß er seinen Häuptling sterben ließ.

Ein Gebrauch, der das neuseeländische Volk besonders von den polynesischen Nationen unterscheidet, ist die Zurichtung der Köpfe ihrer im Kampfe getödteten Feinde, um dieselben als Siegeszeichen aufzubewahren. Diese Operation, welche vermittelst langsamer und kleiner Räucherungen bewirkt wird, nimmt man nur bei ausgezeichneten Kriegern und berühmten Häuptlingen vor. Diese Köpfe werden ein sehr wichtiger Gegenstand für den Besitzer, denn er weiß, daß die Verwandten und Freunde derer, welchen sie angehörten, die größten Opfer bringen werden, um sie zu erhalten. Deshalb verfehlen sie nicht, diese Köpfe bei sich zu tragen, wenn sie von neuem Krieg mit den Stämmen führen, welche diese Ueberreste interessiren. Nöthiget sie der Ausgang, um Frieden zu bitten, so sind sie überzeugt, denselben zu erhalten, wenn sie jene kostbaren Pfänder zurückgeben wollen. Diese Köpfe behalten, gut zubereitet, alle Züge wie im Leben. Die Haare, der Bart und die Augenbraunen bleiben; man sieht nur an der Nase und den Ohren eine unbedeutende Zusammenschrumpfung. Setzt man sie der Feuchtigkeit nicht aus, so kann man sie Jahrelang aufbewahren.

Die Neuseeländer grüßen einander wie in ganz Oceanien dadurch, daß sie die Nasen an einander reiben (Taf. 50. Abbild.), aber sie geben diesen Gruß nicht so häufig wie die andern Oceanier und er bleibt eine feierliche Handlung des gegenseitigen Wohlwollens. Soll man dem Capitain d'Urville glauben, so findet dabei außer der Berührung eine langsame und starke Ausathmung statt. Der Athem ist für diese Menschen das fühlbare Emblem ihrer Geister oder wai duas.

Die neuseeländische Sprache, welche man durch die Arbeiten Kendall's und Lee's jetzt ziemlich gut kennt, ist der Wurzel nach dieselbe wie auf allen andern polynesischen Archipelen. Sie ist reich und wohllautend und scheint fruchtbar an rednerischen Hilfsquellen zu seyn; die Missionaire haben mehr als einmal Gelegenheit gehabt, die Wirkung zu beurtheilen, welche sie im Munde der Häuptlinge hervorbrachte, die ihre Truppen Stunden lang anredeten.

Wegen Mangels bestimmter Angaben kann man über die Bevölkerung der Inseln Neuseelands nur Vermuthungen aufstellen. Wir beschränken uns darauf, die muthmaßlichen Ziffern mitzutheilen, die d'Urville angiebt, nämlich 200,000 Seelen für Ika-na-Mawi und 50,000 für Tawai Punamu. Man muß aber dabei bemerken, daß die durch die Einführung der Feuergewehre veranlaßten Vertilgungskriege diese Zahl von Tage zu Tage verringern müssen, und wenn nicht ein unvorhergesehener glücklicher Umstand eintritt, der diese Geißel endiget, so läßt sich wohl annehmen, daß die ganze Bevölkerung allmälig ausgerottet wird.

Digitized by Google

Kapitel XLIV.

Die Inseln Macquarie, Auckland, Campbell, Chatam, Macauley und Norfolk.

Ehe wir unsere Fahrt nach dem zwischentropischen Oceanien fortsetzten, wollten wir schnell noch einige unwichtigere Inseln mustern, welche an den großen Ländern Neuseelands in SO. und NO. liegen. Dadurch werden die Nachweisungen vollständig werden, welche wir über Polynesien gegeben haben.

Der südlichste Punkt dieser großen Abtheilung ist die kleine Gruppe Macquarie. Sie wurde 1811 von einem Pfokenjäger entdeckt, der sich dort 80,000 Felle verschaffen konnte und wurde 1820 von dem Russen Bellinghausen und 1822 von Kingdon wiedergesehen. Nach Bellinghausen hat die Hauptinsel eine Länge von 19 Meil. bei einer Breite von 5 bis 6 Meil., und besitzt offene Ankerplätze. Trotz ihrer hohen Breite ist die Insel bewachsen und hat schöne kleine grüne Papageien, welche in dem Gesase leben. Nicht weit davon im N. stehen zwei Felsen, Judge und Clerk; dann in S. zwei Inselchen, welche auf den englischen Karten mit den Namen Bishop und Clerk angegeben sind. Lage: 54° 39′ s. Br., 156° 21′ östl. L.

Die Insel Campbell wurde 1810 von dem Wallfischjäger Perseverance entdeckt. Sie ist ein bergiges Land von 10 St. im Umfange. Nach Freycinet, der 1820 an der Küste von O. nach S. fuhr, erblickt man auf ihr nichts als eckige Felsen mit horizontalen weißen Schichten. Im Innern erheben sich mehrere steile und beträchtliche Spitzberge, von denen der größte einen geraden Kegel mit scharfer Spitze bildet. Auf einigen hohen Plateaus erkannte man Grün, bemerkte aber keine Bäume. Lage: 52° 43′ s. Br, 167° 2′ östl. L. (Südwestliches Inselchen.)

Die Inseln Auckland wurden von dem Capit. Bristen von dem Wallfischjäger „Sitan" entdeckt und seitdem von mehrern Schiffen besucht, namentlich im Januar 1830 von Morrell, der acht Tage dort vor Anker lag. Nach diesem Seefahrer sind jene Inseln mit reicher Vegetation bedeckt; auf den Höhen erheben sich prächtige Bäume, von denen besonders zwei schöne und große Arten auffielen, nämlich eine Art Tanne und eine Art Ahorn. Die erstere würde sich gut zu Masten, die zweite mehr zu Gebäuden eignen. An den Ufern findet man den Selerie und das Löffelkraut neben andern nützlichen Pflanzen. Das einzige vierfüßige Thier der Insel ist die Ratte, aber man sieht viele Vögel von sehr schönem Gefieder und trefflichem Gesange, unter andern Tauben, Papageien, einen Kuckuk, einen Dickschnabel und andere unbekannte Arten. Es giebt ferner daselbst eine Menge vortrefflicher Fische. Das Clima der Auckland-Gruppe ist mild, gesund und gemäßigt. Morrell versichert, von Capitains, welche sie im höchsten Winter besucht, gehört zu haben, der Thermometer sey in den Thälern nie unter 3 bis 4° gefallen und die Bäume hätten zu dieser Zeit ihre Blätter gehabt wie im Frühlinge. Er befand sich mitten im Sommer daselbst und sah das Quecksilber nicht über 25° 6′ steigen. Morrell schließt die Schilderung dieses kleinen Paradieses mit dem Rathe, daselbst eine Niederlassung zu gründen, weil kein Punkt der Austral-Hemisphäre besser dazu geeignet sey. Bis zur weitern Bestätigung wird man indessen gegen die pomphaften Beschreibungen des Amerikaners auf der Hut seyn müssen. Gewiß ist, daß diese Gruppe mehrere gute Ankerplätze hat. Die Hauptinsel ist 20 Meil. von N. nach S. lang, 8 M. breit und die Westküste so hoch, daß man sie bei hellem Wetter in einer Entfernung von 17 St. sehen kann. Die kleinen Inseln, welche Auckland umringen, heißen Enderby, Disappointment und Adams. Lage: 50° 40′ s. Br., 161° östl. L. (Mitte.)

J. Antipode, entdeckt 1800 und von dem Capitain Pendleton von der „Union" besucht, der eine Abtheilung zum Seehundsfange dort ließ. Alles, was man weiß, ist, daß die Insel von mittlerer Höhe ist. Sie erhielt den Namen davon, daß sie ungefähr gerade unter London liegt. Lage: 49° 40′ s. Br., 177° 20′ östl. L.

J. Bounty, entdeckt 1788 von Bligh und seitdem von verschiedenen Seehundjägern besucht, — eine Gruppe von 13 Inselchen oder Felsen, welche einen Raum von 3½ M. von O. nach W. und anderthalb M. von N. nach S. einnehmen. Lage: 47° 44′ s. Br, 176° 47′ ö. L.

Alle oben erwähnten Inseln sind unbewohnt und bisher nur von Seehundjägern betreten worden. Nun aber folgt eine wichtigere Gruppe, die von zur polynesischen Race gehörigen Wilden bewohnt wird.

Es ist die Gruppe Chatam, welche am 23. Novbr. 1791 der Capitain Broughton, der Gefährte Vancouver's, entdeckte. Er ankerte am nördlichen Theile in einer kleinen Bai, welche er Scharmützel-Bai nannte. Als er Eingeborene am Stande bemerkte, begab sich Broughton im Boote dahin. Man gelangte an die Küste und gab den Wilden einige Geschenke, die sie annahmen, ohne aber etwas anderes dafür geben zu wollen. Doch luden sie durch Zeichen die Engländer ein, an's Land zu kommen; da sie aber, 30 bis 40 an der Zahl, mit Lanzen bewaffnet waren, so zögerte man, ihnen zu trauen. Endlich trat Broughton doch an's Land, nahm im Namen seines Königs Besitz von der Insel und untersuchte sodann die Piroguen der Eingeborenen, gebrechliche Fahrzeuge von 8 bis 9 Fuß Länge, 2 bis 3 F. Breite und 2 F. Tiefe mit flachem Boden, die aus so leichtem Holze gebaut waren, daß sie zwei Männer sehr leicht auf den Schultern forttragen konnten. Jede dieser Piroguen konnte nur zwei bis drei Mann fassen und schien nur zum Fischfange an der Küste brauchbar zu seyn. Broughton bewunderte auch ihre aus schönem Hanf verfertigten Netze, die sehr fest gewebt waren.

Obgleich die Engländer sich ziemlich weit in den Wald gewagt hatten, so entdeckten sie doch keine Wohnung. Dieser Wald hatte kein Unterholz und gab einen herrlichen Schatten; man konnte ohne alle Schwierigkeit darin gehen. Die Bäume wuchsen daselbst bis zu einer gewissen Höhe ohne Aeste zu treiben; indessen bemerkte man keine sehr großen.

Als die Wilden und die Engländer sich einander ganz genähert hatten, grüßte man sich auf die neuseeländische Weise durch Aneinanderreiben der Nasen. Dann begannen die Tauschanerbietungen; man bot den Wilden Kleinigkeiten, wofür dieselben sehr ungern eine Lanze gaben. Broughton wollte nun die Wirkung des Knalles der Flinten auf sie versuchen. Er schoß in die Luft. Alle liefen erschrocken davon bis auf einen Greis, der gleichgiltig stehen blieb, den Fuß bewegte, als schlage er den Takt, und den Engländer drohend anblickte. Broughton legte die Flinte weg, ging auf den Alten zu und reichte ihm die Hand. Der Greis übergab seinerseits einen Cameraden eine Decke, in welche Keulen von Stein, ähnlich jenen der Neuseeländer, gewickelt waren. Die Eingeborenen hatten auch Lanzen von 6 bis 10 F. Länge, und zwei neue waren am Griffe mit Schnitzereien verziert, aber sie schienen nicht geneigt, dieselben austauschen zu wollen. Gern hätten sie die Flinte und den Säbelgurt des Capitains gehabt und sie wiederholten häufig das Wort tao wate.

Broughton ging mit fünf seiner Leute längs der Küste hin, während das Boot ihm dicht am Ufer folgte, um ihn im Nothfalle aufnehmen zu können. Als sich die Engländer setzten, hoben die Eingeborenen große Stöcke auf, die sie drohend schwangen, und derjenige, welcher die Keulen hatte, befestigte sie an zwei Fuß lange Stöcke. Bei diesen Demonstrationen blieb es für den Augenblick, denn die Insulaner zogen sich zurück und kauerten sich um ein großes Feuer, das sie angezündet hatten. Nur vierzehn folgten Broughton, der mit seinen Leuten weiter an der Bai hinging und die Freundschaft der Wilden durch einige Geschenke gewonnen zu haben glaubte; aber er wurde bald enttäuscht. Lassen wir den Capitain das Ende des Abenteuers selbst erzählen:

„Nachdem wir," sagt er, „ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, kamen wir an den Ort, hinter welchem wir, von dem Mastkorbe aus, Wasser bemerkt hatten. Wir sahen, daß dieses Wasser in W. eine große Masse um einen Berg herum bildete, der uns verhinderte, die Ausdehnung desselben weiter zu erkennen. Nach dem obern Ende dieses Sees zu schien uns das Land angenehm und eben zu seyn. Das Wasser hatte eine röthliche Farbe und einen salzigen Geschmack, den es wahrscheinlich dem See-

Digitized by Google

wasser verdankte, das durch die Küste sickerte, oder es bestand in Westen irgend eine Verbindung mit dem Meere, die wir nicht bemerken konnten. Wir versuchten den uns begleitenden Insulanern zu erklären, dies Wasser sey nicht trinkbar, und sie kehrten darauf an das Meer zurück. Als sie dem Boote gegenüber waren, begannen sie einen ungeheuern Lärm, sprachen sehr laut und trennten sich, als wollten sie uns umgehen. Ein junger Mann trat drohend an mich heran. Er verdrehte alle seine Glieder, machte entsetzliche Grimassen und gab sich dadurch, wie durch seine Geberden, das wildeste Aussehen. Sobald ich meine Doppelflinte auf ihn anlegte, hörten seine Verdrehungen auf. Die feindseligen Absichten der Insulaner waren zu deutlich, als daß ich mich täuschen konnte, und um nicht zu den äußersten Mitteln greifen zu müssen, erhielt das Boot Befehl, heran zu kommen, um uns aufzunehmen. Da begonnen sie, ob wir gleich auf unserer Hut waren, den Angriff und ich feuerte ungern meine mit Schroten geladene Flinte ab, da ich hoffte, dies werde hinreichen, sie einzuschüchtern, ohne Jemanden gefährlich zu verwunden. Eine schwere gegen Johnstone gerichtete Keule traf dessen Flinte mit solcher Gewalt, daß sie ihm aus der Hand fiel, aber er hob sie auf, ehe sich der Gegner derselben bemächtigen konnte, und er mußte Feuer geben, um einen zweiten Schlag abzuwenden. Ein Marinesoldat und ein Matrose, die bei ihm standen, wurden genöthigt, ins Wasser zu gehen, aber nur erst, als sie ihre Waffen gebraucht hatten. Als der Commandant des Bootes sah, daß wir von den Insulanern hart gedrängt wurden und zurückweichen mußten, gab er auch Feuer, was sie denn zurücktrieb. Ich befahl, das Feuer sogleich einzustellen, und bemerkte mit Vergnügen, daß alle unsere Gegner sich entfernten, ohne daß einer verwundet zu seyn schien. Diese Täuschung dauerte indeß nicht lange; man überzeugte sich, daß ein Mann gefallen war. Eine Kugel hatte ihm den Arm zerschmettert und das Herz durchbohrt. Wir gingen nun unmittelbar nach dem Boote zu, aber die Brandung hinderte dasselbe heranzukommen und wir mußten dort einsteigen, wo wir an's Land gegangen waren. Während wir uns zurückzogen, sahen wir einen Eingebornen aus dem Walde kommen, in den sich alle geflüchtet hatten; er ging zu dem Todten und wir hörten ihn seinen Schmerz in lautem Gehenl ausdrücken.

„Als wir uns dem Orte näherten, wo wir ausgestiegen waren, sahen wir keine Spur von Wohnungen, obgleich wir vermuthen mußten, die Frauen und Kinder beobachteten uns von dem Walde aus, während wir mit den Männern uns unterhielten, wie bei unserer Ankunft. Einige Spuren, die man verfolgte, führten nur zu Muscheihaufen und Orten, welche von einer einfachen Palissade umgeben waren. Um die Wilden von unserer guten Absicht zu überzeugen und um ihnen eine Entschädigung für den Schaden zu geben, den wir ihnen durch unsere Abwehr des Angriffes zugefügt hatten, legten wir die übrigen mitgebrachten Kleinigkeiten in eine Pirogue. Während wir nach dem Schiffe fuhren, sahen wir zwei Wilde nach dem Orte hinlaufen, wo jene Piroguen lagen; aber da wir am Bord waren, konnten wir sie nicht mehr erkennen.

„Die Männer waren von mittlerer Größe, kräftig, regelmäßig gebaut und hatten volle Glieder. Ihr Haar und Bart war schwarz und einige trugen sie lang. Die jungen Leute hatten ihr Haar in Schleifen auf den Wirbel des Kopfes zusammengenommen und mit schwarzen und weißen Federn vermischt. Einige hatten sich den Bart ausgerauft. Sie sehen alle dunkelbraun, haben scharf markirte Züge und schlechte Zähne. Auf ihrer Haut zeigte sich keine Spur von Tättowirung und sie schienen sehr reinlich zu seyn. Als Kleidung trugen sie eine Bären- oder Seehundshaut, die mit einer geflochtenen Schnur um den Hals festgehalten wurde und bis auf die Hüften fiel. Andere hatten dafür sehr künstlich gearbeitete Decken, welche ihre Schultern und den Rücken bedeckten. Einige waren nackt bis auf eine feine Decke, die eine Schnur um die Hüften hielt. Wir bemerkten keine Löcher in den Ohren, und ebensowenig Zierrathen in ihnen, bis auf ein Halsband von Perlmutterschalen bei einigen. Mehrere hatten ihre Angelschnur wie einen Gürtel um den Leib gewickelt, aber wir sahen keine Haken. Wir bemerkten zwei oder drei Greise, welche indeß keine besondere Macht zu besitzen schienen. Alle waren sehr heiter und unser Gespräch reizte sie oft zu lautem Gelächter. Unmöglich läßt sich ihr Erstaunen beschreiben, als wir an's Land steigen. Sie zeigten mit den Fingern nach der Sonne, dann auf uns selbst, wie um uns zu fragen, ob wir von dort hergekommen wären. Da wir keine Wohnungen sahen, so vermutheten wir, die Leute hielten sich an diesem Theile der Insel nur für eine Zeit auf, um sich Fische und Muscheln zu verschaffen. Es giebt von den letztern mehrere Arten und sie scheinen außerordentlich häufig zu seyn. Die Vögel flogen in großer Anzahl um die Piroguen und Wilden herum, als wenn sie von denselben nie beunruhigt würden."

Seit Broughton ist über die Inseln Chatam nichts bekannt geworden, ob sie gleich der Capit. Stewart von dem „Pegasus" 1809 wiedersah. Diese Gruppe besteht aus hohen bewohnten Inseln, von denen die größte, eigentlich Chatam genannte, 12 St. von O. nach W. lang ist. Die andern minder ansehnlichen heißen die beiden Schwestern, Pitt, Pyramide, Cornwallis. Der kleine Archipel kann 120 Meil. von SO. nach NO. lang seyn und seine geographischen Grenzen sind 43° 38′ und 44° 40′ s. Br., 179° und 177° w. L.

Ein anderer noch kleinerer Archipel in N. von Neuseeland besteht aus den Inseln Raoul, Macauley, Curtis, Esperance. Curtis und Macauley wueden 1788 von Watts, dem Capitain des „Penrhyn", entdeckt; es sind zwei kleine Inseln von mittlerer Höhe, und mit Gebüsch bedeckt. Raoul und Esperance entdeckte 1793 d'Entrecasteaux. Die erstere, welche auf den englischen Karten Sunday heißt, ist hoch, dreieckig, bewaldet, und hat 13 Meil. im Umfange. Esperance ist nur ein nackter hoher Felsen. Der Capit. d'Urville bestimmte diese Inseln 1827. Keine davon ist bewohnt; wenn aber Neuseeland seine Bevölkerung Auswanderungen aus zwischentropischen Gegenden verdankt, so darf man wohl glauben, daß diese Inseln für die Piroguen, auf denen sie von den Tonga Inseln nach Ika-na-Mawi fuhren, als Station dienten. Lage: vom 29° 20′ bis 31° 28′ s. Br. und vom 178° 43′ bis 179° 36′ östl. L.

Unsere Fahrt zwischen dem Cap Otu auf Neuseeland und der Insel Norfolk hatte nichts Bemerkenswerthes, außer einem heftigen Windstoße aus NW., der uns zwei Tage lang viel zu schaffen machte. Das Uebelste dabei war, daß Pendleton verhindert wurde, an Norfolk anzulegen, wie er gewünscht hatte. Wir konnten indeß die Gestalt der Insel erkennen, denn am 5. April waren wir ihr bis auf 3 oder 4 Meil. nahe gekommen, und wir bemerkten am südlichen Theile ein Dickicht jener herrlichen Bäume, die unter dem Namen der Fichte von Norfolk (araucaria excelsa) bekannt sind.

Norfolk wurde im October 1774 von Cook entdeckt. Er fand die Insel öde, aber eine herrliche Vegetation darauf, und erkannte darunter eine Menge Arten von Neuseeland, besonders das phormium tenax, das hier außerordentlich gedieh. Ebenso fand man auf der Insel mehrere Vögel von Neuseeland und verschaffte sich eine Menge Palmenkohl ꝛc. Die Mannschaft hielt einen reichlichen Fischfang.

Gleich bei der Entstehung der Colonie von Neu-Süd-Wales, im Februar 1788, wurde eine kleine Niederlassung auf der Insel Norfolk gegründet und man versuchte einige Anpflanzungen, die vortrefflich gediehen und reichen Ertrag gaben. Von 1794 an hat dieser kleine Posten der Muttercolonie 11,000 Scheffel Mais liefern können. Trotz diesem Gedeihen ließ einer der letzten Gouverneure Norfolk räumen und erst seit einigen Jahren hat man diese Insel wieder für den Sitz einer Strafcolonie für die größten Verbrecher bestimmt.

Die gegenwärtige Bevölkerung von Norfolk beträgt 800 Personen, wovon mehr als 500 Sträflinge, 121 Soldaten und die Uebrigen Angestellte sind. Die Verurtheilten bauen Häuser, fällen Bäume, legen Wege an und bebauen Felder, auf denen besonders Mais geerntet wird.

Die unter 29° 2′ s. Br. und 165° 42′ östl. L. gelegene Insel Norfolk hat ungefähr 21 Meil. im Umfange. Ihr Boden ist bergig und der Berg Pitt, ihr höchster Punkt, erhebt sich etwa 1100 Fuß über den Meeresspiegel. Dieser Berg besteht aus Basalt, während die übrigen Berge eine gelbliche Kreide zu seyn scheinen. Hier und da finden sich einige Spuren einer

Digitized by Google

röthlichen und porösen Lava. Die Oberfläche der Insel ist sehr coupirt und gewährt nichts als eine verworrene Reihe von Höhen und Schlünden. Fast alle Schluchten sind von kleinen sehr reinen Bächen bewässert, die bisweilen sehr viel Eisen enthalten. An dem südlichen Theile von Norfolk liegt ein Inselchen und vier bis fünf Meilen weiter von derselben Seite eine kleine bergige Insel von 6 bis 8 Meil. im Umfange, welche Philipps-Insel genannt worden ist.

Auf dieser Insel ist die Luft sehr rein, das Clima schön und gemäßigt, ähnlich dem von Portugal, aber plötzlichen Orkanen ausgesetzt, besonders in dem südöstlichen Theile. Der wunderbar fruchtbare Boden kann alle Feüchte und Vegetabilien hervorbringen, aber man muß die Bäume vor dem Südwinde schützen, deren Hauch sie tödtet. Die Insel ist mit sehr dichtem Gebüsch und verschiedenen Arten Bäumen bewachsen, von denen einige, wie die Fichte von Norfolk, sich zu einer Höhe von mehr als 220 Fuß erheben und zu vielen Zwecken dienliches werthvolles Holz liefern. Ein englischer Arzt, der lange auf der Insel lebte, hat einen dieser Bäume gemessen, der nahe am Boden einen Durchmesser von 11 Fuß hatte; in der Höhe von 75 F. betrug der Durchmesser noch über 8 Fuß, aber an diesem Punkte neigte sich der bis dahin vollkommene Stamm etwas. Die ganze Höhe des Baumes betrug zweihundert einundfunzig Fuß!

Auch wächst auf der Insel das Blutholz (blood wood), wegen seiner Farbe so genannt. Die Limonien- und Citronenbäume, die Granatäpfel-, Feigen- und Kaffeebäume, wie die Weinstöcke wachsen in Menge fast in allen engen Thälern der Insel. Alle Sämereien können mit Vortheil gezogen werden; Zuckerrohr und Tabak gedeihen vortrefflich.

Mehrere Wege führen in das Innere der Insel. Außerhalb dieser Wege ist das Gebüsch so dicht, daß man sich verirren müßte. Die einzigen vierfüßigen wilden Thiere sind die Katze und die Ratte; die erstere ist auch erst eingeführt worden. Die Niederlassung liegt im südlichen Theile, wo die Landung wegen der Brandung sehr beschwerlich ist. Schiffe haben bisweilen mehrere Wochen auf dem hohen Meere gewartet, ohne ihre Passagiere und Waaren aussetzen zu können. Eine andere Unannehmlichkeit ist die Nähe eines Sumpfes. Norfolk wird, so fruchtbar es auch ist, stets nur ein unbedeutender Punkt seyn, weil es ihm ganz an Ankerplätzen fehlt.

Zwischen Norfolk und Australien liegen zwei kleine unbewohnte Inseln, die Insel Howe, welche 1788 entdeckte, ein sehr hohes Land von 2 St. Ausdehnung von NNW. nach SSO. Daneben steht ein einzelner sehr hoher Felsen, 3 Meil. davon in SO., der Ball's Pyramide genannt worden ist. Die J. Howe liegt unter 31° 31′ s. Br. und 156° 50′ östl. L.

Die Insel Middleton wurde 1788 von Shortland entdeckt. Es ist ebenfalls eine sehr hohe Insel mit einem bemerkenswerthen Pik; sie muß sich wenigstens 20 Meil. von SSO. nach NNW. erstrecken. Dies ist alles, was man von ihr weiß. Lage: 20° 20′ s. Br., 157° 30′ östl. L.

Zwischen den beiden genannten Inseln ziehen sich die gefährlichen Riffe Middleton und Seringapatnam hin.

Kapitel XLV.

Neu-Caledonien.

Die Fahrt des „Oceaniers" von Neu Caledonien war von keinem bemerkenswerthen Ereignisse bezeichnet. Bis auf die Höhe von Norfolk machten ihm die Winde aus NW. viel zu schaffen; jenseits stellten sich aber die regelmäßigen SO.Winde wieder ein, welche uns kräftig forttrieben. So sahen wir schon am 8. April die Fichteninsel, an der wir in einer Entfernung von 2 St. hinfuhren. An ihren Ufern konnte man jene Fichten von seltsamer Gestalt sehen, welche die Begleiter Cooks so lange beschäftigten. Man weiß jetzt, daß diese Art jener ähnlich ist, welche auf Norkfolk wächst. Von dieser Insel an steuerte der „Oceanier" nach N. Schon am folgenden Tage erschienen am Rande des Horizonts die Inseln Britannia und Chabeol, welche in einer Entfernung von 6 bis 7 St. wie ein gleichförmiger, hier und da in rechten Winkeln eingeschnittener Streifen aussahen. Von da ging es nach WSW. und wir bemerkten die hohen Berge von Neu-Caledonien. Endlich am 10. April, nachdem wir nahe an den Riffen hingefahren waren, welche den Hafen von Balade einfassen, fuhr der „Oceanier" mit vollen Segeln in das Fahrwasser und warf nahe bei der kleinen Insel Pudiua, etwa 400 Klaftern von dem Hauptlande, Anker.

Pendleton wollte sich überzeugen, ob sich hier nichts für den Handel finde, denn bei dem Anblicke einer Küste, die nur Seebäume hervorbrachte, gab er die Hoffnung auf, Erfrischungen und Lebensmittel zu finden. (Taf. 52. Abbild.) Diese allerdings ganz unfruchtbare und undankbare Insel scheint zu den Archipelen, die unter derselben Breite liegen, gar nicht zu passen. Sie nähert sich vielmehr, wenn auch mit beachtenswerthen Abweichungen, dem Theile Australiens, welchem ihre Länge entspricht.

Kaum hatten wir in der Bai Anker geworfen, als Piroguen der Eingeborenen an Bord kamen. Diese Piroguen hatten keineswegs die zierliche Gestalt wie jene von Tonga und Viti oder selbst von Wanikoro. Sie gleichen eher einer Art viereckiger Kasten, die sich schwer leiten ließen und noch schlechter gingen. Die Eingeborenen darauf waren Melanesier mit ziemlich dunkler Gesichtsfarbe, krausem Haare, kleiner und unkräftiger Gestalt, und von ziemlich ärmlichem Aussehen. Nach einigen Zögern kamen einige an Bord und willigten ein, verschiedene Gegenstände ihrer Industrie, Sägen, steinerne Beile, Hacken von Holz, Kämme und Schleudern gegen Gegenstände von Eisen, das sie pitiu nennen, einzutauschen, ob sie gleich mehr Werth auf Zeuge legten. Sie hatten Cocusnüsse und Zuckerrohr mit sich gebracht, das sie um keinen Preis abtreten wollten, woraus wir schlossen, wie arm das Land seyn müsse. Je mehr wir in sie drangen, uns diese Gegenstände abzulassen, um so deutlicher sprachen sie durch Zeichen aus, daß sie ihnen nothwendig seyen. Die Schweine schienen sie nicht zu kennen, ja sie fürchteten sich sogar vor denselben. Kaum hatte man ihnen aber Hühner gezeigt, als sie den Hahnschrei nachahmten, was uns bewies, daß sie solche Vögel selbst besäßen.

Nach dieser ersten Bekanntschaft entschlossen wir uns, selbst an das Land zu gehen. Man bewaffnete das Boot und ein Officier und ich stiegen an der Küste aus, wo sich eine große Menge Eingeborener versammelt hatte. Da sie sich friedlich und sanft zeigten, so fürchteten wir uns nicht, uns eine halbe Meile weit in das Innere zu wagen.

Auf dem Wege dahin sahen wir bald einzeln, bald zu drei und vier zusammen stehende Hütten. Dieselben waren ziemlich gleichförmig gebaut, d. h. sie glichen großen Bienenkörben von 9 bis 10 Fuß im Durchschnitt und spitz zulaufend. (Taf. 53. Abbild.) Jede hatte eine drei Fuß hohe und 18 Zoll breite Thüre, welche bisweilen mit einem grobgeschnitzten Menschenkopfe verziert war. Ein Mittelbalken trug den ganzen Bau und sein oberes Ende ragte noch über das Dach hinaus. Einige dieser Hütten waren mit Palissaden von Cocusblättern umgeben, welche man 3 oder 4 Fuß von den Wänden der Hütte aufgesteckt hatte. Neben andern erhoben sich kleine einen bis anderthalben Fuß hohe Hügel, auf denen sich in der Mitte ein 6 bis 8 Fuß hohes Gitter befand. Die Insulaner nannten diese ubuat und zeigten deutlich an, daß es Gräber wären, indem sie den Kopf nach der Seite neigten, ihn mit der Hand stützten und die Augen schlossen, um auszudrücken, sie enthielten Todte.

Als wir wieder an das Boot kamen, befanden sich am Strande 2 bis 300 Eingeborene, welche ziemlich friedlich gestimmt zu seyn schienen; einige aber zeigten sich als unverschämte Diebe. Einer spielte uns z. B. einen ziemlich scherzhaften Streich. Man hatte mit ihm einen Handel über einen kleinen Sack voll ovaler Steine abgeschlossen, die geschnitten waren, um zu den Schleudern gebraucht zu werden. Er knüpfte ihn von dem Gürtel ab und reichte ihn mir mit einer Hand, während er die andere ausstreckte, um den Preis dafür in Empfang zu nehmen. Der Tausch sollte ganz regelmäßig vor sich gehen, als Einer hinter uns einen so durchdringenden Schrei that, daß wir uns umdrehten. Dieser Augenblick genügte dem

Digitized by Google

Spitzbuben, mit seinem Säckchen und dem dafür erhaltenen Gegenstande zu entfliehen.

Die häßlichen und elenden Wilden hatten überdies auch noch die abscheuliche Sitte des Cannibalismus an sich. Vor unsern Augen fing einer an, an einem Knochen zu nagen, an welchem ein Stück Fleisch hing. Als ich ihn genauer besah, vermuthete ich, es könne Menschenfleisch seyn, und fragte den Wilden darüber. Weit entfernt, die Sache zu verheimlichen, gestand er ohne Zögern, es sey ein Schulterstück von einem jungen sechszehnjährigen Menschen und gab mir zu verstehen, es schmecke vortrefflich.

Als wir auf das Schiff zurückkehrten, sahen wir dort keinen Insulaner mehr. Sie hatten sich als so schamlose Diebe gezeigt, daß es Pendleton unerträglich geworden war und er sie mit Tauschlägen hatte fortjagen lassen. Nur zwei, welche nicht zeitig genug die Pirogen zu erreichen vermocht und an die Küste hatten schwimmen müssen, waren wieder an Bord gekommen, wo sie sich am Feuer in der Küche wärmten; denn trotz der hohen Breite sind die Abende und Nächte auf Neu Caledonien sehr kalt. Eine Zeitlang blieben diese Leute ganz ruhig, da aber die Matrosen immer wieder von dem Geschmacke des Menschenfleisches zu reden anfingen, bildeten sich die Insulaner ein, die Europäer wären ebenfalls Cannibalen und sie sollten von denselben verzehrt werden. Kaum hatten sie einander ihre Befürchtung mitgetheilt, als man sie mit einemmale verschwinden sah. Einer sprang, welche Mühe man sich auch gab, ihn zu enttäuschen, hinab ins Meer, und der andere kauerte sich in das Boot.

Da Pendleton das Land näher kennen zu lernen wünschte, so ging er den nächsten Tag früh mit sechs Bewaffneten an's Land und ich folgte ihm. Wir kamen erst über eine ziemlich tiefe Niederung, wo sich hier und da einige Pflanzungen von Yams und Patoten fanden. Am Fuße des Berges schlossen sich uns sechs Wilde, offenbar in wohlwollender Absicht, an uns an. Sie dienten uns als Führer, ohne daß wir sie darum ersucht hatten. Beim Drittel der Höhe des Gebirges bemerkten wir kleine etagenmäßig angelegte Mauern zur Stützung des Erdreichs und zur Verhinderung des Einsturzes desselben. Diese Art Industrie bei einem so rohen Volke fiel uns auf, zeugte aber auch von der großen Armuth des Bodens. Kaum waren wir in der Mitte des Gebirges, als unsere Wilden stehen blieben; sie wollten nicht weiter gehen und suchten uns begreiflich zu machen, die Bewohner der andern Seite wären Feinde und würden uns tödten. Statt der Antwort zeigten wir ihnen unsere Waffen und sagten ihnen, wir würden die umbringen, welche uns tödten wollten. Dies beruhigte drei unserer Führer, aber die drei andern traueten nicht und kehrten um.

Die Sonne fing an, stark zu brennen und wir fanden kein Wasser, unsern glühenden Durst zu löschen. Wir sahen unsere Führer die jungen Triebe des hibiscus pflücken und kauen, aber dadurch schien uns die Sache noch mehr verschlimmert zu werden. Der Geschmack dieser Triebe war ganz unangenehm. Endlich gelangten wir auf den Gipfel des Berges, der sich 2400 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Dieser Gipfel war nur eine Verlängerung der großen Kette, welche die Insel der ganzen Länge nach durchzieht und sich allmälig in den höchsten Punkt in einer Entfernung von 15 St. erhebt. In dem Theile, welchen wir besichtigten, fanden wir besonders Quarz, Glimmer, mehr oder minder harten Speckstein, grünen Schorl, Granaten ꝛc.

Von dem Gipfel dieses Gebirges überblickte das Auge den Ankerplatz, seinen Riffgürtel und die Klippen, welche sich eine große Strecke weit an der westlichen Küste hinziehen. Südlich zu unsern Füßen sahen wir ein schönes Thal mit großen Cocuspalmenpflanzungen, durch welche der Rauch der Hütten gerade empor zum Himmel stieg. Ziemlich ausgedehnte angebaute Stellen verriethen übrigens ein fruchtbareres und besser bevölkertes Land, als das an unserm Ankerplatze. Nachdem wir eine Strecke nach SW. gegangen waren, sahen wir zwei Männer und ein Kind in einer natürlichen Höhle sitzen und Wurzeln rösten, von denen sie uns etwas anboten. Eine dieser Wurzeln, die sie pawa nannten, glich dem Topinambur, die andern schienen dem dolichos tuberosus anzugehören. Nicht weit von dieser Stelle befand sich eine Süßwasserquelle, bei welcher wir ein frugales Frühstück von Zwieback und Käse hielten. Unsere Führer aßen mit großem Wohlgefallen von dem Zwieback, wollten aber weder Käse noch etwas von unsern geistigen Getränken. Sie aßen und tranken dann aus der Quelle auf ziemlich seltsame Weise. Sie neigten nämlich das Gesicht bis etwa zwei Fuß nach der Quelle, spritzten sich dann mit den Händen Wasser in das Gesicht und nahmen davon so viel sie vermochten in ihrem geöffneten Munde auf. Von Zeit zu Zeit näherten sie sich den Europäern, befühlten die fleischigen Theile der Arme derselben und nannten dann mit einem bewundernden und verlangenden Tone das Wort kaparak. Wurde dieser Ausruf blos durch die Neugierde oder durch den Gedanken veranlaßt, daß dieses Fleisch ein treffliches Gericht geben werde? Die Unglücklichen hatten wirklich einen unersättlichen Appetit. Nachdem sie einen Theil von unsern Lebensmitteln und eine ungeheure Menge Knollen verzehrt hatten, waren sie noch keineswegs satt, sondern fingen an, große Stücken sehr zarten grünlichen Speckstein zu kauen. Wir glaubten anfangs, dies sey eine bloße Laune zweier Wilden, aber wir konnten später bemerken, daß dieser Geschmack allgemein verbreitet ist und dieses Volk wirklich zu den erdessenden gehört. Wie Labillardière meint, kann dieser Speckstein allerdings keineswegs nähren, aber sein Gebrauch wäre den Menschen, die oft lange fasten müssen, von Nutzen, weil er das Gefühl des Hungers dadurch abstumpfe, daß er den Magen fülle und die Eingeweide an dem Zwergfelle halte.

Nachdem die Caravane sich wieder auf den Weg gemacht hatte, trafen wir einige hundert Schritte weiterhin drei Frauen, welche singend auf uns zukamen. Es fehlte dem Gesange nicht an Takt, aber er war unglaublich ohrzerreißend. Um diese Sirenen für ihren guten Willen zu belohnen, gab ihnen Pendleton einige Geschenke, denen ich für meinen Theil eine Scheere zulegte. Ich wollte ihnen den Gebrauch derselben zeigen, trat also zu der jüngsten, um ihr eine Locke abzuschneiden, aber das arme Kind fing an zu weinen und glaubte wohl, es sey um sie geschehen. Ihr Vater verstand mich besser, beruhigte sie, nahm die Scheere und versuchte sie sogleich mit einem gewissen Stolze.

Die mehr abgemagerten Bewohner dieser Höhen schienen auch in größerer Noth zu leben als jene der Ebene. Dieser Unterschied muß zum größten Theile von der großen Unfruchtbarkeit des Bodens herkommen. Die Bäume auf dem Plateau des Gebirges waren wirklich ganz verkrüppelt, und eigentlich nur Sträucher. Die melaleuca latifolia, welche an der Meeresküste 30 bis 40 Fuß hoch wird, erreicht hier oben kaum eine Höhe von 3 bis 4 Fuß. Der einzige Vortheil, den man hier findet, ist der, nicht von den Muskitos gequält zu werden, von denen es in den niedern Gegenden wimmelt.

Auf dem Rückwege sammelte ich in einer Felsenritze Bündel schöner grüner Schorlnadeln ein, einem ziemlich weichen Speckstein und ein wenig weiter unten kleine Stücke sehr durchsichtigen Bergkrystalls. Der Speckstein, den ich mitbrachte, war an der Küste der Gegenstand der Begierde der hungrigen Eingebornen. Wir gaben ihnen denselben, so wie den Ueberrest unserer Lebensmittel, und sie verschlangen alles mit großer Gier.

Wir hätten schon bemerken können, daß sich unter diesen Personen Einige befanden, die tea-bumas genannt wurden und einen gewissen Einfluß auf die übrigen zu üben schienen, ohne indeß eine directe Macht zu besitzen. Mehr als einmal hatten wir uns an dieselben gewendet, daß sie den Dieberein der Eingebornen Einhalt thun möchten, aber ihre Macht schien nicht so weit zu gehen, bis zu diesem Punkte sich Gehorsam zu erzwingen. Bei unserer Rückkehr an Bord stellten uns diese tea-bumas einen Häuptling vor, den sie aliki nannten, und gaben uns zu verstehen, er sey ein sehr ausgezeichneter Mann. Pendleton gab ihm einige Geschenke, die uns seine Zuneigung gewannen. Als er bei uns eingewöhnt war, suchte man ihm begreiflich zu machen, wir hätten die Absicht, einige Ausflüge in das Innere zu unternehmen und wünschten aus seinem Munde die Versicherung zu erhalten, dies in aller Sicherheit thun zu können. Man glaubte aus seinen Geberden zu errathen, daß er uns diesen Schutz bewil-

Digitized by Google

lige; konnte derselbe aber wirksam seyn? Das schien uns wenigstens zweifelhaft zu seyn. Uebrigens schenkte der Aliki Pendleton eine Art Messer oder Dolch, das aus einem ovalen Stücke Serpentinstein gearbeitet, vollkommen polirt, an den Rändern schneidend und an einen hölzernen Griff befestigt war. Einer der tea-bumas sagte uns, dieses Werkzeug heiße nbuat, wie die Gräber, man zertheile damit die Glieder der im Kampfe getödteten Feinde, und erbot sich, uns den Gebrauch des Instruments theoretisch an einem Matrosen zu zeigen, der sich auf seine Aufforderung auf den Rücken legte. Der Wilde simulirte zuerst einen Kampf, bei dem der Gegner durch Sagaienstiche und Keulenschläge erlegt worden seyn sollte; dieser That folgte ein kriegerischer Tanz und dann that er als öffne er den Leib des Besiegten mit dem nbuat, zog die Eingeweide mit einer Art kleiner zweizinkiger Gabel aus zwei Menschenknochen heraus und warf sie weg. Im weitern Verlauf dieser Pantomime kam er an die Wegnahme der Geschlechtstheile, welche der Sieger für sich bei Seite legte; die Beine und Arme wurden in den Gelenken getrennt und, wie der übrige Körper, unter die Kämpfenden vertheilt, die sie zu ihren Familien mitnahmen. Das Fleisch der Arme und Beine wurde in 1 bis 2 Zoll dicke Stücke geschnitten und man suchte besonders die muskulösen Theile. Alles dies wurde uns von dem tea-buma mittelst ausdrucksvoller Geberden und eines schwachen Pfeifen gezeigt, das Schnalzen mit dem Munde begleitete. Nach dieser Pantomime konnte man sich nicht mehr irren, dies Volk war aus Geschmack Cannibalen und man mußte wohl ihre Geberden verstehen, als sie von neuem die weißen vollen Glieder unserer jungen Matrosen drückten.

Trotz dieser nicht eben beruhigenden Entdeckung setzten wir dennoch unsere Wanderungen in dem Lande fort. Pendleton leitete sie selbst und sorgte nur, unsere Bedeckung zu verdoppeln, und zu bef„en, daß kein Boot während unserer Abwesenheit sich an's Land begebe. Wir wendeten uns nach W. und traten in einen Wald, wo wir einige Vögel schossen, unter andern eine Art Elster von schönem Gefieder, die ganz schwarz sah, mit Ausnahme des obern Theiles des Rückens, des Bauches und des Halses, welche weiß waren. Nach einem halbstündigen Gange erschien ein Dorf von mehrern Hütten und neben einer derselben erhob sich ein Haufen von Menschenknochen, an denen man zum Theil die Einwirkung des Feuers sah. Ueber einem Bache befanden sich einige ärmliche Pflanzungen von zwei Arten Taro, nämlich arum esculentum und arum macorrhizon, jungen Bananen und Zuckerrohr.

Eine halbe Meile weiter hin fanden wir ein anderes bedeutenderes Dorf am Ufer eines kleinen von Süden herkommenden Flusses. Frauen beschäftigten sich hier eben mit dem Kochen der Speisen in einem großen irdenen Topfe, der auf drei großen Kieseln wie auf einem Dreifuße über dem Feuer stand. Die Speisen bestanden in Baumrinde und verschiedenen Arten Wurzeln. In der Nähe dieses Dorfes trafen wir den Aliki, unsern Beschützer, und zwei seiner Begleiter. Da wir nahe bei seiner Wohnung waren, so ersuchte er uns, in dieselbe einzutreten. Einige Frauen rösteten eben die Früchte eines großen Feigenbaums, der die Wohnung beschattete.

Wir folgten dem aufwärts gehenden Bette des Flusses, trafen auf dem Wege auf mehr und minder steile Abhänge und waren bisweilen genöthigt, über sehr steile Felsen zu klimmen. Bei diesen schwierigen Stellen zeigten sich die wilden Führer sehr gefällig; sie trugen das Gepäck und hielten uns an den Armen. Auf dem Gipfel war ihre Gefälligkeit noch größer. Da wir vor Durst fast umkamen und frühstücken wollten, so baten wir um Wasser und nach 20 Minuten hatten sie dies aus einer 300 Klaftern weiter unten befindlichen Schlucht geholt. Um sie zu entschädigen, gaben wir ihnen Zwieback und frisches Schweinefleisch, das sie sehr gern aßen; gesalzenes aber mochten sie nicht.

Auf der andern Seite des Gebirges fand die Caravane einen tiefen Canal, der unter den Felsen drang und den Piroguen der Insulaner als Hafen diente. Der Ariki, der sich uns angeschlossen hatte, machte eine los und wir fuhren über diesen Canal. An dem andern Ufer erhoben sich einige verfallene Hütten, die ohne Zweifel im Kriege verwüstet worden waren. Hier waren wir etwa 5 Stunden vom Ankerplatze, und wir wendeten uns nun nach SO., um eine weite Ebene zu mustern, die wir bei unserm ersten Ausfluge nur von weitem gesehen hatten. Wir mußten auf dem Wege dahin über ein hübsches kleines Thal mit schönen Bäumen, die so regelmäßig standen, als wären sie von Menschenhand gepflanzt worden. Dann führte uns ein gebahnter Weg auf die große, von dem Canale durchschnittene Ebene.

Hier wechselten wir die Führer. Der Aliki und seine Gefährten deuteten auf die dem Untergange nahe Sonne und schlugen den Rückweg nach ihren Hütten ein, während andere Wilde von der Ebene uns als Führer zu dienen sich erboten. Unter diesen befand sich ein einäugiger verwachsener Mensch, den wir bereits an Bord gesehen hatten und der entzückt zu seyn schien, gegen uns die Honneurs auf seinem Gebiete machen zu können. So wanderten wir eine Stunde weiter, ließen an jeder Seite des Weges einzelne, von Cocuspalmen umgebene Hütten liegen und kamen nach einem kurzen Halte bei einer Hütte, wo wir Cocusnüsse sammelten, bis an das Ufer des Canals, eines bloßen Meeresarmes von vollkommen salzigem Wasser.

Da auf dieser eintönigen Ebene nichts unsere Aufmerksamkeit mehr reizte und die Nacht nahe war, so hielten wir es für gerathen, dieselbe auf dem Gebirge zu verbringen. Man wählte zum Bivuac einen hübschen Hügel, auf dessen Gipfel drei kreisförmige verlassene Schoppen neben Tacapflanzungen standen. Als wir hier ankamen, war es fast Nacht und wir konnten bereits das bewegliche Licht des „Oceaniers", so wie auf der andern Seite die unbeweglichen Feuer der Wilden sehen. Da die Kälte in dieser Höhe empfindlich war, so zündeten wir selbst ein großes Feuer an, das die Wachen die Nacht über unterhielten. Kein trauriges Ereigniß bezeichnete diese nächtliche Lagerung; gegen Tagesanbruch nur zogen drei Wilde, die langsam auf uns zuzukommen schienen, erschreckt durch den Ruf unserer Wachen, sich zurück.

Der folgende Tag war nicht so ruhig. Als in den ersten Stunden des Wegs einer von unsern Leuten sich von der Hauptgesellschaft verirrt hatte, traf er unerwartet auf einen Wilden, der eine drohende Stellung annahm und seine Lanze nach ihm schwang. Vielleicht hätte er seine Drohung ausgeführt, wenn wir nicht dazu gekommen wären. Bei unserm Anblicke begnügte er sich, unsere Waffen und Kleidungsstücke zu betrachten, worauf er sich in den Wald entfernte. Weiter hin bei einer von einer ganzen Familie bewohnten Hütte, reichte uns ein Mann eine aus der Rinde der Cocuspalme geschnittene und hübsch geschnitzte Maske. Es befanden sich daran keine Löcher für die Augen, wohl aber eines für den Mund, und wir konnten über den Gebrauch dieses Gegenstandes nicht in Ungewißheit seyn, als ihn der Wilde an das Gesicht legte. Die Frauen beschäftigten sich mit dem Kochen der Feigen, welche sie ulu nannten. Die drei Kinder verzehrten Spinnen, die auf diesen Inseln sehr häufig sind, nachdem sie dieselben einen Augenblick auf Kohlen gebraten hatten. Diese Spinnen, von denen es in den Wäldern wimmelt, spannen dort so dichte und zahlreiche Netze aus, daß sie wirklich den Durchgang hindern. Nicht weit von dieser bewohnten Hütte lag eine verlassene, die von Palissaden und einer Reihe hölzerner Säulen umgeben war. Jede dieser Säulen hatte einen Fuß im Quadrat und 9 Fuß Höhe, und oben auf der Spitze war sehr geeb ein Menschenkopf geschnitzt: dies war ein Familienbegräbniß. Daneben streckte sich ein sumpfiges Land aus, das Eingeborene, Männer und Weiber, eben urbar machten, wozu sie sich eines Werkzeuges von hartem Holze mit umgebogenen spitzigen Paken bedienten, das wahrscheinlich aber zu gleicher Zeit auch als Waffe diente. (Taf. 53. Abbild.)

Ehe wir an die Küste gelangten, erfuhren wir noch einmal, wie großen Werth die Eingeborenen auf ihre Lebensmittel und besonders auf ihre Cocusnüsse legen.

Wir waren noch einige hundert Klaftern vom Ufer, als der Knall von mehrern Flintenschüssen uns veranlaßte, die Schritte zu beschleunigen, indem wir ein unglückliches Ereigniß fürchteten. Als der erste Lieutenant des „Oceaniers" uns hatte von einem Hügel herabkommen sehen, hatte er

Digitized by Google

ein mit sechs Matrosen bemanntes und bewaffnetes Boot ausgeschickt, die, uns erwartend, an der fischreichen Küste gefischt hatten. Als 30 bis 40 Eingeborene den so reichlichen Ertrag dieser Fischerei sahen, fiel es ihnen ein, sich denselben zuzueignen. Die Matrosen vertheidigten, wie man sich wohl denken kann, ihr Besitzthum; dadurch entstand ein Kampf, in welchem die Wilden zwei Matrosen mit Steinwürfen verwundeten. So stand es, als wir ankamen, und unsere bewaffnete Bedeckung gab dem Kampfe sogleich eine andere Wendung. Die Wilden flohen in der größten Unordnung nach allen Seiten. Ein einziger, ein Greis, und einer der tea-bumas, hatte die Geistesgegenwart, einen Cocuspalmenzweig zu ergreifen, mit dem er ruhig und ernst auf Pendleton zukam, wie um den Frieden zu bitten. Pendleton reichte ihm die Hand und sagte ihm, er wolle wohl Frieden machen, aber die Eingeborenen hätten seine Leute bestohlen. „Es ist wahr," entgegnete der Tea-Buma, „es sind erbärmliche kalas (Diebe); tödtet sie, tödtet sie. Ich will Euch selbst helfen dabei und wir verzehren sie dann mit einander." Was sollte man darauf antworten? Wir lachten darüber und nahmen den Tea-Buma, der von uns entzückt war, mit an Bord.

Kaum befand er sich eine Viertelstunde daselbst, als sechs Piroguen erschienen, um ihn zurückzufordern. Die Eingeborenen fürchteten, wir möchten ihn gefangen zurückbehalten oder ihn für den Tisch des Capitains braten. Der Tea-Buma erschien auf dem Verdecke und es trat sogleich tiefe Stille ein, worauf er die Seinigen anredete, um ihnen ihr Benehmen gegen uns vorzuhalten, worauf ein anderer Tea-Buma auf den Piroguen antwortete. Während dieser Reden bewegten die Eingeborenen auf Augenblicke die Köpfe zum Zeichen, daß sie billigten, was die beiden Männer sagten. Nach Beendigung dieser Präliminarien kam der Tea-Buma zu uns zurück, bat uns, so viel wir aus seinen Geberden schließen konnten, mit der Rache zufrieden zu seyn, die wir an den Eingeborenen genommen hätten, und setzte hinzu, daß einer an den Wunden gestorben sey. Pendleton willigte durch ein Zeichen mit dem Kopfe ein und die Piroguen fuhren um das Schiff herum, als sey nichts vorgefallen. Den nächsten Tag, 15. April, früh segelte der „Oceanier" wieder ab.

Kapitel XLVI.

Neu-Caledonien. — Geschichte. — Bewohner. — Erzeugnisse.

Cook war der Erste, welcher am 4. Septbr. 1774 diese große Insel auf der Höhe von Balade sah, wo er acht Tage verbrachte. Seine Verbindungen mit den Eingeborenen während dieses Aufenthalts waren ganz freundschaftlicher Art, weshalb Cook und Forster die schmeichelhafteste Schilderung von diesen Stämmen entwarfen. Keiner von beiden ahnete, daß sie Menschenfresser seyen, ja Forster rühmt mehrmals ihr Vertrauen und ihre Sanftmuth. Hier einige Bemerkungen des gelehrten Naturforschers.

„Nachdem wir an's Land gegangen waren," sagt er, „schritten wir an dem sandigen, von einem Dickicht wilder Büsche begrenzten Strande hin. Bald erreichten wir eine Hütte mit Pflanzungen, die von einem salzigen Canale bewässert wurden. Jenseits stiegen wir über einen Hügel, wo das Land ganz verändert zu seyn schien. Die Erde war mit einer dünnen Schicht vegetabilischer Erde bedeckt, auf welcher Muscheln und zerbrochene Korallen als Dünger verbreitet waren. Die Anhöhe dagegen war ein aus großen Stücken Quarz und Glimmer bestehender Felsen. Es wuchsen hier einige dürre Kräuter von zwei oder drei Fuß Höhe, standen aber an den meisten Stellen sehr dünn, 15 bis 20 Ruthen auseinander. Wir sahen große, an der Wurzel schwarze Bäume, die eine vollkommen weiße Schale und lange schmale Blätter hatten, wie die Weiden. Sie gehörten zu der Art, welche Linné melaleuca leucadendron, und Rumphius arbor alba nennt. Dieser letztere Schriftsteller sagt, die Eingeborenen der Molukken zögen Cajeputöl aus den außerordentlich stark riechenden Blättern. Auf dem Hügel zeigte sich nicht der geringste Strauch und der Blick reichte weit, ohne durch Wald gehindert zu werden."

„Wir gelangten bald an den Bach, wo wir unsere Wasserfässer füllten. Die Ufer waren mit Mangobäumen bewachsen, jenseits welcher eine kleine Anzahl anderer Pflanzen und Bäume einen Raum von 15 bis 20 F. einnahm. Die Gesträucher und Bäume an der Küste gewährten naturgeschichtliche Reichthümer. Wir fanden unbekannte Pflanzen und sahen eine große Mannichfaltigkeit von Vögeln aus verschiedenen Classen, welche größtentheils neu waren; aber der Charakter der Eingeborenen und ihr Benehmen gegen uns machten uns noch mehr Vergnügen, als alles übrige. Die Zahl derer, welche wir sahen, war nicht eben beträchtlich und ihre Wohnungen standen sehr zerstreut. Wir trafen gewöhnlich zwei oder drei Häuser, die bei einander lagen unter einer Gruppe hoher Feigenbäume, deren Zweige so unter einander geflochten waren, daß man kaum den Himmel hindurch erkennen konnte; eine angenehme Kühle umgab immer diese Hütten. Diese reizende Lage gab ihnen auch noch einen andern Vortheil; denn Tausende von Vögeln flatterten fortwährend um die Wipfel der Bäume, wo sie Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne suchten. Das Gezwitscher einiger dieser Vögel gab ein allerliebstes Concert und machte allen denen Vergnügen, welche diese einfache Musik lieben. Die Bewohner selbst saßen am Fuße dieser Bäume, welche die Eigenthümlichkeit haben, daß sie von dem obern Theile des Stammes große, wie auf der Drechselbank gedrehte runde Wurzeln treiben, die 10 bis 15 Fuß vom Baume gerade herabsteigen und wieder in die Erde gehen.

„Die Eingeborenen lehrten uns einige Wörter ihrer Sprache, welche keine Aehnlichkeit mit jener der andern Inseln hatte. Ihr Charakter war mild und friedlich, aber sehr zur Faulheit geneigt; selten begleiteten sie uns auf unsern Ausflügen. Wenn wir nahe an ihren Hütten vorübergingen und wir sie anredeten, so antworteten sie; wenn wir aber unsern Weg fortsetzten ohne etwas zu ihnen zu sagen, so achteten sie gar nicht auf uns. Die Frauen waren indeß etwas neugieriger und versteckten sich im Gebüsch, um uns zu beobachten; aber sie mochten außer in Begleitung ihrer Männer nicht zu uns kommen.

„Sie schienen weder böse noch erschrocken zu seyn, wenn wir Vögel schossen; im Gegentheile, wenn wir an ihre Häuser kamen, zeigten uns die Kinder Vögel, um das Vergnügen zu haben, uns schießen zu sehen. Sie schienen in dieser Jahreszeit wenig beschäftigt zu seyn; sie hatten die Erde bearbeitet und Wurzeln und Bananen gepflanzt, deren Ernte sie erwarteten. Deshalb waren sie vielleicht weniger im Stande als zu einer andern Zeit, uns Lebensmittel zu verkaufen, denn übrigens hatten wir Ursache gehabt zu glauben, daß sie die Grundsätze jener Gastlichkeit kannten, welche die Insulaner der Südsee für den Seefahrer so interessant machen."

An einem andern Tage macht Forster folgende Bemerkungen:

„Als wir an's Land stiegen, fanden wir an der Küste eine große unregelmäßige Felsenmasse von 10 Cubikfuß, die überall von Granaten von Stecknadelkopfgröße blitzte. Diese Entdeckung überzeugte uns noch mehr, daß es edle Metalle auf dieser Insel gebe, welche in dem von uns besuchten Theile sich ganz von allen bereits untersuchten dadurch unterschied, daß sie keine vulkanischen Producte hatte. Als wir in den sehr dichten Wald an der Küste hineingegangen waren, trafen wir junge Brodbäume, die noch nicht groß genug waren, um Früchte zu tragen; sie schienen von freien Stücken gewachsen zu seyn und sind vielleicht die wilden einheimischen Bäume des Landes... Ich trennte mich von meinen Gefährten und gelangte in einen Hohlweg, der an beiden Seiten mit wohlriechenden Gesträuchern bewachsen war und das Bett eines Flusses gewesen zu seyn schien; er brachte mich zu drei Hütten unter Cocuspalmen. Bei dem Eintritte in eine dieser Hütten sah ich einen Mann dasitzen, der den Kopf eines acht- bis zehnjährigen Mädchens untersuchte. Im Anfange war er über meinen Anblick überrascht, bald aber gewann er seine Ruhe wieder und setzte seine Operation fort. Er hielt in der Hand ein Stück durchsichtigen Quarzes, dessen eine Seite scharf war, und schnitt damit die Haare des Kindes ab. Ich gab ihnen schwarze Glasperlen, worüber sie sich sehr zu freuen schie-

Digitized by Google

nen. Dann begab ich mich in die andere Hütte, welche beide ganz nahe aneinander standen, einen Raum von etwa 10 Quadratfuß einnahmen und zum Theil von Hecken umgeben waren. Drei Frauen, eine im mittlern Alter, die beiden andern etwas jünger, zündeten Feuer unter jenen großen irdenen Töpfen an, die ich bereits erwähnt habe. Sobald sie mich bemerkten, gaben sie mir durch Zeichen zu verstehen, ich möchte mich entfernen; da ich aber wissen wollte, wie sie ihre Speisen bereiteten, so trat ich näher. Der Topf war mit dürren Kräutern und grünen Blättern gefüllt, in welche sie kleine Yams gewickelt hatten; vielleicht kocht man sie auch bisweilen unter einem Erdhaufen mitten unter warmen Steinen, wie auf Taïti. Nur mit Mühe gelang es mir, ihren Topf untersuchen zu dürfen; sie deuteten mir von neuem an, ich möchte gehen, und bewegten zu verschiedenen Malen ihre Finger an der Kehle hin, woraus ich schloß, man werde sie erdrosseln oder sonst umbringen, wenn man sie allein mit einem Fremden treffe. In dem Walde traf ich Dr. Sparrman und wir kehrten zu den Frauen zurück, um sie wiederzusehen und uns zu überzeugen, ob ich ihre Geberden recht verstanden habe. Sie waren noch immer an derselben Stelle, nahmen unsere Geschenke zwar gern an, wiederholten aber die Zeichen, wie als ich allein bei ihnen war, ja sie schienen noch Bitten hinzuzufügen, und wir entfernten uns sogleich, um sie zufrieden zu stellen. Einige Zeit nachher trafen wir unsere übrigen Gefährten, und da wir Durst hatten, bat ich den Mann, der dem Mädchen das Haar abschnitt, um Wasser; er zeigte nach einem Baume, an welchem ein Dutzend Cocusnußschalen mit süßem Wasser hingen, das in dem Lande etwas selten zu seyn schien. Auf dem Rückwege erlegte ich mehrere merkwürdige Vögel, an denen das Land reich ist. An dem Wasserplatze hatten sich viele Eingeborene versammelt und Einige trugen uns für ein kleines Zeugstück von Taïti vierzig Klaftern durch das Wasser, da es zu seicht war, als daß die Böte ganz herankommen konnten. Wir bemerkten auch Frauen, die, ohne die Männer zu fürchten, sich mitten unter die Europäer begaben und gern die Liebkosungen der Matrosen erwiederten. Sie forderten dieselben auf, hinter die Büsche zu kommen, sobald die Matrosen aber folgten, entflohen die Frauen so schnell, daß sie nicht eingeholt werden konnten. So oft sie ihren Anbetern diesen Streich gespielt hatten, lachten sie aus Herzensgrunde."

Eines Tages schickte Cook ein Boot nach der Insel Balabea, die 4 bis 5 St. von dem Ankerplatze lag. Der Häuptling von Balabea, Namens Tea Boï, und alle Einwohner versammelten sich an der Küste, um die Engländer zu empfangen. Ihre Verhältnisse zu einander waren ganz friedlicher Art. Um sich vor jeder Ueberrumpelung zu sichern, zogen die Officiere von dem Boote eine Grenzlinie in dem Sande und trugen den Eingeborenen auf, nicht über dieselbe zu gehen. Die Wilden fügten sich in das Verbot; einer aber parodirte es bald; er hatte einige Cocusnüsse, die ein Seemann kaufen wollte, die er aber nicht hergeben mochte. Er zog sich zurück und als er sah, daß der Europäer ihm folgte, zog er einen Kreis im Sande um sich und gab jenem zu verstehen, denselben nicht zu überschreiten.

Balabea glich im Allgemeinen dem Lande in der Umgegend des Ankerplatzes, aber der Boden war fruchtbarer und besser bebaut; besonders gab es mehr Cocuspalmen daselbst. Auch die Einwohner waren von derselben Race, von sanftem und wohlwollendem Charakter, und tauschten gern ihre Waffen gegen kleine Gegenstände von Eisen oder gegen Zeuge von Taïti aus.

Abends zog sich das englische Detaschement unter Gebüsch zurück, um dort die gefangenen Fische zu verzehren. Einige Eingeborene blieben bei dem Officier, der die kleine Schaar befehligte, und sprachen gegen ihn von einem großen Lande, das in Norden liegen sollte und das sie Mingha nannten. Die Bewohner desselben waren ihre Feinde, dem Kriege sehr ergeben und landeten häufig auf Neu-Caledonien. Ein Wilder zeigte sogar einen Grabhügel, unter welchem ein von Kriegern von Mingha getödteter Häuptling ruhen sollte. Die Matrosen aßen unterdeß ruhig fort und einer derselben nagte an einem Rindsknochen. Als die Eingeborenen dies sahen, fingen sie an unruhig mit einander zu sprechen, sahen die Engländer überrascht und unwillig an und gingen endlich sämmtlich fort, während sie durch Zeichen zu verstehen gaben, sie vermutheten, die Europäer äßen Menschenfleisch. Vergebens versuchte man sie zu enttäuschen; sie wollten nichts hören. Es würde übrigens auch sehr schwierig gewesen seyn, ihnen die Sache verständlich zu machen, da sie nie vierfüßige Thiere gesehen hatten.

Nachdem Cook den Hafen von Balade verlassen hatte, fuhr er an der ganzen NO.-Küste von Neu-Caledonien hin, hielt sich aber immer in bedeutender Entfernung davon. Am 23. erreichte er die südöstliche Spitze, die durch ein sehr hohes Vorgebirge gebildet wird. Dann bemerkte er eine hohe und ziemlich große Insel, und auf derselben Gegenstände, die Säulen glichen, bisweilen einzeln, am häufigsten aber in Gruppen beisammen standen. Als man an's Land kam, fand man, daß diese Säulen Fichten waren, die zu Masten recht gut sich eigneten. Die Aeste wuchsen um den Stamm herum und bildeten kleine Büschel; selten waren sie länger als 10 Fuß und im Vergleich sehr dünn. Dies gab den Bäumen ein so ungewöhnliches Aussehen. Cook ließ mehrere für den Bedarf seines Schiffes fällen und nannte die Insel **Fichteninsel**. (Taf. 52. Abbild.)

Im Jahre 1792 vervollständigte d'Entrecasteaux die Forschung des englischen Capitains. Er begann sie bei der Fichteninsel, fuhr an den Klippen hin, welche die ganze Ausdehnung der südwestlichen Küste begrenzen, und bestätigte, daß diese furchtbare Schranke sich noch fast 170 Meil. nach Nordwesten von dem nördlichen Theile Neu-Caledoniens erstrecke. Diese gefährliche Arbeit macht dem französischen Seefahrer viel Ehre, um so mehr, da sich keine glänzende Episode, keine merkwürdige Beobachtung daran knüpfen konnte. Im folgenden Jahre ankerte er in dem Hafen von Balade, wo er drei Wochen blieb. Während dieses Aufenthalts starb der Capitain Huon de Kermadec, dessen Körper ohne Vorwissen der Wilden auf der kleinen Insel Pudua begraben wurde.

Die Eingeborenen zeigten sich als habsüchtige, kühne und unternehmende Diebe. Zu verschiedenen Malen insultirten sie die Franzosen, welche sich genöthigt sahen, zu ihren Waffen zu greifen. Außerdem konnte man sich mehrmals überzeugen, daß sie Cannibalen waren. Die Schilderung, welche die Franzosen von diesen Völkerschaften entwerfen, unterscheidet sich also gänzlich von den Beschreibungen durch Cook und Forster. Um einander so widersprechende Erzählungen zu erklären, könnte man wirklich zu dem Glauben versucht werden, die Minghas, welche die Eingebornen von Balabea als Menschenfresser geschildert, hätten bald nach der Anwesenheit Cooks den nördlichen Theil Neu-Caledoniens erobert und die friedlichen Bewohner desselben vertrieben und vertilgt. Diese Hypothese erhält dadurch einen Anschein von Wahrscheinlichkeit, daß sich neuere Spuren von Plünderung und Brand zeigen, die Labillardière auf allen seinen zahlreichen Ausflügen bemerkte.

Als d'Entrecasteaux den Hafen Balade verließ, steuerte er nach Süden und nahm den östlichen Streifen der Riffe auf, deren westlichen Rand er im vorigen Jahre untersucht hatte; dann verließ er den Archipel.

Seit Cook und d'Entrecasteaux scheint keine authentische Untersuchung auf Neu-Caledonien stattgefunden zu haben. Man weiß blos, daß 1793 der Capitain Kent von dem „Buffalo" durch die Riffe am südwestlichen Theile hindurch einen vortrefflichen Hafen entdeckte, in dem er sich sechs Wochen aufhielt und den er **Port St. Vincent** nannte. Die Eingeborenen versahen ihn reichlich mit Zuckerrohr, Yams und Fischen, die sie gegen alles austauschten, was man ihnen geben wollte. Das ordinäre Tuch schien ihnen vorzugsweise zu gefallen; das Eisen war ihnen unbekannt und deshalb legten sie keinen Werth darauf.

Einige Geographen haben Zweifel darüber erhoben, ob die ungeheuern Riffe an diesem Lande in Norden gerade an dem Punkte sich endigten, wo d'Entrecasteaux sie verließ. Der Capitain d'Urville löste 1827 diese Frage und ermittelte, daß die Riffe, statt nach Norden weiter zu gehen, an jenem Punkte vielmehr einen concaven Bogen bilden, wo der „Astrolabe" beinahe verloren ging.

Caledonien bildet eine Insel von etwa 200 Meil. Länge von SO. nach NW. und einer fast gleichförmigen Breite von 25 bis 30 Meil., so daß sie

Digitized by Google

auf der Karte einen langen Darm oder eine Art Holothurie bildet. Eine Kette sehr hoher Berge durchschneidet sie ihrer ganzen Länge nach. An dem ganzen Theile des Windes oder NO. erstrecken sich ihre Riffe im Allgemeinen nicht weit von der Küste, an der entgegengesetzten aber sind sie oft acht bis zehn Meilen von dem Ufer entfernt. Diese Riffe gehen von der Südspitze bis 30 Meilen auf das hohe Meer hinaus und bilden am nördlichen Theile eine Art Verlängerung von etwa 160 Meil. Länge, auf welcher einige kleine niedrige und bewohnte Inseln liegen, die Cook und d'Entrecasteaux Balabea, Moulin, Reconnaissance, Surprise und Huon nannten. Die größten sind nicht über 6 Meil. lang, aber 30 Meil. südöstlich von der Südspitze liegt die Fichteninsel, ein hohes, wohl bevölkertes und bewaldetes Land von wenigstens 30 M. im Umfange. Die eigentlich Neu-Caledonien genannte Insel erstreckt sich vom 20° 10′ bis 22° 30′ s. Br. und vom 161° 39′ bis 164° 32′ östl. L.; spricht man aber von dem ganzen Archipele, so werden seine Grenzen 17° 53′ und 23° 4′ s. Br., und 160° 17′ bis 165° 6′ östl. L.

Nach Cook nähern sich die Bewohner von Neu-Caledonien sehr den Insulanern von Tanna, von denen bereits die Rede gewesen ist; nur findet der englische Seefahrer an den Erstern regelmäßigere Züge und ein angenehmeres Aussehen. Uebrigens haben sie dicke Lippen, eine platte Nase und eine sehr dunkele Hautfarbe, welche noch dunkler durch ein glänzendes Schwarz wird, womit sie sich das Gesicht reiben. Ihr lockiges und krauses Haar ist schwarz wie der Bart. Einige lassen das Kopfhaar wachsen, um es auf dem Wirbel zusammenzunehmen; die andern behalten nur einen Büschel an jeder Seite, die sie sehr sorgfältig knüpfen. Noch andere tragen es, wie die Frauen, kurz abgeschnitten. Die Eingeborenen sind im Allgemeinen von mittlerer Größe und ein wenig beleibt. Cook und Labillardière sahen indeß Einige, welche sechs Fuß hoch waren. (Taf. 52. Abbild.)

Die alleinige Kleidung der Männer ist ein Schurz von Baumrinde oder Blättern; auch brauchen sie dazu die Zeuge und das Papier, die sie von den Europäern erhalten. Sie haben ferner grobe Decken, die sie indeß nicht zur Bekleidung zu verwenden scheinen. Einige Häuptlinge tragen große schwarze cylindrische Mützen ohne Boden. Die Frauen sind mit einer Art kurzen Rockes von Bananenfasern bekleidet, der mit einer Schnur um die Hüften befestigt wird. Die äußern Fasern dieses Rockes sind schwarz gefärbt und an der rechten Seite mit Perlmutterschalen besetzt. (Taf. 53. Abbild.)

Als Zierrathen tragen beide Geschlechter Ohrgehänge von Schildkrötenschale und Armbänder von Steinen oder Muscheln. Gewisse Theile ihres Körpers sind tättowirt, aber die Stiche sehen nicht schwarz. Zum Kratzen und Kämmen der Haare haben die Männer immer Kämme bei sich, die aus dünnen an einander gelegten Stäbchen gemacht sind, wie die der Papus. Gewöhnlich haben sie Geschwüre an den Füßen und Beinen, und Labillardière sah eine große Anzahl, die von der Elephantiasis gräßlich entstellt waren.

Ihre Waffen sind Keulen, Lanzen, Wurfspieße und Schleudern. Die gewöhnlich zwei Fuß langen Keulen haben verschiedene Formen, bald die einer Sichel, bald jene eines gewöhnlichen Beiles; einige haben einen runden Schlägel, andere endigen in einer Art Schnabel. Alle sind gut gearbeitet, oft sehr mit Schnitzereien verziert, wie ihre Lanzen und Wurfspieße. Die Schleudern sind ganz einfach; sie geben sich die Mühe, ihre Steine eiförmig abzurunden, wodurch sie eine größere Schnelligkeit erhalten und gefährlicher verwunden. Um ihren Lanzen die Wurfbewegung zu geben, haben sie wie zu Tanna ein Strickende mit einer Schleife an einem Ende, um den Finger hineinzulegen, und mit einem Wulste zum Halten der Lanze an dem andern. Zum Fischfange bedienen sie sich der Harpune und bisweilen des Netzes. Labillardière giebt die Abbildung eines Kriegers, der die oben erwähnte Lanze fortschleudern will und in der linken Hand eine Keule hält, die sich in einem Sterne mit fünf Stacheln endigt. (Taf. 53. Abb.) Sie haben Decken von allen Formen, und das Instrument, welches sie nbuat nennen, scheint die Stelle des Messers zu vertreten. (Taf. 53. Abbild.)

Ihre Wohnungen gleichen, wie bereits erwähnt, Bienenstöcken mit einem Balken oben darüber, der mit Basreliefs oder Muscheln verziert ist. Im Innern tragen einige aufrechtstehende Balken kleine Platformen, wohin die Eingeborenen ihre Lebensmittel und andere Gegenstände legen. Auf dem Fußboden sind Decken gebreitet oder blos dürres Gras gestreut, worauf sie am Tage sitzen und des Nachts schlafen. Mehrere Hütten haben zwei Herde und auf einem derselben brennt fast immer Feuer. Diese fortwährende Hitze und ein Rauch, der keinen Ausweg findet als durch die Thüre, machen diese Wohnungen für Europäer fast unzugänglich. Cook vermuthet, die Eingeborenen lebten nur in einer solchen Atmosphäre, um die Muskitos von sich fern zu halten, welche in dem Lande sehr lästig sind.

Ein großer irdener Krug ist fast das einzige Geräthe der Eingeborenen. Jede Hütte besitzt wenigstens einen; einige haben aber mehrere. In diesen Krügen oder Töpfen kochen sie ihre Lebensmittel. Der Herd der Küche befindet sich unter freiem Himmel außerhalb der Wohnung; er hat fünf spitzige Steine, die in Viereck gelegt sind: vier an den Ecken und einen in der Mitte. Sie dienen als Dreifuß für die Krüge, welche man so darauf stellt, daß sie sich etwas nach der Seite neigen.

Die Nahrung der Eingeborenen besteht hauptsächlich aus Fischen, Muscheln, Wurzeln, Früchten und gewissen Pflanzentheilen. Labillardière ermittelte bestimmt, daß sie Menschenfleisch verzehren und große Stücke eines grünlichen Speckſteins verschlingen. Das erstere können sie natürlich nur gelegentlich erhalten; der zweite stillt nur den Hunger ohne Kräfte zu geben. Die Spinnen, welche einige Eingeborene aßen, waren ebenfalls kein nährendes Mittel. Ohne Zweifel nahmen diese Wilden zu diesen traurigen Speisen nur deshalb ihre Zuflucht, weil sie keine andern hatten. Wirklich hat diese Insel, welche sich darin von allen Aequatorinseln unterscheidet, deren Vegetation so reich und fruchtbar ist, nur eine ärmliche und magere Vegetation.

Forster schätzt die gesammte Bevölkerung von Neu-Caledonien auf 50,000 Personen, und wenn alle ihre Theile der Umgegend des Hafens Balade gleichen, so dürfte diese Annahme eher zu hoch als zu niedrig seyn. Forster spricht von den Eingeborenen und ihrer Lebensweise mit folgenden Worten:

„Sie haben noch nicht jene Stufe erreicht, wo der Geist vervollkommt genug ist, um das Geschlecht nicht zu verachten. Ihr zu ernster Charakter kann durch die Liebkosungen einer Frau nicht gefesselt werden, noch die häuslichen Freuden würdigen. Sie müssen bisweilen stark arbeiten, um ihren Unterhalt zu erlangen, bringen aber ihre Mußestunden in der Ruhe zu. Nie überlassen sie sich den kleinen Erholungen, welche so viel zum Wohlseyn des Menschen beitragen und die Freude und Lebendigkeit über die Gesellschafts- und Freundschaftsinseln verbreiten. Außer der Pfeife haben wir auf Neu-Caledonien kein musikalisches Instrument bemerkt; wir wissen auch nicht, ob sie Tänze und Gesänge haben, glauben aber mit Grund, daß sie fast niemals lachen; sie sprechen auch sehr wenig und Wenige fanden Vergnügen daran, sich mit uns zu unterhalten. Ihre Sprache schien unförmig und ihre Aussprache ist so verworren, daß die von mehrern Personen verfaßten Wörterbücher sehr von einander abweichen. Ob sie gleich sehr wenige harte Consonanten haben, so hört man doch viele Kehllaute von ihnen, so wie einen Nasenton, der gewöhnlich die Personen in Verlegenheit setzte, welche keine andere Sprache als die englische kannten. Die Entfernung von ihren Pflanzungen verhindert vielleicht jene vertraulichen Mittheilungen, welche allmälig das Bedürfniß der Gesellschaft herbeiführen würde. Da ihr Land keines großen Anbaues fähig ist, so würde das beste Mittel, ihre Civilisation zu beschleunigen, das seyn, die vierfüßigen Thiere zu ihnen zu bringen, welche die Insel nähren kann, z. B. Schweine und Ziegen; die Ziegen zumal würden sehr gut in diesem trockenen Lande gedeihen.

„Die Einfachheit der Insulaner muß sich auch in der Regierung wiederfinden. Tea Buma, der Häuptling des Bezirkes vor dem Ankerplatze, lebte wie die übrigen seiner Landsleute; sie gaben ihm kein äußeres Zeichen

Digitized by Google

der Huldigung und das einzige, was einige Rücksicht gegen ihn verrieth, war, daß sie ihm die Geschenke übergaben, welche ihnen Pickerill gemacht hatte. Die benachbarten Bezirke, auf welche die Macht Tea Bumas sich nicht erstreckte, haben wahrscheinlich ihre besondern Häuptlinge, oder jede Familie wird durch den Hausvater regiert.

„Wir haben nichts bemerkt, was auch nur im entferntesten Beziehung auf die Religion zu haben schien, sahen auch keinen Gebrauch, der irgend einen Aberglauben verrathen hätte. Die Ideen der Eingeborenen über diese Dinge sind wahrscheinlich so einfach als ihr übriger Charakter. Früher ist von ihren Begräbnißplätzen die Rede gewesen; ohne Zweifel finden bei den Begräbnissen einige Ceremonien statt, aber wir kennen sie nicht.

„Man weiß nicht, ob die Insulaner lange leben, noch welche Krankheiten die verderblichsten auf dieser Insel sind. Wir sahen nur die Elephantiasis, die sehr häufig seyn soll, doch habe ich sie nie so gefährlich gefunden, daß der Kranke hätte für sein Leben fürchten müssen. Die weißen Haare und die Runzeln der Eingeborenen kündigten ein hohes Alter an."

Die Frauen sind den Seefahrern auf diesem Archipele keuscher und zurückhaltender vorgekommen, als die der andern oceanischen Inseln. Forster und Labillardière wußten nicht, daß sie sich irgend einem Europäer ergeben hätten, und in dieser Hinsicht kann man sie mit denen von Tanna nicht vergleichen. Diese eigenthümliche Thatsache bestätigt die Beobachtung d'Urville's, daß die Männer der melanesischen Race weit eifersüchtiger auf ihre Frauen sind, als die von gelber Hautfarbe.

Ihre Piroguen von schwerer plumper Bauart hatten durchaus keine Zierlichkeit in der Gestalt; da sie an den beiden Enden viereckig waren, so sahen sie aus wie lange Tröge. Es giebt auch Doppelpiroguen, die wirklich aus zwei gleichen einfachen gemacht werden, indem man sie durch Querbalken verbindet. Auf diesen Querbalken befindet sich eine Platform von Beetern und kleinen runden Hölzern. Diese Fahrzeuge haben ein oder zwei dreieckige Segel von Bananenfaserdecken. Die gewöhnliche Länge der Piroguen beträgt 30 Fuß und bei den Doppelten ist das Deck oder die Platform 26 Fuß lang und etwa 10 F. breit. Alle diese Fahrzeuge lassen sich mit dem Ruder sehr schwer regieren und scheinen nur mit dem Segel schnell fahren zu können. (Taf. 52. Abbild.)

Das Pflanzenreich von Neu-Caledonien zeigt wenige ihm eigene Arten; die andern Gewächse gehören entweder zu der Flora Polynesiens oder zu der Australiens. Das Thierreich hat, soviel man weiß, keine vierfüßigen Thiere. Die Vögel, die Fische, die Muscheln und Insecten sind dagegen sehr zahlreich und in verschiedenen Arten vorhanden. Was den geologischen Bau dieser großen Insel betrifft, so hat man gesehen, daß er von jenem der polynesischen Inseln ganz verschieden war und man bereits eine Menge Gegenstände trifft, die andern Orten fremd sind. Forster vermuthet selbst, Caledonien dürfe einige Edelsteine enthalten, und vielleicht bestätigt sich die Meinung bei einer vollständigern Erforschung, als wir in der Schilderung gegeben haben. Gewiß ist, daß man Quarz und Glimmer überall in Menge traf.

Kapitel XLVII.

Die Inseln Onu Afu, Wallis, Allu Fatu und Rotuma.

In dem Augenblicke, als der „Oceanier" die undankbaren Küsten Neu-Caledoniens verließ, hatte der Capitain die Absicht, den Wind so zu kneifen, um wenigstens die Gilbert-Inseln zu erreichen. Dieser Plan war indeß von ihm nur für den Nothfall entworfen, denn es fehlte uns an Lebensmitteln und er wünschte an ein fruchtbares Land zu gelangen.

Der Wind bediente ihn besser. Statt regelmäßig zwischen SO. und OSO. zu bleiben, blies er, als wir aus dem Hafen Balade kamen, von SW. mit aller Heftigkeit, die den Schweif eines Orkans bezeichnen, dessen Spitze oder Kopf sich in den Australmeeren befand. Von ihm getrieben, befanden wir uns am Morgen des 17. auf der Höhe der Hebriden in gleicher Entfernung von den Sandwich-Inseln und Koromango, die beide in so dichte Nebel gehüllt waren, daß man kaum ihre Massen erkennen konnte. Als wir darüber hinweg waren, setzten wir unsere Fahrt 36 Stunden nach O. fort, worauf Windstille eintrat; dann sprang der Wind in SO. um, wie er dort gewöhnlich weht. Gegen Abend schien Pendleton unruhig abwechselnd seine Karte und den Horizont zu betrachten; ich sah ein, daß wir uns Gewässern voll Inseln und Klippen näherten, trat also zu ihm und fragte, was er suche. „Die Insel Hunter," sagte er, „welche ihr Entdecker, der Capitain Hunter von dem Schiffe „Donna Carmelita" Onacuse nannte. Er sah sie 1823 und stand mit den Eingeborenen in friedlichem Verkehr. Da man wenig über dieses Land weiß, so wünschte ich dasselbe zu sehen und seine Küsten aufzunehmen. Ich sehe nichts und doch sind wir unter 15° 31' s. Br. und 173° 51' östl. L., gerade da, wo jene Insel nach dem Capitain liegen sollte. Entweder er irrte sich oder ich irre mich. Andere werden glücklicher seyn als ich und wir steuern nun nach Rotuma, wo der „Oceanier" vielleicht einige Lebensmittel findet." Während Pendleton so sprach, heftete ich die Augen auf die Karte und benutzte die Gelegenheit, ihn über die Inseln zu befragen, welche ich zwischen den Archipelen Hamoa und Witi liegen sah. Es waren die Inseln Onu Afu, Wallis und Allu Fatu, welche Pendleton nicht zu besuchen gedachte. „Wahrhaftig," sagte der amerikanische Capitain, „ich bin verlegen, Ihnen eine bestimmte Antwort zu geben. Diese Inseln sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Capitainen angeführt worden, aber nie haben sie Seefahrer gesehen, deren Beobachtungen Vertrauen verdienen. Ihre Existenz ist also noch unbestimmt, ihre Lage noch ungewisser. Man glaubt indeß, daß die Onu Afu mit Goede Hoope identisch sey, welche Schouten 1616 entdeckte und benannte, als er die Verräther-Insel verließ, und man liest darüber in dem Berichte von jener alten Reise Folgendes. Pendleton nahm ein altes von Tabak beflecktes Buch und las mir vor:

„Am 14. Mai 1616, 15 Stunden weiter als die Verräther-Insel, entdeckte man eine Insel, wo man Wasser zu finden hoffte. Deshalb nannten sie die Matrosen Goede Hoope (gute Hoffnung). Es kamen zehn bis zwölf Böte zu uns, ohne daß wir die Indianer an Bord lassen wollten. Man begnügte sich damit, sie mit Sanftmuth zu behandeln, und gab ihnen kleine Packete mit Glasperlen für vier fliegende Fische, welche man fing. Die Schaluppe ondirte unterdeß fortwährend an der Küste hin. Als sie die Indianer in den Böten sahen, schwammen sie zu ihr, redeten sie mit Worten an, die man nicht verstand, umringten sie mit ihren Böten, die sich nun bis auf vierzehn beliefen, und einige sprangen in das Wasser, in der Hoffnung, der Schaluppe sich bemeistern zu können.

„Unter der Mannschaft der Schaluppe befanden sich acht Musketiere und die Andern waren mit Lanzen und Säbeln bewaffnet. Die erstern erschossen zwei Männer in den Böten, von denen der eine in demselben Augenblicke stürzte, der andere noch eine kurze Zeit sitzen blieb und mit den Händen das Blut abwischte, das aus seiner Brust quoll; aber bald fiel er auch in das Wasser. Die so unerwarteten Todesfälle erschreckten die Andern, so daß sie sich eiligst entfernten. Man sah auch viele Leute am Ufer, welche aus Leibeskräften bu, bu, bu riefen und schrieen. Der Capitain hatte sie vorher nach Schweinen und Hühnern gefragt, indem er sagte waka en omo; aber es schien, als wüßten sie nicht, was dies sey, oder sie verstanden die Sprache nicht. Da man keinen guten Ankerplatz gefunden hatte, so zog man die Schaluppe wieder ein und segelte nach SW., um leichter nach S. zu gelangen, wo man Entdeckungen zu machen hoffte. Uebrigens brach sich das Meer so heftig an dieser Insel, daß es fast unmöglich gewesen seyn würde, an's Land zu gelangen, wo man nichts als hohe Felsen und schwarzes Land mit Cocuspalmen und Grün sah. An der Küste standen an verschiedenen Stellen Häuser und ein großer Flecken. Die Insel war bergig aber die Berge hatten keine große Höhe."

Im Jahre 1791 sah der Capitain Edwards dieses Land wieder und nannte es Insel Proby, aber er gab nichts Genaues von ihr an und wußte nicht einmal die Lage genau zu bestimmen. Deshalb darf man sich

Digitized by Google

nicht sicher auf die verlassen, welche sie auf der Karte einnimmt, 15° 53′ s. Br. und 178° 11′ w. L.

Die Inseln Wallis wurden 1767 von dem Capitain dieses Namens entdeckt. „Das Land," sagt er, „schien im Innern hoch zu seyn, am Rande des Wassers aber war es niedrig und gewährte einen angenehmen Anblick. Die Insel war ganz von Riffen umgeben, welche sich zwei bis drei Meilen in das Meer hinaus erstreckten. Die Küste bedeckten Cocuspalmen. An mehrern Orten bemerkte man Hütten und Rauch. Die ausgesandten Böte fanden, daß die Bäume bis an den Rand des Wassers wüchsen und einige sehr groß seyen. Man sah auch mehrere kleine Bäche. Sobald die Engländer nahe an der Küste waren, kamen mehrere Piroguen von derselben her, auf denen sich gewöhnlich 5 bis 6 Männer befanden. Die so starken und gewandten Indianer hatten statt aller Kleidung nur eine Art Decke, welche um die Lenden geschlungen war. Sie trugen große Keulen, ähnlich der, welche man dem Herkules auf Gemälden zu geben pflegt, und willigten ein, zwei gegen einen oder ein Paar Nägel und einige Kleinigkeiten abzutreten."

Die Engländer suchten zu erfahren, ob die Insel einiges Geflügel nähre, konnten sich aber den Eingeborenen nicht verständlich machen. Während dieser Präliminarien entwarfen die Wilden plötzlich den Plan, sich des Bootes zu bemächtigen, welches die Fremden trug, und Einer fing ernstlich an, dasselbe nach den Felsen zu zu ziehen. Man schoß, was Niemanden verletzte, aber alle in die Flucht trieb. Da wollte das Boot an das Schiff zurückkehren, aber das Meer hatte sich so gesenkt, daß die Leute mit Mühe Fahrwasser fanden. Wallis blieb die ganze Nacht beigelegt, um den folgenden Tag die Insel wiederzusehen und aufzunehmen, mußte aber diese Musterung aufgeben. Sein Bericht giebt geringe Nachweisungen über die Bildung der Insel, aber nach der Karte dabei wäre es eine Gruppe von 6 bis 8 Meil. im Umfange, bestehend aus zwei kleinen Inseln und sechs bis acht Inselchen.

Maurello sah diese Gruppe 1781 wieder und gab ihr seinen Namen. Zwei Piroguen, die an das Schiff kommen wollten, wurden durch die einfallende Nacht daran gehindert. Edwards musterte sie 1791, aber seit dieser Zeit hat kein Seefahrer davon gesprochen, so daß man die Lage 13° 26′ s. Br., 178° 20′ w. L. für zweifelhaft halten kann.

Die Inseln Allu Fatu scheinen die Inseln Horn zu seyn, welche Schouten 1616 entdeckte. Dieser Seefahrer, dessen naiver Erzählung wir folgen, befand sich am 19. Mai auf der Höhe dieser Gruppe. Kaum sah er das Land, als etwa zwanzig Piroguen das Schiff umringten; diejenigen, welche sich darauf befanden, sahen sanft und freundlich aus. Als aber einer eine Keule gegen einen Europäer erhob, während die andern ein großes Geschrei begannen, nahm Schouten dies für ein Signal zum Kriege und ließ zwei Kanonen- und einige Flintenschüsse auf die kleine Flotte abfeuern. Zwei Wilde stürzten verwundet nieder, die andern entflohen schwimmend und warfen ein Hemd weg, das sie gestohlen hatten. Als das Meer frei zu seyn schien, schickte man eine Schaluppe ab, um zu sondiren. Auf der Rückkehr wurde sie von sieben Piroguen umringt und mußte Feuer auf die Wilden geben, welche die Matrosen entwaffnen wollten. Es wurde wiederum eine ziemliche Anzahl Insulaner verwundet.

Den andern Tag ankerte man in einer kleinen Bucht, die einen sichern Ankerplatz einem kleinen Flusse gegenüber gewährte, welcher von dem Gebirge herabkam. Das Schiff wurde so gelegt, daß die Kanonen die Böte, welche an's Land gingen, jeder Zeit schützen konnten. Die Eingeborenen wichen dennoch nicht. Piroguen brachten Cocusnüsse, Yams, ein lebendes Schwein und zwei gebratene, und erhielten dafür Nägel, Messer und Glasperlen. Die Insulaner zeigten eine große Neigung zum Diebstahle, schwammen und tauchten sehr geschickt. Ihre nahe am Strande stehenden, mit Blättern bekleideten und bedeckten Hütten waren rund und endigten in einer Spitze. Sie hatten ungefähr 25 Fuß im Umfange, 10 bis 12 in der Höhe und statt der Thüre eine Oeffnung, durch welche man nur kriechend gelangen konnte. Es gab darin durchaus keine Meubles; man sah nur Fischhaken und Keulen.

Den 22. brachten die Piroguen wieder Cocusnüsse, am Strande aber stand eine Menge mit Spießen und Stöcken bewaffneter Wilden, welche wegen eines Angriffes sich zu berathen schienen. Etwa 50 Piroguen, mit Steinen und Lanzen, hatten sich bei ihnen gesammelt. Es schien indeß, als sey der Friede beschlossen worden, denn man stellte gegenseitig Geißeln. Sechs Insulaner blieben in dieser Eigenschaft an Bord, während drei Holländer, darunter ein wichtiger Mann vom Schiffe, Aris Claeß, sich an's Land begaben. Auf beiden Seiten übte man edel die Gastfreundschaft.

„Der König," sagt der Bericht, „that den drei Fremden viel Ehre an; er hielt fast eine halbe Stunde lang seine beiden Hände an einander und sein Gesicht darüber, indem er sich fast bis auf die Erde neigte und in dieser Stellung blieb, bis Aris eine ähnliche Verbeugung machte. Dann richtete er sich auf und küßte die Füße und Hände Aris'. Ein anderer Mann, der neben dem Könige saß, weinte wie ein Kind und sagte viel zu Aris, der aber nichts davon verstand. Endlich zog er seine Füße unter den Hintern, auf welchem er saß, und legte sich dieselben auf den Hals, beugte sich und wälzte sich wie ein Wurm.

„Die Geschenke, welche man ihnen gab, waren ihnen sehr angenehm, indessen verrieth der König großes Verlangen nach einem weißen Hemde, das Aris anhatte, so daß dieser eines holen ließ, um es ihm zu geben. Aus Dankbarkeit schenkte der König den Geißeln vier junge Schweine. Man unterhandelte auch, um Wasser einnehmen zu können, und es wurde beschlossen, zwei Schaluppen abzuschicken und eine davon zu bewaffnen.

„Trotz der Menge der Eingeborenen, welche sich um die Matrosen sammelten, was sie bisweilen in ihrer Arbeit hemmte, kam kein Unfall vor, denn der König ließ eine strenge Aufsicht unterhalten. Er schien Mittel zu haben, seinen Befehlen Achtung zu verschaffen, denn die Eingeborenen gehorchten stets sogleich. Ein Wilder hatte einen Säbel gestohlen und man klagte bei dem Könige, da man ihn nicht wieder erhalten konnte, und obgleich der Dieb schon weit entflohen war, wurde er doch verfolgt, ergriffen und zurückgebracht. Der Säbel wurde dem Eigenthümer zurückgegeben und der Dieb mit Stockschlägen gestraft. Nach diesem Beispiele entwendeten die Insulaner nichts mehr, weder auf dem Schiffe noch am Lande.

„Sie fürchteten sich außerordentlich vor den Schießgewehren. Bei dem Abfeuern einiger Flinten zitterten sie und entflohen so schnell als möglich, aber ihr Erstaunen war noch größer, als man ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, jene großen Stücke, welche sie sähen, schössen auch. Der König wünschte sie einmal abfeuern zu sehen, aber als man es that, erschraken alle so sehr, daß selbst die beiden Könige trotz allen Bemühungen, sie zu beruhigen, in den Wald entflohen und die Holländer verließen. Einige Stunden darauf kamen sie wohl zurück, aber nichts vermochte, sie über ihren Schreck zu beruhigen.

„Am 26. kehrten Le Maire und Aris auf die Insel mit Trompeten, einem kleinen Spiegel und andern Kleinigkeiten für den König zurück. Sie sahen am Strande einen Mann, der sich ganz auf die Steine neigte, die Hände gefaltet hielt und mit dem Gesichte die Erde berührte, als wolle er auf türkische Weise beten. Es war der König, der sie so begrüßte. Sie hoben ihn auf und gingen mit einander in sein Haus oder bekal (ohne Zweifel malai), weil es regnete. Es war voll Menschen, die vor ihnen zwei Decken ausbreiteten, damit sie sich darauf setzen möchten, und der König setzte sich neben sie.

„Als man die Trompeten zu blasen anfing, bemerkte man auf allen Gesichtern eben so viel Erstaunen als Entsetzen und Alle riefen: awo, awo! Unterdessen kam der Vicekönig oder zweite König herein, das Gesicht nach den Fremden zu gerichtet, aber von der Seite gehend. Als er sich vor ihnen befand, sprang er schnell zurück und sprach ganz laut und schnell einige Worte in gebieterischem Tone. Zu gleicher Zeit machte er einen hohen Sprung in die Luft und ließ sich auf den Hintern mit untergeschlagenen Beinen fallen. Da er sich auf diese seltsame Weise auf Steine setzte, so wunderten sich die Holländer, daß er die Beine nicht brach, aber diese Menschen sind gewandter und stärker als man sich denken kann. Darauf sprach er sehr ernst ein Gebet oder eine Rede, worauf man Früchte

Digitized by Google

aß, die ein Diener Allen austheilte. Das Getränk war von gekochten Athonablättern gemacht.

„Unter die Ehrenbezeigungen, welche man den Fremden erwies, gehört auch die, daß man überall vor ihnen Decken ausbreitete, daß sie darauf gehen sollten. Der König und der Vicekönig schenkten ihnen ihre Kronen, die sie abnahmen und Le Maire und Aris aufsetzten. Le Maire gab ihnen einige Gegenstände von sehr geringem Werthe, welche aber sehr kostbar für sie waren, z. B. einen kleinen runden Spiegel, und sagte ihnen, darin könne man alles vor ihm Befindliche sehen, worüber sie sehr erstaunt waren. Sie hingen ihn an den Tragebalken ihres Hauses. Die Kronen waren weiße lange und schmale Federn, oben und unten mit andern kleinen rothen und grünen Papageifedern verziert. Auch Tauben giebt es auf der Insel, die sehr geschätzt sind, denn jeder Rath des Königs hatte einen solchen Vogel auf einem Stocke sitzen. An diesem Tage holte man sehr viel Wasser und tauschte Cocusnüsse nebst Ubaswurzeln ein, konnte aber keine Schweine erhalten, weil die Eingeborenen keinen Ueberfluß daran hatten, wie dieselben überhaupt zur Nahrung nur diese drei Gegenstände und einige Bananen besaßen. Sie gaben uns zu verstehen, indem sie sich den Bauch zusammendrückten, daß sie sich selbst nicht sättigen könnten und wir ihnen einen Gefallen thun würden, wenn wir ihnen Lebensmittel gäben. Der Capitain Schouten kam mit den Trompeten an's Land, die der König mit vielem Vergnügen blasen hörte. Die Insulaner lachten aus vollem Halse, als sie unsere Leute nach dem Tone der Instrumente tanzen sahen, aber nichts ergötzte sie mehr als das Fechtspiel zwischen Aris Claeß und Nicolas Jenß. Wir hatten ihnen Brot und Wein mitgebracht, aber sie machten sich nicht viel daraus, denn sie zogen rohe Fische vor. Als der König von der andern Insel zum Besuch bei den hiesigen kam, machten sie gegen einander viele Verbeugungen und Gesticulationen und tractirten einander mit Wurzeln; endlich aber entstand eine große Verwirrung unter ihnen, wobei sie einen entsetzlichen Lärm machten. Der König der benachbarten Insel verlangte, der andere solle behalten, was er von den Holländern in den Händen habe, und man wolle versuchen, sich der Schiffe zu bemächtigen; dieser aber mochte seine Einwilligung dazu nicht geben, denn er fürchtete, nach dem, was er gesehen, dir Versuch werde ihm theuer zu stehen kommen.

„Als der Vicekönig oder Sohn des Königs an Bord kam und das Schiff besichtigte, war er nicht weniger überrascht als anfangs, da er es nur von außen sah. Gegen Abend wollte man fischen und da man sehr viele Fische fing, schenkte man einen Theil davon dem Könige, der mehrere auf der Stelle mit dem Kopfe, den Eingeweiden, dem Schwanze und Gräten aß, ohne etwas wegzuwerfen. Man kann nicht glauben, welchen Appetit diese Leute haben und mit welcher Begierde sie die Fische verzehren. Als der Mond aufging, tanzten die Matrosen am Strande mit den Wilden, welche großes Vergnügen daran fanden.

„Am 29. gegen Mittag kamen drei von uns, nachdem sie einen Spaziergang auf der Insel gemacht hatten, zurück und brachten den jungen König nebst dessen Bruder mit, denen man zu essen gab. Während sie bei Tische saßen, gab man ihnen zu verstehen, daß wir in zwei Tagen abreisen würden, worüber der junge König so große Freude empfand, daß er aufstand, auf das Verdeck eilte und die Neuigkeit auf die Insel hinüberrief. Es ergab sich daraus, daß man gefürchtet hatte, ihr Land werde überfallen werden. Dieser König versprach, wenn wir uns in zwei Tagen entfernen wollten, uns zehn Schweine und eine Menge Nüsse zu geben, die er ati nannte.

„Nach Beendigung der Mahlzeit kam der große König oder der erste Fürst auch an Bord. Er schien etwa sechszig Jahre alt zu seyn. Ihm folgten sechszehn Personen, die seine Räthe waren. Man empfing sie mit aller möglichen Höflichkeit. Als er das Schiff betrat, legte er sich auf das Gesicht und sagte sein Gebet, dann führte man ihn in das Innere, wo er wieder zu beten anfing. Er schien über alles, was er sah, sehr erstaunt zu seyn, und die Holländer staunten nicht weniger über sein Benehmen. Die Leute wollten ihnen die Füße küssen, dann legten sie die Hände derselben auf ihre Köpfe und Kehle, um anzuzeigen, daß sie ihre Unterthanen seyen. Der König besichtigte alles, und schien entzückt zu seyn wie in einem Traume. Am meisten aber bewunderte er die große Kanone. Als er überall gewesen war, wünschte er sogleich zurückzukehren und machte viel Verbeugungen dabei. Man brachte ihn bis an seine Wohnung, wo er gewöhnlich saß.

„Da Aris einen reichlichen Fischfang gethan hatte, so überbrachte er einen Theil davon dem Könige, bei dem er eine Anzahl nackter junger Mädchen fand, welche tanzten und auf einem hohlen Holze spielten, das einige Töne von sich gab, nach denen die Mädchen ihren Tanz regelten. Die Holländer waren sehr überrascht, alles dies bei Wilden zu sehen.

„Am Morgen des 30. desselben Monats schickte der König zum Geschenk zwei kleine Schweine, eine Quantität Cocusnüsse und andere Früchte, weil er hoffte, das Schiff werde sich entfernen. Denselben Tag kam der König der andern Insel zum Besuch und brachte sechszehn Schweine und 300 Mann mit, die alle an dem Gürtel gewisse grüne Kräuter trugen, aus denen sie ein Getränk bereiten. Sobald er den König bemerkte, machte er viele Verbeugungen, legte sich mit dem Gesichte auf die Erde und betete so laut, daß man wohl sagen konnte, er schreie.

„Der König, welcher den Besuch empfing, ging dem andern entgegen und machte dabei nicht weniger Geberden und Positueen. Endlich, nachdem sie sich wieder aufgerichtet hatten, gingen sie beide in den Betal des besuchten Königs, wo sich etwa 900 Mann um sie versammelten. Als sie sich gesetzt, begannen sie ihr Gebet von neuem, falteten die Hände und neigten den Kopf bis auf die Erde.

„Aris war Vormittags auf die Insel gegangen und ließ Nachmittags Le Maire und Bau holen, die vier Trompeten und eine Trommel mitnahmen, welche die Könige mit außerordentlichem Vergnügen hörten. Dann kam ein Trupp Landleute von der kleinsten Insel, welche viele Kräuter brachten, die sie kawa nannten, die denen glichen, welche die 300 Mann an dem Körper hatten, und alle fingen an, daran zu kauen. Als sie dieselben gekaut hatten, nahmen sie sie wieder aus dem Munde, legten alles zusammen in ein großes hölzernes Gefäß, gossen süßes Wasser hinein, vermischten und kneteten es mit dem Kraute und reichten dann davon den Königen und deren Beamten, welche es tranken. Sie boten auch den Holländern davon an, aber diese hatten sich über das, was sie gesehen, zu sehr geekelt. Darauf setzte man vor den König eine Menge gerösteter Ubas-Wurzeln und sechszehn Schweine, denen man die Eingeweide herausgenommen hatte und die noch ganz blutig waren. Nur die Borsten hatte man abgesengt und dann glühende Steine in den Leib gelegt. Das war der Braten, an welchem sie sich ergötzten, und die Art, wie sie denselben zurichteten.

„Die Ceremonien dieses Gelages bestanden darin, daß sie erst Kawawurzeln auftrugen, die sie auf Haufen legten und dabei vor den Aritis oder Königen tanzten und sangen. Dann setzte sich der fremde König, und als sich seine Frauen und Höflinge hinter ihm im Kreise gesetzt hatten, fing man an zu essen und jeder langte sich zu. Nach diesem Gerichte brachte man große zwanzig bis dreißig Fuß lange Schüsseln mit ubas und andern rohen und gerösteten Wurzeln, die ebenfalls vertheilt wurden. Endlich kamen die gebratenen und mit Kräutern gefüllten Schweine, deren Leibern mit kleinen hölzernen Nägeln befestigt waren. Sie wurden nicht nur mit vielem Appetite, sondern auch so begierig verzehrt, als wenn sie vortrefflich gekocht oder gebraten gewesen wären. Alles das, was vor den Hereiee oder König gestellt werden sollte, trug man aus Ehefurcht auf dem Kopfe und kniete dann nieder, um es vor ihn zu stellen. Von den sechszehn Schweinen schenkte jeder König eines den Holländern; man brachte sie denselben ebenfalls auf dem Kopfe und setzte sie knieend vor sie. Darauf schenkten ihnen die Könige auch noch elf kleine lebendige Schweine und einige andere von mittlerer Größe. Die Holländer dagegen gaben ihnen drei kleine kupferne Becher, vier Messer, zwölf alte Nägel und einige Glasperlen, die sie bei sich hatten. Der Anblick dieses Festes machte ihnen viel Vergnügen und gegen Abend begaben sie sich wieder an Bord.

Digitized by Google

„Den letzten Mai besuchten die beiden Könige zusammen das Schiff und brachten fast ihren ganzen Hof mit. Die Vornehmsten hatten grüne Cocusblätter um den Hals zur Andeutung ihres Ranges und des Friedens. Man empfing sie mit so viel Ceremonie als möglich, um die Ehrenerzeigungen zu erwiedern, welche sie uns angethan hatten; man führte sie in die Kajüte des Capitains und überall hin; dann gaben sie zum Geschenk sechs Schweine, von denen jeder König eines selbst auf dem Kopfe trug, das sie zu den Füßen des Capitains legten, während sie sich tief verneigten. Man ließ die Schweine wegbringen und führte die Könige wiederum in die Kajüte. Darauf ließ man die Trompeten blasen, deren Harmonie und großer Lärm ihre Bewunderung in hohem Grade erregten. Wir zeigten ihnen auch ein Portrait des Prinzen Moritz, in völliger Rüstung, und gaben ihnen zu verstehen, daß dies unser hereier sey. Der größte dieser beiden Könige hieß Grankay. Man gab jedem von ihnen zwei Messer, und jedem der Angesehensten aus dem Gefolge einen Nagel, worauf sie zurückkehrten. Einer der Könige, der einen von seinen Leuten in seiner Gegenwart etwas stehlen sah, gab ihm im Zorne einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er ihn erschlagen zu haben meinte. Le Maire begleitete sie zurück. Sie schenkten ihm noch drei Schweine und als dieselben an Bord waren, gingen wir wieder unter Segel zum großen Erstaunen der Insulaner, die immer fürchteten, man wolle sie umbringen und sich ihrer Insel bemächtigen.

„Die Eingeborenen waren groß und stark, die gewöhnlichsten so groß als die größten Holländer. Sie waren kräftig und ganz proportioniet gebaut, leicht im Laufe, schwammen und tauchten sehr gut. Ihre Haut sah braungelblich. Sie zeigten sich ziemlich geistreich und schmückten und ordneten ihr Haar gern auf verschiedene Weise; bei einigen war es kraus, bei andern schön gelockt; einige hatten es in fünf bis sechs zusammengebundene Flechten gebracht, bei andern stand es ganz gerade auf dem Kopfe eine Viertelelle hoch, als wären es Schweinsborsten.

„Der König hatte an der linken Seite des Kopfes eine lange Flechte, die an der Seite bis auf die Hüfte herabhing; das übrige war in einige Knoten geknüpft. Die Höflinge hatten zwei Flechten an der Seite. Im Allgemeinen gingen alle nackt, Männer und Frauen, Könige und Unterthanen, bis auf eine kleine Decke, welche die Geschlechtstheile verhüllte.

„Die Frauen waren sehr häßlich von Gesicht, schlecht gebaut, klein und trugen das Haar kurz, wie in Holland die Männer. Sie hatten lange Brüste, die wie Ledersäcke bis auf den Bauch hingen, waren sehr üppig und vermischten sich ohne Scham, und selbst ganz nahe bei dem Könige mit den Männern.

„Man konnte nicht bemerken, ob sie einen Gott oder Götter verehrten und ob sie einen andern Cultus hatten außer dem Gebete, das wir sie hatten verrichten sehen, aber man überzeugte sich, daß sie ohne Sorgen lebten, wie die Vögel unter dem Himmel. Sie wußten nicht, was Hande'n, Kaufen und Verkaufen sey. Was sie den Holländern gaben, war kein Tauschhandel; es geschah, wie es ihnen gerade einfiel, und die Holländer richteten ihre Geschenke nach dem, was sie erhielten.

„Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie arbeiten nicht; sie nehmen, was die Erde freiwillig hervorbringt zu ihrem Lebensunterhalte, und dies besteht fast nur in Cocusnüssen oder ubas, in Bananen und einer kleinen Anzahl anderer Früchte. Wenn das Meer zurückweicht, suchen die Frauen bisweilen am Ufer in den Pfützen kleine Fische, die da zurückgeblieben sind, oder sie fangen Fische, wenn sie großen Appetit darnach haben, mit kleinen Haken und essen sie roh, so daß man hier lebt wie in dem ersten Zeitalter, von dem die Dichter so viel gesprochen haben, denn man kann wirklich sagen, daß man hier den Menschen so einfach und roh findet, als er aus den Händen der Natur hervorgegangen ist. Bei der Abfahrt nannte man die Inseln nach Hoorn, der Stadt, wo das Schiff ausgerüstet worden und die die Heimath der meisten unserer Leute war. Der Bai gab man den Namen des Schiffes, Concordia."

Nach diesen Einzelnheiten ergiebt sich offenbar, daß die Eingeborenen von Alln Fatu der polynesischen Race angehören und sich selbst durch ihre Gewohnheiten den Völkerschaften von Tonga sehr nähern. Auf der Karte Arrowsmiths stehen die Namen Alu Fatu und Pedu Nafu für die beiden Inseln, ohne daß man weiß, nach welcher Autorität sie so heißen. Ohne Zweifel sind diese Benennungen von irgend einem Seefahrer aus dem Munde der Eingeborenen gehört worden. Man hält sie identisch mit der, welche Bougainville am 11. Mai 1768 bemerkte und Enfant Perdu nannte. Man glaubte anfangs zwei getrennte Inseln zu unterscheiden, aber den folgenden Tag überzeugte man sich, daß es nur ein Land sey, dessen beide hohe Theile durch eine Niederung verbunden würden, die sich bogenförmig zu krümmen und in NO. eine offene Bai zu bilden schien. Da indessen Bougainville hinzusetzt, der Wind habe ihn gehindert, der Insel näher als 6 bis 7 Stunden zu kommen, so muß man gegen die frühere Behauptung auf der Hut seyn. Auch die Lage: 14° 20′ s. Br., 179° 40′ östl. L. kann man nicht für bestimmt ansehen.

Während so Pendleton meine Kenntnisse von den polynesischen Inseln vervollständigte, verließ der „Oceanier" die Gewässer Melanesiens und steuerte schnell nach Rotuma zu. Um die verderbliche Wirkung der Strömungen zu hindern, war unser kluger Capitain genöthigt, weiter nach O. zu fahren als außerdem nöthig gewesen wäre, und wir sahen deshalb erst am 21. April mit Tagesanbruche jene Insel in einer Entfernung von etwa 4 Stunden vor uns liegen. Sie ist mäßig hoch und zeigt sich, wenn man ihr nahe kommt, unter der Gestalt eines ungeheuern grünen Teppichs mit nur unbedeutenden Unebenheiten, aber reich an lachenden Pflanzungen und Hütten von der Küste an bis auf die Spitze der Hügel. Am Strande sieht man hier und da die Dächer großer Häuser durch die Cocuspalmen und Brodbaumwaldungen schimmern.

Eine Stunde vom Lande umringte eine Menge Piroguen den „Oceanier", die theils groß, theils klein waren, auf denen allen aber sich Eingeborene befanden, welche uns mit unzweideutigen Zeichen von Wohlwollen und Freude empfingen. Man konnte sich nicht täuschen, das waren meine Polynesier, meine Leute von Tonga und Taïti, aber mit noch mehr Gutmüthigkeit, mehr Offenheit und Einfachheit. Indessen erstaunte ich über den Unterschied zwischen ihrer Sprache und jener aller polynesischen Familien, welche ich bereits besucht hatte; meine Sprachkenntnisse ließen mich ganz im Stiche und ich mußte mich mit einigen abgerissenen Worten begnügen, welche der Sprache von Rotuma und jener von Tonga gemein waren. Zum Glück befand sich auf einer der großen Piroguen bei einem der angesehensten Häuptlinge der Insel ein Engländer, Namens Young, der sich seit langer Zeit hier niedergelassen hatte; er war ein gefundener Dolmetscher.

Die erste Frage Pendleton's war: „Können wir Gemüse und Schweine erhalten?" — „Gemüse und Früchte," antwortete Young, „so viel Sie wollen für einige Glasperlen und eiserne Werkzeuge. Wegen der Schweine wird es aber schwieriger seyn. Vor zwölf oder dreizehn Jahren wurde Rotuma von einem ungeheuern Orkane heimgesucht, der die Cocuspalmen ꝛc. niederwarf und die Pflanzungen verwüstete. Eine schreckliche Hungersnoth folgte und in diesem Unglücke schlachteten die Eingeborenen alle ihre Schweine, um ihren Hunger zu stillen, und dies ganze Thiergeschlecht wurd ausgerottet. Erst einige Zeit darauf erhielten die Eingeborenen einige Schweine von einem Wallfischjäger wieder und dadurch ist das Geschlecht erneuert worden. Um die Vermehrung dieser Thiere zu erleichtern, haben es die Insulaner sich zum Gesetz gemacht, keines zu schlachten, und in Folge davon giebt es vielleicht 3 bis 400 Stück wieder auf der Insel. Seit dieser Zeit benutzt man Schweine blos bei großen Gelegenheiten und nie zu Gunsten Fremder." Da Pendleton, dem es an frischen Nahrungsmitteln fehlte, diese Nachricht sehr unangenehm zu seyn schien, so trat Young näher zu ihm und sagte ganz leise: „Beruhigen Sie sich, wir wollen etwas Contrebande treiben; mein Häuptling wird Ihnen für eine Flinte und 10 Cascheloizähne zehn Schweine ablassen. Ist der Handel geschlossen?" — „Es sey," entgegnete Pendleton, und das Gesicht meines leidenschaftslosen Capitains fand sogleich seine gewöhnliche Heiterkeit wieder.

Digitized by Google

Höchst merkwürdig war das Benehmen der Eingeborenen, welche uns umringten. Zuerst hatten sie die Vorsicht gebraucht zu fragen, ob das Schiff tabu sey, und erst auf die verneinende Antwort entschlossen sie sich an Bord zu steigen. Hier gingen sie mit einer schwer zu beschreibenden Freude umher. Trafen sie einen Matrosen auf dem Wege, so umfingen sie ihn, rieben ihre Nasen an der seinigen und sagten mit sanftem liebkosenden Tone, während sie auf das Ufer deuteten: „Rotuma laitei" (Rotuma ist gut). Da diese jeden Augenblick wiederholten Aeußerungen von Freude und Wohlwollen die Leitung des Schiffes nur hemmten, so wollte Pendleton die Besucher in ihre Piroguen zurückweisen, aber sie nahmen da eine so unterwürfige Stellung an, daß sie die Strenge des Capitains entwaffneten. Bald wurde es ihnen indessen noch schwerer, ihre Freude an sich zu halten, als sie das Schiff nach dem Ufer zu steuern sahen. Sie hüpften, sprangen und lachten wie Kinder, die nach langer Abwesenheit geliebte Eltern wiedersehrn.

Der „Oceanier" ankerte bei achtzehn Faden an der nördlichen Küste der Insel, und da sogleich ein Boot an das Land geschickt wurde, um Lebensmittel zu kaufen, so begleitete ich dasselbe. Wir konnten uns auf Rotuma nicht lange aufhalten und ich mußte mich deshalb beeilen, die Insel zu sehen. Bei unserer Ankunft am Strande wurden wir mit offenen Armen von den Insulanern empfangen, die sich unter Jubelgeschrei uns entgegenstürzten. Es war ein wahrer Wetteifer, wer uns mit den meisten Liebkosungen und Freundschaftsbezeigungen überhäufen würde. Einige boten uns Gemüse und Früchte, andere Fische und Muscheln. Einige gingen in den Pflichten der Gastfreundschaft noch weiter und brachten uns junge Mädchen mit Zeichen, welche über den Zweck dieser Zuführung keinen Zweifel übrig ließen. Diese Mädchen und Frauen waren zwar nicht gerade häßlich, standen aber doch jenen von Tonga nach. Ihre Züge waren nicht so regelmäßig, sie besaßen weder jener Reinlichkeit, noch die züchtige Haltung. Auf Rotuma, wie auf den meisten polynesischen Inseln, können nur die Mädchen über ihre Gunstbezeigungen frei verfügen, die verheiratheten Frauen dagegen müssen keusch und ihren Männern treu bleiben. Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft.

Wir stiegen bei einem der größten Dörfer der Insel an's Land; die Wohnung des Häuptlings war das vorzüglichste Gebäude und hatte 40 F. in der Länge und 25 in der Höhe. Die andern Hütten sind gewöhnlich nur 15 bis 20 Fuß lang und wie auf Tonga mit Palmenblättern bedeckt. Die Seiten sind mit Decken umgeben. Decken, Kißchen und einige Gefäße von Holz bilden das ganze Mobiliar dieser Wohnungen, die übrigens sehr reinlich gehalten werden. Die Insulaner halten drei Mahlzeiten, die gewöhnlich aus Fischen, Muscheln, Brodfrüchten, Taro oder arum esculentum, Yams, Bananen ꝛc. bestehen. Ihre Art die Lebensmittel zuzubereiten, ist dieselbe wie auf den andern Inseln Polynesiens, aber sie essen niemals rohe Fische, wie es zu Tonga geschieht.

Alles an dieser Küste erinnerte mich an Tonga, Taiti und Nuka Hiwa. Es war dieselbe Race, dieselbe Vegetation, derselbe Anbau, ohne Zweifel dieselbe gesellschaftliche und politische Ordnung, es waren dieselben Sitten. Beim ersten Blicke erkannte ich, daß ein längerer Aufenthalt mir zu nichts weiter dienen konnte, als zum Aufsuchen von Aehnlichkeiten. Aber die Zeit drängte, wir mußten fort. Als man sah, daß das Boot die Küste verlassen wollte, sahen wir unter dem trefflichen Volke überall Bedauern und Schmerz. Jede Art von Versuchung, Versprechungen, Liebkosungen, Anerbietungen, Betheuerungen benutzten die Eingeborenen, um uns zu bestimmen, bei ihnen zu bleiben. Da ich nachgiebig den Fragen zu antworten geschienen hatte, deren Gegenstand wir während unsers kurzen Aufenthalts gewesen waren, so wendete der würdige Häuptling alles auf, um mich zu verleiten. Er ließ vor meinen Augen einen Genuß nach dem andern vorübergehen, die mich erwarteten, wenn ich ein Bewohner Rotumas werden wolle. Bald war es eine hübsche Wohnung mit reichen Pflanzungen, bald eine seiner Töchter, ein frisches, freundliches Geschöpf von 14 bis 15 Jahren. Endlich ging er noch weiter, wenn mein Dolmetscher Young die Wahrheit sagte. Er erklärte sich bereit, zu meinen Gunsten seiner Würde zu entsagen. Ich blieb, wie man wohl denken kann, unerbittlich. Da fing der arme Mann an, heiße Thränen zu vergießen, als habe ihn ein großes Unglück betroffen. Ich mußte Mitleid mit ihm fühlen. Um ihn zu beruhigen, ließ ich ihm sagen, ich würde im nächsten Jahre wiederkommen und dann könnte ich seinen Wünschen nachgeben. Diese Versicherung tröstete ihn etwas und er verließ mich mit minderm Bedauern. Die Liebe dieser Eingeborenen gegen die Europäer ist um so unerklärlicher, da sie ganz uneigennützig zu seyn scheint. Bis jetzt sind ihnen die Engländer, die bei ihnen gelebt haben, nicht eben nützlich gewesen, ja sie haben sogar mehr als einmal durch ihre schlechte Aufführung den Frieden und das gute Vernehmen, die unter diesen Wilden herrschen, in Gefahr gebracht. Gewiß würden Missionäre auf dieser Insel dasselbe Glück finden, wie auf Taiti.

Trotz den Thränen unserer guten Freunde begaben wir uns wieder an Bord, wo Pendleton seinen Schweinhandel beendigt hatte. Er hatte statt zehn 25 Stück erhalten. Andere Häuptlinge waren geneigt gewesen, das Beispiel ihres Collegen nachzuahmen, so daß wir mit der Gewißheit unter Segel gehen konnten, Lebensmittel für die zwei Monate zu haben, die bis zu unsrer Ankunft zu Guaham vergehen mußten.

Rotuma wurde im August 1792 von dem Capitain Edwards von der „Pandora" entdeckt und von demselben J. Granville genannt. Nach dem Berichte kamen die Eingeborenen mit Keulen und feindseligen Gesinnungen herbei, aber der Anblick einer Kriegsfregatte und der Donner der Schüsse jagten sie in die Flucht. Wilson stand 1797 mit den Bewohnern in ganz freundschaftlichen Verhältnissen. Die Insel schien ihm volkreich und fruchtbar zu seyn. Auf einer Strecke von einer Meile konnte man 200 Hütten am Strande sehen. Schon Wilson gab ihr ihren wirklichen Namen.

Eine Menge Wallfischjäger besuchte diese Insel zu Anfange des Jahrhunderts und gewöhnte die Eingeborenen an einen regelmäßigen Tauschhandel. Unter ihnen war der „Rochester", der 1823, nachdem er viele Wallfische in der Gegend von Rotuma harpunirt hatte, auf einer Rhede der Insel vor Anker ging. Die Mannschaft hatte sich schon mehrmals empört und der Geist der Insubordination herrschte fortwährend an Bord. Matrosen, die an's Land geschickt wurden, um Erfrischungen zu holen, kamen nicht wieder; als aber der Capitain fünf Häuptlinge in Fesseln legen ließ, wurden ihm die Ausreißer zurückgebracht. Ein anderes Mal waren die Aufrührer glücklicher, nämlich im Augenblicke der Abfahrt; während der ersten Nachtwache ließen Young, der Schwager des Capitains, der Zimmermannsgehilfe und vier Mann ein Boot aufs Meer, schlichen sich vom Schiffe und nahmen Waffen, Bücher, Instrumente und verschiedene andere Gegenstände mit. Am Lande erfuhren sie einige Gewaltthätigkeiten von Seite der Eingeborenen, die ihnen die Instrumente zerbrachen und die Kleider und Wäsche zerrissen, um sich mit den Fetzen zu putzen, darauf aber wurden sie gut aufgenommen und gut behandelt. Man gab ihnen Decken und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten. Das einzige, wo sie einigen Widerstand fanden, war die Erlaubniß, rechtmäßige Frauen zu nehmen. Sie mußten vorher erklären, der Aufenthalt auf Rotuma gefalle ihnen. Nachdem sie diese Forderung zweimal gemacht hatten, versammelte der König seinen Rath und es wurde beschlossen, ihnen Sclavinnen zu bewilligen, um sie in der Geduld zu üben. Nach einem Monate endlich, als ihnen die Prüfung hinreichend schien, versammelte man alle jungen heirathfähigen Mädchen und die Fremden konnten unter denselben wählen. Diejenigen, auf welche ihre Wahl fiel, schienen über diesen Vorzug der Weißen entzückt zu seyn.

Am 1. Mai 1824 verbrachte die „Coquille", Capitain Duperrey, den ganzen Tag bei Rotuma und trat in den friedlichsten und freundschaftlichsten Verkehr mit den Eingeborenen, die, über 100 an der Zahl, lange an Bord blieben. Sie zeigten sich gutmüthig und liebevoll, mehrere aber konnten das Stehlen nicht lassen. Anfangs begnügte man sich, die Rückgabe des gestohlenen Gegenstandes zu verlangen, die sogleich bewilligt wurde, ohne daß sie den mindesten Werth darauf zu legen schienen. Aber die Diebereien wurden so häufig und keck, daß man Zwangsmittel brauchen

Digitized by Google

mußte. Matrosen mit Tauenden erhielten den Auftrag, die Diebe zu beobachten. Sobald sie einen derselben entdeckten, wurde er schimpflich fortgejagt. Dieser Auftritt geschah unter lautem Lachen der Eingeborenen; Niemand schien Aergerniß daran zu nehmen und die gezüchtigten Diebe lachten oft am ersten über ihren Unfall. Trotz dieser Vorsicht fand man, nachdem sich alle entfernt hatten, daß mehrere eiserne und kupferne Gegenstände fehlten.

Unter den Eingeborenen befanden sich vier Ausreißer von dem „Rochester", welche man auf den ersten Anblick schwer von den Wilden unterscheiden konnte, da sie wie die Eingeborenen gekleidet, tättowirt und selbst mit gelbem Pulver beschmiert waren. Nach einigen Augenblicken erkannte man sie aber an ihrer weißern Haut und an den Zügen ihres Gesichts, welche einen entwickeltern Verstand verriethen. Diese Männer erzählten ihre Abenteuer und ihre Lebensweise bei den Insulanern; sie versicherten, dieses bequeme leichte Leben gefalle ihnen außerordentlich und sie wollten ihre Tage auf Rotuma beschließen. Einer indeß, William John, Böttcher von Profession, der ohne Zweifel der Vergnügungen des wilden Lebens müde war, sich nach seiner Familie und seinem Vaterlande zurücksehnte, bat um die Erlaubniß, an Bord der „Coquille" zu bleiben, die ihn auch bewilligt wurde. Als der Häuptling der Insel sah, daß er einen Europäer verlieren solle, gerieth er in Verzweiflung, weinte und wehklagte, und als er sah, daß weder seine Bitten, noch seine Liebkosungen, noch seine Thränen den Entschluß John's erschüttern konnten, bat er den Capitain, einzuschreiten und den Mann vom Schiffe fortzuschicken. Er tröstete sich erst, als man ihm sagte, man wolle ihm für den Böttcher zwei von Port Jackson mitgenommene Engländer überlassen, welche geneigt wären, auf Rotuma zu bleiben. Der Häuptling nahm sie sogleich in seine Pirogue, als fürchte er, sie möchten sich anders besinnen. Er verlor freilich bei dem Tausche, denn man gab ihm für einen guten Arbeiter zwei schlechte Subjecte.

Am 1. October 1827 ankerte der Capitain Dillon vor Rotuma, blieb aber nur einige Stunden daselbst, da das Verbot des Schweineverkaufs damals in seiner ganzen Strenge bestand. Drei Ausreißer vom „Rochester" und fünf andere Europäer lebten auf der Insel. Die Meisten hatten zwei oder drei Weiber und mehrere Kinder. Die Eingeborenen stahlen wie gewöhnlich. Einer wurde ergriffen, als er eben eine eiserne Zange stahl, und der Häuptling ersuchte Dillon, den Schuldigen erschießen zu lassen. „Warum soll ich ihm das Leben nehmen?" fragte Dillon. — „Weil man einen Unschuldigen für ihn hätte strafen können," entgegnete der Häuptling. „Wir haben auf der Insel mehrere Diebe, die sich uns anschließen, wenn wir andere Häuptlinge besuchen; sie gelangen mit uns in die Häuser und suchen zu entkommen, wenn sie etwas entwendet haben. Wenn es ihnen gelingt, so hält sich der bestohlene Häuptling an alle Uebrige; seine Leute fallen über die unserigen her und erschlagen bisweilen alle ohne Ausnahme. Wenn der Mann, der Euer Eisenstück nahm, damit entkommen wäre, würdet Ihr mich haben umbringen lassen können, weil ich in Euerer Gewalt bin; deswegen habe ich Euch ersucht, den zu tödten, der mein Leben also in Gefahr brachte."

Der letzte Seefahrer, der Rotuma besucht hat, ist Le Goarant Tromelin. Er erschien im Mai 1828 vor der Insel, und hier ist die Stelle aus seinem Tagebuche, die sich auf diesen Aufenthalt bezieht: „Den 26. kam ich vor Rotuma unter 12° 30′ s. Br., 174° 40′ östl. L. an und ankerte in NO. eine Meile vom Lande. Die Insel hat etwa 7 St. im Umfange und besteht theils aus niedrigen, theils aus mäßig hohen Ländereien. Sie besitzt eine Einwohnerzahl von 5000, eine hübsche kupferrothe Race mit langem Haar, die besten Leute von der Welt, etwas schlau, wenn es galt, sich eiserne Gegenstände zu verschaffen, aber wir konnten uns nicht über sie beklagen, da wir die Vorsicht gebraucht hatten, nur die Häuptlinge und dann die jungen Mädchen an Bord steigen zu lassen, die uns in großer Anzahl besuchen wollten und fast alle die drei Tage über, welche wir uns aufhielten, uns Gesellschaft leisteten. Die Insel ist im Allgemeinen gut bebaut, aber es fehlt ihr an vielen Früchten und Gemüsen. Ich versah mich mit Wasser, Holz und einem großen Vorrathe von verschiedenen Wurzeln und Cocusnüssen. Nachdem ich drei Tage an dieser angenehmen Insel geblieben, verließ ich sie zum großen Bedauern unserer jungen Leute, die sangen:

Die Frauen sind hier schön,
Die Männer sehr gefällig!

Den guten Rotumanern selbst that unsere Abreise leid und sie versicherten, wenn wir wiederkommen wollten, würden sie uns mit großer Freude wiedersehen.

Nach Dillon ist die Insel in sechs Bezirke getheilt, deren jeder einen besondern Häuptling hat. Diese kommen alle sechs Monate zu einer Art Congreß zusammen, um einen Präsidenten zu wählen, über die Angelegenheiten des Staats sich zu berathen, die Klagen anzuhören und die Streitigkeiten zwischen den Bezirken zu schlichten, ohne zu den Waffen zu greifen. Durch diese Mittel sind die Kriege im Innern seiten und weniger blutig gemacht worden. Ein Engländer, der vier Jahre auf der Insel wohnte, schätzte die Zahl der Personen, welche in den Kämpfen während dieser Zeit geblieben, auf vierzig. Bisweilen weigert sich der auf sechs Monate ernannte Präsident, sein Amt nach Ablauf dieser Zeit niederzulegen, und man läßt ihn lieber darin, als daß man einen Bürgerkrieg wagte; will er aber auch nach Ablauf der nächsten sechs Monate nicht weigern, so vereinigen sich die andern Häuptlinge, um ihn abzusetzen. Der Präsident wird mit dem Titel Schaù bezeichnet; die Häuptlinge heißen Hinhangatscha. Einige Tage vor der Ankunft des „Rochester" hatten die Insulaner einen auf der Brigg „Macquarie" von Neusüdwales entkommenen Neger zum Schaù gemacht. Dieser Neger starb auf Rotuma.

Die umständlichsten Nachrichten über diese Insel gab der Böttcher John dem Naturforscher Lesson am Bord der „Coquille".

„Die Bewohner von Rotuma," sagt er, „sind groß und gut gewachsen; nur eine kleine Anzahl schien unter fünf Fuß zu seyn; andere hatten 3 bis 6 Zoll darüber, einige sogar noch mehr. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, sanft, einnehmend und heiter, und die jungen Leute hatten, bis auf die Farbe, recht angenehme Gesichter. (Taf. 54. Abbild.) Sie tragen das Haar lang, hinten am Kopfe in einen großen Büschel zusammengenommen. Wenn sie an Bord kamen, knüpften sie ihr Haar auf, das lang und schwarz ist, und ließen es frei um die Schultern wallen, als Zeichen der Achtung und Demuth; denn auf diese Art huldigen sie auch ihren Häuptlingen. Einige Männer hatten das Haar in gekräuselte Zöpfe getheilt, deren Ende roth sah, was von ihrer Gewohnheit herrühren kann, sie unter gewissen Umständen mit Kalk zu bestreuen. Ihre Augen sind schwarz, groß und voll Feuer; ihre Nase ist etwas eingedrückt, ihr Mund groß und mit zwei Reihen sehr weißer Zähne versehen. Den Bart tragen sie nicht lang, sondern schneiden ihn mit Muschelschalen ab; nur auf der Oberlippe behalten sie einen kurzen Schnurrbart. Die Ohrläppchen sind durchbohrt und man steckt, wie auf Taïti, wohlriechende Kräuter, duftende Blüten der gardenia oder der chinesischen Rose (hibiscus) hinein. Ihre Gliedmaßen sind ganz proportionirt; ihr Bein ist wohlgebildet, und mancher von den jungen Männern, die an Bord kamen, hätte einem Bildhauer als Modell dienen können. Ihr Körper hat eine mäßige Fülle; ihre Haut ist weich, glatt, von lichter Kupferfarbe, und nur bei Einigen etwas dunkler. Ihre Gewohnheit, häufig zu baden, macht sie sehr reinlich, und eben so viel Sorgfalt wenden sie auf ihr Haar. Einigen Kindern hatte man dasselbe glatt abgeschnitten bis auf einen langen Büschel auf dem Wirbel nach chinesischer Sitte. (Taf. 54. Abbild.)

„Diese Insulaner gehen fast nackt oder haben wenigstens nur einen schmalen maro, der die Schamtheile bedeckt und dem sie noch eine Decke beifügen, welche um den Körper herumgeschlagen wird und bis auf die Knie fällt; den Kopf tragen sie blos oder bedecken ihn bisweilen mit einem Stück Fischnetz, welches die Haare in sein Geflecht hüllt, oder sie machen sich auch aus einem geflochtenen Cocusblatt eine Art Visir, das sie ischano nennen und der Gestalt nach dem ganz gleich ist, dessen sich die Taïtier bedienen. Alle Zeuge, welche wir ihnen gaben, legten sie sogleich auf den Kopf. Aus den Hemden machten sie eine Art Turban. Am meisten gefielen

Digitized by Google

ihnen farbige Beinkleider, die sie zu einem Kopfputze brauchten, obgleich dies Kleidungsstück dazu am wenigsten sich zu eignen scheint; sie begnügten sich, die beiden Beine auf die Brust herabhängen zu sehen. Sie beschmieren sich den Körper mit einem rothen, orange oder gelben mit Cocusnußöl vermischten Staube und ziehen diese Schminke aus der verschieden zubereiteten Curcumáwurzel, welche sie in Gestalt von Kegeln aufbewahren. Bald wird der Körper gleichförmig überstrichen, bald nur mit einzelnen breiten Streifen. Dieser auf der Haut nicht sehr festhaltende Firniß macht ihre Nähe sehr unbequem. Ich sah einige Männer, die sich alles Haar ausgerauft hatten, und alle zeigten den größten Ekel bei dem Anblicke der behaarten Brust unserer Matrosen. Wie ich glaube, verrichten sie die Beschneidung.

„Der hauptsächlichste Schmuck der Männer, die uns besuchten und die einen gewissen Rang zu behaupten schienen, besteht in einer großen Perlenaustermuschel, die sie auf der Brust tragen und tiia nennen. Die Perlenauster scheint sich nicht an ihren Küsten zu finden, weil die, welche einige Personen ihnen anboten, sehr gesucht waren und man eine sehr feine Strohdecke für fünf oder sechs solcher Schalen gaben. Andere hatten auf der Brust eine weiße Decke, tuí genannt. Einige schlingen um den Körper lange Schnuren von angereihten Muscheln, aber keine dieser Schmucksachen schien ausschließlich zu seyn und den Rang oder die Macht zu bezeichnen. Ich bemerkte am Halse mehrerer junger Leute Kugeln von Elfenbein, als Halsband geordnet. Diese mehr den Frauen eigene Verzierung ist von den Insulanern so geschätzt, daß sie mit beispielloser Begierde die Caschalotzähne aufsuchen, womit die Wallfischjäger einen vortrefflichen Tauschhandel treiben; die Insulaner ziehen sie den Zeugen und selbst den Beilen vor, ob sie dieselben gleich nur zum Schmuck brauchen; vielleicht verbinden sie abergläubische Ideen damit.

„Ihre gewöhnliche Kleidung besteht aus sehr schönen und sehr feinen Decken; bisweilen umwickeln sie den Gürtel mit Curcumáblättern, und dieses nicht eben züchtige Beinkleid ließ leicht sehen, was es verbergen sollte. Die Decken, welche sie um sich schlagen, sind weit schöner, als jene, welche die Taitier verfertigen. Die Arbeit ist sehr langwierig. Vielleicht werden sie auch zu andern Zwecken benutzt, denn es giebt sehr große. Man gab sie für einige europäische Zeuge oder für eiserne Instrumente, besonders für Beile.

„Die einzige Waffe, welche wir in den Händen der Bewohner von Rotuma zu sehen Gelegenheit hatten, war die Keule, und sie machten gar keine Schwierigkeit, alle, die sie mitgebracht hatten, auszutauschen. Diese ziemlich sorgfältig gearbeitete Waffe ist ein drei bis vier Fuß langer Stab von rothem, sehr hartem Holze und scharf an den Seiten seines zugerundeten Endes, das ciselirt ist. Zwei junge Männer zeigten uns, wie man sie brauche; sie suchten ein kriegerisches Ansehen zu erhalten, indem sie ihr Haar emporrichteten, die Augen rollten und ihr Gesicht auf tausenderlei Art verdrehten. Die Keule wird nach allen Richtungen hin gewendet.

„Die bemerkenswertheste und charakteristische Zierrath dieses Volkes ist die Tättowirung, welche sie Schasche nennen. Der Körper ist von der Brust unten bis über das Knie vollständig mit sehr regelmäßiger Tättowirung bedeckt, welche den Schenkelharnischen unserer Vorfahren ziemlich ähnlich sieht. Ein langer Streifen hinten am Schenkel hindert die tättowirten Bänder, rund um das Glied herum zu gehen. Der Bauch und die Hüften sind mit krummen festonnirten Linien bedeckt, deren Schwarz angenehm von den unberührt gebliebenen Hauttheilen absticht. Die Brust und die Arme erhalten eine andere Art Zeichnung; so sehr die erste durch die schwarze Masse bemerklich wird, welche sie auf der Haut bildet, eben so sehr unterscheidet sich diese durch die Leichtigkeit der Zeichnungen, welche aus dünnen Linien besteht, die fliegende Fische, Blumen und andere zierliche Gegenstände nachahmt. Einige Eingeborene haben auf den Beinen Reihen schwarzer Punkte, und einige zeigten auf ihren Schultern erhabene Narben, eine Art Schmuck, welche der afrikanischen Negerrace wie ihren Zweigen in dem großen Oceane eigenthümlich zu seyn scheint.

„Die Insel Rotuma ist in vierundzwanzig Bezirke getheilt, die von eben so vielen, Hinhangatscha genannten, Häuptlingen regiert werden. Jeder derselben gelangt nach dem Alter zur höchsten Gewalt und übt sie 20 Monde unter dem Namen schaù aus. Jeden Morgen hält er mit einem Dutzend Häuptlingen Rath und ordnet die Geschäfte. Die Ceremonie des Wechsels des schaù wird nicht von großen Formalitäten begleitet; alle Häuptlinge versammeln sich und der älteste schaù übergiebt dem neuen schaù einen Zweig. (Taf. 54. Abbild.) Die Macht der Häuptlinge ist sehr groß; sie besitzen alle Ländereien, zwingen die Einwohner zur Arbeit und verfügen nach Gutdünken über die Heirath der jungen Mädchen; sie stehen bei einer Schlacht an der Spitze ihres Stammes, erfüllen das Priesteramt bei den Taufen, Heirathen und Begräbnissen, und üben die Gerechtigkeitspflege aus. Uebrigens ist die Macht eines Häuptlings bei einem Volke von so sanften Sitten die eines Vaters, weder drückend noch grausam. Ueberall, wo sich ein Häuptling zeigt, macht man ihm Platz und vor dem Könige muß man sich mit aufgelöstem Haar niedersetzen; dies ist der gewöhnliche Gruß. Die Ehre, welche man den Häuptlingen erzeigt, die Achtung vor den Alten, die Unterwürfigkeit des Volks und der Gehorsam der Kinder kündigen ein großes Ordnungssystem an und die Gebräuche der Rotumaner machen ihrer Moral Ehre. Der Krieg stört sie bisweilen, aber ihr Charakter hält sie fern davon. Vor etwa fünf Jahren entzündeten Eifersucht und nicht genau bestimmte Grenzen den Bürgerkrieg zwischen zwei Bezirken und der übrigen Insel. Es kam zum Kampfe und von beiden Seiten blieben etwa hundert Eingeborene. Darauf wurde der Friede angeboten und angenommen, und sogleich hörte jeder Haß auf. Einige Zeit vor diesem Kriege wurde Rotuma von den menschenfressenden Eingeborenen der Insel Rueh angegriffen, welche drei oder vier Tagereisen entfernt liegt. Die Angreifer wurden überwunden und zogen sich mit Zurücklassung einiger Gefangenen zurück. Wenn die Häuptlinge zum Kampfe gehen, tragen sie vier kleine Decken von verschiedener Größe und ihr Kopf ist mit vier Perlmuttermuscheln verziert; sie beginnen den Kampf dadurch, daß sie die feindlichen Häuptlinge angreifen, worauf das Gefecht sogleich allgemein wird. Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind die Lanze, die 12 bis 15 Fuß lang ist, die Keule und zwei Pfund schwere Steine, die sie mit der Hand werfen. Nach der Schlacht werden die Todten auf dem Kampfplatze begraben.

„Die Dörfer sind an der Meeresküste erbaut und zwar rund um den Begräbnißplatz, thamura, des Bezirkes herum. Die Hütte des Häuptlings steht der Küste am nächsten und ist die größte. Sie bestehen aus in die Erde geschlagenen Pfählen, welche ein spitziges, mit Cocusblättern bedecktes Dach tragen. (Taf. 54. Abbild.)

„Die Gebräuche, die sich auf die Verheirathung, die Geburt und den Tod beziehen, sind sehr bemerkenswerth. Die Häuptlinge verheirathen die Mädchen an wen sie wollen, und diese dürfen den ihnen Vorgeschlagenen nicht ausschlagen; oft haben sie ihn nie gesehen. Als die Engländer sich auf der Insel niederließen, riefen die Häuptlinge die jungen Mädchen zusammen und ließen den Fremden darunter die Wahl. Die älteste Tochter eines Häuptlings muß wieder einen Häuptling heirathen; die andern nehmen den Mann, den ihnen ihr Vater bestimmt. Ist die Wahl geschehen, so müssen die beiden zukünftigen Eheleute eine oder zwei Nächte auf derselben Decke liegen, aber Häuptlinge wachen darüber, daß die Ehe nicht schon in dieser Zeit vollzogen wird. Den Tag, wo dies geschehen soll, verbringt man mit Tänzen und Festgelagen; gegen Abend werden die Liebenden an das Meer geführt und gehen in das Wasser. Das Mädchen legt sich auf den Rücken und der Mann wäscht ihr den Leib; dann legt sich der Mann auf den Bauch und das Mädchen muß dieselbe Ceremonie verrichten. Dies geschieht vor einer ziemlichen Anzahl Zeugen beiderlei Geschlechts, welche Decken zum Geschenke bringen und singen, während sich das Paar im Wasser befindet. Nach fünf Minuten kommen die jungen Leute aus dem Meere heraus und werden auf folgende Weise mit einander verbunden: man führt sie in das Haus, wo in Gegenwart von Zuschauern und unter gutem Rathe einer bejahrten Frau die Jungfernschaft genommen wird. Ist nach Besichtigung der Decken, worauf das Paar lag, das

Digitized by Google

Daseyn jenes Schatzes zweifelhaft, so darf die Frau zurückgeschickt werden und der junge Mann kann sich eine andere wählen; die so Verstoßene muß als öffentliche Hure leben. Die Frauen sind übrigens keine Sclavinnen, werden vielmehr geliebt und geachtet. Wird die verheirathete Frau untreu, so rächt der Tod, welchen ihr der Häuptling mit einem Keulenschlage giebt, die Ehre des Mannes, und jener, mit dem sie die Untreue beging, wird, auf eine Pirogue gebunden, auf offenem Meere verlassen. Der Häuptlingen ist die Untreue erlaubt. Außer der Ehe darf jedes Mädchen ungehindert jedem, der ihr gefällt, ihre Gunstbezeigungen gewähren, aber die Jungfernschaft ist ihnen kostbar, denn ohne dieselbe würden sie keinen Mann bekommen. Wann sie sich rühmen, diesen Schatz zu besitzen, so bestreuen sie sich den Wirbel mit Corallenkalk, malen sich die Seiten bis unten an das Gesicht roth und hinten bis in die Mitte des Rückens schwarz. Die Verheiratheten geben diesen seltsamen Schmuck auf. Ihr Haar ist fast immer glatt um den Kopf herum abgeschoren; ein bloßer Schurz bildet ihre ganze Kleidung und ihr Busen ist entblößt.

„Wird ein Kind geboren, so begiebt sich der Häuptling in das Haus der Entbundenen und setzt sich in der Mitte nieder; eine verheirathete Frau bringt ihm das Kind, mischt in der hohlen Hand Cocusnußöl und Salzwasser und reibt damit das Gesicht, die Zähne und die Lippen des Kindes. Ist dies geschehen, so fragt er die Eltern, welchen Namen sie dem Kinde geben wollen, spricht denselben mit lauter Stimme aus und die Anwesenden sprechen ihn nach. Bei dem Kinde eines Häuptlings bleibt man essend, singend und Kawa trinkend drei oder vier Stunden beisammen.

„Stirbt eine Person, so wird sie in ihrer Hütte auf einer Decke, ein hölzenes Kissen unter dem Kopfe, der untere Theil des Körpers mit einer Decke bedeckt und der andere roth angestrichen, ausgestellt. Ist die Leiche einen Tag und eine Nacht in diesem Zustande geblieben, so wickelt man sie in sechs der feinsten Decken und trägt sie auf einem Brete unter Thränen und Wehklagen nach dem thamura (Begräbnißplatze). Das Grab wird fünf Fuß tief gegraben und die Stelle des Sarges vertreten glatte Steine, welche eine Art Trog bilden, in den der Leichnam gelegt wird. Die Zwischenräume zwischen den Steinen werden sorgfältig mit dem Harze eines gewissen Baumes verstopft. Während der Ceremonie sitzt der Häuptling an einem Ende des Grabes und singt allein ein Begräbnißlied. Hat man die Erde wieder in das Grab geschüttet und einen großen Stein darauf gelegt, so versammelt man sich in dem Hause des Verstorbenen, wo auf Befehl des Häuptlings ein großes Mahl zubereitet ist.

„Um ihren Schmerz zu bezeichnen, schneidet eine Frau, die ihren Mann verliert, das Haar ab und macht sich mit einem brennenden Stocke Brandflecke auf der Brust; ein Wittwer dagegen zerfetzt sich die Stirn und Achseln mit einem spitzigen Steine. Bei dem Tode eines Häuptlings trauern seine Schwestern ebenso wie die Wittwe, und hier bemerkt man mit Leidwesen den einzigen blutdürstigen Zug, der auf Rotuma das Menschengeschlecht entehrt. Bei dem Begräbnisse eines Häuptlings versammeln sich alle Familien auf dem thamura und hier werden zwei Knaben von zehn bis zwölf Jahren, welche das Loos zu dieser Ehre bestimmt, durch den Nachfolger des Gestorbenen getödtet. Er schlägt sie mit der Keule nieder und man begräbt sie in besondern Gräbern zu beiden Seiten des Häuptlings. Eine gleiche Ehre wird der Gattin eines Häuptlings erwiesen, indem man ihr zwei junge Mädchen opfert

„Außer dem thamura jedes Dorfes giebt es einen Begräbnißplatz auf dem höchsten Berge der Insel, wohin die Könige gebracht werden, welche in ihrem Amte sterben. Dieser Ort, der gegenwärtig etwa zwanzig Gräber enthält, wird sorgfältig unterhalten und mit den schönsten Bäumen der Insel umgeben. Am Kopfe des Grabes erhebt sich ein acht Fuß hoher Stein; einer von vier Fuß bezeichnet die Füße und zwei andere von länglicher Gestalt werden an den Seiten aufgestellt. (Taf. 54. Abbild.)

„Ihre religiöser Ideen sind, wie es scheint, sehr unbedeutend; sie glauben nur an ein höchstes Wesen, das ihnen durch Ersticken den Tod giebt; auch nennen sie den Tod atua. Ihrer Meinung nach ist nach dem Tode alles aus. Man hat versucht, ihnen die Lehren der christlichen Religion, die Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten, begreiflich zu machen, und sie wunderten sich sehr darüber.

„Ihre Sanftmuth und Menschlichkeit erstrecken sich bis auf die Thiere. Sie dulden nicht, daß man eine Fliege, eine Ratte, eine Schlange tödte; nur die Muskitos finden keine Gnade vor ihnen. Die Schlangen scheinen sie zu achten. Es giebt auf der Insel eine sehr schöne und sehr große Art; auf dem Rücken sieht sie dunkelbraun, an den Seiten goldgelb und am Bauche gelb. Sie gilt nicht für giftig.

„In einer Familie essen die Ehemänner oder die erwachsenen Mannspersonen zu gleicher Zeit, aber auf verschiedenen Tischen oder Blättern. Sind sie gesättigt, so essen die Frauen und Kinder. Bei großen Gelagen gilt dieselbe Regel: wie viel Gäste, so viel Tische. Sie beleuchten die Wohnungen mit sehr dürren Cocusnußzweigen, woraus sie Fackeln machen, die ungefähr zehn Minuten lang sehr hell brennen."

Als eine kleine Probe der Sprache der Insulaner von Rotuma theilen wir die folgende Strophe eines ihrer Gesänge mit, die Bleseville mitbrachte, ohne daß er den Sinn zu ermitteln vermochte.

Chi a leva, chi a leva
Ole tu lata
Olele ona chedi
Ona nehen papa opiti
Chi a leva, chi a leva
Che e chita, che e chita!

Die Insulaner kennen mehrere Inseln in ihrer Nähe, die Witi, Tonga, Niuha und Wai Tubu Inseln. Nach der letztern machen sie häufig Reisen, um dort weiße, bei ihnen sehr geschätzte Muscheln zu holen. Sie sagen, die Bewohner von Niuha wären Cannibalen und von derselben Race wie sie, aber etwas dunkterfarbig. Man hat gesehen, daß diese Eingeborenen auf ihren Ausflügen bisweilen bis nach den Inseln Anuda, Tikopia und Wanikoro kommen.

Nach genauen Untersuchungen ist Rotuma 6¼ Meil. von O. nach W. lang, ungefähr 2 M. breit und die geographische Lage der Mitte der Insel zu 12° 30′ s. Br. und 174° 56′ östl. L. bestimmt. In W. befindet sich ein isolirtes, 4 Meil. von NO. nach SW. langes Riff, worauf mehrere Inselchen liegen.

Kapitel XLVIII.

Die Inseln Gilbert und Mulgrave.

Nachdem wir Abschied von den guten Rotumanern genommen hatten, segelte der „Oceanier" gerade nach N., um zur Insel Gran Cocal zu gelangen. Wir ließen so zur Rechten in einer kleinen Entfernung verschiedene neulich entdeckte und noch wenig bekannte Inseln, nämlich:

J. Independance oder Rocky, eine kleine, von dem Capitain Barrett vom Schiffe „Independance" entdeckte Insel, von der man nichts kennt, als die ebenfalls unsichere Lage: 10° 45′ s. Br. und 76° 45′ östl. L.

JJ. Mitchell, eine Gruppe niedriger, von demselben Barrett entdeckter Inseln. Man weiß weiter nichts, als daß sie bewohnt sind. Lage: 9° 18′ s. Br., 177° 25′ östl. L.

JJ. Oskar. Sie bilden eine Gruppe von 14 niedrigen Inseln und schienen dem Capitain Peyster von der „Rebecca", der sie 1819 entdeckte, unbewohnt zu seyn. Lage: 8° 30′ s. Br., 176° 46′ östl. L. (nördl. Theil).

JJ. Peyster, Gruppe von 17 kleinen niedrigen und bewohnten Inseln, die derselbe Seemann 1819 entdeckte. Lage: 8° 5′ s. Br., 175° 57′ östl. L. (südl. Theil).

J. Nederlandisch, entdeckt 1825 von dem holländischen Capitain Koerzen vom Schiffe „Maria Reigersberger", der sie für bewohnt ausgiebt. Lage: 7° 7′ s. Br., 175° 13′ östl. L.

Digitized by Google

Diese Inseln scheinen mit Wallis und Rotuma eine Kette zu bilden, welche die Inseln Hamoa und das übrige Polynesien mit dem ganzen Mikronesien verbindet. Sonst zeigten die Karten in jenen Gewässern große leere Stellen, die aber jetzt jeden Tag mehr und mehr ausgefüllt werden. Schon ist die größte Entfernung, welche eine Insel von der folgenden trennt, 60 Stunden, und man begreift, daß der Mensch von Stufe zu Stufe sich über ganz Oceanien verbreiten und selbst die entferntesten Theile dieses ungeheuern Wasserbeckens erreichen konnte.

Den 25. mit Sonnenaufgange erschien das Inselchen Gran Cocal, ein niedriges Land, dem wir uns bis auf 4 St. näherten. In dieser geringen Entfernung bemerkten wir kaum die Gipfel der Bäume. Was wir davon sahen, bewies indeß, daß sie den Namen Gran Cocal verdiente, den ihr der Spanier Maurello 1781 gab. Er sagt darüber:

„Den 5. Mai fanden wir eine sehr niedrige Insel mit einem sandigen Strande, der an ein undurchdringliches Riff stieß, in dessen Nähe ich mit einer Schnur von 50 Klaftern keinen Grund fand. Die Insel war ganz dicht mit Cocuspalmen bewachsen, welcher Anblick der Mannschaft um so mehr Vergnügen machte, als die Lebensmittel denselben Tag zu Ende gingen.

„Ich schickte die bewaffnete Schaluppe ab, um uns wo möglich mehrere Ladungen Cocusnüsse zu bringen; die Brandung am Riffe gestattete es aber nicht. Die Fregatte gelangte zwar so nahe an die Küste, daß die Insulaner mit uns sprechen konnten, aber wir sahen kein Mittel, noch näher zu kommen. Die Indianer ihrerseits ließen ihre Böte ins Meer, wenn es ihnen auch schwer wurde. Sie gelangten in großer Anzahl an Bord, wegen der schwierigen Fahrt hatten sie aber nur eine kleine Anzahl Nüsse mitbringen können. Sie versuchten, die Fregatte weiter zu ziehen; nach sechsstündiger vergeblicher Arbeit segelte ich aber nach NW. weiter.

„Die Bewohner dieses Inselchens fingen bereits an, die ihnen mit andern Inseln gemeinen Worte anders auszusprechen. Sie kamen so beschmiert an Bord, daß man sie für böse Geister halten konnte. Die Meisten hatten so lange Bärte, daß sie ihnen bis auf die Brust reichten. Bei dem Cocuspalmenwalde standen so viele Hütten in ziemlich guter Ordnung, daß man die Insel für sehr bevölkert halten mußte."

Das Inselchen wurde 1809 von dem Schiffe „Elisabeth" wiedergesehen, das es Scherson nannte und 1824 von Duperrey, der die Lage zu 6° 6′ s. Br. und 178° 53′ östl. L. bestimmte.

Kaum hatten wir die Bäume von Gran Cocal aus dem Gesichte verloren, als wir am Horizonte die kleine Insel St. Augustin erscheinen sahen, an deren westlicher Küste wir in einer Entfernung von zwei oder drei Meilen hinfuhren. Durch einen dünnen Wald hindurch konnte man Hütten mit sehr geneigten Dächern erkennen, die auf Pfählen ruhten. Einige Gruppen von Eingeborenen, die friedlich an der Küste saßen, sahen uns vorbeifahren, ohne den Wunsch zu hegen, uns zu besuchen.

Die von Maurello 1781 entdeckte Insel St. Augustin wurde 1809 von der „Elisabeth" wiedergesehen, die sie Taswell nannte, und 1824 von Duperrey, der ihre Lage 5° 40′ s. Br. und 173° 47′ östl. L. bestimmte. Es ist ein niedriges Land von nur 6 Meil. Länge von NW. nach SO. und 2 M. Breite, wobei selbst die Riffe mitgerechnet sind.

Hier muß auch bemerkt werden, wie wichtig es wäre, genaue Beobachtungen über die Sprache und die Sitten der Eingeborenen der erwähnten Inseln zu haben. Denn nur würde es möglich seyn, die Abgrenzungslinie, welche Polynesien von Mikronesien trennen muß, definitiv anzugeben.

Jenseits St. Augustin begannen für uns die Windstillen, welche unter dem Aequatorstriche vorherrschen. Am 29. bekamen wir die Inseln Gilbert zu Gesicht. Der „Oceanier" erreichte sie auf der Höhe der Insel Drummond, an deren Westseite er ungefähr 40 Meil. weit hinfuhr. Den andern Tag erkannte man die Insel Sydenham. Diese Länder sind nichts als ungeheure Riffe, von denen sich hier und da mit Bäumen bedeckte Inselchen erheben. Mittelst eines Fernrohrs konnte man indeß auch mehrere Hütten und einige ziemlich zahlreiche Gruppen von Eingeborenen bemerken. Zwei oder drei Piroguen schienen Lust zu haben, zu uns zu kommen, aber Pendleton, der die Windstillen wegen der Gesundheit seiner Mannschaft fürchtete und seine Zeit nicht an diesen armseligen Küsten verlieren mochte, wollte die Insulaner nicht erwarten und setzte seinen Weg fort. So fuhren wir an den Gilbert Inseln hin, ohne das Land zu berühren, und steuerten nach den Mulgrave Inseln.

Die Gruppe Gilbert, welche wir verließen, begreift, von Süd nach Nord gezählt:

Die kleinen niedrigen, erst kürzlich von einem Wallfischjäger entdeckten Inseln Chase und Francis. Die erstere liegt unter 2° 28′ s. Br. und 174° östl. L.; die andere dagegen unter 1° 40′ s. Br. und 173° 15′ östl. L.

Dann kommt die Insel Drummond, die 1799 der Capitain Bishop vom „Nautilus" entdeckte, 1824 Duperrey und 1825 das Schiff „Dolphin" wiedersah. Herr d'Urville sagt in seinem ungedruckten Tagebuche von der „Coquille" über die Bewohner dieser Insel:

„Wir konnten leicht mehrere Eingeborene mit ihren Weibern, Kindern und Hunden bemerken, die uns an der Küste aufmerksam betrachteten. Unter dieser Zeit bemühten sich etwa funfzehn Piroguen, jede mit 3 bis 9 Personen, uns zu erreichen, und bedienten sich dazu sowohl der Segel als der Ruder; sie winkten auch mit Decken, um uns durch dieses Zeichen aufzufordern, sie zu erwarten. Zwei oder drei davon, die bis zu einer Kabellänge an das Schiff gekommen waren, brauchten noch lange, ehe sie uns erreichten, ob wir gleich kaum drei Meilen in der Stunde machten, was nicht eben für die Schnelligkeit ihrer Fahrzeuge spricht. Endlich legten wir bei und eine Pirogue mit drei Personen kam nach einiger Zögerung heran. Die Leute von mittlerer Größe hatten eine sehr dunkle Farbe und waren mit Aussatz bedeckt. Ihre einzige Kleidung bestand in kleinen groben um den Hals geschlungenen Deckenstücken und in Mützen aus demselben Stoffe. Ihre Züge waren nicht angenehm; ihre Glieder ziemlich schwächlich und ihre Sprache unterschied sich gänzlich von den polynesischen Idiomen. Ihre Piroguen wie ihre Segel waren sehr plump. Ein Insulaner war tättowirt, und statt aller Lebensmittel brachten sie nur einige Mollusken (tridacne), welche sie gegen Messer und Angelhaken austauschten. Diese Insulaner verriethen sehr wenig Verstand, und alle unsere Bemühungen, die Namen ihrer Inseln zu erfahren, waren vergebens. Nach einer halben Stunde verließen sie uns und kehrten nach ihrer Insel zurück."

Als der „Dolphin" an Drummond vorüber kam, konnte man daselbst zwanzig bis dreißig Dörfer, ohne die einzelnen Häuser, unterscheiden, und die Insel schien eine sehr zahlreiche Bevölkerung zu nähren. Mehr als hundert Piroguen umringten das Schiff und auf jeder befanden sich zwei Männer und eine Frau, welche letztere das Wasser ausschöpfen mußte. Die Eingeborenen wagten sich, ob sie gleich anfangs schüchtern waren, allmälig an das Schiff, wo sie Cocusnüsse und fliegende Fische gegen Blechstücke und alte Nägel austauschten. Endlich zeigten sie sich als unverschämte Diebe, so daß man gar unter sie schießen mußte. Der Capitain ließ selbst einen Dieb in der Pirogue ergreifen und ihn am Bord züchtigen, um, sagt Paulding, ihnen für ihren künftigen Verkehr mit den Weißen eine Lection zu geben. Paulding hatte übrigens keine Lust, sich lange bei diesen Spitzbuben zu bleiben, und wagte nicht, an Drummond sich aufzuhalten, wie es erst seine Absicht gewesen war. Er segelte weiter.

Die Inseln Sydenham wurden 1799 von Bishop entdeckt, 1809 von der „Elisabeth" wiedergesehen, welche sie Inseln Blainey nannte, und 1824 von Duperrey besichtigt. Sie bilden eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inseln von etwa 20 Meilen von NW. nach SO. Länge und 8 Meil. Breite. Die beiden größten Inseln der Gruppe sind bis 10 Meil. lang, aber kaum 200 bis 300 Klaftern breit. Lage: 0° 38′ s. Br., 172° 5′ östl. L. (Mitte). Nach dem Capitain d'Urville gleichen die Bewohner von Sydenham vollkommen denen von Drummond. Sie schienen sehr elend zu seyn und verriethen doch keinen Wunsch, sich die Gegenstände europäischer Fabrication zu verschaffen, welche man ihnen anbot. Man sah keine

Digitized by Google

Waffe in ihren Händen, obgleich die zahlreichen Narben, womit ihre Körper bedeckt waren, als Beweis dienten, daß sie einander oft Schlachten lieferten. Einige hatten auf den Schenkeln Linien einer sehr feinen und flachen Tättowirung. Sie brachten weiter nichts als grobe Decken, eine kleine Anzahl Cocusnüsse und ein schlecht gearbeitetes Muschelbeil. Am meisten fiel dem Herrn d'Urville auf, Einige Westen und Beinkleider von fest geflochtenen Cocusfasern tragen zu sehen. Sie sahen wie sehr grober Tricot aus.

Die JJ. Henderville wurden 1788 von den Capitainen Gilbert und Marshall entdeckt. Die Insulaner kamen an das Schiff Marshall's, wagten aber nicht an Bord zu gehen. Für die kleinen Geschenke, die man ihnen machte, boten sie dem Capitain einige Stücke von Halsbändern und Thierzähne an, welche sie als Schmuck am Halse trugen. „Diese Insulaner," sagt Marshall, „scheinen eine schöne Menschenrace zu seyn. Sie sind kupferfarbig, kräftig und gut gebaut; ihre Haare sind lang und schwarz wie ihre Augenbraunen und sie haben sehr schöne Zähne. Der einzige Schmuck, den man an ihnen bemerkte, war ein Halsband von Körnern und Zähnen, Viele aber hatten sich das Gesicht weiß bemalt." Dieser Capitain setzt hinzu, was er von diesen Insulanern gesehen, überzeuge ihn, daß sie geistreich, lebhaft und erfahren wären.

Im Mai 1824 besichtigte Duperrey die Insel Henderville in der Nähe und man bemerkte eine große Anzahl Eingeborener an der Küste. Die Männer waren ganz nackt und die Frauen trugen nur einen kurzen Schurz. Statt allen Putzes hatten sie Kedaeier und kleine rothe Peterinen an den Hals gehangen. Einige Piroguen versuchten an die „Coquille" zu kommen, was ihnen aber nicht gelang.

Henderville bildet eine Gruppe kleiner niedriger und bewaldeter Inseln, von denen die größte fünf oder sechs Meilen lang und höchstens eine halbe Meile breit ist. Die ganze Gruppe hat 15 bis 20 M. im Umfange. Lage: 0° 6′ n. Br., 171° 23′ östl. L. (Südspitze).

Die 1788 von Marshall entdeckten und 1824 von Duperrey beobachteten Inseln Woodle, sind zwei kleine niedrige, bewaldete, etwa 3 Meil. lange und durch eine Sandbank vereinigte Inseln. Die SW-Spitze liegt unter 0° 16′ n. Br. und 171° 10′ östl. L. An dem Strande bemerkte d'Urville eine wenigstens 80 Fuß lange Hütte mit einem ungeheuern Dache. Hier und da zeigten sich von Palissaden umgebene Einzäunungen. Etwa 200 Eingeborene hatten sich an der Küste gesammelt. Einige kamen an die „Coquille"; alle waren nackt, haarlos und auf dem Rücken wie auf den Schenkeln leicht tättowirt. Sie brachten keine Lebensmittel und begnügten sich damit, einige Muschel- und Schildkrötenschalenhalsbänder gegen Messer, Angelhaken und Nägel auszutauschen. Den letztern Artikel zogen sie allen andern vor.

JJ. Hopper, entdeckt 1788 von dem Capitain Marshall, wiedergesehen 1809 von Bishop, der sie Simpson nannte; ebenfalls eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bewohnter Inseln von ziemlich großer Ausdehnung. Der südliche Theil muß ungefähr unter 0° 15′ n. Br. und 171° 40′ östl. L. liegen.

JJ. Hall, entdeckt 1809 von Bishop und gemustert 1824 von Duperrey, eine Gruppe von 25 bis 30 Meil. im Umfange, und aus 7 bis 8 kleinen niedrigen, bewaldeten und bewohnten Inseln bestehend. Die größte ist 7 Meil. lang und höchstens 300 Klaftern breit. Lage: 0° 49′ n. Br., 170° 43′ östl. L. (SW-Spitze).

JJ. Gilbert und Marshall, entdeckt von den Capitainen dieser Namen, kleine niedrige Inseln, über welche man keine genauern Nachweisungen hat. Die erste unter 1° 17′ n. Br. und 170° 49′ östl. L. (Südspitze); die zweite unter 1° 30′ n. Br. und 170° 54′ östl. L.

JJ. Knox, entdeckt 1788 von Marshall und 1824 von Duperrey besucht, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bewohnter Inseln von 24 Meil. Länge von N. nach S. Die Cook genannte Insel (von Bishop) gehört zu dieser Gruppe. Lage: 1° 31′ n. Br., 170° 34′ östl. L. (Mitte der westlichen Küste).

JJ. Charlotte, entdeckt 1788 von Marshall und Gilbert, wiedergesehen 1809 von Bishop, der sie Sechs-Inseln nannte, und aufgenommen von Duperrey 1824; eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bewohnter Inseln von etwa 20 M. im Umfange. Ein Inselchen liegt in der Mitte der Binnenlagune. Lage: 1° 55′ n. Br., 170° 27′ östl. L. (Westspitze).

JJ. Mathews, entdeckt 1788 von Marshall und Gilbert, und von Duperrey 1824 von weitem wiedergesehen, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bewohnter Inseln von etwa 60 M. im Umfange. Lage: 2° 4′ n. Br., 170° 56′ östl. L. (Nördl. Theil).

JJ. Pitt, erwähnt auf der Karte Arrowsmith's als Entdeckungen Gilberts im Jahre 1788, zwei Inseln ohne andere Bezeichnung, ungefähr unter 2° 55′? n. Br. und 171° 5′? östl. L.

Ein wenig östlich von den Gilbert-Inseln liegt die Insel Byron, die neuerlich von dem amerikanischen Capitain Percival vom „Dolphin" besucht wurde. Den 10. Novbr. 1825, als er nahe an dem Riffe ankerte, das die Insel umzieht, sah er bald die Eingeborenen stolz und entschlossen, und mit Lanzen mit Haifischzähnspitzen an Bord kommen. Sie nahmen eine Menge Gegenstände, die ihnen vor die Hand kamen. In der Nacht wurde das Inselchen von zahlreichen Feuern beleuchtet, um welche herum die Eingeborenen schrien und laut sprachen. Am folgenden Tage bei guter Zeit erschienen sie wieder am Schiffe und füllten bald das Verdeck. Sie zeigten sich dabei so unruhig und so räuberisch, daß man Gewalt anwenden mußte, um die lästigen Gäste loszuwerden. Ein alter Häuptling von athletischem Baue, den der Capitain mit besonderer Auszeichnung behandelt hatte, sprang ihm mit einemmale an den Hals und drückte ihn so gewaltig, daß der Amerikaner nach Hilfe rufen mußte. Man warf dem Wilden einen Strick um den Hals und so gelang es, den Capitain zu befreien, der genug von den Umarmungen seines neuen Freundes hatte.

Ein anderer Wilder schien über die Drohungen der Schildwache zu lachen. So oft diese die Flinte gegen ihn anlegte, schwang er stolz seine Lanze. Nachdem dies mehrmals geschehen war, schoß endlich ein Officier, der die Geduld verlor, sein mit Schrot geladenes Pistol nach ihm ab. Der Wilde ergriff die Flucht und die andern schienen dann die Schildwachen zu respectiren.

Der Capitain wollte an's Land gehen, aber die feindseligen Demonstrationen und selbst Handlungen der Eingeborenen nöthigten ihn, wieder an Bord zurückzukehren. Als er die Landung zum zweitenmale mit mehrern Böten versuchte, wurde das, auf welchem er sich selbst befand, an den Riffen zerschmettert und er blieb den größten Theil des Tages über den Angriffen der Wilden ausgesetzt. Ohne die Kanone des Schiffes, welche die Verunglückten schützte, konnte großes Unglück entstehen. Die Fahrzeuge erreichten das Schiff erst in der Nacht.

„Die Bewohner der Insel Byron," sagt Paulding, „sind hoch gewachsen, gut gebaut und gewandt. Alle gehen nackt und sind mit Narben bedeckt; einige tragen Mützen von einer Art Gras, und Halsbänder von kleinen Cocusnußstücken. Ihre Zierrathen sind plump und nicht zahlreich. Sie bestehen in Muschein und Halsbändern aus etwas, das Fischbein glich, und die sie theils um den Gürtel, theils um den Hals trugen. Ihre Haare sind lang und geflochten und ihre Farbe ist sehr dunkel. Ihr Bart ist nicht dicht und lockig am Kinn, wie bei den Negern. Nur eine kleine Anzahl Frauen kam in die Piroguen; sie sahen plump aus und schienen fast so stark zu seyn wie die Männer. Um die Lenden trugen sie eine kleine einen Fuß breite Decke, unten mit einer Franse. Wenige Männer waren tättowirt und auch diese nur gering. Ihre Piroguen sind geschickt gearbeitet und aus einer großen Anzahl Stücken leichten Holzes zusammengesetzt, die mit Cocusnußfasern verbunden werden; aber sie ziehen so viel Wasser, daß ein Mann immer schöpfen muß. Diese Piroguen sind sehr schmal und endigen an beiden Seiten spitz. Die Segel sind auf allen diesen Inseln Decken von Stroh oder Gras.

Die Insel Byron ist eine Kette von niedrigen, bewaldeten, dicht bevölkerten Inselchen auf einem gemeinsamen Riffe. Lage: 1° 18′ s. Br., 175° 9′ ö. L.?

Digitized by Google

Ein wenig westlich von den Gilbert Inseln liegt die Insel Ocean, entdeckt 1804 von dem Schiffe „Ocean", und aufgenommen 1823 von dem Capitain Joy von dem „Boston". Diese Insel unterscheidet sich von allen vorhergehenden dadurch, daß sie hoch ist. Uebrigens weiß man weiter nichts von ihr; selbst ihre Lage ist zweifelhaft: 0° 48′ s. Br., 168° 29′ östl. L.

Die Insel Pleasant ist ebenfalls hoch und wurde 1798 von dem Capitain Fearn vom „Hunter" entdeckt; sie soll groß und bevölkert seyn: dies ist alles, was man von ihr weiß. Lage: 5° 25′ s. Br., 165° östl. L.

Die Insel Atlantique ist ebenfalls sehr wenig bekannt. Sie wurde 1827 entdeckt und ihre Lage soll 1° 20′ n. Br. und 160° 40′ östl. L. seyn.

Nachdem der „Oceanier" über die Gruppe Gilbert hinaus war, steuerte er nach den Mulgrave Inseln, die er am 4. Mai früh bemerkte. Pendleton ging auf dem Ankerplatze vor Anker, den der „Dolphin" innegehabt hatte. Kaum stand das Schiff, als die Eingeborenen an demselben erschienen und allem Anscheine nach mit freundlichem und uneigennützigem Wesen Brodfrüchte, Cocusnüsse und Pandanusfrüchte, alles aber in geringer Quantität, anboten, denn diese Inseln waren nicht reich und die Eingeborenen suchten dies zu verstehen zu geben. Das Wenige aber, das die Wilden gaben, boten sie uns mit solcher Herzlichkeit, daß der Werth des Geschenkes dadurch verzehnfacht wurde. Diese guten Insulaner gaben uns zu verstehen, daß sie uns später Fische und Muscheln bringen würden, wenn wir einige Tage bei ihnen bleiben wollten.

Die Bewohner der Inseln Mulgrave unterscheiden sich wesentlich von denen der Inseln, welche wir eben besucht hatten, sowohl in physischer als geistiger Hinsicht. Statt wild, barsch und grob zu seyn, wie die letztern, waren sie sanft, ehrlich, freundlich und zurückhaltend. Ihre angenehmern und feinern Züge, ihr schlankerer Wuchs, ihre gefügigern, minder knochigen Formen, ihr langes Haar erinnerten sogleich an den allgemeinen Typus, den die meisten Seefahrer den Carolinen geben. Ihr Haar war auch oben auf dem Kopfe nett zusammengenommen.

Als wir an's Land gestiegen waren, eilten alle Insulaner herbei, um uns einzuladen, in ihre Hütten zu treten und einige Erfrischungen einzunehmen. Aus Klugheit zogen wir vor, uns nicht zu trennen und wir gingen deshalb alle zusammen in die Wohnung des Häuptlings Lugoma, die größer als die andern war, welche gewöhnlich nur 15 Fuß lang, 10 Fuß breit und 12 bis 15 F. hoch sind. Diese Häuser sind in zwei Etagen getheilt; die untere ist an den Seiten bedeckt und hat einen etwas erhöheten und mit kleinen weißen Korallenstücken bestreuten Boden; aber sie ist so niedrig, daß man nur kriechend hineingelangen und darin nur sitzen oder liegen kann. Das obere Stockwerk hat einen aus geschickt verflochtenen Stöcken und Blättern gebildeten Fußboden, ist höher als das untere und sieht auch besser aus. Hier häufen die Eingeborenen ihre Vorräthe auf, um sie vor der Gefräßigkeit der Ratten zu sichern. Auch schlafen sie während der feuchten Jahreszeit dort. Ein Loch, durch welches nur der Körper eines Menschen geht, befindet sich in der Mitte des Fußbodens, ziemlich weit von den Seiten, damit die Ratten nicht durch dasselbe hinaufgelangen können.

Der Häuptling Lugoma bot uns einige Brodfrüchte und gebratene Fische an, dann rief er eine seiner Töchter, ein junges Mädchen von angenehmem Gesicht, der er zu singen befahl. Sie that es und begleitete sich dazu mit einer kleinen Trommel, ähnlich jener, welche ich auf Nuka Hiwa gesehen hatte. Während des Singens und Spielens nahm die Tochter Lugoma's mit bewundernswürdiger Gewandtheit mehrere Stellungen an. Eine der häufigsten war die, den einen Arm schnell auszustrecken und den andern auf die Brust zu legen. So viel ich aus den Geberden des jungen Mädchens und aus den Erklärungen Lugoma's abnehmen konnte, behandelte diese Improvisation einen neulich entstandenen Kampf. Sie dauerte etwa zehn Minuten, worauf sich die junge Künstlerin entfernte.

Als wir das Haus Lugoma's verließen, sahen wir eine heilige, zu den Begräbnissen der Könige bestimmte Stelle, die indeß nur einige Ruthen groß war. Zu den Häupten jedes Grabes erhob sich eine Cocuspalme, deren Stamm von dürren Blättern umgeben war, was anzeigte, die Früchte seyen dem Volke verboten. Wir wurden von einem Sohne des Häuptlings begleitet, einem Knaben von etwa 12 Jahren. Er zeigte uns zwei Gräber als die zweier Häuptlinge, welche in hohem Ansehen gestanden hätten; das Alter der Cocusbäume bei ihnen verrieth, daß jene Häuptlinge schon lange todt seyn mußten. Der junge Mensch schien sehr besorgt zu seyn, daß wir auf die Gräber seiner Ahnen treten möchten, und wirklich ruhete eine schwere Verantwortlichkeit auf dem armen Jünglinge, denn Lugoma kam bald persönlich herbei und forderte uns bestürzt auf, den Ort zu verlassen. „Ihr stört unsere Todten," sagte er, „und dann werden die Todten uns in unsern Häusern stören." Wir mußten wohl den abergläubischen Scrupeln des braven Häuptlings nachgeben und entfernten uns von der heiligen Stätte.

Bei der Zurückkunft in das Dorf bemerkte ich in mehrern Häusern ungeheure Haufen Fische, die man gebraten hatte, um sie aufzubewahren. Als ich Lugoma fragte, wie er sich eine so ungeheuere Menge Fische verschaffen könne, zeigte mir der Häuptling das vor uns liegende Ufer und setzte hinzu, wenn ich eine Nacht in seinem Hause bleiben wolle, würde er mir das Schauspiel einer großen Fischerei geben, deren Ertrag zum Theil dem Schiffe zukommen solle. Halb aus Neugierde und halb in der Absicht, dem Schiffe einige frische Lebensmittel zu verschaffen, nahm ich den Vorschlag des Häuptlings bereitwillig an. Pendleton, dem ich Bericht darüber erstattete, gab nicht nur seine Einwilligung, sondern bewilligte mir auch eine Bedeckung von sechs Matrosen.

Wir aßen mit ziemlich gutem Appetite von unsern eigenen Lebensmitteln, und dann von Brodfrüchten und Cocusnüssen, welche uns unser Wirth auf die freigebigste Weise gab; dann dachten wir an die Vorbereitungen für den Abend, indem wir zwei und zwei wachten, so daß bei der geringsten Besorgniß ein Schuß die Wache an Bord benachrichtigen konnte. Das Schweeste war, unsere beiden Wachen aufzustellen, ohne die Empfindlichkeit Lugoma's zu verletzen, dessen herzliche Aufnahme dieses Mißtrauen nicht verdiente. Der alte Häuptling bemerkte es wirklich, als er zur Ruhe gehen wollte, daß zwei unserer Leute mit der Flinte im Arme stehen blieben. Er ging auf sie zu und sagte, es sey Platz für alle und sie könnten sich wie die Uebrigen niederlegen. Man mußte ihm also sagen, daß die beiden Leute daständen, damit uns Niemand überfalle. „Es denkt Niemand daran, Euch etwas zu Leide zu thun," entgegnete Lugoma etwas beleidigt; „alles dies ist unnöthig." Ich entschuldigte, so gut ich konnte, die Sache und Absicht, indem ich sagte, wir machten es immer so und wir müßten es thun, wenn wir uns dadurch auch seinem Mißfallen aussetzen sollten. Darauf breitete Lugoma für uns alle Decken aus. Ich legte mich neben ihn, während seine Frau und Tochter an seiner andern Seite schliefen. Bis auf den Wind und Regen war die Nacht ruhig.

Mit Tagesanbruch hellte sich der Himmel auf; Lugoma und seine Kinder sammelten und zerbrachen so viele Holzstücke, als nöthig waren, um die Steinöfen zu heizen und sie bereit zu halten, die zu fangenden Fische zu trocknen; dann machte man alles zum Fischfange bereit. Vor den Häusern in ziemlicher Entfernung von der Küste zog sich eine Korallenbank hin, wo sich die Fische in zahlreichen Schaaren befanden. Am Rande dieser Bank hatte man einige Fuß unter dem Wasser eine lange Kette von dürren röthlichen Cocusblättern angebracht. Ein Ende dieser Kette war an der Küste an der Stelle befestigt, wo man eine Art steinerne Hürde angelegt hatte. Dann ging die Blätterreihe um das Riff halbkreisförmig herum, so daß sie einen beträchtlichen Theil einschloß, während der Raum zwischen dem andern Ende und dem Ufer frei blieb. Zeigte sich nun eine Schaar Fische, so fingen die Eingeborenen an, dieselben zu verfolgen, um sie in den freien Raum zu treiben, dann trieben sie sie weiter vorwärts, bis sie die steinerne Hürde erreichten, wo es dann leicht war, sie mit Handnetzen zu fangen. In zwei bis drei Stunden hatten wir mehr als drei Cent-

Digitized by Google

ner treffliche Fische erhalten, von denen die Hälfte an Bord geschickt wurde. Bei dieser Fischerei fiel mir am meisten auf, daß die Fische nicht über die Blätterkette zu entkommen suchten, obgleich zwischen ihr und dem Grunde des Wassers ein Raum von mehreren Fuß frei blieb.

Wie sehr ich auch wünschte, meinen Aufenthalt auf dieser Insel zu verlängern, und besonders Lugoma auf einem Besuche zu begleiten, den er dem tamu latuamo, dem Oberhäuptlinge der Mulgrave Inseln, machen wollte, so mußte ich mich doch dem Befehle Pendleton's fügen, vor Mittag an Bord zurückzukehren. Er wollte noch denselben Tag unter Segel gehen, denn er fürchtete die in dieser Gegend ziemlich häufigen Windstillen und die Verzögerung, die ihm dieselben nothwendig hätten verursachen müssen. Wir sagten also unsern Wirthen Lebewohl, besonders dem trefflichen Lugoma, der sich so gut gegen uns benommen hatte, und vor zwei Uhr Nachmittags waren wir wieder auf dem „Otranier".

Die Gruppe der Mulgrave Inseln wurde 1788 von dem Capitain Marshall und Gilbert entdeckt. Mehrere Eingeborene, welche an das Schiff „Charlotte" gekommen waren, welches der letztere befehligte, zeichneten sich sogleich dadurch aus, daß sie alles stahlen, was sie erreichen konnten. Einer bemächtigte sich ohne Umstände eines Pumpenschwengels und wollte damit über Bord springen, als ihn ein Matrose anhielt. Uebrigens, sagt der Bericht, schienen sie sehr civilisirt zu seyn und alle hatten einen Schurz um den Gürtel; ihr Schmuck bestand in Halsbändern, an denen ein Kreuz von der Art hing, wie es die Spanier tragen.

Am 26. Mai 1824 nahm der Capitain Duperrey die Mulgrave Inseln geographisch auf, hatte aber keinen Verkehr mit den Bewohnern.

Fast zu derselben Zeit brach auf einem Wallfischjäger aus den Vereinigten Staaten, auf dem „Globe", der sich in dem Stillen Meere unter 8° s. Br. und 162° w. L. mit dem Wallfischfange beschäftigte, eine Meuterei aus. Die Aufrührer ermordeten die Officiere und brachten das Schiff nach den Mulgrave Inseln, wo sie eine Niederlassung gründen wollten. Als sie an diesen Inseln ankamen, gelang es indeß dem Theile der Mannschaft, welcher keinen Antheil an der Meuterei genommen hatte, sich des Schiffes wieder zu bemächtigen und nach Valparaiso an der Küste von Chili zu gelangen, wo sie bei dem amerikanischen Consul Anzeige von dem Vorgefallenen machten.

Im folgenden Jahre gab der Marinesecretair der Vereinigten Staaten dem Commodore Hull Befehl, den Schooner „Delphin" die auf den Mulgrave Inseln gebliebenen Aufrührer aufsuchen zu lassen. Die Expedition hatte den doppelten Zweck, durch die Bestrafung der Schuldigen ein heilsames Beispiel zu geben und die bei denselben gebliebenen Unschuldigen zu befreien. Der „Dolphin" segelte am 18. August 1825 von der Rhede von Chorillos an der Küste von Peru ab und ankerte am 19. Novbr. gegen Abend nahe am Riffe unter dem Winde der Mulgrave Inseln. Die erste Aufnahme von Seiten der Eingeborenen war gastlich und wohlwollend, als sie aber sahen, daß man Nachrichten von den Meuterern vom „Globe" suchte, wurden sie unruhig und verschwanden. Später, als man durch genaue Nachforschungen von dem Daseyn der Amerikaner überzeugt war, gestanden die Eingeborenen dies nicht nur nicht zu, sondern blieben auch sehr zurückhaltend, was eine ziemlich schwere Schuld zu verrathen schien.

Aus dem Munde William Lay's und Cyrus Huzzy's der einzigen, die von den Leuten vom „Globe" noch lebten und die der „Dolphin" wiederfand, erfuhr man Folgendes:

Es befanden sich auf dem „Globe" dreißig bis fünfundreißig Personen, unter denen das Complott entstand. Die Rädelsführer waren Comstock, Oliver und Lilliston, der letztere ein Neger. In der Nacht ermordeten sie den Capitain und die drei Officiere und zwangen die übrige Mannschaft, ihnen zu gehorchen. Lilliston erfreute sich der Früchte seines Verbrechens nicht lange; man ertappte ihn, als er gegen das ausdrückliche Verbot Comstock's, der Commandant des „Globe" geworden war, ein Pistol lud, und er wurde gerichtet, verurtheilt und gehangen. Comstock führte das Schiff nach den Mulgrave Inseln, wo er eine Colonie zu gründen gedachte. Während er sich mit der Landung der zu seinem Plane nöthigen Gegenstände beschäftigte, erschossen ihn seine Mitschuldigen, Paine und Oliver, die des neuen Anführers bereits überdrüssig waren. Paine übernahm nun das Commando, aber behielt es ebenfalls nicht lange. Als das Schiff von denen der Mannschaft, welche an der Meuterei keinen Antheil genommen hatten, wiedergenommen war, wurden die Eingeborenen, welche sich bis dahin sanft und wohlwollend gezeigt hatten, unternehmender, weil sie die Schwäche ihrer Gäste sahen, und erlaubten sich einige Diebereien. Als eines Tages Paine mit Gewalt einige entwendete Gegenstände zurückzuerhalten suchte, entstand ein Kampf, in welchem alle eiße, bis auf Lay und Huzzy, niedergemacht wurden. Diese verdankten ihre Erhaltung zwei Wilden, welche sie unter ihren Schutz nahmen. Seitdem hatten sie friedlich bei den Eingeborenen gelebt und deren Beschäftigungen und Lebensweise getheilt. Man hatte sich so daran gewöhnt, sie als Brüder anzusehen, daß ihre Abreise allgemeines Bedauern veranlaßte. Der Capitain beruhigte diesen Schmerz durch einige Geschenke und es herrschte zwischen den Insulanern und Amerikanern das beste Vernehmen, bis die letztern am 9. Decbr. 1825 unter Segel gingen.

Der Archipel Mulgrave besteht aus niedrigen, sehr schmalen Inselchen auf einem Riffe von 150 Meil. im Umfange, das eine große Binnenlagune umzieht. Zweierlei Arten Brodfrüchte, die Cocusnüsse und Pandanusfrüchte, sind alle Hilfsmittel, welche das Pflanzenreich zum Unterhalte der Bewohner giebt, die sich oft blos mit den Pandanusfrüchten begnügen müssen, welche angenehm schmecken, aber nicht sehr nahrhaft sind. Die Zahl der Pflanzen, welche auf diesen Inseln wachsen, ist sehr beschränkt, und das einzige vierfüßige Thier, das man daselbst findet, eine Art kleiner Ratte, die überall in Menge zum Vorschein kommt und deren Zudringlichkeit die Eingeborenen verfluchen. Man braucht nur eine Hand voll Wurzeln bei einer Hütte liegen zu lassen, um den Boden sogleich von diesen Thieren bedeckt zu sehen.

Die Sitten der Eingeborenen sind ziemlich seltsam. Wenn Jemand krank wird, so kommen seine Freunde in der Hütte zusammen, in welcher er liegt, und singen, um den Geist, der in ihm hauset, zu besänftigen. Gegen alle Krankheiten, welche es auch seyn mögen, haben sie nur ein Mittel, eine Art Thee von einem inländischen Kraute. Folge der Tod, so versammeln sich die Freunde des Verstorbenen, um an seinem Leichname zu weinen, den sie so lange liegen lassen, bis sein Geruch unerträglich wird. Oft mitten unter den bittersten Wehklagen erhebt sich plötzlich einer der Anwesenden, um etwas zu sagen oder zu thun, was das Lachen erregen kann; dann überlassen sich alle einige Augenblicke der unmäßigsten Fröhlichkeit, worauf sie ihr Geheul und ihre klagenden Gesänge von neuem beginnen. Kann die Leiche nicht länger mehr aufbewahrt werden, so denkt man an die Beerdigung; das Grab wird gegraben und der Körper von den Freunden des Verstorbenen auf Stäben dahin getragen; die Volksmenge begleitet sie, ohne irgend eine Ordnung zu befolgen, und oft erregt mitten unter der Ceremonie ein unerwarteter Witz ein allgemeines Gelächter, auf das das Weinen und Wehklagen von neuem folgen. Ist der Leichnam in dem Grabe mit Erde bedeckt, so wird eine kleine Pirogue mit ihrem Segel und mit einigen Lebensmitteln dem Winde überlassen; sie soll, nach den Eingeborenen, die Seele des Verstorbenen weit von der Insel tragen, damit sie die Ruhe der Lebenden nicht störe. Nach dieser unumgänglich nothwendigen Ceremonie pflanzt man eine Cocusnuß zu Häupten des Grabes. Der daraus wachsende Baum wird heilig gehalten und seine Früchte werden nie gegessen, selbst nicht in der größten Noth. Die Begräbnißplätze befinden sich gewöhnlich in geringer Entfernung hinter den Häusern, und es ist den Frauen streng verboten, dieselben zu betreten.

Die Heirathen werden ohne viele Formalitäten geschlossen. Wünscht ein Mann ein Mädchen zur Frau, so wendet er sich an sie, und wenn sie einwilligt, so bespricht er sich mit den Freunden der Zukünftigen. Diese versammeln sich und berathschlagen ob die Vereinigung paßlich ist und ob sie stattfinden kann. Wird die Werbung des Mannes abgewiesen, so ist

Digitized by Google

nie wieder die Rede davon. Sind die beiden Leute einmal vereinigt, so sind sie treu und eifersüchtig auf einander. Lay und Huzzy erzählen ein Abenteuer, welches während ihres Aufenthalts vorkam und zeigt, wie eifersüchtig diese Insulaner sind. Ein junger Mann hatte ein Mädchen, das er für Jungfer hielt, zur Frau genommen. Nach ihrer Verheirathung bemerkte er indeß, daß sie bereits schwanger war, und sie gebar wirklich ein Kind vor der Zeit, als er es erwarten konnte. Zornig und wüthend riß er das Kind aus den Armen der Mutter und zerschlug ihm vor ihren Augen den Kopf an einem Steine. In jedem andern Falle würde er durch diese That den Tod verwirkt haben, denn das Herkommen in dem Lande verbietet, irgend ein menschliches Wesen zu tödten. Dieses Gesetz würde um so strenger an ihm vollzogen worden seyn, da die Frau, die Tochter eines Häuptlings, von höherm Range als ihr Mann war. Die Freunde der Frau verlangten wirklich die Bestrafung des Schuldigen, und die Sache kam vor den Rath der Häuptlinge; diese erklärten aber nach einer genauen Untersuchung, daß die Frau ihren Mann hintergangen habe, und er wurde demnach freigesprochen.

Die Männer dürfen so viele Frauen haben, als sie ernähren können, da aber die Lebensmittel selten sind, so haben wenige, selbst von den Häuptlingen, mehr als eine. Bei der Anwesenheit des „Globe" machte der Oberhäuptling die einzige Ausnahme: er hatte sechs Frauen. Dieser Häuptling, Latu Ano genannt, galt für den größten Krieger, den die Inseln seit langer Zeit besessen hatten. Dem Capitain Paulding fiel seine Aehnlichkeit mit Bolivar auf. „Seine Statur," sagte er, „war ungefähr dieselbe und sein Gesicht hatte denselben sorgenvollen und nachdenklichen Charakter, wenn seine Aufmerksamkeit nicht auf einen besondern Gegenstand gerichtet wurde. Wenn sich sein Gesicht im Gespräche belebte, zeigte sich derselbe Ausdruck der Lebhaftigkeit auf seinen regelmäßigen Zügen und in seinen glänzend schwarzen Augen. Sah ich Luto Ano an, so mußte ich unwillkührlich denken, daß, wenn er und der General Bolivar in gleichem Anzuge neben einander gestellt worden, es schwer gewesen seyn würde zu sagen, wer von beiden der wilde Häuptling und wer der columbische Held sey."

Dieser Häuptling übt eine unumschränkte Macht aus, außer in der Verwaltung der Justiz, besonders wenn es sich um das Leben einer Person handelt. Dann muß die Sache der Beurtheilung der ausgezeichnetsten Häuptlinge vorgelegt werden. Lay wohnte während seines Aufenthalts der Hinrichtung eines Menschen bei. Der Schuldige war weder gefesselt noch eingeschlossen; aber kaum war das Todesurtheil ausgesprochen, als mehrere Männer mit Steinwürfen und Lanzenstichen über ihn herfielen. Er wehrte sich bis auf den letzten Augenblick wie ein Verzweifelter, belegte die Vollstrecker des Urtheils mit den schimpflichsten Benennungen, und starb endlich mit den Ausdrücken der Verachtung und des Hasses auf den Lippen.

Die Bewohner der Mulgrave Inseln lassen, wie die andern Insulaner von Oceanien, verschiedene Rangunterschiede in ihrem kleinen Staate zu, von dem Oberhäuptlinge bis zu denen, welche nur sehr fern die königl. Familie berühren. Die verschiedenen bewohnten Inselchen sind fast alle unter verschiedene Häuptlinge getheilt, welche ihre Unterordnung unter den Oberhäuptling dadurch anerkennen, daß sie ihm einen Theil von allem dem schicken, was in den Grenzen ihres Bezirks wächst, d. h. Cocusnüsse, Brodfrüchte, Pandanusfrüchte, Fische und die Vögel, welche ihre Leute fangen können. Das ist der von dem Oberhäuptlinge zur Erhaltung seiner zahlreichen Familie geforderte Tribut. Außer seinen Frauen und Kindern hat er gewöhnlich mehrere Eingeborne bei sich, welche seine Pirogue rudern und die verschiedenen Arbeiten für seinen Dienst verrichten. Mehrere Häuptlinge wohnen auch immer bei ihm. Nichts unterscheidet seine Familie von dem übrigen Volke. Der Häuptling allein hat das Recht, eine gut gearbeitete Strohdecke zu tragen, welche bis an das Knie geht; Paulding glaubt indessen, daß er sich ihrer nur bei gewissen Gelegenheiten bediene.

Man bemerkt bei diesen Eingeborenen keine Art von Gottesverehrung, ob sie gleich einen großen Geist anerkennen, den sie Kennit nennen und der sie krank machen oder sterben lassen kann; aber sie erwarten nichts Gutes von dieser Gottheit und scheinen keinen Begriff von einem neuen Leben nach dem Tode zu haben. Gewisse Jongleurs oder Zauberer stehen in großem Ansehen unter ihnen. Die ganze Wissenschaft derselben aber besteht darin, eine große Handvoll Strohhalme auf sehr viele verschiedene Arten zu binden und dann jeden Halm herauszuziehen, ohne daß er mit den andern sich verwirrt. Derjenige, welcher diese wichtigen Mysterien nicht zu verrichten weiß, darf nicht aus demselben Becher mit den Eingeweihten trinken. Sie haben es nicht gern, daß man in ihren Häusern pfeift, denn das Pfeifen lockt Geister an, welche sie umbringen, oder die sie krank machen können. Bei der Ermordung der Amerikaner und der Wegnahme ihrer Habseligkeiten hatte Huzzy glücklicherweise eine Bibel gerettet, worin er in seinen Mußestunden las. Dies beunruhigte die Eingeborenen sehr, welche oft in den Amerikaner drangen, das Buch zu zerreißen, und ihm droheten, sie würden es selbst thun, wenn er ihrem Wunsche nicht nachgebe. Sie behaupteten, dieses Lesen würde Geister in ihre Hütten ziehen, welche sie gewiß umbrächten. Huzzy konnte seine Bibel nicht anders erhalten, als daß er ihnen eines Tages feierlich erklärte, an diesem Buche hänge ihr Heil, und wenn sie dasselbe vernichteten, würde der große Geist kommen und sie alle sterben lassen. Diese Drohung brachte sie zum Schweigen.

Kurze Zeit nach der Niedermetzelung der Weißen richtete eine grausame Krankheit große Verheerungen unter ihnen an, und sie verfehlten nicht, sie dem Einflusse Lay's und Huzzy's zuzuschreiben, welche dadurch den Tod ihrer Landsleute rächen wollten. Mehr als einmal drohten sie diesen beiden Fremden deswegen den Tod und sie wurden von der Verwirklichung dieser Drohung nur durch die Furcht abgehalten, noch größeres Unglück über sich zu bringen.

Die Gruppe der Mulgrave Inseln liegt zwischen 5° 50′ und 6° 20′ n. Br. und 169° 28′ und 170° 14′ östl. L.

Kapitel XLIX.

Die Inseln Marshall.

Als wir die Mulgrave Inseln verließen, ließ Pendleton nach Otdia steuern, nicht weil er hoffte, auf diesen armen und unfruchtbaren Inseln die geringsten Hülfsmittel zu finden, er wünschte vielmehr blos einen Blick auf diese Völkerschaften zu werfen, welche durch die Erzählung des russischen Seefahrers Kotzebue berühmt geworden sind. Der „Oceanier" ließ also in geringer Entfernung zur Rechten die Inseln Podder, Mediuro, Aur und Kawen, deren Bäume man oft am Horizonte hervorragen sah, fuhr am 7. Mai dicht an der östlichen Küste der Insel Eregup hin und ankerte nahe bei den Riffen von Otdia gerade an der Stelle, wo sich Kotzebue aufzuhalten pflegte.

Es war etwas über Mittag. Die in Menge am Strande versammelten Insulaner schienen unruhig und mißtrauisch unser Schiff mit der ihnen unbekannten Flagge zu betrachten. Vergebens warteten wir eine Stunde, daß Jemand an Bord kommen werde, um den Verkehr einzuleiten. Keine Pirogue wagte sich auf die Rhede, im Gegentheil fingen die Eingeborenen bald an, die Trommel zu rühren und klagende Töne auszustoßen, um ihre Götter zu Hülfe zu rufen.

„Wir haben nur ein Mittel, diese armen Leute zu beruhigen," sagte Pendleton zu mir, „nämlich uns im Namen Kotzebue's zu empfehlen; das Mittel dazu ist in der Beschreibung der zweiten Reise dieses Capitains enthalten. Folgen wir ihm." Sogleich ließ er ein Boot bewaffnen, in das wir mit zwei Matrosen stiegen. Die Insulaner beobachteten uns mit der größten Aufmerksamkeit. Pendleton hatte ein weißes Tuch an eine lange Stange gebunden; bei diesem Signale hörte ihr Geschrei gänzlich auf und es trat die tiefste Stille ein. Als wir aber das Ufer erreicht und Pendleton die Worte gesagt hatte: Aidara Totabu (Freund Kotzebue's oder Kotzebue der Freund), brach die Menge sogleich in lärmende Freude aus und wiederholte „Hai Totabu, Totabu!" Sie drängten sich um uns, drück-

Digitized by Google

ten uns in ihre Arme und trugen uns im Triumphe unter die Bäume an der Küste. Hier befanden sich zwei Häuptlinge, die sich bald als Rarik und den alten Laguedjak zu erkennen gaben. (Taf. 55. Abbild.)

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, fragten die beiden Häuptlinge eifrig, ob ihr Freund Totabu auf dem Schiffe sey. Als dies verneint wurde, schienen sie traurig und betrübt zu werden, aber sie trösteten sich, als wir versicherten, Totabu befinde sich wohl, er habe uns aufgetragen, seine Freunde auf den Inseln Radak zu grüßen und werde sie bald selbst besuchen. Von diesem Augenblicke an standen wir mit den braven Leuten in den vertraulichsten und angenehmsten Verhältnissen. Wir mußten ihr zurückhaltendes und züchtiges Wesen, so wie ihr vollkommenes Wohlwollen und ihre Rechtlichkeit bewundern. Nichts von dem, was wir bis dahin unter den polynesischen Völkerschaften beobachtet hatten, nichts von der Diebere und dem lärmenden Wesen; man erkannte vielmehr bei diesen Stämmen der Carolinen Sanftmuth, Würde und Anmuth. Nach einem kurzen Aufenthalte unter den Cocuspalmen der Küste führte uns Rarik in seine Hütte, welche von dichten Brodbäumen beschattet und von grünem lachenden Rasen umgeben war. Wir setzten uns hier auf Decken vor den beiden Häuptlingen und neben der alten Mutter Rarik's nieder, die in ihrem achtzigsten Jahre stand. Die Eingeborenen bildeten um uns einen doppelten Kreis; die vordern saßen und die dahinter standen, um bequem die fremden Freunde Totabu's zu sehen. Um diesen Anblick noch besser zu genießen, kletterten einige junge Leute auf die Bäume; die Väter trugen ihre Kinder auf den Armen. Wir waren der Gegenstand der rührendsten Aufmerksamkeit. Frauen hatten Körbchen voll Blumen gebracht und banden daraus Guirlanden, mit denen sie uns schmückten. Die Mutter Rarik's, die große Liebe zu mir gefaßt zu haben schien, nahm aus ihrem Ohr eine schöne weiße Blume, den gewöhnlichen Schmuck dieser Frauen, und bemühete sich, sie mit einer Grasflechte an das meinige zu hängen. Junge Mädchen waren beschäftigt, den Saft der Pandanusfrüchte in Muscheln zu drücken und ihn mit einer Art Eingemachtem derselben Frucht, mogan genannt, zu vermischen, worauf sie uns das Ganze anmuthig darreichten. Während der Zeit wiederholte das Volk oft das Wort aïdara, welches zu gleicher Zeit gut und Freund bedeutet.

Bald vergrößerte sich der Kreis um uns und ich bemerkte, daß unsere Wirthe sich anschickten, uns das Schauspiel einer Art Oper zu geben, die sie eb nennen. Der alte Laguedjak selbst verschmähete es nicht, Theil daran zu nehmen. Hier, was ich davon bemerken konnte.

Die Gesammtzahl der Schauspieler betrug 26, dreizehn Männer und ebensoviele Frauen, die sich in folgender Ordnung auf die Erde setzten: zehn Männer setzten sich im Halbkreis mit zehn Frauen vor ihnen, ebenfalls im Halbkreise, so daß sie einen vollen Kreis bildeten, dessen beide Theile nur durch einen Zwischenraum von sechs Fuß getrennt waren. In jedem dieser Räume befand sich eine alte Frau mit einer Trommel, einem Instrumente aus einem ausgehöhlten Baumstamme, drei Fuß lang und an jedem Ende 6 Zoll im Durchmesser, in der Mitte die Hälfte weniger. Oben und unten war es mit einer Haifischhaut überzogen; man hielt es unter dem Arme und spielte mit der hohlen Handfläche darauf. In die Mitte des Kreises, Rücken gegen Rücken gewendet, setzten sich der alte Laguedjak und ein junges schönes Mädchen. Alle hatten den Kopf mit Blumenkränzen geschmückt und die Frauen trugen dergleichen noch überdies um den Gürtel. Außerhalb des Kreises standen zwei Männer, die mittelst einer Seetrompete den Augenblick angaben, wo die ganze Gesellschaft ihren Chor beginnen sollte, den sie mit heftigen Bewegungen der Arme und Geberden begleitete, die ohne Zweifel zu den Worten paßten. Als der Chor aufhörte, wurde ein von dem Paare in der Mitte ausgeführtes Duett von den Trommeln und Trompeten accompagnirt. Laguedjac blieb hinter seiner jungen Gefährtin in Hinsicht des lebhaften Spieles und des Ausdruckes seiner Worte nicht zurück. Nach dem Duett begann der Chor wieder und diese abwechselnde Bewegung wiederholte sich mehrmals, bis die junge Sängerin, deren Bewegungen immer heftiger und heftiger geworden waren, plötzlich wie todt zu Boden fiel. Da wurde der Gesang Laguedjaks leiser und klagender; er beugte sich über den Körper des jungen Mädchens und schien den bittersten Schmerz auszudrücken. Alle Sänger vereinigten ihre Klagen mit den seinigen und so endigte das Stück.

Dieses gesungene Drama stellte, soviel wir davon verstehen konnten, eine unpassende Heirath vor. Man wollte ein junges Mädchen mit einem alten Manne verbinden, und diese gab sich lieber den Tod, als daß sie den, welchen sie nicht liebte, als Gatten angenommen hätte. Nach dem Schauspiele vereinigten sich die jungen Mädchen um uns und unter ihnen erkannte ich bald die junge hübsche Sängerin, welche eben vor uns gestorben war. Mehrere dieser Mädchen sahen mit ihrem Blumenputze sehr hübsch aus, aber ihr schönster Schmuck war die Sittsamkeit und Züchtigkeit in ihren Stellungen und ihrem Benehmen. Nichts an ihnen erinnerte an die unanständigen und frechen Anreizungen der Mädchen und Frauen Polynesiens.

Nach dem Schauspiele kam die Mahlzeit, zu welcher eine kleine Anzahl Eingeborener und nur wenige Frauen gelassen wurden. Wir setzten uns im Kreise auf Decken, in deren Mitte die Speisen auf Cocusblätter gestellt wurden. Ein solches Blatt diente auch als Teller und bei jedem Teller befand sich ein hölzerner Löffel. Man sagte uns, diese Neuerung rühre von Kadu her, der lange der Gast Kotzebues bei dessen erster Reise gewesen sey.

Als die Mahlzeit beendigt war, gaben uns die Häuptlinge das Schauspiel kriegerischer Evolutionen. Rarik und Laguedjak sammelten zwei Schaaren, die sich in gar nicht großer Entfernung von einander aufstellten, als wenn sie Feinde gewesen wären. Die erste Reihe bestand aus Männern, die zweite aus Frauen. Die Männer waren mit Stöcken bewaffnet, welche Lanzen vorstellten; die Frauen dagegen hatten Körbchen voll Pandanuskörner statt der Steine. Ihre Haare flatterten, statt wie gewöhnlich geschmackvoll zusammengenommen zu seyn, ordnungslos umher, was ihnen ein wildes Aussehen gab. Rarik stellte sich nun an die Spitze einer dieser Schaaren und Laguedjak an die der andern. Beide gaben das Zeichen zum Angriffe dadurch, daß sie in ihre Trompeten stießen. Die beiden Parteien näherten sich einander, statt aber handgemein zu werden, fingen sie an, einen komischen Tanz aufzuführen, wo Jeder mittelst Grimassen, wüthender Geberden und Augenverdrehungen kämpfte. Die Frauen ihrerseits stimmten einen rohen und mißtönenden Kriegsgesang an. Die Häuptlinge der beiden Parteien blieben mitten unter diesen heftigen Demonstrationen ganz ruhig und begnügten sich damit, ihre Krieger durch die Töne ihrer Muscheln anzufeuern. Bald schwiegen indeß die Trompeten und die beiden Armeen beschränkten sich darauf, sich einander bis zum Augenblicke der Zweikämpfe zwischen den Tapfersten von beiden Seiten anzusehen. Diese Kämpfe wurden durch Tänze, Gesänge und oft durch Armbewegungen dargestellt, welche das Lanzenschleudern nachahmten, während der Gegner auszuweichen suchte, indem er gewandt zur Seite sprang. Jede Partei ermuthigte ihren Kämpfer durch Gesänge. Unterdeß ließen sich die Trompeten von neuem hören; die Heere näherten sich einander langsam und der Kampf wurde bei einem ungeheuern Tumulte allgemein; die Lanzen flogen in die Luft und die Pandanuskörner, welche die Frauen über die Köpfe der Krieger hinwarfen, fielen wie ein Hagel auf die feindliche Schaar. Die beiden Parteien kamen einander nie so nahe, daß der Kampf in ein Gedränge ausgeartet wäre. Die Häuptlinge blieben immer vor dem Hauptcorps ihrer Krieger, bließen heftig in ihre Muscheln und gaben bisweilen Befehle. Endlich fiel zufällig oder absichtlich einer der Leute Laguedjaks zu Boden; die Schlacht war beendigt und der Sieg entschieden; man blies zum Rückzuge. Die Krieger auf beiden Seiten waren so erschöpft, daß sie sich auf das Gras warfen, um unter dem Freudengeschrei der Menge auszuruhen.

So verging der Tag unter verschiedenen merkwürdigen Unterhaltungen. Als wir gegen Abend an Bord zurückkehren wollten, suchten uns die Eingeborenen durch die Aussicht auf andere Feste zurückzuhalten; aber Pendleton hatte beschlossen, am folgenden Tage wieder abzusegeln und er gab also den dringenden Bitten seiner Wirthe nicht nach. Während des kurzen Auf-

Digitized by Google

enthaltes an diesem Punkte hatte man sich überzeugen können, daß die Inseln wenig Hilfsmittel für Schiffe besitzen.

Die Gruppe Otdia scheint von den Capitainen Gilbert und Marshall 1788 zum ersten Male gesehen worden zu seyn, welche sie Inseln Chatam nannten. Seit dieser Zeit fast vergessen, wurden sie 1817 sorgfältig von Kotzebue erforscht, der sie Inseln Romanzow nannte, aber zugleich angab, sie würden von den Eingeborenen Otdia nach der Hauptinsel der Gruppe genannt; dieser Name verdient also den Vorzug. Die Gruppe hat nicht weniger als 30 Meil. von O. nach W. Länge bei 13 Meil. Breite, und sie enthält 65 niedrige und bewaldete Inselchen, deren größtes nur 2 bis 3 Meil. lang ist. Lage: von 9° 21′ bis 9° 34′ n. Br. und vom 167° 29′ bis 167° 58′ östl. L.

Die von Chamisso untersuchte Flora dieser Inseln ist sehr arm; sie enthält nur 59 Pflanzenarten, von denen sieben einem gewissen Anbaue unterliegen, nämlich der Pandanus, die Cocuspalme, der Brodfruchtbaum, drei Arten Taro oder arum und die Banane. Eine Art boemaria, im Lande aroma genannt, und der hibiscus populneus geben mit ihren faserigen Rinden Zwirn und Seide. Die Schurze der Männer sind gewöhnlich aus den braunen Fasern der cassyta gemacht. Die zierlichen Blumen der guettarda, volkameria, ixora, crinum und sida dienen zum Schmucke beider Geschlechter. Was die andern Vegetabilien betrifft, so sind die gemeinsten scaevola Koenigii, tournefortia sericea, nurinda citrifolia, terminalia molluccensis, rhyzophora gymnorhiza, hernandia sonora, calophyllum inophyllum, dodonea viscosa, cordia sebestena, suriana maritima, lythrum, pemphis etc.

Das einzige vierfüßige Thier dieser Inseln ist die Ratte und an manchen Orten so lästig, daß die Insulaner oft eine förmliche Jagd zur Vernichtung derselben anstellen. Von Vögeln findet man außer Seevögeln nur die Taube der Südsee und das Huhn, das in fast wildem Zustande lebt, da sich die Eingeborenen desselben zur Nahrung nicht bedienen. Bisweilen ziehen sie es aus bloßer Neugierde, so wie eine Art weißen Reiher.

Die Fische sind nicht sehr häufig an den Riffen von Otdia; sie erlangen daselbst sogar eine giftige Eigenschaft, welche sie gefährlich macht. Zwei Arten Rochen, die eine bedeutende Größe erreichen, gehören besonders hierher. Man sucht die Haut derselben zum Ueberziehen der Trommeln.

Die Muscheln sind verschiedenartig und zahlreich und mehrere werden gegessen. Die murex tritonis dient als Trompete; die tridacna und andere große Zweischaler braucht man als Löffel und schneidende Werkzeuge; die Perlenauster wird zu verschiedenen Zierrathen zerschnitten, wie auch andere kleinere Muscheln, zum Halsbänder, Ohrgehänge und Armbänder davon zu machen.

Die Tripangs bedecken die Riffe von Otdia, ohne daß die Eingeborenen daran denken, sie zu kosten, nicht einmal in Zeiten der Noth. Die Insecten sind selten, aber es giebt eine Art Vielfuß und den australischen Skorpion. Der Biß des einen und der Stich des andern scheinen indeß von den Eingeborenen sehr wenig gefürchtet zu werden.

Diese Eingeborenen sind weder durch ihre Statur noch durch ihre Körperkraft bemerkenswerth, aber gut gebaut und gewandt; sie erfreuen sich einer guten Gesundheit und erreichen nicht selten ein hohes Alter; von Charakter sind sie fröhlich und lebhaft. Die Kinder saugen lange an der Mutterbrust, oft noch wenn sie schon gehen und sprechen können. Die Insulaner haben eine dunklere Hautfarbe als die Hawaiier, sind aber dafür reinlicher; deshalb sind sie auch vor den Wirkungen des Kawa und den Hautkrankheiten sicher. Die beiden Geschlechter tragen ihr langes schönes schwarzes Haar am Hinterkopfe nett zusammengenommen, aber die Kinder lassen es frei herumhängen. Die Männer lassen ihren Bart wachsen, der lang aber nicht dicht wird. Ihre Zähne sind gewöhnlich durch die Gewohnheit verdorben, die lederartigen und faserigen Früchte des Pandanus zu kauen, und vorn abgebrochen; die Häuptlinge, für welche man jene Früchte vorher zuzubereiten pflegt, haben deshalb auch weniger schlechte Zähne. Der Hauptschmuck der Männer und Frauen ist ein zusammengerolltes Pandanusblatt, das sie in ein Loch des Ohrläppchens stecken. Bei den Männern hat dieses Blatt bis 3 Zoll im Durchmesser; bei den Frauen ist es minder dick. Bisweilen ist es mit einer dünnen Schildkrötenschale überzogen.

Ihre zierliche und gut gezeichnete Tättowirung ist bei den beiden Geschlechtern verschieden, sonst aber bei jedem gleich. Die Männer machen auf die Brust ein Dreieck, dessen Spitze nach dem Nabel gerichtet ist und das in mehrern verschieden combinirten Streifen besteht; ähnliche Streifen gehen über den Rücken. Bei den Frauen sind nur die Arme und Schultern tättowirt. Unter den dargestellten Zeichnungen sah Chamisso häufig die Gestalt eines römischen Kreuzes. (Taf. 55. Abbild.)

Die Kleidung der Männer besteht in einem Gürtel mit hängenden Fransen, mit dem sie oft eine kleine viereckige Decke in der Gestalt einer Schürze verbinden. Die Kinder gehen bis zum Alter der Mannbarkeit ganz nackt. Die Frauen haben zwei längere Decken, die durch Schnuren an den Hüften befestigt werden; die Mädchen tragen bald eine kleine Schürze. Außer den Blumen und Muschelhalsbändern, welche beiden Geschlechtern als Schmuck dienen, tragen die Männer häufig am Halse angereihete Delphinzähne und Plättchen von Knochen desselben Fisches oder von Schildkrötenschale. Sie bedienen sich bei ihrer Toilette auch der Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels, des Fregattvogels, und haben Armbänder von vollkommen polirten Muscheln. (Taf. 56. Abbild.)

Die irus oder Häuptlinge unterscheiden sich oft durch ihre Größe, aber nie durch ihre Beleibtheit. Bei ihnen sieht man eine Tättowirung gewöhnlich nur auf den Theilen des Körpers, welche bei den gemeinen Leuten keine haben, z. B. den Seiten, den Hüften, dem Halse und dem Arme. (Taf. 55. Abb.; Taf. 56. Abb.)

Die Häuser auf Otdia gleichen dem Baue nach jenen auf den Mulgrave Inseln. Es sind von vier Pfählen getragene, in zwei Stockwerke getheilte Dächer; das unterste Stockwerk ist nur so hoch, daß ein Mensch darin sitzen kann. Man gelangt durch eine viereckige Oeffnung in das obere Gemach, welches das ganze Hausgeräthe enthält. (Taf. 55. Abbild.) Die Eingeborenen schlafen bald in dem einen, bald in dem andern, und mehrere offene, um das Hauptgebäude herum zerstreute Hütten dienen als abgesonderte Schlafgemächer. Die Dächer sind von Cocus- oder Pandanusblättern; der Boden besteht aus kleinen Corallen- und Muschelstücken. Eine grobe Decke dient als Bett und ein Stück Holz als Kissen.

Der wilde Pandanus scheint allgemeines Eigenthum zu seyn. Ein Bündel Blätter von diesem Baume, an den Zweig gebunden, woran die Frucht reift, sichert ihren Besitz dem, der sie entdeckte. Oft verzehren die Insulaner diese Frucht, wenn sie noch nicht reif ist. Die Cocuspalmen sind Privateigenthum. Diejenigen dieser Bäume, welche nahe bei den Wohnungen stehen, sind am Stamme oft von Blättern umgeben, welche wahrscheinlich durch ihr Rascheln die Diebe verrathen sollen.

Chamisso ist unerschöpflich in Lobeserhebungen der Züchtigkeit der Frauen, der Sorgsamkeit der Eltern für ihre Kinder und der milden Verhältnisse zwischen den Häuptlingen und den gemeinen Leuten. Trotz ihrer Armuth und Einfachheit hat diese Völkerschaft keines der Laster, welche die meisten polynesischen Stämme herabwürdigen. Indessen kranen die friedlichen Insulaner die Verwüstungen des Krieges. Früher veranlaßte der Ehrgeiz Lamari, den Häuptling von Aur, die meisten Marshall Inseln oder Radak Kotzebue's sich zu unterwerfen. Mehrere hatten bereits seine Oberherrschaft anerkannt. Otdia, welches seinen Anmaßungen noch widerstand, hatte mehrere Einfälle zurückzuweisen und fürchtete neue Versuche von Seiten jenes unternehmenden Häuptlings. Er konnte 30 Piroguen stellen, was eine ziemlich ansehnliche Macht war. Die Kämpfe zwischen diesen Wilden schienen indeß nicht sehr blutig zu seyn, denn man führte als eine der mörderischsten eine Schlacht an, worin von beiden Seiten zwanzig Mann gefallen waren.

Diese Eingeborenen beten einen unsichtbaren Gott an, der im Himmel wohnt; sie bringen ihm Opfer von Früchten unter freiem Himmel ohne Tempel und Priester. In ihrer Sprache heißt Jaguench Gott; der Name ihres Gottes ist Anis. Wenn man Krieg oder eine wichtige Angelegenheit unternimmt, werden feierliche Opfer gebracht. Ein Mann aus der Ver-

Digitized by Google

sammlung (jeder außer dem Häuptlinge) bringt der Gottheit Früchte dar, indem er sie in seinen Händen hält; die Formel der Anrufung ist: Ulidieu Anis mine jeo. Das versammelte Volk wiederholt die letztern Worte. Wenn ein Familienoberhaupt auf den Fischfang geht oder irgend etwas Wichtiges unternimmt, bringt er in seiner Familie ein Opfer. Auf mehrern dieser Inseln giebt es geweihte Cocuspalmen, auf deren Gipfel Anis nach der Meinung der Eingeborenen gern herabsteigt. Am Fuße dieser Bäume werden vier Bretter in Viereck aufgestellt. Indessen scheinen diese Orte nicht besonders verboten zu seyn und die Früchte des Baumes werden wie gewöhnlich gegessen.

Die Operation der Tättowirung steht mit gewissen religiösen Ideen in Verbindung und kann ohne gewisse göttliche Zeichen nicht vorgenommen werden. Die Personen, welche tättowirt zu werden wünschen, verbringen die Nacht in einem Hause, auf das der Häuptling die Gottheit herabrufen muß. Ein gewisser fühlbarer Ton, eine Art Pfeifen, zeigt die Gestattung der Gottheit an. Bemerkt man dieses Zeichen nicht, so findet auch die Operation nicht statt. Daher kommt es, daß manche Personen nicht tättowirt sind. Wenn sie es trotz dem thäten, würde das Meer ihre Insel bedecken und das ganze Land zerstören. Nur das Meer fürchten diese Insulaner und sie nehmen ihre Zuflucht zu Beschwörungen, um seinen Zorn zu besänftigen. Kadu sagte zu Chamisso, er habe eines Tages das Meer bis an den Fuß der Cocuspalmen steigen sehen, aber es sey bei Zeiten beschworen worden und habe sich darauf in seine Grenzen zurückgezogen.

Die Bewohner von Otdia weigerten sich unter verschiedenen Vorwänden, die russischen Officiere, welche es verlangten, zu tättowiren. Gewöhnlich führten sie die schmerzhaften Folgen der Operation an, die Geschwulst, den Schmerz ꝛc. Endlich bezeichnete ein Häuptling von Aur einem der Russen sein Haus, damit er die Nacht darin zubringe, und versprach, ihn den nächsten Morgen zu tättowiren; als aber der Tag kam, wich der Häuptling wiederum allen Bitten des Fremden aus.

Obgleich den Häuptlingen kein besonderes Zeichen von Achtung gegeben wird, so besitzen sie doch ein willkührliches Vorrecht über das Eigenthum. „Wir selbst," sagt Chamisso, „sahen oft Häuptlinge, denen wir Geschenke gegeben hatten, dieselben vor den Blicken der Mächtigeren verstecken. Sie scheinen unter sich mehrere Abstufungen der Rangordnung anzuerkennen, die sie nicht genau anzugeben wissen. Rarik war der angesehenste Mann von Otdia; sein Vater, Saur Aur, vielleicht der wirkliche Häuptling der Gruppe, hielt sich zu Aur auf. Rarik und sein Sohn, ein Knabe von etwa zehn Jahren, trugen um den Hals Bändchen von Pandanus mit Knoten; diese Verzierung ist eine Art Vorrecht. In den Häusern der Häuptlinge findet man oft ähnliche Bändchen, die geweihte Gegenstände zu seyn scheinen, wie getrocknete Fischköpfe, grüne Cocusnüsse und gewisse Steine, die man auch daselbst bemerkte. Das Erbschaftsrecht geht nicht gerade vom Vater auf den Sohn über, sondern vom ältern Bruder auf die jüngern, bis alle Brüder gestorben sind; dann kommt auch der ältere Sohn des Bruders daran. Die Frauen sind ganz ausgeschlossen. Wenn ein Häuptling sich einer Insel nähert, so macht er von seiner Pirogue aus ein Zeichen und augenblicklich beeilt man sich, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Dieses Signal wird durch Geschrei gegeben, das ein Mann vorn auf der Pirogue ausstößt, während er zu gleicher Zeit den rechten Arm emporhebt. Wenn die russischen Officiere in den Piroguen fuhren, bedienten sie sich oft dieses Zeichens, um ihre Forderungen und Bedürfnisse begreiflich zu machen. Uebrigens zeichneten sich die Häuptlinge sogleich vor den andern Eingeborenen durch ein ungezwungeneres und edleres Benehmen aus.

Wenn die Fürsten ihre Leute zum Kriege sammeln, stößt der Häuptling jeder Gruppe mit seinen Piroguen zu dem Heere. Sie suchen den Feind mit überlegenen Streitkräften zu überfallen, kämpfen aber nur am Lande. Die Frauen nehmen ebenfalls Antheil am Kampfe, nicht blos in Vertheidigungs-, sondern auch in Angriffskriegen. Die Männer stellen sich blos mit den Schleudern, Lanzen und Stöcken in die vorderste Reihe. Die in der zweiten Reihe stehenden Frauen schlagen theils die Trommel nach dem Befehle des Häuptlings, theils schleudern sie Steine. Nach dem Kampfe dienen sie als Vermittlerinnen zwischen beiden Theilen. Die Frauen, welche in Gefangenschaft gerathen, werden gut behandelt, die Männer nimmt man gar nicht gefangen. Jeder Krieger nimmt den Namen des Feindes an, den er im Kampfe erschlagen hat. Ist eine Insel erobert, so werden alle Früchte geplündert, aber man schont die Bäume.

Die Ehe beruht auf der freien Einwilligung der beiden Theile und kann aufgelöst werden, wie sie geschlossen wurde. Ein Mann kann mehrere Frauen haben. Die Frau ist die Gefährtin des Mannes; sie scheint ihm freiwillig und ohne Zwang, als dem Oberhaupte der Familie, zu gehorchen. Bei den Ausflügen geht der Mann als der Beschützer voraus und die Frau folgt ihm. Wenn man über eine Sache berathschlagt, so sprechen die Männer zuerst; die Frauen nehmen, wenn man ihren Rath hören will, an der Berathung Theil und man hört ihre Reden aufmerksam an. Die unverheiratheten Frauenzimmer sind ganz frei, wenn sie nur für ein gewisses Decorum sorgen. Ein junges Mädchen verlangt, daß ihr ihr Geliebter Geschenke mache, aber die Verhältnisse beider Geschlechter bleiben immer in ein gewisses Dunkel gehüllt. Chamisso bemerkte, daß der Gruß durch Reibung der Nase, der in Polynesien gewöhnlich ist, auf der Gruppe der Carolinen nur zwischen Männern und Frauen und auch nur dann gebräuchlich sey, wenn kein Fremder Zeuge dieses Pfandes der Zuneigung seyn könne.

Zwischen zwei vertrauten Freunden gehen die Rechte der Freundschaft so weit, daß einer dem andern im Nothfalle seine Frau abtreten muß. Ein barbarischer Gebrauch aber, den man nur mit Bedauern bei Völkern von so sanften Sitten anführt, ist der, welcher jede Mutter nöthigt, nicht mehr als drei Kinder zu nähren. Die andern über diese Zahl muß sie lebendig begraben. Nur die Familien der Häuptlinge sind diesem grausamen Gesetze nicht unterworfen, das Kadu durch die Unfruchtbarkeit des Landes und den Mangel an Lebensmitteln rechtfertigte.

Die unehelichen Kinder werden ebenso wie die ehelichen aufgezogen. Können sie gehen, so nimmt sie der Vater zu sich. Erkennt kein Mann das Kind an, so behält es die Mutter, und wenn die Mutter stirbt, sorgt eine andere Frau für dasselbe.

Die Körper der Verstorbenen werden mit Stricken in die Stellung sitzender Personen gebunden. Die Häuptlinge werden auf den Inseln in viereckigen Gehegen begraben, die von einer steinernen Mauer umgeben und von Palmen beschattet sind. Die Leichname der gemeinen Leute dagegen wirft man in das Meer. Die Körper der im Kampfe erschlagenen Feinde werden ihrem Range nach ebenso behandelt. Ein Stab, der in die Erde geschlagen und mit ringförmigen Einschnitten bezeichnet wird, deutet das Grab der Kinder an, welchen das Gesetz nicht gestattete, zu leben.

Kapitel I.

Die östlichen Carolinen. — Insel Ualan.

Nachdem wir am 8. Mai die Küste der Insel Otdia verlassen hatten, kam der „Oceanier" in S. um die Gruppe Eregup herum, fuhr zwischen den Gruppen Wadelen und Namu hindurch, die niedrig, bewaldet und von einer der vorigen ähnlichen Race bewohnt sind und steuerte dann gerade nach Ualan. Bei günstiger Witterung würde die Ueberfahrt nicht lange gedauert haben; aber Windstille und wechselnder Wind hielten uns eine Woche lang in diesen Gewässern auf und erst am 15. Abends bemerkten wir die hohen Spitzberge der Insel. Seit lange schon an den traurigen und einförmigen Anblick niedriger Länder gewöhnt, sahen wir mit Vergnügen die wechselnden Formen hoher und malerischer Länder wieder.

Während der ganzen Nacht vom 15. zum 16. Mai war das Wetter günstig; aber früh, als wir uns vor den Riffen der Westküste befanden, etwa 2 Meil. vom Hafen der Coquille, trat eine völlige Windstille ein und hinderte uns, in das Fahrwasser zu gelangen. Wir sahen mittelst der Fernröhre die Eingeborenen auf den Riffen fischen, erkannten die Zeichen, die sie uns machten, um uns aufzufordern, an das Land zu kommen, und konnten

Digitized by Google

doch weder vor noch zurück, da wir auf diesem Meere ohne Bewegung wie angekettet lagen. (Taf. 57. Abbild.) Drei ganze Tage lang bemüheten wir uns, in den Canal zu kommen, der auf den Ankerplatz führte, aber alle unsere Anstrengungen scheiterten. Der „Oceanier" wäre selbst fast auf die Riffe gerathen, nach denen ihn die Strömung hintrieb. Pendleton gab es also auf, an dieser Insel auszuruhen. Ich sah von ihr nur drei Eingeborene, Männer aus dem Volke, die in einer Pirogue an Bord kamen. Es waren sanfte, freundliche Leute. Ja wir mußten uns mit einer kurzen Zusammenkunft begnügen, denn als der Wind sich wieder erhob, segelten wir auf das hohe Meer. Ualan war übrigens kein unbekanntes Land, sondern gründlich durch die Franzosen der „Coquille" und durch den russischen Capitain Lütke, einen gebildeten und gewissenhaften Beobachter, erforscht worden.

Ualan ist gewiß dieselbe Insel, welche 1804 der Amerikaner Beazley sah und Strong nannte. Mit dem Namen Hope 1807 bezeichnet, findet sie sich auf einigen Karten auch als Teyoa. Der Erste, der sie besuchte, war Duperrey. Dieser Seefahrer bezeichnete sie den Geographen und seine Reisegefährten fingen an, durch ihr Arbeiten sie der gelehrten Welt bekannt zu machen. Wir geben nur die Resultate jener Erforschungen mit den eigenen Worten der Reisenden, welche daran Theil nahmen. Lesson, d'Urville und Duperrey durchwanderten abwechselnd die Insel.

„Den 6. Juni 1824," sagt Lesson, war die „Coquille" kaum vor Anker gegangen in dem Hafen, der ihren Namen führt, als wir uns, ich und Blosseville, an's Land setzen ließen. Da noch Niemand das Land betreten hatte, so entschlossen wir uns, zu ermitteln, ob die Eingeborenen, welche die Küste bedeckten, wohlwollende und gastliche Sitten hätten. Wir wünschten übrigens auch, uns in das große Dorf an dem Ostheil der Insel zu begeben, das wir vom Schiffe aus gesehen hatten.

„Wir waren noch weit von der Küste, als unser kleines Boot nicht weiter konnte. Wir stürzten uns alsbald in das Wasser und stiegen vor einer großen Hütte aus, wo mehr als hundert Eingeborene kauerten und ihre Mahlzeit hielten. Bei unserm Anblicke riefen sie alle ein bu-ai-ai mit einem Lärme, der uns betäubte und dessen Bedeutung wir nicht kannten. Aber wir erfuhren bald, daß sie dadurch ihr Erstaunen ausdrückten. Die Eingeborenen drangen in uns, wir möchten uns mitten unter ihnen niedersetzen und jeder kam, um seine Neugierde zu befriedigen. Einer wollte sehen, ob die weiße Farbe unserer Haut nicht etwa die Wirkung einer Malerei sey; aber alle äußerten das seltsamste Erstaunen, als sie uns die Hüte abnehmen, die Schuhe oder Jacken ausziehen sahen. Die guten Leute bildeten sich wahrscheinlich ein, diese Theile gehörten zu unserm Körper. Da dieser Umstand sich in allen Hütten wiederholte, wohin wir gingen, und bei allen Eingeborenen, denen wir begegneten, so genüge es ein für allemal, daß das ewige bu-ai-ai, begleitet von tausend Verdrehungen und den seltsamsten Grimassen, den ganzen Tag über unsern geringsten Geberden folgte. Einer der Eingeborenen beeilte sich, uns Cocusnüsse und Brodfrüchte zu bringen, so wie eine Nußschale voll Schiaka, von dem nur ich trank. Wir vergalten ihre Sorgfalt durch einige Kleinigkeiten, die sie glücklich machten, und wir baten sie dann um Führer, die uns zu dem großen Dorfe über die Insel begleiten sollten. Sie verstanden unsere Zeichen vollkommen und drei traten hervor, um vor uns herzugehen. Einer nahm meine Pflanzenbüchse und trug sie sorgfältig bis an das Dorf, indem er unaufhörlich in mich hineinredete, ob ich gleich kein Wort von allen den schönen Dingen verstand, die er ohne Zweifel sagte. Der Weg, den wir einschlugen, geht erst über Sümpfe mit vielen Mangobäumen und dann über einen mäßigen Hügel an der Ostküste hin. Der Boden wurde sehr fruchtbar und war mit gut unterhaltenen Pflanzungen von Zuckerrohr und Bananen, so wie mit Hütten bedeckt. Schöne Bäume bildeten vereint mit Citronenbäumen und Brodfruchtbäumen köstliche Dickichte auf den Gräbern der Bewohner, auf denen leichte Hütten stehen. Wir ergötzten uns im Stillen an dem neuem Schauspiele, das sich unsern Blicken darbot, indem wir unserm Führer folgten, dessen Bestreben, uns angenehm zu seyn, uns entzückte. Wir durchwanderten das lachende Thal in der Mitte der Insel und hatten zu unserer Rechten den höchsten Pik und den Berg mit den beiden Spitzen. In allen Hütten wurden wir auf das Gastlichste und Freundlichste aufgenommen. Unser Anblick setzte zwar die Frauen und jungen Mädchen in Schreck, aber sie wurden durch unsere Führer und unser Benehmen bald beruhigt und das Vertrauen auf die festeste Grundlage gegründet. In einer Hütte brachte ein Mädchen meine Weste in Unordnung und besah die davon bedeckte Brust. Sie schien von diesem Anblicke so überrascht zu seyn, daß sie mir durchaus jedes Kleidungsstück abziehen wollte, ohne Zweifel um sich zu überzeugen, ob wir zu einem von dem übrigen verschiedenen Menschengeschlechte gehörten. Ich glaubte, die Gefälligkeit nicht so weit treiben zu dürfen. Diese jungen Mädchen hatten die schönsten Augen von der Welt, einen Mund mit den herrlichsten Zähnen und ziemlich regelmäßige Züge, waren aber außerdem schlecht gewachsen. Ein schmaler Zeugstreifen war der einzige Schleier, der ihre Reize bedeckte. (Taf. 57. Abbild.) Sie wurden des Schwatzens nicht müde, und ob wir uns gleich nur mit Geberden aussprechen konnten, oft ohne uns verständlich machen zu können, so hörten sie doch nicht auf zu reden und bewiesen uns, daß das weibliche Geschlecht überall, es mag civilisirt seyn oder nicht, gern spricht. Neben ihnen befanden sich hübsche Webstühle zur Verfertigung der zu den Maros verwendeten Zeuge. Nachdem wir einige Augenblicke ausgeruht hatten, setzten wir unsere Wanderung fort. Wir folgten andern Führern, da die erstern nicht weiter gehen wollten, ja uns seit einiger Zeit abriethen, uns weiter zu wagen. Wir folgten dem Bette eines Flusses, dessen frisches Wasser unter dem düstern Schatten hundertjähriger Bäume mir ein rheumatisches Leiden am Fuße zuzog, so daß ich kam zurück an Bord gelangen konnte. Dieses Wasser rinnt auf einem Kiesbette und bildet, während es von einem hohen Hügel herabkommt, mehrere kleine Wasserfälle. In der Nähe der Küste fließt es in einem Bette von dickem Schlamm. Wir fanden dort eine große Pirogue, welche die Eingeborenen auf das Wasser zogen und auf die wir uns begaben. Bald fuhren wir in die Bai von Pane, an dem östlichen Theile der Insel, und hatten vor uns die kleine Insel Lele, auf welcher der König von Ualan, sowie die meisten Einwohner sich aufhalten. Diese kleine Insel hängt mit dem großen Lande mittelst eines Plateaus von Riffen zusammen, auf dem man gehen kann, da das Wasser nur bis an den Gürtel reicht. Wie im Triumphe setzte man uns an der Küste an's Land; unsere Führer schienen stolz darauf zu seyn, vor ihre Häuptlinge so merkwürdige Gegenstände zu bringen, als wir ihnen zu seyn schienen. Wir gingen über eine große Anzahl krummer Straßen, die mit großen Mauern aus dicken Korallenstücken besetzt und voll Wasser waren. Wir bemerkten mit Erstaunen eine Mauer aus wahrhaft colossalen Blöcken, und suchten zu begreifen, wie und zu welchem Zwecke man diese Massen 15 Fuß hoch aufgethürmt habe. Die zierlichen Wohnungen dieser Insulaner stehen an den Straßen auf Anhöhen, denn der ganze abschüssige Theil von Lele scheint von dem Meerwasser bedeckt zu werden und deshalb wahrscheinlich ist sie auch von einem Mauergürtel umgeben. Ueberall kam eine eifrige Bevölkerung aus diesen Wohnungen heraus, und Männer, Weiber und Kinder eilten uns nach wie die civilisirten Europäer sich zu einer Hinrichtung drängen. Ihre Neugierde hatte hier glücklicher Weise einen ehrenwerthern Zweck.

„Jedesmal wenn wir stehen blieben, schienen unsere Führer ungeduldig zu werden. Ohne Zweifel traten wir der Etikette zu nahe, denn sie verboten uns sogar, mit denen zu sprechen, welche ein so zahlreiches Gefolge bildeten. Mit diesem gelangten wir an ein großes gemeinschaftliches Haus, um welches die ganze Bevölkerung an der Erde im Kreise herumsaß.

„Als wir durch die Menge hindurchschritten, um uns zu den Häuptlingen zu begeben, wurden wir durch ein allgemeines bu-ai-ai begrüßt; das vollkommenste Erstaunen sprach sich auf allen Gesichtern aus. Ein Häuptling kam uns entgegen, um uns einzuführen; unsere Führer schienen nun in ihr Nichts zurückzutreten, indem sie sich mitten unter mehr als 300 Menschen auf den Knien und Händen hinschleppten. Die Frauen waren abgesondert und in der Zahl von etwa 200, ohne die Kinder, zugegen. Unter dem großen öffentlichen Hause ohne Mauern saßen auf einzelnen Decken fünf bejahete Häuptlinge, die nur einen schmalen Maro um die Lenden hat-

Digitized by Google

ten. Die sehr erfreuenden Scenen ihrer Ueberraschung wiederholten sich und die Geschenke, welche wir ihnen gaben, brachten uns vollends allgemeinen Beifall. Ueber tausend Augen folgten unsern geringsten Bewegungen. Der Zustand, in welchem wir uns befanden, war so neu, daß man ihn wohl fühlen, aber nur mit Mühe beschreiben kann. Endlich nahm uns ein Häuptling an der Hand und führte uns in eine anstoßende Hütte. Dies war die Wohnung des Königs der Insel oder des urosse tone, wie sie ihn nannten. Wir sahen ihn auf einer Decke liegen und bei unserer Annäherung bedeckte er sich den Kopf. Wir gaben ihm Geschenke, welche ihn beruhigten, denn man darf sich diesen wilden Monarchen ohne volle Hände nicht nähern. Wir bemerkten, daß alle Geschenke, die wir bereits den Häuptlingen gemacht hatten, ihm übergeben worden waren, und daß meine Blechkapsel voll Pflanzen und andere naturhistorische Gegenstände, die ein Eingeborener so gefällig getragen hatte, dem König ebenfalls übergeben worgeben worden war. Vergebens verlangte ich sie zurück; wie es scheint, giebt der Hof nichts wieder her, was er einmal erhalten hat. Ich opferte wohl gern die Kapsel, bedauerte aber den Inhalt. Dieser urosse war ein am Rande des Grabes stehender Greis, niedergedrückt von der Last der Jahre, und dessen sterbendes Auge, ehe es sich schloß, uns sagen zu wollen schien: „welche seltsame Menschenart!" Denn die Farbe unserer Haut und unsere Kleidung ihrer Lebensweise gegenüber, mußten ihm wohl seltsam vorkommen. Während wir ausruheten, setzten sich wieder nur die Häuptlinge neben uns nieder; das Volk verließ seinen Platz nicht. Die Frauen schienen eine größere Freiheit zu haben, denn sie bildeten in geringer Entfernung einen Kreis um uns, ohne daß man sie zurücktrieb. Der zweite urosse war ein noch kräftiger, sehr lustiger alter Mann, dessen heitere ruhige Züge eine milde Herrschaft anzudeuten schienen. Sein Haar und sein langer bis auf die Brust reichender weißer Bart gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen. Die Ehrfurcht, welche die Eingeborenen vor ihn haben, ist so knechtisch, daß sie besser als alle Raisonnements ihren asiatischen Ursprung beweist.

„Die Sonne beeilte ihren Lauf und wir beendigten unsern Besuch. Wir zogen vor, uns auf einem andern Wege auf das Schiff zurückzubegeben, um uns nicht an der Küste zu verirren. Der erste Weg, den wir eingeschlagen hatten, ist nach der Karte nur 5 Seemeilen lang, aber sehr schlecht; der zweite hat eine Länge von 8 Meil. Wir folgten den Riffen, trafen hier und da auf Hütten und Cocuspalmendickichte und wurden von einer großen Anzahl Eingeborener begleitet. Wir gelangten erst sehr spät an Bord und nie hatte ich mich, auch bei längern Ausflügen, müder gefühlt. Die Erzählung unseres Besuchs veranlaßte unsere Gefährten, gleich den nächsten Tag sich nach Lele zu begeben, wo die Eingeborenen sich bereits minder neugierig zeigten; bei einigen später folgenden Besuchen hatte ihr Erstaunen ganz aufgehört."

Auf folgende Weise beschreibt Herr d'Urville seinen Ausflug nach Lele am nächsten Tage:

„Ich wurde durch meine Pflicht an Bord zurückgehalten, so daß ich icht gleich am ersten Tage meine Neugierde, den Hauptort der Bevölkerung von Ualan zu besuchen, der nach den Insulanern Leilei heißen und an der entgegengesetzten Küste liegen sollte, befriedigen konnte. Herr Lesson, der seinem Amte nach mehr Freiheit besaß, hatte den 6. zu einem Ausfluge mit dem Cadett Bloffeville benutzt und war sehr spät zurückgekommen. Er versicherte, über zehn Meilen bis nach Leilei gegangen zu seyn und wenigstens noch einmal so weit, um zurück zu gelangen, ohne die unerhörten Schwierigkeiten der Reise zu erwähnen. Dies setzte mich in Erstaunen, denn durch die bereits gemachten Aufnahmen wußte ich schon, daß die ganze Insel kaum 20 Meil. im Umfange habe und die Entfernung von unserm Ankerplatze nach Leilei kaum ein Drittel des Umfangs betrage. Ich wußte aber auch schon aus mehr als einer Erfahrung, daß unser Lesson ein sehr schlechter Fußgänger sey; die Ermüdung hatte ohne Zweifel die Entfernung für ihn verdreifacht, und es gelang mir, einige Officiere zu bewegen, die anfangs durch die Klagen des Naturforschers erschreckt worden waren, mich zu begleiten.

„Dem zu Folge schiffte ich mich am 7. früh um 6 Uhr mit Jacquinot, Berard, Lottin und Gabert in einem Boote ein; zwei Rekruten trugen unsere Lebensmittel und ein schönes scharfes Beil, das wir dem uros ton oder ersten Häuptling der Insel zum Geschenk bestimmt hatten. Lange ehe wir die Küste erreichten, war das Wasser so seicht, daß wir alle hineinsteigen und das Boot zurückschicken mußten. Dann gelangten wir an das Dorf Lual, indem wir der Mündung eines kleinen Baches folgten, wo uns das Wasser häufig bis an den Gürtel ging. In diesem Zustande hätten wir gern unsere unbequeme Kleidung gegen den leichten Gürtel der Ualaner vertauscht, den ein Sonnenstrahl trocknet, sobald sie aus dem Wasser getreten sind.

„In Lual wurden wir in einer großen öffentlichen Hütte empfangen, welche zugleich als Bauschoppen diente, denn ich bemerkte daselbst eine große Pirogue, woran drei Eingeborene arbeiteten. Ich hatte immer geglaubt, diese Wilden brauchten eine ungeheuere Zeit mit ihren unvollkommenen Werkzeugen, aber ich sah, daß es doch ziemlich rasch ging. Bei jedem Schlage ihres Muschelbeiles flogen ziemlich dicke Holzspähne ab und ich fand selbst, daß die Klingen ihrer Gestalt nach sich weit besser zu ihrer Arbeit eigneten, als unsere stählernen Werkzeuge. Der Vorsteher dieser Werkstatt bewunderte allerdings unser Beil und versuchte es einen Augenblick, sich desselben zu bedienen, aber er gab es uns bald zurück, indem er sagte, es sey viel zu scharf und schneide zu sehr.

„Wir verlangten einen Führer nach Leilei, aber dieser war nicht so leicht zu erhalten, als wir geglaubt hatten. Nach einer halbstündigen Unterhandlung war die Sache noch immer auf der ersten Stelle, und ich glaubte zu bemerken, daß der Besuch von gestern die Potentaten von Leilei bereits besorgt und mißtrauisch gemacht hatte und die Einwohner von Lual sich nicht getraueten, neue Fremdlinge an den Hauptort zu führen. Meine Reisegefährten waren schon unentschlossen, was sie thun sollten, als ich den Insulanern zu verstehen gab, ich wollte durchaus den Uros ton sehen und wenn mich Niemand begleite trotz der Belohnung, die ich dafür geben wolle, so würde ich mich allein auf den Weg machen, und ich sey überzeugt, daß ich den rechten finde. Dann fing ich an zu gehen. Als sie mich so entschlossen sahen, erbot sich ein Eingeborener, der wohl meinte, es sey besser, die versprochene Belohnung zu verdienen, freiwillig zum Führer, und bat nur um einige Augenblicke Geduld, damit er seine Toilette machen könne, was sehr bald geschehen war. Er hatte weiter nichts zu thun, als die Haare oben auf dem Kopfe zusammenzubinden, einen neuen Gürtel um die Lenden zu schlingen und auf die Unterlippe eine Venusmuschel zu legen.

„Endlich gegen sieben Uhr brachen wir auf und gingen lange auf einem schmalen schmuzigen Wege hin, der durch mehrere Pflanzungen führte. Es werden hier Taros, Bananen und Zuckerrohr gebaut; das letztere ist der Gegenstand besonderer Pflege, indem man jeden Stengel an einen Stab bindet und den Zwischenraum sorgfältig von allem Unkraute reinigt. Die Palissaden umher sind aus zierlichen Stengeln der dracaena terminalis gebildet. Diese hübschen eingehegten Plätze enthalten die meisten Begräbnißplätze der Insel, welche iomsi heißen. Es sind ganz einfach kleine Hütten von 6 bis 8 F. Länge und 4 bis 5 F. Breite.

„Auf dem Wege kommt man über mehrere Flüsse mit frischem klaren Wasser. Ein fast ununterbrochenes Gewölbe von majestätischen Bäumen würde sie zu einer herrlichen Promenade machen, wenn die Eingeborenen nur die Aufmerksamkeit hätten, von Zeit zu Zeit große Steine hineinzulegen, auf die man die Füße stellen könnte, weil man jetzt in den Pfützen bis an die halbe Wade versinkt. (Taf. 58. Abbild.)

„Nach drei oder vier Stunden machten wir in einem kleinen Dorfe Halt, wo uns die versammelte Einwohnerzahl, etwa 40 Personen von jedem Alter und Geschlechte, friedlich erwartete; sie hatten die Aufmerksamkeit gehabt, für uns Brodfrüchte, Cocusnüsse und Bananen bereit zu halten. Alle diese Wilden betrachteten uns mit der größten Neugierde und jede unserer Handlungen veranlaßte sie zu einem Ausrufe der Verwunderung. Ihre übrigens sehr natürliche Neugierde verrieth sich indeß durch keine Zudringlichkeit und Unbescheidenheit. Nur von Zeit zu Zeit kam ein

Digitized by Google

Mann oder eine Frau ganz leise zu einem von uns und schien durch die Blicke um die Erlaubniß zu bitten, unsere Haut zu betrachten und zu berühren. Wurde ihnen diese Erlaubniß bewilligt, so griffen sie uns ganz sanft an, berochen die Haut und schienen viel Vergnügen daran zu finden. Die Weiße und der Geruch unserer Haut schienen von allen Wundern, welche wir vor den Augen der Wilden sehen ließen, das zu seyn, was ihnen am meisten gefiel.

„Nach einem halbstündigen Halte nahmen wir Abschied von unsern Wirthen, die entzückt von der Freigebigkeit waren, wodurch wir ihre Zuvorkommenheit zu belohnen für zweckmäßig gefunden hatten, doch bestand sie nur in einigem Schmuck von Glasperlen, einigen Nägeln und schlechten Messern. Unser Gefolge vermehrte sich bald und es begleiteten uns dreißig Eingeborene, als wir die erste Station verließen. Der Weg hebt sich einige Stunden lang an dem Mittelgebirge hinan, ich glaube aber nicht, daß er über hundert Meter hoch steigt. Hier fand ich eine Vegetation ähnlich der, welche ich schon zu Waigiu in Papuasien bemerkt hatte, aber beschränkter in der Mannichfaltigkeit der Arten. Die entomologische Fauna ist außerordentlich arm und beschränkt sich auf einige Schmetterlingsarten. Von den Landvögeln giebt es nur fünf oder sechs Arten. Ein einziger kleiner Baumhacker von glänzend rothem Gefieder sieht hübsch aus und oft glaubt das getäuschte Auge eine Purpurblume auf einem grünen Zweige sich wiegen zu sehen. An dem entgegengesetzten Abhange der Hügelreihe folgt der Weg lange dem Bette eines herrlichen Baches, der in kleinen Cascaden herabfällt und ohne Aufhören von den schönsten Bäumen beschattet wird. So gelangt man in das Mittelthal zwischen den beiden Piks, das zum größten Theile mit blühenden Zuckerrohrpflanzungen bedeckt ist, durch welche hindurch sich mehrere Bäche schlängeln, die eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit unterhalten. In der Mitte dieser lachenden Ebene machten wir zum zweitenmale Halt in einer großen Hütte, wo uns ungefähr sechzig Eingeborene erwarteten. Wir fanden hier dieselbe Gastlichkeit, dieselbe Bescheidenheit, dieselbe Freude uns zu sehen, uns zu hören und uns zu berühren. Die beiden Rekruten, welche unser Gepäck und die Geschenke trugen, wurden vorzugsweise der Gegenstand der Aufmerksamkeit und Sorgfalt von Seiten mehrerer eigennützigerer Eingeborener, die hofften, von ihnen einige seltene Gegenstände zu erhalten.

„Auf diesen Halt wendeten wir nur eine halbe Stunde, dann setzten wir unsere Wanderung auf einem weit bessern Wege fort, so daß wir uns etwa halb zehn Uhr an dem Ufer eines ansehnlichen Flusses befanden, dessen Bett durch zwei Steinmauern gestützt wurde. Wir gingen etwa hundert Schritte in diesem Flusse, im Wasser bis an den Gürtel, und diese neue Art zu reisen fing an, uns in unsern Kleidern sehr unbequem zu werden, als wir plötzlich zwei sehr hübsche Piroguen entdeckten. Die schönen palpals (eine Art chinesische Hüte aus weißen kleinen Muschelschalen gemacht), welche sie schmückten, kündigten deutlich genug an, daß sie ausgezeichneten uros gehörten. Unsere Ankunft war zu Leilei bereits angekündigt und man hatte diese Piroguen für uns abgeschickt. Bald verließen wir den Fluß, um in den Hafen von Leilei zu steuern. Ich war eben so erstaunt als erfreut, unsere Wanderung so schnell beendigt zu sehen. Ich hatte wohl ein wenig auf die Uebertreibung in der Erzählung Lesson's gerechnet, aber nicht geglaubt, daß diese furchtbare Reise sich auf einen kleinen Spaziergang von etwa dritthalb Stunden reduziren würde.

„Uebrigens wurde meine Aufmerksamkeit bald ganz von dem bewundernswerthen Schauspiele, das sich uns darbot, in Anspruch genommen. Wir schwammen ruhig mitten auf einem geräumigen Becken, das an drei Seiten von den grünen Wäldern der Küste umgeben war. Hinter uns erhoben sich zur Rechten und Linken die hohen Spitzen der Insel, ihrer ganzen Ausdehnung nach mit einem dichten grünen Teppich bedeckt, über welchem sich hier und da die beweglichen Stämme der Cocuspalmen wiegten. Vor uns stieg mitten aus der Flut die kleine Insel Leilei herauf, umgeben von hübschen Hütten der Insulaner und gekrönt von einem kleinen grünen Berge; in einer Entfernung von Leilei zeigten sich zwei noch kleinere Inselchen mit schönen Wohnungen. Dazu denke man sich einen herrlichen Tag, eine köstliche Temperatur, das Freudengeschrei unserer wilden Freunde, und man wird sich eine Vorstellung von den Gefühlen machen können, welche unsere Seelen bei dieser Art Triumphzug unter einem einfachen, friedlichen und edelmüthigen Volke füllen mußten. (Taf. 58. Abbild.)

„Als wir uns der Küste von Leilei näherten, zeigte sich die Scene mehr im Einzelnen: schöne Hütten, umgeben von hohen Mauern, gut gepflasterte Straßen und am Strande die ganze Einwohnerzahl von Leilei, wenigstens 800 Personen, die unsere Landung sehen wollten. Besonders verdiente unsere Bewunderung die vollkommene Ordnung und Ruhe, welche unter dieser Volksmenge von Personen jeden Alters herrschten. Die Männer standen an der einen Seite, die Weiber auf der andern; alle waren völlig nackt und hatten durchaus keine Kleidung außer einem schmalen Gürtel, welcher die Lenden umgiebt und tot heißt. Als unsere Piroguen an den Strand stießen, traten zwei oder drei uros aus der Menge hervor und führten uns ernst und schweigend hundert Schritte vom Ufer in eine sehr große Hütte, die mir für öffentliche Feierlichkeiten bestimmt zu seyn schien. Sie war von allen Seiten offen und nur ein kleiner Winkel mit einer Scheidewand schien für den Oberhäuptling bestimmt zu seyn. Wir wurden in dieses Gemach geführt, wo man uns allein ließ, während die ganze Menge außen vor der Hütte im tiefsten Schweigen auf den Knien kauerte. Nur ein Häuptling blieb bei uns auf der Schwelle unsers Gemachs. Wir warteten einige Zeit lang, ohne irgend eine Bewegung unter diesen Eingeborenen zu bemerken. Endlich wurden wir dieser seltsamen Absperrung überdrüssig und ich fragte den bei uns sitzenden Häuptling, wo der uros ton sey, den wir zu sehen wünschten. Der Häuptling antwortete sehr artig, der uros ton wohne in einem nahen Hause und er werde kommen, aber wir müßten Geduld haben, weil ihm das Gehen schwer werde.

„Nach einigen Augenblicken sahen wir wirklich diese wichtige Person erscheinen. Sein zusammengesunkener Körper, sein gebrechliches Aussehen, seine außerordentliche Magerkeit und sein wankender Gang kündigten einen Achtziger an. Bei seiner Annäherung standen wie in einer unwillkührlichen Anwandlung von Artigkeit auf, um ihn zu empfangen, aber ein allgemeines Gemurmel unter den Anwesenden überzeugte uns bald, daß wir sehr gegen das Ceremoniel auf der Insel gefehlt hatten. Wirklich verlangt hier die Etikette, daß jeder Untergeordnete sich vor seinem Obern niederwirft, und vor dem uros ton muß jede Stien an die Erde gebeugt bleiben. Bei seinem Anblicke hatten sich alle Anwesenden und die mächtigsten uros demüthig verneigt, und alle schienen über das Benehmen dieser Fremden sehr überrascht, welche sich nicht scheuten, bei der Ankunft ihres höchsten Monarchen aufzustehen. Das Volk murrte, die Großen wurden unwillig, der alte Häuptling selbst war einen Augenblick bestürzt und unentschlossen, was er thun sollte. Als ich meinen Fehler erkannt hatte, setzte ich mich wieder auf die Decke nieder und gab meinen Begleitern ein Zeichen, dasselbe zu thun. Da legte sich die Unruhe sogleich wieder und der alte uros setzte sich wohlwollend neben mich. Jeder von uns beeilte sich, ihm verschiedene Geschenke zu machen, Glasperlen, Spiegel, Messer, Nägel, Tücher, und diese Geschenke versetzten ihn in eine so gute Laune, daß er lachte, plauderte und sich geberdete wie ein Kind. In seiner Freude gab er jeden von uns auf die komischste Weise ein Zeichen seiner königlichen Huld. Einen knipp er in die Backen, den andern in die Beine, den dritten schlug er auf die Achseln oder Schenkel, und alles das, um uns seine Zufriedenheit zu bezeugen. Mit einem Worte, wir wurden die besten Freunde von der Welt.

„Die Königin zeigte sich an der Thüre des Ortes, wo wir uns befanden, schien aber sich nicht hereinzuwagen; die Frauen, welche sich bis dahin bei Seite gehalten hatten, näherten sich, ermuthigt durch das Beispiel ihrer Fürstin, in Menge, um uns in der Nähe zu betrachten. In diesem Augenblicke entschied sich endlich der König, die Geschenke holen zu lassen, welche er für uns bestimmt hatte; ich sah, ziemlich überrascht, daß sie sich auf zwei tots für jeden von uns beschränkten, die allerdings neu, aber von dem größten Zeuge waren. Gewöhnliche Personen hatten sich freigebiger gezeigt, und wir schlossen daraus, der brave Mann müßte ein sehr ökonomi-

Digitized by Google

scher König in dem, was ihm selbst angehöre, seyn, dagegen aber sehr habgierig nach dem, was Andern angehörte. Er wollte meine Pflanzenbüchse, meine Hacke, kurz alles, was er sah; aber ich wußte ihm verständlich zu machen, daß alles dies mein, daß ich uros ton wie er sey und daß er sich mit dem begnügen müsse, was ich ihm gebe. Alles dies schien ihn nicht auf eine andere Meinung zu bringen. Ich stand nun von meinem Platze auf, ging auf die Königin zu und schlang ihr um den Hals ein glänzendes Halsband von geschliffenem Glas, worüber die versammelte Menge in einem Beifallssturm ausbrach. Diese Galanterie gefiel der erlauchten Person so, daß sie sogleich fünf tots vom schönsten Gewebe holen ließ, die sie mir sehr freundlich gab. Da sich unterdeß das Volk uns ein wenig zu sehr genähert hatte, ließen die Häuptlinge die Zudringlichen zurücktreiben, aber immer in aller Freundlichkeit, was mir eine gute Meinung von dem allgemeinen Charakter der Nation gab.

„Man brachte uns auch Brodfrüchte und Cocusnüsse, die wir verlangt hatten; dann nahmen wir etwas von unsern Lebensmitteln und fingen an, ein besseres Mahl zu halten als früh. Diese Freiheit schien anfangs dem alten uros nicht recht zu seyn und er suchte mir zu verstehen zu geben, es schicke sich nicht, in seiner Gegenwart zu essen. Um ihn zu beruhigen, ließ ich ihm von den Speisen anbieten, die wir mitgebracht hatten, und seine gute Laune kehrte zurück. Unter den seltsamen Einfällen, die ihm durch den Kopf gingen, muß ich auch den erwähnen, daß es ihm mit einem Male in den Sinn kam, sich zu überzeugen, ob ich ein Mann oder eine Frau sey, und ich hatte viel Mühe, ihn von der Untersuchung abzubringen. Es wäre eine für Callot würdige Scene gewesen, ein französischer Officier in einem solchen Kampfe mit einem alten wilden Häuptlinge in Gegenwart einer Volksmenge von 6 bis 800 Personen beiderlei Geschlechts.

„Unter allen bei dieser Gelegenheit anwesenden Uros hatte ein einziger, ein Mann von etwa 60 Jahren, beleibter als die meisten Insulaner, das Vorrecht, mit uns bei dem Könige zu bleiben. Dieser Mann war vielleicht der erste Minister oder der zweite Häuptling der Insel, denn der alte König selbst stellte ihn uns vor als einen ausgezeichneten Uros und empfahl ihn unserer Freigebigkeit.

„Es war nun fast anderthalbe Stunde vergangen und da es uns unmöglich wurde, unsere Gedanken auf eine irgend genügende Weise mitzutheilen, so hielt ich es für hinreichend. Ich stand auf und die Sitzung war so abgebrochen. Da erschien unser erster Führer, der unter der Menge verschwunden war, wieder und ich sah, daß er sich anschickte, uns schnell durch das Dorf zu bringen, ohne uns anhalten zu lassen. Das paßte keineswegs zu meiner Rechnung und ich erklärte ihm, daß ich Leilei so nicht verlassen möge. Erst drückte ich den Wunsch aus, die königl. Wohnung ganz in der Nähe des großen öffentlichen Gebäudes zu besuchen. Es war eine große, von allen Seiten mit Decken umgebene Hütte, deren Aussehen den Wohlstand der Eigenthümer verrieth. Unser Führer und andere Häuptlinge schienen sich diesem Wunsche widersetzen zu wollen. Ich bestand aber darauf und die Königin selbst machte dem Streite ein Ende, indem sie freiwillig die Thüren öffnen ließ. Das Innere zeigte nur ein großes ganz freies Gemach ohne Meubles, in dem man nur eine Scheidewand an dem untern Ende bemerkte, wie in allen andern, die ich schon gesehen hatte. Nachdem ich meine Neugierde befriedigt hatte, gab ich der Königin und ihren Töchtern einige Geschenke, worauf ich Abschied nahm und meine Forschung fortsetzte.

„Die Straßen waren mit ungeheuern Mauern eingefaßt, welche beweisen, daß diese dem Anscheine nach schwachen und nicht starken Eingeborenen dennoch fähig sind, beschwerliche Arbeiten zu verrichten. Hinter der königl. Wohnung zog ein großer viereckiger mit starken Mauern umgebener Platz meine Blicke eine Zeit lang auf sich; gewisse Ausdrücke, gewisse Zeichen der Wilden brachten mich auf den Gedanken, daß dieser Ort bisweilen zu religiösen Ceremonien dienen könnte. Indeß ich konnte nichts als einige auf dem Boden ausgebreitete Decken und eine große Hütte in schlechtem Zustande entdecken.

„Am Ende der Straße erregte eine Mauer, die noch ansehnlicher war, als alle andern, meine Bewunderung; sie war nicht weniger als 20 Fuß hoch, 10 bis 12 F. dick und 40 bis 50 F. lang. Man kann sich nicht denken, wie diese Völkerschaften ohne Beihilfe einer Maschine so schwere Blöcke fortschaffen können, von denen einige über 20 Centner wiegen mußten, und eben so schwer läßt sich der Nutzen dieser Massen errathen. Ich konnte weiter nichts bemerken, als daß die Wohnungen der uros immer von diesen ungeheuern Mauern begleitet waren, welche sie pot uro oder bios pot nennen, und sie scheinen ein Attribut ihrer Würde zu seyn, wie im Mittelalter die Wälle und Geräden sich immer bei den Wohnungen der Herren befanden.

„Neben den dicken Mauern, die ich erwähnte, erhoben sich zwei schöne Hütten, die größer und besser unterhalten waren, als die des Königs. Die meisten dieser Wohnungen enthalten eine jede im Innern zwei oder drei große Pirogen, welche an Querbalken fünf bis sechs Fuß über dem Boden hängen. Auch dies war ein Räthsel für uns, zu wissen, was die Eingeborenen mit diesen ungeheuern Pirogen machen könnten, da sie kein anderes Land in der Welt zu kennen schienen, als ihre Insel. Die meisten dieser Häuser waren verlassen, als wir hineintraten; die Eingeborenen kamen erst hinter uns und jeder von ihnen kauerte sich augenblicklich nieder, als wenn ein Uros erscheinen sollte. Uebrigens bot man uns überall Brodfrüchte und Cocusnüsse, und wir vergalten diese Freigebigkeit durch Geschenke. Die letzte Hütte, welche wir besuchten, an dem entgegengesetzten Abhange von Leilei, übertraf alle andere durch ihre Größe, und ich erkannte, daß es die erste war, welche unsere Blicke auf sich gezogen hatte, als wir an der Insel hinfuhren. Der Eigenthümer dieser schönen Wohnung war ein junger Uros, etwa dreißig Jahre alt, gut gewachsen, aufgeweckt, mit einem angenehmen Gesicht und von einnehmendem Wesen. Er nahm uns eben so auf wie die Andern; wir blieben eine halbe Stunde unter seinem Dache und etwa eben so lange an der Küste, wo wir uns mit den versammelten Eingeborenen, Männern, Frauen und Kindern, unterhielten, welche uns sehr gern unter sich zu sehen schienen. Dann rüstete der junge Häuptling zwei schöne Pirogen aus und brachte uns selbst an die NO.Küste von Ualan, nachdem wir ihm den Wunsch geäußert hatten, von dort auf unser Schiff zurückzukehren.

„Es war erst 1 Uhr Nachmittags, aber unsere Freigebigkeit hatte alle Gegenstände erschöpft, die wir zur Vertheilung mitgenommen. Diese übelverstandene Freigebigkeit hatte bereits den edelmüthigen und gastlichen Charakter dieses Volkes verdorben, besonders die Classe der Häuptlinge; statt des uneigennützigen Entgegenkommens, das wir anfangs bei ihnen gesehen hatten, erkannten wir nun, daß ihre Anerbietungen von der ihnen früher unbekannten Habsucht eingegeben wurden. Wir kamen zwischen den beiden Inselchen Senei und Senas hin, wo sich große Fischereien befinden, und stiegen am Strande aus. Unser junger Uros begleitete uns bis zur Wohnung des Häuptlings dieses Gebietes, und ich war hier Zeuge eines seltsamen Auftritts zwischen den beiden Personen. Unser Gefährte benachrichtigte uns, daß wir vor einem uros erscheinen würden, dann ging er selbst vorsichtig bald rechts, bald links vorwärts, gleich als wolle er herausbekommen, wo sich der uros aufhalte. Bald sahen wir diesen an der Thüre seines ummauerten Geheges gravitätisch und ein wenig abseits von seinen versammelten Unterthanen sitzen. Unser junger uros kauerte sich schnell etwa 50 Schritte davon mit allen seinen Leuten nieder und sie blieben in dieser Stellung, ohne ein Wort zu sagen, bis wir Abschied von unserm neuen Wirthe nahmen. War dies Etikette zwischen den beiden Häuptlingen, oder herrschte Feindschaft zwischen ihnen, die sie verhinderte, einander näher zu kommen? Ich konnte es nicht ermitteln. Uebrigens nahm uns der letzte uros, ein ernster Mann von ehrwürdigem Aussehen, sehr gut auf.

„Auf unserm übrigen Wege bis zur Corvette, etwa 7 bis 8 M. weit, kamen wir vor mehrern Urooswohnungen vorbei, wo man uns überall gastlich Früchte vorsetzte. Wir hatten ihnen fast nichts mehr zu geben, und doch schien keiner von ihnen durch die Habsucht bestimmt zu werden. Bald ging der Weg am Strande hin und die drückende Sonnenhitze ermattete uns sehr; aber bisweilen schlängelte sich der Pfad durch schöne Bosquets

Digitized by Google

von Hibiscus, Barringtonien, Aegiceras und Pandanus, und wir erquickten uns an der herrlichen Frische. Etwa dreißig Wilde begleiteten uns, fröhliche, gefällige Menschen, die uns sehr gern kleine Dienste leisteten. Bei unsern häufigen Ruhepunkten fragte ich oft, um in ihrer Sprache die Bedeutung einer Menge Ausdrücke zu erhalten, und schrieb sie sogleich auf; dies beunruhigte sie sehr, aber ihre Ueberraschung erreichte den höchsten Grad, als sie mich mein Büchelchen zu Rathe ziehen sahen, um ihnen die Worte zu wiederholen, die ich eben brauchte.

„Auf diesem Ausfluge entdeckte ich zuerst die vier Castten, welche die kleine Bevölkerung von Ualan theilen, die höchstens 2 bis 3000 Seelen beträgt. Die höchste dieser Castten heißt ton und ihr gehören die ausgezeichnetsten Häuptlinge an, alle die, welche die Dörfer regieren und große Häuser mit hohen Mauern besitzen; nach den ton kommen die penmai, eine zahlreiche Classe, welche die kleinen Beamten, die Handwerker und verschiedene kleine Eigenthümer in sich zu schließen scheint; darauf kommen die lissinguai, aber ich konnte nicht ermitteln, worin der Unterschied zwischen ihnen und den andern besteht; die neas endlich scheinen alle Diener oder Personen ohne Existenzmittel zu seyn, welche sich in den Dienst der Häuptlinge begeben müssen, um leben zu können. Der Oberste der uros, oder der König der Insel, führt den besondern Namen uros ton oder uros leallen; alle ausgezeichneten uros, wie bereits erwähnt, gehören zur Classe der ton; indessen hat man mir mehrmals gesagt, daß es uros penmai, uros lissinguai und uros neas gebe, aber ich gestehe, daß es mir unmöglich war zu ermitteln, ob sich diese Titel auf den penmai, den lissinguai und neas vorgesetzte uros bezogen, oder ob sie Leute aus diesen Classen bezeichnen sollten, welche den Ehrentitel uros führten. Gewiß ist, daß die Eingeborenen mir sehr genau zu sagen wußten, ob einer ein uros, ein uros ton oder uros penmai war.

„Halb sechs Uhr Abends kamen wir an Bord zurück, entzückt von unserm Ausfluge und nicht sehr ermüdet; ich zumal sah ihn für einen angenehmen Spaziergang an."

Aus dem Berichte Duperrey's läßt sich nicht viel Neues lernen, und wir theilen ihn deshalb nicht mit.

Es herrschte während des zehntägigen Aufenthalts der Franzosen zwischen diesen und den Eingeborenen fortwährend ein gutes Vernehmen; zwar kamen einige Stehlversuche vor, aber sie wurden nachsichtig behandelt und es folgte kein trauriges Ereigniß. Die uros, die man durch die Freigebigkeit im Anfange verdorben hatte, wurden habsüchtig und bisweilen zudringlich und ihre Gesellschaft fand man zuletzt nicht für angenehm. Die bloßen ton und penmai dagegen blieben gefällig wie am ersten Tage.

Nach den Franzosen der „Coquille" erschien an Ualan der russische Capitain Lütke, der uns über diese Gruppe genaue und sehr umständliche Details gegeben hat. Am 4. Decbr. 1827 befand er sich in jenen Gewässern. Nach ziemlich langem Warten kam eine Pirogue an das Schiff. Es befanden sich vier Männer darauf, darunter zwei Greise, die auf einer Erhöhung saßen; alle riefen fortwährend und mit einer schleppenden Stimme das Wort uai. Dann stiegen sie an Bord und hielten Reden, von denen Niemand ein Wort verstand; offenbar luden sie die Fremden ein, an's Land zu kommen, um dort zu schlafen, indem sie sagten, sie würden dort viele Frauen und Cocusnüsse finden. Darauf kehrten sie an's Land zurück, aber bald kam eine andere Pirogue mit drei Männern, unter denen ein uros (Häuptling) war. Neue Reden, neue uai! wobei einige Cocusnüsse angeboten wurden. Eine dritte Pirogue löste die zweite ab und entfernte sich wieder.

Am folgenden Tage hielt die Windstille das Schiff 12 Meil. von der Insel zurück, indeß erhielt Lütke den Besuch von drei Piroguen, von denen eine den jungen uros Nena trug. Die Russen waren entzückt über die Sitten und das Benehmen ihrer neuen Gäste. Sie bewunderten ihre unverstellte Heiterkeit und ihren ausgezeichneten Anstand. Nena zeichnete sich vor den Seinigen durch die größte Sittsamkeit, durch einen gewissen Adel des Benehmens, aber auch durch eine außerordentliche Feigheit aus. Er that keinen Schritt auf dem Schiffe, ohne sich an den Capitain anzuhalten; der Ton der Glocke durchbebte ihn anfangs, später aber vergnügte er ihn sehr, aber nichts konnte ihn vermögen, durch das Fernrohr zu sehen. Bald faßte er indeß so viel Vertrauen zu den Fremden, daß er bei denselben bleiben wollte und an Bord schlief.

Den 9. December konnte Lütke im Innern des Hafens der Coquille ankern, nachdem sein Schiff in der vorhergehenden Nacht an den Riffen fast verunglückt war. Trotz ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Wohlwollen stahlen die Eingeborenen gleich am ersten Tage ein Thermometer und drei eiserne Bolzen. Um diese Gegenstände wieder zu erhalten, wendete sich Lütke an die beiden uros Sipe und Nena und erklärte ihnen, er werde nichts mehr geben, bevor er die Gegenstände zurück erhalten hätte.

Lütke schlug sein Observatorium auf dem Inselchen Matanial auf und brauchte jede mögliche Vorsicht, um dort von den Insulanern nicht gestört zu werden. Aber diese begnügten sich, die Bewegungen ihrer Gäste aufmerksam zu beobachten und zu Zeiten ihren ewigen Ruf uai! hören zu lassen. Ein andermal, besonders bei dem Anblicke des Compasses und bei den ersten Flintenschüssen, riefen sie auch sacre comment! gleich als wollten sie die Erinnerung an das zurückrufen, was sie bei den Franzosen gesehen hatten. Dies war alles, was sie von der Sprache ihrer ersten europäischen Gäste behalten hatten. Lütke konnte sich nicht erklären, warum sie sich gerade jene beiden nichts bedeutenden Worte gemerkt hätten, d'Urville scheint aber die Auflösung des Räthsels gefunden zu haben. Einige Matrosen und Officiere aus der Provence, welche zur Mannschaft der „Coquille" gehörten, fluchten besonders gern: sacré gamin! und sparten den Fluch auch den Eingeborenen gegenüber nicht. Diese hatten also jenen Ausdruck häufig aus dem Munde der Weißen gehört und es ist demnach nicht zu verwundern, wenn sie ihn behielten.

Einer der besten Freunde der Russen war Kaki, der Häuptling des Dorfes Lual in der Nähe des Ankerplatzes. Alle Morgen brachte er ihnen regelmäßig gekochte Brodfrüchte, scheinbar ohne alle eigennützige Absicht. Eines Tages begleitete ihn sein vierjähriger Sohn, der ihm auf dem Rücken saß. Dieses Kind hatte eine so große Furcht vor den Weißen, daß es entsetzlich schrie und am ganzen Leibe zitterte, so oft der Capitain sich ihm nähern wollte. Lütke glaubte, die Frauen von Ualan fürchteten sich eben so, weil sich keine vor den Russen sehen ließ und man keine einzige in den nahen Dörfern fand.

Am 12. früh brachten die Uros Sipe, Nena und Seghira die gestohlenen Gegenstände wieder; Lütke gab ihnen dafür schöne Geschenke und lud sie zu Tische. Während sie zu Tische saßen, schlug der uros Sipe einem russischen Officier vor, den Namen mit ihm zu tauschen. Lütke vertauschte den seinigen mit Nena und dieser trat sogleich vor, um der Menge anzukündigen, er sey nun der uros Lütke und Nena auf dem Schiffe. Die erstaunte Volksmenge antwortete auf diese Erklärung durch ein langgedehntes uai.

Zwei Tage nachher besuchte die Russen die Gattin Kaki's in Begleitung fast aller Frauen von Lual. Nachdem sie eine Stunde bei den Europäern verbracht und von denselben mehrere Geschenke erhalten hatten, kehrten sie lachend und schwatzend zurück. Kurz nachher sah man drei oder vier junge Mädchen ankommen, die von Männern aus entfernterem Orten hergeführt wurden, und aus den Zeichen verstand man, daß sie dieselben den Fremden anböten. Da dieser Antrag nicht angenommen wurde, so sprach sich in dem Gesichte der armen Geschöpfe eine bittere Täuschung aus. Lütke erwähnt indeß, daß sie sich sehr anständig benahmen.

Am 16. begab sich der Capitain nach Lual an dem steilen Ufer eines Wildbaches in einem Dickicht von Brodbäumen, Bananen und Pandanus. Niemand kam den Russen entgegen und ohne zwei oder drei Männer aus dem Volke, die nachlässig auf Decken lagen und sie zum Niedersitzen einluden, würden sie das Dorf für unbewohnt haben halten können. Ueberrascht wollten sie zurückkehren, als Seghira erschien. Man brachte Früchte, bereitete Saka (wie man den Kawa hier nennt) und bot ihn den Fremden an. Seghira fing an, die Zweige ihrer Blätter zu berauben, um sie

Digitized by Google

der Gottheit zu opfern, dann legte er sie auf geheimnißvolle Weise in einen zu dieser Ceremonie bestimmten Winkel.

In der folgenden Nacht wurde der Anker eines Boots gestohlen und Lütke trug den uros Nena und Seza auf, ihm denselben wieder zu verschaffen. Weit entfernt, diesem Vertrauen zu entsprechen, nahm Seza den andern Tag selbst an dem Diebstahle eines Beiles Theil, das man dem Zimmermanne entriß; dann verschwand er. Lütke nahm mehrere Piroguen weg, die jenem uros angehörten, um ihn zur Rückgabe zu bestimmen. Als er aber nichts von Seza erfuhr, ließ er eine der Piroguen vernichten und erklärte, mit den andern ebenso zu verfahren, wenn die gestohlenen Gegenstände nicht zurückgegeben würden. Diese Drohung hatte den gewünschten Erfolg: der Anker wurde zurückgegeben. Darauf gab man auch die Piroguen zurück und der Friede war wieder hergestellt.

Während dieses Streites hatten die andern uros und besonders der gute Kaki ihre freundschaftlichen Verhältnisse zu den Europäern fortgesetzt. Der uros Seza, der einige Zeit als Geißel zurückbehalten wurde, schien im Anfange unruhig zu seyn, später verfiel er aber in eine solche Abspannung, daß Lütke ihn freizugeben beschloß.

Nach der Beendigung seiner Beobachtungen an diesem Küstenpunkte entschloß sich Lütke mit mehrern seiner Officiere zu einem Ausfluge nach Leilei und blieb zwei Tage daselbst, um die Bai und ihre Umgebungen aufzunehmen. In seinen freien Stunden vergnügte er sich mit den Kindern, die von früh bis Abends seine Wohnung umlagerten; er rühmt die Fröhlichkeit und Natürlichkeit dieser kleinen Wilden und führt besonders einige Mädchen von 13 bis 15 Jahren an, welche mit ihren schwarzen Augen voll Feuer, ihren Perlenzähnen und ihren reizenden Gesichtern in Europa für Schönheiten würden gegolten haben. Leider waren diese hübschen Gesichter ziemlich unreinlich. Für einige Kleinigkeiten lehrten diese Mädchen die Fremden ihre Nationalgesänge. Die folgende Strophe ist eine Probe davon:

Sonde ugma Catanarie, combien noa non
La Sacryca, la Sacryca
Nin nia Culonia, nin nin Culonia.

Unter den Kinderspielen erwähnt Lütke das folgende: die Spieler setzten sich einander gegenüber und schlugen nacheinander mit der hohlen Hand auf ihre Knie, auf die Hand des gegenüber Sitzenden und dann auf die des Nachbars zu beiden Seiten und so fort. Das Talent besteht darin, während der Partie nie aus der Ordnung zu kommen, die man einmal festgesetzt hat. Ein außerordentlich eintöniger Gesang begleitete diese verschiedenen Geberden.

Eines Abends bei schönem Mondenscheine ging Lütke am Meeresufer spazieren. Bald sah er sich von einem Dutzend junger Mädchen umgeben, die in Hinsicht der Koketterie mit den gewandtesten Freudenmädchen von Paris und London hätten wetteifern können, die aber dabei sehr zurückhaltend und anständig waren. Sie lachten und scherzten und improvisirten Gesänge, in denen der Name des Capitains häufig vorkam. Später schloß sich eine Gruppe junger Bursche diesem Spiele an, während die Insulaner, die noch an den Thüren ihrer Häuser saßen, den russischen Officieren von Zeit zu Zeit Cocusnüsse und Bananen anboten, oder sie einluden, bei ihnen auszuruhen. Mit einem Male folgte den Gesängen ein tiefes Stillschweigen und Alle setzten sich im Kreise auf die Erde, als wären sie von einem Zauberstabe berührt worden. Lütke allein blieb stehen und wußte nicht, was das zu bedeuten habe, als er bemerkte, daß der Uros Seghira an der Thüre seines Hauses erschienen sey und zu ihm komme. Während ihrer ganzen Unterhaltung blieb die vorher so lärmende und ausgelassene Gruppe stumm und unbeweglich. Dies kann eine Vorstellung von der Achtung geben, welche die Personen aus allen Classen und jedem Alter vor den Häuptlingen haben.

Als Lütke wieder an Bord war, ließ er dem uros von Togoja sagen, er wolle ihm ein Schwein geben, welches jener gern haben wollte, wenn er ihm die versprochenen Lebensmittel schicke, aber er erhielt keine Antwort. Er ging den 2. Januar unter Segel und hielt vor Leilei in der Hoffnung, der Uros werde sich zu dem Tausche noch bestimmen, aber vergebens. Nachdem sie Geschenke über Geschenke erhalten hatten, mochten sie ihre Lebensmittel nicht weggeben. Lütke konnte sie mittelst des Fernrohrs an der Küste ruhig und unbekümmert um das Schiff herumgehen sehen. Da entschloß sich Lütke, das Schwein an den guten Kaki durch ein Boot zu schicken. Dieser kam den Fremden mit seiner ganzen Familie entgegen, nahm das cocho (Schwein) dankbar an, versprach es zu pflegen und fragte, wie er es füttern müsse. Auch diesmal gab er den Russen soviel Cocusnüsse und Bananen als er sammeln konnte. Als man endlich Abschied nahm, fragten alle Eingeborenen, ob die Russen nicht ihre Frauen holen und in wenigen Tagen wiederkommen wollten.

Lütke verließ Ualan entzückt von dem liebenswürdigen Charakter der Einwohner. Es war das zweitemal, daß ein Kriegsschiff mehrere Tage bei ihnen gewesen, ohne daß ein einziger Schuß nach ihnen gefeuert oder ein einziger Tropfen Blut vergossen zu werden brauchte, was so selten bei den Insein Oceaniens ist, die von europäischen Schiffrn zum erstenmale besucht werden, aber für die Bewohner von Wanikoro in Hinsicht der Schiffe Research und Astrolabe sich erneuerte, obgleich jene wilden Insulaner mit den friedlichen Bewohnern von Ualan nichts gemein haben. (Taf. 57. Abb., Taf. 58. Abbild.)

Die Erzeugnisse der Insel sind fast dieselben, wie die der andern hohen Insein Oceaniens, außer daß sich der Hund und das Schein auf ihr nicht finden. Man sieht in den Dörfern einige Hühner, welche hier halbzahm zu seyn scheinen. Man hat nicht bemerkt, daß die Eingeborenen sie äßen, und die Seeproducte sind im Thierreiche die einzigen, welche die Eingeborenen benutzen können.

Nach den vorstehenden Erzählungen hat man sich eine Vorstellung von den Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen machen können, und wir brauchen dies hinzuzufügen, was Lütke über die religiösen Gebräuche der Ualaner gesammelt hat. Er sagt:

„Dieser Umstand ließ uns mehr als ein anderer bedauern, daß wir der Sprache der Ualaner unkundig waren. Trotz allen ihren Erklärungen konnten wir nur sehr undeutliche Begriffe von ihrer Religion erhalten. Ihre Gottheit heißt Sitet Nazuenziap. Sie war ein Mann aus dem Stamme Penmai (oder dieser Stamm kommt vielmehr von ihr her). Er hatte zwei Frauen, Kajua sin Liaga und Kajua sin Riufu, und die Kinder Rin, Xürieri, Naltuolen und Seüapin. Sie scheinen Sitet Nazuenziap für den Stifter ihres Geschlechts oder für ihren Gott anzusehen.

„Sitet Nazuenziap hat weder Tempel, noch Morais, noch Bilder. In jedem Hause ist in einem Winkel ein besonderer Ort eingerichtet, wo eine vier bis fünf Fuß lange, an einem Ende zugespitzte und am andern geriefte Ruthe ihre gemeinsamen Penaten vorstellt. Dieser Fetisch begnügt sich mit dem mäßigsten Opfer, Zweigen und Blättern der Pflanze Seka. Die Seetrompete, die ebenfalls dort als sein Eigenthum hingelegt wird, könnte auf den Gedanken bringen, daß er ein Krieger war, denn der Ton dieses Hornes ist das Kriegssignal auf allen Inseln der Südsee. Bei seinem Tode wurde aber der Tempel des Janus geschlossen und jenes Instrument dient jetzt nur noch bei religiösen Ceremonien. Später werden wir eine solche beschreiben. Ueber den Bach, an dem das Dorf Lual liegt, war ein ausgespannter Faden an jedem Ufer an einen Baum befestigt und mit kleinen rothen Blumen verziert, — ebenfalls eine der unschuldigen Huldigungen, die man Sitet Nazuenziap bringt.

„Das Getränk Seka gehört ohne Zweifel zu ihren religiösen Gebräuchen, denn sie haben eine solche Ehrfurcht selbst vor der Pflanze, daß sie es ungern sahen, wenn wir sie nur berührten. Sie gilt für ein Opfer zu Ehren Nazuenziaps, und das folgende Gebet, das sie bei solcher Gelegenheit und immer mit Andacht hersagen, ist wahrscheinlich die Opferformel. Sie sagen:

Digitized by Google

Tala elone seka mai . . Sitet Nazuenziap (Penmai).
Rin seka
Naltuolen seka. } (Penmai).
Seänpin seka
Chiechu seka (Ton).
Mananzima seka (Lissingai).
Kajua-sin-Liaga seka } (Penmai).
Kajua-sin-Niufu seka }
Olpat seka (Lissingai).
Togoja seka (Ton).

„Dieses ganze Gebet besteht, mit Ausnahme der drei ersten Worte, deren wahre Bedeutung ich nicht kenne, aus Eigennamen mit Hinzufügung der Pflanze Seka. Unter diesen Namen befinden sich die der Frauen und Söhne Sitet Nazuenziap's und zuletzt der des gegenwärtigen Uros, Togoja. Jede dieser Personen wird als zu einem der drei Stämme gehörig angesehen, in welche die Nation getheilt ist, wie es in den Parenthesen hinter ihren Namen angedeutet wurde.

„Die Ceremonie, von der ich so eben sprach, fand in dem Eßhause Sipe's statt und bestand in Folgendem: der Mann, welcher die Hauptrolle spielte, saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Eimer, in welchem sie das Wasser tragen, wenn sie Seka trinken. Am Halse hing ihm ein Band von jungen Cocuszweigen und in der Hand hielt er ein Stäbchen, das Sitet Nazuenziap vorstellte und das er fortwährend an seine Knie drückte. Seine Augen waren unruhig; den Kopf drehte er jeden Augenblick hin und her, und bald pfiff er seltsam, bald spuckte er aus, wie sie es gewöhnlich machen, wenn sie Seka trinken. Er sprach abgebrochene und unartikulirte Worte, unter denen ich uros Litako (wie sie mich gewöhnlich nannten) verstand. Alles schien eine Nachahmung eines von Seka trunkenen Menschen zu seyn, und ich glaubte eine Zeitlang, der Mann sey wirklich betrunken. Vor ihm befand sich die Seetrompete. Man erhitzte unterdeß die Steine unter dem Herde und machte alle Anstalten, um Brodfrüchte zu rösten, aber ruhig und feierlich, wie es sich bei feierlichen Gelegenheiten ziemt. Nachdem diese Grimassen eine ziemlich lange Zeit gedauert hatten, nahm Sipe die Muschel und reichte sie ehrerbietig dem Manne, der etwas hineinblies, sie ihm wiedergab, sich dann wusch und aus dem Hause durch die Seitenthüre entlief, wobei er im Vorbeigehen den Fuß auf den heißen Herd setzte. Man sagte uns, er sey zu Togoja gegangen, um dort dieselbe Comödie zu wiederholen. Er lief auf die Straße, bewegte dabei das Stäbchen nach allen Seiten und wer sich in der Nähe befand, entfloh so schnell als möglich. Nach einer halben Stunde etwa kam er wieder, trug das Stäbchen wie man eine Flinte beim Bajonettangriffe hält und trat durch die Seitenthüre in das Haus, sich bückend und schleichend. Nachdem er das Stäbchen wieder an seinen Ort gestellt hatte, setzte er sich ruhig zu uns, als ob nichts vorgefallen sey.

„Trotz den langen Erklärungen Sipe's und der Andern konnten wir nicht recht einsehen, was diese Ceremonie bedeuten sollte. — Es scheint als hätten sie einige Vorstellungen von dem Zustande des Menschen nach dem Tode. Sie legen den Todten den schönsten Schmuck an, wickeln den Körper in Zeuge, legen dann die Hände zusammen auf den Unterleib und begraben sie in die Erde. Ich sah ein neues Grab in dem Dorfe Uëgal, und als ich nach dem Todten fragte, zeigte man gen Himmel."

D'Urville nahm vier, Lesson fünf und Duperrey sieben Classen der Bevölkerung an; Lütke aber, der dies Volk besser kennen lernte, nimmt nur drei Classen an die er Stämme nennt.

Kapitel LI.

Die Carolinen. — Die Inseln Mac Askill, Duperrey, Hogoleu und Tamatam.

Der „Oceanier" verließ Ualan den 19. Mai und sah am 21. früh am Horizonte die Baumgruppen erscheinen, welche die beiden Inselchen der Gruppe Mac Askill bezeichnen. Als er sich unweit der Küste befand, sah er eine Menge Piroguen auf sich zukommen, deren Handhabung ganz andere Schiffer als die Insulaner von Ualan verrieth, welche den Gebrauch der Segel nicht kennen. Bald kamen sieben bis acht solcher Piroguen keck an uns heran und fingen an, eine Menge Gegenstände nach uns zu werfen. Wir wußten nicht, was wir von diesem Vorspiele denken sollten, als wir erkannten, daß jene Wurfwaffen Brodfrüchte, Pandanusfrüchte und selbst einige Cocusnüsse waren. Diese, wenn gleich etwas barsche, Freigebigkeit nahm uns zu Gunsten der Insulaner ein, deren fröhliche, zutrauliche Gesichter wir bald erkennen konnten. Wir gaben ihnen einige Kleinigkeiten, worüber sie sich ungemein freuten, und setzten dann unsere Fahrt fort. Diese Insulaner waren in vielen Stücken jenen von Ualan ähnlich, im Allgemeinen aber kräftiger und beleibter. Sie zeichneten sich durch große Ehrlichkeit bei ihrem Tauschhandel aus und es kam während ihrer Anwesenheit keine einzige Dieberei vor.

Die kleine Gruppe Mac Askill wurde 1809 von dem Capitain dieses Namens entdeckt, 1824 von Duperrey und 1828 von Lütke wiedergesehen. Sie hat 6 M. im Umfange und besteht aus drei niedrigen bewaldeten Inselchen, Pelelap, Tuguiu und Takai. Die erstere Insel, die größte, ist 1½ Meil. lang und höchstens 200 Klaftern breit. Lage: 6° 14′ n. Br., 158° 28′ östl. L.

Den folgenden Tag fuhren wir an der Südküste der kleinen Gruppe hin, welche Duperrey 1824 entdeckte und ihr seinen Namen gab. Sie besteht aus drei niedrigen und bewaldeten Inselchen, welche Mongui, Ongai Aüra heißen und deren größte 1 M. lang und höchstens 150 Klaftern breit ist. Die ganze Gruppe hat nur 6 M. im Umfange. Lage: 6° 39′ n. Br., 157° 30′ östl. L. (NW-Theil.)

Die Eingeborenen dieser kleinen Gruppe besuchten uns ebenfalls in ihren Piroguen, die plump gearbeitet sind und nicht eben schnell fahren. Sie verlangten mehrmals Eisen von uns, das sie luiu nannten, konnten uns aber nur einige faule Cocusnüsse anbieten. Wir konnten bei dem kurzen Beisammensein weiter nichts beobachten, als daß ihre Häuptlinge tamon heißen. Wir hörten sie auch häufig das Wort Radak aussprechen, was vermuthen läßt, daß sie mit jener Insel in Verbindung stehen, ob sie gleich über 100 St. von ihnen entfernt ist.

Der „Oceanier" steuerte von dieser Gruppe aus nach OSO. und am 24. Mai sahen wir zwei bis drei Stunden lang eine undeutliche Masse in N., welche Mehrere von uns für ein hohes Land hielten. Pendleton wußte indeß nicht, wie er dasselbe nennen sollte; keine seiner Karten gab auf diesem Punkte Land an und ein dichter Nebel verhinderte uns, zu unterscheiden, ob es nicht etwa eine Wolkentäuschung sey. Er würde darauf zu gefahren seyn, fürchtete aber, eine unnütze Fahrt durch den Archipel der Carolinen zu sehr zu verlängern. Der „Oceanier" steuerte also nach Guaham fort. Hier, wußte man, hatte der Capitain Lütke eine Insel Puniper entdeckt. Es war nicht zu bedauern, daß er sie unerforscht gelassen, denn sie war von einer schwarzen Race von wildem Charakter bewohnt, die sich gegen den russischen Capitain nur feindselig gezeigt hatte.

Acht Tage lang fuhren wir, ohne irgend eine Insel zu bemerken. Nur am 1. Juni konnte man in der Entfernung einige Baumgipfel erkennen, welche niedrige und bewaldete Inseln verriethen. Wir glaubten, es sey dies die kleine 1824 von Duperrey entdeckte und d'Urville genannte Gruppe. Auf der Karte Lütke's findet man sie unter dem Namen Luasape, der ihm wahrscheinlich von den Bewohnern der benachbarten Inseln gesagt wurde, denn die Gruppe selbst besuchte er nicht. Diese Inselchen liegen unter 7° 5′ n. Br. und 150° 19′ östl. L.

Von da steuerte der „Oceanier" gerade nach O., um an den Südtheil der großen Gruppe Hogoleu, einer der beträchtlichsten der Carolinen, zu gelangen. Wir hatten nur im Vorbeikommen einige Communication mit den Bewohnern einiger der kleinen südlichsten Inseln. Diese Leute kamen uns fröhlich und wohlwollend vor und ihr Benehmen zeigte, daß sie bereits viel Umgang mit Europäern gehabt hatten. Mehrere trugen eine Art spitziger Hüte wie die Chinesen; Andere Kleidungsstücke von Decken, welche

Digitized by Google

dem amerikanischen poncho nahe kamen. Wir tauschten gegen Kleinigkeiten Früchte, Fische und Gegenstände ihrer Industrie ein. Mehrmals luden sie uns ein, an ihren Inseln zu landen, aber es zeigten sich an Bord Krankheiten und Pendleton wünschte sobald als möglich einen Punkt zu erreichen, wo die nöthige Hilfe zu erhalten war. Er legte nicht einmal bei und steuerte fort nach den Marianen.

Die Gruppe Hogoleu war ohne Zweifel den alten Seefahrern bekannt, weil sie sich auf mehrern alten Karten, wenn auch ungenau, findet. Der spanische Capitain Dublen war 1814 der erste, der sie bestimmt angab, ob er gleich nur von einer hohen Insel spricht. John Hall erforschte sie den 2. April 1824 genauer; drittehalb Monate später hatte Duperrey mehrfache Verbindungen mit den Eingebornen und nahm einen großen Theil der Gruppe auf. Diese Arbeit wurde von d'Urville im April 1828 vervollständigt. Lütke sah Hogoleu im Februar desselben Jahres, und der Amerikaner Morrell ankerte im August 1830 an dieser Gruppe, welche er die Inseln Bergh nannte. Sie hat 100 M. im Umfange und enthält 60 Inseln und Inselchen, von denen etwa 10 hoch sind. Alle andern sind niedrig, bewaldet und sehr klein. Unter den hohen haben die größten, Tol, Falang und Iros, 8 bis 10 M.; unter den niedrigen die Inseln Jacquinot, Bois Duval, Bery und Pis, die beträchtlichsten von allen, kaum 3 bis 4 M. im Umfange. Ihre Grenzen sind in der Breite: 6° 58′ und 7° 43′ nördl. und in der Länge: 149° 9′ und 149° 32′ östl.

Ueber die Ethnologie dieser Inseln sagt d'Urville in seinem noch ungedruckten Tagebuche von der „Coquille“:

„Wie ausgedehnt auch diese Gruppe auf den ersten Anblick scheinen kann, so reducirt sie sich doch eigentlich auf wenig und kann nur mäßig bevölkert seyn. Wir haben auch nie mehr als 12 bis 15 Piroguen auf einmal gesehen, ob wir gleich mehrmals beilegten, um mit den Eingebornen in Verbindung zu treten. Diese haben nichts Bemerkenswerthes, sind von mittlerer Größe und mehrere waren mit ekelhaften Krankheiten behaftet oder mißgestaltet. Ihre geistigen Kräfte scheinen beschränkt zu seyn und der Stamm steht wohl dem von Ualan nach. In Hinsicht der Würde und des guten Tones kommen die tamots von Hogoleu weder den uros noch den ton von Ualan gleich, sind aber eben so zum Stehlen geneigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie in häufiger Berührung mit den Europäern gestanden, denn Nichts auf dem Schiffe oder an unserer Person schien ihre Neugierde oder ihre Bewunderung zu erregen. Ihre Maros und Ponchos sind aus festem, gut gearbeitetem Zeuge verfertigt, auch ihre Pros sind gut gemacht. Wir haben bei ihnen weder Waffen noch steinerne Beile gesehen, nur zwei Schleudern von Cocusfasern bemerkte ich und verschaffte sie mir. Wir glaubten zu bemerken, die Gewalt der Häuptlinge über die Untergebenen sey ziemlich groß und die letztern übergaben den erstern stets das, was sie als Geschenk erhalten oder eingetauscht hatten. Einige sind tättowirt, Andere nicht. Gegen Nägel, und selbst gegen Messer waren sie bereits gleichgiltig und suchten nur Beile zu erhalten, die sie saran nannten. Um Spiegel kümmerten sie sich nicht und gaben für Angelhaken nur Kleinigkeiten. In den Ohren trugen sie ziemlich dicke hölzerne Cylinder und am Halse Halsbänder von verschiedener Dicke, die aus kleinen Cocusnußschalen und Muscheln bestanden. Ihre Zeuge waren roth, schwarz und bisweilen weiß gefärbt.“

Wie sehr unterscheidet sich diese ganz einfache Angabe von dem glänzenden Gemälde das der der Uebertreibung immer verdächtige Morrell entwirft! Ueber Hogoleu und seine Bewohner sagt er:

„Von allen Insulanern, die ich in meinem Leben besucht habe, sind diese gewiß die thätigsten, die liebenswürdigsten und die interessantesten. Die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Piroguen leiten, ist wirklich staunenswerth, ihr steht aber durchaus die Geschicklichkeit im Baue und Ausrüsten derselben nicht nach.

„Diese Piroguen dienen hauptsächlich zum Fischfange. Wir wollen die dazu nöthigen Geräthe erwähnen. Ihre Netze bestehen aus gedrehten Fäden, die sie aus einer Baumrinde verfertigen. Die Maschen messen ungefähr einen Quadratzoll und die Länge des Netzes wechselt von 15 bis 20 Klaftern bei einer Breite von 15 bis 18 Fuß. Statt der Korkschwimmstücke bedienen sie sich kleiner Bambusknoten. Ihre Haken und Schnuren sind sehr sinnreich gearbeitet; die erstern bestehen aus Perlmutter- oder Schildkrötenschale. Die erstere eignet sich sehr gut dazu, weil man bei solchen Angelhaken keine Lockspeise braucht, denn der Glanz der Perlmutter lockt allein den Fisch an, der sogleich darnach schnappt. Die Angelschnuren sind von demselben Stoffe wie die Netze, sorgfältig gedreht und sehr fest. Da diese Menschen einen großen Theil ihres Lebens auf dem Fischfange verbringen, so halten sie es für ein Spiel, 40 bis 50 Meil. nach ihrer Beute zu gehen und kommen am Abend desselben Tages wieder zurück.

„Ein Gürtel von vierzig kleinen Inseln umgiebt mehrere andere größere, von denen vier ungefähr 30 Meil. im Umfange haben. Die innern Inseln allein sind bewohnt und zwar von etwa 35,000 Personen, die in zwei verschiedene Racen zerfallen. Die beiden Hauptinseln in W. mit einigen kleinen sind von der indianischen kupferfarbigen Race bewohnt, die beiden östlichen dagegen mit den dazu gehörigen enthalten den Negern näher kommende Menschen. Sie bekriegen einander häufig. Die Schwarzen sind die zahlreichsten, ungefähr 20,000 Köpfe stark. Ich will versuchen, jeden der beiden Stämme kurz zu beschreiben und fange mit dem der Schwarzen an, welcher die beiden östlichen Inseln inne hat.

„Die Männer sind etwa 5 Fuß 5 Zoll groß, proportionirt gebaut, muskulös und thätig; ihre Brust ist breit und hoch, ihre Glieder sind wohlgebildet, ihre Hände und Füße klein, ihre Haare schön und hübsch gelockt, ohne denen der Afrikaner zu gleichen. Ihre Stirn ist hoch und schmal; ihre Backenknochen stehen vor und ihre Lippen sind ziemlich dünn. Sie haben schöne weiße Zähne, ein breites Kinn, einen dicken kurzen Hals, breite Schultern und kleine Ohren, die etwas offener sind als die unserigen. Ihre Augen sind schwarz, lebhaft und glänzend, mit langen Augenbraunen. Der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichts kündigt einen stolzen und unternehmenden Charakter an.

„Am Gürtel und an den Lenden tragen sie eine aus Baumrinde gearbeitete, zierlich gewebte und geschmackvoll mit einer Menge bunter Figuren verzierte Decke. Auf dem Kopfe haben sie ähnliche Zeuge, mit verschiedenen Federn geschmückt. Die Häuptlinge haben das Ohrläppchen so weit durchbohrt, daß sie sehr leichte Holzstücke hineinstecken können, welche oft so dick sind wie ein Armgelenke. Dieser Schmuck wird im Allgemeinen mit einer Menge schöner Federn, Haifischzähnen ꝛc. verziert. Sie tragen auch Halsbänder aus Schildkrot, Perlenmuscheln und Büscheln schöner Federn. Ihr Körper ist tättowirt, so daß er mit einer Rüstung bekleidet zu seyn scheint. Sie färben sich das Haar roth und das Gesicht gelb und weiß, ausgenommen wenn sie in den Krieg ziehen, denn in diesem Falle bemalen sie sich das Gesicht roth, um sich ein furchtbares Aussehen zu geben.

„Die Frauen sind klein, haben hübsche Züge und ein schwarzes blitzendes Auge, welches Zärtlichkeit und Wollust athmet. Sie haben einen vollen runden Busen, eine schlanke Taille, kleine Hände und Füße und einen etwas vorspringenden Knöchel. Sieht man über gewisse Vorurtheile wegen der Farbe hinweg, so sind die persönlichen Reize dieser Frauen groß. Dennoch vernachlässigen sie die Hilfe des Putzes nicht, denn sie schmücken sich mit den reichsten Federn und Muscheln, die sie von der Liebe ihrer Väter und Brüder oder der Galanterie ihrer Liebhaber und Männer erhalten können. Um den Kopf und Hals tragen sie solchen Schmuck; ihre Arme und Beine sind ebenso verziert, während ihr Busen leicht und geschmackvoll tättowirt ist. Sie tragen einen kleinen acht Zoll breiten und 12 Zoll langen, an den Rändern hübsch verzierten und in der Mitte mit Muscheln besetzten Schurz. Ueber alles werfen sie einen Mantel oder eine Tunica, die aus einem seidenartigen Gewächse gemacht, geschickt und geschmackvoll gewebt und bisweilen mit einer schönen Franse verziert ist. Dieses Kleidungsstück gleicht ziemlich dem Poncho der Südamerikaner.

„Die Pflichten und Beschäftigungen der Frauen bestehen in der Verfertigung aller Zeuge, der Angelschnuren und Netze, in der Besorgung der Küche und der Erziehung der Kinder. Die letztere Obliegenheit erfüllen sie mit exemplarischer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit. Sie sind sanft und

Digitized by Google

liebevoll gegen ihre Männer, von denen sie wiederum so gut behandelt werden, daß Christen sich ein Beispiel daran nehmen könnten.

„Die beiden westlichen Inseln sind von etwa 15,000 kupferfarbigen Indianern bewohnt, die nicht ganz die Größe der beschriebenen Schwarzen erreichen. Die Männer haben selten mehr als 5 F. 3 Z., aber sie sind stärker, kräftiger, athletischer und besser für den Krieg und die Strapazen geeignet als die dunkelfarbigen Menschen. Ich habe mehrere von ihnen gesehen, die nicht über 150 Pfd. wogen und einen Anker von 600 Pfd. heben, und zwar eben so leicht, wie ich ein Gewicht von 100 Pfd. Dennoch leben sie einzig von Obst und Fischen und brauchen keine Reizmittel. Sie haben einen geraden abgerundeten Körper, eine hohe Brust, kräftige Glieder und gut gebildete Hände und Füße.

„Ihre Haare sind lang, schwarz und gewöhnlich oben auf dem Kopfe nett zusammengenommen. Ihre Stirn ist hoch und frei, was gewöhnlich gute geistige Anlagen verräth. Unter der Stirn, besonders bei den Frauen, sieht man ein Paar lange seidenartige, rabenschwarze, stark gebogene Brauen, die einem feinen Vorhange gleichen, durch welchen hindurch im Krystall ihrer schwarzen glänzenden Augen ihre Seele zu erkennen ist. Ihr Gesicht ist rund, voll und fleischig, und ihre Backenknochen stehen minder vor als es bei den wilden Völkerschaften gewöhnlich ist. Sie haben eine schöne mäßig hohe Nase, einen proportionirten Mund und eine doppelte Reihe Zähne, weißer als das reinste Elfenbein. Die Grübchenwangen und das Doppelkinn sind unter den jungen Leuten beider Geschlechter häufig. Die Männer haben einen kurzen dicken Hals, vorn gewöhnlich mit einem langen schwarzen Barte, den sie nur vom Kinne an wachsen lassen. Einige ihrer Häuptlinge tragen indeß auch lange Schnurrbärte. Sie haben große Ohren, deren unterer Theil durchbohrt ist und einen Schmuck von der Dicke eines Gänsekiels aufnehmen kann. Dieser Schmuck wird häufig mit verschiedenen Fischzähnen, Muscheln, Vogelfedern und -schnäbeln und Blumen verziert. Sie tragen auch ähnliche Halsbänder. Sie sind nur von dem untern Theile des Halses an bis an die Herzgrube tättowirt. Oft sieht man auf der Brust der Häuptlinge eine ununterbrochene Tättowirung von einer Menge sehr geschmackvoll und zart ausgeführter phantastischer Gestalter. Die Kleidung beider Geschlechter ist der ihrer östlichen Nachbarn ähnlich. An den Armen tragen sie Bänder von Schildkrot und an den Knöcheln von Perlmutter. Was die Reinlichkeit betrifft, so können es diese Insulaner mit jedem andern Volke der Erde aufnehmen. Sie sind von Natur fröhlich, heiter, lebhaft, außerordentlich sanft und liebevoll gegen ihre Frauen und Kinder und ehrerbietig gegen die Alten.

„Ihre Frauen haben gewöhnlich dieselbe Größe wie die unserigen; ihre Formen sind zart, ihre Taille ist schlank und ihre Brust wunderschön gebildet. Ihre Hände und Füße sind nicht größer als die unserer Kinder von zwölf Jahren, und ich habe oft die Taille der Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren in meinen beiden Händen fassen können. Sie werden mit dem 150. Monde, d. h. ungefähr mit dem zwölften Jahre mannbar, haben einen kleinen Kopf, eine hohe Stirn, große schwarze Augen, volle fleischige Wangen, eine schöne Nase, einen kleinen Mund und, was in diesem Theile der Welt nie fehlt, herrliche Zähne, welche ihrem bezaubernden Lächeln noch mehr Reize geben. Ihre Ohren sind klein und ihr Hals ist sehr zart gebaut. Hinten flattern ihre langen schwarzen Haare nach, wenn sie nicht auf dem Kopfe zusammengenommen sind. Die Frauen sind züchtig und sehr feinfühlend; die Röthe läßt sich durch ihre dunkele Hautfarbe hindurch erkennen. Ihre Haltung verräth Zufriedenheit und Lebendigkeit. Ihre Bewegungen sind wellenförmig, leicht, elastisch, gleich denen der Sylphiden.

„Die Keuschheit und die Treue in der Ehe scheinen diesen Völkern angeborene Gefühle zu seyn, und man begreift kaum die Möglichkeit, solche Pflichten zu verletzen. Die Ehen sind deshalb fast immer glücklich. Eine Frau spricht mit ihrem Manne nie anders als mit dem Lächeln der Zufriedenheit, und bei allen meinen Verbindungen mit ihnen habe ich nie einen Mann hart und barsch mit seiner Frau sprechen sehen. Die Bande der Verwandtschaft scheinen bei ihnen heiliger zu seyn als bei den civilisirten Amerikanern. Sie sind treue Freunde, gute Nachbarn und verrathen einen grenzenlosen Gehorsam gegen die Gesetze und Gewohnheiten, unter denen sie leben. Die Handlungen der Ungerechtigkeit und Bedrückung sind bei ihnen kaum bekannt, im Gegentheil sind die Menschlichkeit, Milde und das Wohlwollen allgemeine Tugenden. Sie kämpfen tapfer für die Sache eines Freundes, hegen aber weder Haß noch Groll wegen einer persönlichen Beleidigung. Die Privatstreitigkeiten sind sehr selten und ihr Benehmen dabei gründet sich immer auf die Vorschriften der Ehre und Redlichkeit. Ein Mann wird nie seinen Nachbar angreifen, wie er auch von ihm beleidigt worden seyn mag, wenn er vorher überzeugt ist, daß ihm sein Gegner in Körperkraft nachsteht; es würde eine Schande seyn, seine Schwäche zu mißbrauchen. In Hinsicht auf Industrie, Fröhlichkeit, Thätigkeit und Ausdauer kann kein Vergleich zwischen diesen Eingeborenen und denen der andern Inseln des Stillen Meeres aufgestellt werden, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Männer, die Frauen und die Kinder sind von Aufgang bis Untergang der Sonne in Bewegung, mit der Fischerei oder der Verfertigung der Waffen, Fischergeräthen, Zeugen ꝛc. beschäftigt. Alles was sie thun, geschieht mit viel Geschmack und Geschicklichkeit, ob sie gleich nur Instrumente von Muschelschalen, Steinen oder Fischzähnen zu ihrer Verfügung haben. Durch ihre Gesetze ist ihnen ausdrücklich verboten, nach Sonnenaufgange noch liegen zu bleiben, ausgenommen bei Krankheit oder Körperschwäche. Die Leberkrankheiten und tausend andere Leiden, welche die civilisirten Menschen heimsuchen, sind den Eingeborenen dieser glücklichen Inseln völlig unbekannt.

„Indem ich die Tugenden und Eigenschaften dieser Insulaner bekannt mache, will ich nicht behaupten, daß bei ihnen nicht einzelne Beispiele vorkämen, in welchen die Gesetze übertreten werden. Ein vollkommner gesellschaftlicher Zustand existirt auf dieser an Anomalien so reichen Welt nicht und wird nie existiren; die Nothwendigkeit der Gesetze beweist allein das Gegentheil. Eine Frau zu schlagen, wird von den Bewohnern der Gruppe Bergh mit Recht für eine unmenschliche und barbarische Handlung angesehen, welchen Fehler sie auch begangen haben mag. Wenn aber eine Frau ungehorsam gegen ihren Mann ist, ihn mißhandelt, und sanfte Mittel sie nicht ändern, so wird sie auf eine kleine Insel der Gruppe gebracht, wo nur Frauen leben. Der Mann, welcher das Entkommen einer dieser Verwiesenen begünstigte, würde augenblicklich mit dem Tode bestraft werden. Wer seine Frau mißhandelt, setzt sich nicht minder strengen Strafen aus.

„Was die Handlungen der Stärke und Gewandtheit betrifft, so würden einige dieser Eingeborenen diejenigen, welche sich bei uns deshalb sehen lassen, weit übertreffen. Sie machen mit unglaublicher Schnelligkeit eine Menge Pirouetten nach vorn und nach hinten ohne Beihilfe einer elastischen Fußbekleidung, springen, laufen und heben schwerere Lasten eben so gewandt. Sie steigen auf eine hohe, gerade und glatte Cocuspalme eben so leicht hinauf, wie ein gewandter Matrose in dem Takelwerke hinaufläuft. Sie zeichnen sich im Schwimmen aus und scheinen sich im Wasser so wohl zu fühlen, wie die Haifische und die Schildkröten. Sie tauchen 15 Klaftern tief und bringen ein Dugend Perlenmuscheln mit herauf.

„Ihre religiösen Ideen kann man in wenige Worte zusammenfassen. Sie glauben, daß Alles von einem weisen und mächtigen Wesen erschaffen wurde, welches Alles leitet und regiert und das über den Sternen wohnt; daß dieses höhere Wesen über alle seine Kinder und alle belebten Geschöpfe mit väterlicher Liebe und Sorgfalt wache; für die Ernährung der Menschen, Vögel, Fische und Insecten sorge, da das kleinste Thier zur Nahrung für ein größeres und alles für die Erhaltung des Menschengeschlechts diene; daß der Schöpfer diese Inseln mit eigener Hand begieße, indem er zu geeigneter Zeit Regen von oben herab fallen lasse; daß er die Cocuspalme, den Brodfruchtbaum und die andern Bäume, wie die Büsche, Pflanzen und Gräser pflanzte; daß die guten Handlungen ihm angenehm sind, die bösen aber ihm mißfallen; daß sie später nach ihrem Wandel in diesem Leben glücklich oder unglücklich seyn werden; daß die Guten dann auf einer Gruppe köstlicher Inseln leben werden, die noch schöner sind als die ihrigen, während die Bösen von den Guten getrennt und auf eine öde felsige

Digitized by Google

Insel gebracht werden, wo es weder Cocuspalmen, noch Brodfruchtbäume, noch frisches Wasser, noch Fische, noch irgend eine Spur von Pflanzen giebt. Uebrigens haben diese Insulaner weder Tempel, noch Kirchen, noch äußere Formen des Gottesdienstes; aber sie sagen, sie liebten das höchste Wesen wegen seiner Güte gegen sie.

„Den Ehebund sehen sie als eine heilige Verpflichtung an, und er muß in Beiseyn des Königs oder eines der vornehmsten Beamten Sr. Majestät geschlossen werden, der gehörig bevollmächtigt und eigends dazu abgesandt ist. Ehe ein solcher Bund geschlossen wird, ist den beiden Geschlechtern keine Beschränkung aufgelegt und die Mädchen können ihre Gunstbezeigungen einem Jeden gewähren, ohne irgend einen Vorwurf zu erfahren oder eine Reue darüber zu fühlen; sind sie aber einmal verheirathet, so wird ein Fehltritt eine Schande. Eine Schwangere, sie mag verheirathet seyn oder nicht, wird überall geehrt und geachtet. Sie ist stolz auf ihre Fruchtbarkeit und deshalb weit entfernt, ihren Zustand auf irgend eine Art verbergen zu wollen. Der junge Eingeborene, der sich eine Frau sucht, giebt gewöhnlich jener den Vorzug, welche bereits einen so sichern Beweis von ihrer Fähigkeit, eine Familie zu bilden, gegeben hat.

„Ihre Begräbnißfeierlichkeiten haben ebenfalls etwas Seltsames. Beim Tode eines nahen Verwandten enthält man sich achtundvierzig Secunden lang jeder Nahrung und ißt einen Monat nur Früchte, indem man sich die Fische, den größten Leckerbissen des Landes, versagt. Wegen des Verlustes eines Vaters oder eines Gatten zieht man sich überdies drei Monate lang in die Einsamkeit des Gebirges zurück. Aber der Wahrheit zu Ehren muß ich auch einen andern Umstand erwähnen, den ich der Menschheit wegen verschweigen möchte. Der Tod des Königs oder eines großen Häuptlings wird immer durch Menschenopfer gefeiert! Mehrere Männer, Weiber und Kinder werden ausgewählt, um ihm als Ehrenbegleitung in die Welt der Geister zu dienen, und sie sind stolz auf diese Auszeichnung, denn sie werden in einem und demselben Grabe mit ihm bestattet. Bei diesen Gelegenheiten und zwei Monate nach dem Begräbnisse eines Häuptlings darf keine Pirogue auf dem Wasser schwimmen. Eine kleine Anzahl Missionäre würde diesen finstern Aberglauben bald vertreiben.

„Ich habe bereits gesagt, daß die indianische Race, welche die beiden westlichen Inseln bewohnt, und die schwarze auf den östlichen oft Krieg mit einander führen, aber ihre Art, die Feindseligkeiten anzufangen und zu beendigen noch nicht erwähnt. Der gewöhnliche Gang dieser Operationen ist nach dem, was ich erfahren konnte, folgender:

„Sind die Insulaner des W. von ihren östlichen Nachbarn beleidigt worden, oder glauben sie es zu seyn, so schicken sie durch einen gehörig Bevollmächtigten den Angreifern die Nachricht, daß in fünf Tagen von diesem Augenblicke an (sie rechnen immer von fünf zu fünf Tagen) zu der und Stunde, an dem und dem Orte eine gewisse Anzahl Krieger auf ihrem Gebiete landen werde, so und so bewaffnet und ausgerüstet, und daß an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten Unterhandlungen über die zu gebenden Erklärungen ꝛc. stattfinden sollen.

„Die Landung, die Zusammenkunft und die Unterhandlung, alles findet hiernach statt; wird der streitige Gegenstand friedlich ausgeglichen, so endigt sich die Sache mit einem Festmahle und die beiden Parteien erklären sich zufriedengestellt; kann man aber nicht einig werden, so greift man zu den Waffen. Eine gleiche Anzahl Krieger mißt sich mit den Klagenden und das Recht des Stärkeren entscheidet. Eine halbe Stunde lang kämpfen sie wie wüthende Tiger, vertheilen Tod und Wunden ohne Schonung und Erbarmen; dann aber trennen sie sich wie nach einem Uebereinkommen und ruhen den übrigen Tag hindurch aus. Die beiden Parteien bleiben in der Nähe des Schlachtfeldes, um ihre Todten zu begraben und die Verwundeten zu pflegen.

„Den folgenden Tag, nachdem die beiden Gruppen sich für bereit erklärt haben, beginnt der Kampf mit neuer Wuth und dauert zweimal länger als den vorigen Tag, wenn nicht der eine Theil den Platz verläßt und der andern den Sieg läßt. Im entgegengesetzten Falle trennen sie sich nach einem einstündigen hartnäckigen Kampfe wieder, legen ihre Waffen ab, betten einander aufs Freundschaftlichste die Todten begraben und die Verwundeten verbinden. Am dritten Tage endlich wird das Schicksal des Kampfes entschieden. Sie erneuern ihn früh und setzen ihn fort, bis der eine Theil unterliegt. Sind es die Angreifenden, so überlassen sie ihre Pirogen und Waffen den Siegern, welche den Besiegten ein Festmahl geben und sie in Sicherheit auf ihre Inseln zurückbringen müssen, wo ein Friedensvertrag durch einen neuen Schmauß, der zwei Tage dauert, ratificirt wird. Die beiden Völkerschaften trauern darauf vierzehn Tage lang um ihre im Kampfe gebliebenen Freunde. Endlich treten die freundschaftlichen Verhältnisse wieder ein und die Insulaner der beiden Stämme gehen, wie gewöhnlich, von dem einen zum andern.

„Bleiben auf der andern Seite die Angreifenden Sieger, so bewilligen die Andern jener Forderungen und machen einen so günstigen Vertrag, als die Umstände erlauben, der stets durch einen zwei Tage dauernden Schmauß bestätigt wird. Die im Kampfe gemachten Gefangenen gehören denen, welche sie ergriffen, wenn ihre Partei den Sieg behält, außerdem werden sie den Siegern zurückgegeben; sie werden ehrenvoll behandelt und in ihre Heimath zurückgebracht.

„Die Waffen, deren man sich im Kampfe bedient, sind Lanzen von sehr leichtem Holze, die in Spitzen von Kieseln oder Fischgräten endigen; sie haben aber auch andere von sehr schwerem Holze, die ungefähr 15 Fuß lang sind und in einer in Feuer gehärteten Spitze endigen. Sie werfen diese Lanzen 30 bis 40 Ruthen weit und treffen in dieser Entfernung sicher einen Menschen. Die Spitzen ihrer Waffen sind nicht vergiftet, doch weiß ich nicht, ob aus einem Gefühle der Rechtlichkeit oder weil ihnen die Mittel dazu fehlen. Ihre Keulen werden aus einem Holze gemacht, das unserm Lustia sehr gleicht; sie sind 5 bis 6 Fuß lang, an jedem Ende armsdick, in der Mitte aber schwächer, übrigens gut gearbeitet, sorgfältig geglättet und bisweilen zierlich geschnitzt. Diese Wilden fassen sie in der Mitte und bedienen sich ihrer fast eben so, wie ein Irländer sein shilaleh braucht. Ich habe einen Mann mit dieser Waffe ein Dutzend Gegner sich vom Halse halten sehen. Die Schleudern, mit denen sie den Kampf beginnen, sind aus den Fasern einer Baumrinde gemacht und etwa drei Fuß lang, wenn sie zusammengelegt wurden. In der Mitte befindet sich die Tasche zur Aufnahme des Steines, der gewöhnlich so groß wie ein Gänseei ist und den sie 100 bis 150 Ruthen weit mit ziemlicher Sicherheit schleudern können.

„Die Wohnungen dieser Insulaner sind sinnreich gebaut. In der Größe wechseln sie von 20 bis 60 Fuß in der Länge und 10 bis 30 F. in der Breite; sie haben nur ein Erdgeschoß mit eckigen gut gemachten Dächern, die mit Palmenblättern bedeckt sind und vom Wasser nicht durchdrungen werden können. Während der Regenzeit wurden die Seiten des Hauses mit großen Decken behangen, die man zu Ende des Decembers anbringt und im Anfange des Februars wieder wegnimmt, um sie unter dem Dache aufzubewahren. So kann fast zehn Monate lang die Luft frei durch das Haus streichen, die Nacht wie den Tag über. Nimmt man im Februar die wasserdichten Decken weg, so hängt man für sie während der schönen Jahreszeit Decken mit offenen Maschen ein. Auf dem Fußboden liegen grobe Decken, welche regelmäßig wöchentlich einmal am Meeresufer gewaschen werden.

„Ihre Betten sind weiche, aber sehr gut gearbeitete Decken, und für die Verzärtelten lagen mehrere übereinander. Bisweilen hängen die Frauen, welche Mütter sind, Körbe oder Wiegen von Weidenruthen an das Dach des Hauses, damit die Kinder darin liegen. Sie haben auch eine Art Bett oder vielmehr Trage, die sehr sinnreich eingerichtet ist, für die Kranken, nämlich eine große starke Decke, die in einem achtzehn Zoll über dem Boden erhabenen Bambusrahmen ausgespannt ist und Netzgeflecht an den Rändern hat. Diesen Decken giebt man ein Loch in der Mitte, damit der Kranke, wenn er sehr schwach ist, alle Bedürfnisse der Natur befriedigen könne, ohne sehr gestört zu werden. Ueber diesen Tragen hängen große Fächer von Palmenblättern, welche der Kranke mittelst eines Fadens leicht in Bewegung setzen kann. Sie haben ferner sehr gut gearbeitete Decken

Digitized by Google

die besonders zu den Mahlzeiten bestimmt sind und die nach jedem Gebrauche gewaschen werden. Mit einem Worte, diese Insulaner übertreffen in Hinsicht der Reinlichkeit viele Völker, die ich gesehen habe, und meine Frau sagt oft zu mir, sie verdanke von ihren Kenntnissen der Wirthschaft vieles den Belehrungen, welche sie auf der Gruppe Bergh erhalten habe.

„Die Häuser stehen in Gruppen oder kleinen Dörfern beisammen in regelmäßigen Reihen, und sind durch ungefähr 50 Klaftern breite Straßen getrennt. Jede Wohnung hat einen geräumigen Garten, der mit einer Bambuseinzäunung umgeben ist, welche die Luft frei durchstreichen läßt. In der Mitte jedes Dorfes befindet sich die Wohnung eines Häuptlings, der als obrigkeitliche Person alle Angelegenheiten leitet. Alle örtlichen Streitigkeiten werden seiner Beurtheilung vorgelegt, aber man hat das Recht, von seinem Ausspruche an den des Königs oder des Oberhäuptlings des Stammes zu appelliren.

„Diese Inseln haben eine mittlere Höhe; jede ist in der Mitte hoch und senkt sich allmälig, um in schönen Thälern und fruchtbaren Prairien zu endigen, welche sich an allen Seiten längs der Küsten hin erstrecken; überall sieht man auch klare Wasserbäche nach dem Meere hin fließen. Man kann sich leicht denken, daß eine so nahe an dem Aequator liegende Inselgruppe mit tiefem und lockerm Fruchtboden und unter dem Einflusse der tropischen Sonne, eine kräftige und fortwährende Vegetation zeigen muß. Man kann wirklich auf einem und demselben Baume, ja oft an einem und demselben Aste Blüten und reife Früchte nebst Früchten von allen Graden des Wachsthums sehen. Jedes abfallende Blatt wird fast unmittelbar durch ein neues ersetzt, während die reifgewordenen Früchte neuen Keimen Platz machen müssen. Hier streiten sich der Frühling, der Sommer und der Herbst fortwährend um die Herrschaft der Natur. Der Winter stellt sich bei diesem Kampfe kaum auf einen Augenblick ein und entfernt sich mit einem belebenden Lächeln, das noch sanfter ist als das der andern Jahreszeiten.

„Wenn die Bewohner dieser schönen Inseln Kenntnisse im Ackerbaue besäßen und einen kleinen Theil des Talentes und der Geschicklichkeit, die sie bei ihren minder wichtigen Arbeiten zeigen, darauf verwenden wollten, würden diese Ländereien bald die schönsten Gärten der Welt werden. Ich wage die Hoffnung zu hegen, zur Begründung einer so wünschenswerthen Umwandlung etwas beigetragen zu haben. Ich gab ihnen darüber alle Nachweisungen, die bei der Kürze des Aufenthalts und mittelst der Dolmetscher zu geben waren. Ich verschaffte ihnen auch verschiedene Sämereien, welche sie nach meiner Anleitung zu säen und zu pflegen versprachen; es befanden sich darunter Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen, Melonen, Kürbisse, Kartoffeln, Zwiebeln, Kohl, Rüben, Möhren, Bohnen, Erbsen ꝛc. Ich glaube bestimmt, daß der Kaffee, der Pfeffer, das Zuckerrohr und die verschiedenen Gewürze auf diesen Inseln leicht und fast ohne Pflege gedeihen würden.

„Die Menge und Dichtigkeit der Wälder ist ein offenbarer Beweis des Reichthums des Bodens dieser Inseln. Ich weiß, daß die hochgelegenen Länder Sandelholz hervorbringen, aber kann nicht angeben, in welcher Quantität. Ueberall findet man eine große Anzahl und Verschiedenartigkeit von schönen Pflanzen, nicht blos in den Ebenen und Thälern, sondern auch auf den Höhen und bis auf die höchsten Gipfel. Mehrere waren mir fremd und ich glaube, darunter Manche, welche auch den Naturforschern unbekannt sind. Einige würden gewiß von den Freunden wissenschaftlicher Gegenstände sehr geschätzt werden. Die Cocuspalmen und Brodfruchtbäume erreichen hier eine unglaubliche Größe und ihre Früchte sind größer und saftiger als die, welche ich auf den andern Inseln dieser Meere gesehen habe.

„Die Eingeborenen der Gruppe Bergh besitzen das reinste Wasser, das in klaren Bächen aus den Quellen der Berge herabkommt; aber sie trinken gewöhnlich nur Cocusnußmilch.

„Das Clima ist nie zu warm oder zu kalt. Die Inseln liegen mitten in dem Luftstrome, den man den nordöstlichen Monsun nennt, und werden durch den Seewind abgekühlt, der die Atmosphäre in einem Zustande erhält, welcher für alle Wesen der belebten Natur heilsam ist.

„Ueber die Thiere auf der Gruppe Bergh sind meine Kenntnisse sehr beschränkt, weil ich nicht Gelegenheit gehabt habe, das Innere zu besuchen. Ich weiß, daß die Waldungen viele Vögel von verschiedenen Arten enthalten, welche sämmtlich hübsch aussehen und meistens auch angenehm singen. Ich sah mehrere Reptile aus der Familie der Eidechsen, aber keine Schlange. Die Insecten sind zahlreich und glänzend, aber nicht eines ist lästig. Ein bemerkenswerthes Mineral fanden wir nicht. Innerhalb des Riffes, welches die ganze Gruppe umgiebt, wimmelt es von vortrefflichen Fischen aller Arten. Verschiedene Muscheln finden sich an den Riffen, auf den Untiefen und an den Küsten. Ich weiß nicht, wo man sich eine reichere Sammlung seltener merkwürdiger und kostbarer Muscheln anlegen könnte. Die Perlenaustern sind häufig und die, welche wir von den Eingeborenen erhielten, sind dieselben wie jene von Sulu. Die grüne Schildkröte ist gemein, ich glaube aber jene mit spitzem Kopfe mag selten seyn, weil wir nur sehr wenige im Wasser sahen und die Schale sich in geringer Menge in den Händen der Eingeborenen befindet.

„Die beche de mer (Holothurie oder Tripang der Malaien) kann hier in großer Menge und vortrefflicher Qualität erhalten werden, wenn man auf die freundschaftliche Stimmung der Eingeborenen zählen könnte. Wären die Umstände günstig, so könnte man hier mehrere Ladungen dieser Waare erhalten und den größern Theil zu sehr hohen Preisen verkaufen, wenn das, was wir davon sahen, als Regel angenommen werden darf. Einige, die wir fanden, waren 2 Fuß lang und hatten 18 Zoll im Umfange; ihr Fleisch wog, nachdem die Eingeweide herausgenommen waren, noch sieben bis neun Pfund. So groß habe ich sie weder an den Fidschi Inseln, noch an den Neuen Hebriden, an Neuseeland, an Neubritanien, Neu-Guinea und selbst nicht an den Mörderinseln gesehen."

Dies erzählt Morrell und man sieht, daß der amerikanische Abenteurer die Thatsachen willkührlich bis zu einer gewissen Poesie gesteigert hat. Er muß indeß selbst hinzufügen, daß er kaum drei Tage vor Anker gelegen, als diese trefflichen und vollkommenen Insulaner von Hogoleu mit 400 Kriegspiroguen an seinem Schiffe erschienen wären und manche viel Kriegsbedarf bei sich gehabt hätten. Welche gute Meinung der Amerikaner auch von seinen neuen Freunden hegte, so befahl er doch die Anker zu lichten und diese Gewässer zu verlassen. So nöthigten diese trefflichen Insulaner trotz ihren guten Eigenschaften ihren enthusiastischen Bewunderer, von ihnen einen Abschied zu nehmen, der einer Flucht täuschend ähnlich sah.

Der „Oceanier" setzte indeß seine Fahrt fort. Den 5. Juni fuhr er ziemlich nahe an der kleinen Gruppe Tamatam, Fanandik und Allap hin und zwar zwei oder drei Meilen von der ersten dieser Inseln. Die Eingeborenen kamen uns zehn Meilen weit in großen, hübschen, zierlichen Proas entgegen. (Taf. 59. Abbild.) Das lange dreieckige Segel, das hohe Vorder- und Hintertheil, die Platform, welche an jeder Seite eine Art Kajüte bildet, alles verräth ein in der Schifffahrtskunst ziemlich weit vorgeschrittenes Volk. Indessen konnten wir doch bald bemerken, wie sehr die ersten Seefahrer den schnellen Gang dieser Pirogen übertrieben hatten, als sie sagten, daß sie 20 Knoten in der Stunde zurücklegten. Sie machten keine sieben oder acht Knoten.

Diese kräftigen, gewandten und gut gebauten Insulaner kamen mit einer Kühnheit an das Schiff, welche zeigte, daß sie häufig Europäer sehen. Sie lachten, sangen und boten uns kleine Modelle von ihren Piroguen, die sie gegen Eisen auszutauschen wünschten, das sie lulu nannten. Sie waren heiter, ehrlich und redlich bei ihrem Tauschhandel, zeigten uns aber keineswegs die biegsamen freien Gestalten, die sanften und anmuthigen Physiognomien, das anständige und zurückhaltende Wesen der Bewohner von Otdia, Ualan und selbst von Hogoleu. Wir hatten nur sehr kurzdauernde Verbindungen mit ihnen, da Pendleton den südlichen Theil der Marianen zu erreichen wünschte.

Diese kleine Gruppe scheint den Märtyrer-Inseln der alten spanischen Karten zu entsprechen, aber sie ist erst 1801 von dem Spanier

Digitized by Google

Ibargoitia bestimmt angegeben worden. Dann wurde sie nach einander von Freycinet 1819, von Duperrey 1824 und von d'Urville 1828 erforscht. Es sind drei niedrige bewaldete, nahe an einander liegende, aber doch von einander getrennte und jede mit einem Riff umgebene Inselchen. Die ganze Gruppe hat nur 6 Meil. Länge von N. nach S. Lage: 7° 37′ n. Br., 147° 10′ östl. L. (Ollap.)

Von nun an war der Weg frei; bis nach Guaham gab es keine Inseln mehr. Aber erst am 10. Juni konnten wir um die Südspitze dieser Insel herumkommen. Den folgenden Tag trafen wir mit dem Engländer Anderson zusammen, der lange dort Hafencapitain gewesen ist, und der „Oceanier" wurde in die weite Bai von Apra geführt, wo er gegen drei Uhr Nachmittags vor Anker ging.

Kapitel LII.

Die Marianen. — Guaham.

Guaham war ein Contrast unter diesen mit Urracen bevölkerten Archipelen, denn auf dieser Insel giebt es keine Eingeborenen mit halbnacktem Körper und mit unverständlicher Sprache mehr. Wir waren in Spanien oder wenigstens in einer spanischen Colonie. Ich bestieg die Volle, um mich nach Agagna zu begeben, und konnte schon von weitem, während ich nach diesem christlichen Flecken hinfuhr, alles bemerken, was der Anblick Merkwürdiges und für mich Neues hatte. Kirchenglocken, Kreuze auf allen Vorgebirgen, Häuser, welche an die armen Stadttheile von Manilla erinnerten, und das ganze katholische Wesen weckten in mir Gefühle, die mir sonst vertraut gewesen, jetzt aber fast verschwunden waren. Nach einem einjährigen Herumziehen fand ich christlichen Gottesdienst auf einer einzelnen Inselgruppe mitten im weiten Meere wieder.

An der Küste dauerte dieser Eindruck noch fort. Es war ein Feiertag im Lande und die Einwohner gingen in die Kirche, welche sie nicht alle aufzunehmen vermochte. Die Frauen und Mädchen gingen in langen Reihen in Ordnung, Anstand und Stille, aber jede hatte, wahrscheinlich um die Langeweile zu vertreiben, eine ungeheure Cigarre angezündet, welche sie mit ganz spanischer Grazie rauchte. Nach ziemlich langem Warten kam der Herr Alcalde in Begleitung von sechs Chorknaben und dem Sakristan. Er trug einen Strohhut von Manilla, Schuhe, Strümpfe und weite kurze Beinkleider, darüber eine gestreifte Blouse oder vielmehr ein gestreiftes Hemd. (Taf. 60. Abbild.) Er ging langsam, seiner Würde sich bewußt, nach der Kirche zu, setzte sich dort am Ehrenplatze nieder und hörte den lateinischen Gottesdienst an, als verstände er etwas davon. Doch war er nichts als ein Eingeborener, der ein Kauderwälsch von Spanisch und chamorro, der alten Landessprache, redete.

Diese Scenen interessirten mich. Die Einwohner waren ohne Zweifel sehr elend, wenn man sie nach europäischen Erinnerungen beurtheilte, mit ihren Nachbarn von Oceanien aber verglichen, zeigten sie ein bemerkenswerthes Aussehen von Ordnung und Civilisation. Die Frauen gingen allerdings barhauptig und barfuß, trugen aber einen Rock und ein Jäckchen, waren züchtig und reinlich, und die Cigarren in jedem Munde, die am Halse hängenden Kreuze, der halb spanische halb italienische Kopfputz, die Kirchen, die Madonnen in den kleinen Nischen (Taf. 60. Abbild.), alles überraschte unter diesen geheimnißvollen und verschiedenen Racen, mitten in diesen fernen Meeren, bei der Verwirrung von Culten und Ursprung. Auch die Grundformen der Einwohner gewährten einen interessanten Beobachtungsgegenstand: hier eine Art Magister, der unter dem Arme ein Buch trug, welches sein ganzes Wissen umfaßt; dort der Eingeborene, der seinen Lieblingshahn, seinen Kampfhahn, sein Vermögen und seine Freude, liebkoset; dort endlich den casador des Landes, den muthigen Hirschjäger mit seinem nackten Körper, seinen weiten blauen Beinkleidern und seinem Hirschfänger an der Seite (Taf. 60. Abbild.), — das sah ich, als ich nach der Stadt zuging.

Denn es war eine Stadt, zwar nicht ganz nach europäischem Begriffe, aber eine Colonialstadt, eine Stadt der Marianen. Die reinlichen hübschen Häuser bilden ziemlich breite Straßen und regelmäßige Plätze. Man sieht, daß ein Gedanke von Ordnung und Symmetrie dabei mitgewirkt hat. Man zählt zu Agagna ungefähr 600 Häuser, von denen aber nur funfzig von Steinen sind. Die andern sind blos Hütten, umgeben von einem Gärtchen mit Tabak. Diese Häuser haben selten mehr als zwei Gemächer, die durch eine Scheidewand von Bambusstäben getrennt sind. In dem einen schwatzt und arbeitet man, schaukelt man sich in der Hängematte so lange es Tag ist, kommt aber der Abend, so strecken sich die Dienstleute und Kinder da zum Schlafen aus. In dem andern Gemache ruhen die Familienhäupter unter dem Schutze einiger Heiligenbilder. Die Häuser, ausgenommen die steinernen, sind alle auf Pfahlwerk wegen der Regenzeit gebaut, und einige Schritte davon erhebt sich die Küche, ein kleines leichtes Gebäude, das stets von der Hauptwohnung abgesondert ist.

So sammelte ich auf dem Wege einige Notizen über Agagna und gelangte in den Palast des Gouverneurs D. Medinilla, den ich meinen ersten Besuch machen mußte und der mich sehr artig empfing. Sein Palast ist aus Holz und Stein erbaut und acht Geschütze nebst einer kleinen schlecht bewaffneten Garde vertheidigen die Zugänge. Hinter dem Palaste befindet sich ein von Mauern umschlossener Raum, den man den Garten nennt, und ich bemerkte in demselben eine ungeheure Menge schöner Ananas, die auf Guaham besonders gedeihen. (Taf. 62. Abbild.)

Außer diesem Palaste besitzt Agagna noch andere öffentliche Gebäude, eine königl. Schule z. B. (Taf. 62. Abbild.) und eine Elementarschule. In der letztern lehrt man nur lesen und singen. Es giebt auch zwei oder drei Spinnereien, die theils Franzosen, theils Chinesen gehören.

Unterdeß war Pendleton selbst zum Besuch bei Medinilla angekommen, der den braven Capitain schon kannte und ihm zu Ehren einige Festlichkeiten veranstaltete. Die erste Unterhaltung war ein Hahnenkampf, die Leidenschaft der Eingeborenen, welche dieses grausame Spiel ohne Zweifel von Manilla entlehnt haben. Die zweite für uns neuere und charakteristischere war die Darstellung mexikanischer Tänze, die wahrscheinlich durch die Galionen von Acapulco herbeigebracht wurden und sich auf den Marianen forterhalten haben. Schon vor uns hatte man dieses Schauspiel den Franzosen auf der „Uranie" gegeben. Die Tänzer waren die Schüler aus dem Collegium von Agagna, gekleidet in glänzende Anzüge, welche die Jesuiten früher in den Tempeln Neuspaniens gefunden hatten. Diese Tänze, eine Art allegorischer Pantomime, wurden vor dem Palaste des Gouverneurs auf einem mit Fackeln und Lämpchen erleuchteten Platze aufgeführt. Man sah dabei den Kaiser Montezuma mit der Krone auf dem Kopfe, einem Federfächer in der Hand, gefolgt von zwei reich gekleideten Pagen. Nach dieser Gruppe kamen zwölf Tänzer, unter die sich der Kaiser bisweilen zu mischen geruhete, deren Stirn ein Diadem schmückte und die ebenfalls reich gekleidet waren. Diese ganze Gruppe tanzte gravitätisch, bald im Viereck, bald im Halbkreise, bald in einer Art X. Die Tänzer hatten theils Fächer, theils Castagnetten in der Hand. Im zweiten Akte gruppirten sich die zwölf Tänzer paarweise und führten theils allein, theils mit dem Kaiser und dessen Pagen vereinigt, verschiedene zierliche Wendungen aus, die sämmtlich einen malerischen Effect machten, da jede Gruppe einen Halbkreif mit glänzendem Seidenzeuge hielt. Endlich schloß sich der Tanz in kriegerischen Evolutionen mit grotesken Sprüngen und Hanswurststreichen. Die Hanswürste waren lächerlich maskirt und costumirt und trugen einen hölzernen Säbel, mit dem sie rechts und links um sich fochten; ihre weiße Maske zeigte unverhältnißmäßige Formen.

Nach diesen Tänzen, in denen fast die ganze Lebensgeschichte des unglücklichen Montezuma dargestellt wurde, kam eine Art Bänderspiel, von dem sich etwas Aehnliches in den südlichen Provinzen Frankreichs findet. Es wurde ein Baumstamm aufgerichtet, an dessen Ende acht bis zwölf lange und breite rothe, gelbe und blaue Bänder befestigt waren; nach der Zahl der Tänzer waren die Farben mehr oder minder verschiedenartig. Jeder der Tänzer hielt das Ende eines dieser Bänder und mußte rund herum-

Digitized by Google

gehen, indem er abwechselnd vor dem zu seiner Rechten, dann hinter dem nach ihm Kommenden herumging. Die Tänzer der gleichen Zahlen drehten sich in einer und jene der ungeraden in der entgegengesetzten Richtung herum. Aus diesem Arrangement entstand ein Geflecht, dessen Schönheit in der Verschiedenartigkeit der Farben und der Regelmäßigkeit bestand. Um den Baum wieder frei zu machen, mischten sich die Tänzer zum zweitenmale unter einander, aber in umgekehrter Richtung und so geschickt, daß die Bänder sich nicht verwirrten. Zwei Führer leiteten Alle. Dieser ganz einfache Tanz sah sehr complicirt aus, denn die Menge rechts und links schnell sich kreuzender Faden verhindert den Ueberblick und die Verfolgung ihres Ganges.

Die Nationaltänze sind minder merkwürdig; sie bestehen aus Gängen, die weder diese Grazie, noch diese Flüchtigkeit, noch dieselbe Symmetrie haben. Der berühmteste heißt der Tanz der Alten und schreibt sich ohne Zweifel von den ersten Bewohnern der Insel her. Es wird schwer seyn, in ihm etwas anderes als einen neuen Beweis von der Herrschaft der Frauen über die Männer zu sehen. Mitten in gezwungenen Evolutionen und nicht eben graciösen Gesten bot sich ein bemerkenswerthes Bild dar. Ein junger Mann, der einen spitzen Strohhut trug, erschien mit einem Stocke auf dem Platze und warf in einer kräftigen Rede seinen Gegnern, die nicht antworteten, eine Ausforderung hin. Da bekämpften ihn die Frauen und gaben ihn als Preis für seinen leichten Sieg Früchte und Zeuge. Die Kindertänze waren ganz anders; sie näherten sich dem Chega der Neger.

Der Tanz ist gar nicht sehr nach dem Geschmacke der Marianer. Sie haben, wie die spanischen Creolen, nur eine Leidenschaft, die des far niente (Nichtsthun). Der für sie wünschenswertheste Zustand ist die Unbeweglichkeit. Sie rühren sich nicht von der Stelle, wenn sie nicht dazu genöthigt werden, und diese Trägheit wird bis zu einem unglaublichen Grade getrieben. Ein Reisender erzählte uns unter andern Beweisen für diese Behauptung, daß er von einem Marianer ein kleines Schwein, ein porquito, zu dem ziemlich mäßigen Preise eines Piasters gekauft habe. Der Reisende wollte, als er das Geld bezahlt hatte, sein Schwein bis zu dem Boote tragen lassen, das nicht über zweihundert Schritte weit entfernt war. Als er diesen Wunsch ausgesprochen hatte, besann sich der Marianer sogleich wieder anders: „Ach," sagte er, „um es bis dahin zu schaffen, muß ich noch einen Piaster erhalten," und legte sich ruhig wieder in den Schatten, um seine Cigarre zu rauchen.

So ist der Tanz diesem trägen Volke zuwider und es überläßt sich demselben nur in besondern Zeiten. Dafür ist die Musik einer seiner Zeitvertreibe. Der Marianer erwacht, ruht und schläft ein mit Singen. Diese Gesänge sind im Allgemeinen sanft, schmachtend und harmonisch. Es sind trios oder boleros oder einige seguidillas, obgleich die Natur gewöhnlich das, was einschläfert, dem Aufmunternden vorzieht. Auf den Marianen trällert Jedermann erträglich. Die Nationallieder preisen stets einen Heiligen des Paradieses oder ein wichtiges Ereigniß, wie z. B. die Ankunft eines Schiffes.

Nach den von den Bewohnern der Marianen aufgeführten Tänzen sahen wir ganz verschiedene, nämlich die der Carolinen. Die Caroliner fürchten sich nicht, mit ihren netten und schnellen Piroguen die 200 Stunden zurückzulegen, welche ihren Archipel von dem der Marianen trennen. Mit Hilfe der Sterne und geleitet von der Richtung der Winde wagen sie sich auf ein oft stürmisches Meer und kommen fast immer glücklich im Hafen an. Während meines Aufenthalts sah ich zehn dieser Pros, welche zu dem Küstenhandel bei den Marianen dienen. Die Seeleute auf denselben waren gewandt, schlank und abgehärtet und gaben uns ihrer Seits Gelegenheit, ihre Nationaltänze zu sehen. Diese waren eben so lebhaft, heiter und scherzhaft als die der Marianen langsam und unentschlossen. Die Lust war für die Tänzer überdies größer als für die Zuschauer. Sie hielten Stöcke dabei in der Hand, lachten, hüpften, scherzten und vergnügten sich. Anfangs stellten sie sich in zwei Reihen und stimmten einen Gesang an, den sie mit angenehmen Geberden und laschen Bewegungen begleiteten; aber bald folgte ein fröhlicheres Lied. Sie faßten einander an der Hand, drehten sich im Kreise und machten tausend Sprünge.

So vergingen einige Tage, in denen Pendleton seinen „Oceanier" vergaß, aber sobald er es konnte, kehrte der wachsame Capitain an Bord zurück und gab mir sechs Tage, meine Forschungen über Guaham zu vervollständigen. Die Gefälligkeit des Gouverneurs verschaffte mir eine Woche reizender Zerstreuungen. Mein erster Ausflug ging nach dem Dorfe Mongmon in der Nähe Agagna's, auf fruchtbarem aber schlecht bebautem Boden. Mais, Reis, Tabak, das waren die vorzüglichsten Anbaue. In Mongmon wollte ich der ersten Behörde des Ortes, einer Art Richter, dem gobernadorcillo, meine Aufwartung machen, der mich mit dem Zeichen seiner Würde, dem Rohrstocke mit silbernen Knopfe, empfing. Dann wurde ich seiner Frau vorgestellt, einem Mannweibe, das mitten unter halbwüden Kindern auf dem Boden der Hütte kauerte. Sie antwortete, ohne die Cigarre wegzuthun, auf die Höflichkeitsformel, die ich in Agagna gelernt hatte. Als ich gesagt hatte: Ave Maria purissima, stotterte die Frau des Unteralcalden, ohne die Augen zu erheben: Sin pecado concebida, und das war alles, was ich von ihr herausbringen konnte, ohne daß ihr würdiger Mann sich die Mühe nahm, die Unterhaltung lebendiger zu machen. Ich besuchte dann das reizende Dorf Sinahagua, welches das ganze Land überblickt, darauf Sanvitores, berühmt durch den Tod des gleichnamigen Missionärs, des Apostels der Marianen. In der Bai von Tomon und an der Stelle des Märtyrthums selbst hat man einen Altar errichtet, wohin mehr als ein Marianer jährlich eine fromme Wallfahrt macht. Ich begab mich zu Wasser dahin mit dem Secretair des Gouverneurs, bewunderte die schönen Bäume an der Küste, und besonders in der Gegend von Taynanesio die zahllosen cycas, eine Art Palme, deren Mark dem der Sagopalme gleicht. Obgleich unsere Fahrt am hellen Tage stattfand, flatterten doch Schaaren von Fledermäusen um unsere Boote. In Tomon besuchten wir die verehrten Stellen und an dem Mausoleum selbst erzählte uns ein inländischer Priester den Märtyrertod des Sanvitores, so wie die wunderbaren Folgen desselben. „Kaum," sagte der gute Prediger, „hatte Sanvitores der tödtliche Schlag getroffen, als seine Seele, auf den Flügeln der Winde getragen, mitten in seinem Vaterlande ankam und dort das Unglück berichtete. Die Kirchen in ganz Spanien wurden schwarz ausgeschlagen, die Glocken läuteten von selbst und der Hof legte Trauer an; es war ein Landesunglück. Acht oder zehn Monate darauf wurde Guaham von einem Paar Erdbeben erschüttert und die Ursache derselben blieb nicht unbekannt. Das Verbrechen von Matapang mußte gesühnt werden." Nachdem wir an Ort und Stelle der Katastrophe diese Sagen gesammelt hatten, begaben wir uns auf einem holperigen Wege in das Dorf Guaton, jenseits welchem sich die Spitze los Amantes zeigt, welche durch eine romantische Begebenheit berühmt ist. Bei der leichtesten Arbeit würde der Boden eine Quelle des Reichthums seyn; aber die trägen Marianer bauen nur, was sie durchaus brauchen und sie sind mit wenigem zufrieden. Dächten sie aber auch gar nicht an ihre Nahrung, so würde die Natur selbst sorgen. Sie bringt hier eine Menge nährender Wurzeln, die cycas oder federicos hervor, die eine unerschöpfliche Hilfsquelle sind. Bei der Wanderung über diese Ebenen waren wir Zeugen der Bereitung der cyca, wodurch man ihr ihre giftigen Eigenschaften nimmt.

In allen Dörfern fanden wir, Dank sey es meinem Reisegefährten, die vollständigste Gastfreiheit. Von allen Seiten sahen wir die Einwohner mit einigen Geschenken herbeikommen; einige brachten Hühner, andere Eier ꝛc. Statt diese Gegenstände unentgeltlich anzunehmen, bezahlten wir sie mit einigen Piastern, was den guten Leuten die höchste Freude machte. Bald gaben sie uns auch das Schauspiel einer Fischerei. Diejenige, welche die größte Sorgfalt erfordert, ist der Fang des magnahak, eines kleinen Fisches von trefflichem Geschmacke, der von den Marianern in großer Menge verbraucht wird. Dieser Fisch hat seine besondere Zugzeit; wenn er ankommt, setzen sich alle Bewohner der Küste in Bewegung. Wir wohnten einer solchen Fischerei bei. Männer und Frauen, alles war am Meere; die jungen Mädchen von 17 bis 18 Jahren schonten sich nicht; sie hatten ihr Hemd-

Digitized by Google

chen abgenommen und sich dasselbe um den Hals gewunden, so daß sie fast ganz nackt waren.

Ich besuchte in Agagna das allgemeine Magazin, das Casernengebäude, von dem eine Seite als Hospital dient, eine sehr hübsche steinerne Brücke, dann einen Schoppen, der von steinernen Säulen getragen wird und theils die Regierungsarbeiter, theils die Piroguen vor der Sonnenglut schützt. Das zierlichste aber von allen diesen Gebäuden, sowohl dem Ganzen als seinen einzelnen Theilen nach, war die Schule (Taf. 62. Abbild.), ein regelmäßiger Bau aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln mit kleinen Fenstern und einer gewölbten Thüre.

Ich hatte Agagna, die Hauptstadt von Guaham, gesehen und es blieb mir nur Umata, der zweite Flecken der Insel, zu sehen übrig, der durch den Aufenthalt mehrerer wissenschaftlicher Expeditionen berühmt geworden ist. Der gefällige Gouverneur wollte mich die Wanderung nicht allein machen lassen, und gab mir deshalb seinen Haushofmeister zur Begleitung mit, mit dem Befehle, den Palast zu Umata zu meiner Verfügung zu stellen. Den folgenden Tag reisten wir dahin in der seltsamsten Equipage ab, welche man sich denken kann. Mein Führer hatte seine Frau mitgenommen, die den Zug eröffnete und einige Bananen trug, um die Langeweile auf der Reise zu verscheuchen; dann kam er selbst auf einem gezäumten Ochsen, während ich in einer von zwei Eingeborenen getragenen Hängematte mit einem Sonnenschirme als wahrer Sybarit auf dem sandigen dürren Wege mich fortbewegte. (Taf. 62. Abbild.)

Nach einem dreistündigen Gange erreichten wir Umata. Ehe wir aber in den Palast traten, mußten wir die Unterhaltung eines wichtigen Mannes ausstehen, eines sergente de la milicia, der durch seinen spanischen Stolz und seine tiefe Verachtung gegen die Bevölkerung der Marianen sehr spaßhaft war. Dieser Mann, ein ehemaliger Soldat von der Armee Laserna's in Peru, hatte jenes Land nach der Niederlage von Cantazada verlassen und sich nach den Marianen geflüchtet, wo er die Tochter des Alcalden von Tinian heirathete, ein ziemlich frisches und aufgewecktes Weibchen. Er rühmte sich alle Augenblicke, daß er und der Gouverneur die einzigen echten Spanier auf der Insel wären, und behandelte mit Verachtung alle Uebrigen, die nach seiner Ansicht nur Chamorros waren, wie man die Urraces und ihre verschiedenen Kreuzungen nennt. Die bewaffnete Macht bestand nach ihm auf den Marianen aus 160 Mann, die in drei Compagnien getheilt waren, welche auf folgende Weise zusammengesetzt waren: ein sergente mayor, nämlich Don Luis de Torres, berühmt durch die Erzählungen Kotzebue's, Chamisso's und Freycinet's; drei Capitains, drei Lieutenants, drei alfareces, neun Sergenten, drei cabos und das Uebrige gemeine Soldaten. Der Sergent erhält monatlich sechs pezos oder Piaster; der Alfarez acht, der Lieutenant zehn und der Capitain zwölf. Aber weder Officiere noch Soldaten bekommen Geld; ihr Gehalt wird in Gegenständen ausgezahlt, die von Manilla kommen und von der Regierung selbst verkauft werden. Auch ein Alcalde erhält nur zwölf Piaster monatlich, aber dies ist nur der geringste Theil ihres Einkommens. In allen Ländern scheint es einen Gehalt zu geben, den man gesteht, und einen andern, den man nicht gesteht.

Nach diesem kleinen vorläufigen Gespräche traten wir in das Haus oder den palacio. Dieser palacio von Umata, oder die casa real, war ein ziemlich bemerkenswerthes Gebäude. Es hob mit einer gewissen stolzen Koketterie sein schönes Dach von rothen Ziegeln über die elenden Hütten zur Rechten und Linken. Es besteht auf der einen Seite aus einem Erdgeschoß und einer ersten Etage an einer Terrasse, während es auf der andern nur ein Erdgeschoß nach dem Garten zu hat. Es ist aus Stein und Teakholz gebaut, das sich schwer behauen läßt, was man hier an den Balken sieht. Auch die Dielen sind sehr holperig trotz dem Alter und dem vielen Gebrauche. Uebrigens steht dieser palacio so fest, daß die auf den Marianen so häufigen Erdbeben die Balken kaum ein wenig zu verrücken vermochten. (Taf. 60. Abbild.) Unter der Vorhalle des Palastes verbringen die Hirschjäger die Nacht und nehmen ihr Abendessen ein. Sie schlafen auf den Steinen. Den Tag über beschäftigen sich daselbst, um vor der Sonne geschützt zu seyn, die Frauen mit Handarbeiten, während die Männer, die Cigarre im Munde, hier und da auf dem Boden ausgestreckt, mit einander plaudern, oder sich an dem höchsten Vergnügen der Spanier, der Wonne des Nichtsthuns, ergötzen.

Der Milizsergent hatte den Alcalden von unserer Ankunft benachrichtigt und er machte die Honneurs in dem Palaste. Man öffnete für mich die Zimmer im ersten Stock, welche in einem großen Saale mit zwei Zimmern zu beiden Seiten und andern kleinen Gemächern nach hinten bestanden. Man wies mir den großen Saal an und gab mir zum Bette ein altes Canape von Binsen, das unter mir knackte. Dieser Saal war durchbrochen, ließ die Seeluft durchstreichen und mich die in W. untergehende Sonne sehen. (Taf. 59. Abbild.) Ein hölzernes Kreuz unter mir, eine Vortreppe, eine Art Anlände, in der Ferne die mit Cocuspalmen bewachsene Küste, weiterhin das Fort San Angel, ein ärmliches Vertheidigungsmittel, — das war die Aussicht nach außen. In dem Saale erinnerte mich ein ungeheuerer Tisch von massivem Teakholz an andere Eindrücke. Um diesen Tisch hatten sich ohne Zweifel zur Zeit, als Spanien das Monopol des Seeglanzes besaß, als seine mit Gold beladenen Galionen auf der Fahrt von Acapulco nach Madrid in diesen Gewässern Anker warfen, Officiere und Passagiere, Mönche und Seeleute, Weltliche und Geistliche mehrmals niedergelassen. Mehrmals vergaßen wahrscheinlich auch diese alten Seemänner, welche sich damals auf fast unbekannte Meere wagten, indem sie sich auf diese Tafel stützten, die vergangenen und die kommenden Gefahren. Der Wein in großen Gläsern, Hirschkeulen wie bei einem homerischen Mahle, Gesänge, lautes Lachen, Säcke mit Silber und Gold auf dem Boden, kostbare Waaren in den Ecken dieses Saales aufgethürmt, — diese Scenen erschienen wir Abends bei dem ungewissen Scheine der Lampe zur Zeit, wenn die Gedanken höhern Schwung haben, um die Fernen zu durchmessen und von sonstigen Dingen zu träumen. Jetzt freilich ist von allem dem nichts mehr übrig geblieben. Die gewöhnlichsten Gäste in dem königl. Hause sind Hunde, die zu Hunderten den vorübergehenden Fremden beschnobern und die Säle mit ihrem Unrathe verunreinigen. Auch die Muskitos sind unbequeme und lästige Gäste.

Den andern Tag besah ich mir Umata genauer. Das ansehnlichste Gebäude nach dem Palaste ist die Kirche, ein einfacher Bau ohne Glockenthurm, vor dem sich eine Art Vortreppe mit zwölf Stufen befindet. (Taf. 61. Abbild.) Diese Stufenreihe war damals mit Gläubigen gefüllt, die zum Gottesdienste hineingingen. Nicht weit von der Kirche steht ein Kloster, das jetzt verödet ist und in Trümmer fällt. (Taf. 61. Abbild.) Von seiner Terrasse aus hat man eine herrliche Aussicht. Außer diesen beiden Gebäuden findet man zu Umata noch ein Hospital, einen großen Schoppen für die Fahrzeuge und einen andern zu den Spielen der Eingeborenen, zwei Schulen, eine für Mädchen, die andere für Knaben, und endlich die Forts, welche die Bai vertheidigen.

Der Ort liegt herrlich. Seine hölzernen, ziemlich reinlich gehaltenen, mit Palmenblättern gedeckten und zwei oder drei Fuß über den Boden ragenden Häuser (Taf. 61. Abbild.) stehen in zwei Reihen an jeder Seite der Straße mitten in einem Walde von Cocuspalmen und Orangenbäumen. Die Früchte der letztern sind vortrefflich. Nirgends ist die Apfelsine saftiger und wohlschmeckender. Wenn man unter diesem Grün hingeht, kann man dem Wunsche nicht widerstehen, einige Früchte zu pflücken und zu essen.

Der Tag, den ich in Umata verbrachte, verging unter reizenden Annehmlichkeiten. Ich durchwanderte die mit Taro, Tabak und Bananen bepflanzte Umgegend mit der Flinte auf der Achsel, und als in der Mitte des Tages die drückende Hitze Ruhe gebot, nahm ich ein erfrischendes Bad in einem klaren Bache, der von einem dichten Gewölbe von Bambus beschattet war. Diese ganze Gegend ist ungemein fruchtbar, aber die Trägheit der Eingeborenen weiß die Hilfsmittel nicht zu benutzen. In andern Händen würde der Boden in großer Menge Arrowroot, Pataten, Sago, Zucker, Kaffee, Baumwolle, vielleicht sogar Muskatennüsse tragen. Die unglaublich trägen Bewohner sind noch minder Freunde des Reichthums

Digitized by Google

als sie Feinde der Arbeit sind. Als Beweis für die außerordentliche Trägheit braucht blos erwähnt zu werden, daß nirgends das Land anders als nach den darauf stehenden Cocuspalmen geschätzt wird, die man das Stück mit einem Piaster bezahlt. Jedes andere Land kann nehmen und bebauen wer Lust dazu hat, man braucht nur die Regierung davon zu benachrichtigen, die es unentgeltlich und ohne Steuern abläßt.

Die Bewohner von Umata schienen, obgleich nicht eben reich, doch fröhlich, friedlich und mit ihrem Loose zufrieden zu seyn. Man zählte in dem Orte ungefähr 300 Personen. Die Andacht und die Galanterie waren die beiden großen Beweggründe der Frauen, welche seltsame Uebereinkünfte zwischen der einen und der andern dieser Leidenschaften machen. Alles verrieth bei diesem Volke, welche tiefe Spuren bei ihm die spanischen Sitten und Gebräuche zurückgelassen haben. Von den alten örtlichen Gebräuchen war nichts mehr vorhanden, das frühere Leben ganz mit dem der Eroberer verschmolzen. Das Vermögen dieser armen Leute bestand fast ganz in einigen Schweinen und Geflügel, welche um die Wohnungen herum schweiften. Zum größten Theile waren sie von Aussatz bedeckt, einer auf der ganzen Insel sehr häufigen Krankheit, wo sich auch Geschwüre und Kröpfe nicht selten finden.

In Umata verdrängen wie in Agagna und auf der ganzen Insel die religiösen Angelegenheiten die andern ganz und gar. Nicht gute Sitten verlangt man von den Männern und Frauen, sondern Uebungen der Religion. Vergessen sie diese nicht, so erhalten sie leicht Verzeihung für ihre Schwachheiten. Die Männer sind auf den Marianen wie in allen spanischen Ländern auf ihre Frauen eifersüchtig, aber die Mädchen haben dagegen eine große Freiheit. In den Dörfern werden die Strafen von den Alcalden ausgesprochen und von den gobernadorcillos (kleinen Gouverneuren) vollzogen. Bei unbedeutenden Sachen kann von diesen Urtheilssprüchen nicht appellirt werden, die großen Verbrecher aber schafft man nach Manilla, wo man sie richtet. In den Städten werden die Steuern nach gewissen Verordnungen erhoben, auf dem Lande aber ganz nach der Willkühr der Alcalden.

Unter den guten Eigenschaften der Eingebornen muß zuerst ihre Ehrfurcht gegen ihre Eltern erwähnt werden. Selbst das Alter ist keine Entschuldigung für den Ungehorsam. Kinder von vierzig Jahren zittern vor einem Tadel ihres alten Vaters. Nie sprechen sie dessen Namen aus, ohne señor (Herr) dazuzusetzen und das Haupt dabei leicht zu neigen. Die Mütter stillen ihre Kinder fast immer selbst. Die Männer können sich in einem Alter von vierzehn Jahren verheirathen, die Mädchen im zwölften, doch sind diese frühzeigen Ehen selten. Die Zahl der Kinder in einer Familie beträgt im Durchschnitt drei bis fünf. Einige Geriste haben 20 bis 30 Kinder und Arago erwähnt eine Frau, die 137 Abkömmlinge von allen Graden hatte. Zum Unglück ist das ganze Blut von Aussatz angesteckt, einem Erbfehler, den die Hidalgos der Marianen von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.

Die Tracht der Männer und Frauen gleicht jener in den spanischen Provinzen. Statt der Mantilla tragen die Frauen auf der Stirn ein Tuch, das auf ihre Achseln herabfällt. Die sehr niedrig geknüpften und hinten zusammengenommenen Haare, das Leibchen, welches einen Theil des Körpers blos läßt, bisweilen sogar ein kleiner, auf dem Ohre umgekrempter Männerhut, alles giebt den Bewohnern der Marianen ein kokettes und einnehmendes Aussehen. Ihr Teint ist gelb, ihre Zähne sind im Allgemeinen durch den Gebrauch des Betels und vielleicht auch durch den Mißbrauch der ungeheuern Cigarren verdorben, von denen einige sechs Zoll lang und acht bis neun Linien dick seyn mögen. Die Züchtigkeit scheint nicht die gemeinste Tugend unter diesen Frauen zu seyn. Die Franzosen von der „Uranie" konnten sich durch mehrere Beispiele davon überzeugen, deren größte Anzahl hier nicht angeführt werden kann. Nur ein einziges werde erwähnt. Im N. von der Städt läuft ein kleiner, nicht eben tiefer, durch hohe Cocuspalmen geschützter Fluß, in dem die Frauen und Mädchen von Agagna sich fast den ganzen Tag über zu baden pflegen. Die Officiere der „Uranie", die sich ebenfalls nach dem Bade, jener in heißen Ländern unschätzbaren Wohlthat, sehnten, fanden bald den Fluß und kamen dahin. Im Anfange erschrak man vor ihnen und die Zeit der Ankunft der Franzosen war das Signal zum Aufbruch dieser Schönen, aber allmälig gewöhnten sie sich an die neuen Gesichter und bald wurde das Bad allgemein. Frauen und Mädchen sprangen ganz nackt in den Fluß, was Männern, die in den europäischen Begriffen von Scham erzogen sind, wenigstens seltsam vorkommen mußte.

Meinem Besuche in Umata folgten andere Ausflüge, und bei einem derselben kam ich bis nach Pago, einem an der östlichen Küste der Insel gelegenen Flecken. Wir sollten auf dem Wege dahin die königl. Meierei Tachogna sehen, die in der Mitte der Insel, in einer gesunden, fruchtbaren und malerischen Gegend liegt. Nachdem wir durch den Weiler Sinahagua und Afame gekommen waren, von welchem letztern nur noch Trümmer übrig sind, gelangten wir zu der Meierei. Sie wurde von den Jesuiten angelegt und befand sich anfangs in blühendem Zustande. Ein ganzes wohlhabendes, gut bevölkertes Dorf erhob sich daneben und schien eine noch größere Wichtigkeit erlangen zu müssen, als ein Orkan die Pflanzungen verwüstete, die Wohnungen zerstörte und Noth und Trauer dahin brachte, wo den Tag vorher Wohlstand und Fröhlichkeit geherrscht hatten. Man hat seitdem wohl versucht, die Häuser wieder herzustellen und den Anbau zu beginnen. Aber diese Versuche waren nur theilweise. Die Meierei von Tachogna ist gegenwärtig nur wegen des Viehes wichtig, das man dort zieht. Um von Tachogna nach Pago zu kommen, muß man durch einen Wald einem schmalen Wege folgen, auf dem das Fortschreiten durch Bäume gehindert wird. Bei jedem Schritte in diesen tiefen Wäldern entdeckte man Spuren von verschwundenen Dörfern, von denen die bedeutendsten Fagto, Tagon, Pomod, Tinaka und Aguan sind. Von diesem Ufercrte an bis nach Pago trifft man nichts als ungeheuere Waldungen. Pago selbst ist ein nicht unansehnlicher Ort, der einen Palast für den Gouverneur, eine Kirche und ein Kloster, welche von den Jesuiten gebaut wurden, Knaben- und Mädchenschulen enthält. Der Major Don Luis, welcher in diesem Bezirke commandirte, nahm uns sehr gut auf.

Durch seine Sorgfalt und unter seiner Leitung hatten wir den andern Tag das Vergnügen einer großen Jagd, welche uns in die Umgegend von Merisso brachte. Mit dem Grauen des Morgens waren wir unserer zwölf versammelt, sowohl eingeborene als europäische Jäger, mit Flinten, machetes und einem Stricke mit laufendem Knoten, der auf besonders dazu angelegten Wegen aufgestellt werden sollte. Im Allgemeinen erwartet man den Hirsch auf dem Anstande zwischen einem Berge und einer Ebene. Bald treiben die Hunde das Thier, bis es in einen ihm gelegten Hinterhalt fällt; bald jagt man es. Verfolgt man es an das Ufer, so stürzt es sich in das Meer, schwimmt weit hinaus und kommt an's Land erst zurück, wenn es nichts mehr zu besorgen hat. Bei starkem Winde ist die Jagd leichter als bei Windstille. Die beste Periode ist vom Juni bis zum October.

Unser Tag war glücklich. Wir hatten kaum die Höhe von Merisso erreicht, als unsere Hunde in dem Walde vier Hirsche aufjagten, die sich nach dem Gebirge zu wendeten. Einer wurde von einem Eingeborenen, einem geschickten Schützen, erlegt, der aus großer Entfernung auf ihn schoß. Ein durch die Hunde ermatteter zweiter stürzte sich vor unsern Augen in einen Teich, wo er von Kugeln durchbohrt wurde. (Taf. 61. Abbild.) Entzückt von unserm Ausfluge kamen wir Abends nach Merisso zurück, um von dem trefflichen Wildpret ein Festmahl zu halten.

Wenn ein einzelner Jäger einen Hirsch erlegt, so schneidet er ihn mit seinem machete in zwei Theile, hängt jede Hälfte an einen Ast, trägt ihn so im Gleichgewichte fort und kehrt in seine Wohnung zurück. Man erlegt jährlich auf Guaham eine große Anzahl Hirsche, 800, 1000 bis 1200. Trotz dieser ungeheuern Niederlage und obgleich man weder Kühe noch Kälber schont, scheint die Zahl doch nicht viel verringert zu werden. Die völlig ausgewachsenen Thiere wiegen bisweilen bis 300 Pfund.

Die Hirschjagd ist nicht die einzige, mit der man sich auf Guaham beschäftigt; man findet auch wilde Rinder, Schweine und Ziegen, die letztern in geringer Anzahl. Die Rinder und Schweine, welche zu dem königl.

Digitized by Google

Eigenthume gehören, dürfen bei schwerer Strafe nicht gejagt werden, wenn man keine Erlaubniß vom Gouverneur hat. Von den wilden Rindern werden nur wenige erlegt, soviel blos, als man für die Garnison braucht. Gewöhnlich reichen zwei Männer hin, von denen einer mit einem machete, der andere mit einer Lanze bewaffnet ist. Zuerst läßt man die Hunde los und sobald man ihr Bellen hört, treibt sie der mit der Lanze Bewaffnete alle nach einem Punkte hin. Das Schwein wird von der Meute umringt, so daß es nicht entkommen kann. Ist es groß und fett, so wird es erstochen; im Gegentheile läßt man es wieder laufen. Das erste wird gewöhnlich den Hunden überlassen. Das Thier vertheidigt sich auf schreckliche Weise, aber es gelingt dem Jäger ohne viele Mühe, dasselbe an den Hinterbeinen zu fassen. Man erkennt an dem Geschrei der Hunde schon, ob das Schwein groß oder klein ist.

Als ich an dem von dem pünktlichen Pendleton festgesetzten Tage wieder in Agagna erschien, hatte ich kaum Zeit, Abschied von dem Gouverneur zu nehmen und mich auf ein Fahrzeug zu begeben, das mich an Bord bringen sollte. Der Capitain hatte bereits das Abfahrtssignal gegeben. Ich konnte deshalb nicht, wie ich wollte, die merkwürdigen Inseln Tinian und Rota besuchen, auf denen sich Ueberreste von großen Gebäuden aus der ersten Zeit der Marianen finden, riesige Trümmer, die eine großartige Civilisation in einem Lande verrathen, wo die Gebäude gegenwärtig klein und gebrechlich sind. Ich hätte mich gern genauer von dem Zustande dieses Landes unterrichtet, aber es fehlte an Zeit zur Ausführung meiner Entwürfe und ich mußte mich mit dem begnügen, was Berard, Gaudichaud und Arago, alle drei von der „Uranie", bereits ermittelt hatten.

Diese drei Forscher erschienen am 22. April 1819 vor Agagna mit einem kleinen Geschwader von acht Pros, auf denen sie die Gewandtheit ihrer eingebornen Führer erkennen konnten. Die Pros machten bei ganz schwachem Winde vier Knoten in der Stunde und Niemand war am Steuer. Ein einziger Mann leitete die Pirogue.

Auf der Ueberfahrt schoß Berard nach einigen Vögeln und erlegte vier, was die Eingebornen in großes Erstaunen versetzte. Sie sahen die Flinte und den Officier mit Staunen und Aufmerksamkeit an und nannten die Waffe pak, sowie den Officier Birar Pak. Sobald er geschossen hatte, sprang Einer ins Wasser und holte die Beute. Die Leute sind so geschickte Schwimmer, daß es ihnen fast gleich ist, ob sie den Kopf im Wasser oder außer dem Wasser haben; das Meer scheint ihr Element zu seyn.

Die kleine Flotte erreichte indeß den Ankerplatz und die Franzosen stiegen aus, um die Nacht am Lande zuzubringen. Einige Caroliner waren vorher an das Ufer geschwommen, hatten eine Hütte gebaut, über funfzig Cocospalmen geplündert und ein großes Feuer angezündet, an dem sie ihre Beute brieten. Sie begnügten sich, den Vögeln, welche Berard geschossen hatte, die großen Federn auszurupfen, steckten ihnen ein Stück Holz in den Schnabel und drehten sie hin und her vor dem Feuer, bis sie ganz gar waren. Nach Beendigung dieser Operation verzehrten sie dieselben mit großer Gier, boten aber doch den Reisenden vorher etwas davon an. Die letztern verbrachten die Nacht in der Hütte eines Insulaners.

Den folgenden Tag gegen sieben Uhr bei stürmischem Wetter brachen sie wieder auf. Als eine Wolke am Horizonte erschien, kauerten sich die Caroliner nieder, schlugen in Zwischenräumen mit der offenen Hand auf die andere halbgeschlossene, machten den Wolken Zeichen, sie möchten sich entfernen, und sprachen halblaut, aber mit vieler Salbung schnell hintereinander Wörter, die periodisch und als Refrain wiederkehrten. Eines dieser Gebete, das Arago aufschrieb, lautet:

Lega chedegas, lega cheldi lega, chedegas lega chedegas, legas cheldi lega chedegas, lega chedegas mottu.

Ogueren quenni chere pere pei; ogueren quenni chere pere pei.

Auf der ganzen Fahrt zeigten sich die Caroliner habgierig und gefräßig. Sie forderten fortwährend die Franzosen zum Essen auf, weil sie wußten, daß sie das Uebrigbleibende erhielten. Nur etwas mochten sie nicht essen, Raben nämlich, weil dieser Vogel sich auf den Gottesäckern aufhält und sich von Menschenfleisch nährt. Ihre Reisevorräthe bestanden in Cocusnüssen, die ihre gewöhnliche Nahrung sind. Es herrschte übrigens die größte Fröhlichkeit unter allen; sie sangen oder beteten von früh bis Abends.

Die Franzosen gingen zu Rota erst spät Abends vor Anker. Als es finster wurde, hielten sich die Pros nahe an einander und richteten sich nach gegenseitigen Hornsignalen, welche man sehr weit hört. Um von Seiten der Bewohner der Insel ein Signal zu erhalten, das die Landung erleichtern könnte, feuerte Berard sein Gewehr ab, worauf man am Ufer ein großes Feuer anzündete. Zugleich erschien eine Pirogue, aber in der Ferne, als fürchte sie sich. Endlich indeß kam sie heran und Arago, den die Seekrankheit plagte, wollte an's Land gehen, aber kaum hatte das Fahrzeug einige Klaftern sich entfernt, als es umschlug. Ohne einen braven Caroliner, der sich in das Meer stürzte, um den Künstler zu retten, wäre dieser wahrscheinlich verunglückt. Durch ein großes zum Glück hinzukommendes Fahrzeug kamen die Reisenden endlich gesund und wohlbehalten an's Land und fanden Aufnahme in dem Hause des Alcalden, der ganz freundlich war, besonders nachdem er das Schreiben des Gouverneurs Don Medinilla gelesen hatte. Diese hohe Empfehlung war nöthig, um das Land zu beruhigen. Wegen des in der Nacht abgefeuerten Schusses hatte man die Franzosen für Insurgenten von dem spanischen Amerika gehalten.

Der Aufenthalt zu Rota war kurz, aber angenehm. Während der Naturforscher und der Officier eine Recognoscirung nach dem Innern der Insel unternahmen, nahm der Zeichner mehrere Ansichten auf, unter andern eine der alten Ruinen, die durch ihre Verhältnisse und die Beschaffenheit der verwendeten Materialien in Staunen versetzen. (Taf. 63. Abbild.) Diese Ruinen lagen am Abhange eines Berges. Ueberreste von 3 Fuß im Durchmesser haltenden Säulen schienen durch ihre Stellung ein einziges rundes Gebäude von fast 800 F. im Umfange anzuzeigen. An diesen Steinen bemerkte man indeß keine Spur von Bildhauerei; Felsenstücke und Wucherpflanzen füllten das Innere des Kreises aus. Arago fragte seinen Führer, den Capitain Martinez, nach dem Ursprunge dieses Gebäudes und erhielt zur Antwort: „ich weiß es eben so wenig als die Andern auf den Marianen. Man nennt es das Haus der Alten und darauf beschränken sich unsere Kenntnisse."

Der Alcalde und der Capitain benahmen sich gegen die französischen Reisenden durchaus wohlwollend. Alles, was die Insel hervorbrachte, wurde ihnen vorgelegt und man brachte für sie Lebensmittel aus fernen Gegenden. Sie hatten treffliches Obst und schönes Geflügel. Das Land schien außerordentlich fruchtbar zu seyn. Die Bäume waren prachtvoll, die Früchte und das Gemüse köstlich. Pflanzungen von Baumwollenstauden bedeckten die Hügel und ihre weiße Wolle glich dem Schnee. Die Nima, die Tacia, die Wassermelone, alles ist zu Rota besser als zu Guaham. Die größte Geißel des Landes ist die Ratte, welche sich auf höchst verderbliche Art vermehrt. Diese Thiere laufen zu Tausenden umher, verwüsten die Ernten und zerstören die reichste Vegetation. Wenn man nicht wirksame Maßregeln ergreift, wird diese Geißel Rota unfruchtbar machen. Auch eine ungeheuer große Fledermaus findet man auf der Insel, in den Grotten sehr häufig Tausendfüße und viel wilde Schweine. Das Dorf selbst besteht aus mehr als 400 Einw. In jeder Straße stehen fünf bis sechs Kreuze und doch findet man keinen Priester auf der Insel. Die Kirche, die keinen Geistlichen hat, nimmt die Gläubigen zu den gewöhnlichen Stunden des Gottesdienstes auf. Stirbt ein Eingeborener, so wickelt man ihn in eine Decke und trägt ihn, mit dem Kreuze voran, zu Grabe, während der angesehenste Einwohner das Todtengebet singt. Dieser Mangel an Geistlichen macht die Lage der Frauen sehr schlimm; sie können sich nur während des kurzen und seltenen Besuchs des Geistlichen von Agagna verheirathen, der in seiner Gemeinde sehr beschäftigt ist. Sie wagen sich deshalb häufig auf gebrechlichen Fahrzeugen zu ihm, um den Bund ihrer Herzen von ihm weihen zu lassen. Diese Hindernisse veranlassen überdies Ausschweifungen und

Digitized by Google

Unordnungen. Mehr als ein Mädchen sucht die Frucht einer Verbindung unzubringen, welche die Kirche nicht für rechtmäßig erklärt hat.

Die Häuser von Rota sind wie die von Guaham auf Pfahlwerk gebaut, aber sie sehen weit verfallener aus. Die Männer gehen an den Werktagen fast nackt; Sonntags putzen sie sich mit Beinkleidern. Die Frauen haben zu ihrer Bedeckung nur ein Tuch, das durch eine Schnur festgehalten wird und das sie nach vorn oder nach hinten drehen, je nachdem man nach jener oder dieser Seite vor ihnen steht. Arago entwirft von diesen Frauen ein Gemälde, bei dem die Phantasie viel gethan zu haben scheint. „Ihre Formen," sagt er, „sind ganz schön, ihre Achseln lieblich gerundet, ihr Gang ist zierlich, ihr Busen voll und wohl geschieden, ihre Füße sind klein, ihre Beine gut gebaut, ihre Haare bewundernswerth, schön schwarz und fließen auf ihre Schultern und Hüften herab. Sie flirten vor uns mit trostloser Ausdauer. Wir fanden auf den Bergen einige dieser jungen Unglücklichen gebeugt unter schweren Lasten, die, um uns zu vermeiden, mit nackten Füßen auf scharfen Kieseln hinliefen, ohne, wie es schien, den mindesten Schmerz zu fühlen."

Rota würde ohne Zweifel bevölkerter seyn und von den Spaniern minder vernachlässigt werden, machte sich nicht der Wassermangel sehr bemerklich. Die Einwohner holen ihr Wasser sämmtlich an einem in NO. von dem Dorfe ungefähr anderthalbe Stunde entlegenen Brunnen, aber auch hier ist es etwas salzig. Bisweilen versorgen sie sich mit Regenwasser, das sie auf eine sehr sinnreiche Art sammeln. Sie befestigen oben auf eine Cocuspalme ein Blatt so, daß die Rippe nach oben steht; so drehen sie Blatt nach Blatt und bilden eine Art Canal, an dem unten ein Krug steht, welcher das herabtropfende Wasser aufnimmt. Man sieht fast auf allen Cocuspalmen solche Vorrichtungen.

Den 26. April verließen die Franzosen ihre Wirthe und fuhren in Pros nach Tinian. Diese Ueberfahrt gab Herrn Berard Gelegenheit zu bemerken, wie unregelmäßig und seltsam die Lebensart dieser Eingeborenen ist. Der Alcalde hatte ihnen ein gebratenes Schwein, ein Körbchen mit Maiskuchen, 150 im Ofen gebratene Rimafrüchte und 50 Yamswurzeln gegeben, eine ungeheuere Menge Cocusnüsse ungerechnet. Diese Lebensmittel hätten auf eine Woche ausreichen können; aber die Eingeborenen zehrten sie in einem Tage auf. Um die Verdauung zu unterstützen, legten sie die Hände auf den Magen and den Unterleib, als wollten sie die darin enthaltenen Nahrungsmittel zusammendrücken. Ehe die Sonne unterging, waren nur noch einige Früchte übrig und Berard hatte ihnen außerdem noch zwei Stück Geflügel, zwei Brode und ein Dutzend Bananen und Yams gegeben. Den andern Tag büßten sie ihre Gefräßigkeit, denn sie aßen nur eine Cocusnuß. „Das ist," sagten sie, „unsere tägliche Ration während der Ueberfahrt von dem Archipel der Carolinen nach dem der Marianen."

Den ganzen 26. lavirten die Franzosen bei einem sehr unruhigen Meere und erreichten Tinian erst den 27. Abends zehn Uhr. Die Pros ankerten vor dem Hause des Alcalden selbst, der nicht minder aufmerksam und freigebig war als jener von Rota, nur waren die Hilfsquellen seiner Insel beschränkter. Was auch Anson gesagt haben mag, nichts ist dürrer, trauriger und elender als diese Insel; mag sie früher noch so schön und fruchtbar gewesen seyn, jetzt ist Tinian ein verfluchtes Land ohne Anbau und ohne Bevölkerung. Alle Bewohner der Insel befanden sich in dem Gemache des Alcalden; es waren ihrer funfzehn, die in vier ärmlichen Hütten wohnen. Auf dem Lande sind die Bäume selten und verkrüppelt und das Land scheint einmal eine große Katastrophe erfahren zu haben.

Bei dem Anblicke der noch stehenden prachtvollen Ruinen muß man wirklich anerkennen, daß dieses Land seine Tage des Glückes und der Größe gehabt hat. Wenn man in das Gebüsch hineindringt, befindet man sich wieder vor einigen Ueberresten, die man auf Rota Häuser der Alten nannte. (Taf. 62. Abbild.) Man fragt sich bei dem Anblicke dieser Trümmer von riesenhaften Verhältnissen, welches Volk wohl diese Bauten aufführte, und ob sie durch die Natur oder von Menschen gestürzt wurden. Die Annäherung dieser Baue an die halbkreisartige Gestalt, ihre Materialien, ihre Lage, ihre Ordnung, alles setzt in Erstaunen und Verlegenheit. Welcher Fürst, fragt Arago, konnte diese lange Säulenhalle bauen, die offenbar nur ein Gebäude bildete? Die örtlichen Sagen wissen nichts davon oder berichten abgeschmackte Dinge, die man nicht glauben kann; z. B. „Tumulu Tega war der vornehmste Häuptling dieser Insel; er herrschte friedlich und Niemand dachte daran, ihm die Gewalt streitig zu machen. Aber plötzlich erhob einer seiner Verwandten, Tschocnanai, die Fahne des Aufruhrs und seine erste That des Ungehorsams war die Erbauung eines Hauses, das dem seines Nebenbuhlers gleich war. Es bildeten sich zwei Parteien; man schlug sich; das Haus des Aufrührers wurde zerstört, und aus diesem allgemein gewordenen Streite entstand ein Krieg, der die Insel entvölkerte und die Zerstörung dieser Gebäude mit sich brachte." Die am besten erhaltenen dieser Ruinen sind die westlich von dem Ankerplatze. Das Gebäude hat zwölf Säulen und der Halbkreis, der sie umgiebt, ist unberührt geblieben. Andere mehr verfallene Ruinen liegen bei einem Brunnen, der ebenfalls der Brunnen der Alten heißt. Sie scheinen ein Gebäude von mehr als 400 Schritten Länge gebildet zu haben. Die Wurzeln, welche diese alten Ueberreste noch zusammenhalten, geben dem ganzen Orte ein malerisches und originelles Aussehen.

Nach einem kurzen Aufenthalte auf Tinian schifften sich unsere Reisenden auf der carolinischen Pros wieder ein, deren Mannschaft durch einen tamol von der Insel Saypan verstärkt worden war. Die Rückfahrt war kurz und glücklich. Den 2. Mai stiegen die Franzosen wieder an Bord der „Uranie" und gaben dem Capitain Rechenschaft von ihrer merkwürdigen Wanderung.

Kapitel LIII.

Die Marianen. — Geschichte und Geographie.

Magelhaen ist der Entdecker der Marianen. Den 6. März 1521 bemerkte er, nachdem er um das Cap Horn herumgekommen war, diese Gruppe, welche er die „Inseln de las velas latinas" (Inseln der lateinischen Segel) und dann „Inseln de los Ladrones" (Diebesinseln) nannte. Man glaubt, er habe damals nur Saypan, Tinian und Aguigan gesehen. Der spanische Admiral wollte sich einige Tage an dieser Gruppe aufhalten, aber die Kühnheit der Eingeborenen, ihre Neigung zum Diebstahle und ihre lärmende Zudringlichkeit verleideten ihm bald diesen Aufenthalt. Er mußte sich einmal sogar durch Flintenschüsse von den Gästen befreien. Die Indianer antworteten auf diese Schüsse mit Steinwürfen und Wurfspießen. Diese Scharmützel dauerten so lange, bis die Eingeborenen die am Hintertheile des Schiffes hängende Schaluppe weggenommen hatten. Da warf der Commandant Anker, stieg mit 40 Mann an's Land, ließ die Wohnungen und Pirogen, welche man an der Küste fand, in Brand stecken, tödtete sieben Insulaner und nahm seine Schaluppe wieder. Als er nach dieser Rache wieder an Bord war, sah er sich von einer Flotille von Pirogen umgeben, über welche er hinweg mußte.

Man vergoß die Marianen fünf Jahre lang. Im Jahre 1526 sah der Spanier Loyasa die Gruppe am 4. Septbr. und nahm da einen spanischen Ausreißer von der Mannschaft Espinosa's mit, eines der Capitaine Magelhaen's. Statt die Eingeborenen gegen sich eingenommen zu finden, stand Loyasa mit ihnen in ganz freundschaftlichen Verhältnissen, entführte aber elf Eingeborene, mit denen er seine Matrosen verstärkte.

Die Seefahrer, welche später bei den Marianen erschienen, hatten den Auftrag, im Namen des Königs von Spanien Besitz von dem ganzen Archipele zu nehmen. Alvaro de Saavedra that es nur unvollständig. Am 25. Jan. 1565 aber bezeichnete Miguel Lopez de Legaspi seine Anwesenheit deutlicher. Der Pater Urdaneta, der sich an Bord befand, wollte sogleich eine Niederlassung auf den Inseln gründen, welche ihm das zum Leben Nöthige im Ueberflusse liefern zu können schienen, Legaspi verwarf aber diesen Rath als den Befehlen des Königs zuwider, welche ihm dagegen geboten, direct nach den Philippinen zu gehen. Nichts destoweniger konnte man

Digitized by Google

trotz dem förmlichen Verbote des Commandanten, mit den Insulanern zu handeln und an's Land zu gehen, die Streitigkeiten zwischen diesen und den Matrosen nicht vermeiden. Es wurde sogar ein Mann umgebracht, der Wasser holen sollte, und man griff darauf zu schrecklicher Wiedervergeltung. Etwa zehn getödtete Insulaner, verbrannte Häuser und Piroguen — das nennt der Berichterstatter eine unvollständige Rache.

Francisco Galli 1582, Thomas Cavendish 1588, Mendana 1596, Oliver van Noort 1600 legten nach einander an den Marianen an und beschränkten sich darauf, die bereits gemachte Bemerkung von der Stehlsucht der Insulaner zu bestätigen. Im Jahre 1600 kam das spanische Schiff Santa Margarita im schlimmen Zustande an Rota; die Eingeborenen begaben sich sogleich an Bord, bemächtigten sich des Fahrzeuges, plünderten die Ladung und ermordeten einige Matrosen. Die übrigen zerstreuten sich auf der Insel, wo die meisten starben. Nur Einigen gelang es, später die Philippinen zu erreichen, nachdem ihnen die Galione el Santo Tomas die Aufnahme verweigert hatte. Im Jahre 1616 und 1635 zeigten sich die Holländer von neuem vor der Gruppe, um daselbst Erfrischungen und Lebensmittel einzunehmen, aber erst 1668 fand die wirkliche Colonisation der Marianen statt.

Die Initiative gehört dem Pater Sanvitores, einem Jesuiten-Missionär, der bei der Fahrt von Acapulco nach Manilla auf diesem Punkte anhielt und Antheil an dem Schicksale der Eingeborenen nahm, welche sich damals sanft, ehrlich und gutmüthig zeigten. Der Gouverneur der Philippinen verwarf zwar seinen Vorschlag, aber er verlor dadurch den Muth nicht und wendete sich direct an den König von Spanien, der auch in seine Ansicht einging. Dem zu Folge reiste Sanvitores in Begleitung der Geistlichen Tomas Cardenioso, Luis de Medina, Pedro de Casanova, Luis de Moralez und F. Lorenzo Bustillos ab und erschien am 23. März 1668 vor der Gruppe, welche er Mariannen, zum Andenken der Marie Anna von Oesterreich, Gemahlin Philipps IV., nannte. Kaum hatte das Schiff, das den Missionär trug, zu Guaham Anker geworfen, als es 50 Piroguen umringten und abok! abok! (Freunde!) riefen. Auf einer dieser Piroguen befand sich ein Spanier, der seit 30 Jahren auf diesen Inseln gelebt hatte und als Führer und Dolmetscher diente. Sanvitores wurde von dem Häuptlinge Kipoha günstig aufgenommen und baute eine Kirche zu Agagna, das dadurch zum Hauptorte der Mission und zum Mittelpunkte der apostolischen Arbeiten wurde. Trotz dem Widerstande der Häuptlinge, welche eine auf die Gleichheit der Stände gegründete Religion zurückwiesen, bewirkte Sanvitores doch zahlreiche Bekehrungen, unter andern die des Häuptlings Kipoha. Ein Chinese, Namens Choco, setzte sich seinem Werke entgegen, ohne aber die Fortschritte hindern zu können. In Agagna wurde ein Seminar gegründet, und im ersten Jahre taufte man 20,000 Insulaner. Als die Predigten auf Guaham Frucht getragen hatten, dachte man an die andern Inseln. Gefährten des P. Sanvitores und dieser selbst desinchten Saypan, Rota, Tinian, Anataran, Sariguan, Alamaguan, Pagan und Grigan und tauften alles, was ihr evangelisches Wort anhörte. Zwei der Missionäre, Lorenzo und Medina, wurden bei dieser frommen Aufgabe Opfer ihres Eifers. Sanvitores wich nicht zurück, ob er gleich manchen Gefahren ausgesetzt war. Er gründete vier neue Kirchengemeinden, Merisso, Paikpok, Pagan und Nigsihan. Als der Krieg dazwischen kam, kämpfte er colonisirend und belehrend. Der Chinese Choco war die Seele und der Arm der Aufrührer, welche bald die ganze Insel gewannen. Die Spanier wurden zu Agagna belagert. Dreizehn Tage und dreizehn Nächte lebten sie in fortwährender Angst und unter wiederholten Angriffen. Bei einem entscheidenden Ausfalle, der den Feind in vollständige Flucht trieb, hätte großes Unglück geschehen können.

Der Sieg der Spanier führte einen Waffenstillstand herbei, der bald gehalten, bald gebrochen wurde bis zu einer traurigen Katastrophe. Sanvitores erlag den mörderischen Streichen eines Eingeborenen, Namens Matapang, dessen Tochter er getauft hatte, und als ob der Tod seinem Hasse noch nicht genug gewesen wäre, lud der Mörder den Leichnam in eine Pirogue und versenkte beide im Meere.

Seit diesem traurigen Ereignisse (1672) bis 1699 mußten die Spanier ihre Niederlassung auf den Marianen mit den Waffen in der Hand unterhalten. Den ruhigen und unbestrittenen Besitz dieser Gruppe verdankt man erst Don Jose de Quiroga y Lozada, einem mächtigen Edeln aus Galizien. Nach der Erzählung der Niedermetzelung des P. Sanvitores widmete er sich dem Werke, das der fromme Missionär begonnen hatte. Quiroga kam 1680 zu Guaham an und theilte gleich im Anfange die Insel in Bezirke, um Vertheidigungspunkte gegen jeden etwaigen Aufruhr zu bilden. Guaham war damals ruhig; aber auf Rota befanden sich noch Aufrührer. Quiroga begab sich dahin und unterwarf sie. Der Gouverneur Savaria, der dazu kam, fand die Organisation des Landes schon weit gediehen. Er vereinigte die vorzüglichsten Häuptlinge zu einer feierlichen Versammlung, damit sie dem Könige von Spanien und Indien den Eid der Treue schwören, und von diesem Tage an zeigten die Eingeborenen einen mindern Widerwillen, in die Sitten und Gebräuche der Spanier einzugehen. Man gewöhnte sie, sich zu bekleiden, Mais zu säen, daraus eine Art Kuchen zu backen und Fleisch zu essen. Man unterrichtete Arbeiter in den verschiedenen Handwerken Europas, lehrte sie spinnen, nähen, Häute gerben, das Eisen schmieden, Steine behauen, Häuser bauen ꝛc. In den Schulen lernten sie außerdem lesen, schreiben, singen, Violine und Baß spielen. Die Erziehung der Mädchen wurde ebenfalls nicht vernachlässigt; man gewöhnte sie an die Sorgen des Hauswesens, während man sie zu gleicher Zeit in der Moral unterrichtete.

Unter Damian de Esplana, dem neuen Gouverneur, reiste Quiroga zur Eroberung der nördlichen Inseln ab, und unterwarf Saypan und fast alle umliegenden Inseln. Aber während die spanische Macht sich über die letzten Marianen ausbreitete, wurde ihre Existenz am Hauptorte selbst bedroht. Es brach ein furchtbares Complott aus, dessen Haupträdelsführer, Dschoda, sich für den Rächer der marianischen Unabhängigkeit ausgab. Am festgesetzten Tage kamen sechzig entschlossene Eingeborene, unter dem Vorwande, der Sonntagsmesse beizuwohnen, wohlbewaffnet nach Agagna. Nach der Beendigung des Gottesdienstes vertheilten sie sich auf bestimmte Punkte und handelten. Der Gouverneur, der auf dem Platze herumging, wurde von Stichen durchbohrt; die Wachen wurden umgebracht, mehrere Geistliche unterlagen ebenfalls und schon begannen die Uebrigen dieser Wüthenden, welche in die Häuser eingedrungen waren, die Plünderung der Stadt. Der Tod Dschoda's, den zwei spanische Soldaten veranlaßten, hielt allein die Verschworenen auf. Der obschon schwer verwundete Gouverneur schien übrigens seine Wunden zu überleben, und diese beiden Nachrichten hielten die eingeborenen Häuptlinge in ihren Entwürfen zurück. Die Spanier benutzten die Zögerung, um ihnen die Stellung streitig zu machen. Der Ort wurde indeß von Tage zu Tage minder haltbar, als die Ankunft Quiroga's, der von den nordischen Feinden sich freigemacht hatte, den Vortheil wieder auf die Seite der Europäer brachte. Die Rebellen wurden von Agagna vertrieben und in die Gebirge verfolgt. Englische Buccaniers, welche an diese Küste kamen, ermordeten die Flüchtigen mit einem unglaublich barbarischen Raffinement. Nachstehendes sagt die englische Erzählung, die als Probe von der Art dienen kann, wie sich die ersten Seefahrer den Wilden gegenüber benahmen:

„Wir führten," sagt Cowley, „vier dieser Ungläubigen mit auf den Rücken gebundenen Händen an Bord, aber kaum befanden sie sich hier, als sich drei von ihnen in das Meer stürzten und sich trotz dem, daß ihre Arme gefesselt waren, schwimmend entfernten. Das Boot verfolgte sie und wir konnten uns überzeugen, daß ein starker Mann mit dem ersten Säbelhiebe nicht durch ihre Haut hindurchdringen könne. Einer von ihnen erhielt vierzig Schüsse, ehe er starb, und der letzte von den dreien, der getödtet wurde, war eine gute Meile weit mit gebundenen Armen und Händen geschwommen. Wir bekriegten nun diese Insulaner, landeten jeden Tag und schossen auf die, welche wir sahen, so daß die meisten die Insel verließen. Sie schickten zwei ihrer Häuptlinge ab, um Frieden zu schließen, aber wir mochten mit ihnen nicht unterhandeln. Bald nachher, als wir, um zu fischen, an's Land gegangen waren, erschienen einige sich da befindliche In-

Digitized by Google

dianer unsern Leuten verdächtig, so daß diese sie umbrachten, worauf eine große Menge Eingeborener von allen Seiten ihren Gefährten zu Hilfe kamen, aber wir empfingen sie mit Flintenschüssen." Das waren gewiß seltsame Mittel zu einer Colonisation.

Von 1689 bis 1693 hatten die Gouverneure Damian und D. Quiroga gegen die Empörungen der spanischen Besatzung und gegen ein schreckliches Complott zu kämpfen, das von Sträflingen angezettelt worden war. Dazu kam bald eine noch furchtbarere Geißel. In der Nacht vom 20. Novbr. 1693 verwüstete ein Orkan die ganze Gruppe. Das Wasser fiel in Strömen herab, der Himmel wurde von Blitzen zerrissen und der Sturm schien die Insel aus ihrem Felsengrunde herausreißen zu wollen. Die Bewohner flohen in die Berge und als sie zurückkamen, stand auf Guaham nichts mehr. Die Bäume, das Dorf, die Kirchen, selbst die Feste, alles war dem Boden gleich gemacht. Alles mußte von neuem gebaut werden. Nur Guaham war so sehr heimgesucht worden, die andern Inseln hatten minder gelitten. Dies war das letzte Unglück dieses Archipels. Quiroga blieb im Besitz der Macht und gewann die Schlacht von Aguigan, welche die vollständige und definitive Pacification der Gruppe entschied. Im Jahre 1699 war auf allen Marianen kein Rebelle und kein Götzendiener mehr.

So findet sich in ihrer Geschichte seitdem nichts als die Anwesenheit verschiedener Gouverneure oder der Aufenthalt europäischer Schiffe. Unter den Gouverneuren regierten einige, wie Don Mariano Tobias, das Land im Colonialinteresse, andere, wie Don Juan Pimentel, machten aus der Gewalt ein Mittel zur eigenen Bereicherung. Unter der Zahl der Seefahrer, welche sich an den Marianen aufhielten, findet man den berühmten Dampier 1686; 1710 Woodes Rogers; 1716 Gentil de la Barbinais, den ersten Franzosen, welcher hierher kam; 1721 den Engländer Clipperton, der einige Angriffsdemonstrationen machte; 1742 den Commodore Anson; 1768 den Capitain Wilson; 1772 den Capitain Crozet, den Commandanten der französischen Schiffe Mascarin und Marquis de Castries; 1793 den spanischen Capitain Malaspina; 1817 den Capitain Kotzebue; 1818 und 1819 den „Kamtschatka" und den „Kutusoff", russische Schiffe, und die französische Corvette „Uranie" unter dem Capitain Freycinet, so wie endlich 1818 den Capitain d'Urville mit dem „Astrolabe". In diesem Zeitraume fanden sich auch Pros von den Carolinen ein. Die erste Ankunft dieser Insulaner geschah 1721. Im Jahre 1787 landeten drei von dem Sturme gejagte Tamots mit ihren Begleitern zu Guaham; ihre Pros gehörten nach der Insel Namureck; Andere kamen 1794 von der Insel Gulu und später wurden diese Besuche häufiger. Im Jahre 1814 kam eine Flotille von 18 Pros von Namurek an. Das Einzige, was in unserm Jahrhunderte Epoche auf den Marianen machte, ist die lange und milde Verwaltung des Gouverneurs Don Jose de Medinilla, eines bloßen Infanterielieutenants, der 1812 dem Don Alexander Parreño folgte. Zur Zeit als das constitutionelle System in Spanien herrschte, erhielt Parreño den Ganga Herrera zum Nachfolger, der ein ehrenvolles Andenken im Lande zurückließ, aber entsetzt wurde, als die politische Reaction im Mutterlande eingetreten war.

Das ist die bekannte und authentische Geschichte der Marianen, alles Uebrige bleibt eine Reihe von Fabeln. Die Geographie der Gruppe dagegen ist genau bestimmt. Diese Gruppe, im nördlichen Theile des großen Oceans, östlich und 400 St. etwa von den Philippinen entgegen, erstreckt sich von N. nach S. von 13° 10′ bis 20° 30′ Br., nimmt aber nur 1° 17′ in der Länge ein.

Der Archipel besteht aus 17 Inseln oder Gruppen von Inselchen. Die beträchtlichsten davon sind: Guaham, dann Sappan, Rota und Tinian. Sonst waren alle Inseln nördlich von Tinian unter dem Namen der Inseln Gani bekannt.

Guaham. Ohne sehr hoch zu seyn, besitzt diese Insel, welche ungefähr 30 St. im Umfange hat, doch mehrere Berge, von denen die höchsten sind: der Berg Itikio, den man auf 250 Toisen schätzt; der Berg Tinkio, der 200 T. haben kann, und der Berg Langayan. Guaham besitzt eisenhaftiges Wasser und hat von allen Marianen die sichersten Häfen. Umata ist eine gute Station bei den Ostwinden und sein Wasserplatz ausgezeichnet. Der Hafen San Luis an der NW.-Küste ist gut, hat aber eine schwierige Einfahrt. Der kleine Hafen von Agagna ist nur den Piroguen und Pros zugänglich, aber die Rhede von Apra liegt in der Nähe und man könnte auch im Nothfalle mit Ankerketten selbst vor Agagna ankern. Der Boden von Guaham wird von Gewässern durchschnitten, deren ansehnlichstes der Tarofofo ist, in welchen sich der Mangol ergießt. Briggs und große Barken können auf demselben bis 4 Meil. von seiner Mündung hinauffahren. Die beträchtlichsten Lagunen sind die von Cotob und von Mapopon, aus denen Flüsse herauskommen. Lage: 13° 28′ n. Br., 142° 37′ östl. L. (Agagna).

Saypan, bemerkenswerth durch einen kegelförmigen Berg, der den Seefahrern unter dem Namen Pic von Sappan wohl bekannt ist. Der Hafen von Sappan im W. der Insel ist schlecht und voller Untiefen. Obgleich die Zugänge nicht genau bekannt sind, so glaubt man doch, daß jedes Schiff hineinfahren könnte. Lage: 15° 23′ n. Br., 143° 35′ östl. L. (Pic.)

Rota. Nach Berard befindet sich in der Mitte der Insel ein Berg von ungefähr 100 Toisen Höhe, der sich amphitheatralisch vom Meeresrande an erhebt. Man besteigt ihn auf Wegen, welche die Eingeborenen gebahnt haben. Das süße Wasser ist auf Rota selten und man erwähnt nur einen kleinen Bach an der Südostküste, den die Eingeborenen el Rio nennen und dessen Wasser gut ist. Das der Brunnen der Stadt ist etwas salzig. Der Ankerplatz von Rota ist nicht eben sicher. Der von Corallen starrende Grund würde an einem Tage das stärkste Hanftau zerreißen; nur Ketten könnten widerstehen. Lage: 14° 7′ n. Br., 143° 5′ östl. L. (Culminationspunkt der Insel.)

Tinian, niedrige Insel in NO., höher in SO. Die Richtung der Kette geht von N. nach S. Tinian hat gar kein laufendes Wasser, und man findet nur zwei Tümpfel von süßem Wasser, einen in O. der Insel, den andern in NW. Das beste Wasser ist das des Pozo de los antiguos (Brunnen der Alten). Der Ankerplatz liegt in W. von Sonharom. Eine Bank nahe an der Küste läßt zwischen ihm und dem Lande einen Eingang für die Piroguen und kleinen Schiffe. Lage: 14° 59′ östl. L., 143° 28′ östl. L. (Sonharom.)

Die andern ihrer Größe und Bevölkerung nach fast unbedeutenden Inseln der Gruppe sind: Aguigan, Farallon de Medinilla, Anatacan, Sarigoan oder San Carlos, Farallon de Torres, Guguan oder San Felipe, Alamagnan oder Insel der Empfängniß, Pagon oder San Ignacio, Grigan oder San Francisco Javier, Mangs, Assomption, Gui, Oracas und Farallon de Pajaros.

Von der ganzen Gruppe der Marianen ist nur Guaham von Bedeutung. Sonst waren alle diese Inseln mit Dörfern und Weilern bedeckt, jetzt hat sich aber deren Zahl sehr verringert. Guaham besitzt folgende der Erwähnung werthe Orte: Merisso, Pago, Inarahan, Agat, Anigua, Umata, Sinhagua, Assan, Tepungan und Mongmon. Die ganze Insel enthielt 1819 nach Freycinet 5000 und 1828 nach d'Urville nur 4000 Einwohner.

Der gesundeste Theil von Guaham ist Sinhagua in dem höhern Theile der Insel. Der östliche Streifen scheint gesunder zu seyn als der entgegengesetzte. Die wärmsten Monate sind der Mai, Juni, Juli und August. Der Winter oder die Regenzeit dauert von August bis November. Die Winde wehen in Monsuns, die östlichen von December bis zum Mai, die westlichen von Juni bis November. Diese letztern bringen Gewitter und Regen.

Die Gruppe der Marianen, die theils aus Kalkfelsen, theils aus madreporischen Massen, theils aus vulkanischen Schichten besteht, zeigt einen Boden an, der in fernen Zeiten durch unterseeische Vulkane erschüttert wurde, denen man vielleicht die Bildung aller dieser Inseln verdankt. An der Basis der Berge, dem Erzeugnisse seiner Ausbrüche, hat das Meer mit

Digitized by Google

ziemlicher Regelmäßigkeit Felsbänke mit Beimischung von Korallenstoff gebildet. Diese Bildung erstreckt sich weit und bleibt sich immer sehr gleich; als dann der Ocean sich senkte, trugen alle zum Vorschein kommende Kalkschichten zur Vergrößerung dieser Inseln bei, von denen einige im Anfange nichts als einzelne Vulkane gewesen zu seyn scheinen. Kaum hatte das organische Reich auf diesem Boden günstige Umstände gefunden, als sich die Vegetation kräftig entwickelte, ob ihr gleich anfangs das unterirdische Feuer entgegenwirkte. So findet man auf Guaham verkohlte Baumstämme. Bisweilen machen sich Ausbrüche auch jetzt noch Bahn selbst durch den Kalk, wie auf den Gipfel von Santa Rosa. Aus allem diesem scheint hervorzugehen, daß diese Inseln, weit entfernt ein einziges Land mit dem indischen Oceane gebildet zu haben, wie Büffon meinte, im Gegentheil ein neueres Erzeugniß sind.

Die Fruchtbarkeit dieser Gruppe fällt mit dem ersten Anblicke in die Augen. Unglücklicher Weise bliben die Wohlthaten des Bodens gewinnlos in Folge der Nachlässigkeit der Einwohner. Die Wälder von Guaham haben, ob sie gleich gut bestanden sind, nicht jenen großartigen, saftvollen Anblick, der das Eigenthümliche der Aequatorvegetation zu seyn scheint. Mehrere Bezirke enthalten nichts als Wälder; andere sind nur Felder und Weiden. Wenige Bezirke sind ganz unfruchtbar; für die fruchtbarsten dagegen gelten Merisso, Umata, Assan, Agat, Sinhagua und Inaharan. Die schönste Gegend ist der Raum zwischen Tepungan und der Hauptstadt.

Die andern Inseln der Gruppe scheinen Guaham an Fruchtbarkeit nicht nachzustehen. Aguigan und Rota sind von einer kräftigen Vegetation bedeckt, welche undurchdringliche Dickichte bildet, über die schöne Rimus, Dogdogs (artocarpus incisa), Tamarindenbäume, Feigenbäume und einzelne Cocuspalmen hinwegragen. Der Blick ruht gern auf den dunkeln Massen, die hier und da durch Felsenzüge unterbrochen werden. Tinian scheint unfruchtbarer zu seyn und entspricht den Beschreibungen Anson's nicht. Sappan dagegen bietet von weitem alle charakteristischen Kennzeichen eines wunderbaren und reichen Landes. Die andern in N. gelegenen Inseln sehen minder lachend aus.

Wenige Länder sind begünstigter als die Marianen in Hinsicht auf die zur Nahrung des Menschen geeigneten Pflanzenstoffe. Es gehören dazu mehrere Arten Brodbäume, Palmen, Bananen, Yams, sodann Reis und Mais. Der Dogdog und der Rima liefern köstliche Früchte in Ueberfluß, und die Spanier haben durch den Anbau die Mango, die Apfelsine, die Citrone, die Ananas, die Goyave, den Granatapfel, die Traube ꝛc. hinzugefügt. Viel Hölzer aus den Waldungen im Innern dienen zum Schiffbau, andere haben medizinische Kräfte. Die Flora und Fauna des Landes vereinigen fast alle Arten, welche die Aequatorzone charakterisiren.

Die Erzeugnisse des Thierreichs sind auf den Marianen nicht minder reich seit der Niederlassung der Spanier. Sonst lebte nur die Ratte auf diesen Inseln, jetzt sieht man daselbst das Rind, den Hirsch, das Schwein, die Ziege, das Pferd und den Esel. Ein Theil davon lebt zahm, ein anderer wild. Der Hund (galgo) ist ebenfalls fremden Ursprungs, obgleich viele dieser Thiere das herumschweifende wilde Leben dem zahmen vorziehen. Es giebt auch Katzen, welche von den Eingeborenen keto oder ghato, nach dem spanischen gato, genannt werden. Unter den Vögeln kannte man sonst nur einen zahmen, den sesenghet, eine Hühnerart mit langen Beinen, die von den Naturforschern megalopodes Lapérouse genannt wird. Die europäischen Hühner, welche die Spanier einführten, sieht man nur in geringer Anzahl, und man nennt sie manok.

Die eingeborene Race wird im Lande mit dem Worte chamorro, oder chamorrin, oder auch wohl chamorris bezeichnet, das sich nicht genügend erklären läßt. Vielleicht gab ein Mißverständniß der Gefährten Magelhaen's Veranlassung zu der Benennung, die sich seitdem erhalten hat. Der Menschenschlag war ein ausgezeichneter. Die Häuptlinge waren riesenhaft gebaut, sehr beleibt und weit stärker als die Europäer. Jetzt scheint sich das Geschlecht auf Guaham verschlechtert zu haben; besser erhält es sich auf Rota, dessen Bewohner noch die ganze Schönheit der alten Formen besitzen. Obgleich die Männer oft übermäßig beleibt sind, besitzen sie dennoch eine ziemliche Gewandtheit und Grazie. Sie schwimmen und tauchen mit einer unvergleichlichen Gewandtheit und tragen bei ihren Wanderungen auf dem Lande, ohne zu ermüden, die schwersten Lasten. Nach den alten Sitten mußte ein junger Mann, der sich verheirathen wollte, eine Probe von seiner Geschicklichkeit im Klettern, von seiner Gewandtheit in der Leitung einer Pirogue ꝛc. ablegen. Man machte also aus diesen gymnastischen Uebungen eine Bedingung bei der Bildung des eigenen Herdes, was nicht wenig zur Entwickelung der Kraft und Gefügigkeit der Muskeln bei den Männern beitrug. In Folge dieser Uebungen waren die Lahmen und Buckligen sehr selten unter ihnen. Ihre Gesichter waren regelmäßig, bisweilen selbst anmuthig, aber mehr bei den Männern als bei den Frauen. Die Farbe der eigentlichen Eingebornen ist dunkelbraun; ihre Haare sind schwarz und schlicht, ihre Formen harmonisch. Die Urrace bildet indeß keineswegs die Mehrheit der Einwohnerzahl; sie erreicht vielmehr nicht einmal die Hälfte. Das Uebrige besteht aus Ansiedlern von spanischer Abkunft, Mischlingen, Philippinern und deren Abkömmlingen, Carolinern, Hawaiern und Mulatten.

In der ersten Zeit nach der Eroberung waren hundertjährige Leute auf den Marianen gar nicht selten und die Krankheiten nicht häufig. Indessen erwähnt man zu verschiedenen Zeiten Epidemien. Die am öftersten vorkommenden Krankheiten sind gegenwärtig die von unterdrückter Hautausdünstung herrührenden, gegen welche man eine Abkochung von Kakerlats in zwei Gläsern Wasser braucht; Wechselfieber, welche sie mit dem bittern Blatte und Holze des Lobogoo heilen; die Ruhr, gegen welche sie die Asche der Fasern des cabo negro oder eine Mischung von Sapgapmehls (tacca pinnatifida), Wasser und Zucker brauchen; die von den Spaniern mitgebrachte Krätze, welche den Reibungen mit Oel und Schwefel nicht widersteht, und endlich der Aussatz, die ursprüngliche Geißel dieser Länder, welche hier den Menschen ein schmuziges und ekelhaftes Aussehen giebt. Der Aussatz kommt auf den Marianen in drei Arten vor: der schuppige, welcher das Oberhäutchen sprengt, zerreißt und dann Schuppen bildet. Dies ist die erste Stufe der Krankheit, ohne Zweifel häßlich, scheint aber nicht gefährlich zu seyn. Die zweite Varietät ist der pian, ein entsetzlicher Aussatz, der zerfrißt und verstümmelt. Dann bedeckt sich der Körper mit Eiterbeulen und krebsartigen Geschwüren, die endlich große und entsetzliche Wunden hervorbringen. Die Männer sind ihm im Allgemeinen häufiger unterworfen als die Frauen. Die dritte Art heißt man die Krankheit des heil. Lazarus und es ist die letzte Periode des pian. Um ohne Entsetzen ihre furchtbaren Verheerungen sehen zu können, muß man an den Anblick menschlicher Verunstaltungen gewöhnt seyn. Menschen ohne Nase, ohne Ohren, deren zur Hälfte reduzirter Mund nur eine faltige runde Oeffnung ist; andere, die keine Füße mehr haben und deren ganz oder theilweise der Finger beraubte Hände nur formlose Rumpfe sind; wieder andere dagegen, die durchlöcherte oder mit großen fleischigen Warzen bedeckte Ohren haben, oder deren des Knochentheils beraubte Nase in eine Kugel mitten im Gesichte abgerundet ist; einige, die gar kein menschliches Aussehen mehr haben, das ist der bejammernswerthe Anblick, den der Dr. Quoy von der „Uranie" bei den häßlichen Opfern dieses eingewurzelten Uebels gewahrte.

Die Nahrung der Marianer bestand sonst in Fischen, Brodbaumfrüchten, Reis und einigen Wurzeln. Seit der Eroberung haben aber die Spanier die großen Hausthiere und das Wildpret hinzugefügt. Das Getränk war sonst nur Wasser, gegenwärtig trinken sie tuba, Branntwein von Cocusnüssen, den sie von Manilla erhalten haben. Einige Mestizen wissen selbst aus dem Mais eine Art Alcohol zu ziehen, der aber dem vorher genannten an Stärke nachsteht. Ebenso ist es mit dem aus der Pflanze barra de San Jose gezogenen Safte.

Die alten Oefen der Marianer, tachanon genannt, hatten einige Aehnlichkeit mit denen der Gruppe Tonga. Vier Stunden reichten hin, die rima darin zu kochen, und sechs für das Rindfleisch. Waren die Speisen einmal gekocht, so wurden sie auf Decken gestellt, an welchen sich die Gäste auf die Fersen kauerten. Sie hielten des Tages drei Mahlzeiten.

Die alten Marianer gingen oft ganz nackt, ob sie gleich den Languti

Digitized by Google

wohl kannten; sie nannten ihn sadi oder Decke und er wurde besonders von den Frauen gebraucht. Im Kriege legten die Männer eine Art Rock aus Blättern an, auch trugen sie, wie die Frauen, Hüte von demselben Stoffe. Sandalen von Palmenblättern schützten die Fußsohle vor den scharfen Korallen.

Die Frauen der Häuptlinge trennten ihr Haar in zwei Theile und die gefallsüchtigsten machten es unten mit einer Art Puder weiß. Die Männer trugen das Haar lang, geknüpft wie die Frauen oder herumflatternd, gewöhnlich aber ließ man den Kopf glatt scheeren, so daß nur einige Büschel stehen blieben. Gegenwärtig haben die Eingeborenen einige der europäischen Kleidungsstücke angenommen. Auf dem Lande lassen Männer und Frauen den ganzen Rumpf frei, aber wenn sie in die Stadt kommen, tragen die Männer eine Art sehr weiter Halbhosen und einen Kittel von blauem Zeuge, die Frauen dagegen einen bunten Rock und ein Jäckchen. Leder- oder Filzhüte ersetzen die sonstigen Blätterhüte. Die Kinder gehen bis in das siebente Jahr nackt.

In der frühern Zeit bestand der Schmuck dieser Völker in Ohrgehängen von Schildkrötenschale, in seltenen Muscheln, in den Körnern einer Art Gagath, zusammengeflochten mit Blumen, bisweilen selbst in einer bloßen Platte von Schildkrötenschale. Gewisse kostbare Muscheln und sehr gut bearbeitete kleine Cocusnüsse zierten den Gürtel. Die Frauen färbten sich die Zähne, aber dieser Gebrauch ist ganz abgekommen. Sie tragen gegenwärtig einen Rosenkranz mit einem Kreuze oder einem Medaillon von Silber; wenn sie es vermögen, fügen sie Ringe und Gehänge von demselben Metalle hinzu.

Die Wohnungen der alten Marianer waren theils auf steinernen Pfeilern erbaut, theils ruhten sie unmittelbar auf dem Boden. Diese Häuser, wenigstens die der angesehenen Personen, waren nett gebaut, in mehrere Gemächer getheilt und durch starke Erdpfeiler getragen. Außer diesen Wohnungen sah man noch eine Art Schoppen auf großen steinernen Pfeilern. Die Spuren, welche man davon noch auf Tinian findet, zeigen, daß mehrere dieser Gebäude, Paläste oder Tempel, colossale Verhältnisse hatten; jeder Pfeiler bestand aus einem einzigen Stücke aus Kalk und Sand und an einigen Orten aus großen in eine gemeinschaftliche Masse eingesenkten Steinen. Das Hausgeräthe war nicht eben ansehnlich; Decken, eine Art Wiege für die Kinder, aus Blättern geflochten, eine Betelbüchse, einige Körbe von verschiedener Größe, Kürbißflaschen, Töpfe von gebrannter Erde, hölzerne und steinerne Stampfen, — das fand man in diesen Wohnungen. Gegenwärtig hat sich dies alles geändert; einige Meubles und Geräthe aus China und Indien, Hängematten, Gefäße aus gegossenem Metall, eine messingene Chocoladenkanne, Flaschen und Krüge, ein Stein zum Reiben des Mais, kurz die ersten und nothwendigsten Gegenstände einer europäischen Wirthschaft, sind eingeführt.

Vor der Ankunft der Spanier lastete der größte Theil des häuslichen Arbeit auf den Frauen, und dieser Gebrauch hat sich nicht geändert. Die Fischerei und der Ackerbau beschäftigen beide Geschlechter; die Männer bauen die Häuser und die Piroguen; die Frauen verfertigen die Seile, die man bei der Schifffahrt braucht; sie weben die Segel, die Decken und flechten alle Geräthe von Blättern: Körbe, Körbchen, Kästchen, Kinderwiegen, Säcke ꝛc.

Diese Völker waren an ihrem Körper sehr reinlich; sie badeten sich alle Tage, besonders wenn sie sich in der Nähe eines Flusses befanden, rieben sich außerdem den Leib und den Kopf mit Cocusöl, theils um sich vor der Kälte zu schützen, theils um gewisse Insecten zu vertreiben. Die Tättowirung scheint bei ihnen unbekannt gewesen zu seyn, dagegen der auf den Carolinen unbekannte Gebrauch des Betels auf den Marianen seit undenklicher Zeit bestanden zu haben. Die Cigarre ist erst später eingeführt worden.

Schwer ist es, gegenwärtig auch nur annäherungsweise die Bevölkerung der Marianen zur Zeit der Eroberung zu schätzen. Eine Notiz des Gouverneurs Mariano Tobias gab sie für Guaham, Tinian und Rota auf 50,000 an, was für den ganzen Archipel vielleicht 73,000 Seelen betragen würde. Sind diese Zahlen nicht übermäßig übertrieben, so muß man annehmen, daß in den vierzig Jahren der Colonisation eine entsetzliche Niedermetzelung unter den Insulanern stattgefunden, da 1710 nur 3539 Bewohner für die ganze Gruppe angegeben wurden, es müßten denn viele freiwillig ausgewandert seyn, aber wohin? Wie dem auch seyn möge, die fortschreitende Abnahme scheint ihr Ende erreicht zu haben und 1818 zählte man auf der ganzen Gruppe 5406 Einwohner.

Die Eingeborenen waren in drei Classen getheilt: die edlen, matous; die halbedlen, atschaots, und die gemeinen Leute, mangatschangs. Die letztern, eine Art Parias, schienen einer geringern Race anzugehören. Die Schifffahrt war ihnen untersagt. Die Adeligen oder matous befehligten die beiden andern Classen. Neben diesen politischen Kategorien bestanden noch andere: die der makaûas oder Zauberer, welche eine Art Priesterstand bildeten, und jene der eamtis (Heilende). Jeder oder jede eamti widmete sich der Heilung einer besondern Krankheit, Verrenkung oder Bruch der Gliedmaßen, Wunden aller Art, Fieber, Ruhren, Rheumatismen ꝛc. Der Beistand bei Entbindungen war ganz den Frauen überlassen. Die matous waren Piroguenmacher, Krieger und Fischer; die atschaots halfen ihnen unter gewissen Bedingungen, aber die mangatschangs blieben ganz davon ausgeschlossen.

Trotz einiger Aehnlichkeit mit dem Malaiischen und Tagalischen hat die marianische Sprache doch einen eigenthümlichen Charakter. Sie ist weich, klar und elliptisch und hat eine leichte und scharfe Aussprache. Der Pater Murillo sagt, daß die Einwohner, die fast sämmtlich Dichter wären, in ihren Nationalgesängen historische Ueberlieferungen aufbewahrt hätten, deren Fabelschleier zu durchdringen sehr schwer seyn würde.

Der Charakter der Adeligen war sanft, offen, gastfrei, großmüthig und treu; jener der Mangatschangs dagegen frech, schamlos, falsch und grausam. Die Adeligen hatten nur einen Fehler, eine übermäßige Eitelkeit. Menschlich nach dem Siege, treu ihrem Worte, verlangten sie von einem Gefangenen nur das bloße Versprechen, nicht zu entfliehen. Wenn sie zu einem Fremden oder einem Landsmanne sagten, „wir wollen Freunde seyn", so war dies so gut, wie ein heiliger Vertrag. Aber wenn der so gewählte Freund sich einer schlechten Handlung schuldig machte, so wurde die ganze Familie des Beleidigten Feind dessen, der sein Wort gebrochen hatte. So waren die Alten; die Neuern sind faule, einfache, gastfreie, edelmüthige und ihren Häuptlingen ganz unterthänige Menschen.

Die Familienbande waren unter den Marianern sehr eng und sind es noch. Nirgends sind die Kinder gegen ihre Eltern hingebender und zärtlicher. Sonst durfte ein Mann nur eine Beischläferin haben und konnte nur einer Frau den Namen einer rechtmäßigen Gattin geben. Die matous durften unter den mangatschangs weder rechtmäßige Frauen noch Beischläferinnen nehmen. Auf der Uebertretung dieses Gesetzes stand die Todesstrafe. Die jungen Mädchen waren ganz frei und besuchten ohne Hinderniß öffentliche Häuser, welche man goma alitaos (Häuser der Ehelosen) nannte. Die Eltern veranlaßten und reizten ihre Kinder selbst zur Ausschweifung und predigten ihnen eine sehr laxe Moral. Dieselben sonst so ausschweifenden Mädchen wurden dagegen keusche Gattinnen und gute Mütter. Die olitaos bildeten gewissermaßen Brüderschaften, deren Zwecke ein grober Epicuräismus war. Sie hatten eine geheimnißvolle und allegorische Sprache, die besonders für ihre Liebeslieder bestimmt war.

Die marianische Familie vervielfältigte sich ins Unendliche. Man zählte Blutsverwandte (atschafgnag), Freundschaftsverwandte (atschagma) und Hausverwandte (atogtsch-goma).

Der Capitain Freycinet erwähnt mehrere sehr charakteristische Gebräuche dieses Volkes. Bei einer allgemeinen Arbeit wurde das ganze Volk zusammengerufen, z. B. bei der Errichtung gemeinschaftlicher Schoppen oder zur Bestellung des Feldes eines Mannes, der wirklich an dieser Arbeit gehindert war. Wenn bei solchen Gelegenheiten ein wohlhabender Mann einer benachbarten Völkerschaft vorbeiging, so liefen ihm die Frauen entgegen und führten ihn hinzu; ein Blätterband, das man ihn an dem Arme befestigte, zeugte, daß er gefangen sey, worauf man ihn in ein Haus gelei-

Digitized by Google

tete, während man ihn mit Artigkeiten überhäufte. Seine Familie, die man von seiner Gefangenschaft benachrichtigte, schoß zu einem Lösegelde zusammen, welches dem Rechte nach dem Obersten der Arbeiter gehörte, der dafür den Gefangenen ganz ausgezeichnet bewirthen mußte. War dieser Schritt geschehen, der Häuptling mochte das Geschenk annehmen oder nicht, so gab man dem Gefangenen seine Freiheit wieder, indem man ihn mit einer Ehrenbegleitung und Geschenken an Fischen, Decken, Yams und Betel bis zu seinem Stamme brachte. Die Wanderung auf dem Wege war ein Triumphzug und die Ankunft ein Fest. Man aß und vergnügte sich mit einander, bis zu einem gewissen Tage der Volksstamm die Gäste bis auf den halben Weg zurückbegleitete. Dieser Gebrauch, während einer öffentlichen Arbeit (hodjong songgong) Einen gefangen zu nehmen, wurde durchaus nicht für eine feindselige Handlung angesehen, sondern zeigte den Wunsch an, in gutem Vernehmen mit einander zu leben. Wenn der Angehaltene dringende Geschäfte vorgab, so ließ man ihn sogleich weiter gehen.

Bei einem Streite zwischen zwei Männern schritt Niemand ein; war aber eine Frau in einen Kampf verwickelt, so nahm Jedermann Partei für sie. Verlangte man die Hülfe eines Verwandten, so kam er allein, wendete man sich aber an die entfernteste Verwandtschaft, so mußte die ganze Familie, Verwandte und Verschwägerte, herbeieilen.

Die gewöhnlichste Handlung der Höflichkeit war die Darreichung der Hand. Für den Kuß galt, wie bei den Neuseeländern, das Aneinanderreiben der Nasen. Trat man in ein Haus, so sagte man: adschin dscho (da bin ich), worauf der Herr vom Hause antwortete: atti hao? (willst du Wasser?) Wollte der Gast das Angebotene ausschlagen, so sagte er: ti goallad schi (nicht nöthig), gedachte er es aber anzunehmen, so entgegnete er: adschan (hier). Im letztern Falle, je nach dem Range des Gastes, holte der Hausherr Wasser oder ließ es von einem Diener holen, und einer von ihnen goß es über die Füße des Angekommenen, der sich dieselben selbst abrieb. Auf der Straße war die Ceremonie kürzer; mano hao? (wohin gehst du?), goini meno hao? (woher kommst du?); das waren die Fragen, die man an einander that. Ging Jemand vor der Thüre eines seiner Freunde vorbei, so lud ihn der letztere gewöhnlich ein, hineinzutreten. Begegnete ein Mangatschang einem Adeligen, so mußte er sich fast bis auf die Erde neigen. Diese Sitten und Formalitäten der Höflichkeit existiren jetzt nicht mehr. Man sieht auf den Straßen von Agagna weiter nichts, als daß Niedere das Knie auf die Erde neigen, wenn ein Verwandter oder Oberer vorbeigeht, und dann die Hand küssen, welche man ihnen gravitätisch hinhält.

Die Marianer maßen sonst die Zeit wie die Chinesen nach Tagen (hanni), Monden (polan) und Jahren (sakkan). Es fehlte ihnen nicht ganz an astronomischen und nautischen Begeiffen. Man findet unter ihren Wörtern den Namen einiger Sterne.

Die marianische Sprache hat kein Wort zur Bezeichnung der Gottheit, woraus der Pater le Gobien den Schluß ziehen zu können glaubte, es sey ihnen auch die Idee von einem höchsten Wesen abgegangen. Andere Autoritäten behaupten indeß, es habe sich bei ihnen ein unbestimmter Glaube gefunden. Nach dem P. Murillo Velarde und Don Luis de Torres waren ihre Vorstellungen von der Entstehung der Welt folgende: Pontan oder Fontan, sagten sie, ein sehr kluger Mensch, lebte eine große Anzahl von Jahren in den eingebildeten Räumen, welche vor der Schöpfung existirten. Bei seinem Tode trug er dagegen seinen Schwestern auf, aus seiner Brust und seinen Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen die Sonne und den Mond und aus seinen Augenbraunen den Regenbogen zu machen.

Die Marianer glaubten, wie man meint, an die Unsterblichkeit der Seele; nach ihnen ging der Mensch, der ruhig und ohne Schmerz starb, in das Paradies und freute sich der Bäume und Früchte, die dort im Ueberfluß vorhanden wären, während jener, dessen letzte Augenblicke unruhig und heftig waren, in die Hölle wanderte, die sie sassalagoham nannten. Der Teufel war bei ihnen unter dem Namen kaiſi oder aniti (böser Geist) bekannt. Sie glaubten, daß wenn Jemand den Pfeiler eines Hauses umstürze, die Seele dessen, der dasselbe erbaute, bald kommen werde, um unsichtbar Rache wegen jener That zu nehmen. Nach ihnen wohnte der Teufel unter den Lebendigen und gedachte nur Böses zu thun. Zum Glück widersetzten sich dem die Seelen ihrer Vorfahren und kamen ihnen in dem Augenblicke der Gefahr zu Hülfe. Es gab Seelen, die stärker, andere, die schwächer waren als der Böse; die erstern hatten unerschrockenen und thätigen Männern angehört, die letztern dagegen faulen und trägen. Auch die Frauen sollten Seelen haben, aber von minderm Werthe als die der Männer; ob man auch den Mangatschangs Seelen zugestand, weiß man nicht gewiß. Ein ziemlich seltsamer Umstand ist die abergläubische Furcht vor dem carolinischen Vogel otag. Seine schlechtes Wetter weissagende Ankunft an dieser Küste war immer ein schlimmes Zeichen.

In der Gefahr und der Noth riefen die Eingebornen die entis (die Seelen der Verstorbenen) anfangs mit gewöhnlicher Stimme, bei fortdauernder Gefahr aber lauter und zuletzt aus vollem Halse an. Dieses Geschrei, dessen sie sich noch bei ihren Jagdpartien bedienen, ist höchst durchdringend. Es bedeutet: „Seelen der Todten, helft mir, wenn Euch Euere Familie theuer war.“ Von dem makanas oder Zauberer ist bereits die Rede gewesen. Sie theilten sich in zwei Classen; die eine von mangatschangs that nur Böses, während der andere adelige nur Gutes wirkte. Diese letztern verschafften guten Fischfang, eine glückliche Reise, die Heilung von Krankheiten, schöne Ernten und eine paßliche Temperatur. Zur Unterstützung bei ihren Wahrsagungen bewahrten die makanas die Schädel ihrer Todten in Körben bei sich auf.

Die Ehen wurden mit gewissen Formalitäten geschlossen. Sobald man mit einer Vereinigung umging, begab sich die Mutter des Werbenden oder seine nächste Verwandte zu der Mutter des Mädchens mit der Betelbüchse und bot ihr dieselbe an, dann setzte sie hinzu: „ich verlange deine Tochter für den und den.“ War die Bewerbung der Mutter annehmlich, so bestimmte man einen Tag wegen der Antwort des Mädchens und ehe man ein bestimmtes Wort sprach, berieth sich die Familie und zog Erkundigungen ein. Bei dem zweiten Besuche der Werberin sagte man ja oder nein und von diesem Augenblicke an mußte im ersten Falle der junge Mann für die Unterhaltung der Braut sorgen, oder Diener in deren Hause werden. Man sah dabei, ob er reinlich, ein guter Landmann, ein guter Fischer oder Seefahrer war. Nach dieser Prüfungszeit wurde der Hochzeitstag festgesetzt.

Drei oder vier Tage vorher beschäftigte sich die Familie, welche die Kosten des Festes bestritt, die wohlhabendste von beiden, damit, den Reis zu dreschen und zu reinigen, der durch den vermehrt worden war, welchen die Gäste geschickt hatten. Man ließ den Betel herumgehen, machte eine Art Reistreig aus dem Fleische der Cocusnuß und formte Kügelchen daraus. Den Tag vorher beeilte man die letzten Vorbereitungen; die Rima und Dogdogfrüchte, die Wurzeln, die Fische, alles war in den Ofen gebracht, während die Männer ein Gebäude errichteten, damit die Eingeladenen nicht unter freiem Himmel bleiben durften. Abends ließ man wieder Betel herumgehen und wenn die Nacht kam, brachte man der Mutter des Bräutigams das tschinscholi, ein aus Wurzeln, Rimafrüchten, Betel, Bananen, Fischen und Salz bestehendes Geschenk.

Mit Tagesanbruch begaben sich die Verwandten des Bräutigams in Ceremonie in das Haus der Braut, wo man ihnen von neuem Betel reichte, worauf die junge Frau ihrem Manne übergeben wurde. Das Frühstück folgte. Es befand sich wie gewöhnlich auf einer drei Fuß breiten und nach der Länge des Gemachs langen Decke, und die Speisen wurden in ebenso vielen Portionen aufgetragen, als Gäste an der Decke Platz hatten. Die weiblichen Verwandten nahmen zuerst Platz je nach dem Grade der Verwandtschaft, dann kamen die männlichen Verwandten in derselben Ordnung. Man eilte mit der Mahlzeit, um das, was man nicht essen konnte, mit zu sich zu nehmen. Die Gäste folgten so einander in der Zahl, welche auf einmal Platz fand, bis alle an dem Festmahle Theil genommen hatten. Das Frühstück war kaum beendigt, als man auf eben die Weise zur Mit-

Digitized by Google

tagsmahlzeit schritt, nur daß hier die Verwandten der Braut den Vorrang hatten. Nach Beendigung der Hochzeitsceremonien vereinigten sich, wenn der junge Mann kein eigenes Haus hatte, die Verwandten, um ihm eines zu erbauen und dasselbe mit allem nöthigen Hausgeräthe zu versehen.

Bei der Geburt der Kinder fanden keine Formalitäten statt. Alle weibliche Verwandten mußten die Kranke besuchen und sie in den Wochen pflegen. Man sorgte dafür, daß das Haus in gutem Zustande blieb, mit Lebensmitteln versorgt und mit allen nöthigen Geräthen versehen war. Die Namen der Kinder wurden nach den persönlichen Eigenschaften des Vaters gewählt oder von einer bekannten Pflanze oder Frucht hergenommen: Gof Sipik (geschickter Fischer); Tai Agnao (unerschrocken); Tai Goato (träge); Gof Togtscha (gewandt im Lanzenwerfen); Matapang (zarte und mürbe Cocusnuß); Pontan (reife Cocusnuß) ꝛc.

Ueber die Begräbnißceremonie weiß man wenig. Nach dem P. le Gobien begnügten sie sich, wie auf Hawaii, damit, ihren Schmerz durch Lärm und Worte zu erkennen zu geben. Man sah sie Ströme von Thränen vergießen und schreckliches Geschrei ausstoßen. Sie aßen nicht und blieben von Staub bedeckt. Diese Trauer dauerte gewöhnlich sieben oder acht Tage, bisweilen auch noch länger je nach der Anhänglichkeit an den Verstorbenen. Dann hielt man ein Festmahl auf dem mit Blumen, Zweigen, Muschelschalen und kostbaren Gegenständen bestreuten Grabe selbst. Die Trostlosigkeit der Mütter, die ihre Kinder beweinten, war unbeschreiblich; sie schnitten das Haar dieser armen Opfer ab und hingen es an den Hals on einer Schnur, in welche sie so viele Knoten machten, als Nächte seit dem Tode des Kindes vergangen waren.

Gehörte der Todte dem Geschlechte der Adeligen an, so war der Schmerz maßlos. Man gerieth in eine Art Wuth und Verzweiflung, riß die Bäume aus, verbrannte die Häuser, zerbrach die Fahrzeuge, zerriß die Segel und überließ die Stücke dem Winde. Sie bestreuten dann die Wege mit Palmenzweigen und errichteten zu Ehren des Verstorbenen Sühndenkmähler. Hatte sich der Todte im Fischfange oder im Kampfe ausgezeichnet, so schmückten sie sein Grab mit Rudern oder Lanzen. Wenn er in beiden zu gleicher Zeit sich ausgezeichnet, so errichtete man ihm eine Art Trophäe von Lanzen und Rudern und bei allem dem wehklagte man. „Es ist kein Leben mehr für mich," sagte einer. — „Die Sonne, die mich belebte, ist verdunkelt," entgegnete der Andere. Oder auch: „ich werde in einer finstern Nacht begraben seyn. — Ich habe alles verloren; ich werde den nicht mehr sehen, der die Freude meines Herzens war." — „Wie? Unser größter Krieger ist gestorben? Was soll nun aus uns werden?" Zur Vervollständigung dieses Ausdrucks ihrer Trauer bewahrten die Einwohner ehrerbietig in Körben die Knochen und Schädel ihrer Verfahren auf, so wie sie ihre Züge grob in Rinde oder Holzstücken schnitten. Einige legten diese Knochen in Höhlen nahe bei ihren Wohnungen nieder und nannten dieselben goma alomsig (Haus der Todten).

Gegenwärtig ist dieser alte Cultus oder vielmehr diese alten Gebräuche vor denen der christlichen Religion gänzlich verschwunden. Zahlreiche Kirchen bedecken Guaham und wenn sie den andern Inseln fehlen, so kommt es nur daher, daß sie nicht Bewohner genug zur Erhaltung eines Pfarrers haben. Guaham enthält gegenwärtig vier Hauptpfarrgemeinen: Agagna, Pago, Agat und Umata, in denen der Gottesdienst ziemlich regelmäßig gehalten wird.

Außer den Festen bei einer Hochzeit oder bei der Geburt eines Kindes hatten die Bewohner der Marianen eine Menge andere theils wegen eines Friedensschlusses, theils wegen des Hinablassens einer neu gebauten Pirogue auf das Wasser, theils endlich wegen des Fanges einer Schildkröte oder eines großen Fisches. In dem letztern Falle machte der Fischer, ehe er in den Hafen kam, ein besonderes Zeichen, auf das die Einwohner dadurch antworteten, daß sie mit Blumen- und Blätterguirlanden an den Strand kamen. Die Menge empfing den glücklichen Fischer und führte ihn gleichsam im Triumphe nach seiner Wohnung. Hier bot er zuerst den Seeriesen seiner Frau, welche ihn der nächsten Verwandten ihres Mannes schickte, die ihn weiter sandte, bis er an eine Frau gelangte, die ihn nach der bestehenden Ordnung keiner andern Person übergeben konnte. Der Fisch wurde darauf zwischen dem, der ihn gefangen hatte, und den Personen getheilt, welchen er nach einander zum Geschenk gegeben worden war. War es eine Schildkröte, so fand die Theilung fast auf dieselbe Art statt. Hatte ein einziger Mann das Thier gefangen, so bohrte man in jede Schuppe desselben ein Loch; bei dem zweiten, das er fing, zwei und so fort. Waren mehrere Personen bei dem Fange thätig gewesen, so fand die Durchbohrung nicht statt.

Zu den Spielen zählten die Eingeborenen eine Art Schwimmschranke, worin einer den andern durch Gewandtheit zu übertreffen suchte. Das Laufen, das Springen auf dem festen Lande waren ebenfalls gymnastische Uebungen bei den Marianeen, Sie hatten einfache Tänze und Tänze mit Gesang. An diesen Tänzen nahmen Männer und Frauen Theil und mitten unter ihnen befand sich der Häuptling des Stammes oder der Familie oder die Person, der man eine Ehre erweisen wollte. Zu den musikalischen Instrumenten rechnet die Sage zwei Rohrflöten von dritthalb Fuß Länge und der Dicke eines kleinen Fingers. Die eine, wie eine Pfeife geschnitten, hatte drei Löcher oben für jede Hand und eines unten für jeden Daumen; man spielte sie wie unsere Flöte und ihre Töne waren sanft. Das Mundstück der zweiten glich dem unserer Querflöten, nur mit dem Unterschiede, daß man sie mit der Nase blies. Jetzt haben die Eingeborenen, außer einigen europäischen Instrumenten, eine Art Monochord in Bogenform, das in einem Flaschenkürbis endiget, der, mit einem Stäbchen geschlagen, einen schwachen gleichförmigen Ton giebt. Man nennt dies Instrument batimbao, ein tagalischer Name, welcher auf einen manillischen Ursprung hinzuweisen scheint. Es ist das bobre von Ile de France. Die größte Vorliebe aber haben die jetzigen Eingeborenen für die Maultrommel, die jeder bei sich trägt und die die Mußestunden der Leute erfreut. Nichts gewährt einen merkwürdigern Anblick in den Straßen von Agagna und Umata, als diese leidenschaftlichen Spieler, die um die Wette ihr einförmiges Instrument handhaben.

Der P. le Gobien erzählt, die marianischen Frauen hätten besondere Versammlungen gehabt, in welche sie sich in großem Staate begeben und wo nur Frauen Zutritt gehabt hätten. „Zwölf oder dreizehn," sagt er, „stehen unbeweglich im Kreise und singen die Fabellieder ihrer Dichter mit einer Anmuth und Richtigkeit, welche selbst in Europa gefallen würden. Der Einklang ihrer Stimmen ist bewundernswürdig und steht der besten Musik nicht nach. Sie haben in den Händen kleine Muscheln, deren sie sich sehr gewandt statt der Castagnetten bedienen. Das Ueberraschendste dabei aber ist, daß sie ihre Stimmen durch eine so lebhafte Action und so ausdrucksvolle Geberden begleiten, daß alle die, welche sie hören, entzückt sind."

Zur Bebauung den Bodens hatten die alten Marianer nur wenige Werkzeuge. Dazu gehörte der dagno, dessen man sich zu gleicher Zeit als Hacke, als Pflanzstab, als Stab zum Lastragen und im Nothfalle als Vertheidigungswaffe bediente; der tanom, womit man den caraibischen Kohl pflanzte; die akoa, die ziemlich unserm Spaten glich war; der damang, eine Art Messer, die gegenwärtig durch den amerikanischen manchete verdrängt ist; der salman dogas, eine sehr sinnreich gemachte Sichel; dann Körbchen aller Art ꝛc. Der gegenwärtig übliche Pflug ist der chinesische, an den man fast immer nur einen Stier, blos auf königlichen Gütern zwei spannt. Die Egge, die denselben Ursprung zu haben scheint, ist nur ein großer Harken, an dessen Ende sich zwei Haken befinden, woran das Zugthier gespannt wird; zwei vertikal emporstehende Stäbe mit einem Querstabe geben dem Arbeiter das Mittel, die Maschine zu leiten (Taf. 63. Abbild.). Auf Guaham bedient man sich zweier Karren, die meist klein und von Bambus sind und woran man vier Stiere spannt; die auf spanische und portugiesische Art gemachten Räder sind ganz von Holz und ohne Speichen. Mittelst einiger passender Stücke macht man diese Fuhrwerke zu Schüttkarren und schafft damit Reis und Mais in die Magazine der Hauptstadt.

Der Reis, die Haupternte der Marianen, wird auf zwei Arten gebaut, auf trocknem und auf feuchtem Boden. Denjenigen, welchen man auf trock-

Digitized by Google

nem Boden baut, säet man im Juli, August und September, damit er bei dem dann fallenden Regen gut keime. Der Sumpfreis dagegen wird im November und December gesäet und man bedeckt den Samen mit Cocusblättern. Da die Pflanze so hoch emporschießt, so reißt man die jungen Stengel aus und bringt sie in einen sumpfigen Boden, wo sie anderthalbe Elle hoch wachsen müssen, was gewöhnlich in zwei oder drei Wochen geschehen ist. Um diese Zeit zieht man den Reis wieder aus, schneidet den Stengel ungefähr um einen halben Fuß ab und verpflanzt ihn in ein nach Beeten eingetheiltes Feld, wo er ganz auswächst. Wie man mit dem Pflanzen hier zu Ende ist, läßt man das Wasser auf die Beete treten und bis zwei Zoll unter die Höhe steigen, welche die junge Pflanze erreicht hatte, als man sie umpflanzte.

Die Einführung des Mais auf den Marianen verdankt man dem Gouverneur Tobias. Diese Grasart erfordert keine andere Pflege, als daß man den Boden von dem Unkraute reinigt; dann macht man Löcher in der Erde in gehöriger Entfernung und legt in jedes Loch fünf Körner, von denen jedes gewöhnlich vier Aehren giebt. Unter den nährenden Wurzeln, welche diesem Lande eigenthümlich sind, wachsen einige ohne Anbau, wie der gap gap, die Yams nika und dago, und ferner der papao und haba; andere aber erfordern viel Aufmerksamkeit, wozu der caraibische Kohl gehört, den man fast ebenso abwarten muß, wie bei uns die Kartoffeln. Die Cocospalme wird auf dieser Insel sehr stark angepflanzt; die Rima ꝛc. verlangen weniger Pflege. Die Vermehrung der Bananen bewirkt man durch ein ziemlich mangelhaftes Verfahren; man gräbt nämlich ein Loch in die Erde und thue einen vor kurzem von der Mutterpflanze getrennten Schößling hinein. Der Indigo wächst überall fast von selbst. Unter den andern Producten muß man eine Art flüssigen Balsams erwähnen, den man durch Einschneiden aus dem Brodbaume und dem Dogdog erhält. Ein Beilhieb an den Baumstamm reicht hin, daß dieser harzige Stoff von milchartigem Aussehen herausläuft und dies geschieht um so reichlicher, je besser man die Stunde traf. Man braucht diese Milch, wenn sie frisch ist, zur Malerei, indem man sie mit farbigen Pulvern mischt; indessen muß man damit eilen, denn sie trocknet schnell. Der Baum, dem man solche Wunden beigebracht hat, scheint davon nichts zu leiden, man bemerkt selbst, daß er um so mehr trägt, je häufiger man Einschnitte in ihn gemacht hat.

Der Ackerbau verträgt nicht nur bessere Verfahrungsarten, sondern er hat auch gegen eine Menge schädlicher Thiere zu kämpfen, wie die Ratten, die wilden Katzen, die Eidechsen, die Ameisen, die Raupen und eine Art stinkende Fliege, tagnana.

Die Hausthiere beschränken sich auf das Rind, das Schwein und das Geflügel, die wenigen Pferde, Esel und Maulthiere, welche es in der Colonie giebt, können nur als Luxusgegenstände angesehen werden. Noch finden sich auch wilde Rinder, obgleich in geringer Anzahl an der Küste von Agat, Pago, Tachogna und Merisso. Die Pflege, welche die Hausthiere erhalten, beschränkt sich auf sehr wenig.

Die Schwein- und Hirschjagd auf den Marianen haben wir bereits kennen gelernt. Die Fischerei ist ein wichtigerer und merkwürdigerer Gegenstand. Da die Fische sonst die Hauptnahrung bildeten und noch bilden, so hatte man viele Arten, sie zu fangen. Die alten Marianer bedienten sich Haken von Schildkrötenschale, von Knochen, Perlenmuschel und selbst von Cocusschalen; jetzt haben die eisernen Haken den Vorzug. Die Stricke oder Schnuren, woran man sie befestigte, waren, wie sie es noch sind, von gesponnener Balibagerinde (hibiscus liliaceus), und von Bananenfasern. Netze hatte man mehrere Arten; das wichtigste, lagoa, womit man kleine Fische an der Küste fängt, besteht nur aus drei rechtwinkeligen Stücken, die man an den Enden befestiget; die an der Seite sind drei Ellen hoch und nur 3 F. lang, während das in der Mitte 6 Ellen hoch und 20 bis 30 F. lang ist. An jedem Ende des Netzes dient ein Stock dazu, dasselbe in der Höhe straff zu halten.

Wie andere Wilde Oceaniens zogen die Eingeborenen die Fische im Gehege, die aus Steinen gemacht waren und jetzt aus Rohr gemacht werden. Man fängt darin die Fische bisweilen auch mit dem Spieße.

Von allen diesen Fischereien ist die interessanteste der Fang des magnahak, eines durch seine seltsame Lebensweise merkwürdigen Fisches. Man fängt ihn stets am Ufer in den Monaten April, Mai und Juni, seltener im September und October. Wann er auch kommt, so erscheint er in ungeheurer Menge. Kaum zeigt er sich, so eilen alle Bewohner an den Strand, um ihn zu fangen. Wenn er zuerst sich einstellt, ist der Fisch, wie die Eingeborenen sagen, nüchtern. Sobald er frißt, verändert er seine Farbe und geht nicht mehr in Schaaren, sondern hält sich unter Felsen auf. Man kennt zwei Arten des magnahak, von denen die eine größer als die die andere ist. Kommen die kleinern zuerst, so kommen den andern Tag wieder kleine und große; kommen am zweiten Tage noch immer kleine, so stellen sich ganz gewiß den Tag nachher große magnahaks ein; kommen dagegen den zweiten Tag große, so darf man später keine andern erwarten.

Eine andere Fischerei betrifft den atschoman, der sich außerhalb der Riffe, in einer Entfernung von einer halben bis fünf Stunden aufhält. Um diesen Fisch zu locken, der fast immer auf dem Grunde des Wassers ist, muß man ein Beefahren einschlagen, das einen ganzen Monat dauert. Man füllt nämlich ein poio mit jungen Cocusfleischr und läßt es fünf bis sechs Klaftern tief hinunter. Mittelst einiger leichten Erschütterungen, wodurch einige Theile dieser gekauten Cocusnuß herausfallen, zieht man den Fisch an, der darnach sehr begierig ist, und so macht man es fort, bis der poio leer ist. Dadurch nun, daß man dieses Manöver alle Tage wiederholt und den poio immer etwas weniger tief in das Wasser hinunterläßt, gewöhnt man den Fisch, in Schaaren dem poio nachzuziehen, wenn er eine Klafter unter dem Wasserspiegel erscheint. Ist er bis dahin gekommen, so ist es leicht, ihn mit einem sackförmigen Netze zu fangen, das man unter den Fisch langsam schiebe und dann emporhebt. Ein kräftiger Zug reicht hin, um den Fisch an's Trockene zu bringen.

Der Fang des lagoa geschieht anders, und zwar in der Nacht bei Feuerglanz. Man sucht die an den Riffen schlafenden Fische auf und sticht sie mit Spießen an, wobei man sorge, so wenig Geräusch als möglich zu machen. Am Tage ist diese Fischerei nur ein Zeitvertreib. Man verschafft sich einen lebenden lagoa, durchsticht ihn die untere Kinnlade, befestige daran eine Schnur von einigen Klaftern Länge und sorgt, daß der Fisch mit seinen starken Zähnen seinen Zaum nicht zerbeißen kann. So wirft man ihn in das Meer und läßt ihn schwimmen. Die andern lagoas scheinen sich vor ihrem gefangenen Verwandten zu scheuen. Kaum hat also der Fischer den seinigen hineingeworfen, als man mehrere andere herbeikommen sieht. Ein einziger beginnt den Angriff; er will den Gefangenen beißen und hängt sich wirklich an denselben an. Da zieht der Fischer seinen Fisch schnell zurück und befestigt an der Stelle, wo derselbe gebissen wurde, eine Schleife, in welcher jeder neue Angreifer sich fangen wird. Kaum hat man den Apparat wieder in das Meer geworfen, als der freie lagoa erscheint und dem Gefangenen eine Wunde an der Stelle beizubringen sucht, wo er bereits von der erstern blutet. Fängt er sich dabei in der Schlinge, so faßt ihn durch eine Bewegung die Schnur zwischen der Brust- und Bauchflosse. Ein sehr geschickter Fischer kann auf diese Weise an einem Tage nun sieben oder acht lagoas fangen.

Bei andern Fischereien bedient man sich noch derselben Methoden wie vor der Eroberung, und die alten Bewohner waren sehr geschickte Fischer. So verschaffen sie sich fliegende Fische und Doraden, Schildkröten und Muscheln. Die Perlenmuschel liefert den Bewohnern seit lange einen kostbaren Stoff zur Verfertigung ihrer haims; sie verschafften sich dieselben durch Tauchen. Die Perlen, die ihrer Kleinheit wegen auch jetzt nicht sehr gesucht sind, achteten sie nicht. Seit einiger Zeit hat man auf den Marianen Versuche mit den Holothurienfange gemacht. Man fängt sie mit der Hand in geringer Tiefe und läßt sie an der Sonne trocknen. Der Verbrauch auf dem Archipel ist fast null, aber man führt sie nach China aus.

Digitized by Google

Die Künste der Marianer beschränkten sich auf sehr wenig. Man hat gesehen, daß sie sonst den Gebrauch geistiger Getränke nicht kannten, und alles, was sich auf die Brennerei des Cocusbranntweins bezieht, ist deshalb neu. Gegenwärtig giebt es eine große Anzahl solcher Brennereien oder tabaries auf der Gruppe. Besonders benutzt man den Cocusbaum dazu, der in einem Alter von vier oder fünf Jahren eine tabarie versorgt. Man sammelt dazu den Saft und bringt ihn alle Morgen in die Brennerei. Der Brennapparat besteht aus vier Hauptstücken, einem Keuge oder Fasse ohne Boden, einem Kessel von Gußmetall, worauf der Krug oder das Faß ruht, einem eisernen Becken und endlich einer gestreiften hölzernen Kelle. (Taf. 63. Abbild.) Nach Freycinet arbeitet dieser Apparat auf folgende Weise: „Nachdem der Kessel auf drei Kiesel gesetzt ist, die so groß sind, um ihn sechs Zoll über den Boden zu heben, setzt man das bodenlose Faß auf den Kessel, so daß es sich auf den Rand desselben stützt; dann klebt man sie mit einer Mischung von Lehm, Bananenblättern und Kuhmist zusammen. Nun gießt man Cocuswein hinein bis etwa zu zwei Drittel der Höhe des Gefäßes und bedeckt alles mit dem Becken, das als Kühlfaß dient. Ist dies geschehen, so verschmirt man sorgfältig mit der obigen Mischung alle Zwischenräume, gießt frisches Wasser in das Becken, macht dann Feuer unter den Apparat und beginnt so die Destillation. Der Alcohol, den man so erhält, ist farblos und hell, steht aber in jeder Hinsicht unserm europäischen Branntwein nach. Die etwas wohlhabenden Einwohner destilliren ihn darauf noch einmal und dann wird er ziemlich gut." Der Dr. Quoy, der einen solchen Apparat arbeiten sah, sagt, er gebe vier Flaschen Branntwein in einer Stunde.

Das Verfahren bei der Bereitung des Zuckers ist auf den Marianen dasselbe wie auf den Philippinen, von wo man es offenbar einführte. Das Cocusöl ist seit undenklicher Zeit bekannt. Eingesalzenes macht man schlecht. Die Farbepflanzen weiß man aber besser zu verwenden, die Curcumá zur gelben und die Cocusnußschalen zur schwarzen Farbe. Seit kurzem hat man auch den Indigo und Rucu zum Färben und Malen brauchen gelernt. Diese beiden Industrien befinden sich indeß auf den Marianen, mit den in Indien üblichen Verfahren verglichen, noch in der Kindheit. Das Ledergerben, die Bereitung der Seife, des Kalkes und Salzes, des Pulvers und der Töpferwaaren ist den Bewohnern der Marianen ebenfalls bekannt. Die eingebornen Zimmerleute sind sehr geschickt und bedienen sich unserer Handwerkzeuge, der Säge, des Beiles ꝛc., wissen sich aber auch ohne dieselben recht gut zu behelfen. Man zählt in Agagna nur einen einzigen Schmiedsmeister, der aber vier oder fünf Lehrburschen hat. Die Stadt ist reich an Goldarbeitern, denn sie hat sieben derselben, die eine große Menge Medaillen mit Heiligen darauf, Rosenkränze, Ohrgehänge und plumpe Ringe verkaufen. Die Maurer, die Seiler, die Weber sind minder geschickt als die andern Arbeiter. Man führt nur einen Schuhmacher und einige Schneider an. Die Arbeit in Schildkrot, Blättern und Bambus bildet einen besondern Industriezweig des Landes.

Die Geschichte und die Sage stellen die Marianer als kühne Seefahrer dar. „Die kleinen Fahrzeuge dieser Inseln," sagt ein alter Reisender, „sind aus zwei krummen und hohlen Baumstämmen gemacht, welche mit spanischem Rohre verbunden werden. Ihre Länge beträgt 15 bis 18 Fuß, ihre Breite etwa 3 F. und sie könnten sehr leicht umschlagen, deswegen befestigt man an ihren Seiten feste Holzstücke, die sie im Gleichgewichte halten. Da das Boot nur etwa die drei indianischen Matrosen fassen kann, so macht man einen Boden in der Mitte, der auf jeder Seite auf das Wasser hinausreicht, und auf diesen setzen sich die, welche von einem Orte zum andern reisen wollen. Einer der drei Matrosen befindet sich immer in der Mitte und schöpft das Wasser aus, das durch die Oeffnungen hineindringt; die beiden andern sorgen an den Enden für die Leitung des Bootes. Das Segel ist ein lateinisches, wie wir sagen, aus Decken gemacht und so lang als das Boot, was sie deshalb thun, um den Wind nicht von hinten zu haben, da sie dieser leicht umstürzen würde. Wenn sie von einem Orte zum andern zurückzukehren haben, so wechseln sie blos das Segel, ohne das Boot umzukehren. Das Hintertheil wird das Vordertheil."

Der Handel der Marianen ist fast null und beschränkt sich auf die Versendung von Trwang nach China und sehr beschränktem Tauschhandel mit dem Philippinen. Indessen wird ohne Zweifel eine Zeit kommen, wo das thätigere industrielle Leben dem Lande weitere Abzüge öffnen wird; bis jetzt hat die Trägheit der Eingeborenen und das von Spanien ihm aufgelegte Monopolsystem alles gelähmt und erstickt. Aus dem Verzeichnisse der Erzeugnisse des Bodens hat man ersehen, welche Hilfsmittel diese kleine Gruppe bietet, welche als Tausch den größten Theil unserer in Europa verfertigten Gegenstände, Tuch, rohes und verarbeitetes Eisen, Baumwollenzeuge, Jagdflinten, Bücher, Geräthe, Werkzeuge, Blei, Töpferwaaren, Weine, Segeltuch ꝛc. annehmen würde.

Die ehemalige macianische Regierung vereinigte nicht alle Inseln unter einem und demselben Häuptlinge. Es theilte sich in sie eine gewisse Zahl von Stämmen, von denen jeder mehrere Flecken besaß und die fast gleichen Gesetzen und Gewohnheiten unterworfen waren. Jeder dieser Stämme hatte einen einzigen Häuptling oder König, maga-lahi, d. h. alten Mann, Obern, Familienhaupt, Patriarchen. Der maga-lahi war immer der bejahrteste Adelige oder matoa der Völkerschaft und herrschte im Frieden wie im Kriege über alle Einwohner. Seine Frau hieß maga-haga, die Obere oder Fürstin. Bei dem Tode des Königs folgte ihm sein ältester Bruder und, hatte er keine Brüder, einer seiner leiblichen Vettern, dann einer seiner Neffen, immer nach der Ordnung der Erstgeburt. Jeder matoa, der Anhänger genug hatte, um einen neuen Staat zu gründen, konnte alle seine Leute mit sich nehmen und sich in einer Gegend niederlassen, für deren maga-lahi er sich erklärte. Die Frauen waren von der Regierung ausgeschlossen, übten aber im Rathe und Gerichte, zu denen sie gehörten, einen solchen Einfluß aus, daß die Regierung eigentlich in ihren und nicht in der Männer Händen lag. Sie waren unumschränkte Herrinnen in den Häusern. Noch jetzt, da doch jene alten Sitten in Verfall gekommen sind, haben die Frauen in der Wirthschaft große Gewalt.

Den Civilgesetzen fehlte es nicht an Verstand und Moral. Die Vereinigung zwischen zwei Ehegatten war nicht unauflöslich. Sie dauerte nur so lange, als sie ihnen gefiel; sobald die Unverträglichkeit erkannt war, wurde die Ehe getrennt. Eine Ehebrecherin, die von ihrem Manne verstoßen und nach dem Richterspruche in ihr mütterliches Haus zurückgeschickt wurde, verlor zugleich alle ihre Güter. Der Mann würde sich entehrt haben, wenn er sie wieder genommen hätte.

Der Mann hatte das Recht, den Ehebruch an dem Verführer zu rächen, nicht aber an seiner Frau, für welche die Ausschließung aus dem Hause ihres Mannes die größte Strafe war. Verletzte dagegen der Mann die Ehe oder führte er ein tadelnswerthes Leben, so durfte ihn seine Frau ungestraft schlagen oder in ihren frühern freien Stand zurückkehren. Der Pater le Gobien dehnt dieses Repressalienrecht noch weiter aus. „Ist eine Frau überzeugt, daß ihr Mann Verbindungen hat, mit denen sie nicht zufrieden seyn will, so macht sie es in dem ganzen Dorfe allen ihren Freundinnen bekannt, die sich darauf versammeln. Sie nehmen in diese Versammlung die Lanze und den Hut ihrer Männer mit. In dieser kriegerischen Rüstung rücken sie in Schlachtordnung nach dem Hause des Schuldigen und fangen hier an, sein Land zu verwüsten, sein Getreide auszureißen und zu zertreten, die Früchte von den Bäumen zu nehmen ꝛc., dann fallen sie sämmtlich über das Haus her und brauchte der unglückliche Ehemann nicht die Vorsicht, sich zu entfernen, so greifen sie ihn an und verfolgen ihn, bis sie ihn vertrieben haben. Auch eine andere Art der Rache haben sie. Sie verlassen ihre Wohnungen und lassen ihren Verwandten wissen, sie könnten nicht mehr bei ihren Männern leben. Die Verwandten begeben sich nun in das Haus des Mannes, plündern und verwüsten dasselbe und nehmen mit, was sie finden. Er muß sich noch glücklich schätzen, wenn sie damit zufrieden sind, und die Häuser nicht einreißen, wie es bisweilen geschieht." Von welcher Seite auch die Trennung kommen mochte, die Kinder blieben bei der Frau, und wenn diese sich wieder verheirathete, sahen sie deren neuen Gatten als ihren rechten Vater an. Dasselbe geschah bei einem Mädchen, welches Mutter geworden war; ihre Kin-

Digitized by Google

der gingen in die neue Familie über wie bei uns die Kinder einer Wittwe.

Bei dem Tode des Vaters ging sein Vermögen nebst den Kindern auf die Wittwe über; starb die Frau, so nahmen ihre Eltern nicht blos das Vermögen, sondern auch die Kinder des Mannes. Das ist ein neuer und entscheidender Beweis von der Herrschaft der Frauen in diesem geselligen Zustande. Ohne Zweifel glaubte man, die liebreichern, mehr an das Haus gebundenen Frauen könnten sich besser mit der Pflege und Erziehung der Kinder befassen.

Wenn eine Mutter starb, die ein Kind stillte, so mußte sich die nächste Verwandte, die Milch hatte, des Säuglings annehmen und auch die ältern Kinder erziehen. Im Allgemeinen waren die Personen einer und derselben Familie und fast einer und derselben Völkerschaft verbunden, einander zu helfen und im Unglücke beizustehen. Dies wurde besonders bei Geburten, Heirathen und Begräbnissen erfordert, wenn Häuser und große Schoppen gebaut, Felder bestellt oder Piroguen gemacht werden sollten. Brauchte eine Frau wirklich ein Feld, eine Pirogue oder irgend etwas, das einem Manne ihrer Familie angehörte, so brachte sie ihm ein alas von Schildkrot (Art Münze) und sagte: „ich gebe dir diesen alas für das und das, welches ich brauche." Dies genügte und der Besitzer gab den gewünschten Gegenstand sogleich her.

Diese Reihe von seltsamen Gebräuchen hat Veranlassung zu der Hypothese gegeben, daß die Frauen auf den Marianen anfänglich zu einem Geschlechte von Amazonen gehört hätten. Unbezweifelt ist es, daß die Frauen die Gesetze des Landes gemacht haben müssen, denn sie sind sämmtlich für ihr Geschlecht günstig. Noch mehr: begingen sie Fehler, so war blos der Mann verantwortlich; er wurde für sie gerichtet und bestraft. Nur die Wittwen mußten ihre Strafen selbst leiden.

War ein atschaot in Folge einer infamirenden Verurtheilung aus seinem Stamme verbannt, so suchte er einen matoa, der ihn in seinen Dienst nehmen wollte und diente ihm unentgeltlich bis zum Ablauf seiner Strafzeit. Fand er keinen, so mußte er ohne Asyl herumirren. Ein matoa konnte seine Güter nur in Folge einer gerichtlichen Verurtheilung verlieren, die ihn, je nach der Beschaffenheit der Vergehung lebenslänglich oder auf eine bestimmte Zeit zu einem atschaot verurtheilte. Sprach das Gericht die Verbannung aus, so machten die Verwandten der Frau große Anstrengungen, damit sie ihn mit den Kindern in die Verbannung begleiten dürfe. Einige Geschenke an Lebensmitteln und alas verschafften ihr gewöhnlich diese Begünstigung.

Verbannung und Degradation konnten gegen einen matoa nicht ausgesprochen werden, wenn er sein Haus selbst gebaut und eingerichtet hatte, und bei schweren Fällen mußte man ihm einen Fackstrick legen, um ihn in das gemeine Recht zu bringen. Die Familie baute dann ein geräumigeres und schöneres Haus, versorgte es mit den nöthigen Geräthen und forderte dann den Schuldigen auf, er mochte wollen oder nicht, davon Besitz zu nehmen. Kaum aber war dies geschehen, so sagte man zu ihm: „entferne dich, entehrter Mann, aus einem Volke, das du mit deiner Gegenwart schändest." Gegen diese Aufforderung war nichts einzuwenden. Sobald er sich entfernt hatte, wurde sein Besitzthum confiscirt.

Die Streitigkeiten zwischen zwei Personen machten sie selbst aus, erfolgte aber ein zu heftiger Streit, so mischten sich die Zuschauer hinein. Oft wurde auch der Häuptling des Dorfes aufgefordert, sein Ansehen zu brauchen, und in diesem Falle genügte eine einfache durch ein Kind überbrachte Aufforderung, die beiden Streitenden zu trennen; denn die Weigerung, Gehorsam zu leisten, zog eine exemplarische Strafe nach sich.

Diese Völker hatten Gerichtshöfe oder vielmehr Rathsversammlungen von Häuptlingen und deren Frauen, welche letztere hier ihre Ueberlegenheit bewahrten. Diese Gerichtshöfe richteten über den Matoa wegen Feigheit oder Verrath im Kriege, über den, welcher ohne Erlaubniß des maga-lahi mit einer fremden Völkerschaft Handel getrieben, sich mit verbotenen Waffen geschlagen, seiner Familie in der Noth nicht beigestanden, mit einer mangatschang im Concubinat gelebt oder auf irgend eine andere Weise die Befehle seiner Obern oder die Gesetze des Landes übertreten hatte. Der Angeklagte vertheidigte sich selbst und machte entweder seine Unschuld oder mildernde Umstände geltend. Wenn das Versehen, obgleich zugestanden, zu vergeben war, so legten die weiblichen Verwandten, oder eine im Namen Aller, einen alas vor den Schuldigen, der, um auf diese stumme Andeutung zu antworten, getrocknete oder frische Fische, Reis, Wurzeln ꝛc. wenigstens in gleichem Betrage anwies. Dieser Austausch zwischen alas und Eßwaaren erneuerte sich mehrmals, so daß der Angeklagte, wenn er nicht reich war, aufhören und sich verurtheilen lassen mußte, während der Reiche ehrenvoll freigesprochen und mit seinen alas in seine Wohnung geführt wurde. Dies nannte man tadio.

Die alas waren Schildkrotstücke mit mehreren Löchern; sie dienten als Geld und die Zahl der Löcher bestimmte ihren Werth. Eine einfache Schildkrötenschale hieß lailai; hatte sie Löcher, so wurde sie pinipo genannt und ihr Werth betrug um soviel Mal drei lailai, als sie Löcher hatte. Obgleich es leicht gewesen wäre, den Werth der alas durch Vermehrung der Löcher zu erhöhen, so erlaubte das sich doch kein Marianer, entweder aus angeborener Ehrlichkeit, oder weil der leicht zu entdeckende Betrug sehr streng bestraft wurde. Diese alten alas sind gegenwärtig in dem Lande sehr selten, da sie von den ersten Ansiedlern fast alle nach China ausgeführt wurden.

Die Kriege, welche die Marianer führten, waren weder mörderisch noch von langer Dauer, auch entsprangen sie nie aus Eroberungssucht, sondern stets aus der Nothwendigkeit, eine Beleidigung zu rächen. Wenn zwei Stämme ins Feld zogen, stießen sie lautes Geschrei aus, mehr um sich selbst zu ermuthigen, als um den Gegner zu erschrecken. Der Häuptling des Stammes war dem Rechte nach General und im Falle eines Bundes zwischen mehreren Stämmen der tapferste der Häuptlinge Generalissimus. Bei dem Kampfe dachte man nicht an eine Ordnung und Taktik. Jeder, Officier und Gemeiner, schlug seine Gedanken vor und stand mit seiner Person ein. Die Schaar sammelte sich beim Klange der Muscheln und marschirte unter einem babao genannten Banner. Nur die matoas und atschaots wurden zum Kriegsdienste gelassen; die mangatschangs waren Diener der Krieger und trugen die Lebensmittel. Ihre große Taktik bestand darin, den Feind auszuspähen und ihn in irgend einen Hinterhalt zu locken. „Es scheint," sagt der Pater le Gobien, „als ob sie nur in das Feld rückten, um sich einander zu überrumpeln. Nur ungern werden sie handgemein und wenn es vorkommt, so geschieht es blos, um nicht die Schande zu haben, sich zurückzuziehen, ohne etwas zu thun. Man könnte sagen, sie scheueten sich, das Schlachtfeld mit Blut zu beflecken. Zwei oder drei Verwundete oder Todte entscheiden den Sieg. Bei dem Anblicke des Blutes ergreift sie Entsetzen, sie entfliehen und zerstreuen sich augenblicklich. Die Besiegten schicken darauf Gesandte und Geschenke an die Sieger, welche sie mit allem dem Vergnügen aufnehmen, welches furchtsame und feige Leute empfinden, wenn sie unterworfene Gegner zu ihren Füßen sehen. Da dieses Volk von Natur eitel und stolz ist, so triumphiren die Sieger auf beleidigende Weise. Sie spotten über die Besiegten in satyrischen Liedern, die sie bei ihren Festen entwerfen und singen."

Die Waffen bestanden in Stöcken mit zwei Knöpfen, godgod anom genannt, die acht Ellen lang waren, zwei Zoll im Durchmesser und bisweilen Menschenknochen zur Spitze hatten. Diese Knochen waren nach P. le Gobien so giftig, daß wenn sie in das Fleisch eindrangen, ein schrecklicher Tod unter Krämpfen erfolgte. Der dogao, ein Ackergeräth, der polos, die Fischharpune, dienten ebenfalls als Vertheidigungswaffen, der sodsod, kleine Stock, der atopet oder die Schleuder wurden bei dem Kampfe in der Ferne gebraucht; kam man aber nahe an einander, so bediente man sich des damang kutana, einer Art Messer oder Keule, deren Form jetzt nicht mehr genau bekannt ist. Den kutana trug man an dem Gürtel.

Die Befestigungskunst war den Marianern nicht fremd. Bei den ersten Kriegen mit den Spaniern benutzten sie das Terrain sehr klug und wußten im Nothfalle Verschanzungen mit gefällten Bäumen zu improvisi-

Digitized by Google

ren, Graben zu machen und den Zugang zu ihren Schanzen mit Spitzen vergifteter und auf den Boden gestreuter Knochen zu vertheidigen.

Das waren die Gesetze, die Gebräuche und die Physiognomien der Marianer in physischer und moralischer Hinsicht. Heut zu Tage ist nichts mehr davon übrig. Es ist eine halb spanische, halb wilde Gruppe, ohne eigenthümlichen Typus, ohne bestimmten Charakter. Die politische Organisation gleicht der aller andern spanischen Colonien. Der Gouverneur herrscht unter dem Titel Oberrichter, Civil- und Militairgouverneur und hat unter sich den sergento mayor oder Befehlshaber der bewaffneten Macht. Dann findet man einen Commandanten der Stadt Agagna, sieben Verwaltungs-Alcalden und in jeder Stadt oder jedem Flecken einen gobernadorcillo, der dem Alcalden untergeordnet ist und dessen Functionen dem des französischen maire gleichen. Unter dem gobernadorcillo stehen die alguaciles, Polizeidiener, und die celadores, welche über die Beobachtung der Statuten der religiösen Brüderschaften zu wachen haben.

Der Gouverneur vereiniget sich die ganze politische und richterliche Gewalt; seine Aussprüche müssen, ohne Appellation zu dulden, vollzogen werden und nur bei denen, welche eine entehrende Strafe nach sich ziehen, hat er einen Major, zwei Capitaine und einen Secretair zuzuziehen. Obgleich dasselbe Gericht Todesurtheile fällen kann, so schickt man den Angeklagten doch gewöhnlich nach Manilla. Die strengsten Strafen sind Schläge mit einem Stricke, und ihr Maximum beläuft sich auf 500; die Entwendung von Sachen, welche dem Staate angehören, wir mit 60 Hieben bestrafen. Der Gouverneur verurtheilt auch zu Strafarbeiten auf gewisse Zeit, mit oder ohne Kette an den Füßen. Die höheren Personen werden nach Rota, Tinian oder Saypan verwiesen und bei schweren Verbrechen nach Manilla geschickt. Alle geringern Vergehen bestraft man mit Gefängniß, das man in Agagna oder Umata erleidet.

Die Ausgaben dieser Colonie, welche Spanien mehr kostet, als sie einbringt, wurden sonst fast ganz durch eine jährliche Beisteuer von Neu-Spanien gedeckt, welche die Galione auf ihrer Fahrt von Acapulco nach Manilla mitbrachte. Gegenwärtig zahlen die Philippinen die Differenz zwischen der Einnahme und der Ausgabe. Die letztere besteht in den Kosten der Schule von St. Johann von Lateran, in der Unterhaltung der bewaffneten Macht, in dem Gehalte des Gouverneurs und der Beamten, den Kosten der öffentlichen Ceremonien ꝛc. Die bewaffnete Macht zählt 112 M. und kann im Nothfalle durch 1400 Milizsoldaten von Guaham verstärkt werden. Die Anwerbung ist freiwillig und wird entweder auf Lebenszeit oder auf eine bestimmte Zeit eingegangen. Die Soldaten bleiben bei ihren Fahnen, so lange es ihnen gefällt. Wenn sie es wünschen, erhalten sie ihren Abschied und haben Anspruch auf eine Pension, wenn sie eine Anzahl von Jahren gedient haben. Im Kriege erhalten die Milizsoldaten Sold und Unterhalt. Da man nicht Allen Flinten geben kann, so bewaffnet man sie mit Schleudern und Lanzen. Die ganze auf verschiedenen Punkten zerstreute Artillerie von Guaham besteht aus 30 Stück Geschütz theils aus Bronze, theils aus Eisen, die aber nicht alle brauchbar sind.

Aus dieser vollständigen Schilderung der Marianer nach den Beobachtungen Freycinet's, Chamisso's, d'Urville's, Quoy's, Berard's, Arago's und Sainson's kann man abnehmen, daß diese kleine Gruppe unter einer andern als der spanischen Regierung sowohl in commercieller als politischer Hinsicht schon lange eine größere Wichtigkeit erlangt haben würde. Früher oder später indeß wird sie eine nützliche Zwischenstation zwischen Indien und Polynesien werden, besonders wenn die europäische Civilisation die Gruppe der Carolinen erreicht haben wird, die sehr empfänglich für dieselbe ist.

Kapitel LIV.

Die westlichen Carolinen. — Die Inseln Eliwi, Guap und Pelew.

Die Kranken auf dem „Oceanier" hatten sich während unsers kurzen Aufenthalts zu Guaham völlig wieder erholt und deshalb befand sich, als er am 2. Juli 1832 die gastfreundliche Insel verließ, die ganze Mannschaft zufrieden und dienstauglich auf dem Verdecke. Es war nun die Zeit des schönen Wetters, der sanften, regelmäßigen Winde. Das leichte Schiffchen glitt über den Ocean hin nach SW. zu, ohne daß wir ein einziges Tau und einen einzigen Theil des Segelwerks anzurühren brauchten. So waren vier Tage vergangen, als am 6. Juli die Wache eine kleine niedrige und bewaldete Insel am Horizonte signalisirte. Pendleton suchte sie vergebens auf seinen Karten; es war wirklich eine neue Entdeckung, die Insel Feis, welche 1828 der Capitain d'Urville fand und von der die Caroliner schon ein Jahrhundert vorher gesprochen, wenn auch die Wichtigkeit derselben übertrieben hatten. Sie gaben ihr 6 St. im Umfange, während sie kaum die Hälfte hat. Man hatte überdies über ihre Lage nur unsichere Angaben. Der Capitain d'Urville weist ihr 9° 45' n. Br. und 138° 10' östl. L. an.

Zwei Tage nachher fuhr der „Oceanier" an der Südgrenze der Gruppe Eliwi (nach d'Urville) hin, die aus einer großen Anzahl niedriger und bewaldeter, am Rande eines ungeheuern Riffes zerstreueter Inselchen besteht. Im Schutze dieser Rifflette war das Meer so glatt wie ein See und doch befanden wir uns noch so weit vom Lande, daß eine einzige Piroque zu uns zu kommen wagte. Auf dieser Pirogue befanden sich vier Eingeborene, die zutraulich und fröhlich zu uns kamen und uns Cocusnüsse, Brodbaumfrüchte und einige Wurzeln ihres Landes anboten. Es waren gut gebaute Menschen von mäßig dunkler Hautfarbe, ehrlich, sanft, ruhig und wohlwollend. Nachdem die braven Leute eine Stunde an Bord gewesen waren und sahen, daß der „Oceanier" sie immer weiter von ihren Inseln hinwegführe, entschlossen sie sich, Abschied von uns zu nehmen.

Die Eliwi-Inseln waren den Spanien zu Anfange des letzten Jahrhunderts nach den Andeutungen der Caroliner bekannt, welche damals die Marianen besuchten. Einige Missionäre wagten sich auf jene Gruppe, um sie zum Christenthum zu bekehren, aber ihr Versuch führte blos zu einer blutigen, nutzlosen Katastrophe. Fernando Valdez Tamon, der damalige Gouverneur der Philippinen, erzählt jenes Ereigniß also:

„Die Patres Cantova und Walter reisten am 2. Februar 1731 von Guaham ab, um sich zu den erst neuerlich bekannt gewordenen Inseln zu begeben. Sie kamen glücklich am folgenden 2. März auf eine der Carolinen und blieben daselbst drei Monate, mit ihren Pflichten als Missionäre beschäftigt. Da man auf diesen Inseln an allem Mangel litt, so schiffte sich Walter wieder nach den Marianen ein, um die zum Unterhalte Cantova's nöthigen Gegenstände zu holen, der mit vierzehn Marianern dorthblieb. Aber die widrigen Winde nöthigten Walter, an den Philippinen anzulegen, wo er ein ganzes Jahr lang auf das Schiff warten mußte, das alle zwei Jahre nach den Marianen fährt. Er schiffte sich also erst am 12. Nov. 1732 ein und nach einer Fahrt von drei und einem halben Monate scheiterte zum Unglücke das Schiff am Eingange des Hafens. Die Missionäre verloren den Muth nicht und ließen mit großen Kosten ein anderes bauen und befrachten, auf welchem Walter am 31. Mai 1733 mit 44 Personen sich einschiffte. Nach einer uruntägigen Fahrt befanden sie sich nahe bei den Inseln und sogleich feuerten sie mehrere Kanonenschüsse ab, um dem Cantova die Ankunft zu melden; aber es erschien keine Barke und man argwöhnte nun, die Wilden möchten den Pater umgebracht haben. Man entschloß sich, in eine durch zwei Inseln gebildete Bai zu fahren, deren größte Falalep ist, und als man sich der Küste auf Pistolenschußweite genähert hatte, bemerkte man, daß das Haus niedergebrannt war und das an der Küste errichtete Kreuz nicht mehr stand. Endlich näherten sich vier kleine Barken der Insulaner dem Schiffe und brachten Cocusnüsse. Man fragte sie in ihrer Sprache nach Cantova und dessen Gefährten, und sie

Digitized by Google

antworteten verlegen, sie wären nach der großen Insel Yap gereist, aber der Schrecken, der sich auf ihren Gesichtern aussprach, und ihre Weigerung, an Bord zu kommen, ob man ihnen gleich Zwieback, Tabak und andere Kleinigkeiten nach ihrem Geschmacke anbot, ließen keinen Zweifel übrig, daß unsere Leute durch die Hand der Barbaren umgebracht worden. Endlich fing man einen dieser Insulaner und brachte ihn an Bord; die andern ließen darauf sogleich ihre Barken im Stiche und sprangen unter großem Geschrei ins Meer. Das Schiff verbrachte die Nacht in dieser Bai und verließ sie den andern Tag, um nach Yap zu fahren. Die Spanier schifften drei ganze Tage lang, da sie aber nicht wußten, unter welchem Grade sie liege, so konnten sie dieselbe nicht auffinden. Unterdessen fragte man den Insulaner, indem man ihn versicherte, es solle ihm nichts zu Leide gethan werden, wenn er die Wahrheit sage. Er gestand darauf, daß man bald nach der Abreise Walter's Cantova und alle Begleiter desselben umgebracht habe.

„Dieser Priester war mit seinem Dolmetscher und zwei Soldaten auf die Insel Mogmog gegangen, um dort eine Taufe zu verrichten; seine Gefährten blieben zu Falalep, um das Haus zu hüten. Kaum hatte er die Insel betreten, als die Bewohner in großer Anzahl, mit Lanzen bewaffnet, sich versammelten, ein gewaltiges Geschrei erhoben und gegen Cantova rückten, der sie sanft fragte, warum sie ihm das Leben nehmen wollten, da er ihnen doch nie etwas zu Leide gethan habe. „Du kamst," antworteten sie, „um unsere Sitten und Gebräuche zu vernichten; wir wollen deine Religion nicht." Mit diesen Worten durchbohrten ihn drei Spieße; darauf riß man dem Leichname die Kleidungsstücke ab, wickelte ihn in eine Decke und begrub ihn unter einem kleinen Hause, was bei ihnen ein ehrenvolles Begräbniß ist, das sie nur den Fürsten ihres Landes geben. Nach dem Morde fuhren sie nach der Insel Falalep, wo die Andern geblieben waren. Bei der Annäherung der Wilden, die von Wuth begeistert zu seyn schienen, schickten die Soldaten sich zur Vertheidigung an und schossen mit den kleinen Kanonen, die sie vor ihrem Hause aufgestellt hatten und wodurch vier Eingeborne getödtet wurden. Dann vertheidigten sie sich mit Säbelhieben, wurden aber endlich von der Zahl überwältigt und alle erstochen; ihre todten Körper begrub man am Meeresufer. Es kamen bei dieser Gelegenheit vierzehn Personen um, Cantova, acht Spanier, vier Indianer von den Philippinen und ein Sclave. Ein anderer junger Philippiner aus der Provinz Tagale, wurde allein gerettet, weil ein Fürst der Insel Mitleid mit ihm hatte und ihn als Sohn annahm. Das Haus plünderten und zerstörten die Wilden, die unter einander theilten, was sie darin fanden."

Der traurige Ausgang dieser Mission scheint die Spanier von einem neuen Versuche dieser Art zurückgeschreckt zu haben, denn die Carolinen werden in der Geschichte der Marianen nicht erwähnt. Die Inseln Falalep und Mogmog der Missionäre wurden völlig vergessen und an ihrer Stelle sah man auf den Karten eine Inselgruppe unter dem Namen Egoi, der von dem Capitain Don Bernard d'Egoy herrührt, welcher sie 1712 entdeckte. Ueber die geographische Kenntniß dieser Gruppe herrschte die größte Ungewißheit, als 1828 der Capitain d'Urville sie aufnahm und ihr den Namen Eliwi nach den Bezeichnungen einiger Eingeborenen gab, die des Nachts an das Schiff kamen und einige Verbindungen mit ihm hatten. „Diese Eingeborenen," sagt dieser Capitain, „kamen erst um sieben Uhr Abends an die Corvette, als es bereits völlig dunkel war, und vier von ihnen stiegen sogleich an Bord. Sie erinnerten uns durch ihre Fröhlichkeit, ihr Vertrauen und ihre Liebenswürdigkeit vollkommen an die Bewohner von Hogoleu bei der Reise der „Coquille". Sie nannten uns mehrmals mit großer Gefälligkeit alle Inseln, aus denen ihr kleiner Archipel besteht, achtzehn oder zwanzig der Zahl nach; da es aber finster war, so nützten uns ihre Andeutungen nichts. Auf der von Gulibert entworfenen Karte bezeichnete ich diese Inselchen deshalb blos mit Ordnungszahlen. Da indeß die Insulaner den Namen Eliwi häufiger als jeden andern nannten, so gab ich denselben provisorisch der ganzen Gruppe.

„Als wir ihnen den Namen Yap nannten, zeigten sie sogleich nach W.; sie kannten auch Saterval, Feis, Mogmog, Lamurek, Jüli ꝛc., aber der Name Egoi war ihnen völlig unbekannt, und als wir ihn aussprachen und auf ihre Inseln deuteten, machten sie ein verneinendes Zeichen und sagten: Eliwi. Das Wort tamuli für Häuptling findet sich auch in ihrer Sprache und manal scheint „gut, es ist gut" zu bedeuten.

„Diese gutmüthigen Insulaner würden mir recht gern noch eine Menge Nachweisungen gegeben haben, denn sie waren sehr mittheilend und selbst geschwätzig, aber wir verstanden ihre Sprache nicht und da wir uns im Finstern befanden, nützten uns selbst ihre Geberden nichts. Nach einer Stunde machte ich ihnen bemerklich, daß wir uns von ihren Inseln entfernten. Sie verließen uns offenbar ungern und versprachen uns wiederholt, den andern Tag früh wieder an Bord zu kommen und uns schöne Fische mitzubringen."

Sechs Monate später kam der Capitain Lütke, der eine vollständige und detaillirte Geographie der Gruppe gab und sie Uluthy nannte, ein Name, den ohne Zweifel Eliwi vorzuziehen ist. Da wir den Bericht von jener Reise noch nicht gesehen haben, so werden wir uns mit einer kurzen Erwähnung dieser Inseln beschränken. Man erkennt auf der Karte Lütke's mehrere Namen wieder, welche die bei den Marianen anwesenden Carolinier früher dem Jesuiten Serrano mitgetheilt hatten. So sind die Inseln Loto, Fataray, Falalep, Patagarus, Yaor, Lurei und Eu bei Serrano offenbar identisch mit den Inseln Lothon, Fatharay, Falalep, Patangaras, Car, Losieppe und Eù der Karte des russischen Seefahrers. Sey dem nun wie ihm wolle, die Gruppe Eliwi oder Uluthy, die von N. nach S. 18 bis 20 Meil. (milles) lang und von O. nach W. ungefähr eben so breit ist, umfaßt etwa 20 niedrige und bewaldete, sämmtlich nur kleine Inseln. Die größten, wie Falalep, Mogmog und Patangaras, sind kaum 1 M. lang und ½ M. breit. Ihre geogr. Breite ist 9° 4′ bis 10° 6′ nördl. und ihre Länge 137° 8′ bis 137° 28′ östl. Wenn man den alten spanischen Berichten glaubt, so hielt sich der oberste Häuptling dieser Inseln auf Mogmog auf. „Wann die Barken in diesem Golfe schiffen," sagen sie, „und sie bekommen Mogmog zu Gesichte, so ziehen sie sogleich die Segel ein als Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit der Insulaner gegen ihren Herrn."

Der „Oceanier" war weit von der Gruppe Eliwi entfernt, als ich eines Morgens, den 15. Juli, in der Entfernung von 2 bis 3 St. eine anmuthige Insel mit schönen Cocuspalmen an den Ufern bemerkte. Es war die Insel Yap nach den meisten Karten, oder nach d'Urville Guap. Die Spanier kannten sie schon nach den Erzählungen der Caroliner und gaben ihr nach ihrer Sitte, die Wichtigkeit der Länder zu übertreiben, einen Umfang von fast 40 St. Deshalb erblickte man sie lange in einer übermäßigen Größe auf den Karten. „Außer den verschiedenen Wurzeln, welche bei den Einwohnern die Stelle des Brodes vertreten," sagt Cantova, „findet man hier Pataten, in ihrer Sprache camotes genannt, die von den Philippinen eingeführt wurden, wie mir Cakal, einer unserer Caroliner, erzählte. Er sagt auch, daß sein Vater, Coor, einer der Angesehensten der Insel, drei seiner Brüder und er selbst, als er 25 Jahre alt war, durch den Sturm an eine der Philippinen, Bisalus, getrieben worden, ein Missionär sich ihrer angenommen und ihnen Kleider und Eisen gegeben habe, das sie über alles schätzten; daß sie bei ihrer Rückkehr Samen von mehrern Pflanzen, unter andern Pataten, mitgebracht, die sich so vermehrt hätten, daß ihre Insel andern davon geben könne. Diese Insulaner machen einen wohlriechenden Teig von gelber oder röthlicher Farbe, mit dem sie den Körper an Freudentagen färben, was, nach ihrer Ansicht, ein prächtiger Schmuck ist. Kaum kann ich glauben, was der Mann weiter sagte, daß es nämlich auf der Insel Silberbergwerke gebe; daß man aber wegen Mangel an geeigneten eisernen Werkzeugen nur wenig Metall herausbringe; wenn man ein gediegenes Stück finde, man demselben eine runde Form zu geben suche und dasselbe dem Herrn der Insel schenke, der Taguir heiße. Er sagte, er habe bei sich ein Stück, das groß genug sey, um sich desselben als Sessel zu bedienen. Der gute Pater Cantova hatte Recht, die Wahrhaftigkeit dieser Erzählung zu bezweifeln, denn ein so reiches Land

Digitized by Google

würde den Nachforschungen der habsüchtigen Abenteurer jener Zeit nicht entgangen seyn.

Nachdem diese Insel lange vernachlässigt war, wurde sie 1799 von den „Exeter", „Dunkr" und den „Dundas" und 1824 von der „Swallow" wiedergesehen. Aber der Capitain d'Urville ist der erste, welcher die Gestalt und Lage genau angab. Den 4. Juli 1828 hatte er einige Verbindungen mit den Eingebornen. Man liest in seinem Tagebuche:

„Vier Pirogen, die seit lange schon ihren Lauf gegen uns gerichtet hatten, benutzten diesen Augenblick, um zu uns zu kommen. Drei davon enthielten jede nur drei oder vier Personen, die vierte weit größere aber trug neun Mann. Alle diese Wilden kamen ohne viel Schwierigkeit an Bord und schienen keineswegs überrascht, uns zu sehen; sie hatten ein offenes Gesicht und besaßen die Heiterkeit und die meisten Manieren der andern Caroliner. An den Lumpen, die mehrere von ihnen trugen, ließ sich leicht erkennen, daß sie häufige Verbindungen mit den Europäern hatten. Wirklich nannte mir einer, der etwas Spanisch sprach, die Namen von sechs oder neun Schiffen, die in der Nähe seiner Insel untergegangen wären, und zeigte mir einen Anterplatz in einem Busen an der Ostküste. Dieser Mann erzählte mir auch, daß er auf einem ihrer großen Prov zu Guahom gewesen sey. Von den Inseln Eliwi hatte er keine Kenntniß, er sprach aber von Inseln Egot, die in SSO. liegen und der Zahl nach vier seyn sollten. Er deutete die Lage der Inseln Palaos und Mortlocks ganz genau an, sagte aber, die letztern hießen in seiner Sprache Gulu und seine eigene Insel werde Guap genannt. Ich bin der Meinung, daß go nur eine Partikel ist, welche es ist bedeutet, oder der Artikel der, die, wie das ko der Neuseeländer und das no der Taitier. Die wahren Namen dieser Inseln würden demnach Ulu und Uap seyn, um so mehr, da die Wilden auf Eliwi deutlich Yap sprachen. Bis auf bessere Nachweisungen behalten wir die Benennungen Guap und Gulu bei.

„Diese Eingebornen sind ziemlich gut gebaut und nur sehr wenig tätowirt; ihre Hautfarbe ist sehr licht und mehrere von ihnen tragen spitze Hüte wie die Chinesen. Ihre Pirogen sind denen der Caroliner völlig gleich, nur daß die beiden Enden sich mehr emporheben wie die Gondeln von Constantinopel. Sie hatten weder Lebensmittel, noch Gegenstände ihrer Industrie zum Verkaufe mitgebracht.

„Ihre Insel sieht im hohen Grade lachend und feuchtbar aus, besonders in ihrem ganzen südlichen Theile, der niedrig und von stolzen Cocospalmen fast ganz bedeckt ist. Hier und da bemerkt man an der Küste sehr große Häuser mit ungeheuren Dächern nach Art der Hütten von Ualan. Der nördliche Theil ist höher, obgleich die höchsten Berge sich nicht über 60 bis 80 Klaftern über den Meeresspiegel zu erheben scheinen.

„Guap ist übrigens weit kleiner als man es auf den Karten Arrowsmith's und Freycinet's dargestellt findet, denn es mißt höchstens 10 Meilen N. nach O. und 5 oder 6 M. von O. nach W. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wie es bei andern Schätzungen von der Größe der Inseln häufig der Fall gewesen ist, spanische Meilen für Stunden gerechnet wurden.

„Wie angenehm wäre es mir gewesen, zu Guap ankern und da einige Tage lang die Sitten der Bewohner und die Erzeugnisse des Bodens studiren zu können! Aber der „Astrolabe" war ein schwimmendes Hospital und am Bord herrschte eine allgemeine Entmuthigung. Ich mußte mich also mit dem schnellen Ueberblicke begnügen, den ich auf das Land werfen konnte, und die Fahrt nach S.SO. nach den Inseln Gulu zu fortsetzen. Alle Eingeborne, die sich an Bord befanden, sprangen in diesen Augenblicke in ihre Pirogen und breiteten sich, die Küsten wieder zu erreichen, als fürchteten sie, wir möchten sie in die Sclaverei fortführen. Wahrscheinlich haben sie diese Gefahr schon mehrmals kennen gelernt."

Diesen Beobachtungen des Capitains d'Urville fügen wir bei, daß dieser Seefahrer die Lage der Südspitze von Guap auf 9° 25' n. Br. und 135° 41' östl. L. bestimmt.

Den nächsten Tag wurde das bis dahin schöne Wetter unbeständig und veränderlich. Bisweilen traf ein unerwarteter Windstoß den „Oceanier" und warf ihn bald nach der, bald nach jener Richtung hin. Mitten in dieser Bertegenheit bemerkte ich zuerst eine Gruppe Bäume, an denen sich ein breites Riff hinzuziehen schien. Kaum hatte ich Pendleton darauf aufmerksam gemacht, als er dem Schiffe eine entgegengesetzte Richtung geben ließ. Als alle Furcht verschwunden war, kam Pendleton zu mir und sagte: „Sie haben mir da eine gute Nachricht gegeben, ich glaubte nicht so nahe bei den schrecklichen Matelotas zu seyn und die Strömung würde uns sehr schnell dahin getrieben haben. Ich meinte, 30 Meil. davon entfernt zu seyn und wir sind kaum 6 M. weit." Ich fragte nach der Gruppe und er bestehte mich. Es sind arme Inseln, die 1547 von Villalobos zuerst bemerkt wurden, und Gobroan, dem Gouvernour der Molukken, schickte den Francisco de Castro dahin, die Eingebornen zu taufen. Im J. 1796 sah sie der Admiral Krepnier, der das Schiff „Gustolf" befehligte, und nannte sie Spenser Keys. Dem Capitain d'Urville verdankt man die genaue Kenntniß ihrer Lage. Im J. 1828 fuhr er sehr nahe an der Westküste hin und bemerkte, daß die aus einigen sehr kleinen niedrigen Inseln bestehende Gruppe von einem ungeheuren Riffe umgeben sey, das die Annäherung sehr gefährlich mache. Ueber die Bevölkerung ist bisher nichts Bestimmtes ermittelt worden. Lage: 6° 14' bis 6° 34' s. Br. und 134° 59' bis 135° 11' östl. L.

Fünf bis sechs Tage lang wurtete der „Oceanier", von widrigen Winden geschüttelt, auf eine günstige Witterveränderung, aber die Strömungen müssen in diesen Gewässern sehr stark seyn, da schon am 22. früh ein anderes Land bemerkt wurde. Es hatte eine längliche Gestalt, eine mäßige Höhe und schien 4 bis 5 St. lang zu seyn. Als wir uns demselben bis auf einige Stunden genähert hatten, zeigte sich die lange Riffkette, welche das Land umgab. Diese Riffe bildeten eine unüberwindliche Schranke, außer in G., wo sie der Küste sehr nahe rückten. Der „Oceanier" war vor der südlichen Küste angekommen, als ein Paar Pirogen sich ihm näherten. Pendleton nahm sie freundlich auf, da er aber in der Ferne eine größere Anzahl Fahrzeuge sah, so machte er, statt sie zu erwarten, ein Manöver, das ihnen die Luft verleiden mußte, ihm zu folgen. Man tauschte mit den ersten einige Gegenstände gegen Cocosnüsse und Yams ein, worauf die Wilden uns verließen. Es war mir also unmöglich, über diese Insulaner zahlreiche Beobachtungen zu sammeln. Alles, was ich angeben kann, ist, daß sie gut gebaut und stark waren und einander grosse Vertrauen schenkten. Als wir uns entfernten, schienen sie erstaunt und überrascht zu seyn, wie Männer, die ein solches Mißtrauen nicht verdienten und an den Anblick von Europäern gewöhnt waren. Es waren Bewohner der Inseln Wilson, berühmt durch die Erzählung des Schiffbruchs der „Antelope", welche der Popularität der Reisen Cook's und Robinson's theilt und von der Jugend so häufig gelesen wird. Diese Inseln Pelew und ihr guter Fürst, der junge Ki Nuu, der eine Abda Tjulie, sein Vater, alle diese Namen erwachten in meiner Erinnerung bei dem Anblicke dieser Inseln. „Warum," sagte ich zu Pendleton, „wollen wir den gastlichen Bewohnern der Pelew-Inseln nicht einen kurzen Besuch machen?" — „Sie sagen dies in einem ganz thyllischen Tone," entgegnete der Capitain halb ernst und halb spöttisch; „man sieht, daß Sie den Kopf noch voll von den Phaboreien Wilson's oder vielmehr des Ritters Keate haben. Es war damals Mode, von diesen ozeanischen Bölkerschaften poetische Schilderungen zu geben. Man machte Wilde mit Rosenwasser, und ließ sie in einem des goldenen Zeitalters würdigen Lande leben. Selbst die Cannibalen waren unter der Feder der europäischen Schriftsteller Lämmer geworden. Und was war die Folge davon? Traurige und grausame Täuschungen. Der Lieutenant Maciver z. B. wollte, der europäischen Gesellschaft überdrüssig und durch die Erzählungen Wilson's verführt, auf den Pelew-Inseln bessere Menschen suchen. Er verbrachte einen Theil der Jahre 1793 und 1794 daselbst, ward aber der Wilden bald überdrüssig, da er als habsüchtig und uebelthäter kennen lernte. Wäre Maciver nicht gestorben, so würden wir von ihm genauere, ohne Zweifel merkwürdigere und glaubwürdigere Nachrichten erhalten haben, als die Fabeln Wilson's. Unglücklicher Weise hat Maciver nichts geschrieben; er hinterließ nur einen ziemlich unvollkommenen Plan

Digitized by Google

von diesen Inseln, der aber das Charakteristische hat, daß die Namen seiner Karte von denen Wilson's gänzlich verschieden sind und von allen Geographen vorgezogen zu werden verdienen, wie sie der Capitain d'Urville vorgezogen hat.

„Seit Maclure," fuhr Pendleton fort, „sind ohne Zweifel einige Schiffe an die Pelew Inseln gekommen und man weiß selbst, daß eines davon vor einigen Jahren beinahe das Opfer seines Vertrauens auf diese Wilden geworden wäre. Der Capitain Anderson hat mir zu Guaham Folgendes erzählt und dieser Erzählung zu Folge fahren wir so und nicht anders. Die Eingeborenen waren in großer Anzahl auf das Schiff jenes Capitains gekommen und hatten sich da anfangs anständig und zurückhaltend betragen. Man hatte einigen Tauschhandel getrieben und es schien die vollkommenste Harmonie zu herrschen, als die Wilden plötzlich über die Matrosen herfielen und sich des Schiffes bemächtigten. Zum Glück feuerten einige versteckte Seesoldaten auf die Wilden. Dieses unerwartete Gewehrfeuer begann den Widerstand, der ohne das Daseyn eines Negers, cak oder Koche, vielleicht nutzlos gewesen wäre. Es stand ein Kessel voll kochendem Oels auf dem Feuer; aus diesem nahm er einen großen Löffel voll und bespritzte damit die Insulaner, die ganz nackt waren. Man kann sich denken, daß eine solche Bespritzung sie schnell auf den Entschluß brachte, das Plündern des Schiffes aufzugeben; sie entflohen alle, indem sie ein schreckliches Gebrüll hören ließen. Lange nachher noch hörte man sie an der Küste heulen. So wurden die Europäer durch die Geistesgegenwart des Negers gerettet."

So zerstörte Pendleton in einem Augenblicke den Traum meiner ganzen Jugend. Jene Geschichte Wilson's war eine Fabel; jener Schiffbruch der „Antelope" war mit Bedacht und zum Vergnügen verschönert und ausgeschmückt. Ich wollte lange nicht daran glauben und meinte, mein Capitain mit seinen zu positiven Ideen müsse sich täuschen; die durch die Berührung mit den Europäern verdorbenen Wilden konnten nicht mehr die Wilden von sonst seyn. Das sagte ich mir, um meine Jugendeindrücke zu bewahren, und ich glaubte, trotz Pendleton, noch immer an die Abenteuer der „Antelope". Man wird übrigens ihre Wahrscheinlichkeit beurtheilen können.

Kapitel LV.

Die Pelew Inseln. — Schiffbruch der „Antelope".

Die „Antelope", Packetboot der ostindischen Compagnie von 300 Tonnen, bemannt von 34 Engländern und 16 Chinesen, wurde von Henry Wilson commandirt, der seinen Bruder und Sohn an Bord hatte. Der Capitain verließ Macao am 21. Juli 1783, segelte nach O, kam am 26. um die Baschi Inseln herum und sah kein Land bis zum 10. Aug. in der Nacht, wo er auf ein Riff stieß. Man kappte die Masten und setzte die Schaluppen aus; der Schiffbruch war vollständig und nicht wieder gut zu machen.

Mit Tagesanbruche bemerkte man in der Entfernung von 3 oder 4 Stunden eine kleine Insel in S. und einige andere in O. Die Böte wurden dahin gesandt, während man an Bord an dem Baue eines Flosses arbeitete, auf das man die nützlichsten Gegenstände laden wollte. Die Böte gelangten in einen kleinen wohl geschützten Hafen und landeten hier ihre Lebensmittel, die sie unter der Bewachung von fünf Mann daließen und dann an Bord zurückkehrten. Unterdessen war das Floß vollendet worden; man belud es, worauf die Mannschaft die „Antelope" verließ und sich nach dem Lande begab. Auf dem Wege traf man auf solche Hindernisse, daß man das Floß in einer Bucht lassen mußte; nur die Leute stiegen an das Land und erfuhren da von den zurückgebliebenen fünf Männern, daß die Insel bewohnt sey und sie die ganze Nacht hindurch menschliche Stimmen gehört hätten. In den folgenden Tagen beschäftigte man sich mit der Bergung der dem Floß anvertrauten Gegenstände, ohne daß die Schiffbrüchigen dabei gestört wurden. Erst den 12. früh um acht Uhr, als man Zelte aufschlagen wollte, kamen zwei Piroguen mit einigen Wilden darauf an und einer derselben, der sich den Fremden näherte, sagte in ziemlich gutem Malaiisch zu ihnen: „Seyd Ihr Freunde oder Feinde?" Zum Glück verstand ein Matrose diese Sprache und antwortete: „wir sind unglückliche Engländer, deren Schiff auf diesem Riffe scheiterte; wir hatten das Glück, unser Leben zu retten und wir sind Eure Freunde." Dann ging der Capitain zu ihnen und umarmte sie liebevoll. Von da an war die Freundschaft zwischen den Schiffbrüchigen und den Insulanern geschlossen.

Unter diesen Leuten, acht an der Zahl, befanden sich zwei Brüder des K'nigs und ein Malaie von Ternate, der als Dolmetscher diente. Dieser Mann, der Führer eines Handelsschiffes, das einem Chinesen gehörte, war vor zehn Monaten nach Amboina abgesegelt, aber von den Strömungen an die Pelew Inseln geworfen worden. Der König hatte ihn günstig aufgenommen und er konnte das Benehmen der Eingeborenen nur rühmen.

Das Erstaunen und die Bewunderung der Wilden bei dem Anblicke der gelandeten Gegenstände bewiesen, daß sie bis dahin noch nicht mit Europäern in Berührung gestanden hatten. Bei allem, was sie erblickten, bei allem, was sie berührten, riefen sie: weal! weal! und bisweilen: weal a tracoy! — eine Ausrufung der Ueberraschung, wie wenigstens der Malaie sagte. Am meisten fiel ihnen im Anfange die weiße Haut der Engländer auf; dann kam die Reihe an die Kleidungsstücke, die sie neugierig begriffen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht zu dem Körper der Fremden gehörten. Uebrigens verstanden sie sogleich die Erklärung, welche ihnen der Malaie über diese Kleidungsstücke gab, welche in einem kältern Lande als die Pelew Inseln durchaus nothwendig wären. Dann wollten sie sehen, ob die Arme von derselben Farbe wären wie die Hände und das Gesicht. Mehrere Engländer entblößten sich die Brust und ließen ihnen ihren übrigen Körper sehen. Die Haare auf der Brust schienen ihnen Abscheu einzuflößen; sie waren in ihren Augen ein Zeichen von Unreinlichkeit, denn bei ihnen pflegten sich beide Geschlechter sorgfältig die Haare auszuraufen.

Als die Wilden mit ihren neuen Freunden in die Zelte traten, fingen zwei aus dem Schiffbruche geretteten Hunde an heftig zu bellen. Die Eingeborenen antworteten ihnen anfangs durch lärmendes Geschrei, bald aber gewöhnten sie sich an den Anblick dieser Thiere, die ihnen ganz neu waren, denn sie kannten kein anderes vierfüßiges Thier als die Ratte.

Gleich bei der ersten Zusammenkunft wurde ausgemacht, daß der Bruder des Capitains, Mathias Wilson, sich mit einigen Geschenken zu dem Könige der Insel begeben sollte, während die Engländer als Geißeln den Bruder des Königs, Raa Kook, einen andern Eingeborenen und den Dolmetscher behielten. Den zweiten Tag wuchs die Zahl dieser Insulaner durch die Ankunft eines andern Bruders des Königs, Arra Kooker, und eines Sohnes des Königs, die auf mit Yams und Cocusnüssen beladenen Piroguen anlangten. Der Sohn des Königs brachte folgende Botschaft von dem Monarchen: „der König sähe mit Vergnügen die Engländer in seinen Staaten und lasse ihnen wissen, es sey ihnen erlaubt, ein Schiff auf der Insel zu bauen, wo sie wären; ja sie könnten es selbst auf der Insel bauen, wo er sich aufhalte, und unter seinem unmittelbaren Schuze."

Kurz darauf kam Mathias Wilson zurück; er war sehr besorgt gewesen, hatte aber gefunden, daß seine Besorgnisse ungegründet gewesen. Das Volk von Pelew hatte ihn ganz freundlich aufgenommen. Er erzählte: —

„Als das Boot, welches mich trug, der Insel nahe kam, wo sich der König aufhielt, kamen die Leute in Menge aus den Häusern, um mich an's Land steigen zu sehen. Der Bruder des Königs begleitete mich und nahm mich bei der Hand, um mich vom Landungsplatze in die Stadt zu führen. Man hatte eine Decke auf ein Pflaster von viereckigen Steinen gebreitet und deutete mir an, daß ich mich da niedersetzen möge. Ich gehorchte und der König ließ nicht lange auf sich warten. Wie mir sein Bruder andeutete, stand ich auf, um ihn nach der Art der Orientalen zu begrüßen, indem ich die Hand auf die Stirn legte und mich neigte; aber er schien nicht darauf zu achten.

„Nach dieser Ceremonie bot ich dem Könige Geschenke an, welche mir mein Bruder für ihn übergeben hatte; er nahm sie sehr freundlich an.

Digitized by Google

Darauf sprach Arra Kooker einige Zeit mit ihm, wahrscheinlich um ihn von unserm Unglücke zu unterrichten. Nach diesem Gespräche aß der König Zuckercand, der ihm schmeckte und von dem er jedem Häuptlinge etwas gab. Zugleich befahl er, die Geschenke in seine Wohnung zu tragen und ließ Erfrischungen in einer Cocusnuß bringen, warmes Wasser nämlich, das man mit einer Art Syrup versüßte. Nachdem er davon gekostet hatte, sagte er einem neben ihm stehenden jungen Manne, er möge auf eine Cocuspalme steigen und frische Cocusnüsse holen. Er nahm eine davon, machte die Schale ab, kostete die Milch und gab sie dem jungen Eingeborenen, damit dieser sie mir überreiche, deutete aber an, ich möge sie zurückgeben, wenn ich getrunken habe; darauf zerschlug er die Nuß, aß etwas davon und gab auch mir etwas.

„Ich war von einer Menge Personen beiderlei Geschlechts umgeben; der König hatte eine lange Unterredung mit seinen Bruder und den anwesenden Häuptlingen. Ihre Blicke, die oft auf mir ruhten, verriethen mir, daß von mir die Rede sey. Zufällig nahm ich meinen Hut ab, was die ganze Versammlung in großes Erstaunen versetzte. Ich bemerkte dies, knöpfte sogleich meine Jacke auf und zog meine Schuhe aus, um ihnen zu zeigen, daß diese Kleidungsstücke keineswegs Theile meines Körpers wären, wie sie wahrscheinlich anfangs meinten. Wirklich kamen sie, als sie darüber enttäuscht waren, näher zu mir, befühlten mich und griffen selbst meine Brust an, um die Haut zu fühlen.

„Es fing bereits an Nacht zu werden; der König, sein Bruder, mehrere andere Personen und ich begaben uns in ein Haus, wo man zum Abendessen in Wasser gekochte Yams aufgetragen hatte. Um das Mischchen lief eine drei bis vier Zoll hohe Bank. In einer hölzernen Schüssel befand sich eine Art Pudding ebenfalls von gekochten Yams, die zerdrückt waren, wie Kartoffeln. Ich bemerkte außerdem mehrere Muscheln, konnte aber die Arten nicht erkennen.

„Nach dem Abendessen führte man mich in ein anderes Haus in einiger Entfernung von dem ersten. Ich fand da funfzig Personen von beiden Geschlechtern und wurde von einer Frau geführt, die sogleich bei meinem Eintritte mir durch Zeichen zu verstehen gab, ich möchte mich auf eine daliegende Decke setzen oder legen; soviel ich verstand, sollte ich da schlafen. Nachdem die Uebrigen ihre Neugierde befriedigt und mich vom Kopfe bis zu den Füßen besehen hatten, legte sich Jeder nieder; ich streckte mich auf der Decke aus und legte eine andere über mich, die, wie ich glaubte, zu diesem Zwecke neben mich gelegt worden war. Mein Kissen war ein Klötzchen, denn eines andern bedienen sich die Insulaner nicht.

„Obgleich ich nicht schlafen konnte, blieb ich doch ruhig liegen. Ziemlich lange nachdem alles still geworden war, standen sieben oder acht Männer auf und machten zwei große Feuer an jedem Ende dieses Hauses an, das nicht in Gemächer eingetheilt war, sondern nur ein einziges bildete. Ich gestehe, daß mich dies erschreckte; ich wähnte, sie wollten mich braten und hätten sich nur niedergelegt, um mich einschlafen zu lassen und mich in diesem Zustande zu überfallen.

„Welches auch das Ereigniß seyn mochte, bei der Gefahr, von welcher ich mich von allen Seiten bedroht sah und die zu vermeiden mir unmöglich schien, sammelte ich alle meine Kräfte, empfahl mich dem höchsten Wesen und erwartete dann mein Schicksal mit Ergebung. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sie, kurz nachdem sie sich gewärmt hatten, sich in ihre Decken hüllen und bis zum Anbruche des Tages still liegen sah. Da stand ich auch auf und ging unter der mich umgebenden Menge umher.

„Der Bruder des Königs kam bald zu mir, führte mich in mehrere Häuser, wo man mir Yams, Cocusnüsse und einige kleine Leckereien anbot, auch zu dem Könige, seinem Bruder, führte er mich, dem ich durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich zu meinem Bruder zurückzukehren wünsche. Der König verstand mich sehr wohl und antwortete ebenfalls durch Zeichen, daß die Böte wegen des Windes nicht auf das Meer sich wagen könnten. Um den heftigen Wind anzudeuten, zeigte er mir mit der Hand die Gestirne und blies sehr stark dazu; um die Gewalt der Wogen zu bezeichnen, faltete er die beiden Hände zusammen, hob sie dann empor und kehrte sie zugleich um, wodurch er bemerklich machen wollte, daß die Böte umgeworfen werden würden.

„Den übrigen Tag ging ich auf der Insel herum, um die Producte derselben kennen zu lernen; sie schienen mir in Yams und Cocusnüssen zu bestehen; die Eingeborenen bauten die erstern sehr sorgfältig in großen Pflanzungen mitten in sumpfigen Oertern, wie den Reis in Indien. Die Cocuspalmen wachsen bei ihren Häusern, wie der Betel, den sie wie Tabak kauen."

Den folgenden Tag machte Abba Thulle selbst, den Keate König von Pelew nennt, ob er gleich nur Häuptling einer Insel dieses Archipels war, Wilson einen Besuch. Indem er ihm seine Dienstanerbietungen erneuerte, sagte er ihm, der Ort, wo er sich befinde, sey ungesund und er werde besser thun, wenn er seinen Aufenthalt bei ihm nähme. Wilson dankte dem Könige, ohne ein Mißtrauen zu verrathen; aber er zog es vor, an dem Orte, wo er war, zu bleiben, indem er es für leichter hielt, dort gegen einen Ueberfall oder einen Verrath auf seiner Hut zu seyn. Abba Thulle, dieser König von Pelew, war vollständig nackt (Taf. 64. Abbild.) und hatte nicht einmal am Armgelenke das auszeichnende Merkmal seines Bruders, des Befehlshabers. Auf der Achsel trug er ein eisernes Beil, während alle andern nur Muschelbeile hatten. Nach dem Wunsche, den der wilde Häuptling aussprach, ließ Wilson seine Leute in Feuer exerciren, was die Insulaner zu einer unbeschreiblichen Ueberraschung und Verwunderung brachte. Sie sprangen, hüpften, schrien und gesticulirten. Von diesem Augenblicke an stieg ihre Artigkeit gegen ihre Gäste immer mehr, entweder weil sich ein Gefühl von Furcht zu ihrer Freundschaft mischte, oder weil sie dieselben für höhere Wesen hielten, die eine besondere Macht besäßen. Sie wußten übrigens recht gut einen Unterschied zwischen Engländern und Chinesen zu machen, und diese letztern wurden von ihnen als Personen einer untergeordnetern Art angesehen, da sie sahen, daß sie nicht wie die Engländer an die Handhabung der Feuergewehre gewöhnt seyen.

Als der König seine Neugierde befriedigt hatte, zog er sich mit seinem Gefolge in einen etwas entferntern Theil der Insel zurück, wo er die Nacht verbringen wollte. Einige Häuptlinge blieben mit mehrern Insulanern bei den Engländern. Im Augenblicke als Wilson mit seinen Soldaten sich niederlegen wollte, hörte man die Wilden einen rauhen und durchdringenden Gesang anstimmen, der die Schiffbrüchigen beunruhigte; sie hielten ihn entweder für ein Kriegsgeschrei oder für ein Signal für den König und dessen Krieger. Jeder griff zu seinen Waffen, entschlossen sein Leben theuer zu verkaufen; dann ging Wilson dahin, wo die Eingebornen lagerten, um sich von den Absichten derselben zu überzeugen. Hier konnte er leicht bemerken, daß das Geschrei die Einleitung zu einem Nationalgesange war, welchen sie vortrugen, aber auf eine so seltsame, von dem Erzähler so seltsam beschriebene Weise, daß wir ihn wieder selbst sprechen lassen müssen:

„Als sie einstimmig waren, brachte Raa Kook ein Stäbchen oder vielmehr ein Brettchen, das ein anderer ruback (Häuptling) nahm, der in einiger Entfernung saß. Dieser sang einen Vers mit andern Insulanern außer Raa Kook und dem jungen Prinzen. Sie wiederholten den Refrain zweimal und die Eingebornen in dem nahen Zelte wiederholten ihn darauf im Chore. Dann reichte Raa Kook ein anderes Brettchen, mit dem sie auf dieselbe Weise sangen, und so machte man es zehn bis zwölf mal. In den Zwischenräumen sprachen sie mit einander und schienen zu verstehen zu geben, daß die Sänger die verschiedenen Töne nicht gut genommen hätten.

„Als sie mit ihren Gesängen zu Ende waren, wünschten sie einige englische Gesänge zu hören. Man erfüllte ihr Verlangen sogleich. Der junge Cobbledick sang mehrere, von denen sie entzückt waren. So endigten unsere Besorgnisse und wir zweifelten nicht mehr, daß die Leute sich nur unterhalten wollten. Nach diesen Gesängen gingen sie schlafen, aber wenige Engländer erholten sich die Nacht gänzlich von ihrer Furcht; denn sie war zu groß gewesen."

Abba Thulle befand sich damals im Kriege mit einem benachbarten Häuptlinge, und nachdem er sich mit seinem Bruder berathen hatte, meinte er, der Beistand der Europäer könne ihm in diesem Kampfe von großem

Digitized by Google

Nutzen seyn. Indessen wagte er nicht, sich offen gegen seine Gäste auszusprechen, weil er fürchtete, sie würden diese Mitwirkung für eine Bedingung seiner Gastfreundschaft ansehen. Er that es nur schüchtern und bat dies, daß ihn fünf oder sechs Engländer auf einer Expedition nach einer benachbarten Insel begleiteten. Da man seine Bitte günstig aufnahm, war die Freude unter den Insulanern sehr groß. Den andern Tag schifften sich fünf junge gewandte, kräftige und wohlbewaffnete Matrosen nach der Insel Pelew ein, während die Andern mit der größten Thätigkeit an dem Baue eines kleinen Schooners arbeiteten, mit dem sie sich wieder auf die hohe See wagen wollten. (Taf. 64. Abbild.)

Abba Thulle hatte versprochen, seine Bundesgenossen den vierten Tag zurückzuschicken, aber es waren bereits neun Tage vergangen, ohne daß sie wiederkämen. Ihre Abwesenheit fing an, Wilson zu beunruhigen, als sie am 25. Aug. mit Raa Kook anlangten. Sie erzählten Folgendes:

„Sie reisten den 17. ab, um sich auf eine der Inseln des Königs zu begeben, wo sie mit viel Freundschaft empfangen und behandelt wurden; sie verbrachten da die ganze Nacht. Den andern Tag begaben sie sich nach Pelew, der Residenz des Königs, drei oder vier Meilen von dem Orte, den sie verlassen hatten. Hier blieben sie bis zum 21., da der König seine Böte noch nicht alle beisammen hatte, den 22. bei Tagesanbruche aber stellten sich alle Böte mit ihren Waffen vor dem Hause des Königs auf, der sie musterte. Die Waffen waren 8 Fuß lange Wurfpfeile mit einer zackigen Spitze von Betelholz an einem Ende. Mit diesen Waffen kämpfen sie in der Nähe; sie haben aber auch minder lange zum Kampfe in der Ferne. Sie schleudern dieselben mit einem kurzen Stabe von etwa 2 Fuß Länge. Gewöhnlich fallen diese Wurfpfeile perpendiculär auf den Gegenstand, den sie treffen sollen.

„Nach zwei Uhr Nachmittags befand man sich vor dem Feinde. Der König hatte damals eine Flotille von 150 Böten, mit mehr als 1000 Streitern. Unsere Leute konnten nicht wissen, wie stark der Feind sey.

„Vor dem Beginne des Kampfes näherte sich Raa Kook der Stadt und sprach einige Zeit mit dem Feinde. Bei ihm war Thomas Dutton, dem man angedeutet hatte, nur auf ein gewisses Signal Feuer zu geben. Nachdem der Feind sehr gleichgültig angehört hatte, was der General sagte, schleuderte dieser einen Wurfpfeil, der sogleich zurückkam. Das war das bestimmte Signal. Thomas Dutton gab sogleich Feuer und man sah einen Mann stürzen. Dieser Tod überraschte die Feinde sehr. Diejenigen, welche sich am Ufer befanden, ergriffen die Flucht; während jene in den Böten in das Wasser sprangen, um das Ufer zu erreichen. Man schoß noch einige Male und der Sieg war entschieden.

„Unsere Freunde schienen über die Niederlage ihrer Feinde sehr erfreut zu seyn, zogen aber keinen andern Vortheil davon, als daß sie an's Land gingen, um einige Cocusnüsse und Yams zu rauben. Darauf kehrte man um und hielt an mehrern Orten an, wo die Frauen überall Erfrischungen für die Truppen brachten. Da es schon zu spät war, als daß Jeder hätte nach Hause zurückkehren können, so zerstreute sich die Flotte in die verschiedenen kleinen Buchten, wo man die Nacht zubrachte.

„Am folgenden Morgen machte man in allen Häusern Vorbereitungen zu Festen. Um drei Uhr Nachmittags schifften alle sich wieder ein und wir steuerten nach Pelew, wo wir Abends um sieben Uhr ankamen.

„Die Frauen hielten sich hier schon bereit, die Truppen mit angenehmen Getränken in Cocusnußschalen zu empfangen. Die Engländer gaben bei der Landung eine Salve und brachten ein dreifaches Hurrah aus, womit der König sehr zufrieden zu seyn schien. In der Stadt herrschte überall Freude und Fröhlichkeit und der ganze nächste Tag verging in Vergnügungen. Man tanzte und sang zu Ehren des Ereignisses."

Der wichtige Dienst, den die Engländer den Insulanern erwiesen hatten, zog die Bande der Freundschaft noch enger, welche beide mit einander vereinigte. Um ein neues Pfand davon zu geben, ließ Abba Thulle Wilson durch seinen Bruder Raa Kook sagen, er überlasse ihm die Insel, wo er sich befinde, als Eigenthum, und lud ihn zu gleicher Zeit ein, sich zu ihm zu bemühen, damit er die seinem Range gebührenden Ehren empfange. Wilson schlug das zweite Anerbieten aus, nahm aber das erstere an, indem er auf eine Mastspitze die englische Fahne aufziehen ließ, die er mit drei Gewehrsalven begrüßte. Damals erfuhr man auch zum ersten Male den Namen der Insel, Oruleng. Da er sich seiner Beschäftigungen wegen nicht selbst zu dem Könige begeben könnte, sagte er, so schickte er zwei seiner Gefährten, um denselben wegen des Sieges zu beglückwünschen. Er gab dieser Gesandtschaft auch einen Chinesen bei, der sorgfältig das Land und seine Erzeugnisse beachten sollte, um zu erkennen, welche Hilfsmittel dasselbe in ackerbaulicher und commercieller Hinsicht habe. Die englischen Abgeordneten wurden mit Auszeichnung aufgenommen und von dem ganzen Volke gut behandelt. Der Bericht des Chinesen aber lautete, „das Land sey erbärmlich und das Volk sehr arm; es habe weder Kleider, noch Reis, noch Schweine, aber Yams, kleine Fische und Cocusnüsse; es treibe keinen Handel." Da der brave Chinese sich nur bei dem Positiven gehalten hatte, so vergleicht ihn der sentimentale Keate mit einem Holländer, der in einem Lande nur das berechne, was mit den Bewohnern desselben zu verdienen sey.

Endlich stattete auch Wilson selbst in Begleitung des Arztes Sharp und zweier andern Personen Abba Thulle einen Besuch ab. Sonntag, den 31. Aug. schiffte er sich nach Pelew ein und kam an dem Landungsplatze dort um ein Uhr Nachmittags an. (Taf. 64. Abbild.) Raa Kook führte sie in ein an der Küste gelegenes Haus, in welchem sie auf die Ankunft des Königs warten sollten. Man trug Erfrischungen auf und brachte erst eine große hölzerne Suppenschüssel von der Gestalt eines Vogels, die mit gezuckertem Getränke gefüllt war ꝛc.

Unterdessen kam Abba Thulle und wurde von dem Capitain Wilson umarmt, der ihm bald nachher die mitgebrachten Geschenke übergab: eiserne Reife und Halsbänder von Gold- und Silberdraht mit einem Bande an jedem Ende. Das Haus war von einer großen neugierigen Menge umringt. Einer der Begleiter Wilson's, Davis, der zeichnen konnte, bemerkte unter der Menge eine ziemlich schöne Frau und fing an, ihr Portrait zu entwerfen; als diese aber bemerkte, daß der Fremde sie oft ansehe und etwas vor sich zeichne, entfernte sie sich unwillig und ließ sich selbst durch die Bitten der Häuptlinge nicht zurückbringen. Einer derselben hatte die Skizze gesehen und wollte sie dem Könige zeigen; dieser war entzückt davon und äußerte den Wunsch, Davis möge zwei seiner Frauen portraitiren, von denen eine Luol hieß. (Taf. 64. Abbild.) Man ließ sie holen und anfangs saßen sie lachend und vergnügt da, als sie aber sahen, daß Davis sie fortwährend scharf ansehe, nahmen sie ein besorgtes und ernstes Ansehen an und würden ohne ein förmliches Verbot sich gewiß auch entfernt haben. Endlich waren die Portraits fertig und wurden dem Fürsten übergeben, der sehr zufrieden damit war. Die beiden Frauen selbst wurden, als sie ihre Bildnisse sahen, wieder heiter.

Abba Thulle führte nun seine Gäste nach seiner auf einem bewaldeten Hügel gelegenen Stadt. Jenseits des Waldes begann eine schöne gepflasterte Straße, die mit mehrern Reihen Häusern besetzt war. In der Stadt, die der Erzähler bisweilen Pelew, häufiger aber Pali nennt, gelangten die Engländer auf einen großen gepflasterten Platz, um den mehrere Häuser herumstanden, und kamen endlich in ein Gebäude in der Mitte einer Seite des Platzes. (Taf. 65. Abbild.) Aus diesem kamen mehrere Frauen heraus und man vermuthete nach ihrer Schönheit und ihrem Schmucke, daß sie von hohem Range wären. Ihr Gesicht und ihre Brust waren gelb gefärbt.

Den Engländern folgten in dieses Haus die Frauen, die ihnen Cocusnüsse und süße Getränke reichten, worauf sie wieder anfingen, aus Blättern Decken zu flechten — die gewöhnliche Beschäftigung ihres Geschlechts auf Pelew. Nachdem Abba Thulle seinen Gästen gesagt hatte, dieses Haus gehöre ihnen so lange sie dableiben, entfernte er sich, um in das Bad zu gehen. Kaum war er fort, als die Königin ihnen sagen ließ, sie wünsche die Fremden zu sehen. Raa Kook führte sie zu derselben. Sie wohnte in einem etwas entlegenen, von Cocospalmen umgebenen Hause. Vor diesem zog sich ein Geländer hin, auf welchem zahme Tauben mit einem Beine

Digitized by Google

befestigt waren. Die Tauben sind auf Pelew sehr selten, nur die rupacks und deren Familien haben das Recht, sie zu essen. Als die Königin die Engländer bei ihrem Hause sah, öffnete sie die Fenster und ersuchte sie durch Raa Kook, sich vor demselben niederzusetzen. Während die Königin ihren Schwager über die Engländer fragte, brachten Sclavinnen Erfrischungen. Die außerordentlich neugierige Königin ließ einige Engländer an das Fenster kommen und bat sie, die Kleider auszuziehen, damit sie die Farbe ihrer Haut sehen könne. Nachdem sie ihre Neugierde befriedigt hatte, entließ sie die Engländer sehr artig. Darauf brachte der Bruder des Königs, der General, die Fremden in sein eigenes Haus, wo man ihnen wiederum Erfrischungen anbot.

Von Raa Kook begaben sich die Engländer wieder in das ihnen angewiesene Haus und verbrachten da mit Hilfe von Feuern, welche die Feuchtigkeit und Muskitos vertrieben, eine ziemlich gute Nacht. Den andern Tag wurden sie zum Frühstück bei dem Könige eingeladen. Man führte sie wieder in das Haus, wo sie den vorigen Tag die Königin besucht hatten; es enthielt nur ein großes Gemach, dessen Fußboden mit zierlich gelegten Bambus bedeckt war. An einem Ende des Saales befand sich, nur durch eine Scheidewand getrennt, die Küche. An dem andern Ende war eine hohe Balustrade durch eine Decke verhüllt. Man nöthigte die Engländer zum Sitzen und kaum war dies geschehen, als jene Decke fiel und man den König und die Königin neben einander kauern sah.

Den Nachmittag fand eine große Rathsversammlung unter freiem Himmel auf dem Platze nicht weit von dem Hause der Engländer statt. Mehrere Rupacks wohnten derselben bei und jeder saß auf einem Steine, der König auf einem etwas höhern und stützte den Arm auf einen noch höhern Stein. Niedere Rupacks standen dahinter. Jeder sprach dabei seine Meinung aus, wenn die Reihe an ihn kam, und die Fragen wurden nach der Mehrheit der Stimmen entschieden. Die Worte Englis und Artingall hörte man sehr oft, woraus die Engländer schlossen, daß die Rede von ihnen sey. Nach Beendigung der Sitzung kam der König mit seinen malayischen Dolmetscher wirklich zu den Fremden und bat Wilson um zehn seiner Leute, die ihm bei einem zweiten Kampfe gegen dieselben Feinde unterstützen sollten. Wilson antwortete darauf, die Engländer wären seine Freunde und sähen seine Feinde für die ihrigen an. Darauf fragte er nach der Ursache des Krieges und Abba Thulle erzählte, bei einem Feste zu Artingall wären einer seiner Brüder und zwei seiner Häuptlinge getödtet worden und Artigall habe die Mörder in Schutz genommen. „Seitdem," setzte der König hinzu, „sind die beiden Inseln im Kriege begriffen." Wilson genehmigte die Bitte, wünschte aber, man möge seine Leute so wenig lange als möglich zu Pelew aufhalten. „Wie willst du," sagte da der König, „daß man sie in dem Augenblicke zurückschicke, wenn sie uns nützlich seyn können? Laß sie uns wenigstens zwei oder drei Tage behalten, daß wir ihnen Feste geben, nachdem unsere Feinde besiegt sind."

Denselben Tag sahen die Engländer einen Kriegestanz. Die Tänzer nahmen Bananenblätter, wickelten sie um den Kopf, die Armgelenke, den Gürtel, die Knie und die Knöchel. Diese gelbgefärbten Blätter stachen angenehm von der dunkeln Haut der Insulaner ab. Auch in den Händen hielten sie solche Blätterbündel und bildeten dann doppelte und dreifache Kreise, die sich ineinander schlangen. Einer der ältesten unter der Schaar stimmte darauf eine Art Gesang mit einem Refrain an, den alle Tänzer im Chore wiederholten. Die Eingeborenen machten dabei wenig Luftsprünge, sondern warfen sich nur auf eine gewisse Art hin und her, bückten sich oft und sangen alle zusammen. Zu gleicher Zeit näherten sich einander die Kreise, so daß die Tänzer einander gegenüber standen, worauf jeder sein Blätterbündel erhob und dasselbe wie sein Nachbar bewegte. Dann blieben sie mit einemmale stehen und riefen uul! Darauf begann ein anderer Vers und so dauerte der Tanz fort bis zu Ende. Während dieses Spieles brachte man für die Coryphäen zwei große Gefäße voll eines süßen Getränks, das man zuerst den Engländern und sodann den vornehmsten Rupacks reichte. Nach Beendigung des Tanzes setzten sich die Tänzer nieder und das Getränk wurde unter sie von vier ausgezeichneten Personen vertheilt, wie der Knochen anzeigte, den sie am Handgelenke trugen.

Diese Feste und Ceremonien dauerten bis zum 4. September, worauf Wilson mit seinen Leuten nach Oruloug zurückkehrte, wo die Arbeiten thätig fortgesetzt wurden. Einige Tage nachher besuchte sie hier Abba Thulle mit mehrern seiner Leute von neuem und die Insulaner untersuchten und bewunderten die Arbeiten der Engländer. Als er nach Pelew zurückkehrte, nahm der König die zehn Mann mit, die ihm Wilson versprochen hatte, welche nach sechs Tagen zurückkamen. Mathias Wilson schildert den neuen Feldzug auf folgende Weise:

„Wir kamen in der ersten Nacht nach Pelew; der König wollte sogleich nach Artingall weiter, aber das Wetter war zu feucht. Wir machten ihm bemerklich, daß der Regen unsern Waffen schade, und er verschob demnach die Abreise bis auf den nächsten Abend. Wir erhielten alles, was wir wünschen konnten.

„Den andern Tag gegen Abend versammelten wir uns auf der Straße, wo sich der König, Raa Kook, Arra Kooker und die andern Häuptlinge befanden, und begaben uns sogleich auf die Böte. An das Ufer begleitete uns eine Menge Greise, Weiber und Kinder, welche durch Neugierde und Theilnahme herbeigelockt worden zu seyn schienen. Andere Böte holten von andern Orten Mannschaft ab.

„Als wir diese Verstärkungen erhalten hatten, betrug unsere Flotte mehr als 200 Böte. In der Nacht fuhren wir nach Artingall zu, aber man hielt einige Stunden vor der Morgenröthe bei einer zu den Besitzungen Abba Thulle's gehörenden Insel an, wo wir ungefähr drei Stunden schliefen. Darauf fuhren wir weiter in ein wahres Labyrinth von kleinen Felsen hinein, und kurz vor Tagesanbruch gelangten wir vor Artingall. Bis zum Aufgange der Sonne machte man Halt; die Bewohner von Pelew überfallen ihren Feind nie und greifen ihn nie in der Dunkelheit an.

„Schon war es Tag; ein kleines leichtes Boot mit acht Mann fuhr vor, um den Feind aufzufordern, heranzukommen, damit man sich gegenseitig erkläre. Vier Mann hatten in den Haaren eine weiße Feder, und sie verrichteten das Amt der Herolde.

„Abba Thulle hatte den König von Artingall vorher benachrichtigt, daß er ihm in wenigen Tagen eine Schlacht liefern würde; deshalb war dieser vorbereitet. Als der Feind das Signal bemerkte, wodurch man eine Besprechung verlangte, schickte er ein Boot an Raa Kook. Dieser forderte es auf, das zu bewilligen, was sein Bruder verlange. Das Boot kehrte zurück und meldete dem Könige von Artingall die Vorschläge; sie wurden nicht angenommen und Raa Kook meldete nun seinem Bruder, daß der Feind zum Angriffe bereit sey.

„Sogleich ließ Abba Thulle die Muschel blasen, stellte sich in seine Pirogue und bewegte seinen Stab in der Luft, um den verschiedenen Geschwadern zu befehlen, sich in Schlachtordnung zu stellen.

„Unterdeß sammelte der Feind seine Böte nahe am Lande und ließ ebenfalls auf der Muschel blasen. Er schien entschlossen zu seyn, das Ufer nicht zu verlassen und uns zu erwarten. Die zehn Engländer hatten sich auf verschiedene Böte vertheilt. Der König hatte einen in dem seinigen und der General einen andern. Einige leichte Böte waren dazu bestimmt, die Befehle des Königs und des Generals den andern Häuptlingen zu überbringen, und sie überbrachten diese Befehle mit unglaublicher Schnelligkeit.

„Der König ließ eine Abtheilung seiner Flotte sich hinter einer Anhöhe verbergen; man schleuderte gegenseitig einige Wurfpfeile auf einander und bald that der König von Pelew als entfliehe er. Seine Leute folgten ihm sogleich. Diese List ermuthigte den Feind, der sogleich das Ufer verließ, um den scheinbar fliehenden Feind zu verfolgen. Kaum hatte ihn aber die im Hinterhalte liegende Abtheilung bemerkt, als sie schnell hervorbrach und sich zwischen die Insel und den Feind stellte, um diesem den Rückzug abzuschneiden. Abba Thulle kehrte nun um und stellte seine Flotte in Schlachtordnung. Der Angriff wurde allgemein; die Wurfpfeile flogen hin und her. Die Engländer unterhielten ein fortwährendes Feuer und tödteten viele

Digitized by Google

Leute. Die Feinde bemerkten mit Entsetzen, daß ihre Krieger plötzlich todt niedersanken. Sie sahen wohl, daß sie bluteten und Wunden hatten, suchten aber vergeblich die Waffe, welche sie verwundet habe.

„Gewöhnlich haben diese Insulaner in jedem Boote nur einen Krieger, und die übrigen haben dasselbe zu rudern und zu lenken. Das Feuer der Gewehre, das die Krieger von Artingall in Schrecken setzte, hatte eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf die von Pelew. Sobald der Knall sich hören ließ, richteten diese sich in ihren Böten auf und erhoben ein entsetzliches Geschrei, das den Schrecken des Feindes noch vermehrte, der bald die Flucht ergriff.

„Man nahm nur sechs Böte und neun Mann, was aber für einen großen Sieg galt, denn diese Insulaner machen selten Gefangene. Die Besiegten bemühen sich immer, ihre Todten und Verwundeten mitzunehmen, damit der Feind die Leichname nicht öffentlich ausstelle.

„Unsere Flotte fuhr im Triumph um die Insel Artingall und blies die Muschel, um den Feind herauszufordern, auf den man schoß, sobald er erreicht werden konnte. Der Kampf dauerte nicht länger als drei Stunden und man machte vergeblich noch mehrere Bewegungen längs der Küste, um den Feind zu einem neuen Kampfe zu locken. Darauf kehrten wir zurück.

„Die neun Gefangenen, welche wir gemacht hatten, waren sämmtlich verwundet. Wir sprachen lebhaft für ihre Erhaltung, aber man mochte nichts zu ihren Gunsten hören und sie wurden demnach auf der Stelle grausam ermordet. Um sich darüber zu rechtfertigen, sagten unsere Freunde, sie müßten ihrer eigenen Sicherheit wegen so handeln. Wenn sie die Gefangenen am Leben ließen, würden sie immer Mittel finden, die Canäle und Buchten der Insel genau kennen zu lernen, dann entkommen, zurückkehren, im Stillen landen und schreckliche Verwüstungen anrichten.

„Unter den Gefangenen befand sich ein rupack. Er hatte am Handgelenke einen Knochen, den ihm unsere Insulaner nehmen wollten, aber er vertheidigte dieses Zeichen seiner Würde so muthig, daß er es nur mit dem Leben verlor. Man brachte ihn nach Pelew und schnitt ihm den Kopf ab, den man auf einem Bambus vor dem Hause des Königs ausstellte.

„Das Boot, welches mich von dieser Expedition zurückbrachte, trug zwei dieser Gefangenen. Einem war der Schenkel zerschmettert, der andere durch mehrere Lanzenstiche verwundet. Wenn diese Leute in den Krieg ziehen, pflegen sie ihr Haar auf eine eigenthümliche Art zu flechten und nehmen dasselbe auf dem Wirbel zusammen. Sobald sie gefangen genommen werden, lösen sie es auf, lassen es ordnungslos über das Gesicht fallen und erwarten unerschrocken den Todesstreich von dem Sieger. Als die zwei Unglücklichen in das Boot gebracht waren und sie ihre Ergebung in ihr Schicksal bezeigt hatten, gebot man ihnen, sich niederzusetzen. Der mit dem gebrochenen Schenkel that es sogleich, der andere aber widersetzte sich und schien sein Schicksal durch seine Hartnäckigkeit herauszufordern; da ergriff sogleich ein Insulaner ein Bajonnet und stieß es ihm in die Brust. Obgleich der Unglückliche lange mit dem Tode kämpfte und viel Blut verlor, hörte man doch von ihm keine Klage und keinen Seufzer.

„Herr Benger hatte durch dringendes Ansuchen einem verwundeten Gefangenen das Leben zwei Stunden weit erhalten, als aber ein verwundeter Unterthan des Königs den Unglücklichen bemerkte, nahm er sogleich den Dolch des Malaien Sougei und erstach jenen, ohne daß es Benger merkte. Dieser Bewohner von Artingall, der in seinem Leben zum erstenmale einen weißen Menschen sah, unterwarf sich muthig seinem Schicksale; seine letzten Blicke waren fortwährend auf den Engländer gerichtet.

„Abba Thulle hielt auf der Rückfahrt an mehrern kleinen Inseln an, die entweder ihm selbst oder seinen Verbündeten gehören mochten. Die Leichname der Gefangenen ließ er öffentlich ausstellen. Das Volk dieser verschiedenen Inseln freute sich sehr über den Sieg und brachte Erfrischungen. Den Verlust des Feindes vermochten wir nicht zu schätzen, gewiß aber war er ansehnlich. Auch der König hatte einige Verwundete; es starb indeß Niemand von seinen Leuten.

„Sobald wir nahe an Pelew waren, tönte die Muschel, um unsere Ankunft zu verkündigen. Kaum waren wir ausgestiegen, als das Volk in Menge herbeieilte, um uns Erfrischungen zu bringen. Wir warteten, bis alle am Lande waren und sich gesammelt hatten, denn mehrere Böte waren zurückgeblieben. Endlich zogen wir in Pelew ein, wo man einen Theil der Nacht hindurch sang und tanzte. Die Eingeborenen schrieben uns den Sieg des Tages zu und wiederholten bei ihren Gesängen häufig das Wort Englis. Acht Tage lang stellten sie die Leichen der Gefangenen aus, worauf sie dieselben verbrannten oder in das Meer warfen."

Mit Hilfe der Engländer unternahm Abba Thulle zwei andere glückliche Feldzüge, einen zweiten gegen Artingall und einen gegen Pelelew. Unterdeß war der Bau des kleinen Schiffes rasch betrieben worden und am 9. Novbr. 1783 konnte dasselbe auf das Wasser gelassen werden. Nach dem Wunsche Abba Thulle's nannte man das Fahrzeug Orulong und rüstete dasselbe mit allem Nöthigen aus.

Vor der Abreise wollte indeß der brave Abba Thulle seinem Freunde Wilson durchaus den Knochenorden verleihen und ihn zum rupack erster Classe ernennen. Nachdem er dem Capitain seinen Wunsch mitgetheilt und dieser eingewilligt hatte, zog sich Abba Thulle mit seinen rupacks zurück in den Schatten einiger Bäume. Wilson wurde ersucht, sich in einiger Entfernung niederzusetzen. Da gab Abba Thulle den Knochen an Raa Kook, der, ehe er ihn dem Capitain überreichte, sich überzeugen wollte, welcher Hand sich derselbe gewöhnlich bediene, und ihm deshalb einen Stein zu werfen gab. Als er gesehen, daß er die rechte Hand brauche, bat er Wilson, sich wieder niederzusetzen, und versuchte den Knochen an der linken Hand. Er war zu eng und wurde deshalb ausgefeilt bis er paßte. Raa Kook befestigte nun einen Strick an jeden Finger der linken Hand des Capitains und rieb ihm die Hand mit Oel, damit der Knochen leicht über die Gelenke hinweggehe. Als die Hand endlich durch den Knochen hindurch war, wendete sich Abba Thulle an den Capitain und sagte ihm, er müsse diesen Knochen alle Tage reiben und putzen, sorgfältig als Zeichen des Ranges, den er unter ihnen einnehme, aufbewahren, bei jeder Gelegenheit dieses Zeichen seiner Würde vertheidigen und sich dasselbe nur mit seinem Leben entreißen lassen. Nach der Ceremonie wünschten alle Rupacks dem Capitain Glück; die gemeinern Eingeborenen schienen hoch erfreut zu seyn, an seinem Arme diese Auszeichnung zu sehen, und sie nannten ihn den englischen Rupack.

Dies war indeß nicht das einzige Zeichen des Vertrauens, das der wilde Häuptling Wilson gab; er vertraute ihm seinen zweiten Sohn, Li Bu, an, damit sich derselbe, wie er sagte, in der Gesellschaft der Engländer vervollkommne und eine Menge Dinge lerne, die nach seiner Rückkehr dem Lande von großem Nutzen seyn könnten. Der Capitan versprach, den jungen Prinzen zu behandeln wie seinen eigenen Sohn. Der Generalissimus Raa Kook wollte ebenfalls den Engländern folgen und bat seinen Bruder um die Erlaubniß, aber dieser verweigerte sie, indem er ihm vorstellte, in welche Verlegenheit das Land kommen könne, wenn er, der König, während seiner Abwesenheit sterbe. In Pelew geht nämlich die Gewalt von dem Könige auf seine Brüder über; nach dem Tode des letzten derselben kehrt sie zu dem ältern Sohne des ersten Zweiges zurück, während der jüngere Bruder Oberfeldherr des Heeres wird. Raa Kook mußte sich diesen Gründen fügen. Ein anderer junger Mann schien ebenfalls den Wunsch zu haben, den Engländern zu folgen. Wilson bat den König um denselben, aber der junge Mann war sein Neffe, der Sohn seines zu Artingall getödteten Bruders, dessen Tod die neuerlich beendigten Kriege herbeigeführt hatte. Abba Thulle schien mit dem Plane seines Neffen sehr unzufrieden zu seyn und antwortete Wilson, der junge Mann sey ein schlechtes Subject, unbeständig und unstät und vernachlässige seine Familie; er habe, um seinen Launen zu folgen, zwei bis dreimal bereits sein Haus und seine Pflanzungen gewechselt.

Von Seiten der Engländer äußerte ein gewisser Madan Blanchart den Wunsch, bei den Insulanern zu bleiben. Wilson weigerte sich anfangs, seine Einwilligung zu geben, da er den Mann aber fest entschlossen fand, so gab er endlich nach und schenkte ihm mehrere nothwen-

Digitized by Google

dige Gegenstände. Man hat nie erfahren, was aus dem Manne geworden ist.

Den 11. Novbr. Abends kam Li Bu zu Orulong an und sein Vater stellte ihn dem Capitain und den andern Officieren vor. Der junge Mann benahm sich so ungezwungen, seine Züge verriethen eine so sanfte Fröhlichkeit und eine so liebenswürdige Empfänglichkeit, daß Alle sogleich für ihn eingenommen wurden. (Taf. 65. Abbild.) Man nahm ein Interesse an ihn, das sein späteres Benehmen und sein Charakter rechtfertigten. Endlich sprach Abba Thulle zu Wilson: „ich wünsche, daß du Li Bu alles lehrst, was er wissen muß, und einen Engländer aus ihm machst. Oft habe ich über meine Trennung von meinem Sohne nachgedacht. Ich weiß, daß die entlegenen Länder, die er sehen soll, sich sehr von seiner Heimath unterscheiden, daß er vielen Gefahren und Krankheiten ausgesetzt seyn wird, die uns unbekannt sind. Er kann vielleicht sterben .. Ich habe mein Herz auf dieses Unglück vorbereitet ... Ich weiß, daß der Tod das unvermeidliche Schicksal aller Menschen ist und daß wenig daran liegt, ob er meinen Sohn auf Pelew oder an einem andern Orte trifft. Ich bin überzeugt, daß du, wird er krank, für ihn sorgen wirst, und daß, wenn dir ein unvorhergesehenes Unglück wiederführe, es dich nicht verhindert, daß du selbst, dein Vater, dein Sohn oder einer deiner Landsleute hierher zurückkomme. Ich werde dich, so wie die Deinigen, mit gleicher Freundschaft aufnehmen."

Am 12. Novbr. ging der „Orulong" endlich unter Segel. Trotz dem, daß er mit Lebensmitteln durch die Fürsorge Abba Thulle's bereits überfüllt war, kamen doch noch immer Piroguen voll Eingeborener, die Geschenke brachten. Vergebens sagte man ihnen, das Schiff sey voll und man könne nichts mehr unterbringen; sie ließen sich mit ihren freundlichen Gaben nicht zurückweisen. Man nahm also von den nächsten einige Yams und Cocusnüsse.

Wilson hatte eine glückliche Fahrt von Pelew nach Macao, wo er den 30. Novbr. ankam. Hier schiffte er sich mit Li Bu nach England ein, und sie kamen den 14. Juli 1784 in Portsmouth an. Wir wollen die kleinen Anekdoten von dem jungen Li Bu nicht wiederholen und blos erwähnen, daß der junge Wilde Jedermann für sich gewann. Schon hatte er lesen und schreiben gelernt, als er von den Blattern befallen wurde, an denen er im zwanzigsten Jahre den 27. Decbr. 1784 starb.

Zur Vervollständigung theilen wir nun noch kürzlich die Beobachtungen mit, welche die Engländer während ihres Aufenthalts auf den Pelew Inseln machten.

Trotz seiner Macht war Abba Thulle keineswegs Souverain der ganzen Gruppe; die Rupacks von Emerings, Emmalagui, Artingall und von andern Inselchen hielten sich auf ihren eigenen Gebieten unabhängig. Abba Thulle selbst war bei der Ausübung seiner Macht genöthigt, den Rath der Rupacks bei allen wichtigen Angelegenheiten zu berufen und sich der Meinung der Mehrheit zu fügen. Bei dem gewöhnlichen Laufe der Dinge hielt er jeden Nachmittag eine öffentliche Audienz, in welcher er die Anträge seiner Unterthanen anhörte und über die Streitigkeiten entschied, die sie ihm vorlegten. Im Rathe oder bei jeder andern Gelegenheit wurde jede an den König gerichtete Botschaft vorher leise einem untergeordneten Rupack mitgetheilt, der sie nach einer tiefen Verbeugung halb laut vor Abba Thulle wiederholte, wobei er sein Gesicht nach der Seite wendete.

Nach dem Könige Abba Thulle war die wichtigste Person Raa Kook, sein jüngerer Bruder, Generalissimus der bewaffneten Macht und Erbprinz. Er rief die Rupacks zusammen und befehligte sie, aber nur in Kraft königl. Befehle. Bei dem Könige befand sich stets ein Rupack, der ein eigenthümliches Amt hatte. Die Engländer konnten nicht entdecken, ob es ein bürgerliches oder religiöses sey, bemerkten aber, daß es kein militairisches war, denn er trug nie Waffen. Sie nannten ihn Minister, weil er stets zuerst zu Rathe gezogen wurde.

Die Rupacks, welche den Adel des Landes bilden, theilen sich in mehrere Classen, die sich durch die Form des Knochens am Handgelenke unterscheiden. Nach Wilson ist die Würde mehrerer Rupacks nicht erblich, sondern wird durch den König verliehen. Die Engländer sahen während ihrer Anwesenheit eine Erhebung zur Würde der Rupacks nach dem zweiten Kampfe gegen die Eingeborenen von Artingall. Die vornehmsten Rupacks begleiten den König auf seinen Zügen mit einer gewissen Anzahl bewaffneter Piroguen, und können nicht nach Hause zurückkehren, ohne von ihm die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. In Hinsicht auf ihre Rechte und Vorrechte konnte man nichts weiter sicher ausmitteln, als daß alle Rupacks des ersten Grades von Abba Thulle zum Rathe berufen wurden und unter dem übrigen Volke in großem Ansehen standen.

Die Engländer glaubten zu bemerken, daß der König der Eigenthümer alles Bodens sey und den Bewohnern nur die Frucht ihres Fleißes übrig bleibe. Jeder konnte als Privateigenthum sein Haus, seine Pirogue und seine Geräthe ansehen; jeder benutzte das Land, das ihm bewilligt worden ist, so lange er es inne hatte; wenn er es aber verließ, um sich an einem andern Orte niederzulassen, fällt es an den König zurück, der nach Gutdünken darüber verfügen kann.

Die Insel Coror, deren Hauptstadt Pelew, war gut angebaut und oft von Bäumen verschiedener Art beschattet. Dazu gehörten die Cocuspalme, die Kohlpalme, der wilde Brodbaum, der Pomeranzen- und Citronenbaum, die eugenia jumbos ꝛc. Man fand ferner daselbst Zuckerrohr, Yams und eine Pflanze, die eine gelbe Farbe gab, mit welcher sie sich die Haut färbten.

Von vierfüßigen Thieren bemerkte man auf den Inseln nur sehr dunkelgraue Ratten; doch fand man auch einige sehr magere Katzen, die vielleicht aus einem untergegangenen Schiffe sich gerettet hatten. Die Engländer ließen zwei Hunde daselbst, die ihr Geschlecht aber nicht fortpflanzen konnten, da keine Betze dabei war. Hühner gewöhnlicher Art gab es in den Wäldern genug, aber die Eingeborenen achteten das Fleisch derselben vor der Ankunft der Engländer nicht. Die Eier dagegen tranken sie gern aus, aber nicht wenn sie frisch waren, sondern wenn das Hühnchen darin sich zu entwickeln begann. Die Tauben suchten sie in den Nestern auf, fütterten sie mit Yams und aßen sie dann als das trefflichste Gericht. Sie kannten verschiedene Arten Fische, aßen auch verschiedene Schalthiere und die Schildkröte, welche sie sehr hochschätzten.

Sie machten Confituren dreierlei Art, die erste und nützlichste aus den Kernen alter Cocusnüsse mit Palmen- oder Zuckerrohrsyrup, das man zusammen auf dem Feuer stehen ließ bis es eine gewisse Consistenz erhalten hatte. Dann formte man die Mischung in kleine Kuchen, die so hart wurden, daß sie kaum mit einem Messer zu durchschneiden waren; die Eingeborenen nannten dieselben ulell. Die zweite Art wurde von eben solchen Cocusnußkernen gemacht, die aber unzerrieben kochte und ebenfalls in Kuchen formte. Die dritte flüssige, helle und durchsichtige Art wurde aus einer Art Rübe gemacht und in einer Art Schüssel aufgetragen.

Die Fische kochten sie einfach in Salzwasser und aßen sie ohne Brühe. Nie bedienten sie sich des Salzes oder eines andern Gewürzes. Ihr gewöhnliches Getränk war die Cocusmilch. Wasser tranken sie sehr selten. Bei ihren Besuchen und Freudenfesten hatten sie eine Art Sorbet.

Die Eingeborenen standen mit Tagesanbruch auf und Männer und Frauen begaben sich sogleich in das Bad; jedes Geschlecht hatte seinen besondern Badeplatz, und hatte ein Mann bei dem Badeplatze der Frauen etwas zu verrichten, so mußte er seine Ankunft durch einen besondern Ruf ankündigen. Antwortete ihm eine Frauenstimme, so mußte er einen andern Weg einschlagen oder warten, bis die Badenden sich entfernt hatten.

Um acht Uhr wurde gefrühstückt, worauf der König und die Häuptlinge in die Rathsversammlung, die Leute aus dem Volke aber an ihre Arbeiten gingen. Dann wurde zu Mittag und gleich nach Untergang der Sonne gegessen, wenn nicht öffentliche Tänze ꝛc. weit in die Nacht hinein dauerten.

Zur Zeitbestimmung diente ihnen die Höhe der Sonne. Das Jahr wurde in zwei Jahreszeiten, eine feuchte und eine trockene, eingetheilt. Die Eingeborenen hatten auch einige Kenntniß von dem Himmel und den Sternen besondere Namen gegeben.

Digitized by Google

Die Inseln schienen eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung zu haben. Wilson schätzte die Zahl der Kämpfenden bei dem letzten Zuge gegen die Insel Peleliew auf 4000 Mann. Die Häuser in Pelew werden von einem 3 Fuß hohen steinernen Grunde getragen und sind aus Holz gebaut. Die Wände füllt man mit Bambus und Palmenblättern aus, welche man künstlich zusammenzuflechten weiß. Die Fußboden bestehen fast immer aus dicken Brettern, zwischen denen ein freier Raum von 1 bis 2 Zoll sich findet, bisweilen aber auch aus dicken Bambusstämmen, auf denen das Gehen sehr gefährlich ist. Der Herd steht in der Mitte; das Feuer dient nur zum Kochen der Yams und zur Vertreibung der Feuchtigkeit und der Insecten. Die Thüren vertreten zu gleicher Zeit die Stelle der Fenster; sie sind mit einem Bambusladen versehen, der sie vor dem Winde und Regen schützt. Das Dach ist mit Bambus und Palmenblättern bedeckt. Diese Häuser sind bisweilen 60 bis 80 Fuß lang, dann aber zu öffentlichen Versammlungen bestimmt. In den Privathäusern bemerkte man, daß die Herren sich immer auf einer bestimmten Seite vom Herde, die Dienstleute dagegen auf der andern aufhielten.

Ihre Geräthe bestehen in Körbchen von Bananenblättern, worin sie ihr Messer, ihren Betel und ihren Zwirn aufbewahren; in hölzernen Löffeln; Bananenmatten, die als Betten dienen; in Muschelschaalbeilen, die zierlich an hölzerne Stiele angepaßt sind, und endlich in Bechern ꝛc. von Schildkrotschaale. Die werthvollen Messer sind von Perlenaustenschaale, sehr scharf und außen polirt. Ihre Kämme sind von Orangenholz gemacht. (Taf. 65. Abbild.) Jede Person hat stets das Betelkörbchen bei sich; der gepulverte Kalk befindet sich in kleinen Bambuscuits, die geschmackvoll gearbeitet sind. Die Angelhaken sind von Schildkrötschaale; Zwirn, Stricke ꝛc. von Cocusfasern. Als Teller und Schüsseln dienen Bananenblätter und als Trinkgeschirre Cocusnußschaalen. Die Eingeborenen verfertigen überdies ovale Gefäße aus röthlicher Erde, worin sie ihre Fische kochen. Zum Wasserschöpfen bedienen sie sich dicker Bambusstücke von 5 bis 6 Zoll im Durchmesser, die einen kleinen Hahn an der Seite haben.

Ihre Waffen waren zehn bis zwölf Fuß lange Lanzen von Bambus mit einer Widerhakenspitze von sehr hartem Holze; Wurfpfeile ebenfalls von Bambus, die sie 50 bis 60 Fuß weit schleuderten; Degen von hartem Holze mit Muschelschaalen und so schwer, daß man einen Menschen damit den Schädel einschlagen konnte; endlich drei Zoll lange Dolche aus einem Rochenstachel in einer Bambusscheide.

Die Piroguen sind aus hohlen Baumstämmen gemacht, innen und außen roth angestrichen und mit Muscheln ausgelegt. Bei wichtigen Gelegenheiten werden die Vorder- und Hintertheile mit verschiedenen an Schnuren gereihten Muscheln verziert. Die kleinsten tragen nur vier bis fünf Personen; die größern können 25 bis 30 fassen. Sie haben Segel von Decken; da sie aber einem unruhigen Meere nicht zu widerstehen vermögen, so wagen sie sich selten über die Rifkette hinaus.

Die Eingeborenen von Pelew sind stark, gut gebaut und über mittlerer Größe. Ihre Haut hat die Farbe von bronzirtem Kupfer; ihr Haar ist lang und bildet große Locken um den Kopf. Manche Frauen ließen es um die Schultern flattern. Die Männer gingen ganz nackt; die Frauen dagegen trugen kleine zehn Zoll lange und sieben Zoll breite Schürzen, eine vorn, die andere hinten. Diese Schürzen mit langen Fransen waren aus den Fasern der Cocusnuß gewebt und gelb gefärbt. Die gemeinen Frauen befestigten diese Schürzen um den Leib mit einem gewöhnlichen Stricke, die vornehmen aber mit einer Art Schnur aus Körnern.

Die Männer und Frauen sind tättowirt (bei ihnen moigoth genannt), aber sie unterwerfen sich dieser Operation erst in einem gewissen Alter; kein Kind hatte diesen Schmuck. Bei den Frauen sind die beiden Ohren durchbohrt, um Blätter oder Gehänge von Schildkrötenschaale aufzunehmen; bei den Männern ist nur das linke Ohr durchbohrt und auch in diesen hängt man selten einen Schmuck. Bei beiden Geschlechtern ist die Nasenscheidewand durchbohrt und man steckt wohlriechende Blumen hinein. In einem gewissen Alter schwärzen sich Männer und Frauen die Zähne, was eine schmerzhafte Operation seyn soll. Li Bu sagte Wilson, die Operation werde mit einem Teige von verschiedenen Arten Kräutern und Kalk gemacht, den man alle Morgen auf die Zähne lege. Der Patient muß mit dem Kopfe auf dem Fußboden liegen bleiben und der Speichel läuft ihm den ganzen Tag aus dem Munde. Nur Abends, wenn der Teig aufgelöst ist, erlaubt man ihm, ein wenig zu essen. Jeden Tag beginnt dies von neuem und erst am fünften ist der Zweck erreicht.

Die Individuen beider Geschlechter sind sehr geschickte Schwimmer und scheinen sich im Wasser so wohl zu befinden wie auf der Erde. Die Männer tauchen außerordentlich gut und suchen auf dem Grunde des Wassers den kleinsten Gegenstand.

Obgleich die Männer so viel Frauen nehmen konnten als ihnen gefiel, hatten sie doch gewöhnlich nicht mehr als zwei. Nur Raa Kook hatte drei und Abba Thulle fünf; jede derselben befand sich in einem besondern Hause. Die Männer schienen wenig eifersüchtig auf ihre Frauen zu seyn und ließen ihnen eine große Freiheit. Als indeß ein Engländer bei der Frau eines Rupacks die Galanterie etwas zu weit treiben wollte, deutete ihm Arra Kooker höflich an, dies schicke sich nicht.

Die Kinder empfangen ihren Namen gleich nach ihrer Geburt und, wie man meint, ohne alle Ceremonie. Während der Anwesenheit der Engländer wurde eine der Frauen des Königs entbunden und man nannte das Kind Capitain zu Ehren Wilson's. Wilson war auch Zeuge des Begräbnisses eines jungen Mannes, der in derselben Schlacht wie der Sohn Raa Kook's gefallen war. Er kam eben an, als man den Todten aus einem benachbarten Hause brachte, um ihn auf dem Platze aufzustellen, wo der König saß. Der Zug hielt einige Zeit vor Abba Thulle, der, ohne aufzustehen, zu der Versammlung sprach. Seine in ernstem und feierlichem Tone gehaltene Rede wurde in ehrerbietiger Stille angehört. Man hielt sie für eine Lobrede des Verstorbenen. Darauf trug man den Leichnam an den Begräbnißplatz und Wilson sah aus dem Grabe eine Frau heraussteigen, die er für die Mutter oder doch eine nahe Verwandte des Todten hielt und welche sich hatte überzeugen wollen, ob alles in gehörigem Zustande sey. Als der Leichnam mit Erde bedeckt wurde, verdoppelten sich die Wehklagen der Frauen. Nur die Frauen weinen und wehklagen so; die Männer verharren in einem düstern Schweigen. Ihre Gräber sind den europäischen gleich und haben oben darüber ebenfalls einen kleinen Hügel; bisweilen legt man auch eine große Steinplatte darauf und umgiebt es mit einem Stakets, damit Niemand darauf treten könne.

Die Engländer bemerkten während ihres Aufenthalts nichts, das einer religiösen Ceremonie ähnlich gewesen wäre, wie sie auch keinen einer besondern Gottesverehrung bestimmten Platz sahen. Doch hatten die Wilden abergläubische Vorstellungen, die sich auf irgend einen Glauben beziehen mußten. Die Insulaner unternahmen nichts, ohne das Schicksal mittelst gewisser Blätter um Rath zu fragen, die sie auf der Rückseite des Mittelfingers maßen.

Während des Aufenthalts Li Bu's in England erklärte ihm Wilson eines Tages, das Gebet solle die Menschen besser machen und wirken, daß sie nach dem Tode da oben lebten. Li Bu erhob bei diesen Worten die Hand und sagte mit einer ausdrucksvollen Geberde: „dasselbe auf Pelew; böse Menschen auf der Erde bleiben; gute Leute in den Himmel gehen und sehr schön werden" — Worte, die deutlich den Glauben jener Völkerschaften an ein zukünftiges Leben andeuteten.

Das ist kurz das, was Wilson über die Bewohner von Pelew sagt. Aber der englische Capitain, der eine so günstige Aufnahme fand, hat alles ins Schöne gemalt und die dunkeln Partien in seinem Gemälde außerordentlich gemildert.

Die Reise Mackuer's würde ohne Zweifel gerade das Gegentheil von jener Wilson's geworden seyn, da aber jener Reisende nichts Schriftliches hinterließ, so müssen wir sogleich zu den Abenteuern des „Duff", Capit. James Wilson, übergehen, der auf der Rückfahrt von einer Reise in dem polynesischen Oceane Missionäre auf Pelew aussetzen sollte. Da sich die Umstände der vollständigen Erledigung seines Planes entgegenstellten, so hatte der Capitain mit den Eingeborenen nur vom Schiffe aus Verbindungen. Er sagt:

Digitized by Google

„Den 6. Novbr. 1797 befanden wir uns etwa 2 Meil. von dem Riffe, das sich in ziemliche Entfernung von der größten dieser Inseln hinauserstreckt. Sie heißt „Babelthup" und ist in zwei Bezirke getheilt, deren jeder von einem Häuptlinge regiert wird, welche die Oberherrschaft Abba Thulle's anerkennen. Wir waren vor dem südlichen Theile des Bezirks Artingall. Ungefähr 200 Personen versammelten sich am Ufer; man sah ein Dutzend Piroguen auf dem Meere, die theils Segel, theils Ruder hatten, aber das Wetter war nicht günstig. Nur drei wagten sich ziemlich weit auf die offene See, um an das Schiff zu kommen. Die Eingeborenen hatten ein Stück weißes Zeug an einen Stab befestigt und bewegten es hin und her, während sie sich näherten. Wir hielten dies für ein Zeichen des Friedens. Sie stiegen ohne Furcht und Zögern auf das Verdeck und redeten uns an wie Leute, die sie schon lange kennten. Aber wir verstanden ihre Sprache durchaus nicht und konnten ihnen, selbst mit Hilfe des Wortverzeichnisses Robert Wilson's, nichts verständlich machen. Uebrigens sprachen sie fortwährend sehr schnell und begleiteten ihre Worte mit sehr lebhaften Geberden, die ihren eifrigen Wunsch verriethen, wir möchten an einem Orte in NW. ankern, den sie uns bezeichneten. Einer von ihnen, den wir für einen Rupack hielten, kam eilig an das Schiff, um in dieses Gesuch einzustimmen, und ihm folgten zwei andere, die noch dringender waren, aber alles war, trotz unserm Wunsche, eine Zeitlang an der berühmten Gruppe zu bleiben, vergeblich, weil wir keinen Ort ausfindig machen konnten, wo ein Schiff sicher hätte vor Anker liegen können, und wir hatten die Karte des Lieutenants Macluer nicht. Als wir den Namen Abba Thulle erwähnten, wiederholten sie ihn mehrmals, riefen „a'thulle, a'thulle!" und zeigten auf die Erde. Man erwähnte nichts von Li Bu, denn sie sprachen so schnell und so unaufhörlich, daß wir kaum einige Fragen an sie zu richten vermochten; vielleicht hinderte sie das Wetter, das mit einem Sturme drohte, an ihn zu denken. Da die in den Piroguen Gebliebenen jene auf dem Schiffe laut riefen, so gab ihnen der Capitain einige Messer, Spiegel ꝛc., worauf sie eilig, aber ungern Abschied nahmen. Ehe sie sich entfernten, wollten sie ihre Dankbarkeit dadurch zu erkennen geben, daß sie ein Paar Cocusnüsse, alles, was sie besaßen, an Bord warfen. Hierauf beschränkten sich die Verbindungen, die wir mit den Bewohnern der Pelew-Inseln haben konnten.

„Wenn man das ganze Volk nach den wenigen Personen beurtheilen darf, welche wir sahen, so stehen, unserer Meinung nach, diese Menschen, was das äußere Aussehen betrifft, den Bewohnern der Marquesas, der Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln (Nuka Hiwa, Taiti und Tonga) nach; sie haben weder den vortheilhaften Wuchs noch die schönen Verhältnisse der beiden ersten Völker und besitzen noch weit weniger das kräftige, männliche, unternehmende Aussehen des letzten. Weit mehr gleichen sie ihren Nachbarn, den Carolinern, und gehören, wie diese, keineswegs einem schönen und kräftigen Menschenschlage an. In Folge der Tättowirung sehen die Beine und Schenkel aus, als wären sie blauschwarz gefärbt, und ihr Körper ist mit Figuren geputzt, die Fingern oder Handschuhen ähnlich sind. Sie zeigten sich uns ganz nackt, ohne das geringste Gefühl von Scham zu haben."

Im Monat Juni 1828 erschien der Capitain d'Urville vor den Pelew Inseln. Auch er wünschte lebhaft, eine so wenig bekannte und der Aufmerksamkeit so würdige Gruppe zu besuchen, wurde aber daran durch das eben herrschende schlechte Wetter und noch mehr durch den traurigen Zustand seiner Mannschaft gehindert. Er sah sich demnach genöthigt, seine Arbeiten auf die Aufnahme des östlichen Theils dieser Gruppe zu beschränken, wobei er sich mancher Gefahr aussetzte. Das schlechte Wetter hinderte auch die Insulaner, an Bord des „Astrolabe" zu kommen und es konnte deshalb nichts Ethnographisches über diesen Archipel gesammelt werden.

Aus den Arbeiten Macluer's und d'Urville's geht hervor, daß die Inseln Pelew oder Palaos eine Kette von Inseln und Inselchen bilden, die von Riffen umgeben ist, welche sich in W. weit ins Meer hinaus erstrekken, während sie in O. selten über drei oder vier Meilen weit reichen. Die ganze Gruppe hat 40 St. Länge von N. nach S. und 20 bis 30 Meil. Breite. Ihre geographischen Grenzen sind 6° 55′ und 8° 35′ n. Br.; 132° 20′ und 131° 40′ östl. L.

Die ansehnlichsten Inseln dieser Gruppe sind:

Babelthuap, die 9 St. von N. nach S. hält und von einem Berge beherrscht wird, von dessen Gipfel man alle Inseln des Archipels übersehen kann. Ihre hauptsächlichsten Bezirke sind Artingall, Emmalagui und Emerings, die jeder ihren Häuptling haben.

Coror hat 6 Meil. von O. nach W. und besteht aus kleinen sehr nahe an einander liegenden Inseln. Hier wohnt der König der Pelew Inseln.

Uruckthapel hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und ihr Boden ist durch die von dem Meere gebildeten Canäle sehr zerrissen.

Errabong erstreckt sich nur 3½ Meil. von N. nach S. und hat 1 M. in der Breite.

Orulong, in NW. von Uruckthapel, hat nur 3 oder 4 Meil. Länge.

Pelelew hat 8 Meil. von NNO. nach SSW.; ihr Anblick ist fruchtbar und lachend und neben ihr liegen andere kleine Inseln.

Angur, die südlichste der Pelew Inseln, ist niedrig und hat 3 oder 4 Meil. von NO. nach SW. Im Jahre 1801 blieb der spanische Capitain Ibarzoltia fünf Tage vor diesen Ländern und hatte Verbindungen mit den Bewohnern, die er ganz so fand, wie sie Wilson geschildert hatte, gutmüthig, edelsinnig und uneigennützig.

Ehe der „Oceanier" diese Gewässer verläßt, bleibt uns noch die Recapitulation der langen Namenreihe von Inseln übrig, die den Archipel der Carolinen bilden, einen unermeßlichen Archipel, der nicht weniger als 700 Stunden etwa von O. nach W. und 200 St. von N. nach S. sich erstreckt. Er allein bildet den größten Abschnitt jenes Theiles von Oceanien, den d'Urville mit dem Namen „Micronesien" bezeichnet. Außerhalb seiner Grenzen gewähren in dieser Abtheilung nur noch drei Inseln, Guaham, Xinian und Rota, eine schwache Bevölkerung, so daß die vollständige Geschichte der Caroliner zu gleicher Zeit die der Micronesier seyn würde. Leider sind die gewissen Angaben über diese Insulaner noch sehr unvollständig und man muß warten, bis weitere Forschungen ihre Anzahl vermehrt haben. Dann erst wird man durch Vergleichung der Sitten, der diätetischen Gewohnheiten und besonders der Sprache, einige Fäden der Kette anknüpfen, welche die Polyneser mit den Bewohnern der malaiischen Inseln verbinden konnte, oder auch im Gegentheile mit der Kenntniß der Ursache dieser Prüfung schließen können, daß die beiden Nationen seit undenklicher Zeit geschieden und getrennt gewesen sind.

Wir werden bei unserer Musterung der Carolinen mit den am weitesten in O. liegenden Gruppen beginnen und nur die erwähnen, welche wir im Verlaufe der Erzählung bereits anzuführen Gelegenheit hatten.

JJ. Boston, entdeckt den 25. Mai 1824 von dem Capitain Joy von dem „Boston". Nach diesem Seefahrer ist es eine Gruppe von acht kleinen niedrigen Inseln und einem Umfange von 30 Meil. Man liest in der Reisebeschreibung Morrell's, daß am 7. Mai 1831 ein gewisser Hiram Covel, Commandant der Barke „Alliance", sie aufnahm. Dieser Capitain zählte 14 Inseln, denen er seinen Namen Covel gab und die er von einem die spanische Sprache redenden Volke bewohnt gefunden haben will! Die Gruppe Boston liegt ungefähr unter 4° 45′ n. Br. und 145° 50′ östl. L.

JJ. Baring, entdeckt 1792 von dem Capitain Bond von dem „Royal Admiral"; es sind kleine Inseln, welche 1824 von dem Capitain Joy von dem Wallfischjäger „Boston" wiedergesehen wurden. Sie scheinen identisch mit der Insel Namurik der Eingeborenen auf der Karte Kotzebue's zu seyn. Lage: 5° 30′ n. Br., 166° östl. L. (Südspitze.)

J. Hunter, entdeckt 1797 von Dennant, der ihr eine Ausdehnung von 2 Meil. von NW. nach SO. gab. Vielleicht ist es die Insel Edom auf der Karte Kotzebue's. Lage: 5° 40′ n. Br., 166° 50′ östl. L.

JJ. Banham, entdeckt 1809 von der „Elisabeth", erforscht von Duperrey den 28. Mai 1824. Nach der Karte des letztern ist es eine

Digitized by Google

Gruppe von 30 Meil. von N. nach S. und 22 M. von O. nach W. Sie begreift etwa vierzig niedrige, bewaldete und bevölkerte Inselchen, von denen die größten nicht über 2 M. Ausdehnung haben. Geograph. Grenzen: 5° 53′ und 6° 18′ n. Br.; 167° 6′ und 167° 30′ östl. L. Ohne Zweifel das Kili der Karte Kotzebue's.

JJ. Aur, ohne Zweifel identisch mit der Insel Ibbetson Arrowsmith's, entdeckt 1788 durch das Schiff „Charlotte", besucht und erforscht 1817 durch den Capitain Kotzebue; — zusammen 32 niedrige und bewaldete Inselchen, die eine Ausdehnung von 13 M. von NW. nach SO. einnehmen. Lage: 8° 11′ n. Br., 168° 12′ östl. L. (Südspitze.)

Bei Aur traf Kotzebue den wilden Kadu, einen Eingeborenen von Jülk, der sich auf dem „Rurick" mit einschiffte, lange bei den Russen blieb und denselben eine Menge merkwürdiger Mittheilungen und Nachweisungen gab.

JJ. Kawen, entdeckt den 29. Juni 1788 von den Schiffen „Scarborough" und „Charlotte", welche sie Inseln Calvert nannten, wiedergesehen den 5. Juli 1799 von dem „Nautilus", der sie Bass reef-tied Islands nannte, erforscht 1817 von Kotzebue. Nach dem letztern ist es eine Gruppe von 32 M. von NW. nach SO. und 13 M. Breite, zusammen von etwa 50 niedrigen und bewaldeten Inselchen, deren ansehnlichstes 2½ M. lang und höchstens 1 M. breit ist. Kawen wird von Menschen bewohnt, die denen zu Otdia ganz gleich sind; auch haben die Insulaner beider Gruppen sehr häufige Verbindungen mit einander. Lage: 8° 42′ n. Br.; 168° 43′ östl. L. (Mitte).

JJ. Eregup, entdeckt 1799 durch Bishop vom „Nautilus", der sie Bishop Junction Islands nannte, erforscht 1817 von Kotzebue, eine Gruppe von 80 M. Länge von NW. nach SO. und 10 bis 12 M. Breite, zusammen etwa 15 niedrige, bewaldete und bevölkerte Inselchen. Lage: 8° 56′ n. Br., 167° 50′ östl. L. (Südspitze).

JJ. Legiep, entdeckt 1817 von Kotzebue, der sie Heiden-Inseln nennen wollte, und von ihm 1824 wiedergesehen, eine Gruppe von 80 M. Länge von NW. nach SO. und 2 M. Breite, im Ganzen etwa dreißig niedrige, bewaldete und bewohnte Inselchen, von denen mehrere 4 bis 6 M. im Umfange zu haben schrinen. Lage: 9° 55′ n. Br., 166° 52′ östl. L. (Mitte).

J. Temer, entdeckt im Juli 1799 von dem „Nautilus", der sie Step-to nannte, 1816 von Kotzebue gesehen, eine kleine Insel von 2 bis 3 M. im Umfange und unbewohnt. Lage: 9° 58′ n. Br., 167° 22′ östl. L.

JJ. Kilu, entdeckt 1788 von der „Charlotte", die sie Tindal und Walt nannte, erforscht 1817 von Kotzebue, der sie Krusensterns Inseln nannte, eine Gruppe von einer großen Anzahl kleiner Inseln, 15 M. von N. nach S. und 5 M. Breite. Lage: 10° 11′ n. Br., 167° 45′ östl. L. (Südspitze). Chamisso bemerkte, daß diese Gruppe die ärmste sey, an welche die Russen angelegt. (Taf. 66. Abbild.)

J. Miadi, entdeckt den 1. Jan. 1817 von Kotzebue, der sie Neujahrsinsel nannte, eine kleine niedrige und bewaldete Insel von 3 M. Länge von N. nach S. und kaum 1 M. Breite. Lage: 10° 7′ n. Br., 168° 34′ östl. L.

JJ. Udirik und Tagai, erforscht von Kotzebue 1816, der sie Kutusow und Suwarow nannte, von ihm 1817 wiedergesehen. Es sind zwei Gruppen, die erste von 16 M. Länge von N. nach S., die zweite von 30 M. im Umfange, jede mit vier bewohnten und durch einen schmalen Canal getrennten Inselchen. Geograph. Lage: Udirik 11° 14′ n. Br. und 167° 38′ östl. L. (Ostspitze). Tagai 11° 4′ n. Br., 167° 25′ östl. L. (Südspitze). Diese beiden Gruppen bildeten die Insel Button der Karte Marshall's, der sie 1788 zuerst sah. (Taf. 67. Abbild.)

JJ. Bigar, entdeckt 1788 von dem Capitain Dawson, der ihnen seinen Namen gab, von den Eingeborenen von Udirik 1816 Kotzebue angedeutet, eine Gruppe von 14 M. Länge von NNW. nach SSO. mit drei öden, wasserlosen Inselchen. Die Eingeborenen der benachbarten Inseln besuchen sie nur bisweilen, um sich dort Vögel und Schildkröten zu holen. Lage: 11° 43′ n. Br., 167° 49′ östl. L. (Südspitze.)

JJ. Delphin, entdeckt von Wallis den 3. Septbr. 1767, aufgenommen von Kotzebue 1824, der sie mit dem Namen Pescadores bezeichnete, eine Gruppe niedriger Inseln von ungefähr 30 M. im Umfange mit schön bewaldeten Inselchen, auf denen Kotzebue keine Spur von Bewohnern finden konnte. Lage: 11° 19′ n. Br., 165° 15′ östl. L. (Mitte.)

JJ. Pescadores. Diese Inseln gehören vielleicht zu denen, die Wallis 1767 sah, sind aber meist davon getrennt, wie es 1825 Kotzebue bestätigte, der diese Inseln Korkasow nannte. Nach seiner Aufnahme hat diese Gruppe 54 M. von ONO. nach WSW. und 10 M. in ihrer größten Breite. Die diese Gruppe bildenden Inselchen sind von einer herrlichen Vegetation bedeckt und die Cocuspalmen erreichen daselbst eine majestätische Höhe; doch bemerkt man keine Spur von Bewohnern. Lage: 11° 17′ n. Br., 164° 35′ östl. L. (Mitte.)

JJ. Eschholz, entdeckt von Kotzebue im October 1825, eine Gruppe von niedrigen Inseln, von denen er nur den westlichen Theil sah, welcher eine schmale Kette von 15 M. Länge, etwa 12 niedrige Inselchen haltend, bildete; er sah keine Spur von Einwohnern. Wahrscheinlich ist dies die Insel Udia Milai der Eingeborenen von Radack. Lage: 11° 22′ n. Br., 163° 6′ östl. L. (SW-Spitze.)

JJ. Brown, entdeckt 1794 von dem Capitain Butler vom „Walpole", wiedergesehen 1798 von dem Capitain Fearn, aufgenommen 1824 von Kotzebue, der sie, wahrscheinlich durch einen Irrthum, unter dem Namen Inseln Bronns angab, und 1827 von Lütke. Es ist eine kreisrunde Riffkette von 65 M. im Umfange mit etwa 30 niedrigen und bewaldeten Inselchen. Die Inseln Parry und Arthur, die größten, haben nur 3 M. im Umfange. Lage: 11° 30′ n. Br., 160° 54′ östl. L. (Mitte.)

JJ. Providence, entdeckt 1811 von dem Schiffe „Providence", nach der Karte Duperrey's kleine von Riffen umgebene Inseln, Arrecifos Horsburgh's und Lütke's. Lage: 8° 35′ n. Br., 158° 45′ östl. L. (SO-Spitze.)

JJ. Wadelen, entdeckt 1792 von dem Capitain Bond von dem „Royal Admiral", der sie nebst den folgenden Musquito Group nannte, wiedergesehen 1797 von dem Capitain Dennat, der sie Inseln Roß nannte, und endlich 1832 von dem russischen Capitain Schromtschenko. Dieser bestätigte, daß die Gruppe eine Ausdehnung von 64 M. von WNW. nach OSO. bei 10 M. Breite habe und 44 größere und kleinere Inseln enthalte. Lage: 9° 19′ n. Br., 164° 36′ östl. L. (NW-Spitze.)

JJ. Ramu, entdeckt 1792 von dem Capitain Bond, 1832 von Schromtschenko wiedergesehen, der sich überzeugte, daß es eine Gruppe von 30 M. Länge von NNW. nach SSO. und 12 M. Breite sey und fünf etwas größere nebst 20 kleinen Inseln enthalte, die sämmtlich durch ein und dasselbe Riff vereinigt sind. Lage: 7° 45′ n. Br., 166° 3′ östl. L. (Südl. Inseln).

J. Odia. Ohne Zweifel Dennat's Insel Lambert von 1797, welche die Eingeborenen von Radack Kotzebue andeuteten. Diese Insel, welche eine wohlbevölkerte Gruppe bilden muß, verdient eine neue Aufnahme; sie muß etwa unter 7° n. B. und 165° 30′ östl. L. liegen. Die Gruppe Odia, mit den beiden vorhergehenden Wadelen und Ramu, muß die Inselkette Ralik ausmachen, von welcher die Eingeborenen von Radack gegen Kotzebue sprachen.

Nach Kadu wäre die Gruppe Ralik Radack dem Aussehen, der Sprache der Eingeborenen und deren allgemeinen Gewohnheiten nach ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß das Volk dort glücklicher und besser genährt ist; die Eingeborenen tragen größere Schmucksachen in den Ohren. Wenn die beiden Gruppen Krieg mit einander führen, kann Radik bis 50 Pirogen bewaffnen. Einige Zeit vor der Ankunft Kotzebue's im J. 1816 war Frieden zwischen den beiden Nationen geschlossen worden.

JJ. Piguiram, eine auf der Karte Lütke's, wir wissen nicht nach welchem Gewährsmanne, angedeutete Gruppe unter 2° 30′ n. Br. und 151° 37′ östl. L.

Digitized by Google

JJ. Nuguor, entdeckt 1806 von dem Capitain Monteverde, der ihnen seinen Namen gab, eine Gruppe von mehrern kleinen niedrigen und bewohnten Inseln, 10 M. von NO. nach SW. lang, unter 3° 27′ n. Br. und 153° 25′ östl. L. (Mitte.)

Wenn man sich auf Morrell berufen kann, der diese Inseln 1830 besucht haben will, so sind die Eingeborenen groß, wohl gebaut und lebhaft. Die mittlere Größe der Männer beträgt 5 Fuß 9 Zoll und einige unter ihnen wiegen bis 250 Pfund. Ihre Farbe ist olivenbraun, ihre Nase platt; sie haben schwarzes und lockiges Haar, das 6 bis 8 Zoll lang ist, vorspringende Backenknochen, kleine schwarze, sehr lebhafte und durchdringende Augen, eine hohe Stirn, weiße Zähne und regelmäßige Züge. Nach der Verheirathung besteht die Kleidung beider Geschlechter in einer Art Schürze, die bis zur Hälfte der Schenkel herabgeht; vor der Ehe gehen beide Geschlechter ganz nackt. Nachdem die Insulaner mit den Amerikanern durch verschiedene Tausche Bekanntschaft gemacht, luden sie ihre neuen Freunde ein, sich dem Lande zu nähern, und versprachen, ihnen Perlenaustern, Schildkrötenschalen und Tripangs zu suchen. Etwa 50 große Piroguen versammelten sich in kurzer Zeit; aber Morrell erkannte mittelst seines Fernrohrs bald, daß die braven Handelsleute statt der versprochenen Gegenstände eine Menge Spieße, Keulen ꝛc. in die Piroguen nahmen und sich überdies das Gesicht roth bemalten, — ein unzweideutiges Zeichen ihrer feindlichen Absichten. Als alles bereit war, rückten die Piroguen, auf denen sich gewöhnlich 15 bis 20 Krieger befanden, in zwei Abtheilungen in guter Ordnung vor, um den „Antarctic" von zwei Seiten anzugreifen. Morrell ließ daher, ohne sie zu erwarten, alle Segel beisetzen und das Schiff flog zum Erstaunen der Wilden schnell dahin, ohne daß sie hoffen durften, dasselbe zu erreichen. Morrell bemerkt, daß die Riffe dieser Inseln mit Perlenmuscheln, Tripangs und Schildkröten buchstäblich bedeckt sind.

J. Dunkins. Nach der Karte Duperrey's wäre dies eine 1824 entdeckte Gruppe unter 4° n. Br. und 152° 12′ östl. L. (Südspitze). Möglich ist es aber auch, daß die vorige oder gleich folgende zweimal angeführt wäre.

JJ. Ngarik, entdeckt 1773 von Tomson, der sie los Valientes nannte, wiedergesehen 1793 von Musgrave vom „Sugarcane", der sie die Sieben Inseln nannte, und endlich 1828 von Lütke genauer beobachtet. Eine Gruppe von 20 M. im Umfange mit 11 niedrigen, bewaldeten und bevölkerten Inselchen. Das größte ist nur 1 M. lang. Lage: 5° 49′ n. Br., 155° 15′ östl. L. (Ostspitze).

JJ. Soloan, entdeckt 1795 von dem Capitain Mertlock, der ihnen den Namen seines Schiffes, Young William, gab; erforscht von Lütke 1828, eine Gruppe von 60 niedrigen, bewaldeten und gut bevölkerten Inselchen, ungefähr 40 Meil. im Umfange. Das größte dieser Inselchen, Ta genannt, ist 5 Meil. lang und höchstens 300 Toisen breit. Nach Morrell, der diese Inseln 1830 besuchte, haben sie etwa 15 M. im Umfange und sind ungefähr 100 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Die Eingeborenen forderten ihn auf, an's Land zu kommen, und er gab ihren Wünschen nach; er wurde sehr freundschaftlich von den Männern und besonders von einigen jungen Mädchen aufgenommen, von denen er nach seiner Gewohnheit die reizendste Schilderung entwirft. Wenn man ihm glaubt, so sind sie junge Nymphen von 16 bis 17 Jahren, mit Gazellenaugen, Elfenbeinzähnen und den zartesten Zügen, die er jemals gefunden. Ihr Wuchs war klein, aber ihre Hände und Füße waren es im Verhältniß noch mehr; sie hatten schwarzes Haar und funkelnde schwarze Augen, kleine runde frische Wangen, ein reizendes Kinn, zum Küssen lockende Lippen und einen schlanken Hals. Den nackten Leib konnte man mit den beiden Händen umspannen. „Bei dieser reizenden Schilderung," setzt er naiv hinzu, „darf ich einen Schatten nicht verschweigen: ihre Haut hatte eine leichte Kupferfarbe."

Die Freundschaft, mit welcher die Bewohner von Soloan Morrell behandelten, war indeß nur eine Schlinge; in dem Augenblicke, als er sich wieder einschiffen wollte, fielen sie über ihn her und er mußte sich durch Flintenschüsse von ihnen frei zu machen suchen. Kaum war er mit seinen Begleitern auf den „Antarctic" zurück, als vielleicht hundert Piroguen von allen Inseln herbeikamen, um ihn anzugreifen. Morrell wollte es nicht zum Aeußersten kommen lassen, sondern ergriff das menschlichere Mittel, mit seinem Schiffe schnell zu entfliehen.

Ganz nahe bei Soloan liegen zwei andere minder ansehnliche Gruppen, die von Lütke 1828 ebenfalls erforscht wurden, nämlich in NO. Lunguor von 10 bis 15 M. im Umfange, mit 17 niedrigen und bewaldeten Inselchen, von denen die größten 2 M. lang sind; und in N. Etal, 3½ M. lang, aus 18 sehr kleinen Inselchen bestehend.

Die geographischen Grenzen Soloans sind 5° 15′ und 5° 36′ n. Br.; 151° 16′ und 151° 38′ östl. L.

JJ. Ramanik, entdeckt im Januar 1829 von dem Russen Lütke, im Mai 1830 von Morrell wiedergesehen, der sie Skeddy's Group nannte, eine Gruppe von 6 M. im Umfange mit drei niedrigen und bewaldeten Inseln, von denen jede etwa ½ M. lang ist. Morrell, der die Größe dieser Gruppe sehr übertreibt, versichert, sie werde von einem den Insulanern von Hogoleu ähnlichen Menschenschlage bewohnt und die Inseln wären fast gänzlich von Cocuspalmen und Brodfruchtbäumen bedeckt. Lage: 5° 53′ n. Br., 150° 57′ östl. L.

J. San Agustin, entdeckt 1773 von dem Spanier Tomson, eine niedrige Insel von 6 M. Länge von NNW. nach SSO. mit einem Riffe, das an seiner SO-Spitze 6 M. in das Meer hinaus sich erstreckt. Lage: 7° 25′ n. Br., 153° 45′ östl. L. (Nordspitze)? Vielleicht ist es auch die folgende.

J. Bordelaise, entdeckt den 18. Juni 1826 von dem Capitain Saliz, der ihr den Namen seines Schiffes gab, eine kleine flache Insel von 1 bis 2 M. Ausdehnung und 60 Fuß Höhe. Lage: 7° 38′ n. Br., 152° 45′ östl. L.

J. San Rafael, entdeckt 1806 von Monteverde, der ihr den Namen seines Schiffes gab, klein und niedrig, 3 bis 4 M. im Umfange haltend, mit einem Riffe. Lage: 7° 19′ n. Br., 151° 32′ östl. L.

JJ. Murilleu, entdeckt den 2. April 1826 von John Hall, im Nov. 1828 von Lütke genauer erforscht. Dieser kleine Archipel besteht aus zwei getrennten Gruppen, die erste, Ramolipiafane, hat 40 M. im Umfange und zählt 14 kleine niedrige Inseln, deren größte kaum 1 M. lang sind; die andere, Murilen, hat 45 M. im Umfange und enthält 13 niedrige, bewaldete, sehr kleine Inselchen. Geograph. Grenzen: 8° 27′ und 8° 48′ n. Br., 149° 24′ und 150° 2′ östl. L.

JJ. Faieù (östliche), entdeckt den 2. April 1824 von dem Capitain John Hall und 1828 von Lütke aufgenommen, zwei aneinander stoßende niedrige, bewaldete, höchstens mit ihren Riffen 2 M. lange Inseln. Lage: 8° 34′ s. Br., 149° 5′ östl. L.

J. Unun, entdeckt 1801 von Ibergoitia, der sie Anonyme nannte, erforscht 1828 von Lütke, niedrig, bewaldet, 2½ M. von N. nach S. lang und kaum ½ M. breit. Lage: 8° 37′ n. Br., 147° 30′ östl. L.

JJ. Maguir, entdeckt 1824 von dem Capitain Bunkey, der sie Ramp nannte, erforscht 1828 von Lütke, zwei niedrige und bewaldete Inseln. Lage: 9° 1′ n. Br., 147° 55′ östl. L. (die östliche).

JJ. Peserar, entdeckt 1824 von Bunkey, der ihnen seinen Namen gab, 1828 von Lütke erforscht, zwei kleine Gruppen, deren jede von 4 oder 5 kleinen, niedrigen und bewaldeten Inseln besteht. Umalik, die größte, ist höchstens 1 M. lang. Lage: 8° 39′ n. Br., 148° 7′ östl. L.

Die drei vorhergehenden Gruppen zusammen bilden Lütke's Gruppe Ramonnito, die ungefähr 100 M. im Umfange hat. Maguir und Peserar wurden am 11. April 1827 von dem „Eclipse" gesehen.

JJ. Pinot und Aiet, entdeckt von dem Capitain Mertlock im J. 1795, wiedergesehen 1799 und 1801 von Ibergoitia und 1819 von Freycinet erforscht, zwei niedrige, bewaldete und bevölkerte Inselchen von 15 oder 16 M. im Umfange, die Riffe mit gerechnet. Es sind die beiden Inseln Kata der alten spanischen Karten. Lage: 7° 19′ n. Br., 46° 55′ östl. L. (die östliche).

Digitized by Google

J. Suk, wahrscheinlich das San Bartolome des Quiros von 1596, gesehen von Musgrave vom „Sugarcane" 1793, von Ibergoitia 1799 und 1801, aufgenommen von Freycinet 1819, ein niedriges, bewaldetes und unbewohntes Inselchen von 5 bis 6 M. im Umfange, umgeben von einer sehr weit reichenden Untiefe. Lage: 6° 40′ n. Br., 147° 5′ östl. L.

J. Bigali, entdeckt den 3. Juli 1824 von Duperrey, im Februar 1828 von Lütke gesehen, der sie Piguele nannte, ein niedriges, bewaldetes, ödes Inselchen von 200 Klaftern Breite, umgeben von einem Riffe. Lage: 8° 13′ n. Br., 145° 18′ östl. L.

J. Libia, entdeckt 1801, gesehen von dem „Ocean" 1804, ohne Zweifel identisch mit der Insel Faralis, die Morrel im Mai 1830 sah, ein unbewohntes, niedriges und von Gebüsch bedecktes Inselchen von 3 M. im Umfange. Lage: 8° 37′ n. Br., 144° 51′ östl. L.

J. Faieù (westliche), wiedergefunden 1828 von Lütke, ein niedriges und bewaldetes Inselchen, von höchstens 200 Toisen Länge, aber mit einem Riffe von fast 5 M. Ausdehnung. Lage: 8° 6′ n. Br., 144° 32′ östl. L.

J. Satarral, entdeckt 1797 von Wilson, der sie Tacker nannte, wiedererkannt 1824 von Duperrey und 1828 von Lütke, eine kleine niedrige und bewohnte Insel von kaum 2 M. im Umfange. Ihre Bewohner sind kühne Seefahrer und kommen fast jedes Jahr einmal nach Guaham. Lage: 7° 22′ n. Br., 144° 46′ östl. L.

JJ. Ramurek, gesehen 1797 von Wilson, der sie zusammen mit den folgenden Swede nannte, wiedererkannt 1828 von Lütke, der hier die Inseln Lamurek oder Lamorsek verschiedener Seefahrer und aller Missionsberichte sieht. Es ist eine 6 M. lange Rifkette mit drei ganz kleinen niedrigen, bewaldeten und bevölkerten Inselchen. Lage: 7° 30′ n. Br., 144° 10′ östl. L. (SO.-Spitze.)

JJ. Elet, zu den Swede-Inseln Wilson's gehörig, von Lütke 1828 wiedererkannt, eine 6 bis 7 M. lange Rifkette mit 7 niedrigen, bewaldeten und bewohnten Inseln. Lage: 7° 26′ n. Br., 144° östl. L. (Südspitze.)

JJ. Olimirao, entdeckt von Lütke im März 1828, eine Gruppe von 8 oder 9 M. im Umfange, die nur zwei niedrige und bewaldete Inselchen begreift. Lage: 7° 45′ n. Br., 142° 37′ östl. L.

JJ. Farroilep, entdeckt 1827 und damals Gardner genannt, erforscht von Lütke 1828, eine Gruppe von 4 oder 5 M. im Umfange mit drei niedrigen und bewaldeten Inselchen. Lage: 8° 37′ n. Br., 142° 16′ östl. L. Nach Cantova schon 1696 von Juan Rodriguez gesehen.

JJ. Ifeluk, entdeckt 1697 von Wilson, der sie Two Islands nannte, wiedererkannt 1828 von Lütke, eine Gruppe von 3 oder 4 M. im Umfange, aus vier niedrigen und bewaldeten Inselchen bestehend. Lage: 7° 25′ n. Br., 142° 12′ östl. L.

J. Jàli, Ulee Cantova's, Gulial des Torres, seit dem Anfange des letzten Jahrhunderts durch die Erzählungen der Eingeborenen den Missionären bekannt. Der Erste, der sie sah, ohne aber ihren wirklichen Namen zu kennen, war 1797 Wilson, der sie die Dreizehn Inseln nannte. Luis de Torres besuchte sie 1804 auf dem Schiffe „Maria", und endlich erforschte sie Lütke im März 1828 im größten Detail und schrieb ihren Namen Ulleay. Es ist eine Kette von 12 M. im Umfange, mit 20 sehr kleinen, niedrigen und bewaldeten Inselchen. Die hauptsächlichsten derselben sind Raùre, Waliaù, Ulleay, Tagoilap, Saliape und Ulemerary. Kadu, von dem wir bereits gesprochen haben, war von diesem letztern Inselchen und dessen Häuptling, der über die ganze Gruppe herrschte, hieß Tua. Lage: 7° 24′ n. Br., 141° 40′ östl. L. (Ostspitze.)

JJ. Aurupig, nach der Karte Arrowsmith's entdeckt 1791, gesehen 1826 von Saliz, von Lütke 1828 wiedererkannt, drei niedrige und sehr kleine Inselchen. Lage: 6° 40′ n. Br., 140° 59′ östl. L.

JJ. Philipp, zwei kleine 1791 von dem Capitain Hunter entdeckte Inseln, das Sorol der Karte Lütke's. Lage: 8° 6′ n. Br., 138° 34′ östl. L.

JJ. Sonsorol, zwei kleine Inseln, entdeckt 1710 von dem Spanier Padilla vom „Santa Trinidad", genannt Sanseroo von den Bewohnern Pelews, die oft dahin kommen. Die südliche, die größte, ist von der andern durch einen 2 M. breiten Canal getrennt und wird von den Eingeborenen Kodokopui genannt. Lage: 5° 20′ n. Br., 129° 54′ östl. L.

J. Pulo Anna, entdeckt 1761 von dem Schiffe „Carnavon", gesehen den 12. Octbr. 1767 von Carteret, 1769 von dem Schiffe „Posonby" und 1785 von dem „True Briton", eine kleine niedrige und bewaldete Insel. Lage: 4° 38′ n. Br., 129° 44′ östl. L.

J. Pulo Mariere, wiedergefunden 1781 von dem „Montrose", kleine bewohnte Insel, 2 M. von N. nach S. lang und 1 M. breit, das Hastings der Karte Arrowsmith's. Lage: 4° 20′ n. Br., 130° 8′ östl. L.

J. Revil, entdeckt 1781 von dem Schiffe „Montrose", das ihr diesen Namen gab, gesehen 1782 von dem Schiffe „Lord North", das sie North nannte, 1788 von Douglas, Capitain der „Iphigenie", der ihr den Namen Johnson beilegte; wahrscheinlich identisch mit der Insel Evening, die Carteret den 17. Septbr. 1767 sah; niedrig, 3 M. im Umfange haltend, mit einem Riffe an der Ostspitze. Lage: 3° 3′ n. Br., 128° 44′ östl. L.

Wir beschließen dieses lange Verzeichniß mit der folgenden Gruppe, welche noch zu Micronesien gehört:

JJ. Guedes, entdeckt 1537 von Grijalva de Alvaredo, wiedergefunden 1767 von Carteret, der sie Joseph Freewill nannte, gesehen 1788 von Meares, dann von Mocluer, von dem Capitain William von dem „Thams" und endlich von Horsburgh, der ihre Lage genau bestimmte. Barclay, der 1805 hier ankerte, zählt vier gut bevölkerte auf. Sie sind niedrig, mit dicken Cocuspalmen bedeckt, haben eine Ausdehnung von 14 M. von N. nach S. und von 5 M. von O. nach W. und heißen auch die Inseln des heil. David. Diese Inseln haben das Merkwürdige, daß sie trotz der großen Nähe des von der schwarzen Race bewohnten New-Guineas von gelbfarbigen Menschen bewohnt sind. Besonders wichtig ist es, die Sprache der Insulaner zu studiren, denn sie wird das Mittel zur Entscheidung geben, ob sie noch zur großen polynesischen Familie gehören, oder zu den malaiischen Völkerschaften gerechnet werden müssen, oder endlich, ob sie eine der anomalen Varietäten bilden, die Micronesien inne haben. Lage: 0° 50′ n. Br., 132° 2′ östl. L.

Kapitel LVI.

Fahrt. — Wallfischfang. — Inseln Galapagos. — Juan Fernandez. — Cap Horn.

Bei der Fahrt durch den Archipel der Carolinen hatte Pradicton ernstlich an den Hauptzweck seiner Reise gedacht. Seine Wanderschaft von Hafen zu Hafen, zu deren jedem er schnell verkäufliche Gegenstände brachte und Waaren einnahm, die in der Nähe gut abzusetzen waren, seine vielen Speculationen waren beendigt. Er fing an, das Herumkreuzen überdrüssig zu werden und sehnte sich nach seinem Vaterlande, seiner Familie und seinen Kindern. Auch hatte er nach der Abfahrt von Guaham an Bord alles für sein Geschäft als Wallfischjäger vorbereitet. Er hatte noch etwa hundert Fässer zu füllen und wollte nicht mit halb beladenem „Oceanier" nach New York zurückkommen. Eher wäre er an die Pole zurückgekehrt, um dort Wallfische zu suchen.

Diesmal kam ihm der Zufall schlecht zu statten. Vierzehn Tage lang fuhren wir in diesen Gewässern umher, ohne etwas zu finden. Kaum signalisirte man in der Ferne einige kleine Wallfischchen, welche die Mühe nicht lohnten. „Man hat diese Gewässer bezaubert," murmelte der Amerikaner; „es ist doch die gute Breite und die gute Zeit. Geduld!" Nach dreiwöchentlichem fruchtlosen Suchen ging ihm aber doch die Geduld aus. „Hole der Teufel das Kreuzen!" rief er; „alle Wallfische müssen nach dem Osten ausgewandert seyn. Wenn es Gott gefällt, finden wir sie bei den

Digitized by Google

Galapagos und an der Küste von Chili. Und sollten wir bis zu den Neushetlandischen Inseln fahren, wir thun es. Mit leeren Tonnen soll der „Oceanier" nicht zurückkehren."

Er handelte rasch nach diesem Entschlusse. Wir hatten damals den Westmunsun. Er ließ nach NO. steuern, bis in die Nähe des amerikanischen Festlandes fahren und gab dann Befehl, nach SO. zu wenden. Den 12. October befanden wir uns vor den Galapagos und die Voraussicht des Capitains ging in Erfüllung. Der „Oceanier" war von Wallfischen umringt. An einem Tage bemerkte man vier. „An's Werk, Kinder!" rief da der Amerikaner; „die Fischerei ist offen."

Bei diesen Worten erwachte die Mannschaft und es war, als hätten sie eine neue Saite angeschlagen. Jeder Matrose sprang nach den Harpunen und stritt um die Ehre der ersten Beute. Der Capitain kam dazu und vertheilte seine Leute. Man bemannte zwei Böte mit den kühnsten und gewandtesten Leuten. Für jedes Boot reichten fünf Mann aus. Nutzlose Arme wurden dabei nicht geduldet und trotz meinen Bitten mußte ich das Schauspiel von dem Verdeck aus ansehen.

Man hatte es auf einen ungeheuern Wallfisch abgesehen. Für ein wenig geübtes Auge glich das Thier einem Felsen, so unbeweglich und grau, anscheinend leblos und ohne bestimmte Form war es. Die Fahrzeuge ruderten lebhaft nach dieser Masse hin. Als man ihr bis auf einige Klaftern nahe gekommen war, richtete sich der Harpunirer vorn gerade auf und heftete das Auge auf sein Opfer. Das Ungeheuer rührte sich nicht und schien todt zu seyn. Erst als man die Ruder heben wollte, gab der Wallfisch durch eine plötzliche Erschütterung zu erkennen, daß er die Gefahr wohl sehe. Er tauchte unter, aber man konnte seinem Wege unter dem Wasser folgen und die Fahrzeuge immer auf seiner Spur halten. Nach zehn Minuten kam er mit entsetzlichem Geräusche wieder zum Vorschein, streckte seinen mit Seetangen bedeckten Kopf heraus und blies zwei ungeheure Salzwasserströme wohl 30 Fuß hoch empor. In ihrer anmuthigen Krümmung zeigten diese beiden Cascaden alle Farben des Prismas und bildeten auf dem Meere einen der schönsten Regenbogen, die man sehen kann.

Nach etwa vier solcher Untertauchungen gelangten die Fahrzeuge endlich in die gehörige Nähe. „Auf!" rief der Officier, und alle richteten sich auf; vor allen die Harpunirer, die ihre Waffen schwangen. „Stich!" fügte der Officier hinzu. Die Harpune wurde mit soviel Gewalt geschleudert, daß das ganze Eisen in dem Körper des Thieres verschwand. Als der Wallfisch sich getroffen fühlte, blieb er einen Augenblick wie betäubt; aber gleich darauf fing er an sich auf dem Wasser zu wälzen, hob zuerst seinen ungeheuern Kopf empor, als wolle er seinen Feind suchen, schlug sodann das Meer mit seinen Flossen oder tauchte hinab, so daß man nur noch seinen großen zitternden Schwanz sah. Hierauf verschwand er und schwamm unregelmäßig fort, als wolle er seiner eigenen Wunde entfliehen.

Das Boot folgte, von nun an von seiner Beute unzertrennlich. Ein Seil hielt es an der Harpune fest und diese hing an dem Wallfische. Man sah das Fahrzeug über das Wasser dahingleiten, schnell wie einen Pfeil, ohne aber die bewegende Kraft zu merken. Es fuhr im Zickzack so blitzschnell dahin, daß der Mannschaft der Athem ausgehen mußte und die geringste Bewegung hingereicht haben würde, das Boot umzuwerfen.

Das Thier konnte nicht immer so fliehen. In einem bestimmten Augenblicke mußte es inne halten, dann wieder an die Oberfläche heraufkommen, um zu sehen, wo die Gefahr sey, sich schrecklicher und verwundbarer als das erstemal zeigen. Der Harpunirer hielt sich zu dem Wurfe bereit. Als der Wallfisch wieder erschien, zielte der Fischer und traf ihn gerade hinter der Flosse. Das war der Todesstreich. Die Mannschaft jubelte: „Hurrah!" Das Thier schien zu fühlen, daß es verloren sey. Es tauchte von neuem, wälzte sich, schoß wüthend in die Tiefe des Oceans hinab, drehte und wand sich nach allen Seiten. Diesmal war seine Spur leicht zu erkennen, denn es färbte das Wasser rosenroth, und als der Fisch wieder an die Oberfläche kam, spritzte er nicht mehr Wasser, sondern Blut aus. Die Mannschaft wurde davon über und über besprengt. In der Entfernung von einer halben Stunde hörten wir am Bord das Getöse seiner Todesangst und das Röcheln seines Todes. Noch dreimal tauchte das Thier unter und suchte zu fliehen, und noch dreimal wurde es verwundet. Endlich, als das Leben und die Kraft erloschen waren, kam es als todte Masse empor und zeigte nicht mehr seinen braunen Rücken, sondern den Bauch, dessen weiße Flecke in der Sonne glänzten und von dem ganz blutigen Meere abstachen. Man schleppte die Beute an das Schiff, wo sie den Tag über zerlegt wurde.

An Bord standen die Kessel bereit. Man schmolz das Fett und füllte damit die leeren Fässer. Vier Wallfische, die man in den folgenden Tagen harpunirte, genügten, um dem „Oceanier" volle Ladung zu geben. Unterdeß fragte ich Pendleton über diesen Handel und seine Vortheile.

„Sonst," sagte er, „war der Wallfischfang von geringer Wichtigkeit und wenig Nutzen. Es zeigten sich jährlich kaum einige Schiffe bei Spitzbergen und Grönland, dem Vaterlande der freien Wallfische. Anderswo suchte man sie nicht. Später, als sie von einer größern Anzahl Fischer verfolgt und schüchterner wurden, wanderten sie nach dem Polarrise auf, wo sie mit Mühe zu erreichen waren. Statt die größern Thiere, die sich dahin geflüchtet hatten, suchte man jene auf, die sich in gemäßigtern Breiten, vom 60° bis 10° der Breite in einer oder der andern Hemisphäre zeigten, bisweilen selbst unter dem Aequator. So zogen Wallfischjäger nach Canada und Neufundland, an die Küsten des westlichen Amerikas, zu den Aleutischen Inseln, an die Küsten von Japan und Corea, in den Archipel der Carolinen und Marianen, dann nach Süden in einen ziemlichen Theil des Atlantischen Oceans; endlich in die Gewässer westlich von dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, an die Inseln Tristan d'Acunha, die Küsten Brasiliens und Patageniens, an die Malouinen, die Insel Mocha, die Küste Chili's, die Galapagos, Madagascar, Guinea ꝛc.

„Seit man den Wallfischfang auf allen Meeren betrieben hat, hat sich die Zahl der Wallfischjäger sehr vermehrt. Die nordamerikanische Union schickt dergleichen überall hin, England ebenfalls; Frankreich hat einige Versuche in den südlichen Meeren gemacht. Der Fischthran ist ein treffliches Product, wohlfeil zu erhalten und immer leicht abzusetzbar."

Während wir dem Fange zusahen, waren mehrere Inseln vor uns vorbeigegangen. Der „Oceanier" war zuerst an den Galapagos hingefahren, einer von den ersten spanischen Seefahrern entdeckten Gruppe, die aber mit einiger Sorgfalt erst von dem Engländer Wood Rogers erforscht wurde, der den berühmten Dampier unter sich hatte. Wood Rogers ankerte an einer dieser Inseln, ohne eine einzige Quelle süßen Wassers finden zu können, ob er gleich bis gegen 4 Meilen weit ins Innere des Landes hineingegangen war. Diese nach ihm trockene und dürre Insel ist mit Kieseln bestreut und mit Sand bedeckt, der wie Asche unter den Füßen nachgiebt. Dies sind offenbare Spuren einer neulichen vulkanischen Bildung. Eine der benachbarten Inseln, Santa Maria de la Aguada genannt, hat, wie ihr Name anzeigt, mehrere Wasserquellen, Bauholz und eine sehr sichere Rhede.

Die charakteristischste Eigenthümlichkeit dieser Gruppe ist die große Menge von Land- und Wasserschildkröten (— im Spanischen Galapagos —). Die größten Landschildkröten haben nicht über 100 Pfund, aber Wasserschildkröten findet man, welche über 400 Pfund wiegen. Die Eier der erstern sind etwa so groß wie Gänseeier, weiß, rund und mit einer dicken Schale überzogen. Nichts kann häßlicher aussehen als diese ungeheuern Thiere. Ihr Schild ist rabenschwarz und ihre Haut rauh und runzelig. Sie haben einen Hals so lang als die Beine, so dick als das Handgelenk eines Mannes, krumme und plumpe Beine mit fünf dicken Nägeln an den Vorderbeinen, einen kleinen Kopf und eine spitzige Schnauze wie eine Schlange, die schwarz und runzelig ist. Rogers sah auf den Galapagos auch eine große Menge Wasserschlangen, See- und Landvögel, Guanos und Seehunde, deren Fell aber nicht so gut ist wie das jener von Juan Fernandez.

Bald bemerkten wir nun jene Insel Juan Fernandez, die in Europa durch die Abenteuer des Matrosen Selkirk so berühmt ist, des Musters des Robinson Crusoë. Juan Fernandez, entdeckt und benannt von den ersten

Digitized by Google

spanischen Abenteurern, wurde erst von Wood Rogers und Anson wirklich erforscht. Wood Rogers nahm auch den 1. Febr. 1709 den Matrosen Selkirk auf, der vor vier Jahren auf der öden Insel verlassen worden war. Er fand ihn mit Ziegenfellen bekleidet und so schüchtern wie diese Thiere selbst. Er war in der Grafschaft Fife geboren und von dem Capitain Paulding allein mit seinen Kleidungsstücken, seinem Bett, einer Flinte, einigen Pfunden Pulver, Kugeln, Tabak, einem Beile, einem Messer, einem Kessel, einer Bibel, einigen Andachtsbüchern ꝛc. an's Land gesetzt worden. Im Anfange war er traurig und unglücklich, endlich aber hatte er sich an seine Lebensweise gewöhnt. Er hatte aus Baumzweigen in einiger Entfernung von einander zwei Hütten erbaut, sie mit einer Art Rohr bedeckt und mit Fellen der Ziegen ausgeschlagen, die er erlegte, wie er sie brauchte. Feuer machte er sich mit dem Pulver, später aber lernte er es mit zwei Stücken Holz machen, die er auf seinem Knie aneinander rieb. Die kleinste Hütte war seine Küche; in der großen schlief, betete und arbeitete er. An Fischen fehlte es ihm nicht, da er sie aber ohne Salz essen mußte, so zeigten sich Spuren von Dysenterie bei ihm. Flußkrebse, von trefflichem Geschmacke, bald gekocht, bald gebraten, sowie das Ziegenfleisch, bildeten fast seine ganze Nahrung. In der ersten Zeit nach seiner Ankunft jagte er diese Thiere mit seinem Gewehre, als aber der Schießbedarf erschöpft war, wurde er so gewandt im Laufen, daß er die Thiere auf dem Gipfel der steilsten Pics erreichte und sie von Abgrund zu Abgrund verfolgte. (Taf. 66. Abb.) Diese Jagd war für ihn eine wahre Zerstreuung. Mehr als einmal ließ er Ziegen nach, fing sie und ließ sie wieder los, nachdem er sie an dem Ohre gezeichnet hatte. Rogers stellte seine Gewandtheit auf die Probe. Selkirk jagte vor ihm, bewies sich schnellfüßiger als die besten Hunde und brachte die Beute, die er im Laufe erreicht hatte, auf dem Rücken zurück. Eine solche Beute wurde ihm aber einmal beinahe sehr verderblich. Auf der Verfolgung bemerkte er einen Abgrund nicht, der von Gebüsch versteckt war, und er rollte mit dem Thiere in eine große Tiefe hinab.

Obgleich seine Speisen ohne Salz gekocht wurden, gewöhnte er sich doch daran. Die Insel brachte Rüben hervor, welche ohne Zweifel von frühern Europäern da gesäet worden waren, so wie vortrefflichen Palmenkohl, den er mit Piment würzte. Seine Schuhe und Kleidungsstücke waren bald abgenutzt, aber er lernte schnell barfuß gehen, und bald wußte er sich eine Mütze und Jacke von Ziegenfellen zu machen, die er mittelst kleiner Riemen und eines Nagels zusammennähte, der ihm als Nadel diente. Zu seiner Unterhaltung hatte er Katzen und junge Ziegen zum Tanzen abgerichtet. Seine grausamsten Feinde waren die Ratten, die ihm im Schlafe sogar die Füße zu benagen anfingen. Um sich von ihnen zu befreien, zähmte er wilde Katzen, indem er sie mit Ziegenfleische fütterte. Als Rogers ihn auf das Schiff nahm, hatte er das Sprechen so verlernt, daß er anfangs nur kaum verständliche Töne von sich gab. Er schlug den Branntwein aus, den man ihm anbot, und einige Wochen lang konnte er das auf europäische Art zubereitete Fleisch nicht essen. Bald fuhr das Geschwader ab und der englische Capitain nahm Selkirk mit. Rogers verließ die Insel nicht, ohne das Innere zu erforschen; Anson sollte aber dreißig Jahre später vollständigere Nachrichten über dieselbe geben.

Nachdem er auf der Höhe des Cap Horn viel gelitten hatte, erschien Anson den 9. Juni 1741 vor Juan Fernandez mit einer Mannschaft, die entsetzlich von dem Scorbute litt. Man ankerte in der Bai Cumberland, die gegen die Südwinde geschützt ist (Taf. 66. Abbild.), und einige Tage nachher schlug man am Lande ein Lager auf, wo die Kranken sich wieder erholen sollten. Das Lager befand sich an einem angenehmen Plätzchen, eine halbe Meile vom Meere, am Abhange eines Hügels. (Taf. 66. Abb.) Vor dem Zelte befand sich eine große Allee, die mitten durch den Wald zu dem Meere führte. Die Bucht mit den ankernden Schiffen bildete den Vordergrund der Landschaft. Dahinter befand sich ein halbkreisförmiges Dickicht von Myrten, während zwei klare Bäche unter den Bäumen hinströmten. Ganz hinten erhoben sich die rauhen Spitzberge der Insel. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte setzte Anson seine Fahrt wieder fort, denn seine Mannschaft hatte sich gänzlich wieder erholt.

Die Insel Juan Fernandez, unter 33° 40′ s. Br. und 110 St. von der Küste Chili's gelegen, hat ihren Namen von einem Spanier, der hier eine bald wieder aufgegebene Niederlassung gründete. Sie hat eine unregelmäßige Gestalt; ihre größte Länge beträgt zwischen 4 und 5 St. und ihre größte Breite nicht ganz 2 St. Der Ankerplatz befindet sich an der nördlichen Küste, die nur selten den Winden ausgesetzt ist. Diese Seite der Insel wird von steilen, bisweilen selbst unzugänglichen, obschon häufig bewaldeten Felsen gebildet. Der Boden ist leicht und nicht tief und man sieht oft Bäume wegen Mangel an Wurzeln umstürzen. Ein Matrose Anson's machte einen merkwürdigen und verderblichen Versuch. Auf der Verfolgung der Ziegen auf den Bergen faßte er einen Baum, der an einem gefährlichen Abhange stand; der Baum gab nach, wie ein zweiter, an dem er sich festhalten wollte, und der Unglückliche stürzte und zerschmetterte sich in dem Abgrunde. Der südliche Theil von Juan Fernandez dagegen ist ein dürres, steiniges, baumloses, niedrigeres und ebeneres Land. Nie legt ein Schiff an den hohen Felsenufern an, die von den Winden und Wogen gepeitscht werden. Unter diesen Bergen bemerkte Anson einige, die Aehnlichkeit mit den goldhaltenden Hügeln Chili's hatten, und andere, die eine rothe Erde enthielten.

Die Bäume, welche im Norden der Insel wachsen, sind fast sämmtlich aromatisch. Das größte von allen diesen Vegetabilien ist die Myrte, die 40 Fuß hoch wird und allein zum Bauen dienen kann. Der Gipfel der Myrte ist rund und regelmäßig wie ein verschnittener Baum. Der Pimentbaum ist auf Juan Fernandez ebenfalls sehr häufig, so wie eine Menge antiscorbutischer Gewächse, die Wasserkresse, Rüben ꝛc. Dem Gebrauche dieser Pflanzen, wie dem des Fleisches und der Fische der Insel, verdankte die Mannschaft Anson's die Vertreibung des Scorbuts.

Die Berge trugen nur hochstämmiges Holz, unter denen kein Unterholz den Gang hemmte. Man konnte also ohne Mühe und Gefahr bis in das Innere gehen, um sich an den zauberischen Aussichten zu erfreuen. Jeden Augenblick erschien hinter einem Vorhange von grünen und dichtbelaubten Bäumen ein anmuthiges Thal, bewässert von Bächen, die in Cascaden herabstürzten. Die Thäler zwischen hohen rauhen Felsenspitzen, die von Gruppen wohlriechender Bäume durchschnitten, durch den Gesang der Vögel und das Rauschen der Wasserfälle belebt waren, glichen eben so vielen einsamen Eden, wo der Mensch gern zu leben wünscht.

Die Landschaften wurden durch eine Menge Ziegen belebt. Trotz der großen Anzahl, die Selkirk erlegt hatte, fand Anson dreißig Jahre später noch eine große Menge dieser Thiere. Seltsam genug hatte die erste Ziege, welche von den englischen Matrosen erlegt wurde, an dem Ohre das Zeichen, das ihnen Selkirk gab, wenn er sie wieder freiließ. Die Zahl dieser Thiere war damals sehr vermindert in Folge einer von den Spaniern versuchten allgemeinen Niedermetzelung, damit ihren Feinden, den Buccaniers oder Flibustiern, eine Hilfsquelle entzogen werde. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte man eine Anzahl Hunde losgelassen, die sich seitdem ungeheuer vermehrt hatten. Wirklich war nur eine kleine Anzahl Ziegen übrig geblieben, die sich auf die am wenigsten zugänglichen Bergspitzen geflüchtet hatten. Anson war eines Tages Zeuge der Vorbereitungen zu einem Kampfe zwischen den beiden Feinden. Während er sich auf der Schaluppe in die östliche Bai begab, bemerkte er einige Hunde, die einer Spur nachzugehen schienen. Er hielt an, um sie zu beobachten. Sie liefen eine Anhöhe hinan, auf deren Gipfel man eine Schaar Ziegen sah, die, statt zu fliehen, festen Fußes den Feind erwarteten. An dieser Stelle war ein schmaler Weg mit Abgründen an beiden Seiten; die Ziegen stellten sich wie echte Spartaner da auf und der Leonidas der Schaar richtete die Hörner so, daß dem Feinde eine Art spanische Reiter entgegenstand. Bis an das Ende des Engpasses waren die Hunde gelaufen, als wären sie ihrer Beute ganz sicher, als sie aber diese Fronte von drohenden Hörnern sahen, ergriff sie ein convulsivisches Zittern; sie legten sich keuchend auf die Erde und gaben ihre Jagd auf. Diese Hunde waren so ausgehungert als Anson an der Insel ausstieg, daß sie ihm in der Nacht die Lebensmittel stahlen und einen einzelnen Mann an hellem Tage anfielen. Da die Insel wenig Hilfsmittel

Digitized by Google

gewährt, so glaubte Anson, sie nährten sich von Fischen und besonders von Seekälbern. Die englischen Mannschaften aßen bei Mangel an Ziegen auch dieses Amphibium und fanden es endlich sehr gut.

Außer dem Seekalbe findet man an Juan Fernandez häufig den Seelöwen, von welchem der englische Commodore eine detaillirte Beschreibung giebt und dessen Fleisch die Matrosen aßen, indem sie es Rindfleisch nannten. Der Seelöwe kann seiner ganzen Größe nach 12 bis 20 Fuß lang seyn und 8 bis 15 Fuß im Umfange haben. Er ist so fett, daß wenn man in seine Haut, die etwa einen Zoll dick ist, einen Einschnitt gemacht hat, man mindestens einen Fuß hoch Fett findet, ehe man auf das Fleisch oder die Knochen kommt. Die größten dieser Amphibien lieferten bis 126 Gallonen Thran. Sie sind sehr reich an Blut und aus jeder Wunde, die sie erhalten, strömt es wie eine Quelle heraus. Die Haut der Seelöwen ist mit einem kurzen Haar von hellbrauner Farbe bedeckt, aber ihre Floßfedern und Schwänze, deren sie sich auf dem Lande statt der Füße bedienen, sind schwärzlich. Die Extremitäten ihrer Floßfedern sehen ziemlich wie Finger ohne Nägel, die in der halben Länge durch eine braune und glatte Haut vereinigt sind. Die Männchen haben eine Art großen Rüssels, der von der obern Kinnlade herabhängt. Bei den Weibchen bemerkt man dieses Anhängsel nicht. Diese Thiere, wirkliche Amphibien, verbringen den ganzen Sommer im Meere und den Winter am Lande. In der letztern Zeit werfen auch die Weibchen und zwar zwei Junge auf einmal, die saugen. Während der Zeit, die sie am Lande bleiben, leben die Seelöwen von dem Grase, das an der Küste wächst, und wenn sie nicht fressen, schlafen sie in dem Schlamme. Da sie plump und schwer beweglich sind, so müssen sie Wachen ausstellen, welche die geringste Gefahr anzuzeigen haben. Nähert man sich dem Orte, wo sie sich in Heerden aufhalten, so stimmen die Wachen ein bald dumpfes, bald gellendes Grunzen an und auf dieses Zeichen gleitet die ganze Familie nach dem Meere zu, in dessen Tiefe sie verschwindet. Oft hat man sie im Kampfe mit einander überrascht und die Weibchen scheinen der große Gegenstand ihrer Kriege zu seyn. Die Begleiter Anson's erlegten eine große Anzahl, deren Herz und Zunge sie als Delicatessen aßen. Bisweilen vertheidigen sich diese Thiere selbst gegen die Menschen. Ein Matrose, der einen jungen Seelöwen abzog, wurde von der Mutter desselben überrascht, die über ihn herfiel und ihm den Kopf in ihrem Rachen zermalmte. Der Matrose mußte sterben. Dies sagt Anson von den Seelöwen, indessen darf man nicht vergessen, daß dies etwas veraltete Naturgeschichte ist. Heut zu Tage werden alle Arten, welche von den alten Seefahrern verschiedene Namen erhalten haben, wie Seelöwe, Seekalb, Seehund, Seeelephant, Seepferd ꝛc. unter der allgemeinen Benennung Phoken zusammengefaßt.

Anson sah wenig Vögel auf der Insel, einige Falken, Colibris und Wiedehopfe; dagegen fingen seine Leute eine große Menge Fische. Da das Ufer von Felsen und Klippen starrte, so konnte man kein Netz ziehen; man fischte mit dem Hamen und das genügte. Die Seekrebse waren hier schöner als in irgend einem Theile der Welt und sehr häufig.

Die spanischen Reisenden, welche Juan Fernandez seit lange kannten, hatten von zwei Inseln, der großen und kleinen, gesprochen. Anson ankerte an der großen. Die andere, Mas-a-Fuero genannt, weil sie entfernter von dem Festlande ist, lag 22 St. in SW. Der „Trial Sloop", das Schiff Anson's, fand, daß sie gegen frühere Berichte bewaldet und von schönen Bächen durchschnitten war, welche in das Meer fielen. Man bemerkte hier auch einen Ankerplatz, der aber nicht sehr sicher und manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war. Mas-a-Fuero war noch mehr als Juan Fernandez von Ziegen bewohnt, die überdies minder wild und ruhiger waren, als man dieses Thier im wilden Zustande gewöhnlich findet.

Von den Galapagos bis zu Juan Fernandez hatte der „Oceanier" nicht einen Augenblick den gleichförmigen und sanften Wind dieser Gewässer. Windstillen, einige kurze und nicht sehr gefährliche Windstöße allein hatten unsere Ueberfahrt bezeichnet; aber jenseits der 40. Parallele begannen die Stürme, welche in den Gewässern des Caps Horn einen großen Theil des Jahres über herrschen. Diese stürmische Zeit dauerte über einen Monat und damit die gewöhnlichen Anstrengungen und Gefahren; als wir vor der langen Inselreihe, die sich nach Süden an dem großen amerikanischen Festlande hinziehen, vorbei waren und an das Cap selbst gelangten, war die Mannschaft größtentheils erschöpft und scorbutisch. Dieses schreckliche Uebel, die Folge langer Reisen, scheint besonders auf den Schiffen zu wüthen, welche nach den Polen zu fahren. Die gewöhnlichen Ursachen des Scorbuts sind der zu lange Genuß eingesalzener Speisen, die Anstrengungen, die Nebel, der Regen und das stürmische Wetter. Im Anfange hat die Krankheit wenig zu bedeuten; sie beschränkt sich auf ein leichtes Uebelbefinden und läßt dem Kranken einen großen Theil seiner Körperkräfte; erreicht sie aber einen gewissen Grad, so wird sie höchst gefährlich und tödtlich. Nichts kann übrigens unregelmäßiger seyn als die Symptome und Charaktere des Scorbuts. Sie wechseln bei jedem Individuum und scheinen besonders das schwächste und zum Krankwerden am meisten geneigte Organ zu betreffen. Indessen giebt es ein fast allgemeines Erkennungszeichen. Am Körper sind es große bläuliche Flecke am ganzen Umfange, angeschwollene Füße, stinkendes Zahnfleisch, völlige Müdigkeit und Abgespanntheit; am Geiste eine allgemeine Niedergeschlagenheit, Neigung zu seltsamen Schrecken, Widerwille vor Allem und Bilder die fortwährend an die Heimath erinnern. Acht Mann von dem „Oceanier", welche mehr als die Andern befallen wurden, lagen da und die Andern thaten den Dienst mit einer Art Entmuthigung. Selbst der Capitain besaß nicht mehr dieselbe Ruhe und Heiterkeit. Er blieb in düsterm Schweigen. Den 25. Decbr., als wir um das Cap Pilar, die westliche Oeffnung der Magelhaen's Straße, herumfuhren, drückte er mir die Hand und sagte: „wenn wir den SO-Wind auf der Höhe des Cap Horn treffen, sind wir verloren. Wir haben nur noch zehn kräftige Leute."

Glücklicher Weise wendete sich der Zufall zu unserm Gunsten. Der Westwind folgte uns längs der amerikanischen Inselkette hin und als er später nach NO. umsprang und heftig wurde, befanden wir uns vor dem Cap Horn, jener Endspitze eines großen Festlandes, das sich in einer hohen, steilen und runden Insel endigt. (Taf. 66. Abbild.) Der Capitain Hall schildert dieses Cap als einen schwarzen, hohen, steilen Felsen, der majestätisch seinen nackten Gipfel über das umliegende Land emporhebe und sich den Schiffen schon von weitem durch seine einsame und düstere Größe verrathe. Dies ist eine zu dichterische Schilderung, denn das Cap Horn sieht nicht anders aus als eine Menge europäische Vorgebirge.

Der NO-Wind, der uns vor dem Cap Horn traf, hatte das Meer aufgewühlt. Das Schiff wurde so heftig herumgeworfen, daß mehrere unserer Matrosen schwere Wunden davon erhielten. Man konnte auf dem Verdecke nicht bleiben, ohne sich an einem Taue festzuhalten. Fünfmal wurde ich niedergeworfen, als ich eine solche Stütze nicht annehmen wollte. Jeder mußte für sich selbst sorgen, als ein Lärmschrei sich hören ließ. „Ein Mensch im Meere!" rief man vorn. Ein Matrose, der mit einer Arbeit beschäftigt gewesen, war von der Woge mit fortgerissen worden. Das Meer tobte entsetzlich und der Wind stürmte ziemlich heftig; der Unglückliche konnte nur mit großer Gefahr gerettet werden. Pendleton zögerte indeß keinen Augenblick. Während man eine Rettungsboye auswarf, wurde auch das große Boot ausgesetzt und das Schiff so gestellt, um den Unglücklichen und die ihn Rettenden aufnehmen zu können. (Taf. 67. Abbild.) Das war für uns alle eine schreckliche, angstvolle Stunde, von der sich keine Rechenschaft geben läßt, wenn man nicht Gleiches empfunden hat. Der Himmel wollte indeß so viel Anstrengung nicht vergeblich seyn lassen. Das Boot konnte den schon halb bewußtlosen Matrosen aufnehmen und dann gelangte es nach vieler Anstrengung wieder an das Schiff. Der Capitain weinte fast; er umarmte den Führer der rettenden Mannschaft. Dann ging Jeder schweigend an seinen Posten. Die Winde waren widrig, aber Pendleton wußte sehr gut, was er von den Strömungen erwarten konnte, die uns in einer Stunde über 5 Meilen nach NW. zogen. Ihnen hatten wir es zu danken, daß wir am folgenden Tage trotz dem Winde am Staatenland hinfuhren. Unter dem 55° der Breite, d. h. auf derselben Höhe wie etwa Norwegen, hatten wir viel erstickend heiße Wetter.

Digitized by Google

Allerdings war es Sommer hier, aber selbst im Winter ist die Kälte nicht so streng als man glauben sollte. Kaum sieht man Reife, wie etwa in den gemäßigsten Theilen von Frankreich und Deutschland. Der auffallendste meteorologische Charakter dieser ungeheuern Landspitze ist ein fortwährender Wechsel von Regen und Wind und bisweilen eine entsetzliche Vereinigung beider. Die südwestlichen und nordwestlichen Stürme, Windstöße und Wasserhosen, schnell in alle Punkte der Windrose umsetzender Sturm, scheinen von dem Kampfe zu zeugen, den sich hier die großen Luftströmungen liefern, die im Innern des Landes von den grandiosen Anden und den gigantischen Cordilleren zusammengedrängt wurden. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich am Vorgebirge der guten Hoffnung, und seltsam genug führen auch dort die Strömungen nach dem Atlantischen Meere von O. nach W., während die des Caps Horn von W. nach O. gehen.

Wir waren nun an der NW.-Spitze des Staatenlandes. Die Staateninsel hat ungefähr 34 M. Länge von O. nach W., während ihre größte Breite 9 Meil. beträgt. An gewissen Stellen ist sie durch große Buchten ausgehöhlt, welche der Richtung der innern Berge zu folgen scheinen. So streckt die Insel bei ihrer sehr unregelmäßigen Gestalt hier und da Felsenmassen hinaus, die über dem Meere schweben. Staatenland ist von Feuerland durch Lemaire's Straße getrennt, die den Schiffen sehr gefährlich ist. Die Richtung der Berge, die es bedecken, geht von SSO. nach NNW. bei einer Höhe von 600 bis 2000 F. Mehrere dieser Spitzen gewähren einen großartigen und imposanten Anblick. Eine scharlachrothe Flechte, die ihre steilen Wände überzieht, sticht von dem Dunkelgrün der minder steilen Abhänge ab. Der Boden der Insel ist von Wasserlöchern zerrissen und es finden sich in ihrem Innern auch einige Seen. Der auf den Höhen dieses Landes vorherrschende Baum ist die Buche. Man findet wenig Thiere. Nur die am Strande zahlreichen Phoken ziehen bisweilen Fischer dahin. Darin unterscheidet sich Staatenland nicht von den Malvinen, die ebenfalls nur Phoken und Fettgänse nähren.

Kapitel LVII.

Die Malvinen.

Der „Oceanier" befand sich bald auf der Höhe der Gruppe der Malvinen, welche die Engländer auf ihren Karten die Falkland-Inseln nennen. Wir sahen sie den 25. Januar. Die Malvinen sind im letzten Jahrhunderte durch einen unglücklichen französischen Colonisationsversuch und in dem letzten Jahrhunderte durch den Schiffbruch der „Uranie" berühmt, die ihr Commandant, Freycinet, nach einer langen Reise um die Welt nach Frankreich zurückführte.

Die Entdeckung der Malvinen kann man dem Amerigo Vespuccio zuschreiben, der 1502 an der Nordküste hinfuhr und sie nicht für eine Insel, sondern für eine vorragende Spitze des amerikanischen Festlandes hielt. Davis und Cavendish fanden sie 1592 wieder und auf einigen damaligen Karten sieht man sie unter dem Namen südliche Inseln des Davis. Dann kam Strong und nannte sie Falkland-Inseln. Beauchesne Gouin bestätigte seiner Seits 1700, daß es eine Gruppe von einer großen Insel mit zwei kleinen daneben sey. Richard Hawkins beschrieb sie ebenfalls und versicherte, sie wären bewohnt, was sich seitdem nicht bestätigt hat; endlich ankerte ein Schiff von St. Malo, der „Saint Louis", daselbst und nahm Wasser ein, ohne zu versuchen, sie genauer kennen zu lernen. Damals unternahm es Bougainville, sie zu colonisiren, da er meinte, sie müßten ihrer Lage nach einen trefflichen Ruhepunkt für die Schiffe gewähren, die sich über das Cap Horn in die Südsee begäben oder von da zurückkehrten. Im Anfange des Jahres 1763 schlug er mit Begünstigung zweier seiner Verwandten am französischen Hofe vor, auf eigene Kosten an jenem Punkte eine Niederlassung anzulegen. Als er hierzu die Erlaubniß erhalten, reiste er am 15. September von Saint Malo mit der „Sphinx" und dem „Adler" ab und nahm mehrere canadische Familien mit sich, die aus arbeitsamen und verständigen Personen bestanden. Als er sich der Küste näherte, glaubte Bougainville anfangs, wie vor ihm Hawkins und Wood Rogers, diese Inseln wären mit Wald bedeckt. Aber was er für Wald hielt, war nichts als Dickichte hohen Rohrs. Die Berge des Innern waren mit Haide bedeckt.

Bougainville fand bei seiner Landung keine sichtbare Spur von einer frühern Colonisation; im Gegentheil alles verrieth, daß der Mensch nie sich in diesen Gegenden aufgehalten habe. Die Thiere hatten hier die Vertraulichkeit der ersten Tage der Schöpfung behalten. Die Vögel ließen sich mit den Händen fangen. Aber dies dauerte nicht lange. Man richtete sich so gut als möglich ein; machte Feuer mit Torf und lebte von der Jagd und dem Fischfange; man baute Hütten und deckte sie mit Rohr; man errichtete Magazine und ein kleines Fort, in dessen Mitte ein kleiner Obelisk aufgerichtet wurde. Noch heut zu Tage haben sich die Ueberreste dieser Bauten unberührt erhalten. (Taf. 67. Abbild.) Den 5. April 1764 nahm Bougainville Besitz von dieser Gruppe im Namen des Königs von Frankreich und legte unter den Grund der Gebäude eine Denkmünze. Als er nach Frankreich zurückkam, vergaß er die 27 Ansiedler nicht, die er unter den Befehlen eines seiner Vettern, von Nerville, zurückgelassen hatte. Den 5. Jan. 1765 kam er zu den Malvinen zurück und suchte in der Magelhaen's Seeaße Bauholz, Palissaden und junge Bäume zum Anpflanzen. Damals fing die Colonie an, sich zu gestalten. Der Commandant und der Leiter hatten sich bequeme steinerne Häuser bauen lassen; die andern Ansiedler begnügten sich mit Rasenhäusern. Man zählte drei Magazine zu öffentlichen und Privatzwecken. Das aus Europa mitgenommene Getreide war gut gerathen und die Zahl der Ansiedler belief sich auf 150 Personen. Zum Unglück trat die englische Eifersucht den Plänen Bougainville's bald entgegen. Der Commodore Byron gründete an Port Egmont auf diesen Inseln eine nebenbuhlerische Ansiedelung und im folgenden Jahre bedrohte die Fregatte „Jason" die Colonie mit einer Landung. Diese beiden Demonstrationen hätten vielleicht zu keinem betrübten Resultate geführt und die Colonie auf den Malvinen wäre wahrscheinlich trotz den Engländern blühend geblieben, wenn nicht Spanien diese Gruppe als ihm gehörend von dem französischen Hofe in Anspruch genommen hätte. Die Sache wurde zwischen beiden Cabinetten in die Länge gezogen, bis Frankreich endlich die Malvinen den Spaniern abtrat, die nichts dafür thun mochten.

Seit dieser Zeit ist diese Gruppe ein gemeinsames Land gewesen, wo die Phokenfänger aller Nationen nach einander anlegten, ohne Spuren von ihrer Anwesenheit zurückzulassen. Es kam wenig Merkwürdiges vor bis zu dem Schiffbruche der französischen Corvette „Uranie", Capitain Freycinet.

Die Mannschaft derselben rettete sich an das Land und schlug hinter Sanddünen unfern von einem Flusse mit süßem Wasser Zelte auf. Es wurde die größte Ordnung aufrecht erhalten, als ob man noch auf dem Schiffe sey. Da man die Lebensmittel verloren hatte und in einem undankbaren Lande, war die Hauptsache, an Nahrungsmittel zu denken. Man ging also gleich den ersten Tag auf die Jagd und den Fischfang. Bei ihrer Besitznahme von dem Lande hatten die Spanier Rinder und Ziegen freigelassen, die wild geworden waren. Man konnte eine kleine Anzahl derselben erlegen. Die Gänse am Ufer, die Seevögel, die Enten dienten in den ersten Tagen ebenfalls den Schiffbrüchigen zur Nahrung. Man kochte und bratete alles, die Albatrosse, die Riesenmöwen, die schwarzen Geier, die Adler, die Seeraben, die zu Tausenden um diese nebligen Inseln herumfliegen. Diese Vögel waren so ausgehungert, daß sie um die Jäger herumschwebten, um denselben das erlegte Wild streitig zu machen. So hatten die Franzosen zweifache Beute, statt einer. Den größten Dienst aber von allen diesen Vögeln leistete ihnen die Fettgans. Dieser Vogelfisch, den wir schon bei der Insel Tristan d'Acunha kennen gelernt haben, ist so organisirt, daß er mehr schwimmen als fliegen kann. Statt der Flügel hat er zwei platte Schwimmflossen und sein Körper ist mit einem dichten Filz bedeckt, der mehr der Seide als den Federn gleicht. Man könnte selbst sagen,

Digitized by Google

seine kleinen Ruder wären mit Schuppen bedeckt. Die Pinguine oder Fettgänse, die fast immer auf dem Wasser leben, wo sie sich von Fischen nähren, hielten damals ihre vorübergehenden Sitzungen auf einer kleinen sumpfigen Insel der Rhede. Es war die Zeit, in welcher diese Vögel Eier legen und brüten. Um nicht beunruhigt zu werden, versteckten sie sich zu Tausenden unter dem hohen Grase. Brauchten die Schiffbrüchigen andere Hilfsmittel? Man veranstaltete sogleich eine Landung an der Pinguinen-Insel. Hier überfiel man die in Reihen aufgestellten dummen Vögel, welche sich einer nach dem andern erschlagen ließen, fast ohne zu wissen, was dies zu bedeuten habe, und ohne den Stockschlägen etwas anderes als eine beschwerliche Flucht und klägliches Geschrei entgegenzusetzen.

Die Amphibien und die Fische des Meeres gewährten ebenfalls großen Nutzen. Die Matrosen verfolgten und tödteten eine große Anzahl Phoken, Säugethiere, die einem Hunde gleichen und zur Bewegung am Lande nur unförmliche Stumpfe haben, auf denen sie sich fortschleppen und kriechen. Eines Tages war der Zufall noch günstiger: man erlegte einen Wallfisch. Das ungeheuere Thier war zwischen zwei Felsen gescheitert; es schlug das Meer mit seinem Schwanze und blies Ströme von Wasserdunst empor. Zwanzig Flintenschüsse konnten ihm nichts anhaben, bis endlich ein Matrose auf das Seeungeheuer zuging, von Felsen zu Felsen kletterte, und mit einem Beile ihm auf dem Rücken eine ungeheuere Wunde beibrachte, in welche er einen Haken einstieß, der vorher am Lande festgemacht worden war. Der Wallfisch sträubte sich, da er aber nicht recht in seinem Elemente war, so konnte er nur das schreckliche Zittern mit dem Schwanze und sein hydraulisches Spiel verdoppeln. Bei der Flut machte er sich allerdings frei, zerriß das Tau und gelangte in's Weite, einige Stunden nachher aber wurde er von neuem, sterbend, an die Küste geworfen. Kaum hatten die Raubvögel diesen ungeheuern Körper gesehen, als sie auf ihn stürzten, um ihn zu zerstücken. In Folge ihrer Schnabelhiebe floß eine ungeheuere Menge Thran heraus, der die Umgegend schlüpfrig und fast unzugänglich machte.

So nahm Jeder Theil an der Arbeit. Während die Jäger und Fischer sich weit in die Ferne wagten, blieb man im Lager nicht müßig. Einige holten von dem gescheiterten Schiffe was zum Baue eines andern nöthig war, und andere bereiteten Torf zum Kochen der Nahrungsmittel. Die Zimmerleute und Schlosser beschäftigten sich mit dem Baue der Schaluppe, welche man im äußersten Nothfalle nach dem amerikanischen Festlande um Hülfe schicken wollte. Dieser letztere Versuch wurde mit solchem Ernst entworfen, daß man bereits die Matrosen dazu ausgewählt hatte.

In einer so kritischen Lage hielten sich auch die Gelehrten von der „Uranie" nicht für frei von der Arbeit und sie setzten überdies in ihren freien Stunden das Studium der Zoologie dieses Landes fort. Bei einem solchen Ausfluge kam der Dr. Quoy bis zu dem Flecken Saint Louis, den Ueberresten jener von Bougainville gegründeten Niederlassung. Erstaunt sah er Rauch unter denselben aufsteigen und glaubte menschliche Wesen dort zu finden. Aber es war nur Torf, der seit zwei Monaten da brannte.

Die Zeit verging und der Winter nahte. Noch einige Monate und die hundert Menschen hätten unter dem Schnee vor Hunger und Elend umkommen müssen. Die Fettgänse waren ausgewandert; die andern Vögel, wie auch die Phoken, schickten sich an, ihnen zu folgen. Die Insel konnte in der schlechten Jahreszeit die Leute nicht alle ernähren. Die Aussicht war schrecklich, trostlos. Die Schaluppe konnte sich wohl zur Aufsuchung des Festlandes auf das Meer wagen; aber würde sie ankommen? Würde sie dort Hülfe finden? Das war die Lage der Unglücklichen im April, als eines Morgens ein Matrose rief: „Ein Schiff! Ein Schiff! Wir sind gerettet!" Man sah hin; man stieg auf die Anhöhen; es war wirklich ein Schiff. Das Boot mit Lebensmitteln, den besten Matrosen und dem Officier Fabré wurde ausgesetzt. Das rettende Schiff erschien, verschwand und erschien wieder. Endlich erreichte es Fabré. Es war eine Corlette, zu einem amerikanischen Schiffe von 500 Tonnen gehörend, welches an einer benachbarten Insel fischte. Der Führer des Schiffes konnte nicht unterhandeln, einer der Franzosen aber begab sich an Bord der Corlette, um sich mit dieser zu dem Capitain Horn zu begeben, von welchem die Rettung also abhing. Unterdeß erschien vor der Rhede ein anderes amerikanisches Schiff, das an die Malvinen kam, um ein Leck auszubessern. Auf diesem gelangte die Mannschaft nach Montevideo, von wo sie nach Frankreich kam.

Zwei Jahre nach diesem traurigen Ereignisse legte ein anderes französisches Schiff an den Malvinen an, aber die „Coquille", Capit. Duperrey, konnte diesen Aufenthalt nur rühmen. Den 18. März 1822 ankerte sie in der Franzosenbai in ziemlich großer Entfernung vom Ufer bei regnigtem und stürmischem Wetter. Die Officiere, die den andern Tag an's Land gingen, fanden den Kiel der „Uranie" halb im Sande versunken, Caronaden, eiserne Kasten, Trümmer von allerlei Gegenständen. (Taf. 67. Abbild.)

Gleich in den ersten Stunden dachte man an die Jagd, die einzige mögliche Zerstreuung auf den Malvinen. Man wagte sich in das Innere des Landes hinein, war aber mehr als einmal durch die Kälte und den durchdringenden Regen genöthigt, aus dem Segel des Bootes ein Zelt zu machen. (Taf. 67. Abbild.)

Man erkannte damals, daß die Malvinen für den Jäger ein gelobtes Land wären. Man erlegte während des Aufenthalts der „Coquille" eine ungeheuere Menge Vögel und Kaninchen, nebst mehrern wilden Schweinen und zwei Rindern. D'Urville und Lesson suchten die Geologie des Landes aufzuklären, gingen über eine mit Haide bewachsene Ebene und gelangten zu völlig nackten Gebirgen. Der weiße Sandstein, aus dem sie bestehen, war nur an manchen Stellen versteckt, wo einiges Moos sie überkleidete. Außerdem bemerkte man Quarz, der mit dem Sandsteine so regelmäßig liegt, daß man ihre Vertheilung kaum dem Zufalle zuschreiben kann. Hier und da drangen einige Gewächse hervor; die Pflanzen der Ebenen und Höhen sind die seltsamen bolax, das Rohr mit großen Blüten ꝛc. Die Insel wird in der Mitte von dem Berge Chastellux, dem Gipfelpunkte, beherrscht, von wo aus sich eine Menge kleiner Ketten verbreitet, zwischen denen sich Flüsse schlängeln, oder Buchten, Seen und Teiche liegen. Die Wiesen mit ihrer röthlichen Farbe, ein oft farbloser, matter Himmel, in der Ferne Cetaceen auf dem Meere und näher auf dem Lande Heerden von Pferden, die frei herumspringen, — das ist der allgemeine Anblick dieses Landes.

Die Mannschaft der „Coquille" beschäftigte sich ebenfalls mit der Jagd der Fettgänse, von denen der Benedictiner Pernetti sagte: „wenn man sie in der Entfernung von hundert Schritten sieht, kann man sie für Chorknaben in ihren Mäntelchen halten." Diese armen Thiere, die sonst nichts zu fürchten hatten, als die Gefräßigkeit des Polarhundes, werden gegenwärtig von den Schiffsmannschaften regelmäßig gejagt. Man machte auch Jagd auf die Phoken, welche an diesen Küsten weit weniger zahlreich sind, seit die Engländer und Amerikaner so viele Schiffe dahin gesandt haben. Jetzt müssen diese Schiffe weiter bis auf die Höhe von Staatenland und selbst von Neu-Shetland fahren.

Das Clima der Malvinen ist unbeständig und die Kälte mäßig, aber in jeder Jahreszeit herrschen Orkane. Selten trifft man einen völlig heitern Tag. Dennoch ist die Atmosphäre keineswegs ungesund. Bougainville, Freycinet und Duperrey konnten nicht darüber klagen. Der eigentliche Boden der Insel ist ein rother, ockerhaltiger, blätteriger Lehm. Wirkliche Pflanzenerde trifft man eigentlich nirgends, wohl aber zwei Arten Torf. Die Prairien sehen deshalb wie mit der Scheere abgeschnitten aus. Die Blumen verstecken sich, gleichsam um sich vor dem Sturme zu verbergen, unter den Blättern. Das Land scheint ganz das Eigenthum der Thiere zu seyn, die sich seit Jahrhunderten hier in Frieden vermehrt haben. Die Küsten der Malvinen wimmeln von Vögeln, die hier in der vollkommensten Unthätigkeit verdauen. Schwimmfüßler schwimmen nach allen Richtungen hin auf den Baien umher; Austernvögel gehen um die Mollusken herum, um den Augenblick zu erspähen, wann dieselben ihre Schalen öffnen. Alles ist belebt; alles zeugt von der Gegenwart einer ganzen Vögelschöpfung.

Digitized by Google

dern Koth die Felsenwände bedeckt. Die vierfüßigen Thiere der Malouinen sind alle erst neuerdings eingeführt; man sieht Rinder, Pferde, Schweine, Kaninchen, welche von den Spaniern naturalisirt wurden. Die einzigen einheimischen Säugethiere sind die Phoken und besonders der Polarwolf, ein fleischfressendes Thier, das fortwährend auf Beute lauert. Fische von bedeutender Größe und trefflichem Geschmacke giebt es auf den Malouinen in Menge, wie auch Muschelthiere, während man wenige Insecten trifft. Bis diesen Augenblick haben die Forscher kein giftiges Thier bemerkt.

Kapitel LVIII.

Sanct Helena. — Ascension.

Der „Oceanier" sollte diese Küsten nur berühren; da der Wind sich nach SSO. bis S. umgesetzt hatte, fuhr das Schiff rasch nach Westen, nach St. Helena zu, wo Pendleton meinetwegen anlegen wollte. Diese Gefälligkeit war das Resultat einer Unterhaltung, die wir vor dem Cap Horn gehabt hatten, als ich, dieser endlosen Fahrt müde, mich darüber beklagte, meine Rückkehr auf heimathlichen Boden noch immer weit in der Ferne zu sehen. „Ich will Ihnen ersparen, bei New York anzulegen. Der „Oceanier" soll bis nach St. Helena fahren; es ist eine Verzögerung von acht Tagen. Wenn Sie dort kein französisches Schiff treffen, finden Sie doch gewiß ein englisches, das Sie in einem Hafen des Canals aussetzen wird. So werden Sie, mein lieber Passagier, Ihr Vaterland früher wiedersehen, als Sie hofften." Ich konnte dem trefflichen Manne nur mit einem Händedrucke antworten.

Ich sollte also Frankreich wiedersehen und vorher St. Helena kennen lernen, die Insel mit großen Erinnerungen. Am 20. Febr. bemerkten wir das früher so unbekannte, in unserm Jahrhunderte so berühmt gewordene Land in einer Entfernung von zehn Stunden, und als wir näher kamen, konnten wir die rauhe Gestalt der Insel auch genauer erkennen. Sie sah aus wie ein düsteres schwarzes Schloß, und erhob sich aus dem Wasser gerade, steil, nackt, selbst ohne den weißen Strand, der gewöhnlich den einförmigen Anblick der Küsten unterbricht. Besonders wenn man an die Ostseite der Insel kommt, zeigt sich eine Felsenwand, eine Felsenküste von 2000 F. Höhe, riesenhafter und seltsamer Gestalt. Es hängen davon über das Meer hinaus ungeheuere Blöcke, die wie so viele Auswüchse des Felsens aussehen. Dieser ganze zerklüftete Felsen verbirgt in seinen Höhen Tausende von Vögeln, während sein Fuß in den Wogen des Meeres ruht, die wüthend hineindringen, und weiß und flockig herauskommen wie an einer langen Riffkette. Dieses Ganze ist traurig und macht einen niederschlagenden Eindruck auf das Herz. Man zweifelt, daß der Mensch versucht hat, sich ein Land anzueignen, auf dem die Elemente noch im Kampfe begriffen sind und an dem der Ocean rüttelt, als wolle er es aus den Wurzeln reißen, eine von jedem Festlande weit entlegene, auf dieser Wasserwüste einzige, düstere, wilde Insel ohne Grün. Man begreift die Colonisation erst in geringer Entfernung. Bewaffnete Redouten auf dem Gipfel jedes Berges, von Menschenhänden gebaute Festen auf dieser großen Feste der Natur, zeigen, daß man aus St. Helena nur eine Militärstation, einen Schiffsruheplatz im Atlantischen Meere, einen Zwischenpunkt zwischen Großbritanien und dem Cap, ein anderes Gibraltar machen wollte, das eben so stark, eben so uneinnehmbar ist als jenes, welches die Mündung des Mittelmeeres beherrscht.

Gegen Mittag waren wir nur etwa drei Meilen von der Spitze des Zuckerhutes und um vier Uhr warfen wir Anker auf der Rhede von James Town, welche von hohen Bergen eingeschlossen ist. (Taf. 68. Abbild.) Vor uns, im Hindergrunde der Schlucht, blickten die Häuser der Stadt hervor, während hinten und an den Hängen der Abgründe sich der Weg hinschlängelte, der nach Long Wood führt.

St. Helena wurde den 21. Mai 1502 von Joao de Nova Castella, einem portugiesischen Seefahrer, entdeckt. Der erste Bewohner der Insel war, wie man sagt, ein portugiesischer Ausreißer, Fernando Lopez, den Albuquerque 1513 mit einigen Schwarzen da zurückließ. Als die Portugiesen sie 1645 aufgaben, setzten sich die Holländer bis 1651 da fest, wo sie die ostindische Compagnie von neuem öde fand und in Besitz nahm. Seitdem ist sie den Engländern geblieben, außer im Jahre 1672, wo sie die Holländer von neuem eroberten, aber um sie nur bis 1673 zu behalten. Seit dieser Zeit wurde St. Helena ein fast nothwendiger Ankerplatz für die Schiffe der Compagnie, die von Indien oder China kommen. Die Insel wird von zahlreichen Bächen bewässert, ist 10½ Meil. lang, 7 breit und hat einen Umfang von 30 M. Die ganze Oberfläche beträgt 3300 Acker, von denen 1800 angebaut sind, zum Theil Privatpersonen, zum Theil der ostindischen Gesellschaft gehören. Die mittlere Höhe der Berge erreicht 1400 F. Der höchste Pic, Diana, hat 2700 F.

Wenn man auf der Rhede vor James Town vor Anker geht, fallen dem Blicke die ungeheuern und prachtvollen Felsenlager auf, welche die Basis der ganzen Insel bilden. Hier und da sind sie von tiefen Schlünden und Abgründen zerrissen, welche das Auge erschrecken. Die natürliche Ordnung scheint auf diesen Felsen umgekehrt zu seyn, denn die Gipfel tragen Bäume, während die Thäler nackt und dürr sind. Diese Anomalie schreibt sich wahrscheinlich daher, daß die immer von den sich daselbst verdichtenden Wolken gebadeten Gipfel der Vegetation eine Nahrung gewähren, während die wasserlosen und von der Sonne verkalkten Thäler die Bäume und Kräuter nicht lange nähren können.

Die kleine Stadt James Town liegt am Meeresufer, am Hintergrunde einer schmalen Schlucht. Eine ziemlich bequeme Anlände führt vor die Niederlage der ostindischen Compagnie, worauf man durch ein Thor in die Stadt gelangt. Hier an einem ziemlich großen Platze befindet sich das sonst Schloß genannte Regierungsgebäude und vor demselben die ziemlich ärmlich gebaute Kirche. Die Hauptstraße, die bei dem Thore anfängt, besteht in etwa vierzig ausgezeichnet eleganten und reinlichen Häusern von Kaufleuten. Sie sind von Holz, mit Firniß angestrichen und man hat sie sämmtlich vom Cap oder von England hergebracht, weshalb sie wie eine Theaterdecoration aussehen. Die Straße ist in zwei Theile geschieden, einer an der östlichen Seite, der in das Innere führt, während der andere sich nach der Schlucht hinzieht. In dieser Straße sind die Casernen, der neue Garten und das Hospital. Die Stadt, welche 200 Häuser enthält, wird von Batterien flankirt, welche ihr das furchtbare Aussehen einer Festung geben. Die Häuser sind zum großen Theile in dem Grunde der Schlucht verstreut, deren dürre eisengraue Wände sie mit einem Einsturze zu bedrohen scheinen.

Das allgemeine Aussehen St. Helenas ist weder schön noch verführerisch. Die wenigen grünen Felder werden von der Masse nackter und dürrer Felsen erdrückt. Die Insel besteht nur aus einem Kirchspiele und zwei Kirchen; die einzige Stadt ist James Town. Sie erstreckt sich in der Schlucht anderthalbe Meile weit zwischen zwei Bergen hin, die Ladder Hill und Keeper's Hill heißen. An vielen Stellen hängen die Felsen gerade über den Gebäuden und oft schlagen die sich lostrennenden Steine die Dächer ein. Am Ende der Schlucht befindet sich ein etwa hundert Fuß hoher Wasserfall, der Briars' Fall heißt. (Taf. 68. Abbild.) Dieses Wasser kommt nach James Town und wird zur Versorgung der Schiffe sehr nützlich.

Nachdem ich in der Eile die Stadt besucht hatte, kam ich auf die ganz natürliche Frage: „wie weit ist es von hier nach dem Grabe Napoleon's?" Man weiß schon, was diese Frage zu bedeuten hat und im nächsten Augenblicke stehen Wagen und Pferde zu Diensten. Es ist eine kurze Reise, die außer dem wesentlichen Zwecke die Gelegenheit gewährt, die malerischesten Ansichten des Landes zu sehen. Die schmalen unebenen Wege, die dahin führen, sind an der linken Seite der Schlucht angebracht und wahre Meisterwerke der Geduld und Geschicklichkeit. Sie sind in den Felsen gehauen und haben an der Seite des Abgrundes eine kleine Mauer, welche jeden Unfall verhindert. Von dieser Lehne, welche an den Höhen hin weiße Windungen beschreibt, blickt das Auge schnurgerade auf die Stadt

Digitized by Google

hinab und sieht zwischen den beiden Gebirgen hindurch die mit Schiffen bedeckte Rhede von James Town, sowie weiter hin den unermeßlichen, stürmischen und einsamen Ocean. (Taf. 68. Abbild.)

Von dem Gipfel der ersten Berge kann man auch den fruchtbaren und bebauten Theil der Insel erkennen. Hier findet sich Briars, der erste Aufenthaltsort Napoleons, ein wahres Paradies in Vergleich mit Long Wood; Briars, ein Lusthaus, in halber Höhe gelegen, James Valley, die Stadt, den Ankerplatz und die ankernden Schiffe überblickend, Briars, das selbst wieder von dem Berge Diana, dem höchsten der Insel, überragt wird. Briars mit seinem frischen Wiesengrün und seinen reizenden Parks hätte ohne Zweifel seinen Gast länger behalten, als das neblige Long Wood, jenes Thebais St. Helena's. Aber das Geschick hatte gesagt, der Prometheus des Ruhms müsse auf einem Felsen an einer Leberkrankheit, mit Ketten beladen und neben einem Hudson Lowe sterben!

Von Briars begab ich mich sogleich nach Long Wood, aber ehe ich ankam, umhüllten mich feuchte und kalte Nebel. Es war eine andere Natur, eine andere Atmosphäre. Der Wind und die Nebel der Insel schienen sich auf diesen steilen und unfruchtbaren, von tiefen Abgründen zerrissenen Plateaus ein Stelldichein gegeben zu haben. In der Umgegend war alles nackt und unfruchtbar; achtzehnhundert Fuß über dem Meere nahm die Vegetation bereits einen halb alpenartigen Charakter an. Alles war traurig, grabartig. Derjenige, welcher hier gewohnt, hatte also in seinen letzten Stunden nur diese verkalkten Felsen vor sich gehabt! Zehn Jahre vorher hätte er in ganz Europa das schönste Grün, die herrlichsten Gewässer, die gesundeste Luft, die ausgedehntesten Güter wählen können, und er mußte hier sterben, lebend schon begraben, ohne Wasser, ohne Sonne, ohne Horizont.

Als ich Long Wood besuchte, war die Wohnung Napoleon's in einem Zustande des Verfalles, der sich nicht beschreiben läßt. Die Säle waren eine Dreschtenne geworden, das Zimmer Napoleon's ein Stall; eine Krippe stand in der Ecke, wo sich sein Bett befunden hatte, wo er gestorben war. Besser wäre es, diese werthlosen Trümmer in Brand zu stecken, als sie durch diesen Gebrauch zu entweihen.

Nicht weit von diesem Hause, das einzige, welches der Verbannte bewohnt hat, erhob sich ein netteres, passenderes, für Napoleon bestimmtes Gebäude, das aber noch nicht beendigt war, als er starb. Dieses Gebäude war bequem als Wohnung, elegant gebaut, umgeben von bedeckten Gängen und von geschmackvoll angelegten Gärten; man hatte es Stück für Stück vom Cap kommen lassen, um es mit einiger Pracht zu möbliren. Man sah darin eine Bibliothek, ein Billard und ein Badezimmer, aber Napoleon konnte keinen Gebrauch mehr davon machen.

Während dieser ganzen Musterung hatte nur mein Führer gesprochen. Ich hörte ihn nicht; es giebt Dinge, die man erräth. Er fuhr mit seinen Erklärungen fort, bis ich ihn unterbrach: „zum Grabe!" Er führte mich auf schmalen und gewundenen Fußstegen hin, die mit geschwärzten Felsen und tiefen Schluchten ganz bedeckt waren und an eine Art Trichter führten. Dieser Trichter ist das Sinn-Thal, wo Napoleon auf einer kleinen grünen Fläche schläft. Dieses Thal, in welches ich eintrat, gewährt die mannichfaltigsten und phantastischsten Gestaltungen. Neben schwarzen Schlacken zieht sich ein grüner Teppich hin, auf welchem ein krystallheller Bach läuft; hier erheben sich düstere Fichten und dort Geraniums, die ihre glänzenden Blüten geschützt vor den Seewinden öffnen; weiter hin stehen Kastanienbäume an den Wänden der Schlucht, während unten an derselben, unter Farnkraut versteckt, eine Quelle entspringt, die den Rasen bewässert.

Im Grunde dieser Höhlung, auf einem kleinen Rasenplatze, den ein Bach bewässert, ruhen die Ueberreste Napoleon's. Einige alte entblätterte Weiden weinen über seinem Grabe. Eine hölzerne Einzäunung umgiebt den grünen Platz, um welchen einige Geraniums blühen. Ein Schilderhaus an demselben und eine kleine Wohnung auf der Höhe sind für den englischen Invaliden eingerichtet worden, der das geheimnißvolle Thal bewacht. Das Grab ist ganz einfach. Große behauene Steine bedecken dasselbe in gleicher Höhe mit dem Boden und sind von einer Balustrade umgeben. (Taf. 68. Abbild.) Auf diesen Steinen sieht man weder einen Namen, noch ein Wappen, noch emblematische Zeichen. Dagegen ist der Doppelsarg, um ihn vor einem Raube zu sichern, an das gemauerte Gewölbe mit eisernen Klammern befestigt.

Diesen Platz hatte Napoleon selbst zu seiner Grabstätte bestimmt für den Fall, daß seine Leiche nicht nach Frankreich zurückgebracht würde; es war seine Lieblingspromenade, wenn er reiten und sich ein wenig von der englischen Wache entfernen konnte. Oft streckte er sich hier auf den weichen Rasen, um mit Madame Bertrand zu plaudern, mit den Kindern derselben zu spielen und aus dem Bache zu trinken, dessen durchsichtiges Wasser er liebte. Es war sein Elysium, das Ruhebett, das er sich ausgewählt, die Erde, welche er für die leichteste für seine Asche hielt. Was konnte der Mann, der so vieles gesehen, so vieles wußte und noch mehr vermochte, an diesem Orte denken oder sagen! Was hat er seinen Verbannungsgefährten nicht gesagt, was vertraute er nicht Las Cases an, was gestand er vielleicht nur halb, als er an diesem Orte der Sammlung und Buße sich selbst beichtete!

Vor dem Grabe eines so gewaltigen Geistes müssen die traurigen Gedanken des Reisenden selbst größer werden. Wäre es nicht Abend geworden, hätte mich nicht mein Führer erinnert, ich würde mich in diesem kleinen Thale vergessen haben. Ich erwachte also und brach einen Zweig von diesen Weiden, die von den Reisenden bald ganz geplündert seyn werden. Es war Nacht als ich in James Town wieder ankam.

Den andern Tag konnte ich einem Pferderennen in der Umgegend der Stadt beiwohnen. Die Engländer, die ihre Nationalgebräuche überall mit hinnehmen, haben in allen Colonien ein Epsom oder New Market. Auf einer durchaus felsigen Insel sind die zu solchen Vergnügungen geeigneten Orte natürlich sehr selten, und da sie hier keine kreisrunde Bahn erhalten konnten, so legten sie einen Hippodrom in der Länge an. Der Platz heißt Dead Wood und zieht sich auf der Spitze der Höhen hin, welche James Town umgeben. Dahin begaben wir uns. Die ganze Insel wohnte diesem Feste bei, das mehrere Tage dauern sollte. Man mußte sich der Fernröhre bedienen, um die Pferde zu erkennen, die in einer Entfernung von zwei Meilen zu laufen anfingen. Diese Pferde waren zum größten Theile sehr schön. Mehrere gaben selbst Beweise von einer Gewandtheit, die sie zum Wettkampfe bei den berühmtesten Rennern würdig gemacht haben würde. Den Tag, den eine herrliche Sonne beschien, beschloß ein Festgelag von achtzig Couverts, an welchem die elegantesten Reiter und die schönsten Damen der Insel Theil nahmen. Denselben Abend, nachdem ich das reizende Haus des Herrn Seel besucht hatte, der ein sehr interessantes Museum besitzt, erfuhr ich von meinem Wirthe, Salomo, daß ein Schiff von Bordeaux auf der Rhede vor Anker gegangen sey. Es war der Dreimaster „Mercur", Capitain Persac, der auf der Rückreise von Indien sich einen oder ein Paar Tage zu Helena aufhalten wollte, um frisches Wasser einzunehmen. Auf meinen Wunsch, mit ihm wegen meiner Ueberfahrt zu unterhandeln, kam der Capitain Persac in das Gasthaus. Er war noch jung, gutmüthig und gutgelaunt, betonte seine Phrasen mit aller Lebhaftigkeit der Südländer und gefiel mir um so eher, da meine Wahl nicht groß war. Unser kleiner Accord war bald abgeschlossen. „Besonders mögen Sie sich morgen bei Tagesanbruch bereit halten," sagte mein neuer Patron, indem er mich verließ. „Das Boot wird um sechs Uhr an der Anlände seyn."

Ich sollte mich also von neuem von meinem „Oceanier" trennen, der zweimal mein Wohnhaus und anderthalbes Jahr meine einzige Heimath gewesen war! Und was sollte ich dem so tadellosen, so wohlwollenden, so edeln und würdigen Pendleton sagen? Wahrhaftig man erkennt erst wie man etwas und Jemanden liebt, wenn man sich von ihm trennen muß.

Gewiß, mein Wunsch, das Vaterland, die Verwandten und Freunde wiederzusehen, war sehr groß bei mir und die Erfüllung desselben nahe; doch genügte dieser Gedanke nicht, die Bitterkeit der Trennung zu verwischen. Ich ging mit schwerem Herzen an Bord des „Oceaniers". Als ich auf das Verdeck kam, errieth mich Pendleton schon. „Ach," sagte er,

Digitized by Google

„Sie haben gefunden, was Sie suchten. Der Dreimaster ist gut; ich habe ihn besucht; sein Kiel ist gesund, sein Mastwerk gut geordnet; Sie können sich ihm ohne Gefahr anvertrauen.“ Der treffliche Mann! Er hätte für seinen eigenen Sohn nicht besorgter seyn können. Wir aßen mit einander und es wurde ausgemacht, daß wir in dem ersten Briefe, den wir schrieben würden, er in New York, ich in Bordeaux, einander Nachricht geben wollten. Als er mich umarmte, sagte er: „vielleicht kommen Sie einmal in die Vereinigten Staaten. Wir wissen nicht, wozu uns das Geschick bestimmt. Mögen Sie als Reisender oder als Verbannter, als Glücklicher oder Unglücklicher kommen, suchen Sie Pendleton auf; Sie gehören zur Familie. Meine Frau und meine Kinder werden Sie kennen, ehe Sie Ihren Namen nennen.“ Wie konnte ich darauf anders antworten, als in Thränen? — Am folgenden Tage, als ich das Boot bestieg, um zu meinem neuen schwimmenden Hause zu gelangen, sah ich den „Oceanier“ nicht mehr. Er war in der Nacht verschwunden. Auch dies war eine Aufmerksamkeit des Capitains. Der Abschied vom vorigen Tage reichte hin.

Bei Ascension hatte der „Mercur“ zwei Beamtete der englischen Regierung auszusetzen, die durch dringende Angelegenheiten nach dieser Insel berufen wurden. Den 8. März kamen wir auf jener Rhede an, von wo man die Hauptzüge des Bodens erkennen konnte. Es war ein minder rauhes Land als Helena, niedriger, mit Ebenen und hohen Spitzbergen untermischt, und zeigte überall einen vulkanischen Boden voll Schlacken. Am besten erkannte man in dieser Entfernung die Küstenhöhe, auf welcher die britische Flagge wehte, und weiter hin die kleine englische Niederlassung, deren weiße Häuser von den dunklern Farben des Gebirges abstachen. (Taf. 69. Abbild.)

Noch vor einigen Jahren war die Insel öde, jetzt aber hat sie eine Bevölkerung, welche sich zu vermehren und zu gedeihen scheint. Der Capitain Persac bot mir eine Fahrt an's Land an und ich nahm dies herzlich gern an. Die Volle brachte uns unter eine Art Anlände, die von einer Schildwache bewacht wurde. Für die Menschen hatte man eine Treppe in den Felsen selbst gehauen und für die Waaren eine Winde angelegt. (Taf. 69. Abbild.) Im Augenblicke als wir ausstiegen, befand sich der Gouverneur der Insel, Bate, mit den beiden Capellanen von George Town an der Küste. Er war seinen beiden Freunden entgegengekommen. Er nahm uns sehr freundlich auf, lud uns zum Besuche der Insel ein und wir gingen mitten unter Schlacken nach der englischen Niederlassung hin. Diese besteht aus dem Hause des Gouverneurs, denen der Beamten und Privatleute, welche sich auf der Insel angesiedelt haben, und endlich aus großen gut gebauten Niederlagen.

Es ist unmöglich, daß einem bei der Landung die allgemeine Physiognomie der Insel nicht auffiele. So weit das Auge reicht, sieht man nichts als einen vulkanischen, röthlichen Boden ohne irgend eine Art von Vegetation. Ueberall geht man auf Haufen von Schlacken, die bisweilen völlige Hügel bilden und von Menschenhänden aufgeschichtet zu seyn scheinen. Die Insel hat ungefähr dasselbe Aussehen wie Ile de France, wo man die Lava wegnimmt, um Zuckerrohrfelder anzulegen. Der höchste Berg der Insel steht in der Mitte, und nur hier läßt sich die Geologie ermitteln. Von hier bemerkt man alle jene Berge, welche Mittelpunkte der feurigen Arbeit waren, als die Insel sich in den Tagen des allgemeinen Brandes bildete. Mehrere dieser Spitzberge sind förmlich zu Kratern geformt. Die Insel selbst ist in den Umrissen sehr gezackt. Einen eigentlichen Hafen giebt es nicht; man ankert unter dem Winde. Die Sandküsten sind ausschließlich von Muschelüberresten ꝛc. gebildet und dieser Sand giebt einen guten Baustein.

Im Jahre 1815 dachte man zum erstenmale daran, einen Posten auf Ascension anzulegen. Zur Zeit als man Napoleon nach St. Helena brachte, fürchtete man, andere Mächte könnten sich da festsetzen, um den erlauchten Gefangenen zu befreien. Die Engländer setzten also einen Schiffslieutenant mit 25 M. dahin. Gegenwärtig giebt es dort 120 Seeleute mit vier Lieutenants, einem Chirurgen und dessen Gehülfen, einem Zahlmeister und funfzig Neger, die alle zusammen unter den Befehlen des Capitains stehen. Diese kleine Colonie hat bereits für die kurze Zeit ihrer Dauer Wunder von Geduld und Geschicklichkeit ausgeführt. Wie in allen Ländern, wo sie sich niederlassen, dachten die Engländer auch hier zuerst an Straßen. Die erste und wesentlichste führt nach dem Grünen Berge (Green Mountain) und den Quellen Dampier's, dem einzigen Behälter süßen Wassers in der Colonie, anderthalb Meile von der Küste. Alle Häuser der Ansiedelung sind aus Materialien gebaut, die vom Cap hergebracht wurden. Nur die Steine fand man an Ort und Stelle. Sonst erhielt man auch die Lebensmittel von auswärts, gegenwärtig hat man aber auf der Insel Ziegen, Geflügel, Schildkröten, Fische und selbst Gemüse.

Wir machten denselben Tag einen Ausflug zu Pferde bis zu der Ansiedelung am Grünen Berge, die malerisch an der Seite eines Hügels, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Durch die Wolken, welche diesen Theil der Insel fortwährend baden, sind die vulkanischen Stoffe in eine zu jedem Anbaue fähige Pflanzenerde zersetzt. Hier hat man um fünf bis sechs Häuser, über welche die englische Flagge hinwegragt (Taf. 69. Abbild.), einen Garten angelegt und diesen mit einer Mauer umgeben. Der ganze angebaute Theil der Insel beläuft sich auf nicht mehr als 1200 Acker. Nach der Wirkung des Feuers ist auf diesem Lande nichts als erloschene Krater oder röthliche Spitzberge übrig geblieben. Auf dem Grünen Berge dagegen ist die Vegetation frisch und kräftig. Man baut hier europäische Gemüse und hat einige Obstbäume angepflanzt, da die Insel keine eigenen besitzt. Mitten unter diesen Feldern sieht man Ställe für die Rinder und noch weiter unten, in der Region der Wolken, ein Haus des Gouverneurs und seiner Officiere, die hier ihre Augen erfrischen.

Von dem Grünen Berge kommt alles für den Verbrauch in der Colonie bestimmte Wasser, da die Küste weder Quellen noch Bäche hat. Dies Wasser ist das der Quelle Dampier's, die weniger eine Quelle fließenden Wassers, als ein Heraussickern aus dem Felsen ist. Wir ritten dahin auf einem Wege, der sich um den Berg herumzieht. (Taf. 69. Abbild.) Dampier soll dieses Wasser entdeckt haben, als er einer Heerde Ziegen nachspürte, die dort ihren Durst löschten. Man erinnert sich, daß das Schiff Dampier's, der „Roebuck“, bei Ascension 1701 verunglückte und die Mannschaft sich an diese Insel rettete, wo sie ein englisches Schiff nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte aufnahm. Diese Quelle ist der Reichthum der Insel; ohne sie wäre der Ort nicht haltbar, und sie liefert das Wasser überdies so sparsam, daß für jede Person stets täglich anderthalb Gallone bestimmt ist.

Das Wasser quillt tropfenweise an drei oder vier Stellen und überdies nur acht Monate hindurch heraus. Zur Sammlung desselben hat man eine große Anzahl Fässer neben einander gestellt, die es nach einander aufnehmen. Bisweilen erhält man nichts als die auf einem Steine verdichtete Feuchtigkeit des Ortes, deren von Minute zu Minute herabträufelnde Tropfen man sammelt. Dieses durchsickernde Wasser ist leicht, gesund und ohne schlechten Geschmack, dem von St. Helena vorzuziehen, welches nach der Erde schmeckt, auf der es hinläuft. Der gegenwärtige Gouverneur Bate hat am Abhange des Berges einen großen Behälter von behauenen Steinen bauen lassen, um darin eine gewisse Quantität Wasser sammeln zu können und immer Vorrath davon zu haben, sowohl für die Zeit der Trockenheit als zur Versorgung der Schiffe, die Wasser dringend nothwendig brauchen. In dem gegenwärtigen Augenblicke kann die Insel, ohne sich einer schrecklichen Entbehrung auszusetzen, nicht zehn Tonnen Wasser liefern. Dasjenige, welches man den Thieren giebt, ist jenes, das von dem Ochsenstalle abläuft, nachdem sich auf demselben die Feuchtigkeit verdichtet hat. Man hat auch im Freien an einsamen Punkten kleine Behälter angelegt, damit die Vögel nicht vor Durst umkommen.

Bei der Entdeckung war Ascension für die Seefahrer nur ein dürrer Felsen von etwa 30 Meil. im Umfange und nur wegen der ungeheuern Menge Schildkröten bekannt, welche man an den Ufern fing. Noch gegenwärtig sind diese Schildkröten der größte Reichthum der Insel. Die Art, welche man hier findet, ist die Mydas- oder grüne Schildkröte (testudo viridis der Naturforscher), so genannt von der Farbe ihres Fettes. Sie

Digitized by Google

giebt ein treffliches Gericht und vertritt die Stelle des Rindfleisches. Nur die Weibchen besuchen die Insel und zwar blos, um ihre Eier zu legen. Gewöhnlich wiegen sie fünf- bis sechshundert Pfund. Nie kommen junge oder kleine Schildkröten an den Strand. In der günstigen Zeit, d. h. vom December bis Juni, begeben sie sich des Abends und vorzugsweise bei Mondenschein, an's Land, machen sich ein großes Loch in den Sand, legen ihre Eier dahinein, bedecken sie wieder und kehren schnell nach dem Meere zurück. Im Augenblicke des Eierlegens kann man sie angreifen, ohne daß sie sich stören lassen. Sie legen 70 bis 80 Eier auf einmal und wie man sagt zwei- oder selbst dreimal im Jahre. Die Eier haben anderthalben Zoll im Durchmesser und sind mit einer weichen, halbkalkigen Schale überzogen. Die Schildkröte ist eines der vollkommensten Amphibien; sie kann eine ungemein lange Zeit ausdauern, ohne außer dem Wasser zu athmen. Sie besitzt auch ein außerordentlich zähes Leben und kann lange fasten, denn sie vermag drei bis vier Monate ohne Nahrung auszudauern. Sie scheint von Fucaceen zu leben, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, so wie von denen, welche den Boden des Meeres überziehen.

Obgleich das Bruttogewicht der Schildkröten bisweilen 900 Pfund beträgt, so übersteigt ihr eßbarer Theil doch nie 100 bis 150 Pfund. Man giebt dieses Fleisch der Garnison, dem Manne täglich zu einem Pfunde. Das Fett liefert treffliches Küchenöl und die halbknorpelige Masse, welche den Rücken mit dem Bauche verbindet, ist das Hauptingredienz der berühmten Schildkrötensuppe. Das Fleisch ist leicht und gut verdaulich. Die Schiffe, welche bei Ascension anlegen, versehlen nie, sich damit zu versorgen. Man zahlt für das Stück ungefähr 15 Thaler. Selten können sie bis nach Europa kommen, denn sie sterben auf der langen Fahrt. Am Bord darf man ihnen nichts zu fressen geben; es genüge, ihnen von Zeit etwas Meerwasser auf das Rückenschild zu gießen. Außerhalb des Wassers sind die Schildkröten plumpe und fast unbewegliche Thiere. Man fängt sie am Ufer mit der größten Leichtigkeit. An den Ecken der Bai werden Wachen ausgestellt, welche den Augenblick zu beobachten haben, wann sie fast alle an das Land gekommen sind. Haben sie ihr Loch gemacht und man kann annehmen, daß sie alle ihre Eier gelegt haben, so eilt man hinzu und stürzt sie mit Hebebäumen auf den Rücken. So sind sie in der Macht der Jäger, welche sie den andern Tag sammeln und in Behälter bringen, wo man sie herausnimmt, wie sie in der Colonie gebraucht werden. Um die ganze Art nicht zu schnell zu vertilgen, fängt man nur so viel, um die Behälter immer wohl versehen zu erhalten und zwar 400 bis 500 auf einmal, bisweilen aber sogar bis 1500. Die Schildkröten von Ascension sind so gleichförmig groß, daß man eine Zeitlang glaubte, die so gefangenen Weibchen wären blos alte Schildkröten, die nur an's Land kämen, um zu sterben. Die Schildkröten von Westindien, diejenigen, welche man an den Küsten des spanischen Amerika fängt, sind nicht das Viertel so groß, obgleich von derselben Art, aber ihr Fleisch ist feiner und zarter.

Da die Schildkröten der Hauptunterhalt von Ascension sind, so hat man alles gethan, um ihnen den Aufenthalt daselbst fortwährend angenehm seyn zu lassen. Deshalb werden keine Salutschüsse abgefeuert, weil ihnen der Kanonendonner zuwider ist. Man hat selbst das Tabakrauchen an der Küste verboten, weil man gesehen hat, daß der Tabaksgeruch sie vertreibt. Die Thiere finden mit einem Worte an dem Strande der Insel noch immer die Einsamkeit wie sonst, als sie noch nicht bewohnt war.

Man kann sich denken, daß Ascension unter solchen Umständen ein trauriger Aufenthalt ist. Es gehörte die geduldige Ausdauer der Engländer dazu, um auf einem undankbaren, aller Hilfsmittel entbehrenden Lande auszuhalten, Redouten anzulegen, Häuser zu bauen, Straßen einzurichten, einen Hafendamm zu bauen, Wasserbehälter auszugraben, Felsen zu durchbrechen und Berge zu ebenen. Und ist die Occupation Ascensions nach so vielen Anstrengungen und Arbeiten wirklich von Nutzen? Der Erste, welcher sich entschloß, die Insel zu bewohnen, war der Lieutenant Cuppage, der 1815 fünf und zwanzig Mann dahin führte; dann kamen nach einander der Major Campbell und der Oberst Nicholls, der erstere mit 29, der zweite mit 229 Mann, und endlich fand sich der Capitain Bate im November 1828 mit 224 Mann daselbst ein.

Zum Studium der Naturgeschichte Ascensions gehört nicht viel Zeit. Kaum bekleideten einige ärmliche Farnkräuter die feuchtesten Theile der Berge, ehe die Engländer einige unserer Landbauproducte dahin brachten. Die Insecten sind zahlreich, lästig und auch schädlich; man sieht Muskitos, Scorpione, Tausendfüße ꝛc. An Vögeln besitzt Ascension nur das Wasserhuhn, das an den Strand kommt. Die Fische sind zahlreich und gut. Die Temperatur der Insel ist je nach der Höhe sehr verschieden. In der Regenzeit, der frischesten, ist das Minimum des Thermometers Fahrenheit an der Küste 70° und auf dem Gebirge 58°; in den andern Jahreszeiten beträgt das Minimum der Wärme an der Küste 92° und auf dem Gebirge 80°. Es gefriert also niemals; auch kennt man die Orkane nicht. Die Einförmigkeit des Climas entspricht der einförmigen Nacktheit der Vegetation.

Kapitel LIX.

Die Azoren. — Frankreich.

Vier Stunden in der Gesellschaft des Capitain Bate hatten hingereicht, uns die beste Meinung von diesem Officier zu geben. Er war ein vollkommen artiger Mann, offenherzig wie ein Seemann, aber ohne die gewöhnliche Rauhheit dieser Leute. Um sein einförmiges Leben etwas zu unterbrechen, begleitete er uns an Bord, wo wir ihn mit einigen Flaschen trefflichen Weins bewirtheten, worauf der „Mercur" sich wieder segelfertig machte.

Eine Fahrt auf dem Atlantischen Meere war ein Spiel für einen Mann, der mehrere Jahre hindurch die schrecklichen und gefährlichen südlichen Meere nach allen Richtungen durchkreuzt hatte. Ein Tisch, der mich wieder an das europäische Leben erinnerte, eine Mannschaft, die meine Muttersprache redete, zehn Schiffe, die wir unterwegs antrafen, alles gab mir einen Vorgeschmack von der Küste und bereitete mich auf lang entbehrte Eindrücke vor. Unter dem 6.° der Breite nöthigte uns der NO-Wind, höhere Breiten zu suchen, um dort minder widrige Winde zu finden. Unter dem 38.° fanden wir wirklich den NW-Wind wieder und wir steuerten nun nach Osten. Die Fahrt war langwierig und beschwerlich gewesen, und als wir am 10. Mai, 10 St. unter dem Winde, die Azoren bemerkten, entschloß sich der Capitain Persac, dort für seine erschöpfte Mannschaft einige frische Lebensmittel einzunehmen. Da die nördliche Gruppe von unserm Wege zu entfernt war, so wurde beschlossen, an St. Miguel anzulegen. Wir fuhren also in großer Entfernung an Fayal und Pico vorbei, deren majestätischer Spitzberg alle diese Eilande beherrscht, dann in noch größerer vor Tercera, die in dem neuern Kriege berühmt geworden ist, der Portugal zerfleischte. Indem wir gerade nach O. fortsegelten, befanden wir uns den 11. Abends vor Ponta Delgada, der Hauptstadt der Insel St. Miguel und der ansehnlichsten Stadt der ganzen Gruppe. In der Entfernung einer Stunde vom Meere aus gesehen, zeigte diese Stadt eine lange und gleichförmige Reihe weißer Häuser, eingerahmt in einer Anzahl conischer, leicht wellenförmiger, zum größten Theile bis auf die Gipfel mit blühenden Orangen bedeckter Hügel. Ich wage es nicht den Eindruck zu schildern, den diese grüne und duftende Natur unter dem schönsten Himmel in der Welt und in der schönsten Jahreszeit auf mich machte. Alle meine Sinne öffneten sich dieser europäischen Atmosphäre, dieser Landschaft, deren Farben mich an mein südliches Vaterland erinnerten. Ich sprach nicht, ich genoß; ich zog in tiefen Zügen die Wohlgerüche ein; ich folgte allen Details dieser volkreichen Küste, den Kirchthürmen, den Dächern der Paläste und Häuser. Leider sollten wir diese Eilande nur vom Schiffe aus sehen, und der Capitain, der schnell wieder fort wollte, mochte mir nicht einmal einen Platz in dem Boote einräumen, das am Lande Lebensmittel holen sollte.

Ponta Delgada, vor dem wir lavirten, ist eine thätige und gewerb-

Digitized by Google

fleißige Stadt von 22,000 Einw., eine Stadt des Reichthums und Luxus, aber, wie alle portugiesische Städte, schlecht unterhalten und schlecht gepflastert. Indeß besitzt sie zahlreiche und schöne Gebäude, sechs Kirchen und zwölf Klöster. Der Markt ist reichlich mit Fischen, Geflügel, Eiern, Gemüse aller Art, Pomeranzen und Citronen versehen. Ein großer Theil der Einwohner von Ponta Delgada besteht aus Mönchen und Nonnen, und die letztern sind koketter gekleidet als in irgend einem andern Lande. Die Kleidung ist je nach der Wahl der Schwester schwarz oder weiß und in gewissen Klöstern von einem bemerkenswerth eleganten Schnitte. Eine der schönsten ist die von Nossa Senhora de Conceiçao. Auf das weiße Gewand fallen das silberne Crucifix und die Stola, während die Kopfbedeckung jener der Bernerinnen gleicht. Das allgemeine Aussehen der Einwohner erinnert noch dem Typus, der Kleidung und den Gebräuchen an das portugiesische Europa.

Der Archipel der Azoren nimmt in der Mitte des Atlantischen Meeres eine Linie von 100 St. von WNW. nach OSO. ein, zwischen dem 36° 59′ und 39° 44′ n. Br. und 31° 7′ und 25° 10′ östl. L. Die Portugiesen theilen ihn in drei Gruppen, von denen die eine Flores und Corvo, am Westende des Archipels, die andere Fayal, Pico, S. Jorge, Graciosa und Terceira in der Mitte, und die San Miguel und Santa Maria in O. begreift. Die Entdeckung aller dieser Inseln gehört Don Enrico, dem dritten Sohne des Königs Johann I. von Portugal, an. Er schickte 1431 Gonsalvo Velho Cabral zur Aufsuchung eines Archipels ab, den im vorhergehenden Jahre ein Schiff in Noth unter Joseph van der Berg von Brügge bemerkt hatte. Cabral scheiterte auf einer ersten Reise, bei der zweiten aber war er so glücklich, die erste Insel der Gruppe zu finden, der er den Namen Santa Maria gab. Die andern wurden erst 1460 wiedergefunden und von den ersten Seefahrern Azoren wegen der Menge einer dort lebenden Art Sperber genannt, welche die Einwohner açor heißen.

Das Clima dieser Inseln ist ein fast ewiger Frühling. Die Hitze wird durch die Seeluft und durch die hohen Pics gemäßigt, welche beständig die feuchten Dünste absorbiren. Der Thermometer variirt nur von 50 bis 75° Fahrenheit. Die Luft ist gesund, wie man an der Kraft und Stärke der Bewohner des Landes sieht. Die einzige Unannehmlichkeit ist, daß die Inseln häufigen NW- und W-Orkanen ausgesetzt sind, die eine ungesunde und fast ununterbrochene Feuchtigkeit unterhalten.

Die azorischen Inseln sind offenbar von vulkanischer Bildung; alle haben Spuren davon, ausgenommen Santa Maria. Das Aussehen ist im Allgemeinen malerisch und wild. Fast immer sieht man eine unregelmäßige Aufeinanderfolge von conischen oder spitzen Bergen, die sich 2000 bis 3000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben. Alle diese Berge enthalten eine große Menge Mineralquellen, deren Kräfte nicht einmal von den Eingeborenen benutzt werden. Man erwähnt besonders jene des Thales Furnas, und von Groß-Ribeira auf San Miguel, sowie die von Furofra bei Angra auf Terceira. Der höchste Grad der Wärme dieser Quellen ist 5° über Siedehitze. Die vulkanischen Ausbrüche wiederholen sich von Zeit zu Zeit auf dem Archipe, ohne gerade sehr häufig vorzukommen. Man erwähnt darunter jenen von 1445, der den See der sieben Städte bildete, und jenen von 1811, der die seitdem wieder verschwundene Insel Sabrina aus dem Meere herauswarf. Die Erdbeben sind noch weniger selten, ohne deshalb gerade sehr gefährlich zu seyn; nur jene von 1531 und 1755 ließen traurige Erinnerungen zurück. Die Inseln, welche jenen Erscheinungen am meisten ausgesetzt, sind Terceira, San Jorge und Fayal. Corvo und Flores werden minder heimgesucht.

In keinem Lande der Welt ist der Boden schöner, reicher, fruchtbarer, als auf den Azoren. In verständigen und thätigen Händen würde dieser Archipel die Kornkammer und der Weinkeller aller Schiffe werden, die das Atlantische Meer befahren. Man würde nothwendiger Weise dort anlegen müssen, da man alle Producte in Menge finden könnte. Aber die portugiesische Apathie läßt diese so fruchtbaren Thäler halb unbebaut und will nicht mehr erhalten, als sie für den Augenblick braucht. Ohne Zweifel liegt indeß der Fehler nicht blos an dem Charakter der Eingebornen; die argwöhnische Regierung, unter welcher sie bisher gelebt haben, die ungeheuere Menge Arme, welche das beschauliche Klosterleben in Anspruch nahm, die verderblichen Erbgesetze, der gänzliche Mangel an guten Straßen, alles trug bis jetzt dazu bei, den Ackerbau des Landes in einem beklagenswerthen Zustande zu erhalten.

Als man das Land entdeckte, war es seiner ganzen Ausdehnung nach von ungeheuern Wäldern bedeckt. Man steckte dieselben in Brand, um das Zuckerrohr zu pflanzen, das man von Candia und Cypern geholt hatte. Als Westindien von Columbus entdeckt war, versiechte diese Hilfsquelle und man beschäftigte sich mit dem Anbaue aller Arten von Getreide, Orangen, Citronen und besonders des Weines, der von Madera und Portugal eingeführt wurde. Dieses Erzeugniß ist eine Quelle von Reichthum und gewinnreichem Tauschhandel geworden. Die felsigen Theile der Insel sind mit Weinpflanzungen ganz bedeckt, während die schönen Ebenen des Küstenstrichs Weizen und Gerste tragen. Die Landwirthschaft ist übrigens ein todter Buchstabe in diesen Ländern; man hat etwas Routine, aber durchaus keine theoretischen Kenntnisse. Man kennt keine Methode des Düngens ꝛc. und doch ist das Land so gut, daß alles geräth. Gut bebaut, könnten die Azoren sechs Millionen Bewohner nähren. Die fruchtbarsten Theile der Gruppe sind Graciosa, San Miguel und Fayal. Seit kurzem haben europäische Landwirthe eine so große Mannichfaltigkeit von Vegetabilien auf diesen Inseln eingeführt, daß die ganze europäische Natur hierher verpflanzt zu seyn scheint, und es läßt sich leicht glauben, daß mit etwas mehr Sorgfalt die Bäume und Pflanzen der ganzen Welt hier naturalisirt werden könnten. Tabak, Zucker und Kaffee gedeihen vortrefflich, wie alle Medicinalgewächse, die man von Amerika ausführt, dessen Eingang die Azoren zu seyn scheinen. Knollengewächse aller Art giebt es in Menge; die Myrte wächst von selbst. Die Früchte zeigen sich in tausend Gestalten; neben der Pfirsiche und Aprikose wächst der amerikanische Pisang. Auch die Blumen haben diesen zwischen den beiden Festländern vermittelnden Charakter. In zoologischer Hinsicht aber hat der Archipel nichts, das ihn charakterisirte. Man findet kein giftiges Thier. Die Pferde sind klein, selten und ausgeartet; die Esel zahlreich und vortrefflich; die Rinder ebenfalls zahlreich und zu den härtesten Arbeiten verwendet. Das schönste Vieh findet man auf San Jorge und San Miguel; auch die Schafe sind hier häufig, aber man zieht sie nur des Felles wegen, aus dem man ein schlechtes Tuch verfertigt. Ueberall, wo sich ein Grashalm zeigt, findet sich auch eine unglaubliche Menge Ziegen.

Die Landerzeugnisse bilden nebst einigem Vieh die Ausfuhr der Azoren. Der Archipel liefert England, Brasilien, Rußland und den Vereinigten Staaten 20,000 Pipen Wein oder Branntwein und 200,000 Kisten Orangen; an Portugal eine ungeheuere Menge Getreide, gesalzenes Schwein- und Rindfleisch, schlechte Zeuge, Käse und Vieh. Dafür erhalten die Azoren Salz, Thee, Bilder, Crucifixe und Reliquien. Die Zahl der Schiffe, die sich mit diesem Handel beschäftigen, beläuft sich auf 7 bis 900.

Die Bewohner der Azoren sind sanft, friedlich und leicht zu regieren. Bei einer vollständigern Erziehung würden sie ohne Zweifel in jeder Laufbahn ausgezeichnete Männer geben, aber es lastet auf den Inseln eine crasse und abergläubische Unwissenheit. Sie sprechen ein Portugiesisch, das auf jeder Insel verschieden ist. In körperlicher Hinsicht sind sie vortheilhafter ausgestattet als die eigentlichen Portugiesen; die Frauen sind schön, minder braun, mit schwarzen Augen und Haaren. Man nennt sie sehr fruchtbar; sie haben bisweilen 12, 14 bis 15 Kinder. Die Männer sind gut und proportionirt gewachsen, stark, mit ausdrucksvollem Gesichte, das an das maurische Volk erinnert, von dem sie abstammen. Die niedern Classen sind verhältnißmäßig ausgezeichneter als in Portugal, sanft, höflich und bei guten Führern selbst fleißig und thätig. Man nennt sie zu kleinen Diebereien geneigt, schmuzig, abergläubisch und fanatisch für Musik eingenommen, wie alle Spanier und Portugiesen. Die Violine ist ihr Lieblingsgegenstand. Der Tanz der Insel ist der landun, der ziemlich dem Bolero der Spanier gleicht. Dieser Tanz ist seit einiger Zeit auch in

Digitized by Google

die gute Gesellschaft auf den Azoren aufgenommen worden. Die gemeinen Leute, die von Ungeziefer gequält werden, sind mehrern Hautkrankheiten ausgesetzt. Die Hauptbeschäftigung des Volks ist das Gebet, und die Vergnügungen der Menge bilden die Prozessionen.

Die Mittelclassen auf den Azoren stehen den Sitten und Gewohnheiten nach wenig über dem Volke; sie sind träge, diebisch und wissen ihren Stand nicht durch nützliche und ehrliche Beschäftigung zu ehren. Die höhern Classen, die morgados und der Adel, sind dagegen hochmüthig und anmaßend, unwissend und prahlerisch, gegen die Untergebenen eben so hart, als den Höhern gegenüber kriechend. Indessen sind die morgados mildthätig gegen die Armen, wohlwollend gegen die Fremden, sanft und versöhnlich. Weichlich und träge beschließen sie ihre Tage, an denen sie nichts thaten, gewöhnlich mit Musik und Spiel. Die Frauen sind fast alle musikalisch. Sie verlassen ihre Wohnung nur, um in die Kirche zu gehen. Ihre Tracht, wie die der Männer, gleicht der europäischen, nur daß sie durch den schlechten portugiesischen Geschmack modifizirt ist. Man nennt diese Frauen liebenswürdig, geistreich und gutmüthig, nur die Bildung fehlt ihnen.

Die Geschichte der Azoren ist bald erzählt. Sie wurden 1466 von Alphons V. seiner Schwester, der Herzogin von Burgund, abgetreten, fielen aber an die Krone Portugals nach dem Tode dieser Fürstin zurück, die zum Anbau Flamänder dahin geschickt hatte. Als Philipp II. die Krone Portugals aufsetzte, waren sie von 1583 bis 1640 spanisch, begrüßten aber zuerst die Restauration der rechtmäßigen Könige und die Dynastie Braganza. Bis auf unsere Tage sind sie nun portugiesisch geblieben und haben in den letzten Jahren eine große politische Wichtigkeit durch ihren hartnäckigen Widerstand zu Gunsten des einen der Könige erlangt, die sich um die Herrschaft Portugals stritten. Gegenwärtig sind die Azoren von neuem friedlich geworden und gehorchen der Bewegung, die ihnen vom Mutterlande aus gegeben wird. Der Archipel schickt nach Abzug aller Kosten noch über zwei Millionen jährlich nach Lissabon. Wenige Colonien dürften eine solche Bilanz haben.

Man hat gesehen, daß der Archipel in drei Gruppen getheilt wird; diese drei Gruppen enthalten neun Inseln.

Santa Maria, die südlichste der Gruppe, ist 13 Meil. lang und 9 M. breit. Sie besteht aus hohen Felsenufern, die ihrer Bildung nach nicht vom Feuer gearbeitet zu seyn scheinen. Der Boden könnte bei besserer Arbeit im höchsten Grade fruchtbar seyn. Die Insel ist von Unterholz bedeckt, aber die großen Bäume sind selten. Die schönen fetten Weiden nähren eine große Menge Vieh. Das Geflügel ist sehr wohlfeil. Santa Maria hat eine Stadt, Porto, und drei Dörfer, Santo Spirito, Santa Barbara und San Pedro. Porto, das herrlich auf dem Gipfel einer Anhöhe liegt, welche das Meer beherrscht, wird durch ein kleines Castell vertheidigt. Der Ankerplatz ist schlecht. Porto hat 1800 Einw.; San Pedro 1000.

San Miguel mißt 40 M. von ONO. nach WSW. und zeugt deutlicher als irgend eine andere Insel der Gruppe von dem vulkanischen Ursprunge ihres Bodens. Man schätzt ihre Gesammtbevölkerung auf 110,000 E. Unter den Städten, die sie enthält, ist, wie wir bereits gesehen haben, die Hauptstadt Ponta Delgada. Die nach ihr wichtigste ist Villa Franca, einige Stunden in SO. gelegen und eine der ältesten Städte von San Miguel. Ursprünglich lag diese Stadt in W. und blieb da bis 1522, als ein vulkanischer Ausbruch des Pico do Fogo die Berge Lorical und Rubaçal erschütterte und auf die Stadt warf. 4000 Einw. kamen unter diesen Massen um, aber man baute auf derselben Stelle eine neue Stadt, die jetzt 5000 Einw. hat, durch ihre Klöster, ihre Kirchen, ihr Schloß und ihre Küstenbatterien bemerkenswerth ist. Keine Küstenstadt zeigt sich den Seefahrern, die vom hohen Meere kommen, in günstigerm Lichte, und keine hat fruchtbarere Umgebungen. Um den Anblick, den sie gewährt, am besten genießen zu können, muß man sich auf ein vulkanisches Inselchen begeben, das eine Stunde weit davon liegt. Von hier sieht man im Schutze einer Bergkette eine Reihe weißer Häuser, unterbrochen von Grün; hier Befestigungen, dort Kirchthürme und weiterhin öffentliche Gebäude; alles im Schooße einer reizenden Landschaft und am Rande eines stillen Meeres, das von einer Menge Barken belebt ist. (Taf. 70. Abbild.) Alagoa, Porvaçao, Fenaës de Ajuda, Nordeste mit 2500 E., Ribeira Grande, Rabo de Peixe und Mosteiros vervollständigen die Reihe Städte und Dörfer von einiger Wichtigkeit, welche San Miguel enthält. Unter mehrern hohen Pics sieht man jenen von Maffra, den Pico do Fogo oder Pico do Barra. Von diesen Spitzen kann man die Veränderungen des Bodens erkennen, die in Folge von Erdbeben eintraten. Das erste scheint einen Theil der Bevölkerung umgebracht zu haben. Das zweite ist das, welches 1522 Villa Franca völlig zerstörte. Außerdem fanden andere 1638, 1652, 1691, 1719, 1723, 1755 und endlich 1810 und 1811 statt, welche letztern, mit vulkanischen Symptomen begleitet, von neuem die ganze Insel erschütterten und deren völlige Vernichtung fürchten ließen.

Terceira, fast rund, 20 M. lang und im Mittel 13 M. breit. Ihre Bewohner standen zu jeder Zeit an der Spitze der azorischen Bevölkerung; 1580 widersetzten sie sich mit Energie der Usurpation des Königs von Spanien, Philipp II., und gaben, von der Ueberzahl erdrückt, erst 1583 nach. Terceira enthält eine Einwohnerzahl von 40,000 Seelen in drei Städten und 15 Dörfern. Angra, ihre Hauptstadt, liegt malerisch an den Ufern einer Bucht, die weit in das Land hinein reicht. Sie wird im Süden von der Feste des Brasilianischen Berges und im Norden von dem Fort San Sebastian vertheidigt, die etwa drei Viertel Meile auseinander liegen. Die Stadt, die sich mit ihrem etagenartigen Häusern erhebt, hat einen Luxus an Klöstern und Palästen, welche zu ihrem Gunsten einnehmen. Die Ruinen eines spanischen Schlosses krönen sie, am meisten aber wird das Gemälde durch eine herrliche Landschaft in Süden der Stadt gehoben, Terra Cha genannt, dem duftenden Garten der Insel, wo die Adeligen und Morgados von Terceira ihre Lusthäuser haben. Die Stadt Angra besitzt außer ihrer prachevollen Lage als innern Vorzug regelmäßige und reinliche Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, und ferner gut gebaute, fast sämmtlich drei Etagen hohe Häuser. Zum Unglück sind die Straßen schlecht gepflastert und die Häuser durch plumpe maurische Fenster verunstaltet, — das unangenehme Zubehör jedes Hauses einer spanischen oder portugiesischen Colonie. Als Hafen hat Angra wenig Vortheile, da ihre Bucht fast allen Winden von N. bis SW. ausgesetzt ist. Deshalb müssen die Schiffe in der schlechten Jahreszeit am Eingange der Bai bei 28 bis 30 Klaftern Wasser ankern.

Nach Angra enthält Terceira mehrere Städte der zweiten Ordnung. Praya mit 1200 E., Kirchen, Klöstern, Forts und Gärten; dann die Flecken Cabo de Praya, Fontebastarda, San Sebastian, Villanova, Aguapa, Quatro Ribeiras, Biscoitos, Altares, San Bartolomeo, San Mateo und Santa Barbara.

San Jorge ist eine lange und schmale Insel, 35 M. lang und 5 M. breit, durchschnitten durch eine Bergreihe, die eine Ebene von 2000 Fuß über dem Meeresspiegel bildet. In O. und W. liegen an ihr zwei vulkanische Inselchen. Ihre Hauptstadt ist Vellas, mit 4000 E. am Ufer einer andern Bai, die einen ziemlich sichern Ankerplatz gewährt. Die Stadt ist an der Seeseite von Wällen umgeben und lehnt sich an der andern an Hügel mit kleinen Forts ohne Kanonen. Die ganze Bevölkerung von San Jorge beträgt 20,000 E.

Graciosa ist 12 M. lang und 6 M. breit, und nährt 12,000 Einwohner. Ihre Hauptstadt Santa Cruz, die 3000 enthält, hat nur einen gefährlichen und allen Winden offenstehenden Ankerplatz.

Fayal, 12 M. lang und 10 M. breit, hat eine runde Gestalt und erhebt sich in allmäligen Wellenlinien zu einem majestätischen Pic, der 3000 F. über das Meer ragt. (Taf. 70. Abbild.) Die Insel ist minder felsig als Terceira und San Miguel. Sie besitzt eine weit größere Menge bebaubaren Bodens, von dem aber kaum ein Viertel benutzt wird. Die Hauptstadt ist Horta, 1460 von dem ersten Ansiedler, Hiob von Huerta,

Digitized by Google

gegründet, von dem sie auch den Namen führt. Man schätzt ihre Bevölkerung auf 10,000 Seelen. Sie liegt an einer tiefen Bai, welche in N. in einem hohen rauhen Vorgebirge endigt, auf dessen Spitze ein Telesphor steht, und in der Mitte die Felsenspitze Ponta da Guia hat. Die Stadt erhebt sich absatzweise am Hintergrunde der Bai mit ihren Kirchen und Klöstern, dem nothwendigen Schmucke aller azorischen Städte. Die Straßen sind eng und unregelmäßig, die Forts in ziemlich gutem Zustande, aber schlecht bewaffnet. Die Rhede von Horta ist ohne Zweifel von allen andern des Archipels die beste und sicherste. Sie wird in O. von den gigantischen Massen des Pico, die nur 4 Meil. entfernt sind, und in N. von der Insel San Jorge vertheidigt, welche quer davor liegt und die Heftigkeit der Wogen bricht. Die SO.- bis SSW.-Winde allein sind auf diesem Ankerplatze zu finden und ihre Wirkung wird überdies von einer Strömung sehr gemildert, die in entgegengesetzter Richtung geht und die Taue unterstützt. Horta besitzt, als die beste Seestation der Azoren, ein kleines Arsenal. Das Gebiet von Fayal ist im Allgemeinen besser bebaut als alle andern Inseln. Alle Ernten sind daselbst schön und die Schiffe können sich wohlfeil verproviantiren. Deshalb kommen auch fast alle amerikanischen Wallfischjäger dahin. Zu Horta wird ferner der größte Theil des Weines der Azoren abgesetzt, indem die Weinbergsbesitzer von Pico, welches den meisten Wein giebt, ihre Ernte dahin schicken. Der Wein von Pico, im Allgemeinen scharf und stark, ist in Amerika gesucht, weil er Mischungen gut verträgt.

Pico hat in ihrer länglichen Gestalt eine Länge von 35 Meil. und eine Breite von 8 M. an der Stelle, wo sie sich in dieser Richtung am meisten ausdehnt. Ihre Oberfläche wird von einer hohen vulkanischen Kette durchschnitten, welche in W. in dem berühmten Pic endigt, der der Insel den Namen gegeben hat. Dieser Pic erhebt sich nach genauen und neuen Berechnungen 6700 Fuß über den Meeresspiegel. Die Insel enthält 30,000 Einw., die, wie an andern Orten, fast alle an der Küste in drei Städten und mehrern Dörfern leben, nämlich in S. Lagens, der Hauptstadt; Riveiras, Calheta de Nesquim und Ponte da Piedade; in N. Ribeirinha, San Roque, San Antonio, Santa Lugia, und Bandeiras; in W. liegen die Stadt Magdalena und die Flecken Candelleria, San Matteo, San Joao und Silveira.

Von allen diesen Punkten ist nicht einer für die Schiffe zugänglich. Die Küste ist mit unzugänglichen Felsen besetzt, und kaum findet man zu Lagens, der Hauptstadt, eine kleine schlechte Bucht für die Küstenfahrer. Pico besitzt die schönsten Hölzer der Azoren, wie die fruchtbarsten Weinberge. Man erntet hier in gewöhnlichen Jahren 2500 Fässer Wein. Die Bewohner von Pico sind abgehärtet, schön, stark und arbeitsam. Ihre ganz bergbewohnerartige Tracht gleicht jener der andern Insulaner nicht. Man könnte sie für Halbwilde halten, wenn man sie in Horta sieht, wo sie ihre Waaren verkaufen. Sie sind gute Weinbauern und gute Fischer.

Der Pic der Insel hat mehrere Zonen. Vom Meere an bis zu etwa einem Viertel seiner Höhe ist er mit herrlichen Feldern, Pflanzungen und Orangegärten bedeckt. In der Mittelzone erscheinen die Cedern, die Myrten, Farrnkrautbäume ꝛc., eine Vegetation, die in der obern Zone den Alpenpflanzen, Moosen ꝛc. Platz macht. Auf dem Gipfel des Berges befindet sich ein Krater von ungefähr 200 F. Tiefe, der nur in NO. zugänglich ist, wo sich eine Oeffnung befindet. Dieser Krater ist wie der des Aetna im Innern schwarz und düster, wird aber von allen andern Kratern durch einen pyramidalischen Kegel unterschieden, der sich in der Mitte desselben erhebt und 200 Fuß ungefähr darüber hinausragt. An diesem Zeichen erkennt man die Insel, selbst aus sehr großer Entfernung. Lagens, die Hauptstadt der Insel, liegt ganz nahe an dem Pic. Von der Terrasse oben, wo die Flagge aufgesteckt ist, kann man den Riesen mit seiner Schneekappe genau erkennen, während am Fuße und an den Seiten der Bucht sich die Häuser der Adeligen und Morgados hinziehen, über welche der Thurm der gothischen Kirche hinwegragt. (Taf. 70. Abbild.)

Corvo und Flores, obgleich von der Mittelgruppe ziemlich weit getrennt, gehören dennoch zu dem Archipel der Azoren. Man erntet hier Getreide und zieht Vieh. Corvo hat gute Rheden; Flores, die größere, reichere und fruchtbarere, besitzt zwei Städte, Santa Cruz und Lagens. Sie nährt 9000 Einw.

Wir hatten unsere Lebensmittel eingenommen und der „Mercur" war um San Miguel nördlich herum. Der frische Westwind trieb ihn seit zehn Tagen nach dem gasconischen Meerbusen hin, als am 22. Mai früh die Mastwache rief: „Land! Land vor uns!" Diesmal war es Frankreich, Frankreich, mein Vaterland, das ich seit vier Jahren nicht gesehen hatte. Ich eilte nur halb bekleidet auf das Verdeck, wie im Traume, konnte nicht sprechen, sah kaum, war stumm und hochbegeistert. Mit welchem freudigen Beben folgte mein Auge dieser undeutlichen Linie, welche die Umrisse einer dunkeln Masse andeutete. Ich fürchtete, der Matrose möge sich getäuscht haben; ich fürchtete, der Schatten in der Ferne könne verschwinden wie ein Wolkenbild; ich wendete meine Blicke nicht davon ab, um sie nicht etwa zu verlieren und dann nicht wiederzufinden. Ein Schrei hatte mich in diese Betrachtung gezogen, ein zweiter riß mich wieder aus derselben. „Steuermann, unter den Wind, Steuermann!" Es war nicht mehr zu zweifeln. Wir waren bei Frankreich; man sah von weitem den Leuchtthurm, der auf seiner Klippe ruhete. „Ach, ehrlicher Steuermann von Royan! Mache, daß wir ankommen! Mach, daß wir schnell ankommen. Ein Passagier hat seine Reise um die Erde beendigt, ein ewiger Jude der Fahrt in Oceanien, der endlich einmal lange in Frankreich ausruhen will. Nie führtest du, Steuermann, nach dem Flusse einen Mann, der weiter herumgekommen, unstäter gewesen ist und der Ruhe mehr bedurfte."

Das Schiff nähert sich. Noch vor einigen Minuten sah es in der Ferne wie der Flügel einer Möwe, wie der schäumende Kamm einer Woge aus; jetzt wird es bereits groß, gleitet auf dem Wasser hin und hüpft über die Brandung. Schnell ein Tau zum Anlegen! Man wirft es aus; der Lotse ist am Bord; er ist nun Befehlshaber und Steuermann am Bord; er übernimmt das Steuer und das Commando.

Wenn man nach einer langen Seefahrt die heimathliche Küste wiedersieht, so ist dies immer, selbst für den eigentlichen Seemann, eine Stunde unbeschreiblicher Freude und fieberhafter Lust. Ich empfand es damals; bei jedem neuen Gegenstande, der sich mir darstellte, schien sich dies Gefühl in mir zu verdoppeln und es traten mehrere Paroxismen ein, ehe das Gleichgewicht wiederherzustellen war.

Der Thurm von Cordouan, der sich in dem Wasser zu spiegeln scheint, das gewundene Bett des Flusses, die Steppen, welche sich zur Rechten hin weit ausdehnen, das Grün, die Dörfer und ihre Bewohner; dann Royan und Pauliac, Blaye und seine Citadelle, die sich während unserer Fahrt auf dem Flusse mitten unter blühenden Bäumen, knospenden Weinstöcken, singenden Vögeln und hingleitenden Fahrzeugen meinen Blikken darboten, — wie vielerlei in zwei Tagen! Welche Erinnerungen wurden im Herzen geweckt, wenn sie auch lange von meinen Gedanken entfernt gewesen waren! Welche Reihe von entzückenden, zauberischen Bildern, in denen sich meine Phantasie sanft wiegte!

Diese angenehmen Gefühle und Bilder dauerten noch fort, als Bordeaux erschien, die Handelskönigin mit ihren von Menschen bedeckten Kais, dem Aechzen und Knarren ihrer tausend Hebezeuge, mit ihren Zollauf-

Digitized by Google

sehern in grünen Uniformen, die in Reihen an dem Hafen standen, mit ihren großartigen Gebäuden und ihren damenbretartig einander durchschneidenden Straßen. (Taf. 70. Abbild.)

Um noch einige Zeit in der Welt dieser Eindrücke zu leben, hätte ich lieber das Schiff noch nicht verlassen wollen. Es war mir, als habe mir die Erde unangenehme Täuschungen vorbehalten.

So sah ich nach einer vierjährigen Wanderung mein Vaterland wieder und trug, bereichert von einer Masse gesammelter Kenntnisse und Thatsachen, alles das Meinige bei mir, wie Bias. Den Ertrag, die Ernte dieser Reise, diesen Ueberblick langer und oft beschwerlicher Beobachtungen, habe ich dem Publikum in dieser „malerischen Reise um die Welt" vorgelegt.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Digitized by Google

Alphabetisches Verzeichniß

der Namen der Länder, Ortschaften, Personen und bemerkenswerthen Gegenstände, die in der „maleriſchen Reiſe um die Welt" erwähnt worden ſind.

☞ Die Namen der Oerter, Völker, Berge, Flüſſe ꝛc. ſind geſperrt; die Namen der Würden, Secten, Denkmäler und Gegenſtände mit gewöhnlicher, und die Namen der Reiſenden, Geſchichtſchreiber und wilden Häuptlinge mit Schwabacher Schrift gedruckt.

A.

Abba Thulle, Häuptling der Pelew Inſeln. II. 278. 279.
Abdu, Inſel der Gruppe Aiu. II. 114.
Abgaris, Inſel, Neu Hanover. II. 109.
Acapulco (Geſchichte der Galione von) I. 152.
Adam, ſ. Rua Pua und Ruka Hiwa.
Adams, engl. Matroſe von der „Bounty," gründet die Colonie auf der Inſel Pitcairn. I. 301. — Seine Geſchichte I. 302.
Adams, Inſel der Gruppe Auckland. II. 224.
Adamsbrücke, Ceylon. I. 59.
Adamsſpick auf Ceylon. I. 58.
Admiralitäts-Bai, Neu Seeland. II. 207.
Admiralitäts-Inſeln. II. 101. Beſchreibung. Große Inſel, der dieſer Name zukommt. 101.
Adventure, Inſel im Archipel Pomotu. I. 307.
Agagna, Stadt auf Guaham. II. 259. — Beſchreibung. II. 260.
Agnes (Wegnahme der). II. 211.
Agu Gni, Inſeln. I. 210.
Aguaya, Stadt auf Terceira. II. 297.
Aguigan, Inſel im Arch. der Marianen. II. 266.
Aiu (Inſelgruppe), Arch. der Carolinen. II. 285.
Aiu, Inſelgruppe. II. 113.
Aiu Baba, Inſel. II. 113.
Aitu Taki, ſ. Waitu Taki.
Alagoa, Ort auf San Miguel. II. 297.
Albatroß. I. 28. 29.
Albay, Vulkan der Philippinen. I. 160.
Alboran, Inſelchen. I. 4.
Albreda, Stadt zu Gorée. I. 19.
Albuquerque, portug. Reiſender. I. 116.
Algeſiras, Stadt in Spanien. I. 4. — Schlacht von. I. 4.
Allap, II. 258.
Allard, franz. Officier zu Lahore. I. 92.
Allen, Inſel, Salomon's Arch. II. 91.
Allu Fatu, Inſeln. II. 232. — Beſchreibung von Schouten. 233. — Sitten und Gebräuche. 233—34.
Altares, Dorf auf Terceira. II. 297.
Amabata, Inſel, Neu Britan. II. 99.
Amarapura, Stadt in Ava. I. 103.
Amargura, Inſel, Tonga-Arch. II. 29.
Amboina, Inſel und Stadt der Molukken, Beſchreibung II. 121. 122. Handel 122. — Sitten und Gebräuche. 122.
Ambrym, Inſel, Arch. der Neuen Hebriden. II. 70.
Amherſt, engl. Geſandter in China. I. 196.
Amherſt, Stadt in Birma. I. 101.
Amiranten, Inſeln. I. 51.
Amſterdam, Inſel, ſ. Tonga Tabu.
Anaa, Inſel. I. 306.
Anachoreten, Inſeln, Gruppe der Admiralität. II. 101.
Anambas, Archipel. I. 121.
Anatakan, Inſel, Arch. der Marianen. II. 266.
Anblicks, Inſeln des erſten, Salomons Arch. II. 92.
Andamanen, Archipel. I. 103.
Anderſon, engl. Naturforſcher. I. 111.
Andevurante, Fl. auf Madagascar. I. 49. Flecken. 49.
Andua, Inſel, Arch. Witi. II. 55.
Andumatis, Canal, Malediven. I. 59.
Anga Tabu, Denkmäler der Inſel Waïhu. I. 299.
Ang Haſa, Inſeln, Arch. Witi. II. 53.
Angra, Stadt auf Terceira. II. 298.
Angur, Inſel der Pelew Gruppe. II. 284.
Animas, Inſel, ſ. Manu.
Anna, Inſel, Salomons Arch. II. 92.
Annatom, Inſel, Arch. der Neuen Hebriden. II. 68.
Anonyme, Inſel, ſ. Unun.
Anſon zu Juan Fernandez. II. 290.
Antavaren, Volk von Madagaskar. I. 49.
Antelope, Schiffbruch der, II. 277.
Antipode, Inſel. II. 224.
Antſianake, Fluß auf Madagaskar. I. 49.
Anuda, Inſel. II. 71.
Api, Inſel, Neue Hebriden. II. 70.
Apollo, Inſel, Arch. Witi, ſ. Kambara.
Apra, Bai zu Guaham. II. 259. 266.
Arago (Jacques), franz. Zeichner, Reiſe nach Hawaii. I. 271. — Beſchreibt Tinian und Rota. II. 263.
Araktſchieff, Inſel des Arch. Pomotu. I. 307.
Areoïs, Claſſe zu Taiti. I. 334.
Arfaki (Berge), Neu Guinea. II. 102. — Völkerſchaft. 104.
Argyle, Fl., Auſtralien. II. 173.
Ariis, Häuptlinge zu Hawaii. I. 275.
Arikis, Oberhäuptlinge auf Neuſeeland. II. 217. 223.
Arimoa, Inſeln, Neu Guinea. II. 102.
Armſtrong, Inſel, Gruppe Harvey. II. 5.
Arnheims Land, ſ. Auſtralien.
Arra Kooker, Bruder Abba Thulle's. II. 277.
Arrecipos, Inſeln, ſ. Providence.
Arru, Gruppe der Molukken. II. 125.
Arſaciden (Land der), ſ. Salomons Archipel. — (Inſeln der). II. 91.
Arthur, Inſel, Gruppe Brown, Arch. der Carolinen. II. 285.
Artingall, Diſtrict der Inſel Babelthuap. II. 285.
Arzobiſpo, Inſel, ſ. Bonin Sima.
Aſcenſion, Inſel. Beſchreibung und Geſchichte. II. 295.
Aſia, Gruppe. II. 114.
Aſſomption, Inſel, Arch. der Marianen. II. 266.
Aſtrolabe, Bucht, Neuſeeland. II. 194.
Ata Huru, Morai zu Taiti. I. 323.
Atakumbo, ſ. Laguemba.
Ataram, Fl. in Birmanien. I. 101.
Atata, Inſel, Arch. Tonga. II. 15.
Atlantique, Inſel, Gruppe Gilbert. II. 242.
Atſchin, Königreich auf Sumatra. Geſchichte. I. 112. — Beſchreibung. 113.
Atuas, Götter zu Ruka Hiwa. I. 295. — auf Neuſeeland. II. 222.
Atui, Inſel, ſ. Watiu.
Auckland, Gruppe. II. 224.
Auguſtin, Inſel, Gruppe Gilbert. II. 240.

Digitized by Google

Aur, Gruppe, Arch. der Carolinen. II. 285.
Aur, Insel. II. 244.
Aùra, Inselchen, Gruppe Duperrey. II. 254.
Aurora, Insel, Neue Hebriden. II. 70.
Aurupig, Gruppe von Inselchen, Arch. der Carolinen. II. 287.
Austernhafen, Australien. II. 155.
Australien, — Beschreibung. II. 155. — Geschichte. 170. — Ausflüge in das Innere. 172. — Geographie. 175. — Naturgeschichte. 176. — Schilderung der Eingeborenen. 178. — Wohnungen. 179. — Waffen. 179. — Tänze. 180. — Aberglauben. 180. — Englische Colonien. 181.
Australische Alpen, s. Warragong.
Ava, Königreich. I. 97. — Sitten. 101. 102. — Beschreibung. 101. — Stadt. 101.
Avon, Fl. Australien. II. 175. Höhle von. 175.
Ayer Raya, Vulkan auf Sumatra. I. 104.
Azata, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Azoren (Archipel der). Geschichte. II. 296. — Beschreibung. 297. — Bewohner, Gebräuche. 297. — Geographie. 298.

B.

Babao, Dorf auf Timor. II. 126.
Babber, Inseln, Molukken. II. 125.
Babelthuap, Insel, Gruppe Pelew. II. 284.
Babuyanen, Ins., Arch. der Philippinen I. 160.
Bahia, Prov. von Brasilien. I. 25. — Stadt. 25.
Baily, Insel, Arch. von Bonin Sima. I. 236.
Balabra, Insel, Neu Caledonien. II. 231.
Balade, Hafen, Neu Caledonien. II. 226.
Balambangan, Insel. II. 132.
Balaù, Ins., Arch. Witi. II. 54.
Bald Head, Halbins., Australien. II. 155.
Balearen, Inseln. Beschreibung, Sitten und Gebräuche. I. 2. 3.
Bali, Bezirk von Java. II. — Insel. 145. — Beschreibung 145. — Bewohner. 145.
Baliaù, Inselchen der Gruppe Jüli. II. 287.
Banca, Insel. I. 114.
Bancalang, Hauptstadt von Madura. II. 141.
Bancock, Stadt in Siam. I. 122. — Beschreibung. 123. — Sitten. 124.
Banda, Großer Arch. der Molukken. II. 124. — Beschreibung. 126.
Banda Neira. II. 124.
Bandeiras, Stadt auf Pico. II. 299.
Bandong, Stadt in Java. II. 143.
Bangalore, Stadt in Mysore. I. 71.
Banham, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 281.
Banianin, Baum der, I. 94.
Baniu Wangui, Bezirk von Java. II. 142.
Banjermassing, Fl. auf Borneo. II. 132. — Staat. 133.
Banka, Inseln, Celebes. II. 118.
Banks, engl. Naturforscher. I. 9.
Banks, Insel, Arch. der Neuen Hebriden. II. 70.
Bantam, Staat von Java. II. 143.
Bantam, Insel. I. 117.
Bantaman, Vorgeb. von Java. II. 140.
Banur Batu, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Barber, Seine Geschichte. II. 174.
Barclay, Insel, Arch. Pomotu. I 307.
Baring, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 284.
Barker, Sein Ausflug nach dem Lofti. II. 160.
Barrakpur, Stadt in Hindostan. I. 78.
Barros, Juan de, portug. Geschichtschr. I. 111.
Barrow, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Barrow, Insel, Australien. II. 175.
Baß, besucht Australien. II. 172. — Tasmanien. 188.
Baßstraße, Australien. II. 161.
Baß, Inselgr. II. 1.
Bassilan, Inseln, Arch. der Philippinen. I. 163.
Batabang, Prov. von Siam. I. 128.
Batanta, Insel. II. 111.
Batavia. II. 136. — Beschreib. 137. — Sitten. 134. — Residenz dieses Namens. 143.
Bathurst (Ebenen von), Australien. II. 164.
Batigui, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Batoa, Insel, Arch. Witi. II. 52.
Batschian, Insel. II. 120.
Battas, die, Völkersch. auf Sumatra. I. 111.
Batticola, Fort auf Ceylon. I. 59.
Batu Bara, Dorf auf Sumatra. I. 113.
Batu Bara, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Batu Gadscha, Palast des Gouv. zu Amboina. II. 122.
Baudin, franz. Reisender, besucht Australien. II. 172. — Tasmanien. 187.
Baum der Reisenden. I. 48.
Bauman, Insel, s. Hamoa.
Baumcap, zu Taiti. I. 311.
Baur, s. Ruka Hiwa.
Bayaderen. Ihre Erziehung. I. 66.
Bayoa, Vorgeb. der Staaten von Boni. II. 118.
Bedahs, Völkersch. von Ceylon. I. 56. — Sitten und Gebräuche. 56.
Berchry, engl. Reisender, besucht die Inseln Lin-tscheù I. 207. — den Arch. Hawaii 273. — die Insel Piteairn 303. — die Insel Gambier 305. — den Arch. Pomotu 307.
Beginda Sebyam, Häuptling zu Sumatra. I. 109.
Bell, russischer Arzt. I. 190.
Bellinghausen, russischer Reisender. I. IV.
Bellinghausen, Insel, Arch. Taiti. I. 319.
Bellona, Insel, Salomons Arch. II. 93.
Benares, Stadt in Hindostan. I. 96.
Bengalas, Fl. in Brasilien. I. 25.
Benennung der Archipele. I. VII.
Bengalen, Geschichte. I. 89.
Bent Long, Eingeborener von Neu Süd Wales. Geschichte. II. 166.
Benjowsky, Pole, seine Abenteuer zu Madagascar. I. 44. — zu Macao. 167. — zu Liu Tschcù. 207.
Ben Lomond, Geb., Tasmanien. II. 185.
Brneink, Gouv. von Indien. I. 22.
Benzoe, Einsammlung des. I. 105.
Berapi, Vulkan auf Sumatra. I. 101.
Bergh, Inseln, s. Hogoleu.
Bestattung auf dem Schiffe. II. 62.
Betanimenen, Volk von Madagascar. I. 49
Betel. I. 105.
Betimsoras, Volk auf Madagascar. I. 49.
Bewan, Hauptstadt des Königr. Sulu. I. 163.
Bezukie, District und Stadt von Java. — Beschreibung. II. 142.
Bidondo, Vorstadt von Manilla. I. 147.
Bigali, Insel, Arch. der Carolinen. II. 287.
Bigar, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 285.
Billington, Insel. I. 114.
Bird, Insel. I. 306.
Bird, s. Modu Manu.
Birmanien. Beschreibung. I. 97. — Geschichte. 98. — Gebräuche. 101.
Birme, Insel. II. 7.
Biscoitos, Flecken auf Terceira. II. 298.
Bishop Junction Island, s. Erregup.
Bishop, Inselchen, Gruppe Macquarie. II. 221.
Bissayer, Inseln der Philippinen. I. 161.
Bitscholie, Bezirk von Guiloto. II. 120.
Bitonho, Inseln, Arch. Witi. II. 54.
Biwa-no-mit-su-umi, See in Japan. I. 225.
Biwua, Inseln, Arch. Witi. II. 54.
Blaka, s. Motu Iti.
Blaye, Stadt in Frankreich. II. 299.
Bligh, Ins., Arch. der Neuen Hebriden. II. 70.
Bligh, engl. Reisender. I. IV. — Sein Abenteuer auf der „Bounty". 302. — zu Taiti 322 — besucht Tonga II. 81. — Tasmanien. 187.
Blood Wood, Blutbaum. II. 226.
Bluff, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Boa Bista, Insel vom Grünen Vorgeb. I. 21.
Bois Duval, Insel, Gruppe Hogoleu. II. 255.
Boki, Häuptling zu Hawaii. I. 245.
Bola Bola, s. Bora Bora.
Bombay, Provinz in Indien. I. 95. — Stadt 95.
Bombetoc, Stadt auf Madagascar. I. 49.
Bonang, Vorgeb. auf Java. II. 140.
Bonechra, Spanier, besucht Taiti. I. 321.
Boni, Insel. II. 112.
Boni (Golf von), Celebes. II. 118. — Staat. 118.
Bonin Sima, Arch. I. 235.
Bonthain, Bezirk von Celebes. II. 118.
Bonzen. I. 232. 186.
Bora Bora, Insel, Arch. Taiti. Beschreibung. I. 318.
Bordeaux, Stadt in Frankreich. II. 299.
Bordelaise, Insel, Arch. der Carolinen. II. 286.
Borneo, Insel. II. 132. — Beschreibung 133. — Geographie 133. — Bewohner 134. — Stadt 138.
Boro Bodo, Tempel Buddhas auf Java. II. 154.
Borodon, I. 15.
Borrell, Vorgeb. Neuseeland. II. 215.
Bory, Insel, Gruppe Hogoleu. II. 255.
Boston, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 284.
Botany Bay, Australien. II. 167.
Boudeuse, Insel, Admiralitätsinseln. II. 102.

Digitized by Google

Boudoir, Insel, s. Maitia.
Bougainville, Insel, Salomons Arch. II. 91.
Bougainville, franz. Reisender. I. III. — Aufenthalt zu Taiti 320. — Entdeckt die Inseln Hamoa. II. 10. — Bei den Neuen Hebriden. 64. — Bei den Salomon's Inseln. 87. — Neu Irland. 100. — Neu Guinea. 106. — Louisiade. 110. — Australien. 172. — Maluinen. 291.
Bounty, Insel. II. 224.
Bounty, Empörung auf diesem Schiffe I. 302. — zu Taiti 322.
Bourbon, Insel. Beschreibung, Sitten. I. 39.
Bournaud, Insel, s. Saint Jean.
Bouton, Inseln. Celebes. II. 118.
Bow, Insel, s. Heiù.
Boyd, Wegnahme dieses Schiffes. II. 209.
Bradley. II. 92.
Brama, Gottheit in Indien. I. 81.
Bramanismus. I. 81.
Brambanan, Tempel Buddha's auf Java. II. 153.
Brasilien. I. 23. — Sitten. 25.
Brava, Insel des Grünen Vorgeb. I. 21.
Break Sea, Insel, Australien. II. 155.
Briars, Wasserfall auf Helena. II. 293. — Lusthaus. 294.
Brisbane, Fl., Australien. II. 173.
Britannia, Ins., Neu Caledonien. II. 226.
Britomart, Ins., Arch Pomotu. I. 307.
Bronus, Inseln, s. Brown.
Broussonetia, Baum auf Tonga. II. 21.
Broughton, engl. Reisender. Bei der Insel Chatam. II. 221.
Brown, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 285.
Brunai, s. Borneo.
Buchdruckerei auf Hawaii. I. 273. — auf Taiti. 329.
Buckland, Ins., Arch. Bonin Sima. I. 235.
Buddhismus, auf Ceylon. I. 54. — in Thibet. 85. — in Japan. 232.
Buena Vista, Salomons Arch. II. 91.
Büffel. II. 142 — Jagd dieser Thiere. I. 151.
Bughis, Völkerschaft von Celebes. II. 119.
Buitenzorg, Palast des Gouv. von Java. II. 139. — Beschreibung. 139.
Buka, Ins., Salomons Arch. II. 91.
Bulong Ha, Ins., Arch. Viti. II. 53.
Bulecomba, Bezirk auf Celebes. II. 118.
Bungari, Häuptling von Neusüdwales. II. 165.
Bunakin, Ins., Celebes. II. 114.
Buso-Kahavari, Vulkan auf Hawaii. I. 254.
Buru, Straße. II. 120. — Insel. 121. — Stadt, Beschreibung. 121.
Buton, Inseln. II. 119.
Button, Inseln, s. Tagai.
Buyers, Inseln, Arch. Pomotu. I. 307.
Byam, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Byers. I. 237.
Byron, engl. Reisender, Aufenthalt zu Hawaii. I. 246. — zu Madei. II. 4.
Byron, Insel, Gr. Gilbert. II. 241. — Sitten. 241.

C.

Cabo da Praya, Flecken auf Terceira. II. 298.
Cabral, Portugiese, entdeckt die Azoren. II. 297.
Cabrera, Insel. I. 3.
Cabri, franz. Abenteurer. Sein Aufenthalt zu Nuka Hiwa. I. 292.
Caen, Insel, Neu Hanover. II. 100.
Caleli, Stadt, Insel Buru. II. 120.
Calcutta, Beschreibung. I. 77.
Calheta de Nesquim, Stadt auf Pico. II. 299.
Caltura, Stadt auf Ceylon. I. 59.
Calvert, Inseln, s. Kawen.
Calmanes, s. Grüne.
Camarinen, Inseln, Arch. der Philippinen. II. 161.
Cambridge, Golf, Australien. II. 175.
Campbell, Vorgeb., Neuseeland. II. 215. — Insel. 224.
Camoëns, Grotte des, I. 166.
Campher. I. 105.
Canal, kaiserlicher, zu Canton. I. 195.
Canarien, Groß. I. 15.
Canarische Inseln. Geschichte. I. 11.
Canbelleria, Flecken auf Pico. II. 299.
Cangue, Strafe in China. I. 185.
Cannibalen, Bucht der, Neuseeland. II. 205.
Canton. Beschreibung. I. 177. — Bewohner. 177. — Gebräuche. 178. — Bevölkerung. 178. — Handel. 179. — Sitten. 181. — Theater. 182. — Wohnungen. 183. — Religion. 198.
Capstadt. — Sitten. I. 30. Beschreibung 30.
Capricorn, Insel, Australien. II. 175.
Caraga, Stadt zu Mindanao. I. 162.
Carapan, Spitze von Java. II. 135.
Carimon Java (Insel). II. 135.
Carlshof, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Caroline, Insel. II. 6.
Carolinen, Arch., Oestliche II. 247. — Westliche. 274. — Geographie. 284.
Carpentaria, Meerb., Australien. II. 175.
Carteret, engl. Reisender. I. III. — Entdeckt die Insel Pitcairn. 302. — zu Nitendi. II. 81. — bei den Salomons Inseln. 87. — Neu Britanien. 98. — bei Neu Irland. 99.
Carteret, Inseln, II. 93.
Carthagena, Stadt in Spanien. I. 4.
Caryöford, Insel. I. 306.
Castlereagh, Fl. in Australien. II. 173.
Catalina, Insel, Salomons Arch. II. 92.
Cavite, Stadt und Bucht, Manilla. I. 159
Celebes, Archip. II. 114. — Geographie 117. — Beschreibung. 118. — Geschichte. 119.
Ceram, Insel, Molukken. II. 120.
Ceram, Hauptstadt des Königreichs Bantam. Beschreibung. II. 139. — Bewohner. 139.
Ceylon, Insel. Beschreibung. I. 53.
Chabrol, Insel, Neu Caledonien. II. 226.
Chache, Tätowirung zu Rotuma. II. 238.
Chaigneau, Franzose, Mandarin in Cochinchina. I. 133.
Chain, Insel, s. Anaa.
Chamargou, franz. Capitain. I. 44.
Chamorres, Eingeb. der Marianen. II. 281.
Chaù, Oberhäuptling zu Rotuma. II. 237.
Charlotte, Insel, Gr. Gilbert. II. 241.
Chase, Insel, Gr. Gilbert. II. 240.
Chatam, Inselgruppe. — Beschreib. II. 221. — Insel dieses Namens. 225.
Chatam, Inseln, s. Otdia.
Chaumareyr, Commandant der „Medusa." I. 16.
Cheribon, Bezirk auf Java. II. 143. — Stadt dieses Namens. 143.
Cherry, Insel, s. Anuda.
China, Geschichte. I. 186. — Geographie. 197. — Regierung. 198. — Sprache. 199. — Literatur. 199. — Sitten. 200.
Cholseul, Insel, Salomons Arch. II. 91.
Christmas, Insel. II. 6.
Cigarrenfabrik zu Manilla. I. 147.
Clarence, Insel. II. 6. 7.
Clarendon, Stadt in Tasmanien. II. 186.
Clerc, Felsen, Gr. Macquarie. II. 221. — Inselchen dieses Namens. 221.
Clermont, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Clive, engl. General. I. 90.
Clives, Inseln. I. 78.
Cloudy, Bai, Neuseeland. II. 215.
Clusters, Inselchen, s. Janudza.
Cochinchina. Geschichte. I. 137. — Geographie. 141. — Sitten. 142. — Handel. 143.
Cockburn, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Cocusinseln, Arch. Salomo. II. 92. — Neu Irland. 95. 100. — S. Niuha.
Cocuspalmen der Seschellen. I. 31.
Coffin, engl. Capitain. I. 236.
Coffin, Vorgeb. zu Celebes. II. 114.
Colombo, Hauptstadt von Ceylon. I. 59.
Colonas, Insel, zweifelhaft. I. 237.
Commerson, Insel, Gr. der Admiralität. II. 102.
Conception, s. Insel der Empfängniß.
Concordia, Fort zu Timor. II. 126.
Concordia, Bai zu Allu Fatu. II. 235.
Confutse, chines. Philosoph. I. 199. — Sein Tempel. 186. — Seine Verehrung in China. 186. — in Japan. 231.
Consolation, Insel, s. Niuha.
Constantia, Weinberg zu, am Cap. I. 31.
Cook, engl. Reisender. I. III. — Bei dem Arch. Hawaii. 260. — Sein Tod. 263. — Aufenthalt zu Nuka Hiwa. 291. — Bei der Insel Waihu. 299. — Seine erste Reise nach Taiti. 320 — zweite Reise. 320 — dritte Reise. 321 — entdeckt Tubuai. II. 3 — Rurutu. 3 — den Arch. Harvey. 4 — den Arch. Tonga, erste Reise. 25 — zweite Reise. 26 — dritte Reise 28. — Aufenthalt zu Viti. 55 — bei den Neuen Hebriden. 64 — bei Australien. 172 — bei Tasmanien. 187. — Erste Reise nach Neuseeland. 205 — zweite Reise. 208 — dritte Reise. 208 — nach der Insel Norfolk. 225 — nach Neu Caledonien. 229.

Digitized by Google

Cooks Straße, Neuseeland. II. 215.
Corduan, Thurm von. II. 299.
Coreaner, Trachten der. I. 210.
Coringui, ind. Stadt. I. 73.
Cornwallis, Insel, Gr. Chatam. II. 225.
Coror, Hauptinsel der Gr. Pelew. II. 284.
Corregidor, Insel des, Arch. der Philippinen. I. 161.
Corvo, Insel, Gr. der Azoren. II. 299.
Cotti, Königreich auf Borneo. II. 135.
Covel, Inseln, s. Boston.
Cox, Insel, s. Mango.
Crescent, Insel. I. 303.
Crespo, Insel, Arch. Bonin Sima. I. 237
Cristoval, Insel, Arch. Salomo. II. 92.
Croker, Insel. I. 306.
Crozet, franz. Reisender, erzählt die Ermordung Marions. II. 208.
Cumberland, Bai zu Juan Fernandez. II. 289.
Cumberland, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Cumberland, Insel, Australien. II. 175.
Cunningham, engl. Naturforscher. Sein Ausflug in das Innere von Australien. II. 173.
Cupang, Bai zu Timor. II. 127. — Stadt dieses Namens. 127. — Fest. 128.
Curtis, Insel Macauley. II. 225.
Crawfurd, engl. Gesandter in Siam. I. 122.
Cyclop, Berg, Neu Guinea. II. 102.

D.

Dädalus, englisches Schiff, seine Mannschaft ermordet zu Hawaii. I. 264.
Dairi, geistliches Oberhaupt von Japan. Sitten und Functionen. II. 227.
Dale. Sein Ausflug in das Innere von Australien. II. 173.
Damar, Insel, Molukken. II. 125.
Dampier, engl. Reisender. I. III. — Besucht Neu Britanien. II. 97. — Neu Irland. 99. — Neu Hanover. 100. — Australien 171. — leidet Schiffbruch auf Ascension. 295.
Dampier's Straße. II. 98.
Dampier, Insel. II. 101.
Dampier, Insel, Australien. II. 173.
Dampier's Quellen, Ascension. II. 295.
Danger, Inseln. II. 6.
Dao, Insel, Timor. II. 131.
Darling, Fl., Australien. II. 173. — Berg dieses Namens. 175.
Daspuren. II. 176.
Dauphin, Fort auf Madagaskar. I. 49.
Davy, engl. Reisender, Geschichtschreiber von Ceylon. I. 53.
Dawa Hidi, Kette niedriger Inselchen. I. 306.
Dawer, Spitze, Australien. II. 163.
Dayaks, Völkerschaft auf Borneo. II. 133. — Sitten und Gebräuche. 134.
Dayot, Franzose, cochinchin. Mandarin. I. 138.
Dean, Inseln, s. Pitcairn.
Decaen, Gouvern. des franz. Indien. I. 63.
Dekkan, Halbinsel von Indien. I. 61.
Delangle, franz. Reisender. Sein tragisches Ende. II. 11.
Delhi, Stadt. I. 96.
Delhi, Stadt auf Sumatra. I. 113.
Delivrance, Insel, s. Catalina.
Delly, Hafen zu Timor. II. 127.
Delphin, Inseln, Carolinen. II. 285.
Delphine, ihr Fang. II. 288.
Denmark, Fl., Australien. II. 175.
Derbing, Hafen, Australien. II. 163.
Derwent, Fl., Tasmanien. II. 192.
Desima, Insel. I. 214.
Dezema, Insel, s. Maitia.
Diana, Berg, St. Helena. II. 293.
Diego Alvarez, Insel. I. 28.
Dillon, engl. Reisender. I. v. — Aufenthalt zu Tonga. II. 42 — zu Witi. 57 — zu Ticopia. 71 — zu Wanikoro. 73 — zu Nitendi. 82 — bei Neuseeland. 213 — zu Rotuma. 238.
Dirk Hatichs, Insel, Australien. II. 175.
Direction, Insel, s. Reiti Umba.
Disappointment, Inseln, Arch. Pomotu. I. 307.
Disappointment, Insel, Gr. Auckland. II. 84. 221.
Dominica, s. Ohiwa Hoa.
Dorei, Hafen, Neu Guinea. II. 102.
Doubtful, Insel, s. San Quintin und Honden.
Drei Hügel, Insel, s. Neue Hebriden. II. 69.
Drei Könige, Insel, s. Matawa Tawi.
Drei Schwestern, Insel, Salomons Archipel. II. 91.
Dreizehn Inseln, s. Jüti.
Dromedar, Berg, Australien. II. 169.
Drummond, Insel, Gr. Gilbert. II. 240.
Dschimabja, Insel, Arch. der Anambas. I. 121.
Dschocschokarta, Bez. von Java. II. 144.
Dubouchage, Inseln, s. Garret Denys.
Ducie, Insel. I. 103.
Dua Tara, Häuptling auf Neuseeland. Seine Reisen nach Europa. II. 209.
Duff, amerik. Schiff. Sein Abenteuer zu Nuka Hiwa. I. 292.
Duff, amerik. Schiff, bei den Pelew Inseln. II. 283.
Duff, Schiff der engl. Missionaire zu Taiti. I. 323.
Duff, Berg auf der Insel Pearl. I. 304.
Duff, zweifelh. Insel. I. 305.
Duff, Inseln, Gr. Mindana. II. 84.
Duguay Trouin, franz. Admiral, bemächtigt sich Rio Janeiro's. I. 23.
Dumerang, Fl., Australien. II. 174.
Dunkins, Inselgr, Arch. der Carol. II. 286.
Duperré, franz. Admiral. Sein Feldzug in Indien. I. 93.
Duperrey, franz. Reisender. I. v. — zu Cabrera. 3 — zu Taiti. 330 — zu Neu Irland. II. 100 — bei Neu Guinea. 106 — bei Neu Seeland. 213 — bei Rotuma. 236 — bei den Inseln Gilbert. 241 — bei den Inseln Mulgrave. 243 — Ausflug nach Ualan. 248 — nach Hogoleu. 255 — nach den Maluinen. 291.
Duperrey, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 254.
Dupleix, Gouvern. des franz. Indien. I. 62.
Durga, holländ. Fort am gleichnamigen Flusse, Neu Guinea. II. 110.
Durur, Insel, Gr. der Admiralität. II. 102.
D'Urville, franz. Reisender. I. v. — Sein Ausflug nach dem Pic von Teneriffa. 14 — übersteht einen Sturm am Cap. 32 — Aufenthalt zu Taiti. 330 — verunglückt beinahe zu Tonga mit dem „Astrolabe." II. 39 — besucht die Tamaha. 41. — Gefecht mit den Eingeborenen. 41 — seine Arbeiten zu Witi. 59 — bei den Neuen Hebriden. 68 — zu Ticopia. 75 — zu Wanicoro, wo er die Ueberreste von dem Schiffbruche Laperouse's findet. 75 — errichtet Laperouse ein Denkmal. 77. — Seine Meinung über diesen Schiffbruch. 76 — zu Neu Britannien. 98 — Neu Irland. 100. — bei Neu Guinea 1) auf der „Coquille" 106; Beschreibung des Innern; 2) auf dem „Astrolabe" 107. — besucht die Inseln Aiù. 114 — die Inseln Asia. 114. — Aufenthalt zu Neuholland. 172 — erster Aufenthalt zu Neuseeland. 213; zweiter Aufenthalt. 213 — bei der Insel Macauley. 225 — bei Neu Caledonien. 230 — bei der Insel Drummond. 240 — sein Ausflug nach Ualan. 249 — bei Hogoleu. 255 — bei den Marianen. 266 — zu Eliwi. 275 — zu Guap. 276 — bei den Pelew Inseln. 284 — bei den Maluinen. 291.
d'Urville, Insel, Gr. Schouten. II. 102.
d'Urville, Insel, Neuseeland. II. 195.
d'Urville, Inselgr., Carolinen. II. 254.
Dusky, Bai, Neuseeland. II. 193.
Duvaucel, franz. Naturforscher. II. 143.
Dzizia, Insel, Arch. Witi. II. 53.

E.

Eahi Romauwe, s. Ika-Na-Mawi.
Ear, Insel, Gruppe Eliwi. II. 275.
Earle, engl. Künstler, wird auf Tristan d'Acunha verlassen. I. 27.
Eb, Fest zu Otdia. II. 245.
Ebon, Insel, s. Hunter.
Echiquier, Insel, II. 102.
Edam, Insel, Java. II. 135.
Edgecumbe, Berg, Neuseeland. II. 215.
Edwards, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Eendrachts Land, s. Australien.
Egmont, Insel. I. 305.
Egmont, Berg, Neuseeland. II. 215.
Egmont, Hafen, Maluinen. II. 291.
Eguis, Adelige zu Tonga. II. 45.
Eihna, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Eimeo, Insel, Arch. Taiti. I. 314. — Beschreibung. 314.
Elephanten. I. 134. — Ihre Kämpfe mit einem Tiger. 132. — Ställe der, in Siam. 123. — Jagd der, 120. — weiße, 134.
Elet, Riffgruppe, Arch. der Carolinen. II. 287.

Digitized by Google

Elisabeth, Insel. I. 201.
Elisabeth Town, Dorf, Tasmanien. II. 185.
Eliwi, Gr., Arch. der West-Carolinen. II. 274.
Elliot, engl. General. I. 5.
Ellis, engl. Missionair zu Hawaii. I. 255. — zu Taiti. 329.
Ellis, engl. Reisender, besucht die Insel Rapa. II. 1.
Emai, Häuptling von Neuseeland. II. 211.
Embarbaken, Dorf, Neu Guinea. II. 105.
Emerings, Bez. von Babelthuap. II. 284.
Emmalagui, Bez. von Babelthuap. II. 284.
Emu Ford, Dorf, Neusüdwales, Australien. II. 164.
Empfängniß, Insel. II. 266.
En, Insel, Neu Guinea. II. 113.
Enderby, Insel, Gruppe Auckland. II. 224.
Entenböte. I. 201.
Entrecasteaux, d', franz. Reisender. I. IV. — besucht die Tonga Inseln. II. 31 — die Neuen Hebriden. 68. — Abriß seiner Reise. 73 — zu Nitendi. 82 — bei den Salomos Inseln. 90 — bei Neu Britanien. 98 — bei Neu Irland. 100 — bei den Admiralitäts Inseln. 101 — bei der Louisiade. 110 — bei Tasmanien. 187 — bei Neuseeland. 209 — bei den Inseln Raûl und Esperance. 225 — bei Neu Caledonien. 330.
Entrecasteaux's Canal. II. 183.
Eoa, Insel, Arch. Tonga. II. 23.
Eregup, Inseln, Arch. der Carolinen. II. 285.
Eremiten, Gr. der Admiralität. II. 103.
Errabong, Insel der Gr. Pelew. II. 284.
Erronan, Insel, Neue Hebriden. II. 68.
Eschholz, Inselgr. II. 265.
Esperance, Insel. II. 225.
Espirito Santo, Prov. von Brasilien. I. 25.
Esser, engl. Schiff, durch einen Wallfisch verunglückt. I. 301.
Etal, Inselchen der Gr. Sotoan. II. 286.
Eû, Insel, Gr. Eliwi. II. 275.
Evans, engl. Ingenieur. Sein Ausflug in das Innere von Australien. II. 173.
Evening, Insel, s. Nevil.
Ew Ho, Fl. in China. I. 195.
Exmouth, Golf, Australien. II. 175.

F.

Faieû (östliche und westliche) Inseln, Arch. der Carolinen. II. 286. 287.
Faiso, Stadt in Cochinchina. I. 135.
Fairburn, engl. Missionair, s. Williams.
Fal Tokas, Grabdenkmäler zu Tonga. II. 18. 20.
Faka Kabi, Ceremonie auf Tonga. II. 48.
Fakiren, Secte in Indien. I. 84.
Falalep, Insel, Gr. Eliwi. II. 274.
Falang, Insel, Gr. Hogoleu. II. 285.
Falkland Inseln, s. Malouinen.
Fandarase, Fl. auf Madagaskar. I. 43.
Fanandik, Insel, Carolinen. II. 258.
Fanfue, Insel, Gr. Samoa. II. 10.
Fanning, Inseln. II. 6.
Fanshere, Fl. auf Madagaskar. I. 44.
Farallon de Medinilla, Insel, Arch. der Marianen. II. 266.
Farewell, Vorgeb., Neuseeland. II. 194.
Farrollep, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 287.
Fata, Ceremonie auf Tonga. II. 48.
Fata Fais, göttliche Familie zu Tonga. II. 20.
Fataka, Insel, Gr. Tikopia. II. 71.
Fatharay, Insel, Gr. Eliwi. II. 275.
Fatuhu, Arch. Nuka Hiwa. I. 291.
Favorite, franz. Fregatte, scheitert. I. 22.
Favorite, engl. Schiff, Abenteuer bei den Witi Inseln. II. 55.
Favorite, Insel, s. Dzizia.
Fayal, Insel, Azoren. II. 297.
Feberal, Insel, s. Nuka Hiwa.
Feis, Insel, Arch. der westlichen Carolinen. II. 274.
Felus Polas, Völkerschaft von Gorée. I. 19.
Fenaes de Ajuda, Stadt auf San Miguel. II. 298.
Fenua Iti, Insel, Arch. Harvey. II. 4.
Ferro, Insel. I. 15. — Ihr Meridian. 15.
Fettgänse, Jagd. I. 28. II. 291.
Fetugu, Insel, Arch. Nuka Hiwa. I. 294.
Fetu Hiu, s. Otahi Hoa.
Feuersbrunst auf dem Meere. I. 168.
Fiador, in Canton. I. 179.
Fichteninsel, Neu Caledonien. II. 226.
Finau I., berühmter Häuptling von Tonga. Sein Grab. II. 20. — Seine Kriege. 33. — Sein Tod. 37.
Finau II. Seine Rede an die Häuptlinge. II. 38. — Seine Geschichte. 38.
Firando, Stadt, Japan. I. 217.
Fischerinseln, Neu Hanover. II. 101.
Flacourt, franz. Gouverneur von Madagaskar. I. 42.
Flinders, engl. Reisender. I. IV. — besucht Australien. II. 160. — Tasmanien. 188.
Flint, Insel. II. 6.
Flores, Insel, Timor. II. 131.
Flores, Insel, Azoren. II. 297.
Flotte, kaiserliche Kriegs-, in China. I. 174. — zu Taiti. 321. — von Neuseeland. II. 212.
Flußpferd. I. 150.
Fo, chines. Gottheit. I. 186.
Foacaffa, s. Wangara.
Fofahak, Hafen von Walgin. II. 105.
Fokosi, Tempel zu Miako. I. 218.
Fontebastarda, Stadt auf Terceira. II. 298.
Formentara, Insel, Balearen. I. 3.
Formosa, Insel. I. 202.
Forrest, engl. Reisender, zu Neu Guinea. II. 106. — bei der Luisiade. 111.
Forster, deutscher Naturf., Begleiter Cook's, s. Cook.
Fortaventura, Insel, Canarien. I. 15.
Fotna, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Foulepointe, Bucht und Stadt, Madagaskar. I. 42.
Foveaux's Straße, Neuseeland. II. 192.
France, Ile de, (Mauritius) Beschreib. I. 32. — Sitten. 34.
Francis, Insel, Gr. Gilbert. II. 240.
Franklin, Insel, s. Motu Iti.
Franzosenfluß, Australien. II. 156.
Franz. Besitzungen in Indien. I. 61.
Franz. Inseln, Neu Britanien. II. 99.
Francisco, Insel, Gr. Gilbert. II. 240.
Freemantle, s. Swan.
Freycinet, franz. Reisender. I. IV. — zu Hawaii. 271 — seine Meinung über die Religion von Hawaii. 278 — entdeckt die Insel Rose. II. 7 — zu Walgiu. 112 — besucht Australien. 172 — die Marianen. 269 — sein Schiffbruch bei den Malouinen. 291 — Aufenthalt daselbst. 291.
Frego, Insel, Gr. des grünen Vorgeb. I. 21.
Fugitiva, Insel, s. Tetua Roa.
Funchal, Stadt auf Madeira. I. 8. — Beschreibung. 8.
Furneaux, engl. Reisender, besucht Tasmanien. II. 187 — sein Abenteuer auf Neuseeland. 196.
Furneaux, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Fu Scho Fu, Stadt in China. I. 196.

G.

Gaetan, spanischer Reisender. I. II. — besucht den Arch. Hawaii. 252.
Gaimard, franz. Naturf. I. 17. — auf Witi. II. 55 und 61. — bleibt allein fünf Tage auf Wanikoro. 76.
Galapapos, Inseln. II. 298.
Galeta, Bezirk auf Guilolo, Molukken. II. 120.
Galera, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Galerie des heil. Georg zu Gibraltar. I. 7.
Gambia, Fl. am Senegal. I. 18.
Gambier, Inselgr. I. 300. — Insel dieses Namens. 303. — Gefecht mit den Eingebornen dieser Insel. 304.
Ganga, Insel, Celebes. II. 114.
Ganges, Fl. in Hindostan. I. 83.
Gardner, Inseln, s. Farrollep.
Gardner, Inselchen. I. 238. II. 7.
Gardner, Berg, Australien. II. 155.
Garret Denys, Insel, Neu Hannover. II. 101.
Ganchos, Brasilien. I. 25.
Gaudichaux, franz. Naturforscher. II. 263.
Gautier, franz. Capitain. Sein Abenteuer mit einem Haifisch. I. 17.
Gebe, Bergkette auf Java. II. 146.
Gefährliche Inseln, s. Palliser.
George River, Australien. II. 105.
George Town, Stadt, Tasmanien. II. 185.
George Town, Stadt auf Pulo Pinang. I. 105.
Georgia, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Georgische Insel, s. Taiti.
Gesellschaftsinseln, s. Taiti.
Gewürznelkenbaum. II. 123.
Ghiltemalle, Stadt, Ceylon. I. 55.
Gibraltar, Beschreib. I. 5. — Sitten. 6.
Gilbert, Inselgr. II. 240.

Digitized by Google

Gillet u. Tabe, Insel, s. Rambe.
Gironnière, Franzose, zu Manilla. I. 150.
Globe, Empörung der Mannschaft des, II. 243.
Glouceſter, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Glouceſter, Insel, s. Tui Tui.
Glückliche Inseln, s. Canarische Inseln.
Gnalung, Ceremonie der Eingeborenen von Australien. II. 168.
Goa, Stadt, Celebes. II. 118.
Gobawery, Fl. in Hindostan. I. 93.
Golconda, Königreich in Hindostan. I. 73.
Golfinsel, Arch. Salomo. II. 91.
Golownin, russischer Capitain, sein Abenteuer in Japan. I. 224.
Gomera, Insel. I. 15.
Good Hope, Insel, Pomotu. II. 232.
Goram, Insel, Molukken. II. 124.
Gorée, Geschichte. I. 18. — Sitten. 19.
Goroo, s. Koro.
Gorontalo, Bezirk von Celebes. II. 117. — Stadt dieses Namens. 117.
Gower, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Goyaz, Minen von, Prov. in Brasilien. I. 25.
Graciosa, Bai, Nitendi. II. 83.
Graciosa, Insel, Azoren. II. 298.
Gran Coral, Inselchen. II. 240.
Granville, Insel, s. Rotuma.
Gravina, span. Admiral. Sein Tod. I. 7.
Great, Insel, Australien. II. 175.
Green Mountain, s. Grüner Berg.
Green Pounds, Thal, Tasmanien. II. 185.
Greig, Inseln, Arch. Pomotu. I. 308.
Grigan, Insel, Arch. der Marianen. II. 266.
Grisse, Residenz auf Java. II. 145.
Groote, Insel, Australien. II. 175.
Grotte San Michael, Gibraltar. I. 7.
Grüne Insel, Salomons Arch. II. 92.
Grüner Berg. II. 295.
Grünes Vorgebirge, Inseln, des. I. 49.
Guabalcanar, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Guaham, Inseln, Marianen. II. 259. — Beschreibung. 260. — Tänze und Feste. 259. — Sitten und Gebräuche. 262.
Guanchen, Völkerschaft auf den canar. Inseln. Geschichte ꝛc. I. 11.
Guap, Insel, Arch. der westlichen Carolinen. II. 275. — Bewohner. 276.
Guaton, Dorf auf Guaham. II. 260.
Guebe, Berg auf Java. II. 143.
Guebes, Inseln, Westl. Carolinen. II. 287.
Guguan, Insel, Archipel der Marianen. II. 266.
Gul, Insel, Arch. der Marianen. II. 266.
Guia, Feste von Macao. I. 164.
Gulilai, s. Juli
Gunong Api, Insel, Molukken. II. 124.
Gunong Dembo, Vulkan auf Sumatra. I. 104.
Gunong Dieng, Berg auf Java. II. 144. — Ruinen dieses Namens. 144.
Gunong Empong, Berg auf Celebes. II. 117.
Gunong Guntur, Vulkan auf Java. II. 143.
Gunong Karang, Berg auf Java. II. 146.
Guglaff, preuß. Missionair. I. 125.
Gya Long, Kaiser von Cochinchina. I. 138.

H.

Haafner, holländ. Reisender. I. 64. — beschreibt Pondichery. 64.
Haano, Insel, Arch. Tonga. II. 24.
Haape, Häuptling und Regent von Nuka Hiwa. I. 282.
Habows, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Hafu Lufu, Gruppe, Arch. Tonga. II. 24.
Hagni, Bez. von Tonga Tabu. II. 24.
Hahnenkämpfe, auf Sumatra. I. 110. — auf Manilla. 146. — auf Guaham. II. 255.
Haifischfang. I. 17.
Haka Haa und Haka Paa, Buchten von Nuka Hiwa. I. 290.
Hala Hala, Wohnung zu Manilla. I. 150.
Hall, engl. Missionair auf Neuseeland. II. 210.
Hall, Basil, engl. Reisender, zu Liu Tscheù. I. 209.
Hall, Inseln, Gr. Gilbert. II. 241.
Hama Kua, Bezirk von Hawaii. I. 155.
Hamilton, Insel, s. Azata.
Hammond, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Hamoa, Inselgr. II. 7. — Geographie. 10. — Sitten. 8.
Hanak, s. Fatuhu.
Hang Tscheù, Hauptstadt des südlichen China. I. 195.
Hanisten, chinesische Factore. I. 179.
Hapai, taitischer Häuptling, Vater Pomare's. I. 319.
Hapai, Insel. II. 13.
Hapas, Volk von Nuka Hiwa. I. 290.
Hareo-keare, zu Hawaii. I. 256.
Harfeninsel, s. Halu.
Harfurs, Volk von Celebes. Tracht. II. 116. — Tanz. 116. — Gebräuche. 117.
Harkwick, Berge, Australien. II. 173.
Haruka, Insel, Molukken. II. 124.
Harris, engl. Matrose, gestorben zu Liu Tscheù. I. 204.
Harvey, Archip. II. 4.
Hastings, Gouv. des engl. Indien. I. 63.
Hastings, Insel, s. Pulo Mariere.
Hata, Häuptling von Hifo. II. 15.
Hawaii, Arch. I. 246. — Gruppe. 238. — Geschichte. 252. — Insel dieses Namens. Beschreibung. 246.
Hawaiier, in körperlicher Hinsicht. I. 274. — Trachten. 274. — Sprache. 280. — Sagen. 275. — Waffen. 275. — Sitten. 276. — Religion. 278. — Begräbnisse. 279.
Hawke, Bai, Neuseeland. II. 206.
Hawkesbury, Fl. in Australien. II. 164.
Heber, engl. Reisender und Bischof in Indien. I. 79.
Heiden, Inseln, s. Legiap.
Heiu, Insel. I. 305.
Heil. Geist Inseln, Arch. der Neuen Hebriden. II. 10.
Heiwa, Tanz auf Tonga. II. 22.
Henderville, Insel, Gr. Gilbert. II. 241.
Heni und Patu Wairoa, Zeichen der Würde auf Neuseeland. II. 221.
Herbert, Insel, Liu Tscheù. I. 209.
Hergest, engl. Officier zu Nuka Hiwa. I. 292.
Hermes, Felsen. I. 237.
Hermiten, Inseln. II. 102.
Hermosa, s. Wahine.
Hernando, von Manilla, gefangen genommen zu Laguemba. II. 50.
Hetu Taa, s. Fatuhu.
Hiaù, Insel, Arch. Nuka Hiwa. I. 281.
Hifo, Bez. von Tonga Tabu. II. 24.
Hilea, Dorf auf Hawaii. I. 254.
Hinchinbrook, Insel, Neue Hebriden. II. 69.
Hindostan, Geschichte. I. 89. — Geographie. 93.
Hindus, Sitten. I. 65. — Begräbnisse. 86.
Hinhangatscha, Name der Häuptlinge von Rotuma. II. 237.
Hirschjagd auf Guaham. II. 262.
Hobart Town, Hauptstadt von Tasmanien. II. 184.
Hogoleu, Inseln, Carolinen. Beschreibung. II. 255. — Sitten und Gebräuche. 256.
Holt, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Holo Rua, Insel, Gruppe Witi. II. 53.
Homar, Liu Tscheù. I. 210.
Honaunau, Dorf auf Hawaii. I. 256.
Hon-Ba-Tre, Inselgruppe. I. 131.
Honden, Insel, Arch. Pomotu, I. 307.
Hono Ruru, Hafen und Flecken auf Oahu. I. 238. — Beschreibung. 238.
Hono Napu, Dorf auf Hawaii. I. 254.
Hood, s. Fetugu.
Hood, Insel, Gr. Gambier. I. 305.
Hoon, Insel, s. Allu Fatu.
Hope, Insel, s. Uatan.
Hopper, Inseln, Gr. Gilbert. II. 241.
Horn, Cap. II. 289.
Horta, Stadt auf Fayal. II. 298.
Horua, Spiel zu Hawaii. I. 278.
Hoto Rua, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Hottentotten. I. 30.
Hovas, Volk auf Madagaskar. I. 49.
Howe, Inselgruppe. II. 92.
Howe, Cap, Australien. II. 162.
Howe, Insel. II. 85.
Howe, s. Wawao.
Howe, Insel, s. Mohipa.
Huaheine, Insel, s. Wahine.
Hua-Hua, Dorf, Neuseeland. II. 206. — Bucht. 197.
Hue, Hauptstadt von Cochinchina. I. 141. — Fluß dieses Namens. 141.
Hugly, Arm des Ganges. I. 75.
Humboldt, Bai, Neu Guinea. II. 102.
Hummock, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Humphrey, Insel, Arch. Pomotu. I. 307 und II. 6.
Hunga, Insel, Arch. Tonga. II. 24. — Grotte dieses Namens. 24.

Digitized by Google

Hunga Hapai, Klippe. II. 15.
Hunga Tonga, Klippe. II. 15.
Hunter, Fl, Australien. II. 175.
Hunter, Inseln, s. Marquesas.
Hunter, Insel. II. 232.
Hunter, Insel, Arch. der Carolinen. II. 254.
Huon, Insel, Neu Caledonien. II. 231.
Hupa, Häuptling von Neuseeland. II. 210.
Hupu, Zolldirector in China. I. 179.
Hyder Abad, Stadt in Indien. I. 73.
Hyder Ali Khan, König von Mysore. I. 63.
Hymalaia, Gebirgskette in Tibet. I. 93.

I.

Janudza, Inselchen, Arch. Witi. II. 54.
Ibbetson, Inselchen, s. Aur.
Idia, Frau Pomare's I. I. 34.
Ifeluk, Gruppe, Arch. der Carolinen. II. 287.
Ika Na Mawi, eine der beiden großen Inseln, welche Neuseeland bilden. II. 197 und 207.
Iku Rangui, Berg, Neuseeland. II. 205.
Illiio, Berg auf Guaham. II. 266.
Ilocos, Völkerschaft auf Manilla. I. 148.
Immer, Insel, Neue Hebriden. II. 68.
Inaccessible, Insel. I. 27.
Incarnacion, Insel, s. Ducie.
Independance, Insel. II. 239.
Indus, Fluß. I. 93.
Ingraham, amerik. Reisender, zu Nuka Hiwa. I. 291.
Inselbai, Neuseeland. II. 203.
Iros, Inseln, Gr. Hogoleu. II. 255.
Irrawaddy, Fluß, Birma. I. 103.
Irus, Häuptlinge zu Otdia. II. 246.
Isabel, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Ismaeloff, russischer Gesandter in China. I. 190.
Iüli, Insel, Arch. der Carolinen. II. 287.
Iviça, Insel, Balearen. I. 2.

J.

Jackson, Port, Stadt, Australien. II. 162. — Bai. 175.
Jacquemont, franz. Reisender. I. 78.
Jacquinot, erster Lieutenant unter d'Urville, s. diesen Namen.
Jacquinot, Insel, Gruppe Hogoleu. II. 255. — Bai, Neu Britanien. 99.
Jafna Patnam, Insel, Ceylon. I. 59.
Jaggernaut, Stadt in Indien. I. 73. — Tempel. 74. — Feste. 74.
James Town, Stadt und Bai auf St. Helena. II. 293.
Japan. Beschreibung und Sitten. I. 227. — Geschichte. 226. — Literatur. 233. — Handel. 234. — Begräbnisse. 230.
Japara, Residenz auf Java. II. 144.
Jarvis, Insel. II. 6.
Java, Insel. Beschreibung. II. 135. — Geographie. 143. — Bewohner. 148. — Religion. 149. — Sitten und Gebräuche. 149. — Wohnungen. 152. — Regierung. 152. — Geschichte, Literatur und Alterthümer. 153.
Java, Meer von. II. 135.
Jaffer Ali Khan, letzter Souverain von Bengalen. I. 91.
Jeddo, Stadt in Japan. I. 219.
Jefferson, s. Nua Pua.
Je Ho, Palast des Kaisers von China. I. 192.
Jervis, Vorgebirge, Australien. II. 160. — Bai. 175.
Jesus Maria, Insel, Admiralitätsgr. II. 101.
Joal, Dorf zu Gorée. I. 19.
Joghis, indische Kaste. I. 84.
Johnston, Insel, s. Nevil.
Joseph Freeville, Insel, s. Guedes.
Juan Fernandez, Insel. II. 288. — Beschreibung. 289.
Judge, Felsen, Gr. Macquarie. II. 234.

K.

Kaahumanu, Regentin zu Hawaii. I. 240.
Kaara Ra, Dorf zu Hawaii. I. 254.
Kaara Roa, Häuptling zu Hawaii. I. 246.
Kabrukan, Insel, Celebes. II. 114.
Kadu, Bezirk auf Java. II. 144.
Kadu, Eingeb. von den Carolinen. II. 285.
Kahavari, Häuptling zu Hawaii. Seine Geschichte. I. 254.
Kahu Wera, verfallener Pa, Neuseeland. II. 213.
Kahuhu, Hauptmann der Leibwache zu Hawaii. I. 239.
Kai Para, Dorf, Neuseeland. II. 213. — Hafen. 213.
Kai Rua, Bai und Dorf auf Hawaii. I. 246.
Kaki, Uros zu Ualan. II. 253.
Kako, Berg, Neuseeland. II. 197.
Kala Pala, Bezirk auf Hawaii. I. 253.
Kalehu, Dorf von Hawaii. I. 256.
Kalu, Fluß auf Ceylon. I. 53.
Kambara, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Kambodja, Prov. von Cochinchina. I. 141.
Kambodja, Fluß in Siam. I. 127.
Kampher, von Sumatra. I. 105.
Kanakae, niedere Klasse zu Hawaii. I. 275.
Kanazea, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Kandabon, Insel, Arch. Witi. II. 52.
Kandawagan, Staat von Borneo. II. 114.
Kandiu, Stadt in Cochinchina. I. 131.
Kandy, Königreich. I. 54. — Stadt. 54.
Känguru's. II. 156. — Jagd der. 159. — zahme. 164.
Känguru-Insel. II. 160.
Kao, Insel, Arch. Tonga. II. 24.
Kapua, Dorf von Hawaii. I. 256.
Karai Moku, Häuptling von Hawaii. I. 239. — Seine Taufe am Bord der „Uranie." 272.
Karaula, Fluß, Australien. II. 174.
Karlshofs Insel, Arch. Pomotu. I. 318.
Kata, Inseln, s. Pulvot
Kati, Häuptling auf Ualan. II. 252.
Kaù, Bezirk von Hawaii. I. 253.
Kau Ike Uli, gegenwärtiger König von Hawaii. I. 240.
Kaula Ramauna, Dorf auf Hawaii. I. 256.
Kavero Hea, Felsen auf Hawaii. I. 255.
Kavery, Fluß in Hindostan. I. 93.
Kawa, Ceremonie zu Tonga. II. 17.
Kawa Kawa, Vorgeb., Neuseeland. II. 197. — Dorf. 204. — Fluß. 204.
Kawen, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 285.
Kawen, Insel. II. 244.
Keakea, Dorf auf Hawaii. I. 255.
Kea Nace, Höhle auf Hawaii. I. 256.
Kediri, Fluß auf Java. II. 145.
Keeper's Hill, Berg auf St. Helena. II. 293.
Ke Kauruohe, Frau eines Häuptlings auf Hawaii. I. 240.
Ke Kua Koa, General auf Hawaii. I. 240.
Kema, Stadt auf Celebes. II. 117.
Kendall, engl. Missionair auf Neuseeland. II. 210.
Kerue, Insel, s. Stürmische.
Ketscho, Hauptstadt von Tonquin. I. 141.
Ke Ua, Häuptling auf Hawaii. I. 254.
Keys, Inseln, Molukken. II. 126.
Khang Hi, Kaiser von China. I. 190.
Kiang Long, Kaiser von China. I. 188.
Kidi Kidi, Stamm auf Neuseeland. II. 213.
Kili, Inseln, s. Banham.
Kinau, Frau eines Häuptlings auf Hawaii. I. 240.
King, Insel, Australien. II. 175.
King, engl. Reisender, besucht Australien. II. 157.
Kirau Ea, Vulkan auf Hawaii. I. 247. — Ausflug dahin. 250. — Beschreibung. 251. — Sagen über ihn. 252.
Kiro, Bezirk von Hawaii. I. 154.
Kirrama, Inselgruppe. I. 210.
Kischna, Fluß in Hindostan. I. 93.
Kissir, Insel, Molukken. II. 125.
Kiusiu, Insel, Japan. I. 225.
Klappa Nurgal, Höhle auf Java. II. 148.
Klaproth, russischer Reisender. I. 225.
Klematan, s. Borneo.
Knox, Insel, Gr. Gilbert. II. 241.
Knox, s. Hiaù.
Koempfer, holl. Reisender, Gesandter in Japan. I. 222.
Kohala, Bezirk auf Hawaii. I. 255.
Kohai Hai, Dorf auf Hawaii. I. 247.
Kokako, Vorgeb., Neuseeland. II. 199.
Komay, Bezirk auf Borneo. II. 135.
Komi, Häuptling von Liu Tschehù. I. 203.
Komo, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Kona, Bezirk auf Hawaii. I. 256.
Koulbar, Insel, Gruppe Aru. II. 114.
König Georgs Hafen, Australien. II. 155.
Königin Charlotte, Canal der, Neuseeland. II. 207.
Ko Paria, Dorf, Neuseeland. II. 199.
Koro, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Koro Kawa, Bucht, Neuseeland. II. 199.

Digitized by Google

Koro Koro, Dorf, Neuseeland. II. 204.
Koro Koro, Häuptling auf Neuseeland. II. 212.
Koro Mango, Insel, Neue Hebriden. II. 69. — Beschreibung. 69.
Korora Reka, Dorf, Neuseeland. II. 203. — Stamm. 209.
Korsakoff, Insel, s. Pescadores.
Kotzebue, russischer Reisender. I. IV. — erste Reise nach Hawaii. 270 — zweite Reise. 273 — Liebschaft mit der Königin. 273 — zu Waihu. 300 — zu Taiti. 331. — bei den Inseln Penrhyn. II. 6 — bei der Gruppe Hamoa. 12 — bei Otdia. 244 — bei den Marianen. 266 — bei den Carolinen. 285.
Krawang, Bezirk auf Java. II. 143.
Krischna, Fluß in Indien. I. 93.
Krusenstern, russischer Reisender. I. IV. — in Japan. 223. — Aufenthalt zu Nuka Hiwa. 292.
Krusenstern, Insel, s. Nu.
Kua Kini, Häuptling auf Hawaii. I. 247.
Kuao, Dorf bei dem Hafen Dorei. II. 108.
Kula, Dorf auf Hawaii. I. 254.
Kulassan, Ruinen auf Java. II. 153.
Kumaras, oder süße Potaten. II. 204.
Kutusoff, Insel, s. Udirike.

L.

Laarat, Insel, Molukken. I. 125.
Labillardière, franz. Naturforscher, in Tasmanien. II. 187.
Labourdonnais, Gouv. von Indien. I. 62.
Lacasé, franz. Abenteurer auf Madagaskar. I. 44.
Lachlan, Fluß, Australien. II. 173.
Lackar, Insel, Molukken. II. 125.
Ladder Hill, Berg auf St. Helena. II. 293.
Lagens, Stadt auf Pico. II. 299 — auf Flores. 299.
Lagune Bligh's, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Laguediak, Häuptling auf Otdia. II. 245.
Laguemba, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Laguna, See, Manilla. I. 150.
Laguna, Stadt, Teneriffa. I. 13.
Lahaina, Dorf, Insel Mawi. I. 257.
Lally, Gouverneur von Indien. I. 62.
Lamberts, Insel, s. Tabe Uni.
Lampungs, Volk auf Sumatra. I. 110.
Lamurek, Insel, Gr. Eliwi. II. 275.
Lamurek, s. Ramurek.
Lanceerote, Insel, Arch. der Canarien. I. 15.
Lanciers, Insel der, Arch. Pomotu. I. 306.
Landack (Land der) auf Borneo. Diamantgruben. II. 134.
Langayan, Berg auf Guaham. II. 266.
Langdon, s. Fatuhu.
Langkat, Stadt auf Sumatra. I. 123.
Laos, Prov. von Siam. I. 128.
Laperouse, franz. Reisender. I. III. — bei Trinidad. 239 — zu Manilla. 157 — zu Hawaii. 263 — bei der Insel Waihu. 299 — bei Maüna. II. 11 — Ermordung seines Lieutenants Delangle. 11 — bei den Inseln Niuha. 13 — bei den Tonga Inseln. 31 — Analyse seiner Arbeiten. 74 — sein Schiffbruch bei Manicoro. 72.
Laplace, franz. Reisender. I. V. — beschreibt den Albatros. 29 — besucht die Seychellen. 52 — Pondichery. 67 — die Anambas. 100 — Cochinchina. 140 — Manilla. 140 — Episode von Seeräubern. 161. — Sein Aufenthalt bei Java II. 140.
Las Palmas, Hauptstadt von Canaria. I. 15.
Latu Ano, Häuptling der Mulgrave. II. 244.
Laùdzala, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Launceston, Stadt, Tasmanien. II. 185.
Lauriston, Bai, s. Ubudu.
Lawaka, Häuptling von Tonga. II. 15.
Lawrenny, Strecke Land, in Tasmanien. II. 186.
Lazareff, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Lazarus, Arch., s. Philippinen.
Leagui, Spiel auf Tonga. II. 21.
Lefuga, Gruppe Hapai. II. 24.
Lego, Bezirk von Tonga Tabu. II. 24.
Legiep, Insel, Carolinen. II. 285.
Le Goarant, franz. Reisender, zu Manikoro. II. 77 — zu Rotuma. 237.
Lele oder Leilei, Insel, Ualan. II. 248. — Beschreibung. 248.
Lale Ubia, Inselchen, Arch. Witi. II. 54.
Lemaire's Straße. II. 291.
Leone, Insel, Gruppe Hamoa. II. 10.
Lesson, franz. Naturforscher, zu Rotuma. II. 237 — zu Ualan. 248 — bei den Maluinen. 290.
Lesson, Insel, Gr. Schouten. II. 102.
Letti, Insel, Molukken. II. 125.
Li Bu, Sohn Abba Thulle's. II. 281. — Seine Reise nach London. 282 — sein Tod. 282.
Libia, Insel, Carolinen. II. 287.
Lieuwin, Vorgeb. Australien. II. 155.
Likupang, Dorf, Celebes. II. 114.
Limahu, König der chines. Seeräuber. Seine Geschichte. I. 169.
Lindsay, engl. Reisender in China. I. 196.
Linois, franz. Admiral bei Trafalgar. I. 5. — in Indien. 61.
Lintin, Stadt in China. I. 173.
Liu Tscheù, Inseln. I. 200. — Geschichte. 206. — Sitten. 208.
Liverpool, Stadt, Australien. II. 165.
Lloyd, Hafen, Insel Peel. I. 235.
Lofty, Gebirge, Australien. II. 160.
Lombok, Insel, Timor. II. 131.
Long Wood, Aufenthaltsort Napoleons, St. Helena. II. 294.
Lonthoir, Insel, Molukken. II. 124.
Los Amantes, Spitze zu Guaham. II. 269.
Los Banos, Dorf auf Manilla. I. 150.
Losieppe, Insel, Gr. Eliwi. II. 275.
Lothou, Insel, Gr. Eliwi. II. 275.
Loths Frau, Felsen. I. 236.
Low, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Loy, Madame, Engländerin, auf Liu Tscheù. I. 203.
Lual oder Luol, Dorf auf Ualan. II. 249.
Luaspe, s. d'Urville (Gruppe).
Lugoma, Häuptling der Inseln Mulgrave. II. 242.
Lugunor, Inselchen, Gr. Sotoan. II. 286.
Luisiade. II. 110.
Luquez, Hafen, Madagaskar. I. 49.
Lütke, russischer Reisender. I. V. — zu Ualan. II. 252 — zu Hogoleu. 256 — zu Eliwi. 275.
Luzon, Insel, Philippinen. I. 147. — Beschreibung. 153.

M.

Macao, Stadt. I. 166.
Mac Arthur, Landmann, Neusüdwales. II. 163.
Macartney, engl. Gesandter in China. I. 192.
Mac Askill, Inseln, Carolinen. II. 254.
Macassar, Bezirk auf Celebes. Niederlassung der Holländer. II. 111. — Königreich dieses Namens. 118. — Beschreibung der Einwohner. 119. — Sitten. 119.
Macauley, Insel. II. 225.
Machico, Prov. von Madeira. I. 49.
Mackanie, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Maclucy, engl. Reisender, zu Pelew. II. 276.
Macquarie, Gouv., Australien. II. 166. 173. — Inselgruppe. 224.
Madagaskar, Insel. I. 42. — Beschreibung. 49. — Geschichte. 43. — Geographie. 49.
Maddisonville, Stadt auf Nuka Hiwa. I. 268.
Madeira, Insel. I. 8.
Madras, Stadt in Indien. Beschreibung. I. 70 — Handel. 71.
Madura, Insel. II. 145.
Mafanga, heiliges Dorf auf Tonga. Beschreibung. II. 19. — Beschossen von d'Urville. 19.
Maffra, Pic von San Miguel. II. 298.
Magdalena, Stadt auf Pico. II. 299.
Magelhaen, portug. Reisender. I. II. — entdeckt die Philippinen. 152. — bei den Marianen. 264.
Magnahak, Fang des, II. 260.
Magnelan, Stadt auf Java. II. 144.
Monguir, Inseln, Carolinen. II. 286.
Mahabalipuram, Ruinen von, bei Pondichery. I. 59.
Mahavilla, Fluß auf Ceylon. I. 53.
Mahe, Insel, Seychellen. I. 51.
Maheine, König der Insel Eimeo. I. 314.
Mai, Taitier, bei Cook. I. 315. — Seine Geschichte. 315.
Maiao Iti, Insel, s. Tabu Emanu.
Maita, Spiel auf Hawaii. I. 255.
Mai Tehe, Dorf, Neuseeland. II. 195.
Maitia, Insel, Arch. Taiti. I. 309.
Majorga, Insel, s. Wawao.
Makaine, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Maka Uwi, Bezirk auf Neuseeland. II. 212.
Makoa, Häuptling auf Hawaii. I. 256.

Digitized by Google

Malabaren, Völkersch. in Indien. I. 99.
Malacca, Stadt in Indien. I. 116.
Malai, s. Masanga.
Malaien. I. 119 — auf Celebes. II. 119.
Malaisien, Westoceanien. Seine Grenzen. I. III.
Malayta, Insel, Salomo. II. 91.
Malden, Insel. II. 6.
Male, Insel, Arch. Malediven. I. 53.
Malediven, Archipel. I. 53.
Mallen, Insel. II. 5.
Mallicolo, Insel, Neue Hebriden. II. 70, siehe auch Wanicoro.
Malolo, Inseln, Arch. Witi. II. 54.
Malouinen, Inseln. II. 291. — Beschreibung. 292. — Niederlassung der Franzosen. 291. — Aufenthalt der Schiffbrüchigen von der „Uranie." 291.
Mambo, Dorf auf Ritendi. II. 79.
Manado, Bai, Celebes. II. 114. — Stadt. Beschreibung. 115. — Fluß. 116. — Bezirk. 117.
Mananzari, Fl. auf Madagascar. I. 49.
Manar, Straße. I. 53.
Manatuty, Dorf, Timor. II. 127.
Manawa Tawi, Insel, Neuseeland. II. 215.
Mandawa, Land von Borneo. II. 135.
Mandhar, Staat, Celebes. II. 118.
Manewai, Bucht von Wanicoro. II. 77.
Mangawai, Dorf, Neuseeland. II. 200.
Mangia, Insel, Arch. Harvey. II. 4.
Mango, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Mangs, Insel, Arch. Marianen. II. 266.
Mangunga, Dorf, Neuseeland. II. 215.
Mangaru, Fl. auf Madagascar. I. 49.
Manilla, Beschreib. I. 144. S. auch Luzon.
Mani Mani, Oberpriester von Taiti. I. 323.
Manipa, Insel, Molukken. II. 121.
Mannicolo, Insel, Neue Hebriden. II. 70.
Mantrau, Insel, Celebes. II. 114.
Manu, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Mannai, Insel, Arch. Harvey. II. 4.
Manuap, Insel, Arch. Hamoa. II. 8.
Mannel Robrigues, Insel, II. 5.
Marakau, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Marambo, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Maranhao, Prov. von Brasilien. I. 25.
Maratten, Volk von Indien. I. 88.
Marchand, franz. Reisender. I. IV. — besucht Nuka Hiwa. 291.
Marchand, Insel, s. Rua Pua.
Marco Polo, venet. Reisender. I. 187.
Mare, Waffe auf Neuseeland. II. 221.
Margarethe, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Mariner, engl. Matrose, Gefangener zu Tonga. Seine Schilderung. II. 15. — Seine Entführung. 35. — Geschichtschreiber von Tonga. 47.
Marianen (Arch. der), Geschichte. II. 264. — Bewohner. 267 — Geographie. 266. — Sitten, Gebräuche, Religion. 267.
Maria Kinu, Dorf, Luzon. I. 149.
Marion, franz. Reisender. I. III. — besucht Tasmanien. II. 186 — ermordet auf Neuseeland. 208.
Marmorberge, Cochinchina. I. 135.
Maro, Kleidungsstück der Wilden. I. 232.
Maros, Bezirk, Celebes. II. 118.
Marqueen, Inselgr. II. 22.
Marquesas, Inseln, s. Nuka Hiwa.
Marrigon, Stamm, Neusüdwales. II. 167.
Marshall, Insel. II. 244.
Marsh, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Marsden, engl. Missionar auf Neuseeland. II. 166 und 209 — erhält das Gebiet Rangui Hu. 210.
Marshall, Inseln, s. Gilbert.
Martaban, Stadt in Birma. I. 101.
Martin Waz. I. 22.
Märtyrer Inseln, Carolinen. II. 258.
Mary, Insel. II. 7.
Masan, Hafen der Insel Stewart. II. 192.
Mas a Fuero, Insel. II. 290.
Mascarenhas, Inseln. I. 39.
Massachusetts, Insel, s. Nua Huga.
Massalipatam, Golf. I. 73. — Stadt. 73.
Masse. S. Hiau.
Massey, Insel, s. Catalina.
Mata Bulais, Räthe der Eguis auf Tonga. II. 45.
Mata Uwi, Dorf, Neuseeland. II. 213.
Matan, Staaten, Borneo. II. 134.
Matangui, Häuptling von Neuseeland. II. 196.
Matawai, Stadt und Bai, Taiti. I. 309. — Beschreibung. 309.
Matazna Lebu, Inseln, Arch. Witi. II. 54.
Mate, Grabmahl zu Amboina. II. 123.
Matelotas, Gruppe von Riffen, Carolinen. II. 276.
Mathews, Inseln, Gr. Gilbert. II. 241.
Mathias, Insel. II. 101.
Matilda, engl. Schiff. Schiffbruch. I. 382.
Matia, Insel, Arch. Pomotu. I. 308.
Matsmai, japanische Insel. I. 226.
Matura, Dorf auf Ceylon. I. 59.
Maùnga, Häuptling auf Neuseeland. II. 209.
Maùna, Insel, Gr. Hamoa. Ermordung der Gefährten Laperouse's. II. 11.
Maùti, Insel, Arch. Harvey. Bekehrung zum Christenthume. II. 4.
Maupere, See, Neuseeland. II. 215.
Maupiti oder Manrua, Insel, Arch. Taiti. I. 318.
Maurello, span. Reisender. I. III. — bei den Inseln Tonga. II. 22 — zu Gran Cocal. 249.
Mawe, engl. Reisender in Brasilien. I. 25.
Mawi, Stifter des Stammes der Neuseeländer. II. 215.
Mawi, Neuseeländer, gestorb. zu Port Jackson. II. 209.
Mawi, Insel, Arch. Hawaii. I. 258.
Maxwell, engl. Reisender, zu Liu Tschen. I. 207.
Mayo, Insel vom grünen Vorgeb. I. 27.
Maporga, s. Wawao.
Mea, riesenhafter Baum auf Tonga. II. 21.
Meares, engl. Reisender, besucht den Arch. Hawaii. I. 253.
Mediuro, Insel. II. 244.
Meduse, Schiffbruch der, I. 16.
Meinan, Fluß in Siam. I. 121.
Melanesien, südliches Oceanien, seine Grenzen. I. VI.
Melville, Insel, Australien. II. 175.
Menang Kabu, Königr. auf Sumatra. I. 101. — Bergwerke dieses Namens. 105.
Mercur, Inseln, Neuseeland. II. 201.
Mercury, Wegnahme des, II. 213.
Meridian, was dies ist. I. 22.
Merisso, Dorf auf Guaham. II. 262.
Mesnil, Fl., Ile de France. I. 32.
Miadi, Insel, Carolinen. II. 285.
Michael Mas, Insel, Australien. II. 155.
Micronesien, nördliches Oceanien. Seine Grenzen. I. VI.
Middleton, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Middleton, Insel. II. 91 und 286. — Riffe. II. 53. 226.
Middelburg, s. Eoa.
Migues Man, Kaiser von Cochinchina. I. 134.
Minas Geraes, Prov. von Brasilien. I. 25.
Mindana, Inseln. II. 84.
Mendana, spanischer Reisender. I. II. — entdeckt Nuka Hiwa. 291 — zu Ritendi. II. 80 — bei dem Arch. Salomo. 86.
Mindanao, Insel, Arch. der Philippinen. I. 162. — Beschreibung. 162.
Mindoro, Insel, Philippinen. I. 161.
Minorca, Insel. I. 2.
Missamis, Prov. von Manilla. I. 162.
Missionäre zu Hawaii. I. 243 — zu Nuka Hiwa. 292 — zu Taiti. 309 — ihre Geschichte zu Taiti. 311 — Abtretung von Matawai. 323 — zu Rapa. II. 2 — zu Wawitu. 3 — zu Rurutu. 3 — zu Rimetara. 3 — bei den Harvey Inseln. 4 — auf den Tonga Inseln. 32 — auf Neuseeland. 199. — Niederlassung auf Neuseeland. 210.
Mitchell, engl. Officier, sein Ausflug in das Innere von Australien. II. 174.
Mitchell, Inselgruppe. II. 239.
Miti Aro, Insel, Arch. Harvey. II. 4.
Miti Anga, s. Mercur.
Moa, Insel, Molukken. II. 106.
Modu Mann, Insel, Arch. Hawaii. I. 258.
Moe Hao, Vorgeb., Neuseeland. II. 211.
Moe Moe, königl. Ceremonie auf Tonga. II. 19.
Mogmog, Insel, Gruppe Eliwi. II. 275.
Mohipa, Insel, Arch. Taiti. I. 318.
Moka, Häuptling von Neuseeland. II. 200.
Moka, Fluß, Ile de France. I. 37.
Mokavilla, Fluß auf Ceylon. I. 53.
Mokini, Tempel auf Hawaii. I. 248.
Moko, Tättowirung auf Neuseeland. II. 219.
Moko Hua (Schlacht von), auf Hawaii. I. 257.
Moller, Insel, s. Mann.
Molukken, Arch. II. 120. — Beschreibung. 120. — Geographie. 125. — Geschichte. 125.

Digitized by Google

Mongmon, Dorf auf Guaham. II. 260.
Mongut, Inselchen, Gr. Duperrey. II. 254.
Montagu, Insel, Neue Hebriden. II. 69.
Montanus, Reisender in Japan. I. 227.
Montrado, Borneo. II. 133.
Montradok, Stadt, Borneo. II. 133.
Monument, Insel, Neue Hebriden. II. 69.
Mörderinseln. II. 92.
Moreton, Insel. II. 175.
Moro Kai, Insel, Arch. Hawaii. I. 258.
Morrell, Insel. I. 237.
Morrell, amerikanischer Reisender. I. v. — zu Hawaii. 237 — sein Abentheuer bei den Mörderinseln. II. 92 — seine Rache. 94. — Aufenthalt bei den Inseln Auckland. 224 — bei Gran Cocal. 240 — bei Hogoleu. 255; Beschreibung. 256 — bei den Carolinen. 286.
Morrison, engl. Reisender. Sein Aufenthalt zu Nuka Hiwa. I. 282.
Marrumbidschi, Fluß, Australien. II. 174.
Mortag, Insel, Molukken. II. 120.
Morty, Insel, Molukken. II. 114.
Moses, Insel, s. Dampier.
Mosteiros, Dorf auf San Miguel. II. 298.
Motane, Insel, Arch. Nuka Hiwa. I. 294.
Motu Aro, Insel, Neuseeland. II. 195.
Motugu, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Motu Iti, Inseln, Arch. Nuka Hiwa. I. 294.
Motu Kawa, Insel, Neuseeland. II. 215.
Motu Kora, Insel, Neuseeland. II. 198.
Motu Okura, Inselchen, Neuseeland. II. 197.
Motu Riki, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Motu Rua, Insel, Neuseeland. II. 204.
Mowa, Berg auf Taiti. I. 312.
Mozambique, Canal von, I. 49.
Moze, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Mua, Dorf auf Tonga Tabu. II. 15. — Bezirk. 24.
Muala, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Muas, niedere Classe auf Tonga. II. 45.
Mudi Panga, Häuptling von Neuseeland. II. 211.
Mukki, Flecken auf Sumatra. I. 113.
Mulgaradoks, Aerzte und Priester, Australien. II. 157.
Mulgrave, Inselgruppe. II. 242. — Beschreibung. 242. — Sitten. 249.
Müller, engl. Major. Sein Tod auf Borneo. II. 132.
Mu Mui, Häuptling auf Tonga. Sein Tod. II. 32. — Ceremonie darnach. 32.
Mumpama, Staat, Borneo. II. 133. — Goldminen. 133.
Muna Hua Karai, Vulkan auf Hawaii. I. 247.
Muna Kea, Berg auf Hawaii. I. 257.
Muna Roa, Berg auf Hawaii. I. 257.
Murandawe, Fl. auf Madagascar. I. 49.
Murea, s. Eimeo.
Murics, Insel, s. Mericras.
Murilen, Insel, Carolinen. II. 286.
Murran, eingeborn. Volksstamm, Australien. II. 157.
Murray, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Murray, Fluß, Australien. II. 160.
Murundawa, Bucht auf Madagascar. I. 49.
Muskatenbaum, Anbau des. II. 125.
Muzangaye, Hafen von Madagascar. I. 49.
Myako, Hauptstadt von Japan. I. 218.

N.

Nababs, muselmännische Fürsten in Indien. I. 18.
Nachtigalleninsel. I. 27.
Nadelbank. I. 29.
Naheina Heina, Schwester des Königs von Hawaii. I. 241.
Naïrs, indische Caste. I. 85.
Nakoro, Inseln, Arch. Witi. II. 54.
Nama, Dorf auf Wanieoro. II. 72.
Namoliplafiane, Insel, Carolinen. II. 286.
Namonuito, s. Unun.
Namu, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 285.
Namuka, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Namuka, Bai, Inseln Hapai. II. 13. — Inseln. 24.
Namuluk, Inseln, Carolinen. II. 286.
Namurek, Riffe, Carolinen. II. 286.
Namureck, Inseln, s. Baring.
Nancy, amerik. Schiff. Sein Abenteuer bei der Insel Wahu. I. 300.
Nangasaki, Hauptstadt in Japan. I. 210. — Beschreibung. 215.
Nanka, Fluß von Luzon. I. 149.
Nannuha, Insel, Gr. Wanieoro. II. 77.
Napa Kiang, Hauptstadt von Liu Tscheu. I. 202.
Napean Bay, Australien. II. 160.
Napoleon's Grab. II. 294.
Narcisse, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Natschi, Fest auf Tonga. II. 28.
Natunas, Arch. I. 121.
Naudschia, Ceremonie zu Tonga. II. 48.
Nautilus, amerik. Schiff, verunglückt zu Taiti. I. 324.
Nbuat, Gräber auf Neu Caledonien. II. 226.
Neat's Tongue, Insel, s. Namuka.
Neau, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Necker, Insel. I. 288.
Nederlandisch, Insel. II. 239.
Negritos, Volk auf Luzon. I. 153.
Neiraï, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Neita Umba, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Nehao, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Nelson, engl. Admiral. I. 7.
Neno, Häuptling von Ualan. II. 259.
Nerbudda, Fl. in Hindostan. I. 83.
Nereïde, franz. Fregatte. Ihr Kampf. I. 50.
Neu Britanien. II. 94. — Beschreibung durch Dampier. 94 — durch d'Urville. 99. — Geographie. 99.
Neu Caledonien, Arch. II. 226. — Bewohner. 226. — Beschreibung. 227. — Sitten und Gebräuche. 231.
Neu Cythere, s. Taiti.
Neu Georgien, s. Salomons Arch.
Neu Guinea. II. 102. — Geschichte. 105. — Geographie. 109.
Neu Hanover. II. 100.
Neue Hebriden, Arch. Beschreibung und Geschichte. II. 62. — Geographie. 68.
Neuhoff, holländ. Gesandter in China. I. 189.
Neu Holland, s. Australien.
Neu Irland. II. 99. — Bewohner. 99.
Neu Jahr, Insel, s. Miadi.
Neun Inseln, s. Carteret.
Neu Seeland. Beschreibung. II. 193. — Geschichte. 205. — Geographie. 215. — Naturgeschichte. 215. — Eingeborene. 216. — Menschenfresserei. 202 und 220. — Kriege. 211. — Sitten und Gebräuche. 217. — Wohnungen. 219. — Nahrung. 220 — Musik und Tanz. 221. — Aberglauben. 222. — Begräbnisse. 223 Sprache. 223.
Neusüdwales, Australien. II. 162. — Beschreibung. 162. — Sitten und Gebräuche. 167. — S. Australien.
Nevil, Insel, Carolinen. II. 287.
New Year, s. Washington.
Nga Awas, Stamm von Neuseeland. II. 201.
Nga Puis, Stamm von Neuseeland. II. 201.
Ngarik, Inselgr, Arch. der Carolinen. II. 286.
Nga Te Pos, Stamm von Neuseeland. II. 213.
Nga Teudus, Stamm von Neuseeland. II. 213.
Nicobar, Insel, Adamanen. I. 104.
Nigeri, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Niihau, Insel, Arch. Hawaii. I. 258.
Niphon, Insel, Japan. I. 225.
Nitendi, Insel, II. 78. — Beschreibung. 83.
Niuha, Inselgr. II. 12.
Niuka Lafa, heil. Ort auf Tonga. II. 18.
Noma Hana, Königin von Hawaii. Ihre Schilderung. 273. — Ihr Brief an Kotzebue. 273.
Nordeste, Stadt auf San Miguel. II. 298.
Norfolk, Insel. II. 225. — Beschreibung. 225. — englische Colonie. 225.
North, Insel, s. Nevil.
Northumberland, Insel, Australien. II. 175.
Nuestra Senhora de Luz, Insel, Neue Hebriden. II. 62.
Nugu Laho, Inselchen, Arch. Witi. II. 54.
Nugu Laudzala, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Nugu Lube, Inselchen, Arch. Witi. II. 54.
Nugu Nugu, Dorf auf Tonga. II. 12.
Nuguor, Insel, Carolinen. II. 286.
Nuka Hiwa, Arch. I. 280. — Geschichte. 291. — Insel dieses Namens. 281.
Nuka Hiwaner. Sitten. I. 296. — Schilderung. 295. — Sagen. 294.
Nussa Laut, Insel, Molukken. II. 124.
Nuuanu, Thal auf Hawaii. I. 241.
Nupts, Insel, Australien. II. 175.
Nupts Land, s. Australien.

O.

Oahu, Insel, Arch. Hawaii. I. 298.
Oammo, Regent zu Taiti. I. 319.

Digitized by Google

Oba, Dorf zu Timor. II. 127.
Oberea, Häuptling zu Taïti. I. 320.
Ocean, Insel. II. 242.
Oceanien. Seine Eintheilung. I. VI.
Ocili, Hafen von Manicoro. II. 75.
Odia, Inseln, Carolinen. II. 285.
Odida, Insel, s. Neaù.
Odide oder Hidi Hidi, Taïtier. I. 321.
Oeno, Insel. I. 303.
Oetas oder Igorotes, eingeb. Volk von Luzon. I. 149.
Ofen. II. 16.
Ohiteroa, Insel. s. Rurutu.
Ohiva Hoa, Insel, Arch. Nuka Hiwa. I. 294
Ohura, Berg, Neuseeland. II. 215.
Oiolawa, Insel, Gr. Hamoa. II. 9.
Oka Tubala, s. Fenua Iti.
Olimirao, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 287.
Olinama, Dorf auf Timor. II. 127.
Ollap, Insel, Carolinen. II. 259.
O lo Pen, erster Reisender in China. I. 187.
Onacufe, Insel, s. Hunter.
Ongai, Inselchen, Gr. Duperrey. II. 254.
Onghea Lebu, Insel, Arch. Witi. II. 52.
Ongomea, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Onnay, St. in Japan. I. 217. — Palast. 217.
Ono, Insel, Arch. Witi. II. 52.
Onruft, Insel, Java. II. 135.
Onu Afu, Insel. II. 232.
Oparo, Insel, s. Rapa.
Ophir, Berg auf Sumatra. I. 104.
Opiumraucher. I. 110. — ..handel. 110. — ..esser auf Java. II. 150.
Opu Nohu, Hafen von Eimeo. I. 314.
Opun, Insel, Gr. Hamoa. II. 10.
Ora Piha, Häuptling von Taïti. I. 320.
Oraeas, Insel, Arch. der Marianen. II. 266.
Oraison, Insel, s. Carn.
Orang Utang. Seine Geschichte. I. 106.
Orgelberg, in Brasilien. I. 23.
Ori, Taïtier. I. 320.
Oro, Moral zu Nalatea. I. 315 — zu Bora Bora 316.
Orotava, Stadt auf Teneriffa. I. 13.
Ortega, Inseln, Arch. Salomo. II. 21.
Orthographie der geograph. Namen. I. VII.
Orulong, Insel, Gr. Pelew. II. 284.
Ofaka, Stadt in Japan. I. 217.
Ofapa, Fl. auf Timor. II. 127.
Ofapa Beffas, Dorf auf Timor. II. 127.
Ofapa Kitkil, Dorf auf Timor. II. 127.
Oscar, Inselgr. II. 239.
Osnabrück, Insel, s. Maitia.
Osnaburg, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Osterinsel, s. Waihu.
Ostindische Compagnie. I. 89.
Otaha, Insel, s. Tahaa.
Otahi Hoa, Insel, Arch. Nuka Hiwa. I. 294.
Otaiti, s. s. Taïti.
Otdia, Inselgr. II. 244. — Sitten und Gebräuche. 245. — Bewohner. 246 — Sagen. 246.
Otea, Insel, Neuseeland. II. 215.
Otu, nördl. Vorgeb., Neuseeland. II. 204.
Otu. S. Pomare. I. 320.
Otumu Etoi, Dorf, Neuseeland. II. 201.
Oturi, Häuptling zu Taïti. I. 310.
Otway, Vorgeb., Australien. II. 161.
Oxley, engl. Reisender. Sein erster Ausflug in das Innere von Australien. II. 173. — zweiter Ausflug. 173.

P.

Pa, befestigte Dörfer auf Neuseeland. II. 201.
Paafen, s. Waihu.
Padang, holl. Stadt auf Sumatra. I. 114.
Pago, Dorf auf Guaham. II. 262.
Pagon, Insel, Marianen. II. 266.
Pahe, Spiel auf Hawaii. I. 255.
Pahia, Pic auf Boca Bora. I. 316.
Pahu tabu, heiliges Asyl auf Hawaii. I. 256.
Pai Hia, Dorf, Neuseeland. II. 212. — Niederlassung der Missionäre. 204.
Pai O Ri, Dorf auf Taïti. I. 312.
Paiu, Dorf auf Manicoro. II. 72.
Paladatula, Dorf auf Ceylon. I. 58.
Palembang, Königr. auf Sumatra. I. 114.
Palliser, Insel, Arch. Pomotu. I. 308.
Palma, Insel, Canarische, I. 15.
Palmerston, Klippen. II. 5.
Palmyra, Insel. II. 6.
Palu, Häuptling von Tonga Taba. II. 15.
Pambuan, Bezirk auf Borneo. II. 134.
Pampangua, Prov. von Luzon. I. 155.
Pandaran, Vorgeb., Cochinchina. I. 133.
Pandora, Bank. II. 21.
Pane, Bai, Ualan. II. 218.
Pangai, öffentliche Gebäude zu Hifo. II. 40.
Pangai Modu, Insel, Arch. Tonga. II. 21.
Paoam, Insel, Neue Hebriden. II. 70.
Papadayang, erloschener Vulkan auf Java. Sein letzter Ausbruch. II. 140.
Papa Pohaku, Dorf auf Hawaii. I. 256.
Papara, königl. Dorf auf Taïti. I. 313. — sein Moral. 314.
Papus, Volk auf Neu Guinea. II. 103. — Wohnungen, Religion. 104. — Sitten. 104. — Sprache. 110. — Schmieden. 104.
Papus, Land der, s. Neu Guinea.
Para, Prov. von Brasilien. I. 25.
Parahiba, Prov. von Brasilien. I. 25.
Paradiesvogel. II. 103.
Paragoa, Insel, Arch. der Philippinen. I. 152.
Paroa, Bai zu Neuseeland. II. 199. — Bezirk. 213.
Pare, Bezirk zu Taïti. I. 313.
Pari, Pic zu Oahu. I. 242.
Pari, Feste zu Taïti. I. 315.
Parramatta, Stadt, Neusüdwales, Australien. II. 164.
Parry, Inseln, Gr. Bonin Sima. I. 236.
Parry, Insel, Gr. Brown, Arch. der Carolinen. II. 285.
Paffage, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Paffang Gulang, Dorf, Celebes. II. 115.
Paffaruang, Bezirk auf Java. II. 145.
Paffig, Fluß von Manilla. I. 149. — Dorf dieses Namens. 150.
Paffuma, Länderstrecke auf Sumatra. I. 109.
Patangeras, Insel, Gr. Eliwi. II. 275.
Paterfon, engl. Matrose, sein Aufenthalt zu Tieopia. II. 71.
Patu Patu, Waffe, Neuseeland. II. 221.
Patu Wairoa, Zeichen der Würde auf Neuseeland. II. 221.
Pau Epu, Dorf auf Hawaii. I. 248.
Paulding, amerik. Reisender. I. V. — Sein Abenteuer bei der Insel Clarence. II. 6.
Pauliac, Stadt in Frankreich. II. 299.
Pavope, Flecken der Ilocos auf Luzon. I. 148.
Patrocinio, Insel, Gr. Bonin Sima. I. 237.
Paeten, engl. Capitain, zu Tristan d'Acunha. I. 27.
Pays Bruté, vulkan. Theil der Insel Bourbon. I. 40.
Peard, Insel der Gruppe Gambier. I. 304.
Pearl, Felsen zu Bonin Sima. I. 237.
Pedin, Stadt auf Sumatra. I. 113.
Peel, Insel, Gr. Bonin Sima. I. 235.
Peel, Fluß, Australien. II. 173.
Pegu, Stadt und Königreich in Birma. I. 103.
Peguaner, Colonie der, in Siam. I. 130.
Pei Ho, Fluß in China. I. 195.
Pekalongang, Residenz auf Java. II. 144.
Peking, Hauptstadt von China. II. 194.
Pelada, Insel, s. Tabu Enamu.
Palandschi, Fl. von Manilla. I. 102.
Pelelap, Inselchen, Gr. Mac Askill. II. 154.
Pelelew, Insel, Gr. Pelew. II. 284.
Pelew, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 276. — Sitten und Gebräuche. 282. — Hauptort der Insel Coror. 279.
Penrhyn, Inseln. II. 6.
Perlenfischerei. I. 58.
Pernambuco, Prov. in Brasilien. I. 25.
Peron, franz. Reisender, beschreibt die Eingeborenen von Tasmanien. II. 188 — auf Timor. 127.
Perrottet, franz. Naturforscher, am Senegal. I. 19.
Pescado, Insel. II. 6.
Peseadores, Inseln, Carolinen. II. 285.
Pesevar, Arch. der Carolinen. II. 286.
Peyser, Inseln. II. 239.
Pfeffer, Anbau des, I. 104.
Pfingstinsel, Neue Hebriden. II. 70.
Phaëton, engl. Schiff. Sein Abenteuer in Japan. I. 229.
Philippinen, Archipel. Geschichte. I. 152. — Beschreibung. 143.
Phillip, Inseln, Arch. der Carolinen. II. 247.
Phillip, Inselchen. II. 161.
Phillips, Inseln, Arch. Pomotu. I. 307.
Phillips, Insel. II. 226.
Phoken. II. 161 und 293.
Phosphorescenz des Meeres. I. 16.

Digitized by Google

Pia Koro, Häuptling zu Nuka Hiwa. I. 292.
Pico, Insel und Vulkan, Azoren. II. 296.
Pico do Fogo, Vulkan zu San Miguel. II. 298.
Pico do Barra, Vulkan zu San Miguel. II. 298.
Piguiram, Inselgr., Carolinen. II. 285.
Piha, Wasserfall zu Taïti. I. 312.
Pihe, Hymne auf Neuseeland, ganz mitgetheilt. II. 222.
Pinguinen, s. Fettgänse.
Pions in Indien. I. 60.
Pis, Insel, Gr. Hogoleu. II. 255.
Pitcairn, Insel. I. 301. — Beschreibung. 303. — Geschichte. 302.
Pitt, Insel, Gr. Chatam. II. 225.
Pitt, Insel, Gr. Gilbert. II. 241.
Plate, Insel, Arch. Hamoa. II. 2.
Pleasant, Insel, Gr. Gilbert. II. 242.
Podder, Insel. II. 244.
Pohon Upas, Giftbaum auf Java. II. 146.
Poivre, franz. Naturforscher. I. 36.
Point de Galle, Stadt auf Ceylon. I. 59.
Pola, Insel, Gr. Hamoa. II. 2.
Poliware, Vorgeb., Neuseeland. II. 197.
Polinesien, östliches Oceanien. Seine Grenzen. I. VI.
Pollock, Stadt von Mindanao. I. 162.
Pomare I., König von Taïti. I. 321.
Pomare II., König von Taïti. I. 311. — Sein Grab. 313. — Seine Geschichte. 321. — Seine Bekehrung. 326.
Pomare III. König von Taïti. I. 331.
Pomare, Häuptling von Neuseeland. II. 212.
Pomare Wahine I., Königin von Taïti. I. 318.
Pomotu, Archipel. I. 306.
Pondichery, Stadt in Indien. I. 68. — Beschreibung. 65. — Geschichte. 61. — Sitten. 67.
Ponta da Guia, Berg auf Fayal. II. 293.
Ponta da Piedade, Stadt auf Pico. II. 299.
Ponta Delgada, Stadt auf San Miguel. II. 296.
Pontianak, Königr. auf Borneo. II. 133.
Portland, Insel, Neu Hanover. II. 100.
Port Louis, Ile de France. I. 33.
Porto, Stadt auf Santa Maria, Azoren. II. 298.
Porto Santo, Stadt auf Madeira. I. 8. 9.
Porter, amerik. Reisender. I. IV. — Aufenthalt zu Nuka Hiwa. 292.
Popotos, Stamm von Neuseeland. II. 200.
Potatu, taïtischer Häuptling. I. 321.
Povoeao, Stadt auf San Miguel. II. 298.
Praslin (Port), Arch. Salomo. II. 95.
Praya, Stadt auf Terceira. II. 298.
Preangers, Bezirk auf Java. II. 142.
Predpriatie, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Princesa, Insel, Salomons Arch. II. 91. — S. auch Ralatea.
Prinzessin, Hafen der königl., Australien. II. 155.
Prinz von Wales Insel, Australien. II. 175.
Prinz von Wales Insel, s. Bligen.
Prome, Stadt in Birmanien. I. 103.
Pronis, franz. Gouv. zu Madagascar. I. 43.
Providence, Inselgr., Arch. der Carolinen. II. 285.
Pubiua, Insel, Neu Caledonien. II. 226.
Pubia I Wakadi, Insel, Neuseeland. II. 198.
Puke Tupapal, s. Egmont.
Pulaho, vornehmster Häuptling der Tonga Inseln, zur Zeit Cooks. II. 27.
Pulo Aij, Insel, Molukken. II. 124.
Pulo Anna, Insel, Arch. der Carolinen. II. 287.
Pulo Aper, Insel, auf Java. II. 135.
Pulo Condor, Insel, Celebes. I. 131.
Pulo Keller, Insel, Arch. Java. II. 135.
Pulo Laut, Inselgruppe. II. 132.
Pulo Raviere, Insel, Carolinen. II. 287.
Pulo Riamok, Insel, Java. II. 135.
Pulo Rias, Insel, Sumatra. I. 114.
Pulo Obie, Insel, Java. II. 135.
Pulo Ontang, Insel, Java. II. 135.
Pulo Pangang, Insel, Java. II. 135.
Pulo Penang, Insel, Malacca. I. 115. — Geschichte. 115.
Pulo Potrisch, Insel, Java. II. 135.
Pulo Rambut, Insel, Java. II. 135.
Pulnot und Alet, Inselchen, Carolinen. II. 286.
Puna, Bezirk auf Hawaii. I. 255.
Puna Hohoa, Vulkan auf Hawaii. I. 253.
Puni, Häuptling von Bora Bora. I. 317.
Pylstart, Insel, Arch. Tonga. II. 25.
Pyramide, Insel, Gr. Chatam. II. 225.
Pyramide Bali's, Felsen. II. 226.
Pyrard de Laval, franz. Reisender, beschrieb die Malediven. I. 52.

Q.

Quatro Coronandos, Insel, s. Gloucester.
Quatro Ribeiras, Stadt auf Terceira. II. 298.
Queen Charlotte, Insel. I. 305.
Queen Charlotte, Inseln. II. 89.
Quiros, span. Reisender. I. II. — entdeckt die Taïti Inseln. 319 — bei den Neuen Hebriden. II. 62.
Quoy, franz. Naturf. I. 24. — zu Waigiu. II. 112.

R.

Raa Kook, Bruder des Königs zu Petew. II. 297.
Rabo de Peixe, Stadt auf San Miguel. II. 298.
Radama, König und Eroberer auf Madagascar. I. 45.
Radsbuten, Volk in Indien. I. 88.
Radschas, indische Fürsten. I. 153.
Rafarla, Großwürdenträger auf Madagascar. I. 45.
Raffles, engl. Reisender, zu Malacca. I. 110. — Geschichtschreiber von Java. II. 154.
Rafflesia, riesenhafte Blume auf Sumatra. I. 105.
Rai, Schmuck zu Hawaii. I. 277.
Ralatea, Insel, Arch. Taïti. I. 315.
Ralik, Inseln, s. Odia.
Ramaswami Pundit, Brahmine. I. 81.
Rambe, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Ramos, Inseln, Arch. Salomo. II. 91.
Ramp, Inseln, s. Maguir.
Rana Kiras, Classe auf Taïti. I. 275.
Ranai, Insel, Arch. Hawaii. I. 257.
Rangadi, Dorf, Neuseeland. II. 211.
Ranga Tiros, Häuptlinge auf Neuseeland. II. 217.
Rangui Hu, Bezirk, Neuseeland. II. 209.
Rangun, Stadt, Birma. I. 103 — von den Engländern eingenommen. 98.
Rani Akea, Grotte auf Hawaii. I. 247.
Ranu Klindongan, See auf Java. II. 145.
Rapa, Insel. II. 1.
Raraka, Insel, Arch. Pomotu. I. 308.
Rarik, Häuptling zu Otdia. II. 245.
Raro Tonga, Insel, Arch. Harvey. II. 5.
Raùl, Insel. II. 225.
Raùre, Inselchen, Gr. Jùli. II. 287.
Raven Islands, s. Ngarick.
Rawack, Dorf auf Waigiu. II. 105. — Insel dieses Namens. 105.
Recherche, Insel der, Australien. II. 175.
Recherche, Insel, Gr. Manicoro. II. 77.
Reconnaissance, Insel, Neu Caledonien. II. 231.
Redondo, Insel, Australien. II. 162.
Redschang, Völkerschaft auf Sumatra. I. 107.
Reinga, Vorgeb., Neuseeland. II. 207.
Rembang, Bezirk und Stadt auf Java. II. 144.
Rennel, Insel, Arch. Salomo. II. 92.
Renouard de Sainte Croix, franz. Reisender. I. 149.
Resanoff, russischer Gesandter in Japan. I. 223.
Resolution, Insel, Neuseeland, II. 215.
Resulution, Insel, s. Towere.
Reti, Häuptling von Otdia. I. 319.
Rewa, Häuptling von Neuseeland. II. 199 und 212.
Rhinozeros von Java. II. 143.
Ribereinha, Stadt auf Pico. II. 298.
Richard Toll, Stadt am Senegal. I. 19.
Rienzi, ital. Reisender, auf Sumatra. I. 114. — auf Borneo. II. 132.
Rimetara, Insel. II. 3.
Rio Grande, Stadt und Provinz in Brasilien. I. 25.
Rio Janeiro, Hauptst. von Brasilien. I. 23.
Rio Maraca, Fluß in Brasilien. I. 24.
Rio Rio, König von Hawaii. I. 271. — Sein Tod in London. 273.
Riu, Stadt auf Sumatra. I. 114.
Riu, s. Rua Huga.
Riveiras, Stadt auf Pico. II. 299.
Robbeninsel, am Cap. I. 32.

Digitized by Google

Roberts, engl. Matrose, auf Nuka Hiwa. I. 292.
Roberts, s. Hiaù und Fatuhu.
Robin, franz. Sergent auf Madagascar. I. 46.
Roca de Oro, s. Loth's Weib.
Rochester, Wegnahme des, zu Rotuma. II. 236.
Rocky, s. Independance.
Roe, engl. Officier, seine Ausflüge in das Innere von Australien. II. 174.
Roggewein, holl. Reisender. I. III. — bei der Insel Waihu. 298 — bei den Inseln Hamoa. II. 10 — bei Neu Guinea. 106.
Roissy, Insel, Neu Guinea. II. 102.
Romanzoff, Insel, Arch. Pomotu. I. 308.
Romanzoff, Inseln, s. Otdia.
Rooke, engl. Admiral. I. 5.
Rosaingain, Insel, Molukken. II. 124.
Rosario, Insel, I. 233.
Rose, Insel. II. 7.
Roß, s. Dongomea.
Rota, Insel, Marianen. II. 266.
Roto Dua, See, Neuseeland. II. 215.
Rotteneß, Insel, Australien. II. 175.
Rotterdam, s. Namuka.
Rottie, Insel, Timor. II. 130.
Rotuma, Insel. II. 235. — Sitten. 236. — Wohnungen. 236. — Gebräuche. 237 und 238. — Sprache. 239.
Royan, Stadt in Frankreich. II. 299.
Rorburg, Insel, Arch. Harvey. II. 5.
Rua Puga, Insel, Arch. Nuka Hiwa. I. 294.
Rua Pua, Insel, Arch. Nuka Hiwa. I. 280.
Runawai, Vorgeb., Neuseeland. II. 197.
Runjet Singh, Sultan von Lahore. I. 92.
Rupak, Name der Häuptlinge auf den Inseln Pelew. II. 278.
Rurutu, Insel, II. 3.
Rutherford, engl. Matrose, gefangen auf Neuseeland. II. 197 und 211.

S.

Saads, Volk vom Cap. I. 29
Saaredra, span. Reisender, zu Neu Guinea. II. 105.
Sabarun, Molukken. II. 124.
Sabrina, verschwundene Insel. II. 297.
Sacken, Insel, Arch. Pomotu. I. 308.
Sadras, Stadt in Indien. 70.
Saigaing, Stadt in Birma. I. 103.
Saigong, Meer. I. 131. — Fluß. 131. — Stadt. 132.
Sainson, Zeichner. I. VIII.
Saint Alluarn, franz. Reisender, sieht Australien. II. 172.
St. Barthelemy, Insel, Neue Hebriden. II. 70.
St. Brandon, eingebildete Insel. I. 15.
St. David, s. Guebes.
St. Denis, Stadt, Insel Bourbon. I. 39.
St. Esprit (Heilige-Geist-Insel), Insel, Neue Hebriden. II. 70.
St. Georg, Canal. II. 99. — Cap. 100.
St. Helena, Insel. II. 292.
St. Johann, Insel, Neu Hannover. II. 100
St. Jorge, Insel, Azoren. II 297.
St. Lazarus, Arch, s. Philippinen
St. Louis, Stadt, Senegal I. 19. — Ruinen der franz. Niederlassung auf den Malvinen. II. 291.
St. Marie, Insel, Madagascar. I. 45.
St. Marie, Insel, Azoren. II. 298
S. Miguel, Insel, Azoren. II. 298.
St. Nicolaus, Insel des gr. Vorgebirges. I. 21.
St. Paul, Stadt, Insel Bourbon. I. 40.
St. Simeon und St. Juda, s. Towere.
St. Vincent, Golf, Australien. II. 160.
Saka, Name des Kawa auf Ualom. II. 252. — Zubereitung. 254.
Sakai, kaiserl. Stadt in Japan. I. 217.
Sal, Insel des gr. Vorgebirges. I. 21.
Salak, Bergkette auf Java. II. 146.
Salanganen, Nester der, auf Java. II. 148.
Salas y Gomez, Felsen. I. 298.
Salayer, Gruppe, Celebes. II. 118.
Saliape, Inselchen, Gr. Jöli. II. 287.
Salibabo, Gruppe, Molukken. II. 120.
Salice, Insel, Celebes. II. 114.
Sallawatty, Insel. II. 111.
Salomon's Archipel. II. 84. — Geschichte. 86 — Bewohner. 88. — Geographie. 90.
Saluan, Fluß auf Siam. I. 127.
Salvages, Inseln. I. 9.
Samarang, Bezirk und Stadt auf Java. II. 144.
Sambas, Stadt in Borneo. II. 133.
Samboagan, Stadt, Mindanao. I. 162.
San Agustin, Insel, Carolinen. II. 286.
San Bartolomeo, Stadt auf Terceira. II. 298.
Sandelholz, Handel mit, II. 55.
San Diego, zweifelhafte Insel. I. 308.
Sandwich, Insel, Neue Hebriden. II. 69.
Sandwich Insel, Neu Irland. II. 100.
Sandwich Inseln, s. Hawaii.
Sandy, Insel, Arch. Witi. II. 54.
San Gabriel, Insel, Admiralitätsgruppe. II. 101.
Sangu, Borneo. II. 134.
Sangur, Insel, Celebes. II. 118.
San Jago, Insel des grünen Vorgeb. I. 21.
San Jago, s. Maupiti.
San Joao, Stadt auf Pico. II. 299.
San Jorge, Azoren. II. 298.
San Juan Baptista, s. Elisabeth.
San Matteo, Grotte, Manilla. I. 149. — Stadt auf Terceira. II. 298 — auf Pico. 299.
San Miguel, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
San Miguel, Insel, Admiralitätsgruppe. II. 101.
San Nicolo, Insel des grünen Vorgebirges. I. 21.
San Pablo, zweifelhafte Insel. I. 308.
San Paolo, Stadt und Provinz, Brasilien. I. 21.
San Pedro, Stadt und Provinz, Brasilien. I. 21. — Insel, s. Bora Bora. — Stadt auf Santa Maria. 298.
San Quintin, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
San Rafael, Insel, Carolinen. II. 286.
San Sebastian, Stadt auf Terceira. II. 298.
Santa Barbara, Stadt auf Santa Maria. II. 298 — auf Terceira. 298.
Santa Christina, s. Tao Wati.
Santa Cruz, Stadt auf Teneriffa. I. 9. 10. — auf Manilla. 150 — auf Gracioſa. II. 298 — auf Flores. 299. — Insel, s. Nitendi.
Santa Lucia, Insel des grünen Vorgebirges. I. 21.
Santa Lugia, Stadt auf Pico. II. 299.
Santa Magdalena, s. Otahi Hoa.
Santa Maria. I. 18.
Santa Maria de la Agnada, Insel, Galapagos. II. 298.
Sant Antonio, Insel des grünen Vorgeb. I. 21. — Stadt auf Pico. II. 299.
San Vicente, Insel des grünen Vorgebirges. I. 21.
Santo Domingo, s. Timeo.
Sanvitores, span. Missionair auf den Marianen. Sein Märtyrertod. II. 265.
Sanvitores, Dorf auf Guaham. II. 260.
Saparna, Insel, Molukken. II. 124.
Sapi Utang. II. 116.
Sara Leare und Sara Rara, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Sarigoan, Insel, Marianen. II. 266.
Sataroal, Insel, Carolinen. II. 287.
Sanders, Insel, s. Kabu Emanu.
Savage, Insel. II. 5.
Savu, Insel Timor. II. 131.
Sayyan, Insel, Marianen. II. 266.
Sears, Inselchen, Arch. Witi. II. 53.
Schatzinseln, Salomons Arch. II. 91.
Schau, Titel auf Rotuma. II. 237.
Schaultrie. I. 65.
Sche Ho, Stadt in China. I. 192.
Schildkrötenfang. II. 296.
Schiwea, indische Gottheit. I. 88.
Schöll, franz. Officier. Expedition nach Madagascar. I. 47.
Schouten, holl. Reisender, entdeckt die Gruppe Niuha. II. 12 — bei Neuseeland. 99 — bei Neu Hanover. 100 — bei Neu Guinea. 105 — bei den Inseln Alu Fatu. 233.
Schouten, Inseln, Neu Guinea. II. 102, 105.
Schui, Stadt auf Ein Aschrè. I. 202.
Schumatu, buddhistischer Tempel. I. 103.
Schuraki, Bai, Neuseeland. II. 203.
Schuturu, Insel, Neuseeland. II. 215.
Schwäne, schwarze. II. 156.
Schwein zu braten in Oceanien. II. 18.
Scilly, Insel, Arch. Tatti. I. 310.
Scorbut, Beschreibung des, II. 290.
Scott, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Scott Nind, engl. Arzt in Australien. II. 157.
Seapoys. II. 63.
Sechs Inseln, s. Charlotte.

Digitized by Google

Seehundsbai, Australien. II. 175.
Seeräuber, malaiische. I. 154.
Segelwagen, in China. I. 185.
Seghira, Uros zu Ualan. II. 53.
Sekelaren, Volk auf Madagascar. I. 49.
Selkirk, engl. Matrose, verlassen auf Juan Fernandez. II. 268.
Senas und Senei, Inselchen, Ualan. II. 251.
Senegal. I. 16. — Fluß. 19.
Sercey, franz. Admiral, in Indien. I. 63.
Seringapatnam, Riff. II. 226.
Serles, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Sermatta, Insel, Molukken. II. 125.
Serrano, portug. Reisender, entdeckt Neu Guinea. II. 105.
Sesarga, Insel, Arch. Salomo. II. 51.
Seügun, Befehlshaber in Japan. I. 226.
Seychellen, Archipel. I. 51.
Seyks, indisches Volk. I. 88.
Shepherd, Insel, Arch. Neue Hebriden. II. 70.
Sherson, s. Gran Coral.
Shing Nih, mal. Seeräuber. I. 169.
Shirding, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Shongui, neuseeländischer Häuptling. II. 200 und 209.
Shortland, Insel, Salomons Arch. II. 91.
Shuki Anga, Bezirk auf Neuseeland. II. 200.
Siak, Königreich auf Sumatra. I. 113.
Siam. Geschichte. I. 125. — Geographie. 127. — Handel. 130. — Bewohner. 128. — Sitten. 128.
Siandien, Insel, Celebes. II. 114.
Siao, Insel, Celebes. II. 118.
Si Chang, Inseln. I. 130.
Sidereeng, Staaten, Celebes. II. 118.
Sieben Inseln, s. Ngarik.
Sieben Städte, See der, Azoren. II. 297.
Sikokf, Insel, Japan. I. 225.
Simao, Insel, Timor. II. 130.
Simbu, Insel, Arch. Salomo. II. 91.
Simpang, Borneo. II. 134.
Sims, Insel, s. Kanagen.
Simson, Inseln, s. Hopper.
Simson, Insel, Salomons Arch. II. 91.
Sinahagua, Dorf, Guaham. II. 260.
Singalesen, auf Ceylon. I. 56.
Singapur, indische Insel. I. 118. — Fluß 118. — Stadt. 117.
Singleton, engl. Matrose zu Tonga. II. 15.
Sinn Thal, St. Helena. II. 294.
Sinto, Religion in Japan. I. 231.
Sio Thva, Stadt in Siam. I. 128.
Sipe, Uros in Ualan. II. 252.
Siri, Zubereitung des Betels auf Java. II. 150.
Siringam, Pagode. I. 87.
Skeby's Group, s. Namuluk.
Skof Tehe, Dorf, Neuseeland. II. 195.
Smith, Gruppe. II. 5.
Sola, s. Pylstart.
Solander, Inseln, Neuseeland. II. 193.
Solo, Fluß auf Java. II. 145.
Soloan, Insel, Arch. Carolinen. II. 286.
Solor, Insel, Timor. II. 131.
Sonnerat, franz. Reisender. I. 63. 69.
Sonsorol, Inseln, Carolinen. II. 287.
Sopeng, Celebes. II. 118.
Sorell Town, Dorf auf Tasmanien. II. 185.
Sorol, s. Phillip.
Sotoan, Gruppe von Inselchen, Carolinen. II. 286.
Sozopolis, franz. Bischoff in Siam. I. 121.
Spencer, Golf, Australien. II. 175.
Spiridow, Insel, s. Ura.
Stamford Raffles, s. Raffles.
Stapleton, Insel, Benin Sima. I. 236.
Starbuck, Insel. II. 6.
Staatenland, s. Neuseeland.
Stephan, Insel, Neuseeland. II. 195.
Stephard, Inseln, Neue Hebriden. II. 70.
Stepsto, Insel, s. Timor.
Sternpie, Inselchen, Neue Hebriden. II. 70.
Stewart, Inseln, Salomons Arch. II. 92.
Stewart, Insel, Neuseeland. II. 192.
Strong, Insel, s. Ualan.
Sturmbai, Tasmanien. II. 184.
Stürmische Inseln. II. 101.
Sturt, engl. Offizier, Ausflug in Australien. II. 160. 173.
Suffren, franz. General in Indien. I. 63.
Subras, Kaste in Indien. I. 85.
Sugar Loaf, Insel, Neuseeland. II. 215.
Suk, Insel, Arch. Carolinen. II. 287.
Sulu, Insel. I. 163.
Sumadang, Stadt auf Java. II. 143.
Sumanap, Sultanschaft auf Madura. II. 142.
Sumatra, Insel. Beschreibung. I. 104. — Handel. 114. — Goldbergwerke. 108. — Sitten. 102.
Sumba, Insel, Timor. II. 131.
Sumbawa Timor, Arch. II. 130.
Sumenat, Pagode. I. 87.
Sunday, s. Naül.
Supoa Keang, Chinese, Geschichtschreiber von Liu Tschü. I. 208.
Surapaya, Stadt, Java. II. 140.
Surcouf, franz. Corsar in Indien. I. 63.
Surprise, Insel, Neu Caledonien. II. 231.
Surville, franz. Reisender. I. 111 — bei den Salomons Inseln. II. 87 — bei Neuseeland. 207.
Susannet, Insel, s. Bischofsinseln.
Swede, Inseln, s. Eliet.
Sydenham, Insel, Gr. Gilbert. II. 233.
Sydney, Insel. II. 7.
Sydney Cove, Neusüdwales. II. 162.
Syrins, Insel, s. Anna.

T.

Ta, Inselchen, Gr. Sotoan. II. 286.
Taara oder König Georg, Häuptling auf Neuseeland. II. 209.
Taaro Arii, taitischer Häuptling. I. 314.
Tabe Uni, Arch. Witi. II. 54.
Table Bay, Vorgeb. der guten Hoffnung. I. 30.
Tabu, auf Hawaii von Tamea Mea aufgehoben. I. 248. — Beschreibung seiner Wirkungen. 279 — auf Nuka Hiwa. 296 — auf Taiti. 336 — auf Tonga. II. 48 — auf Neuseeland. 202 und 223.
Tabu Emanu, Insel, Arch. Taiti. I. 318.
Tabune Siki, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Tachogna, Guaham. II. 262.
Tae Ame, Bezirk, Neuseeland. II. 211.
Tagal, Insel, Arch. der Carolinen. II. 295.
Tagal, Stadt auf Java. II. 144.
Tagalen, Volk auf den Philippinen. I. 153.
Tagoitap, Inselchen, Gr. Jüti. II. 287.
Taha, Häuptling von Tonga. II. 26.
Tahaa, Insel, Arch. Taiti. I. 319.
Tahofa, Häuptling von Tonga. II. 15.
Tahua, Priester auf Nuka Hiwa. I. 287.
Tahuas, Propheten und Aerzte auf Nuka Hiwa. I. 295.
Tahu Ata, s. Tao Wate.
Tahua Tini, geist. Oberhaupt auf Nuka Hiwa. I. 290.
Tahunas, Priester auf Nuka Hiwa. I. 296.
Tahura, Insel, Arch. Hawaii. I. 258.
Tahu Rawe, Insel, Arch Hawaii. I. 258.
Tai Ana, Häuptling von Hawaii. I. 263.
Tai Manu, Häuptling auf Nuka Hiwa. I. 292.
Tai Piis, Volk von Nuka Hiwa. I. 289.
Taio. I. 309.
Taioa, Bai von Nuka Hiwa. I. 287.
Taio Hae, Bai von Nuka Hiwa. I. 281.
Tai Ritii, Vulkan auf Hawaii. I. 256.
Taiti, Arch. Beschreibung. I. 311. — Geographie. 318. — Geschichte. 319. — Bürgerkrieg. 324. — Religion. 329.
Taitier, Trachten. I. 310. — Handel. 309. — Frauen. 310. — Strafen. 311. — Sitten. 333. — Religion. 335. — Feste. 337. — Sprache. 338.
Takai, Inselchen, Gr. Mac Askill. II. 234.
Talapan, Stadt auf Borneo. II. 135.
Talapoins, Priester des Buddha. I. 83.
Tamaha, die, auf Tonga. II. 21.
Tamar, Fl., Tasmanien. II. 185.
Tamatan, Insel, Carolinen. II. 258.
Tamatawen, Volk von Madagaskar. I. 47.
Tamea Mea, König und Eroberer der Hawaii Inseln. I. 248.
Tanah Laut, Halbinsel, Borneo. II. 133.
Tananarive, Stadt auf Madagaskar. I. 49.
Tanette, Reich auf Celebes. 118.
Tangatas, Klasse auf Neuseeland. II. 217.
Tanger, afrikanische Insel. I. 7.
Tanna, Insel, Neue Hebriden. II. 68. — Eingeborene. 68.
Taorias oder Kukis, Sclaven auf Neuseeland. II. 217.
Tao Wati, Insel, Nuka Hiwa. I. 294.
Tapu, s. Tabu.
Tareha, neuseeländischer Häuptling. II. 200.
Tarifa, Stadt in Spanien. I. 7.

Digitized by Google

Tarofofo, Fl., Guaham. II. 266.
Tasman, holländ. Reisender. I. III. — zu Tonga. II. 25 — zu Witi. 55 — zu Neu Irland. 99 — zu Neu Guinea. 106 — in Australien. 171 — in Tasmanien. 186 — entdeckt Neuseeland. 205.
Tasman, Bai Neuseeland. II. 191.
Tasmanien. II. 184. — Geschichte. 186. — engl. Colonie. 191. — Eingeborene. 191. — Geographie. 192.
Taswel, s. Augustin.
Tättowirung, zu Nuka Hiwa. I. 297 — in Australien. II. 179 — in Neuseeland. 202 — zu Otdia. 246.
Tauaï, Insel, Arch. Hawaii. I. 253.
Taùi Taùi, Inselgr., Philippinen. I. 163.
Tauranga, Bai, Neuseeland. II. 200.
Tawai Punamu oder Tory Poenammu, eine der zwei großen Inseln von Neuseeland. II. 193. 207.
Tawiti Rahi, Insel, Neuseeland. II. 215.
Tea Baï, Häuptling zu Balabea. II. 210.
Tea Bumes, Häuptlinge, Neu Caledonien. II. 227.
Tea Hura, Insel, Neuseeland. II. 197.
Tehai, Inselchen, Arch. Pomotu. I. 307.
Tekuri, neuseel. Häuptling. II. 208.
Tello, Bezirk, Celebes. II. 118.
Teloſaneaûay, Stadt auf Sumatra. I. 113.
Temarangar, neuseel. Häuptling. II. 114.
Temer, Insel, Carolinen. II. 285.
Teneriffa, canarische Insel. I. 9. 10. — Pic von. 13.
Teoau, s. Hrau.
Tepahi, neuseeländischer Häuptling. II. 209.
Tera Kako, Hauptinsel, Neuseeland. II. 206.
Tera Nake, Stamm, Neuseeland. II. 195.
Tera Witi, Stamm, Neuseeland. II. 195.
Teroke, neuseeländ. Häuptling. II. 201.
Terceira, Insel, Azoren. II. 296 und 298.
Ternate, Insel und Stadt, Molukken. II. 120.
Tethuroa, Insel, s. Tetua Roa.
Tetore, neuseeländ. Häuptling. II. 198.
Tetua Roa, Insel, Taïti. I. 318.
Teufelsberg, Vorgeb. der guten Hoffnung. I. 31.
Tewai, Insel, Wanikoro. II. 77.
Teywa, Insel, s. Ualan.
Thee, Anbau und Handel. I. 110.
Themse, Fluß in Neuseeland. I. 280.
Thomas, engl. Missionär auf Tonga. II. 40.
Thornton, Insel, s. Carolinen.
Three Brothers, Inseln, Witi. II. 53.
Thunberg, holl. Reisender. I. 223.
Tidore, Insel, Molukken. II. 120.
Tiger, Fluß in China. I. 174.
Tiger, chines. Truppen. I. 185.
Tikopia, Insel. II. 71.
Timor, Insel. Beschreibung. II. 126. — Geographie. 128. — Bewohner, Sitten. 129.
Timorlaut, Insel, Molukken. II. 125.
Tinakoro, Insel, Vulkan. II. 83.
Tinian, Insel, Marianen. II. 264.
Tinkio, Berg, Guaham. II. 266.
Tintingue, Stadt auf Madagaskar. I. 43.
Tippo Saib, Kaiser von Bengalen. I. 63.
Titari, Neuseeländer. II. 211.
Tiukea, Inseln, Arch. Pomotu. I. 308.
Tobronacelly, Insel, s. Tabune Siki.
Tofua, Insel, Gr. Hapai. II. 24.
Togoja, Fürst von Ualan. II. 253.
Tohi Tapu, neuseeländ. Oberpriester. II. 201.
Tohungas, Priester, Neuseeland. II. 200 u. 222.
Toko Malu, Bai, Neuseeland. II. 206.
Tol, Insel, Gr. Hogoleu. II. 255.
Tomboro, Ausbruch des, auf Sumbawa. II. 131. — Stadt. 131.
Tomohon, Dorf der Harfurs. II. 116.
Tondano, See, Celebes. II. 116.
Tonga, Arch. Beschreibung. II. 15. — Geographie. 23. — Geschichte. 25. — Wohnungen. 46. — Feste. 30. — Sitten und Gebräuche. 41. — Religion. 46. — Sprache. 49.
Tonga Tabu, Insel, Arch. Tonga. II. 24.
Tongutes, Insel, Gr. Mac Askill. II. 254.
Tonkinesen, Volk von Cochinchina. I. 141.
Tonyak, Fl. in Japan. I. 218.
Topang, Schauspiel auf Java. II. 151.
Torres, span. Reisender. I. II. — besucht Australien. 170. — S. Quiros.
Towere, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Trafalgar, Schlacht bei. I. 7.
Tres Hermanos, s. Tetua Roa.
Treforeri oder Schatzinseln, Salomons Arch. II. 91.
Trevanion, s. Nua Pua.
Trial und Brethers, Wegnahme dieser Schiffe. II. 211.
Trincomale, Stadt auf Ceylon. I. 59.
Tristan d'Acunha, Insel. I. 27.
Tschandernagor. I. 78.
Tschandis, verfallener Tempel auf Java. II. 153.
Tschanschor, Stadt auf Java. II. 143.
Tschis-scheran und Tschikandi, Flüsse auf Java. II. 139.
Tschittschateff, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Tuaï, Neuseeländer. II. 211.
Tubai, Insel, Arch. Taïti. I. 318.
Tubo, Häuptling auf Tonga. II. 15.
Tubuai, Insel. II. 2.
Tuhua, Insel, Neuseeland. II. 214.
Tui Tonga, Würde auf Tonga. II. 15.
Tui Tui, Insel. I. 305.
Tumbua Nakoro, Häuptling auf Witi. II. 51 und 60.
Tupaia, Priester auf Taïti. I. 320.
Tupapau, Grabdenkmäler auf Tonga. I. 323.
Tupua, Insel. II. 85.
Turan, Stadt in Cochinchina. I. 133.
Turatte, Staaten, Celebes. II. 118.
Turnbull, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Tutaha, Häuptling von Taïti. I. 320.
Tutu Kaka, Dorf, Neuseeland. II. 199.
Tutu Rima, Ceremonie auf Tonga. II. 21.

U.

Ua, Thal auf Hawaii. I. 243.
Ualan, Insel, Carolinen. 247. — Beschreibung. 248. — Bewohner. 252. — Sitten. 248. — Sagen. 253.
Ualoffen, Volk von Goree. I. 18.
Ueberfluß, Bucht, Neuseeland. II. 206.
Udia Milai, Insel, s. Eschholz.
Udirik, Insel, Arch. der Carolinen. II. 286.
Ududu, Bai, Neuseeland. II. 207.
Ubu Maria, Berg, Neuseeland. II. 215.
Ulemaray, Inselchen, Gr. Jùti. II. 287.
Ulietea, s. Raiatea.
Ulle, Insel, s. Jùti.
Ulleay, Inselchen der Gr. Jùti. II. 287.
Ulurhy, s. Eliwi.
Umaitia, Insel, s. Tetua Roa.
Umalik, Inselchen der Gr. Peserar. II. 286.
Umata, Stadt auf Guaham. II. 261.
Umbenga, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Umi, Bai, Nuka Hiwa. I. 280.
Union, amerik. Schiff, bei Tonga. II. 34.
Unong Lebu, Häuptling auf Witi. II. 51.
Unun, Insel, Carolinen. II. 286.
Upa Paru, Häuptling von Taïti. I. 310.
Upas tieute, Giftbaum. II. 147.
Upulu, Vorgeb. Hawaii. I. 216.
Ura, Inseln, Arch. Pomotu. I. 308.
Urose Tone, Häuptlinge auf Ualan. II. 249.
Uruckthapel, Insel, Gr. Pelew. II. 284.
Ushima, Insel, Arch. Liu Tscheù. I. 210.
Utu, Gebr. auf Neuseeland. I. 218.
Utu Maroa, Dorf auf Raiatea. I. 315.
Uturu, Taïtier. I. 320.

V.

Valangas, Provinz auf Luzon. I. 159.
Vancourer, engl. Reisender. I. IV. — zu Hawaii. 264 — zu Taïti. 322 — besucht die Insel Napa. II. 1 — Australien. 172 — Tasmanien. 187.
Vandiemensland, s. Tasmanien.
Vandiemen's Golf. I. 175.
Vellas, Hauptstadt auf San Jorge. II. 298.
Vendola, Insel, II. 96.
Venus-Spitze, zu Taïti. I. 309.
Verräther-Inseln, s. Nintha.
Vigan, Stadt auf Luzon. I. 148.
Villa Franca, Stadt auf S. Miguel. II. 298.
Villeneuve, franz. Admiral. I. 7.
Vischers, Insel, Neu Hanover. II. 101.
Vlaming, holl. Reisender, besucht Australien. II. 171.
Vliegen, Inseln, Arch. Pomotu. I. 308.
Vulkan, Insel, Neu Guinea. II. 102.

W.

Wadeln, Insel, Carolinen. II. 285.
Wadscho, Staat, Celebes. II. 118.
Wahi Adua, König von Taïti. I. 319.

Digitized by Google

Wahine, Insel, Arch. Taiti. I. 314.
Waïe Akea, Bai zu Hawaii. I. 250.
Waigiu, Insel. II. 111.
Wai Hapu, Vorgeb., Neuseeland. II. 203.
Waihu, Insel. I. 298.
Waii Manu, Dorf auf Hawaii. I. 249.
Wai Kahu Bunga, s. Themse.
Wai Kari, Dorf, Neuseeland. II. 199.
Wai Kato, Häuptling auf Neuseeland. II. 212.
Wai Kato, Fl., Neuseeland. II. 212.
Wai Mate, Niederlassung der Missionäre, Neuseeland. II. 213.
Wai Meo, Bezirk, Hawaii. I. 248.
Wai Pa, Fluß, Neuseeland. II. 215.
Wai Pio, Dorf auf Hawaii. I. 249.
Wai Rea, Fl., Neuseeland. II. 215.
Wai Tamata, Fl., Neuseeland. II. 215.
Wai Tangui, Dorf, Neuseeland. II. 211.
Wai Toa, s. Toa Wati.
Wai Titi, Bucht, Hawaii. I. 243.
Wai Total, Häuptling von Tonga. II. 42.
Waïtu Taki, Insel, Arch. Harvey. II. 4.
Waka Tai, Priesterin, Neuseeland. II. 204.
Wakia, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Waldegrave, engl. Reisender, bei den Tonga Inseln. I. 49.
Walie oder Vallie, Häuptling auf Wanikoro. II. 74.
Walleway, Fl. Ceylon. I. 53.
Wallfischfang. II. 288.
Wallis, eng. Reisender. I. III. — Sein Kampf auf der Insel Königin Charlotte. 305. — zu Taiti. 319.
Wallis, Insel. II. 233.
Wampoa, Rhede, Macao. I. 173.
Wangara, Insel, Arch. Witi. II. 53.
Wangari, Bai, Neuseeland. II. 207.
Wangaroa, Stamm, Neuseeland. II. 209.
Wanikoro, Inseln. II. 72. — Geographie. 77. — Eingeborene. 77. — Sitten und Sprache. 78.
Wanoo Wadoua, Insel, s. Banue Batu.
Wann, Dorf auf Wanikoro. II. 72.
Wanua Lebu, Insel, Arch. Witi. II. 52.
Ware Rohi, Häuptling, Neuseeland. II. 201.
Warragong, Berg, Australien. II. 175.
Washington, Insel. II. 6.
Washington, Insel, s. Nua Huga.
Waterland, Insel, Arch. Pomotu. I. 306.
Watiu, Insel, Arch. Harvey. II. 4.
Watu Lete, Insel, Arch. Witi. II. 54.
Wawao, Insel, Arch. Tonga. II. 24.
Wawitu, Insel. II. 2.
Wayang, Marionetten auf Java. II. 152.
Wellesley, Insel, Australien. II. 185.
Wellington, Berg, Tasmanien. II. 184—185.
Werat, Insel, s. Motu Riki.
Western, Port, Australien. II. 161.
Wetter, Insel, Molukken. II. 125.
Whitsunday, Insel. I. 306.
Wilberforce, Dorf, Australien. II. 164.
Wilhelm, Insel des Prinzen, s. Witi.
William Henry, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Williams, Missionär auf Neuseeland. II. 196.
Wilson, amerik. Missionär zu Taiti. I. 310.
Wilson, engl. Reisender. I. IV. — bringt Missionäre nach Taiti. 323 — nach den Tonga Inseln. II. 32.
Wilson, sein Ausflug in das Innere von Innere von Australien. II. 177.
Wilson, Heinr. engl. Capitain. Sein Schiffbruch an den Pelew Inseln. II. 277.
Wilson, Insel, Arch. Pomotu. I. 306. — Vorgebirge, Australien. II. 162. — Inseln, s. Pelew.
Winchelsea, Insel, s. Buka.
Windsor, Stadt, Australien. II. 164.
Wingen, Vulkan, Australien. II. 177.
Wischnu, indischer Gott. I. 82.
Witi, Inseln. Beschreibung. II. 49. — Geographie. 52. — Geschichte. 55. — Eingeborene. 60.
Witi Anga, Dorf, Neuseeland. II. 212.
Witi Lebu, Insel, Arch. Witi. II. 52.
Wittgenstein, Insel, Pomotu. I. 304.
Witt's Land, s. Australien.
Wlaardingen, holl. Stadt, Celebes. II. 117.
Wolchonski, Insel, Arch. Pomotu. I. 307.
Womerang, Waffe, Australien. II. 169.
Woodle, Insel, Gr. Gilbert. II. 241.
Wood Rogers, engl. Reisender, besucht die Galapagos Inseln und Juan Fernandez. II. 286 und 289.

X.

Xulla, Insel, Celebes. II. 118.

Y.

Yacù Chima, Insel, Liu Tscheù. I. 210.
Yanaùn, Stadt, Indien. I. 73.
Yap, Insel, s. Guap.
Yedo, Stadt, Japan. I. 216.
Yermoloff, Insel, s. Holt.
York, Insel. II. 7. siehe J. Amakata und Eimeo.
Young, Engländer, auf der Insel Rotuma. II. 235.
Young Nicks, Vorgeb. Neuseeland. II. 205.
Young William, Insel, s. Sotoan.

Z.

Ziegeninsel. I. 23.
Zin Mu, Gründer des japanischen Reiches. I. 226.
Zondergrond, Inseln, s. Ura.
Zwei Hügel, Insel der, Arch. der Neuen Hebriden. II. 69.
Zweikampf in Japan. I. 220.
Zwei Schwestern, Insel der, Gr. Chatam. II. 225.

Digitized by Google

Verzeichniß der Abbildungen

zur

„malerischen Reise um die Welt."

Erster Theil.

Portraits von Bougainville, Cook, Laperouse und Krusenstern.

Taf. 1. Frankreich. — Spanien.

1. Abfahrt einer Fregatte. 2.
2. Gibraltar von der Ostseite. 5.
3. Unterirdische Galerie in Gibraltar. 6.
4. Kleidung einer Dame von Port Mahon. 3.

Taf. 2. Spanien. — Canarische Inseln.

5. Gibraltar von der Westseite. 6.
6. Santa Cruz auf Teneriffa. 9.
7. Leuchtthurm von Tarifa. 7.
8. Bäuerin von Teneriffa. 10.

Taf. 3. Canarische Inseln.

9. Ausbruch des Cahorra auf Teneriffa. 14.
10. Tracht der Bewohner der canarischen Inf. 15.
11. Drachenblutbaum und Aloe. 13.
12. Die Gipfel des Pic in verschiedenen Entfernungen. 14.

Taf. 4. Senegal.

13. Fang eines Haifisches. 17.
14. Schiffbruch der Meduse. 16.
15. Goree, Ostseite. 18.
16. Eine Signarre. Ein Marabut. 18.

Taf. 5. Rio Janeiro.

17. Die Insel Trinidad. Wallfische. 22.
18. Rhede von Rio Janeiro. 23.
19. Jagd des wilden Pferdes. 25.
20. Jagd der Fettgänse. 28.

Taf. 6. Vorgebirge der guten Hoffnung.

21. Das Tafelgebirge und die Capstadt. 29.
22. Eine Straße in der Capstadt. 30.
23. Hottentotten. 30.
24. Ein Sturm auf der Nadelbank. 29.

Taf. 7. Ile de France.

25. Port Louis. 36.
26. Kirche von Pampelmousses. 36.
27. Mesnil-Fluß. 37.
28. Eine Zuckermühle. 38.

Taf. 8. Insel Bourbon.

29. St. Denis. 40.
30. Ausschiffungsplatz zu St. Denis. 39 und 41.
31. Brücke über den Kieselfluß. 39.
32. Madegassen im Jahre 1656. 44.

Taf. 9. Madagascar.

33. Die Madegassen unterwerfen sich Flacourt 1652. 44.
34. Der Baum der Reisenden. 43.
35. Eine Sclave. — Hovas. 43.
36. Ansicht von Tintingue. 43.

Taf. 10. Seschellen.

37. Flußpferde. 50.
38. Rhede von Mahe. 51.
39. Haus bei Mahe. 52.
40. Seecocospalme. 51.

Taf. 11. Ceylon.

41. Dogobal (Reliquienkapelle). 55.
42. Eingang zum Palast zu Kandy. 55.
43. Buddha — Priester. 55.
44. Kapelle bei Trinconomali. 55.

Taf. 12. Ceylon.

45. Trümmer einer Pagode. 55.
46. Brücke von Bambus. 56.
47. Oberpriester. 55.
48. Vollziehung der Todesstrafe an einem Verbrecher durch einen Elephanten. 57.

Taf. 13. Indien.

49. Landungsplatz in Pondichery. 60.
50. Kirche der Jesuiten. 60.
51. Palast des Gouverneurs. 60.
52. Pious, Wachen. 60.

Taf. 14. Indien.

53. Pagode. 66.
54. Ein malabarischer Wagen. 65.
55. Fakir. — Frau eines Braminen. — Priester. 65. 66.
56. Gaukler. 66.

Taf. 15. Indien.

57. Landungsplatz zu Madras. 70.
58. Frauen aus dem Volke. 70.
59. Parias als Schiffer. 70.
60. Das Götzenbild Kannappen. 70.

Taf. 16. Indien.

61. Bischoffscollegium in Calcutta. 77.
62. Frömmigkeitsübungen der Hindus. 75.
63. Tempel zu Dschagernaut. 74.
64. Frömmigkeitsübungen der Hindus. 75.

Taf. 17. Indien.

65. Fahrt der Göttin Kaly auf dem Wasser. 87.
66. Gemälde, den Gott Krischna vorstellend. 87.
67. Eine indische Wittwe, die sich in den Scheiterhaufen stürzt. 86.
68. Kartieya, Gott der himmlischen Heerschaaren. 82.

Taf. 18. Indien.

69. Das Wagenfest zu Dschagernaut. 75. 86.
70. Begräbniß eines Anhängers Wischnu's. 86.
71. Promenade eines Nabab. 88.
72. Christliche Schule für Mädchen in Calcutta. 80.

Taf. 19. Indien.

73. Natsche, indischer Tanz. 80.
74. Tigerjagd. 79.
75. Banianenbaum. 94.
76. Töpfer. 91.

Taf. 20. Birma.

77. Große Pagode zu Rangun. 98.
78. Das Innere der Pagode. 99.
79. Ansicht von Rangun (Nordseite). 99.

Taf. 21. Birma.

80. Ansicht von Rangu (Ostseite). 99.
81. Angriff der Pogodenspitze. 99.
82. Einnahme der Hauptschanze. 99.

Taf. 22. Birma. — Sumatra.

83. Frau eines vornehmen Birmanen. 101.
84. Ein Krieger von Seanlar. 108. 112.
85. Haus auf Sumatra. 108.
86. Der Häuptling von Batu Bara und seine Söhne. 112.

Taf. 23. Sumatra. — Malacca.

87. Frauen von Sumatra. 108. 112.
88. Hafen auf Malacca. 116.
89. Ansicht von Malacca. 116.
90. Malaiische Schifferbarken. 116.

Taf. 24. Singapur.

91. Hafen von Singapur. 118.
92. Ansicht von Singapur. 118.
93. Theil des malaiischen Stadtviertels. 118.
94. Chinesischer Kaufmann. — Malaie. 118.

Taf. 25. Singapur. — Siam.

95. Rhede von Singapur. 118.
96. Malaie und Malaiin. 118.
97. Tempel zu Bancock. 123.
98. Ansicht von Bancock. 122.

Taf. 26. Siam. — Cochinchina.

99. Palast zu Bankock. 122.
100. Ein Siamese. — Eine Siamesin. 123.
101. Grabmal Gutamas. 136.
102. Ansicht von Turan. 134.

Taf. 27. Cochinchina.

103. Bucht von Turan. 133.
104. Vornehme Cochinchinesen. 133.
105. Cochinchinesisches Grabmal. 134.
106. Volkstrachten. 133.

Taf. 28. Cochinchina.

107. Unterirdische Pagode zu Turan. 136.
108. Kaiser von Cochinchina. — Abgeordneter von Cambodja. 139.
109. Tempel zu Saigong. 131.
110. Priester des Fo und Novizen. 132.

Taf. 29. Cochinchina.

111. Fort zu Turan. 136.
112. Civil- und Militairmandarinen. 134.
113. Marmorberg zu Turan. 136.
114. Eingang zur unterirdischen Pagode. 136.

Taf. 30. Cochinchina.

115. Elephantenstall zu Turan. 134.
116. Garden des Kaisers u. ein Artillerist. 134.

Digitized by Google

117. Fischerboote. 133.
118. Cochinchinesischer Markt. 133.
Taf. 31. Manilla.
119. Zollhaus zu Manilla. 143.
120. Kirche zum heil. Franciscus zu Manilla. 144.
121. Brücke zu Manilla. 145.
122. Tagalen, Mann und Frau. 145.
Taf. 32. Manilla.
123. Chinesischer Stadttheil von Manilla. 147.
124. Hahnenkämpfe. 146.
125. Ruinen einer Vorstadt. 147.
126. Ilocos, Mann und Frau. 148.
Taf. 33. Manilla.
127. Der Fluß Passig. 149. 150.
128. Casa Matta. 150.
129. Ansicht von Hala Hala. 150.
130. Schlucht bei Hala Hala. 151.
Taf. 34. Manilla. — China.
131. Fischerfloß in Manilla. 152.
132. Banka, Boot. 153.
133. Eingang zu Macao. 165.
134. Theil von Macao. 166.
Taf. 35. China.
135. Ansicht von Macao. 165.
136. Grotte des Camoens. 166.
137. Fluß. 166. 174.
138. Fort. 166. 174.
Taf. 36. China.
139. Dorf am Tiger. 174.
140. Alte Böte als Wohnungen. 174.
141. Ansicht einer Straße in Canton. 177.
142. Barbier. — Bewohner von Canton. 177.
Taf. 37. China.
143. Vorstadt einer chinesischen Stadt. 183.
144. Civil-Mandarin. — Lieferant. 178. 184. 198.
145. Stadtthor. 183.
146. Soldat in völliger Rüstung. — Kriegstiger. 185.
Taf. 38. China.
147. Brücke in einer chinesischen Stadt. 192.
148. Chinesische Dame. 184.
149. Die Cangue. 185.
150. Damenfüße. — Das Tscha. 184. 185.
Taf. 39. China.
151. Boot, eine schiefe Fläche hinabgleitend. 192.
152. Segelkarren. 185.
153. Ein Thor in Peking. 192.
154. Mandarin im Tragsessel. 186.
Taf. 40. China.
155. Die große Mauer. 193.
156. Festung und Triumphbogen. 192.
157. Säulenhalle am Palaste Yuen Ming Yuen. 192.
158. Chinesische Baucernfamilie. 185.
Taf. 41. China.
159. Pagode bei Su Tscheu. 192.
160. Fu Hi, Erfinder des Schreibens. — Chinesische Gottheit. 194.
161. Entenboot. 101.
162. Böte von Tscheu Kiao. 101.
Taf. 42. China. — Liu Tscheu.
163. Transportboot. 201.
164. Große Kriegsparke. 201.
165. Napa Liang, Hauptstadt von Liu Tscheu. 202.
166. Grabmal. 202.
Taf. 43. Inseln Liu Tscheu.
167. Komi, Häuptling von Liu Tscheu und seine Frau. 203.
168. Priester und Häuptling. 203.
169. Ein Häuptling u. seine beiden Söhne. 203.
170. Kuang Yong, Göttin der Gnade. 204.
Taf. 44. Inseln Liu Tscheu.
171. Dschonke von Liu Tscheu. 206.
172. Garten der Priester. 204.
173. Diener eines Häuptlings. 204.
174. Häuptling von Korea mit Gefolge. 210.
Taf. 45. Japan.
175. Japanisches Wachthaus. 214.
176. Begegnung vornehmer Japaner. 213.
177. Japanisches Fort. 213.
178. Japanische Soldaten. 213.
Taf. 46. Japan.
179. Straße zu Nangasaki. 215.
180. Japanische Damen. 215.
181. Palast zu Onnay. 217.
182. Festes Schloß zu Firando. 217.
Taf. 47. Japan.
183. Portraits von Japanern. 225.
184. Japanische Dame im Wagen. 218.
185. Japanische Bettlerfamilie. 219.
186. Japanische Ringer. 220.
Taf. 48. Japan.
187. Landung der Russen. 223.
188. Zug der russischen Gesandtschaft. 223.
189. Wohnung des Gesandten. 223.
190. Audienz der holländischen Gesandtschaft 1776. 222.
Taf. 49. Japan.
191. Begräbniß eines reichen Japaners. 230.
192. Der Gott Amida. 232.
193. Der Gott Canon, Amida's Sohn. 233.
Taf. 50. Japan. — Insel Peel.
194. Ein Tempel Canons. 233.
195. Bonzen (Priester) von verschiedenen Secten. 232.
196. Urwald an der Küste der Insel Peel (Bonin Sima.) 235.
Taf. 51.
Karte der Inseln Hawaii (Sandwich).
Taf. 52. Inseln Hawaii.
197. Kau Ike Uli, König. 240.
198. Kapelle und Palast des Gouverneurs von Oahu. 239.
199. Die Prinzessin Raheina Heina. 241.
200. Ansicht des Thales Ua. 241.
Taf. 53. Inseln Hawaii.
201. Ruinen eines Forts zu Kaï Rua. 247.
202. Fluß Waï Akea. 250.
203. Das Thal Waï Jlio. 249.
204. Fall des Waï Ruku. 250.
Taf. 54. Inseln Hawaii.
205. Niederlassung der Missionäre zu Waï Akea. 250.
206. Portrait Maboa's. 250.
207. Der Vulkan Kirau Ea. 251.
208. Der Vulkan Puna Hohoa. 253.
Taf. 55. Inseln Hawaii.
209. Königl. Morai von Honaunau. 256.
210. Morai zu Tauai. 261.
211. Das Innere eines Morai zu Tauaï. 261.
212. Die Bewohner von Hawaii bringen Cook Gaben. 261.
Taf. 56. Inseln Hawaii.
213. Ermordung des Capitän Cook's. 263.
214. Schiffe Cook's. 265.
215. Portrait des Tamea Mea. 270.
Taf. 57. Inseln Hawaii.
216. Morai Tamea Mea's. 270.
217. Roma Hana, die Frau Tamea Mea's. 273.
218. Taufe Karaï Moku's am Bord der „Urania." 272.
219. Portrait des Karaï Moku. 272.
Taf. 58. Inseln Hawaii.
220. Junges Mädchen von Hawaii. 274.
221. Kua Kini, Bruder der Königin Kaahu Manu. 274.
222. Junge Frau von Hawaii. 277.
223. Krieger von Hawaii. 276.
Taf. 59. Inseln Hawaii.
224. Oeffentliche Trauer über den Tod Kea Pua Lani's, der Frau Tamea Mea's 280.
225. Maskirte Personen von Hawaii. 277.
226. Tanz zweier Kinder. 278.
227. Hawaiischer Tänzer. 278.
Taf. 60. Inseln Hawaii.
228. Kaahu Manu, Regentin von Hawaii. 271.
229. Fort und Rhede von Hono Ruru. 273.
230. Götzenbilder. 256.
231. Oeffentliche Tänze. 278.
Taf. 61. Inseln Nuka Hiwa. (Marquesas).
232. Tättowirte Krieger v. Nuka Hiwa. 286. 297.
233. Doppelpirogue. 285.
234. Morai auf Nuka Hiwa. 288.
235. Portraits von Eingeborenen. 295.
Taf. 62. Nuka Hiwa.
236. Frauen von Nuka Hiwa. 295.
237. Das Innere eines Hauses. 288.
238. Honu, Häuptling von Tao Witi. 291.
239. Thal Taïoa. 281.
Taf. 63. Nuka Hiwa. — Waihu.
240. Morai auf Nuka Hiwa. 288.
241. Waffen und Zierrathen. 297.
242. Steinernes Haus auf Waihu. 299.
243. Grundriß des Hauses. 299.
244. Eine 310 Fuß lange Hütte. 299.
Taf. 64. Waihu. — Pitcairn.
245. Colossale Statuen auf Waihu. 299.
246. Landungsplatz zu Pitcairn. 301.
247. John Adams, Gründer der Colonie von Pitcairn. 303.
248. Dorf auf Pitcairn. 303.
Taf. 65. Inseln Gambier.
249. Angriff der Eingeborenen. 304.
250. Insel Whitsunday. 305.
251. Floß von den Gambier Inseln. 305.

Digitized by Google

Taf. 66. Inseln Taiti.
252. Oturi, Eingeborener. — Upa Paeu. 310.
253. Wasserfall und Basaltfelsen. 312.
254. Pomare Wahine, Mutter der Königin. 313.
255. Tere Moe Moe, Mutter Pomare's III. 313.
256. Grab Pomare's II. 313.
Taf. 67. Taiti.
257. Bucht von Ware an der Insel Wahine. 314.
258. Mai, Insulaner von Raiatea. 314.
259. Otu Maoro, Hauptort von Raiatea. 315.
260. Pomare I. König von Taiti. 320. 326.
Taf. 68. Taiti.
261. Hauptort auf Bora Bora. 316.
262. Spitze des Pic von Bora Bora. 317.
263. Morai von Papara auf Taiti. 320.
Taf. 69. Taiti.
264. Kriegsflotte von Taiti. 321.
265. Menschenopfer. 336.
266. Altäre und Tiis zu Ata Huru. 323. 336.
Taf. 70. Taiti.
267. Abtretung von Matawai an die englischen Missionäre. 323.
268. Pomare II. 321.
269. Tupapau von Ori Pitz. 323.
Taf. 71. Taiti.
270. Eine junge Taitierin mit Geschenken. 337.
271. Heiva, Taitischer Tanz. 337.
272. Ein Tupapau. 323.
273. Götzenbilder von Taiti. 335.
Taf. 72.
Karte der Insln Taiti (Otaheite).

Weltkarte zur „malerischen Reise um die Welt."

Zweiter Theil.

Portraits von Beechey, Duperrey, Kotzebue und d'Urville.
Taf. 1. Inseln Mangia, Malden, Maüna.
1. Eingeborener von Mangia. 4.
2. Verlassener Morai auf der Insel Malden. 6.
3. Ermordung des Capitains Delangle und seiner Gefährtin auf der Insel Maüna. 8. 11.
Taf. 2.
Karte der Tonga Inseln (Freundschafts-Inseln).
Taf. 3. Tonga Inseln.
4. Taha, Unterhäuptling von Tonga Tabu. 26.
5. Der Tui Tonga Pulaha. 27.
6. Ein Kawa an der Küste von Rumaka. 17.
7. Faustkampf auf Tonga. 22.
Taf. 4. Tonga Inseln.
8. Bu-Mai oder nächtlicher Tanz der Frauen auf Tonga Tabu. 22.
9. Fest und Spiele auf Tonga Tabu. 28.
Taf. 5. Tonga Inseln.
10. Portrait Mariner's, eines englischen Matrosen auf Wawao. 35.
11. Piroguenschoppen. 20.
12. Große Kriegspirogue. 14.
13. Ein Kawa. 17.
Taf. 6. Tonga Inseln.
14. Palu, Häuptling des Bezirks Mua. 15.
15. Tahofo, Häuptling des Bezirks Bea. 15.
16. Eine Frau von Palu. 20.
17. Ein Kind. 19.
18. Gräber oder Faitokas auf Hügeln. 18.
19. Faitokas des Tui Tonga. 20.
Taf. 7. Tonga Inseln.
20. Häuptling in Kriegstracht. 17.
21. Das Innere eines Hauses. 45.
22. Spiele und Tänze junger Mädchen. 45.
23. Waffen und Geräthschaften der Bewohner von Tonga. 45.
Taf. 8. Tonga Inseln.
24. Haus der englischen Missionäre zu Hifo. 16.
25. Volksplatz zu Mafanga. 19.
26. Der Astrolabe scheitert auf den Riffen bei Tonga Tabu. 39.
27. Wegnahme der Schaluppe des Astrolabe von den Eingeborenen. 41.
Taf. 9. Tonga Inseln.
28. Kampf zwischen den Soldaten des Astrolabe mit den Eingeborenen von Tonga. 41.
29. Besuch der Officiere von dem Astrolabe bei Tamaha. 41 u. 21.
30. Riesenhafter Baum zu Moua. 21.
31. Erste Niederlassung der Missionäre zu Tonga Tabu. 39.
Taf. 10. Tonga Inseln.
32. Ein Mata Boulai. — Wai-Totaïs. 42.
33. Berathschlagung wegen eines kranken Kindes. 18.
34. Festungswerke von Mafanga. 42.
35. Erdofen zum Braten des Fleisches in Polynesien. 18.
Taf. 11. Inseln Witi.
36. Die Schaluppe des Astrolabe wird von den Eingeborenen zu Laguemba angegriffen. 59.
37. Turung Toki, Häuptling von Laguemba. 51.
38. Loua Lala, Häuptling von Laguemba. 51.
39. Tumbua Nakoro, Häuptling von Witi Lewu unterhält sich am Bord. 51.
Taf. 12. Inseln Witi.
40. Dillon's Kampf mit den Witiern. 58.
41. Spitzberg der Insel Kandabon. 51.
42. Bewohner von Witi Lebu. 52.
Taf. 13. Inseln Witi. — Neue Hebriden.
43. Waffen u. Zierrathen auf den Witi Inseln. 61.
44. Eingeborner von Mallicolo. 70.
45. Landung zu Koro Mango. 65. 66.
46. Gegend auf der Insel Tanna. 66.
Taf. 14. Neue Hebriden.
47. Eingeborener von Tanna. 68.
48. Frau von Tanna. 68.
49. Cook's Landung zu Tanna. 66.
Taf. 15. Tikopia. — Wanikoro.
50. Tikopia von der offenen See gesehen. 71.
51. Dorf auf Mannewai. 76.
52. Bewohner von Tikopia. 71.
53. Pirogue von Wanikoro. 78.
Taf. 16. Wanikoro.
54. Bewohner von Wanikoro. 77 u. 78.
55. Balie, zweiter Aligui von Manu. 74.
56. Moamba, Priester von Mannewai. 76.
57. Hafen von Mangeboai. 77.
58. Mausoleum Laperouses auf Wanikoro. 77.
Taf. 17. Wanikoro.
59. Das Haus des Atua zu Wanikoro. 78.
60. Schaluppe des Astrolabe an dem Orte des Schiffbruchs. 76.
61. Frauen von Wanikoro. 77.
62. Art, wie man den Taro reibt. 78.
Taf. 18. Wanikoro. — Inseln Salomon's. — Neu Irland.
63. Schiffbruch Laperouses. 74.
64. Pirogue der Aesaciden. 85.
65. Das Innere des Hafens Carteret. 95.
66. Wasserfall von Port Praslin. 95.
Taf. 19. Neu Irland.
67. Platz zum Wassereinnehmen im Hafen Carteret. 95.
68. Eingeborene von dem Hafen Carteret. 96.
69. Kaiman von Neu Irland. 96.
70. Pirogue von Neu Irland. 96.
Taf. 20. Admiralitäts Inseln. — Neu Guinea.
71. Ansicht der Admiralitätsinseln. 96.
72. Eingeborene von den Admiralitäts Inf. 96.
73. Dorf zu Dorei. 104.
74. Eingeborene von Dorei. 108. 109.
Taf. 21. Neu Guinea.
75. Schmiede des Papus. 105.
76. Ein Mann und eine Frau von Dorei. 108.
77. Todtengesänge und Todtenfeiern zu Dorei. 104.
78. Paradiesvögel, Männchen u. Weibchen. 108.
Taf. 22. Neu Guinea.
79. Dorf zu Kambo. 104.
80. Grab eines Papu Häuptlings. 104.
81. Pirogue zu Dorei. 104.
82. Niederlassung der Holländer bei dem Flusse Durga. 110.
Taf. 23. Molukken.
83. Haus des holländischen Agenten zu Cajeli. 120.
84. Kriegstanz zu Buru 121.
85. Eine Moschee zu Cajeli. 120.
86. Rhede von Amboina. 121.
Taf. 24. Molukken.
87. Botu Gedja, Residenz des Gouverneur. 122.
88. Exercierplatz zu Amboina. 121.
89. Bewohner von Amboina. 122.
90. Markt von Campong Chinoi. 122.
Taf. 25. Insel Celebes.
91. Caravane von Reisenden, welche über einen Berg auf Celebes ziehen. 115.
92. Manado von der Rhede aus. 115.
93. Kriegstanz der Harfurs auf Celebes. 117.
Taf. 26. Insel Celebes.
94. Fall des Flusses Tondano. 116.
95. Ansicht von Tondano. 116.
96. Spazierfahrt auf dem See von Tondano. 116.
97. Sapi-utang, Hornschwein (Barbaroffa) Männchen und Weibchen. 116.
Taf. 27. Insel Celebes. — Insel Timor.
98. Ein Harfurs-Haus zu Manado. 116.
99. Harfurs von Manado. 117.
100. Cupang auf Timor. 126.
101. Malaiischer Begräbnißplatz zu Cupang. 126.

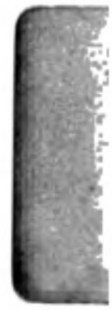
Digitized by Google

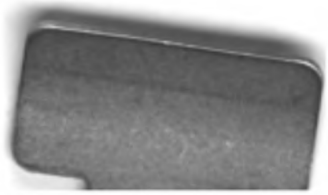
Taf. 28. Insel Timor. — Java.
102. Ein Reiter von Timor 127.
103. Scheingefecht von Kriegern von Omboy. 127.
104. Eine Straße in Batavia. 135.
105. Ein Häuptling von Java.
Taf. 29. Java.
106. Palast des Residenten zu Buitenzorg. 139.
107. Javaner in Hoftracht und Kriegstracht. 139.
108. Ein Mann u. eine Frau aus dem Volke. 139.
109. Ein Bräutigam und eine Braut. 139.
Taf. 30. Java.
110. Palast zu Surabaya. 140.
111. Ein Bewohner von Madura. 141.
112. Spazierfahrt mit dem Sultan v. Madura. 141.
Taf. 31. Java.
113. Ansicht von Surabaya. 140.
114. Residenz von Banin Wangui. 140. 142.
115. Musikchor des Sultans von Bankalang. 141.
116. Rhinozeros von Java. 143.
Taf. 32. Java.
117. Ruinen des Palastes von Kulassan. 153.
118. Eine javanische Tänzerin. 152.
119. Ruinen des Tempels Brambanam. 153.
120. Theatermasken, Marionetten und Dolche von Java. 151. 152.
Taf. 33. Java.
121. Großer Tempel von Boro Bodor. 154.
122. Eine der 400 Nischen in dem Tempel von Boro Bodor. 154.
123. Bramine von Bali. 142.
124. Waffen und Standarten der Javaner. 152.
Taf. 34. Java.
125. Stein-Basreliefs, die man bei Boro Bodor fand. 154.
126. Ein malaiisches Haus. 152.
127. Haus javanischer Bauern. 152.
128. Haus eines javanischen Häuptlings. 153.
Taf. 35. Australien (Neu Holland).
129. Hafen des Königs Georg. 155.
130. Eingeborener vom König Georgs-Hafen. 156.
131. Der Franzosenfluß. 156.
132. Känguru. 156.
Taf. 36. Australien.
133. Ansicht auf der Känguruinsel. 160.
134. Seekälber. 161.
135. Dorf an der Jervis Bai 174. 179.
136. Eingang von Port Jackson. 162.
Taf. 37. Australien.
137. Ansicht von Sydney 162.
138. George Street in Sydney. 163.
139. Leuchtthurm von Port Jackson. 168.
140. Fluß Parramatta. 164.
Taf. 38. Australien.
141. Sydney bei seiner Entstehung. 181.
142. Caserne in Sydney. 163.
143. Zusammenfluß des Murray u. Darling. 174.
144. Grab der Eingeborenen von Australien. 170.
Taf. 39. Australien.
145. Ceremonie des Gnaalung. 169
146. Ceremonie von einer australischen Hochzeit. 168.
147. Begräbniß der Eingebor. von Australien. 170.
148. Frau von Tasmanien. 189. 191.
149. Eingeborener von Australien. 179.
Taf. 40. Australien.
150. Pirogue aus zusammengenaheter Baumrinde. 179.
151. Der Casuar. — Der Lyravogel. 176.
152. Tanz der Eingeborenen von Australien. 180.
153. Wambatt od. Dresman. — Schnabelthier. 176.
Taf. 41. Tasmanien. (Van Diemens Land).
154. Ansicht von Hobart Town in Tasmanien. 184.
155. Ansicht von New Town. 185.
156. Ansicht von Elisabeth Town (in Tasmanien.) 185.
157. Der Hafen Macquarie. 192.
Taf. 42. Tasmanien.
158. Hobart Town von der Caserne aus. 184.
159. Gruppe von Sträflingen auf einer Stelle, die urbar gemacht wird. 18..
160. Eingeborene von Tasmanien, Muscheln suchend. 191.
161. Dasjuren, einen Seehund verzehrend. 192.
Taf. 43. Charte von Neu Seeland.
Taf. 44. Neu Seeland.
162. Hütten an der Astrolabebucht. 194.
163. Schlucht auf Neu Irland. 194.
164. Der „Schooner" umgeben von Neu-Irländischen Piroguen. 195.
Taf. 45. Neu Seeland.
165. Niederlassung der Missionäre zu Pahia. 204.
166. Das Dorf Korora Reka. 203.
167. Kriegsflotte von Neuseeland. 199.
168. Ansicht der Insel-Bai. 203.
Taf. 46. Neu Seeland.
169. Ein verfallenes Pa zu Paroa. 204.
170. Pa od. befestigtes Dorf auf einem Felsen. 207.
171. Kriegspirogue von Neuseeland. 206.
Taf. 47. Neu Seeland.
172. Tatuirte Personen. 202.
173. Götzen, Waffen, Geräthe und Werkzeuge der Neuseeländer. 218. 221.
174. Tuai, Häuptling von Neuseeland. 217.
175. Schongui, Häuptling von Neuseeland. 212.
176. Mit Schnitzereien verzierte Hütten der Häuptlinge von Neuseeland. 220.
Taf. 48. Neu Seeland.
177. Kriegstanz der Neuseeländer. 200.
178. Tättowirte neuseeländische Krieger. 216.
179. Operation d. Tättowirens auf Neuseeland. 202.
180. Junge Mädchen von Neuseeland. 208.
Taf. 49. Neu Seeland.
181. Aufnahme bei einem Häuptling von Neuseeland. 217.
182. Bearbeitung eines Patatenfeldes. 204. 221.
183. Wegnahme des Schiffes „Boyd" durch die Neuseeländer. 209.
Taf. 50. Neu Seeland.
184. Tupe Kupa, in England. 219.
185. Begrüßung (schongui) der Neuseeländer. 223.
186. Missionär von Neuseeland mit seinem Gefolge. 211.
Taf. 51. Neu Seeland.
187. Menschenopfer auf Neuseeland. 220.
188. Ceremonie einer neuseeländischen Taufe. 219.
189. Trauerscene auf Neuseeland. 217.
190. Begräbniß eines Ariki. 223.
Taf. 52. Neu Caledonien.
191. Gegend von Neu Caledonien. 226.
192. Ein Mann von Neu Caledonien 231.
193. Gegend auf der Fichteninsel in Neu Caledonien. 230.
194. Doppelpirogue von Neu Caledonien. 232.
Taf. 53. Neu Caledonien.
195. Krieger von Neu Caledonien. 231.
196. Frauen von Neu Caledonien. 231.
197. Waffen und Geräthe der Neu Caledonier. 228. 231.
198. Wohnungen auf Neu Caledonien. 226.
Taf. 54. Insel Rotuma.
199. Dorf auf Rotuma. 238.
200. Eingeborene von Rotuma. 237.
201. Uebertragung der Gewalt auf Rotuma. 238.
202. Grabmal der Könige auf Rotuma. 239.
Taf. 55. Insel Radack (Otdia).
203. Ansicht auf einer der Radack Insel. 245.
204. Häuptling der Radack Inseln. 246.
205. Das Innere einer Hütte (Radack Ins.) 246.
206. Frau von der Insel Saltikoff. 246.
Taf. 56. Inseln der Carolinen. — Otdia.
207. Insel der Gruppe Neusenstern 243.
208. Labeleloa, Häuptling der Insel Kutusoff. 245.
209. Frau von der Insel Tschitschakoff. 246.
210. Eingeborener von den Inseln Radack 216.
211. Waffen, Geräthe und Zierrathen von den Inseln Radack. 246.
Taf. 57. Inseln der Carolinen.
212. Frauen von Ualan. 248.
213. Eingeborener von Ualan. 253.
214. Insel Ualan bei Ebbe. 248.
Taf. 58. Inseln der Carolinen.
215. Bewohner von Ualan. 253.
216. Ausflug in das Innere der Wälder von Ualan. 250.
217. Dorf auf Ualan. 252.
Taf. 59. Carolinen.
218. Zusammenkunft mit den Eingeborenen von Tamatam. 258.
219. Eingeborene von Tamatam. 258.
220. Große Pros der Caroliner zu Tamatam. 258.
Taf. 60. Inseln der Marianen.
221. Bai von Umata. 259.
222. Männer aus verschiedenen Ständen von Guaham. 259.
223. Palatio (Palast) zu Umata. 261.
224. Frauen von Umata. 259.
Taf. 61. Marianen.
225. Kirche zu Umata. 261.
226 Verlassenes Kloster zu Umata. 261.
227. Haus auf Guaham 262.
228. Hirschjagd zu Merisso. 262.
Taf. 62. Marianen.
229. Schule zu Agagna. 259.
230. Palast zu Agagna. 259.
231. Ruinen zu Tinian. 264.
232. Art zu Reisen zu Guaham. 261.
Taf. 63. Marianen.
233. Ruinen auf der Insel Rota. 263.
234. Pflug und Egge auf Guaham. 270.
235. Cocusbranntweinbrennerei auf Guaham. 272.
Taf. 64. Insel Pelew.
236. Verschanztes Lager des Capitain Wilson zu Pelew. 279.
237. Landungsplatz zu Pelew. 279.
238. Abba Thulle, Häuptling von Pelew. 278.
239. Luoi, Eine der Frauen Abba Thulle's. 279.
Taf. 65. Insel Pelew.
240. Kästchen, Koeb, Beil, Kamm, Dolche, Angelhaken und Gürtel von Pelew. 282.
241. Platz zu den öffentlichen Versammlungen zu Pelew. 279.
242. Libu, Sohn des Königs von Pelew, Abba Thulle. 282.
Taf. 66. Juan Fernandez. — Cap Horn.
243. Selkirk, verlassen auf der Insel Juan Fernandez. 289.
244. Die Bai Cumberland auf J. Fernandez. 289.
245. Ort, wo die Zelte Anson's auf Juan Fernandez standen. 289.
246. Cap Horn, aus einer Entfernung von 9 M. gesehen. 290.
Taf. 67. Die Inseln der Malvinen.
247. Trümmern der franz. Corvette „Urania". 292.
248. Ein Mann auf dem Meere. 290.
249 Ruinen der französischen Niederlassung auf den Malvinen. 291.
250. Rückkehr v. der Jagd auf den Malvinen. 292.
Taf. 68. St. Helena.
251. Das Grab Napoleons. 293.
252. Wasserfall von Briars. 293.
253. James Town (Insel St. Helena.) 294.
254. Weg von Long-Wood nach James Town. 294.
Taf. 69. Insel Ascension.
255. Spitze des Green Mountain. 295.
256. Landungsplatz auf der Insel Ascension. 295.
257. Sandy Bay auf der Insel Ascension. 295.
258. Besuch bei den Quellen Dampier's. 295.
Taf. 70. Inseln Azoren. — Frankreich.
259. Ansicht von Villa Franca. 299.
260. Ansicht von Fajal. 298.
261. Ansicht von Pico. 298.
262. Ankunft in Bordeaux. 300.
Taf. 71. General-Charte von Oceanien, entworfen von Herrn d'Urville.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 6168





Digitized by Google